KAIS. KÖN. HOF BIBLIOTHEK
20.159-B
ALT-

Digitized by Google

S.a.25.C.24.

Digitized by Google

80153 B.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Geschichte der Seele.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert,

königl. bayer. Hofrathe, Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität und Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu München, Ritter des Civil-Verdienstordens der Bayerischen Krone, so wie des Griechischen Erlöserordens.

Dritte Auflage.

Nebst acht lithographirten Tafeln.

Stuttgart und Tübingen,

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1839.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dem Herrn

Carl Friedrich von Roth,

königl. bayerischem Staatsrathe in außerordentlichem Dienste, Reichsrathe, Ober = Consistorial = Präsidenten, Ritter des Civil = Verdienstordens der Bayerischen Krone, Mitgliede der Akademie der Wissenschaften.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es ist eine alte Sitte, daß Schriftsteller das Werk ihrer Hände, welches doch Mehreren zu dienen bestimmt ist, zunächst Einem Leser zuschreiben oder den Namen desselben ihrem Buche vorsetzen. Diese alte Sitte erscheinet einerlei Ursprunges mit jener, nach welcher die Verfasser der Bücher, wenn sie von ihrer eigenen Person und den Leistungen derselben sprechen, nicht ich sondern wir sagen. Beiderlei Gebräuche aber sollten ursprünglich ein öffentliches Bezeugen jener Erfahrung seyn, welche sich uns bei keiner andren Arbeit so sehr aufdringt, als bei der Arbeit des Bücherschreibens; der Erfahrung: daß die einzelne Seele nur im Bunde der Liebe und der Einigkeit des Geistes mit einer andren, ihr hülfreich zugesellten Seele etwas Tüchtiges zu schaffen vermöge. Denn das ist eine Bestimmung des Lebens und seiner Mühen, daß der Mensch dadurch erfahre: wie wenig dessen sey, was er in und von sich selber und wie viel dessen, was er von außen empfangen habe, und daß er hierdurch Demuth lerne und Liebe.

Digitized by Google

Wenn ich die Züge Ihres Namens, mein Freund! dem ersten Blatte meines Buches einschreibe, so will ich damit dankbar andeuten, daß ich selber das erlebt und genossen habe, wovon so viele Stellen dieses Buches reden: das „liebliche" und fruchtbare Beisammenwohnen der einen Menschenseele mit einer andren, in Einheit jenes Geistes, welcher uns durch die von ihm selber geweckte Liebe zu einem Sichtbaren, für die Liebe zu einem Unsichtbaren vorbereitet und erzieht. Könnte und dürfte mein Buch von andren Dingen reden, als von jenen, welche die Feder ihm auszusprechen gab, es würde bei jedem Abschnitt das bezeugen, was mir Ihr ergänzender Einfluß bei seiner Ausarbeitung gewesen. Darum erlauben Sie, daß ich diese armen fliegenden Blätter dem Andenken unsres Zusammenwohnens im Lande der Vorbereitung liebend widme.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Vorrede.

Mit Ausnahme einiger weniger Zusätze und Verbesserungen, die ich aus der Hand eines theuren Freundes erhielt, habe ich in dieser dritten Auflage meiner Geschichte der Seele unverändert die zweite wiedergegeben. Nicht gerade deßhalb, weil ich mir bei dem nochmaligen Ueberblick über meine Arbeit dessen weniger bewußt gewesen wäre, was ich an derselben anders und besser gestaltet wünschte, sondern deßhalb, weil ich mehr als früher meiner Unfähigkeit mir bewußt ward an einem solchen menschlich gebrechlichen Baue viel zu ändern, ohne in Gefahr zu gerathen, den innren Zusammenhalt des Ganzen zu zerstören. Ueberdieß gab mir auch die Nachsicht der Freunde dieses Buches, welche vielleicht weniger das Gebäude beachteten als den Grund auf welchen dasselbe gelegt ward, den Muth, meine Schrift noch einmal, so wie sie nun ist, auf das große Feld der wissenschaftlichen Erscheinungen unsrer Zeit hinaus zu stellen. Stehen doch da so vielerlei Gewächse von der verschiedensten Art und innren Kraft beisammen, so möge man auch noch diesem seinen Raum vergönnen.

Das hier vorliegende Buch bezieht sich zu seiner Ergänzung und Erläuterung vielfältig auf meine „allgemeine Naturgeschichte,“ deren neue Umarbeitung unter dem Titel „Geschichte der Natur“ bei Palm und Enke in Erlangen in den Jahren 1835—37 erschienen ist, und welche gleichsam einen ersten, vorbereitenden Theil zu dieser Geschichte der Seele bildet. Denn die sichtbare Leiblichkeit ist und bleibt der einzige Spiegel, in welchem das Wesen der unsichtbaren Welt sein Bild uns sehen lässet; die wandelbare Natur ist die Mutter, in welcher die fruchtbaren Keime einer unwandelbaren Welt des Geistes empfangen, gebildet und ausgeboren werden.

München, am 20 October 1838.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

§. 1. Aufgabe und Endzweck der Seelenlehre S. 1—3.

Das Wesen und Leben der Seele selber bestehet in dem Sehnen und Suchen nach dem Quell des Lebens, nach Gott S. 1. — Der Unterschied zwischen beseelten und unbeseelten Dingen, auseinandergesetzt in den erl. Bem. S. 2 u. 3.

I. Die äußere Natur.

§. 2. Die zwei Grundrichtungen alles Werdens und Bewegens in der äußeren Natur S. 4—7.

§. Alles Leben und Bewegen in der Sichtbarkeit gehet von einem unsichtbaren Grund und Anfang alles Seyns aus, welcher ohne Aufhören von oben oder innen seinen schaffenden und belebenden Einfluß nach unten oder außen wirken lässet. Jedes selbstständige Bewegen in der Natur kommt aus der Kraft jenes oberen, bewegenden Einflusses, und kann deßhalb nur so lange bestehen, als in den bewegten Wesen eine (aufnehmende) Empfänglichkeit für den oberen Einfluß da ist. Diese aufnehmende Empfänglichkeit äußert sich als ein Zug, der von außen nach innen oder von unten nach oben führt. Aus dem (selbstthätigen) Bewegen von innen nach außen und aus dem Zug der aufnehmenden Empfänglichkeit entstehen die planetarische Bahnbewegung; das Geschäft des Kreislaufes; Licht und Schwere S. 4 u. 5.

Erl. Bem. Herakleitos Weg nach oben und Weg nach unten S. 5; Empfinden und Bewegen S. 6; Gesetz der Schwere S. 6 u. 7.

§. 3. Die Schöpfung der Sichtbarkeit S. 7—17.

§. Das ewig und unwandelbar sich Gleiche. — Frage: wie aus Ihm das Ungleiche und Wandelbare entstehen könne? S. 7. — Die ganze Sichtbarkeit erscheint als eine Sprache, ein Denken Dessen, welcher das Wort, der Gedanke (Logos) heißt; als ein Loblied dem Vater durch den Sohn, in Kraft des Geistes S. 8. — Das Entstehen und Wesen der Leiblichkeit S. 8 u. 9.

Erl. Bem. Die Schöpfung der sterblichen Wesen nach Plato, Philo u. A. S. 9. — Bestehen und Fließen S. 10; Sprüche der Alten und der Väter der Kirche über die Gottheit S. 10; Alle aus Einem S. 11; Alle um Eineswillen und zu Einem ib.; Liebe, die nicht sich selber sucht, sondern Ihn S. 12; Schöpfung zur Ehre Gottes ib.; die Lehre von der Dreieinigkeit nach Aussprüchen der Schrift und der Väter der Kirche S. 12 u. 13; der Geist S. 13 u. 14; nur Gott ist S. 15; Bedeutung und Entstehung der Materie S. 15 u. 16; das haltende Band S. 17.

§. 4. Die unsichtbare Welt und ihr Verhältniß zur Sichtbarkeit S. 17–28.

§. Neben und über der sichtbaren Welt ist eine unsichtbare da, in welcher die Anfänge von jener liegen S. 17. Es bestehet ein Verhältniß der wechselseitigen Anziehung zwischen beiden Welten, und der heftigste Drang der Bewegung des Lebens in der Sichtbarkeit ist nicht nach einem schon sichtbar Gewordenen, sondern nach einem künftig noch Werdenden, Unsichtbaren hingerichtet S. 18. Erinnrung an die Lehre von den Schutzengeln. Jedes einzelne Wesen hat über oder neben sich seinen ergänzenden Gegensatz ib., welcher den Mangel des besondren Lebens ausfüllt S. 19; Grund der Mannichfaltigkeit ib.; Grund der homöopathischen Wirsamkeit der Körper S. 19 u. 20; die Welt der Fülle und der Ergänzung S. 20. 21.

Erl. Bem. Aristoteles Lehre vom Raum S. 22; Bewegung des Niederen, leiblich Sichtbaren nach dem Höheren, Unsichtbaren hin S. 22 u. 23. Der Instinct; Lehre der Väter der Kirche von den Engeln; Plato's Ideen ib.; Aristoteles Form S. 24. Der Baumeister; das Complement, das Beständige sich Begegnen der Fülle und des Mangels S. 24 u. 25; der Schädlichkeit und des gegen sie anwendbaren Heilmittels, des Entgegengesetzten mit seinem Entgegengesetzten S. 25. Die Welt der Geister, Dämonen, Engel S. 26–28.

§. 5. Die unorganische Körperwelt S. 28–38.

§. Die Welt der belebten Körper in der uns bekannten Sichtbarkeit erscheint im Vergleich mit jener der unbelebten, todten Massen nur wie die Thautropfen an einer Felsenwand, welche der Zug der Schwere nach unten verrinnen, die Wärme der Atmosphäre nach oben verdünsten machet. Denn auch dem Princip des organischen Lebens drohet die Gefahr des Verlöschenwerdens von zwei ähnlichen Seiten her S. 28. Die Welt des Planetarischen und die des Aethers S. 29. Krystallisation S. 30. Bedeutung des Sauerstoffgases, als Typus und Grundton der Gestaltungen S. 31. 32. Die unorganische Körperwelt ist die Region des Gesetzes S. 33. Ihre anziehende Gewalt gegen den freibewegten Geist ib.

Erl. Bem. Die Gegenerde der Pythagoräer S. 33. Das fünfte Element der Alten: der Aether S. 34. Aus ihm ist der Fixsternenhimmel gebildet, der anfängliche Himmel, der von der Welt des Planetarischen sehr verschieden ist S. 34. 35. Den leblosen Dingen wohnet statt der Seele die Kraft der Haltung bei S. 36. Beschreibung dieser Kraft ib. Gleichwerden der Voluminen der zur Gasform geneigten Körper vor ihrer chemischen Verbindung S. 37. Die fünf regelmäßigen Körper der Alten, verglichen mit den Krystallisationssystemen der Neuern S. 37 u. 38; Harmonie der Sphären — Zug nach der Tiefe S. 38.

§. 6. Aufgang des Lebens der organischen Natur im Pflanzenreiche S. 38–47.

§. Unterschied des Organischen und des Unorganischen; die Ruhe der Haltung und die Bewegung des Werdens S. 38. 39. Ein Hauptunterschied der organisch belebten Wesen von den unbelebten, beruht in der Fähigkeit zu zeugen und sich zu besamen S. 40. Pflanze und Thier ib. Die Pflanze gleicht der noch im Mutterschoße schlummernden Frucht, das Thier der ausgeborenen S. 41. Eigenthümlicher Reiz des Pflanzenreiches S. 42; Schlaf zum Wachen wie Pflanze zum Thier S. 43.

Erl. Bem. Das Wort „organisch“ S. 43 u. 44; Die Physis der Alten S. 44. Bedeutung der Worte Gewächs und Kraut im Deutschen

S. 45. Eigenthümliche verwandelnde und schaffende Kräfte des organischen Lebens S. 45. Die Pflanze ein allgemein Ernährendes S. 46. u. 47.

§. 7. Das Thierreich S. 47—58.

§. Die Bewegungen der Gestirne mit jenen der Thiere verglichen S. 47. Das Thierreich im Vergleich mit dem Pflanzenreich ist ein Erkennendes, Wachendes, gegen ein in sich selber Verschlossenes, Schlafendes S. 48, 49. Zug der thierischen Natur nach dem Menschen hin S. 50. Selbstständig schaffende Kraft der Seele im Thiere S. 52. Vorbild der Welt des Geistes S. 52, 53.

Erl. Bem. Das Erwachen ein sich Entfalten der Seele zur Gleichheit des Erkennbaren S. 54. Ueber die Schöpfung der organischen Natur S. 54—57. Die Bedeutung der Worte, welche Thier bezeichnen in verschiedenen Sprachen S. 57. Empfindungsvermögen S. 58.

§. 8. Der Sabbath S. 58—61.

§. Der Mensch stellt in sich, im Vergleich mit den andren Lebendigen seiner Sichtbarkeit die Ruhe der Erfüllung; die Sabbathsruhe im Vergleich mit der Unruhe der Arbeitstage dar: eine Wohnung des Schöpfers beim Geschöpf; eine Gränze zweier Welten: des Ewigen und Endlichen S. 58—61.

Erl. Bem. Der Mensch ein Vertrauender — Bedeutung des deutschen Wortes Mensch S. 61.

II. Vorbildliche Abspiegelung des Wesens der Seele in der Natur des Leibes.

§. 9. Der Leib des Menschen S. 62—64.

§. Der Mensch in seinen leiblichen Kräften und seiner äußren Gestaltung mit den ihm am ähnlichsten erscheinenden Thieren verglichen S. 62, 63. Ein seiner selbst bewußtes Thier S. 63.

Erl. Bem. Thierische und Menschenkraft verglichen von Galen S. 64. Säugthiere und ihre vier an den Menschen angränzenden Gipfelformen ib.

§. 10. Die chemischen Elemente des Menschenleibes. S. 64—76.

§. Die Kalkerde S. 64—66. Die elementaren Gasarten S. 67, 68. Eisen, Schwefel, Phosphor, Kieselerde, Kalien, Talkerde S. 68. Die zusammengesetzten Bestandtheile S. 69, 70.

Erl. Bem. Stellen der Alten über die Elemente S. 70 und gleichartigen Substanzen S. 71. Die „Mütter" (Elemente) und Grundstoffe der Alchymisten S. 71. Einfache Körper der neuern Chemiker, seit Robert Boyle unterschieden S. 72. Historische Nachweisungen über die Entdeckung der einzelnen Grundstoffe des Menschenleibes durch die Chemiker der neuern Zeit S. 72, 73; die Gase S. 73, 74; zusammengesetzte thierische Bestandtheile S. 75, 76.

§. 11. Die Elementarformen des thierisch-menschlichen Körpers S. 76—79.

§. Die Stäublein der unorganischen Körper, z. B. der Erden, werden durch eine Kraft, welche Haltung heißt und welche auf einem durch die ganze Natur gehenden Trieb der elektrischen Spannung beruht, zum festen Krystall gebildet S. 76. Die lebenden Wesen werden dadurch zu organischen, daß sie die Kraft eines durch Alle waltenden Lebensgeistes zu einem

Etwas für alle andren mitlebenden und mitwerdenden Wesen machet. Denn dieses „Etwas für Andre" ist eben der organischen Körper S. 76, 77. Die drei Grundkräfte des organischen Lebens, entsprechend drei Grundformen des leiblichen Gebildes S. 78.

Erl. Bem. Der Begriff der Haltung bei den Alten noch von andren Seiten erläutert S. 79. Leibnitz Definition eines organischen Wesens u. s. ib.

§. 12. Das Athmen und der Blutumlauf S. 79—103.

§. Die unbelebten Stoffe können sich durch ihre eigenthümliche Kraft bloß anziehen, nicht wieder abstoßen; bloß einathmen, nicht wieder ausathmen: das organische Lebensprincip dagegen äußert sich von seinem ersten Erwachen an als ein Vermögen nicht bloß anzuziehen, sondern auch abzustoßen, ein- und auszuathmen, weil es die fremden Stoffe nicht um ihrer selber willen, sondern um eines durch sie hindurch waltenden, psychischen Princips willen begehrt S. 80, 81. Niedersteigen des Flüssigen zum Festen und umgekehrt: Athmen und Kreislauf S. 81. Entstehen des Kreislaufes der Säfte und Gestaltung seiner Organe in der ungebornen Frucht S. 82, 83. Die Atmosphäre S. 84; Faserstoff ib.; Herz S. 85; Arterien und Venen S. 86; Vorgang des Athmens S. 87, 88; Bestimmung und Einrichtung des Kreislaufes S. 89; Periodicität desselben ib.

Erl. Bem. Beleuchtung der älteren Vorstellungen über die Bestimmung des Athmens und des Blutes, so wie die Geschichte der Entdeckung des Kreislaufes S. 90—93. Beschreibung der Brusthöhle S. 93; des Herzens S. 94; der Blutgefäße S. 95, 96; der lymphatischen Gefäße S. 97. — Genauere Betrachtung des Blutes S. 97, 98; der Lymphe und des Chylus S. 99. Luftartige Elemente des Athmungsprocesses S. 100; Einfluß des Athmens; thierische Wärme S. 101; Umlauf der Säfte; Bewegung des Herzens S. 102; Fortbewegung des Blutes; Zeiten des Menschenlebens S. 103.

§. 13. Von der Verdauung und Ernährung S. 103—132.

§. Wechselseitig sich ergänzendes Verhältniß zwischen dem Reiche der Pflanzen und dem der Thiere: das eine bereitet gerade und scheidet das aus, was das andre zu seiner Nahrung und zum Athmen begehrt S. 103, 104. Das essende Thier wird selber wieder (beim Athmen) der Atmosphäre zur Speise S. 104. Beim Thier eine Höhle, welche die Speise umfaßt: ein Magen S. 105; das Chlor ib.; die Bewegung, welche der Trieb nach Speise hervorbringt, gleichet der Bewegung des Magnetismus S. 106. Nahrungsmittel des Menschen S. 107, 108; Maß der Speisen S. 109; Beispiele von Mäßigkeit S. 110; die Organe und der Vorgang des Essens und der Verdauung S. 110—116.

Erl. Bem. Allgemeiner Lebensstrom, welcher die Nahrung und ihren Esser zusammenführt S. 116. Genauere Bezeichnung der Nahrungsmittel des Menschen: aus der unorganischen Natur: das Herthin der Heilquellen S. 117; metallische und salzige Stoffe 117, 118; Gasarten S. 118; Nahrung aus dem Pflanzenreich S. 119—123; Thierreich S. 123, 124; Getränke S. 124, 125; Zubereitung S. 125; Anatomische und physiologische Bemerkungen über die Organe der Mundhöhle S. 126, 127; der Eingeweidehöhle S. 128, 129; Magensaft S. 129; Leber, Galle S. 130; Milz, Bauchspeicheldrüse, Nieren S. 131; Bauchfell und Gekröse S. 132.

§. 14. Die Knochen S. 132—144.

§. Bedeutung und Bestimmung des Knochens S. 132—136; die Beinhaut S. 136; Entstehung und Beschaffenheit der Knochen des Menschen-

leibes S. 137; Zahlenverhältniß und Symmetrie derselben S. 138; Einfluß des Alters S. 139.

Erl. Bem. J. Döllingers Lehre von der Bedeutung und Bestimmung des Knochens S. 139, 140; Gewicht des Gerippes; Bestandtheile der Knochen S. 140, 141; Knorpel und Beinhaut S. 141; Benennung einzelner Knochen von Galens Zeit an S. 141—143; Zahl und Structur derselben S. 143, 144.

§. 15. Die Muskeln und ihre Bewegung S. 144—153.

§. Die Masse und Structur des Fleisches S. 144; die Muskelfaser S. 145; Einfügung der Gefäßenden zwischen die Fasern des Muskels S. 146; willkürlich und unwillkürlich bewegliche Muskeln S. 146; Action der Muskeln S. 147; Kraft derselben S. 148; innerer Grund und Vorgang ihrer Bewegung S. 148, 149.

Erl. Bem. Lehre des Alterthums über das Muskelfleisch und das thierische Bewegen S. 149, 150; Genauere Beschreibung des Muskels und seiner chemischen Bestandtheile S. 151; Reizbarkeit ib.; Antagonismus der Muskeln S. 152; Wirkung des Krampfes ib.; Schnelligkeit der Zusammenziehungen ib.; Beispeile von besonderer Stärke und Beweglichkeit S. 153.

§. 16. Die Stimm- und Sprachorgane und ihre Verrichtung S. 153—163.

§. In dem Ton der Stimme setzt sich die fibrirende Bewegung der Muskelfasern fort S. 153, 154; hierzu ist die Lage und Bildung der Stimmorgane ganz geeignet S. 155; Verschiedenheit und Umfang der Menschenstimme S. 156; Betrachtung ihrer einzelnen Organe und deren Verrichtung S. 156—158; Modulationen der Stimme S. 158; Elemente der Sprache S. 158—160.

Erl. Bem. Galens Benennungen S. 160; Klangfiguren ib.; tönende Organe der Insecten ib.; sympathische Bewegungen der Glieder bei dem Ertönen der Stimme 160; Organe und Stärke der Stimme S. 161; Hervorbringung und Verschiedenheit der Buchstaben nach Olivier S. 162, 163, die Schilddrüse S. 163.

§. 17. Das Gehirn und die Nerven S. 163—195.

§. Das thierische Empfinden und sein innrer Grund S. 163—165; scheinbare Unverhältnißmäßigkeit der Gestaltung des Gehirns und der Nerven zu ihren Verrichtungen und beiwohnenden Kräften S. 166; chemische Bestandtheile der Nervensubstanz S. 167; die äußere Umkleidung und innre Structur der Nerven S. 168; Gehirn und Rückmark ib.; Blutbewegung nach und aus dem Gehirn S. 169; Oberfläche und äußere Abtheilung des Gehirns ib. Graue und weißliche Substanz S. 170; die innern Theile und ihr Zahlenverhältniß S. 171; genetische Auseinandersetzung des Gehirnbaues nach Döllinger und Förg S. 172—178 Das Siebengebilde der innern Seborgane S. 178; die Nerven des Hirns und Rückmarkes und ihre symmetrische Anordnung S. 179; das unsymmetrische Gangliarnervensystem und seine Bestimmung S. 180, 181; doppelte Verrichtung der Nerven des Gehirns und Rückmarkes, im Empfinden und Bewirken der willkürlichen Bewegung S. 182, jenes an eine aufwärts, dieses an eine niederwärts gerichtete Regung des Nervenprincips gebunden ib.; jene dem Licht, diese der Elektricität verwandt S. 183. Entstehung der thierischen Wärme durch Nervenaction S. 184. Vergleichungen S. 185.

Erl. Bem. Die Lehre vom Gehirn und den Nerven bei den Alten S. 186—188; Ansichten der Neueren über die Verrichtungen der einzelnen Theile des Hirns S. 189; chemische Analyse, anatomische Erläuterungen

S. 189; Gewicht des Gehirns S. 190; Anordnung seiner Gefäße ib.; verschiedene Structurverhältnisse und Wechselbeziehungen des Hirns und der Nerven S. 191, 192; Magendie's Eintheilung der letzteren S. 193; Erläuterungen über den sympathetischen Nerven ib.; Verletzungen und Mißbildungen des Nervensystemes; Verschiedenheit des Gehirnumrisses bei Ungebornen S. 193, 194; Licht und Elektricität der Nerven S. 194; Wirkung der Elektricität auf dieselben nach Ure's schauderhaften Versuchen S. 195.

§. 18. Das Geschäft der Sinnen S. 195—215.

§. Das Wesen des Lichtes S. 195, 196; des Tones S. 196—199; des Riechbaren S. 199—201; Vorgang des Hörens und Schmeckens wie des Sehens S. 202. Wirkungskreis der Sinnen S. 203; das Gefühlsorgan und das Fühlen S. 204—208.

Erl. Bem. Die Lehre vom Licht bei den Alten so wie den Neuern S. 208, die vom Ton und dem Riechbaren S. 209; die Schwingungen der tönenden Körper und ihr Verhältniß S. 209, 210. Weitere Erläuterungen über das Riechen, Schmecken, Sehen, Fühlen S. 210—213; vollkommene Entwicklung der andern Sinnesvermögen, bei dem Mangel des Gesichts- oder Gehörsinnes S. 214, 215.

§. 19. Der Bau der Sinnorgane und die Verrichtung ihrer einzelnen Theile S. 215—238.

§. Ursprung und Verlauf der Nerven der vier oberen Sinnen S. 215 bis 218; Bau des Auges S. 218—222; Mechanismus des Sehens S. 222 bis 224; Bau des Gehörorganes S. 224—227; Mechanismus des Hörens S. 227—229; Bau und Verrichtung der Geruchs- und Geschmacksorgane S. 229—231; des Gefühlsorganes S. 231; die Haut und ihre verschiedenen Verrichtungen S. 231—236.

Erl. Bem. Kenntniß der Alten vom Bau der Sinnorgane S. 236, 237; einige ausführliche Erörterungen über den Inhalt des §. S. 237, 238.

§. 20. Schlaf und Wachen S. 238—256.

§. Schlaf und Tod S. 238; auch der Schlaf besteht in einer Rückkehr oder Einkehr zu oder bei der gebärenden Mutter S. 239; zwei verschiedene Ursachen und Entstehungsweisen des Schlafes S. 239—242; Schlaflosigkeit S. 243, 244; Erscheinungen, welche den Schlaf begleiten S. 245; Wirkungen und gewöhnliche Dauer desselben S. 245, 246; Nachtschlaf und Morgenschlaf S. 246; Langschläfer S. 247; Beziehung des leiblichen Schlafes auf das Seelenleben S. 248, 249.

Erl. Bem. Stellen der Alten über den Schlaf S. 249—251; Nebenbedeutungen der Worte für Schlaf in verschiedenen Sprachen S. 251; Herakleitos über das Wesen des Schlafes 251, 252; andre Ansichten der Alten hierüber S. 252; Schlaf bei Thieren S. 253; Winter- und Sommerschlaf S. 253; schlafmachende Stoffe S. 254—256.

§. 21. Von der Liebe der Geschlechter und von der Zeugung S. 256—284.

§. Das innre, psychische Moment, welches der äußern Erscheinung der Liebe der Geschlechter und der Zeugung zu Grunde liegt S. 256—262. Die generatio aequivoca S. 262, die in der Luft schwebenden Keime S. 263; Vermehrung der organischen Wesen durch Absprünge und Theilung S. 264; die Sprosse S. 265; Vermehrung durch Eier S. 265, 266. Die beiden Geschlechter S. 267; das Fruchtei der Pflanzen S. 268; jenes der Thiere S. 269; Aufeinanderfolge, in welcher die Theile der Frucht sich

entwickeln S. 269, 270; Wechselverkehr der Seele der Mutter mit der des Kindes S. 271, 272; hülfreich mitbildende Kraft der Mutter S. 273; mütterlicher Einfluß auf das schon Ausgeborne S. 274, 275.

Erl. Bem. Geburt des Eros nach Plato S. 275; Nothwendigkeit eines Gegensatzes zu jeder Lebensregung in der Natur ib.; Zeugniß für das am Anfang des §. erwähnte psychische Moment der Liebe der Geschlechter S. 275, 276; die Liebe sucht im Sichtbaren zuletzt ein unsichtbares Höheres S. 276; chemische Verwandtschaft des zeugenden Flüssigen mit dem Hirn; Robert Browns und Döllingers Versuche über die eigenthümlichen Bewegungen der staubartig verkleinerten Körper ib. Weitere Erläuterungen über die Vermehrung durch Absprünge, Sprossen, Eier S. 277, 278; Verirrung des Naturtriebes; Mißbildungen S. 278, 279; Anatomisches S. 279; Entwicklungsgeschichte der Frucht im Mutterleibe S. 280–283; Zahl der abnormen Entwicklungsfälle S. 283; die Geburt S. 284; Ernährung und Pflege des Neugebornen ib.

§. 22. Von dem innern Grund des Todes, von Gesundheit und Krankheit des leiblichen Menschen S. 285—307.

§. Todesähnliche Verwandlungen S. 285; Ausdauer der inwohnenden Haltungs- und Lebenskraft bei verschiedenen Wesen der Natur S. 286. Scheinbare Ursachen des Todes; Mangel S. 287; Verschließen der Gefäße S. 288; Aufnehmen von schädlichen Stoffen oder von Auflösung bewirkenden Fermenten S. 289. Ein den Lebendigen selber inwohnendes Ferment der Auflösung, verwandt mit dem Princip der Zeugung S. 290. Dieses im Leben selber liegende Princip der Selbstzerstörung wird nur durch jenes allumfangende Band gehemmt und gehalten, welches die belebte Leiblichkeit zu einem Organismus machet S. 292. Ein Grund des Todes liegt in dem Vorherrschendwerden der selbstthätigen, egoistischen Richtung über die weiblich aufnehmende, der Empfänglichkeit gegen den äußern Lebenseinfluß S. 293, 294. Ein andrer Grund liegt in einem Innerlichwerden der vorher die sichtbare Verleiblichung bewirkenden Thätigkeit S. 295—297. Dazu kommt, die Trennung der Seele vom Leibe befördernd, die anziehende Kraft einer Region des Psychischen gegen die Seele S. 298, 299. Lebenverlängernde Kraft der innern Ruhe S. 300. Das Ende des Lebensweges S. 301—305.

Erl. Bem. Stellen der Alten über den Tod und seine Ursachen S. 305—307; andre Erläuterungen S. 307.

§. 23. Vom scheinbaren und wirklichen Sterben und von der Verwesung S. 308—333.

§. Möglichkeit und Fälle des Scheintodes S. 307—311; Beschreibung des Ersterbens des Leibes S. 311—316; die Verwesung S. 316—324.

Erl. Bem. Mehrere Beispiele von mehr oder minder lang andauerndem Scheintod und seine Wirkungen auf den Leib genauer beschrieben S. 325—330; die Erscheinungen, welche den eintretenden Tod begleiten S. 332; Bemerkungen über den Verwesungsproceß u. s. 332, 333.

§. 24. Der äußere Unterschied des leiblichen Menschen von den Thieren S. 333—355.

§. Eigenthümliche Schönheit der Menschengestalt S. 333, 334. Bedeutungsvolle Maßverhältnisse derselben S. 334—336; Zeitverhältnisse S. 336. Aufrechte Gestalt S. 337—339; Sprachfähigkeit S. 340; Vollkommenheit des Gefühlssinnes S. 341; Nacktheit der Haut und ihre Folgen S. 341, 342; Feinheit des Geschmacksinnes 343; Stimme und Hand

S. 344, 345; außerordentliche Beweglichkeit der Zunge und andre Verschiedenheiten S. 346, 347; Herrschergewalt der Menschenseele über die niedrigst thierischen Triebe S. 348; Geselligkeit S. 349; Vielseitigkeit S. 349—351.

Erl. Bem. die dem Inhalt des §. folgen von S. 351—355.

III. Die Seele des Menschen.

§. 25. Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn S. 356—377.

§. Aussprüche des Materialismus über das Wesen der Seele und ihren Fortbestand nach dem Tode S. 356—360; Aussprüche des Intellectualismus S. 360—368; Zuversicht des Glaubens 369.

Erl. Bem. Die Lehre der Alten über die Fortdauer der Seele S. 370; Fälle von einem Fortwähren der Thätigkeit der Seele im Leibe bei schwer verletztem oder fast zerstörtem Gehirne S. 371, 372. Unvermuthetes Wiederaufflammen der scheinbar schon ganz erloschenen Seelenthätigkeit S. 373; Glaube an Unsterblichkeit bei den verschiedenen Völkern S. 374, 375; abbildliche Erscheinungen aus der Region der niedern Körperwelt, welche auf ihre Weise die Möglichkeit des Fortbestehens der Seele in ihrer Abtrennung vom Leibe bezeugen S. 375—377.

§. 26. Die Seele in ihrer Geschiedenheit und Besonderheit vom Leibe S. 377—404.

§. Die Seele kann auf zweifache Weise zum ungehemmteren Gebrauch ihrer eigenthümlichen Kräfte gelangen: entweder auf negative Art, wenn die Macht des leiblichen Verbandes geschwächt und gebunden wird, oder auf positive Weise, wenn die Wirksamkeit der Seele selber so gesteigert wird, daß sie den Einfluß der Leiblichkeit bei weitem überwiegt und überstrahlt S. 377—379. Zu den Fällen der ersteren, negativen Art gehört großentheils der Traum S. 380, 381; auf beiderlei Wegen, sowohl positiv, die Wirksamkeit der Seele aufregend; als negativ, die Hülle der Leiblichkeit lüftend, gibt der Magnetismus der Seele den freieren Gebrauch ihrer eigenthümlichen Kräfte, wie dieses beschrieben wird S. 383—392; Ferngesicht der Sterbenden und der in Todesgefahr Schwebenden S. 393; der Schamanismus S. 394—396; die sogenannten Inspirationen S. 397; Schreckgesicht der Lappländer S. 398; Doppelgesicht S. 399, 400; Mondsucht S. 401.

Erl. Bem. A. Fr. Mesmer S. 402; das sich selber Sehen ib. Merkwürdige Beispiele von Schlafwandlern S. 403, 404.

§. 27. Vom psychischen Irreseyn und vom Wahnsinne S. 404—423.

§. Versetzungen der Seele in eine fremde Persönlichkeit S. 404—406; Entstehen des Wahnsinnes aus einem Vorgang, den man eine innre Entleibung der Seele nennen könnte S. 406, 407; Bemerkungen über den Wahnsinn S. 408—410; über den Traum S. 411—415; ein merkwürdiger Traum S. 416—418.

Erl. Bem. Stellen der Alten über Wahnsinn und Traum S. 418 bis 420; Bedeutenheit des Traumes für die innre Entwicklungsgeschichte der Seele S. 421; Erläuterungen über den Traumzustand nebst Beispielen ib.; über die Fälle der doppelten Persönlichkeit S. 421; über Wahnsinn S. 422, 423.

§. 28. Von dem Verhältniß der Wirklichkeit der Seele zu den ihr etwa verwandt oder ähnlich erscheinenden Wirkungen der leiblichen Natur S. 423—431.

§. In welchem Sinne hier das Wort Wirklichkeit gebraucht werde S. 423; die Medien, welche den Einfluß der Seele auf den Leib vermitteln, oder die unwägbaren Agentien S. 424—430.

Erl. Bem. Hieher bezügliche Stellen aus den Alten S. 430, 431.

§. 29. Die drei Elementarrichtungen der Wirksamkeit der Seele, abgebildet in den drei Reichen der planetarischen Natur S. 431—447.

§. Geschäft der Bildung der Leiblichkeit, entsprechend dem untersten Reich der planetarischen Natur S. 431—434; die Empfänglichkeit für den höheren, belebenden Einfluß, welche in der thierischen Seele zur Empfindung wird, entspricht dem zweiten Naturreich unsres Planeten: jenem der Pflanzen S. 435—439; die Macht der selbstständigen Beweglichkeit (zugleich auch in ihrer höheren Entfaltung das Vermögen des Erkennens und Urtheilens) entspricht dem Thierreich S. 440—443. Unterscheidung verschiedner Vermögen der Seele, entsprechend den verschiedenen organischen Gebilden des Leibes und ihren Verrichtungen S. 444—446.

Erl. Bem. Hieher gehörige Stellen der Alten und Väter der Kirche S. 446, 447.

§. 30. Von einem Vorgang in der Geschichte der Seele, welcher jenem des Athmens und des Kreislaufes der Säfte im Leibe ähnlich ist und entspricht S. 447—466.

§. Das Athmen der Seele bestehet in einem beständig sich wiederholenden passiven Aufnehmen der belebenden Einwirkung jenes Bandes welches der Geist um alle Wesen geschlungen hat S. 447, 448; dieses Band ist nicht die Wirklichkeit des Geistes selber, sondern ein von diesem Geschaffenes und Erhaltenes S. 449. Das Ergänzende oder das Complement des einzelnen Seyns und Wesens S. 449—452. Dieses Complement selber, Jedem Jedes seyend, weckt den Gegensatz der Geschlechter und verleiht ihm seine Neues schaffende Kraft S. 452, 453. Ursache des Aussterbens mancher vormals auf Erden lebenden Thiergattungen S. 454 bis 458. Scharf geschiedene Besonderheit oder Polarisation der Richtung des einzelnen Lebens begründet jenes beständige Bedürfniß nach Ergänzung durch die Einwirkung des höheren Lebenseinflusses, worauf das Athmen der Seele und das Fortbestehen ihrer Wirksamkeit beruht S. 458—463.

Erl. Bem. Stellen der Alten S. 463, 464; Bemerkungen über die ausgestorbenen Thierarten S. 464, 465; plötzlich tödtende Kraft heftiger Gemüthsbewegungen S. 466.

§. 31. Die Gefühle S. 466—494.

§. Was wir bei der Seele Gefühle nennen, das ist weit verschieden von dem Fühlen oder Empfinden und Wahrnehmen des Leibes S. 466 bis 469. Das Empfinden gehet von einem leiblichen Gewordenseyn aus S. 470. Die Wirkung der Gefühle auf die Seele ist analog der Wirkung der Nahrungsmittel auf den Leib S. 471—479; bildender Einfluß der Gefühle S. 480, 481; ihre verschiedenen Arten S. 481—483. Anziehung und Abstoßung S. 484—487; Psychische Diätetik S. 487—489; die Affecten S. 490.

Erl. Bem. Hieher bezügliche Stellen der Alten S. 490—492. Weitere Erläuterungen zum Inhalt des §. mit Beifügung von Beispielen. S. 493, 494.

§. 32. Von den Temperamenten oder Naturarten und von dem Charakter S. 494—509.

§. Grund der Theilung in vier: zwei Pole beziehen sich auf den Wechselverkehr des Einzellebens mit dem höheren belebenden Einfluß; zwei auf den Wechselverkehr des einzelnen Wesens mit allen andren einzelnen Wesen S. 494—496. Die alte Lehre von den vier Temperamenten; Beschreibung des sanguinischen und phlegmatischen S. 497, 498; des cholerischen S. 499; des melancholischen S. 500, 501. Naturart statt Temperament S. 502. Das sogenannte melancholische Temperament oder die innig tiefe Naturart bestehet in einer sehr erhöhten Empfänglichkeit für den oberen, göttlichen Lebenseinfluß S. 503; das Wirken der festen Naturart oder des cholerischen Temperamentes ist nicht auf das Viele und Mannichfache, sondern auf das Eine gerichtet ib.; die der lebhaft selbstthätigen oder sanguinischen Naturart gehet dagegen auf das Viele oder Mannichfache S. 504, dessen Einflüssen die weiche, hingebende oder phlegmatische Naturart unterliegt ib. Die Gemüthsart S. 505, 506. Charakter oder Denkart S. 507.

Erl. Bem. Lehre der Alten von den Temperamenten und Gemüthsarten S. 508. Verhältniß der äußeren Einflüsse auf Naturart und Charakter. S. 509.

§. 33. Das Wesen und die Aeußerungen des Begehrungsvermögens der Seele, entsprechend den Muskeln und ihren Bewegungen am Leibe des Menschen S. 509—525.

§. Bei der Pflanze erscheint das als ein Werk des stillen Bildens, was beim Thier Werk des Triebes, beim Menschen ein Wollen ist S. 509 bis 511; Trieb nach freier Bewegung S. 512; nach Nahrung S. 513; Trieb des Geschlechtes und die zu ihm gehörige Sippschaft von Trieben, Neigungen, Leidenschaften S. 514—519. Ein Gesetz des Falles S. 519, und ein diesem entgegengesetztes der Erhebung S. 520.

Erl. Bem. Das Begehren ist ein Bewegen S. 520, oder ein Mitbewegen mit dem Bewegten S. 521: Begehren des Sinnlichen und des Uebersinnlichen nach Plato ib. Begehrungstrieb und sein beständiges Wachsen durch die Befriedigung selber ib. Leidenschaften S. 522; Anführung von Beispielen, welche den Inhalt des §. erläutern S. 522—525.

§. 34. Das Stimmorgan der Seele: Gemeingefühl und Gewissen S. 525—544.

§. Vielseitige Bestimmung dieses Seelenorgans S. 525. Gemeingefühl als Mitgefühl S. 526. Ahndungsvermögen S. 527; Gemeingefühl im Sinne der Physiologen ib. Ferngefühl und Ferngesicht S. 528, 529; Vorgefühl S. 529; Gewissen S. 530—536. Verhältniß und Wechselbeziehung des Gemeingefühles zu und auf die andren Vermögen und Thätigkeiten der Seele S. 536—538.

Erl. Bem. Gemeingefühl nach Nicephorus S. 539; Nebenbedeutung des Wortes für Gewissen in verschiedenen Sprachen ib.; Organ der Weissagung S. 540. Mantik ib.; Macht des Gewissens ib.; des Gemeingefühls als Vorahndungsvermögen bei ganzen Völkern ib.; Beispiele, welche den Inhalt des §. erläutern S. 541—544.

§. 35. Selbstbewußtseyn, Vernunft und Verstand S. 544—568.

§. Das Erkennen beruhet auf einem lauteren Seyn S. 544. Vermögen der thierischen Seele, welche den Erkenntnißkräften der menschlichen

Seele einigermaßen ähnlich sind S. 545. Selbstbewußtseyn ein Vorrecht der Menschennatur S. 546; welche Elemente beim Erkennen der Seele angeboren erscheinen und welche von ihr von außen empfangen werden S. 547—549. Das Erkennen ist ein Theilhaben an einem ewigen Seyn; ein Mitseyn des menschlichen Wesens mit Gott S. 550. Grund des Feststehens des Selbstbewußtseyns und Selbsterkennens des Menschen ib. Verstand und Vernunft S. 551—556. Verschiedenheit dessen, was bei dem Thier diesen beiden Thätigkeiten der Seele entspricht, von dem, was in dem selbsterkennenden Geist des Menschen Verstand und Vernunft sind S. 557, 558; Urtheilskraft, Scharfsinn S. 559.

Erl. Bem. Stellen der Alten, so wie der Väter der Kirche und der heiligen Schrift selber, welche sich auf den Gegenstand des §. beziehen von S. 560—567; weitere Erläuterungen S. 567, 568.

§. 36. Von den innern Sinnen, namentlich von der Einbildungskraft und dem Gedächtniß S. 568—589.

§. Die Welt des innern Bildens S. 568—570. Palingenetisches Geschäft der Einbildungskraft S. 571; Werk des Selberschaffens S. 572; Zug der innern Wahlverwandtschaft und Geschmack der Seele S. 572, 573; Gedächtniß: Orts und Namengedächtniß S. 574—576; Beispiele von außerordentlicher Gedächtnißstärke S. 577—579; Besinnungskraft S. 580; Das Vergessen, so wie einige merkwürdige Beispiele von Vergeßlichkeit S. 581, 582; Seelenvermögen des Thieres, welche dem Gedächtniß, der Einbildungskraft u. s. des Menschen ähnlich und doch hiervon sehr verschieden sind S. 583, 584.

Erl. Bem. Lehren der Alten von einem wirklichen, gleichsam leiblichen Eingehen der Abbilder und Eindrücke der Sinnenwelt in die Seele, und einem Verschmelzen derselben mit dieser S. 585. Es ist eigentlich nur die Wirksamkeit des alle Dinge umschlingenden Bandes, welche von der Seele empfunden wird, nicht der sinnliche Stoff, nach welchem der Zug des Bandes hingeht ib. Stellen der Alten über das Empfinden und über die Thätigkeit der innern Sinnen der Seele S. 586. Beispiele zur Erläuterung des Inhalts des §. S. 587—589.

§. 37. Das Wechselverhältniß der innern Sinnen und der höheren Seelenkräfte zu einander und ihr selbstständiges Verhältniß zu den Eindrücken der Außenwelt an einem Beispiel erläutert S. 589—605.

§. Daß in der Menschenseele ein selbstständig inwohnendes Element des Erkennens sey; daß Selbstbewußtseyn, Vernunft und Verstand nicht erst von außen, durch die empfangenen Sinneseindrücke in dieselbe hineingebracht oder zu ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit geformt werden müssen, sondern unserem Wesen eingeboren seyen, beweisen am besten solche Beispiele, wie das des taub und blind zugleich gebornen James Mitchel, welcher hierbei zugleich voll geistiger Anlagen, nicht blödsinnig war. Es beschäftigt sich daher dieser ganze §. mit den hieher gehörigen Zügen aus der Geschichte jenes Taubblinden, woran von S. 600 noch einige Bemerkungen sich anschließen.

Erl. Bem. Die Seele, nicht der Leib an sich empfindet S. 603. Die Seele ein Inbegriff alles Seyenden, ja ein All der Dinge nach Aristoteles S. 604. Andere Stellen der Alten S. 605. Weitere Bemerkungen zum §. ib.

§. 38. Von jenen wechselnden Zuständen der Seele, welche dem Schlafen und Wachen des Leibes entsprechen S. 605—653.

§. Auf jede einseitig selbstthätige Bewegung der Seele muß im gesunden Verlauf des Lebens ein Zustand des passiven Hingebens folgen, wenn die Selbstthätigkeit nicht zur eigenen Auflösung führen soll S. 605, 606; Zerstreuung: Geschichte vom Sattel und Zaum, so wie von St. Antonius Ferngesicht S. 606. 607; Ideen-Association ein Geschäft des psychischen Assimilirens und Bildens S. 607. 608. Polarische, sich gegenseitig ergänzende Richtungen der Seelenthätigkeit dienen oft eine der andern zum Moment des Ausruhens und der Erquickung S. 608. 609. So Mathemathik und Tonkunst, wie dieß Galilei's und Kepplers Beispiel zeigt, so wie der Traum des Sokrates S. 609, 610. Dasselbe Verhältniß ist zwischen Dichtkunst und Philosophie, wie sich an Dante und selbst Molière zeigte S. 611. Pythagoras S. 612; heilender Einfluß der Musik im Wahnsinn ib. H. Suso S. 612, 613; Philologie und Naturkunde. Frisch, Gruterus, Werner S. 613, 614. Ernst und Scherz, clasische Bildung und Volkseinfalt: Flechier und Swift S. 615; Bücherstudium und Leibesübung: Bayle u. A. S. 615, 616; prosaisches Tagwerk und poetische Nachtvisionen bei Blake S. 616—618. Marots Psalmen S. 619. Fernere Beispiele solcher Wechselzustände an J. Lipsius. Leo Allatius, Marcus Meibom S. 620, 621; P. Corneille, Tycho de Brahe, Hardouin S. 622; J. Lafontaine, Salmasius S. 623; K. Rollin, Guarini, Malherbes; M. v. Sevigne S. 624; Rabelais, Philipp II. S. 625; Lully, Boerhave S. 626: Widerspruch zwischen Traum und Wachen S. 627; Gedächtniß-Verlust und Erhöhung aus denselben Ursachen S. 628; Oetinger S. 629; Blödsinn des Alters S. 630; Cretinismus und gewöhnlicher Blödsinn S. 631—641.

Erl. Bem. Hieher gehörige Stellen aus Philo, Basilius und Origenes S. 612. Ausführlichere Notizen und ergänzende Zusätze zu den im §. angeführten Fällen. Galilei, Sokrates, Leonardo da Vinci, Molière S. 642; H. Suso S. 643; J. L. Frisch, Gruterus, Otto Brunfels, H. Bock S. 644; L. Fuchs, C. Geßner, J. Racine, Richelieu, Locke, Leibnitz S. 645; Flechier, Bourdaloue, Swift, P. Bayle S. 647; Blake Marot, L. Allatius, Buffalmaco, Meibom, Steele, Corneille S. 647; Hardouin S. 648; J. Lafontaine S. 648, 649; Guarini, Rabelais, Lully, Philipp II, Oetinger S. 650. Merkwürdiger Cretine S. 651; der blödsinnige A. Weck S. 651—653.

§. 39. Der Anfang der Seele S. 653—664.

§. Ob die Seele schon vor ihrer Einbildung in den Leib als solche vorhanden gewesen? Diese Frage wird in einer Beziehung bejaht, in der andern verneint S. 653—656; Herkommen der Seele S. 656, 657.

Erl. Bem. Die Lehre von der Präexistenz der Seele bei den Alten und bei den Vätern der Kirche S. 657—660. Die Lehre von der Seelenwanderung 660—663. Lehre der Traducianer und Creatianer S. 664.

§. 40. Der Tod in seiner psychischen Bedeutung betrachtet S. 664—673.

§. Hohe Bedeutung und Werth des Leibes. Psychischer Grund des Todes S. 664—667. Tod durch die Sünde; ohne diese wäre der Uebergang von einer Stufe des Daseyns zur andern nur Verwandlung S. 667 bis 673.

Erl. Bem. zum §. S. 673.

§. 41. Das Schicksal der Seele im Tode S. 673—689.

§. Natürliche Achtung des Menschen vor menschlichen Leichnamen und Anhänglichkeit an den Leichnam geliebter Menschen S. 673. 674. Verband der Seele mit ihrem Leibe S. 675. Ausziehen des Leibes wie eines Kleides S. 676, 677; der Keim des künftigen (Auferstehungs-) Leibes S. 677; Land der Schatten: Hades S. 678, 679. Hoffnung der Auferstehung S. 680, 681. Die Hoffnung und Voraussicht des sterbenden Weisen S. 682, 683. Lehren der Cabbala S. 684; Frage und Antwort S. 685.

Erl. Bem. Hieher gehörige Stellen der Alten und Väter d. K. S. 685—687. Lehre des Zendavesta über das Schicksal der Seele nach dem Tode S. 688; angebliche Erscheinungen S. 689.

§. 42. Unterschied der Seele des Menschen von der Seele des Thieres S. 689—703.

§. Nach oben gekehrte Richtung der Menschenseele, entsprechend der aufrechten Stellung seines Leibes S. 689, 690. Die Menschenseele zur Sprache geschaffen S. 690—692; Gewöhnliche Lehre von dem Anschlemmen der Sprache an die Seele von außenher geprüft S. 692—694; Sprache aus Begeisterung entspringend S. 695—697. Muttersprache des Menschengeistes S. 698; Sprachschöpfung S. 699, 700.

Erl. Bem. Stellen der Alten über den Vorzug der Seele des Menschen vor der thierischen S. 700. — Der Geist ein Schöpfer und Geber der Sprache nach der Lehre der Kirchenväter S. 701, 702. Bemerkungen und Beispiele S. 702, 703.

IV. Die Lehre vom Geist.

§. 43. Die selbstständige Weisheit S. 704—710.

§. Der Geist als Alle zu Einem und in Einem (in Gott) vereinigendes Band S. 704—706. Welche Bewegungen und Wirkungen an der Menschenseele Werk des Geistes sind S. 707; nur der Mensch hat zur Seele auch den Geist S. 708.

Erl. Bem. Anknüpfung der Lehre vom Geist an die vorhergehenden Untersuchungen und Stellen der Alten S. 708—710.

§. 44. Scheidung des innern Menschen nach Geist und Seele S. 710—716.

§. Die eigentliche Individualität des Menschen ruhet in der Seele, welche Macht hat den Geist anzuziehen wie den Leib, und mit dem Geistigen sich zu überkleiden wie mit dem Leiblichen S. 710—712.

Erl. Bem. Stellen der Alten und der Väter der Kirche über den Unterschied zwischen Geist und Seele und Leib, und die Theilung des menschlichen Wesens hienach in zwei oder in drei S. 712—716.

§. 45. Der Geist als mütterlich bildende Kraft S. 717, 718.

Der Geist bildet mit mütterlich umfangender Macht den neuen, innern Menschen: den Menschen der Ewigkeit ib.

§. 46. Der Geist als selbstthätig bewegende Kraft S. 718—722.

§. Es ist der Geist aus Gott, welcher in der Seele des Menschen das Werk jener Begeisterung wirkt, durch und in welcher allein das Wahre

erkannt und gesagt werden kann; wie das Licht des Himmels dem Licht des Leibes (dem Auge) beistehen muß, wenn wir sehen sollen S. 718—721.
Erl. Bem. Hieher gehörige Stellen aus den Alten S. 721, 722.

§. 47. Der Geist als inwohnend im Menschen S. 722—726.

§. Der Geist ist das Princip der Erhebung, emporwärts über den Staub; nur der Mensch ist durch den Geist des wahren, innern Erhobenseyns: der Freude, des Friedens, des Erkennens von obenher und der Freiheit theilhaftig S. 722—725.
Erl. Bem. Weitere Beleuchtung einiger Stellen des §. nebst Anführung älterer, hieher gehöriger Aussprüche S. 725, 726.

§. 48. Von einem geistig Guten und geistig Bösen S. 726—748.

§. Alte Klagen des Menschen über ein angebornes Unvermögen zum Guten, über den ihm inwohnenden Hang zum Bösen S. 726—729; ob der Mensch von Natur gut sey? S. 729—731; Vergleichung der menschlichen Leidenschaften mit den natürlichen Trieben der Thiere S. 731—733. Das Gesetz S. 731—736. Die Leiblichkeit, als etwaige Urheberin des Bösen von mehreren Seiten betrachtet S. 737—739. Nur der Mensch hat den freien Gebrauch dieser Leiblichkeit, kann sich ihrer zum Guten wie zum Bösen bedienen S. 740—742. Mitwirkung des Gesetzes zur Bekräftigung des abwärts gehenden Hanges S. 743. Der alte und neue Mensch S. 744.
Erl. Bem. Bestätigungen des Inhalts des §. bei den Alten und aus der Schrift S. 745—748.

§. 49. Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiste S. 748—757.

§. Das Werk der Ueberkleidung der in dem sichtbaren Leibe wohnenden Seele mit dem obern Element des Geistigen wird mit dem Geschäft des leiblichen Athmens verglichen, wobei auch der niedrere, gröbere Stoff mit dem höheren, atmosphärischen sich überkleidet S. 748—750. Das Athmen bestehet vor Allem in einem Ausgeschiedenwerden des im Leibe absterbenden Todten, womit ein Aufnehmen des neubelebenden, ätherischen Princips im Zusammenhange stehet S. 750—752. Innig, wie das Verlangen des athmenden Thieres nach der Luft, ist das Sehnen der Seele nach dem obern Element ihrer geistigen Ueberkleidung S. 752, 753. Auch bei dem Geschäft dieser höheren Beleibung muß ein Ausscheiden und Abstoßen: ein Anerkennen des Verdorbenen und Hinweggenommenwerden desselben mit dem neuen Aufnehmen parallel gehen S. 754—756.
Erl. Bem. Einige Zusätze zum §. S. 756, 757.

V. Die Herrschaft des Leibes.

§. 50. Die ordentliche und außerordentliche Macht des Leibes an der Seele S. 757—761.

Ohnmacht und Macht der Menschenseele, vornehmlich in ihrem Wechselverkehr mit dem Leibe erkennbar. ib.

§. 51. Die Macht des Klima's an der Seele S. 761—782.

§. Natürlicher Einfluß der Verschiedenheit der Temperatur auf die Naturart des Menschen S. 761—763; der Feuchtigkeit oder Trockenheit S. 764. Der Hauptgrund jener Abartungen und Entstellungen der ur-

sprünglichen vollkommneren Menschenform, welche unter dem Namen der Menschenracen begriffen werden, liegt nicht in den verschiedenartigen Einflüssen des Klima's, sondern in der Abtrennung einzelner Familien und Stämme von dem auch leiblich bildenden Wechselverkehr mit andren Menschen und Völkern S. 765, 766. Beispiele: der mongolische Menschenschlag S. 767—769; der äthiopische S. 769; amerikanische und malayische S. 770. Ein innres, den Einfluß des Klima's besiegendes Element der leiblichen Gestaltung und psychischen Entwicklung an Beispielen erläutert S. 771—776.

Erl. Bem. Mittlere Temperaturen der verschiedenen Länderstriche S. 776; Beschreibung der Neger S. 776, 777; Amerikaner S. 778; Bewohner der südöstlichen Inselwelt S. 779; Kaucasier S. 780; Mongolen ib. Ursachen der Verschiedenheit des Klima's bei Länderstrichen, die unter gleichen Graden der Breite liegen S. 781, 782.

§. 52. Der Einfluß der irdischen Elemente S. 782—804.

§. Ansteckende Macht des leiblichen Einflusses S. 782; sympathische und gleichzeitige Bewegungen in den sich entsprechenden und verwandten Systemen des leiblichen und psychischen Menschen S. 783, 784. Einfluß der Nahrungsmittel und der Art ihres Genießens. Beispiele hierüber: die Pythagoräer; Newton S. 785; die Bewohner des alten Sparta's S. 786—788. Einfluß der Getränke S. 788, 789; und anderer in den Magen oder die athmende Lunge aufgenommener Mittel S. 789, 790, so wie der Annäherung der Metalle S. 791. Beispiele von merkwürdigen Sympathien und Antipathien S. 792—794. Versuche über den Einfluß sehr verschiedenartiger, mit dem Menschenleibe in Berührung gebrachter Stoffe an Menschen von außerordentlich erhöhter Reizbarkeit S. 795—797. Hinweisung auf den Grund der homöopathischen Wirksamkeit der Körper S. 798. Unantastbares Herrscherrecht der Seele S. 799, 800.

Erl. Bem. Verschiedene Kraft derselben Nahrungsmittel in verschiedenen Gegenden S. 801, 802. Abhängigkeit der besseren oder schlimmeren Disposition der Seele von Nahrungen u. s. S. 803, 804.

§. 53. Einfluß der mitlebenden, organischen Natur S. 804—807.

Selbst der Umgang und beständige Anblick der den Menschen umgebenden Thierwelt hat, zur Nachahmung reizend und sonst auf andre Weisen, psychisch bildende Kraft ib.

§. 54. Einfluß der leiblichen Bewegung und der Lebensweise S. 807—820.

§. Die Herrschaft der Seele über den Leib wird durch die mit Willen und Verstand angeordneten Uebungen des Leibes erleichtert und befestigt S. 807, 808. Dieses wird an dem Beispiel der Alten, namentlich der Spartaner gezeigt S. 808—814. Eine gute Uebung des Leibes ist zugleich eine gute Uebung des Willens S. 815; Einfluß der verschiedenen äußeren Beschäftigung: der Jagd S. 816; Viehzucht S. 817; des Ackerbaues S. 818; und andrer Geschäfte S. 819.

Erl. Bem. Stellen der Alten S. 819; Empfehlung der afghanischen Leibesübungen S. 820; Beispiel einer merkwürdigen Wirkung leiblicher Anstrengung auf die Verwandlung der Gemüthsstimmung ib.

§. 55. Der Einfluß der leiblichen Organisation S. 820—826.

§. Erbliche Zustände der Organisation S. 820—821; sind an sich weder gut noch böse S. 822; Galls Schädellehre; Physiognomik S. 823, 824.

Erl. Bem. Lehren der Alten über Physiognomik u. s. S. 825.

§. 56. Einfluß des kranken, leiblichen Zustandes auf die Seele S. 826—831.

§. Organische Abweichungen und Entstellungen der innern Gebilde, die man am Leibe von Menschen beobachtet hat, welche häufig wilden Ausbrüchen der Leidenschaften unterlagen S. 826; an Wahnsinnigen und Blödsinnigen ib.; unverkennbarer, rückwirkender Einfluß, welchen krankhafte Zustände des Leibes auf die Stimmungen der Seele zu haben scheinen, an Beispielen erläutert S. 827, 828. Die Wasserscheu und tolle Hundswuth, so wie ihre Macht über den Willen S. 829, 830.

Erl. Bem. Anführung von mehreren hier sich anreihenden Fällen sammt Benennung ihrer Beobachter S. 831.

VI. Die Herrschaft der Seele.

§. 57. Die Macht der Seele über den Leib S. 832—862.

§. Enge Gränzen dieser Macht S. 832; Warum gerade die unvollkommneren Thiere die Kraft verlorne Theile des Leibes zu reproduciren am meisten haben, der Mensch am wenigsten? S. 833. Mitbildender oder entstellender Einfluß der mütterlichen Seele auf die Gestaltung des ungebornen Kindes S. 834—836. Krankhaft anregende Gewalt der Seele des Menschen auf die Seelen und hierdurch auf den Leib andrer Menschen S. 837. Entstellende Macht der eignen, durch heftige Leidenschaft bewegten Seele auf gewisse Organe des Leibes S. 838, 839. Heilender Einfluß einer psychischen Aufregung auf Krankheiten der Drüsen u. s. S. 839; Macht der Gemüthsbewegungen sowohl zu Erregung als zur Linderung, ja zur gänzlichen Heilung der Epilepsie, so wie der krampfhaften Zuckungen S. 840—842; des Skorbuts S. 843, 844; des Typhus und pestartiger Krankheiten S. 845, 846; so wie andrer Fieber S. 847, 848; der Wassersucht ib.; Gicht; Lähmung und Starrsucht S. 849, 850; der Wasserscheu S. 851—853; der krankhaften Affection und Lähmung der Stimmorgane S. 853; Einfluß des gesprochenen Wortes S. 854; Heilende Macht der Seele bei Augenkrankheiten S. 855. Freiwilliger Tod durch Hunger und Zurückhaltung des Athems S. 855, 856; Tödtliche Wirkung heftiger Gemüthsbewegungen S. 856. Gewalt der Seele über den schon im Sterben begriffnen Leib S. 857, 858. Beherrschung der Schmerzen S. 858; Schlußfolgen S. 859.

Erl. Bem. Citate zum Inhalt des §. S. 859—861. Beispi l von Raserei an einem neugebornen Kind S. 861.

§. 58. Die Macht der Seele an den Seelen S. 862—866.

§. Bedürfniß in der Seele, nach Mittheilung an andre Seelen S. 862; bildender Einfluß des Menschen auf die von ihm bewohnte Erdfläche ib.; die Kunst das Werk eines innern Bildungstriebes, der prophetisch die innre Verleiblichung des Menschen des Jenseits zum Gegenstand seiner Wirksamkeit hat S. 863—866.

§. 59. Die Kunst S. 865—899.

§. Der Tempel der Kunst S. 866; die Richtung der Kunst bei den Aegyptiern S. 867—869; bei den ältesten Griechen und Hetruriern S. 869; Die Aegineten S. 870. Die Blüthenzeit der griechischen Kunst S. 871. Dionysos S. 873. Ursachen des Verfalles der griechischen Kunst, so wie der Kunst überhaupt S. 874—877. Neues Aufkeimen und Aufleben aus Untergang und Tod S. 877—879. Die christliche Kunst S. 880.

Erl. Bem. Die Münchner Glyptothek S. 880. Die acht Künste ib. Die bacchische Begeisterung nach der Lehre der Alten S. 881. Die Reste der Bau- und Bildhauerkunst am Euphrat ib.; die Kunst der alten Aegyptier S. 881—884; der Inder S. 884; cyklopische Bauwerke S. 885. Die Baukunst der Griechen S. 885—887; die Bildhauerkunst derselben S. 887 bis 891; griechische Malerkunst S. 891; Musik S. 891, 892; Gesang S. 892; Tanzkunst ib. Gymnastik S. 893; die Kunst bei den Etruskern und Römern ib.; Römische Plastik S. 893, 894. Die Baukunst der christlichen Zeiten S. 895, 896; die Malerkunst der neuern Weltzeit S. 896 bis 898; die neuere Tonkunst S. 898, 899.

§. 60. Die Wissenschaft S. 899—942.

§. Verhältniß der Wissenschaft zur Kunst S. 900; Anfang der Wissenschaft, Sprache und Schrift S. 901; Gegenstand des ältesten wissenschaftlichen Forschens S. 902. Erbliche Priesterweisheit S. 903. Zwei Hauptrichtungen des wissenschaftlichen Forschens, entsprechend den beiden in §. 32 erwähnten Polaritäten der Temperamente S. 904; die Bestimmung des griechischen Volkes S. 905; Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft und namentlich der Philosophie der Griechen S. 906—911; Verfall derselben ib. Versuch einer Rettung aus der Fluth des Unterganges in in das sicher hinübertragende Fahrzeug der Naturwissenschaft S. 912, 913. Geschichte der Wissenschaft und Dichtkunst bei den Römern S. 913—916; bei den Indern und Arabern S. 916. Bestimmung des Christenthums auch für die Erziehung und Vollbereitung der Wissenschaft S. 917. Die Weisheit der ersten christlichen Jahrhunderte S. 918—920; Entfaltung der Wissenschaft der neueren Zeit S. 921—923.

Erl. Bem. Stellen der Alten über den Begriff der Wissenschaft S. 923, 924; Nachweisungen über das Alter und den gemeinsamen Ursprung der Buchstabenschrift S. 925; Hieroglyphenschrift S. 926; Schreibmaterial ib.; die älteste Weisheit der Hebräer S. 627; Inder, Chinesen, Perser ib.; Griechenlands Dichter S. 928; Historiker S. 929; Philosophen S. 929—931; Redner und Naturforscher S. 931. Die Zeit der Alexandriner S. 931, 932. Literatur der alten Römer S. 933, 934; Blüthen der Literatur auf fremdem Boden, aber aus den Zeiten des Römerreiches S. 935, 936. Aeltere rabbinische Literatur S. 936. Die Dichter Indiens ib. Griechische Schriftsteller aus den Zeiten des Verfalls S. 936, 937. — Literatur der Rechtsgelehrsamkeit S. 937; Kirchenväter S. 937 938; Schriftsteller des Mittelalters S. 938, 939; Armenier S. 939 Araber ib.; Perser S. 940; die Dichtkunst des christlichen Mittelalters S. 940 941; Wiedererwachen der Wissenschaft S. 941, 442.

§. 61. Der Staat S. 942—947.

§. Die innre Einrichtung und der lebendige innre Verkehr der Staaten gründet sich auf jenen Gegensatz, aus welchem nach den vorhergehenden Untersuchungen alles Leben entsteht S. 942; Herrscher und Unterthanen, Fürsten und Völker S. 943; Unterschied der Stände S. 944; Erziehung des Menschen durch Gehorsam gegen die sichtbare - irdische, zum Gehorsam gegen eine höhere, göttliche Ordnung S. 944. Fürsten- und Unterthanen-Tugenden S. 945; der Ordnungshaß S. 946.

Erl. Bem. Stellen der Alten über die beste Einrichtung und Ordnung der Staaten S. 946, 947.

§. 62. Die Erziehung zum Wissen S. 947—952.

§. Diese Erziehung, auch vom bloß psychischen Standpunkte aus betrachtet, wird zuerst und zunächst auf die Entwicklung und Bildung des

Logos im Menschen, z. B. als Gabe zum Sprechen, Rücksicht zu nehmen haben ib.

VII. Die Herrschaft des Geistes.

§. 63. Die Gränze S. 953, 954.

Abgränzung der Gebiete der Herrschaft des Leibes, der Seele und des Geistes ib.

§. 64. Die Macht des Geistes über das Leibliche S. 954—956.

§. 65. Die Macht des Geistes über die Seele S. 956, 957.

§. 66. Die Macht des Geistes über den Geist S. 957—959.

Die Kraft des Gebetes.

§. 67. Die Religion S. 960.

§. 68. Der Christenglaube S. 960—962.

Der Mysticismus S. 961.

§. 69. Die Kirche S. 962, 963.

§. 70. Das Ende S. 963, 964.

Erklärung der Abbildungen von S. 965—971.

In unserm Verlage sind ferner noch erschienen:

Die

Seherin von Prevorst.

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt von

Justinus Kerner.

Dritte Auflage, mit 8 Steintafeln.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

„Wenn (schreibt ein tüchtiger Mann) diesem merkwürdigen Buche, eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Eine Erscheinung

aus dem

Nachtgebiete der Natur.

Durch

eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt

von

Dr. Justinus Kerner,

Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Diese Schrift enthält die authentischen Actenstücke und Zeugnisse über ein Phänomen, das dem Naturforscher und jedem denkenden Menschen von hohem Interesse seyn muß. Dieselben zeigen aufs klarste, daß dieses Phänomen nicht auf Betrug beruhte, und daß nur diejenigen, in deren System ein solches nicht paßt, auf dieser irrigen Meinung beharren können. Es sind in dieser Schrift aber einzig nur Actenstücke und Zeugnisse, durchaus keine Theorie gegeben, und dabei nur einige andere ähnliche Phänomene zur Vergleichung mit diesem aufgeführt. Name und Auslegung dieses Phänomens ist jedem Forscher freigestellt, und der Herausgeber dieser Zeugnisse für dasselbe will Keinem den Glauben aufdringen, als seyen solche Phänomene durchaus nichts Anderes als ein Einwirken Verstorbener auf noch Lebende, obgleich derselbe dabei auch frei bekennt, daß wenigstens e r der Zeit noch keine andere genügendere Auslegung dieser Phänomene weiß, da auch die gewöhnlichen Auslegungen und Theorien der magnetischen Erscheinungen (die dem Herausgeber, wie sich von selbst versteht, auch schon längst sattsam bekannt sind) auf diese Phänomene keine Anwendung finden.

Nachricht

von dem

Vorkommen des Besessenseyns

eines dämonisch-magnetischen Leidens,

und

einer schon im Alterthum bekannten Heilungsweise durch magisch-magnetisches Einwirken,

in einem

Sendschreiben an den Hrn. Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart.

Von

Dr. Justinus Kerner.

Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 36 kr. oder 9 Gr.

In diesem Sendschreiben gibt der Verfasser eine bloß praktische Darstellung des ihm schon öfters vorgekommenen Leidens des Besessenseyns. Er zeigt, das dieses Leiden ein dämonisch-magnetisches ist und in sich dadurch von Manie und Epilepsie unterscheidet, und gerade dieses seines magnetischen Charakters wegen am füglichsten nur auf magisch-magnetischem Wege, wie es schon das frühe Alterthum und auch Exorcisten des vorigen Jahrhunderts heilten, geheilt werden kann. Er gibt eine Reihe specieller Falle aus seinen Erfahrungen an, in denen auf solchem Wege Hülfe geleistet wurde, nachdem die gewöhnlichen ärztlichen Mittel alle fruchtlos geblieben waren.

Evangelischer Liederschatz

für

Kirche und Haus.

Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten,

gesammelt, systematisch geordnet und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet

von

M. Albert Knapp.

Zwei Bände in großem Median-Octav, zusammen 1650 Seiten mit 3590 Liedern, einer Abhandlung über das Kirchenlied und 4 Registern, nämlich einem biographischen, alphabetischen, Melodien- und Spruchregister

Preis: für 1 Exempl. auf weißem Druckpapier 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.
" " Velinpapier 4 fl. od. 2 Rthlr. 12 gr.

Freiexemplare bei 50 zwei und bei 100 fünf.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Aufgabe und Endzweck der Seelenlehre.

---

§. 1. Mitten in dem Reiche des Seyns stehet eine Sonne, welche Alles trägt und hält, Alles belebt und bewegt, und es ist ein Auge, selber von Sonnennatur, für jene Sonne gemacht. Die Sonne ist Gott, das Auge ist die Seele.

Nicht der Schrecken, nicht die Furcht, wenn sie auf dem Fittige des Ungewitters, oder im Donner der stürzenden und flammenden Berge vorübergezogen, haben es dem Menschen gesagt, daß ein Gott sey; er hat dieß nicht erst in der Sternenschrift der Werke gelesen. — Innig tief, wie das Sehnen, das aus dem neugebornen Kinde nach der noch ungekannten Mutter schreit; laut, wie das Rufen der jungen Raben nach dem noch nie genossenen Futter; mächtig und still, wie der Drang, womit das eben aus dem Dunkel geborene Auge oder die aus der Samenhülle gebrochene Pflanze das noch niemals empfundene Licht suchen, wird in meinem Wesen ein Sehnen vernommen nach der lebendigen Quelle alles Seyns, aus welcher ich bin.

Nähme ich Flügel der Morgenröthe und flöge dahin, wo die letzten Wogen der Sichtbarkeit verhallen; führe ich hinab ins Dunkle, da kein Stern ist, da das Geschrei der Angst, das Jauchzen der Lust, da selbst der leiseste Hauch eines Lebens nicht mehr gehört wird, und bliebe ich da allein und einsam mit mir selber, siehe so fühlte ich dennoch daß Er mich hält; ich vernähme Seine Nähe, wie das Rauschen eines Adlerflügels in stiller Nacht und ein Etwas in mir, das nach Gott rufet. Wie der ausgeworfene Anker, durch die Meereswogen hindurch, gerade hinabeilt zum Felsengrund, da er ruhet; so ist in mir ein Verlangen, welches seinen Lauf mitten durch die Creaturen hindurch zu Gott nimmt.

Dieß ist das Fragen im Geist des Menschen, nach den Anfängen der Dinge; das Fragen, welches rastlos und unstillbar,

dem Strom entgegen, welcher mit den andern Creaturen spielet, sich hinanringt zur Quelle. Denn Er ist es, welcher der Dinge Anfänge in seiner Hand hält; darum wer diese gefunden, der hat Gott gefunden.

Und das ist die rechte Weisheit, durch welche der innere Mensch — der Mensch der Ewigkeit — wächset und erstarket; das ist das Erkennen, welches das Herz bessert. Nahrung nehmend und Pflege, erkennt der Säugling die liebende Mutter, und so Nahrung nehmend und erkennend, wächset er und erstarkt. So lernet, Leben nehmend aus des Lebens Ursprung, die Seele wer Gott sey? und erstarket hierbei zum Leben der Ewigkeit.

Dieses Ausgehen der Seele, zuerst in den buntfarbigen Schein der leiblichen Gestaltung, welche das Leben nur sinnbildlich erfasset, dann in das Wesen des Menschen; wie endlich in diesem die Seele zu sich selber und zu Gott komme; dieß zu beschreiben ist die Aufgabe und der Endzweck der Psychologie.

Erläuternde Bemerkungen. Die Bewegungen der Weltkörper gehen deßhalb ohne Aufhören fort, weil diese Körper den eigentlichen End- und Ruhepunkt ihres Bewegens außer ihrer näheren und niederen Centralwelt noch in einem andern, höheren Centro haben; z. B. der Mond nicht allein in der Erde, sondern auch in der Sonne; die Planeten nicht allein in dieser, sondern noch in einem höheren Ausgangspunkt der Bewegungen der Welten. M. vergl. hiezu die Bem. zum 4ten und 5ten §. und mein kl. Lehrbuch der Sternkunde IV. So fand schon Philo sich gedrungen, eine obere, unsichtbare Sonne der sichtbaren Sonne vorauszusetzen, welche aus unsichtbaren Quellen den sichtbaren Dingen ihren dem Auge bemerkbaren Glanz ertheilt (ἡλίου ἥλιος, νοητὰς αἰσθητοῦ, παρέχων ἐκ τῶν ἀοράτων πηγῶν ὁρατὰ φέγγη τῷ βλεπομένῳ, de sacrificant. 851, ed. Mang. T. II. 254), ein Urlicht (παναύγειαν), aus welchem die Sonne und alle Sterne ihren Glanz schöpfen (de mund. opif. 6, ed. Mang. I, 7).

Der innere Unterschied zwischen den beseelten und unbeseelten Dingen unserer Sichtbarkeit ist bloß darauf gegründet, daß die beseelten Wesen in dem leiblichen Stoffe, den sie als Nahrung oder als Odem an sich ziehen, nicht das eigentliche Ziel und Ende ihres Verlangens finden, weil dieses nach einem höheren Lebenselement gerichtet ist, dessen unvollkommnerer Stellvertreter nur der leibliche Stoff ist. Während daher in der unorganischen Körperwelt das Metall, welches den Sauerstoff der Luft, oder die Erde, welche die Säure an sich zog, unfähig sind den angezogenen Stoff aus eigner Kraft wieder auszustoßen, ist in dem beseelten organischen Wesen ein Vermögen da, ebensowohl Stoff auszuscheiden und abzustoßen, als von neuem anzuziehen. Denn das Sterbliche empfängt nur, indem es verliert. (Plato Sympos. 207, d), und sein fortwährendes Leben bestehet nur in einem beständigen sich Erneuern (ib.). Hiermit stehen in Zusammenhang die selbstständig inwohnende Kraft der Bewegung, welche allein der Seele oder dem Beseelten zukommt (Plato Phaedr. 245, c.; de legib. XII. p. 966, d), ja welche nach Herakleitos nur bei sterblichen Naturen eine endliche, bei ewigen aber eine ewig dauernde

ist (Plut. pl. ph. I, 23). Denn alles Bewegen der beseelten Wesen ist ein Suchen und Streben nach dem ewigen Anfang alles Bewegens (Aristot. Phys. VIII, 7); nach dem Herrlichsten (Plato Phileb. p. 53, d); nach dem Göttlichen (Aristot. de anima II, 4. edit. Acad. Boruss. p. 415: πάντα γὰρ ἐκείνου (sc. τοῦ θείου) ὀρέγεται, κἀκείνου ἕνεκα πράττει, ὅσα κατὰ φύσιν πράττει, weil in dem Theilhaben am Göttlichen der Zweck des Werdens liegt; denn Gott selber ist der Zweck aller Dinge (Met. XI, c. 7 seqq.). Das Ende der Verwandlungen demnach, welche das nach Herakleitos' Ausdruck in dem lebendigen Feuer der Seele inwohnende Verlangen (χρησμοσύνη) erstrebt (Herakleit. in Philon. sacrar. leg. Allegor. L. III, edit. Mang. T. I. p. 80, m. vergl. auch Plut. de Ei apud Delph. c. 9, edit. Hutten. T. IX.) ist eine Verähnlichung des Liebenden mit dem Geliebten; mit dem Göttlichen, mit welchem ein Begehren der Liebe das Sterbliche verbindet (Plat. Sympos. p. 202—207). Das allein Liebens- und Begehrenswerthe: **Gott**, beweget die Dinge (durch den in ihnen liegenden Zug des Begehrens) nach sich hin, ohne selber bewegt zu werden (Aristot. met. XI, 7. p. 1072: τὸ ὀρεκτὸν καὶ τὸ νοητὸν κινεῖ οὐ κινούμενα. — ἐπιθυμητὸν μὲν γὰρ τὸ φαινόμενον καλόν.) — Er allein ist ein ewiges, feststehendes Seyn, mitten im vorüberfließenden Strome des Vergänglichen und Endlichen. (Plutarch. l. c. 18 et 19.)

So gehet denn auch der Glaube an das Daseyn eines göttlichen Wesens, der Trieb ein Göttliches zu verehren, aus einem inwohnenden Zug der Verwandtschaft des Menschen mit den Göttern hervor (Plato de leg. X. 899, d). Ja, dieser allen Menschenseelen gemeinsam inwohnende Zug, das allen gemeinsame Vermögen, ein Göttliches zu erkennen, ist der stärkste Beweis für das Daseyn Gottes (Augustin de liber. arbitr. II. c. 7, 15, ed. Paris. Opp. T. I, p. 587—591). Für nicht minder thöricht hält Arnobius das Bemühen, Gottes Daseyn aus Vernunftgründen beweisen zu wollen, als den Versuch der Thoren, dasselbe zu bestreiten. Welcher Mensch trat nicht schon mit einer Kunde dieses Herrn in die Welt ein? Wem ward es nicht eingeboren, eingepflanzt und anerzeugt, daß Ein König und Herr sey, der alle Dinge beherrscht? — „Ja würde den stummen Thieren die Zunge gelöst, könnten die Bäume und Steine reden, sie würden es laut bezeugen, daß Ein Gott sey, ein ewiger Herr Aller" (Arnobius adv. gentes I. c. 32 und 33, ed. Orell, p. 21, 22. Man vergl. Clem. Alexandr. V, c. 13, ed. Potter. 698). „Es ist vernunftwidrig, die große Uebereinstimmung, welche sich bei allen Völkern in der Vorstellung von Gottes Eigenschaften zeigt, für einen bloßen Zufall zu halten und sie nicht vielmehr einem unserem Wesen angebornen Zuge zuzuschreiben" (Sext. Empir. contradict. L. IX. adv. Phys. 33). Die Fähigkeit zu lieben, Gott, das Schönste, das Beste zu lieben, ist unserer Natur eingeboren, — was ist süßer und lieblicher als der Gedanke an Gott (St. Basil. regul. fus. tractat. interrog. II, ed. Paris. Opp. II, p. 337).

Dieses eine Höchste, das von allem Leben begehrt wird, erscheint dem Geist des Menschen in dem Maße selber erhabener, je vollkommnere Creaturen derselbe kennen lernt. So wie sich der Geist zu höheren Betrachtungen hinan schwingt, wird auch seine Idee von Gott erhöht (Cyrill. Hieros. Cat. IX. edit prim. Paris. p. 75. M. vergl. Phil. fragm. ex Joh. Damasc. sacr. Parall. ed. Mang. II, 656). Daher der höhere Werth der Betrachtung der Geschichte der Menschenseele, vor der Betrachtung aller andern, dem Menschen erkennbaren natürlichen Dinge.

I.

Die äußere Natur.

Die zwei Grundrichtungen alles Werdens und Bewegens in der Natur.

§. 2. Es sind zwei Richtungen alles Werdens und Vergehens, zwei Richtungen alles Wirkens und Bewegens in der geschaffenen Welt. Sie sind die ersten Fäden, sie sind die Grundlage des Gewebes der Sichtbarkeit. Die eine ist das Bewegen, das von innen, von der Seele, oder von oben, von einem unsichtbaren Anfang nach außen oder nach unten gehet; die andere ist der Zug, der von außen oder von unten, von der Leiblichkeit der gewordenen Dingen nach innen oder nach oben, zu dem Anfang alles Wesens emporsteiget. Diese beiden verschiedenen Richtungen des Bewegens sind es, welche die Planeten in ihrer Bahn um die Sonne führen. Denn die eine, welche beständig nach dem Mittelpunkt der Sonne hinstrebet, wird in jedem Augenblick von der andern durchwirket, welche von diesem Mittelpunkt der schweren Massen hinwegeilet und aus dem Zusammentreten der beiden Bewegungen entstehet die kreisartige Gestalt der Bahnen. An dem lebenden Leibe wird das Gewebe der beiden Fäden schon in dem Kreislauf des Blutes wahrgenommen. Das belebungsfähige Flüssige wird jetzt von innen, von dem Herzen aus nach den Theilen des Leibes geführt und erstarret hier zum festen Gebilde; von außen aber wird das flüssig Gebliebene, oder das von neuem Aufgelös'te wieder nach innen, nach dem Herzen gezogen. Denn dieß ist der beständige Ausgang der beiden Bewegungen: die eine, welche von oben nach unten herabsteiget, beginnt, wenn etwa an unsrem eignen Wesen der Gedanke oder der Vorsatz zur That wird, aus einem Anfang, der nicht vom Geschlecht der Sichtbarkeit ist; sie nimmt aber ihr Ende in einem Leiblichwerden, erstirbt in einem Körperlichen, welches alsbald, so wie es entstanden ist,

wieder zu vergehen anfängt. Die andre Bewegung, welche von außen nach innen führet, beginnt an einem Leiblichgewordenen, und endigt von neuem in einem verborgenen Innern oder Oberen. Denn von demselben Augenblicke an, wo das Bewegen, das von innen nach außen gehet, zu einem Körperlichen und Vergänglichen geworden, fängt es an, etwas zu seyn, das von der Seele empfunden und wahrgenommen wird: ein Aeußeres, welches der Zug der Abhängigkeit zu seinem Innern emporhebet, nach diesem hinziehet.

In der untern Region der geschaffenen Dinge macht sich die aus dem übersinnlichen Obern nach der Sinnenwelt hinabsteigende Bewegung zuletzt als Schwere kund; die von unten nach oben strebende Bewegung erscheint als Licht. Wie der Drang der ersteren es ist, welcher alle Planeten nach der Mitte ihres Weltgebäudes, nach der Uebermacht der leiblich gewordenen Masse: der Sonne, hinführet, so ist es der Drang der andern, der der Sonne ihren Glanz gibt. Denn da, wo an der immer von neuem gewordenen und vergehenden Gestaltung die eine, abwärts gehend, endigt, beginnt sogleich die andre, aufwärts eilend. Beide aber, die Grundfäden der Sichtbarkeit, führen den forschenden Verstand nach einem gemeinsamen, unsichtbaren Ausgangspunkt hin, von dessen ewigem Seyn alles lebendige Bewegen beginnt und an welchem es wieder endet.

Erläuternde Bemerkungen. Wir begegnen hier gleich Anfangs der alten Lehre von den zwei entgegengesetzten Richtungen alles Werdens und Bewegens. Herakleitos nennt diese beiden Richtungen den Weg nach oben und den Weg nach unten: ὁδὸν ἄνω καὶ κάτω (Jamblich. ap. Stob. ecl. c. 52, edit. Heeren. p. 906; Maxim. Tyr. diss. 25; Antonin L. IV. §. 46). Der Weg nach oben führet hinan zu den Wesen des Alles schaffenden, ewigen Feuers; der andere hinabwärts nach der gröberen, sichtbaren Leiblichkeit (Diogen. Laërt. L. IX, 8, 9). Da, wo beide sich begegnen, ist „das Meer" des beständigen Werdens, aus welchem die Verwandlungen aufwärts in die immer nähere Aehnlichkeit mit dem Feuer-Urquell, und abwärts in die Form der niederen Elemente geschehen (Clem. Alexandr. Strom. V, 599, ed. Potter 712). — Bei den Kabbalisten heißt die schaffende Bewegung, welche ohne Aufhören aus dem Obern und Geistigen nach dem Untern gehet, das ausstrahlende Licht (Or Hajaschor אור הַיָּשָׁר); die aufsteigende Bewegung des Sehnens, welche das Untere immer wieder nach dem Obern zurückführt, das zurückstrahlende Licht (Or Hachoser אור הַחוֹזֵר); m. vergl. das treffliche Werk von Molitor: Philosophie der Geschichte oder über die Tradition, Frankf. a. M. 1827. — Die erstere von der ewigen Einheit nach der Vielheit hingerichtete, erscheint als eine centri-

fugale Action, die andere als eine centripetale (ebendas. S. 85). Nach der Lehre der Stoiker ist es das künstlerische (schaffende) Feuer (πῦρ τεχνικὸν), welches gleich der Lebenswärme, das Werden, Ernähren und Bestehen der Dinge schaffet (Cic. de nat. D. II, 15; Plut. de plac. ph. I. 6 u. 7; Stob. ecl. I, 314). Durch eine abwärts gehende Verwandlung entstehet aus dem sich verdichtenden Feuer die Luft, aus der Verdichtung der Luft das Wasser, aus diesem die Erde. Umgekehrt verwandelt sich aber auch wieder das Wasser durch Verdünnung in Luft, diese in Feuer (Diog. L. VII, 142; Plut. de Stoicor. repugnantiis c. 41, ed. Hutten. T. XIII, p. 392). Die allbewegende Kraft wirket aber nur von oben (aus der höheren Region) nach unten (Aristot. Meteorol. I, 2).

a) Jene Lebensthätigkeit des Nerven, durch welche in unserem Leibe die willkürliche Bewegung gewirkt wird, gehet von oben und innen, vom Gehirne nach den äußern Theilen hin; jene andre aber, durch welche die Empfindung entsteht, gehet rückwärts, von den untern Theilen nach dem Gehirn (m. vergl. weiter unten den §. 17). Durch die von oben nach unten wirkende Kraft des Lebens empfängt der Leib nicht bloß seine Bewegung, sondern mittelbar nach §. 11 auch seine Gestaltung. Denn die „Centrifugalaction" (welche dem Geschöpfe inwohnt) „ist ein von innen nach außen gehendes Offenbaren, welches von Grad zu Grad fortschreitet, bis sich die Innerlichkeit in der vollendeten Aeußerlichkeit entfaltet und das rein (geistig) Ideale sich zur plastischen Wirklichkeit gestaltet hat," nachbildend im Kleinen „die allmächtig schöpferische Centrifugalaction der Gottheit," welche auch „in einer stufenweise fortschreitenden Offenbarung und Entwicklung von Wesen und Welten, bis hinab zu der äußeren passiven Stufe besteht, in welcher die Idealität völlig erloschen ist" (Molitor a. a. O. S. 88). Das äußerste Ende dieser von dem Obern zum Untern fortgehenden Gestaltungen ist am lebenden Leibe der starre Knochen. Seine hohe Bedeutung im thierischen Körper erhellet schon daraus, daß die vollkommene Empfindung und willkürliche Bewegung, die vollkommene Wahrnehmung der Sinne erst da möglich wird, wo sich ein vollkommenes Skelet zeigt (m. vergl. unten den §. 14); denn „in dem äußersten und letzten Gliede der Schöpfung liegt zugleich der Wendepunkt, wo sich das nach außen Kehrende wieder nach innen wendet, und die Schöpfung ihre cyklische Rückkehr erhält" (Molitor S. 90).

b) In unserm Weltgebäude nimmt die von oben nach unten gehende Bewegung zuletzt die Form der Schwere an, die von unten nach oben steigende erscheint unsrem Auge als Licht. Der Punkt, wohin endlich der Gesammtzug der Schwere aller einzelnen Weltkörper unsres Planetensystemes gehet: die Sonne, ist daher zugleich der Punkt der Rückkehr oder des Beginnens eines Zuges der niederen Leiblichkeit nach oben und erscheint als solcher leuchtend (m. vergl. die Bem. zum §. 1 auf S. 2), wie selbst im Kleinen durch eine übergewöhnliche Vermehrung der gegenseitigen Anziehung der einzelnen Theile (durch Compression und Reiben) aus den irdischen Körpern Licht und Wärme hervorgelockt wird (über dieses Entstehen und das Wesen des gewöhnlichen irdischen Lichtes und seine Verschiedenheit von, so wie Verwandtschaft mit dem reinen Lichte, vergl. m. übrigens noch die erl. Bem. zum §. 18). Jene beiden Grundkräfte: die centrifugale und centripetale, stehen in einem solchen wechselseitig sich aufhebenden Verhältniß, daß die Macht der einen jederzeit in demselben Maße wächst, in welchem die der andern abnimmt. Während z. B. die eine entgegengesetzte (und mithin der Widerstand) zweimal geringer wird, verstärkt sich zugleich die Macht der andern aufs Doppelte; daher wird die Action im quadratischen Verhältniß aufs Vierfache gesteigert. Hierin liegt der Grund, weßhalb z. B. die Schwere im um-

gekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernungen wirkt. Auch das Aufwärtssteigen der Verwandlungen der Körper von Stufe zu Stufe, z. B. von der Form des Tropfbarflüssigen zu der des Dampfes, wobei das Wasser auf Einmal um das 1600fache seines Volumens ausgedehnt wird, geschieht in einer Progression, welche nicht bloß arithmetisch ist. Die Wurzeln der Potenzen, welche wir hier auf Einmal auftreten sehen, könnten vielleicht in den Verhältnissen der Abstände der verschiedenen Planeten von der Sonne erkennbar werden. Der vorstehende §. hat seinen großen Gegenstand freilich mehr nur berührt als ergründend betrachtet, Manches hieher Gehörige findet sich indeß ausführlicher entwickelt in des Verfassers Geschichte der Natur, Band I. §. 6., worauf sich derselbe hier bezieht. Zu einem weiteren, tieferen Nachdenken über denselben Gegenstand vermag das Buch eines Mannes zu erwecken, an dessen jetzt fast vergessene Arbeiten ich bei jeder Gelegenheit gern errinnern möchte: Oetingers Wahrheit des sensus communis.

Die Schöpfung der Sichtbarkeit.

§. 3. Wer gibt der fließenden Welle Kraft, daß sie den Strahl erfasse, der sie durchleuchtet? Er ist bei mir, und ich bemerke Ihn nicht; Er durchdringt mich, und ich weiß es nicht. Ich bin durch Ihn und bin in Ihm; wo ich bin, da ist Er. Dennoch, was ich ergreife, da ist Er nicht, wo hinein ich dringe, das enthält Ihn nicht. Suche ich Ihn in der Tiefe — Er ist tiefer als die Tiefe; forsche ich nach Ihm in der Höhe, siehe Er ist höher als die Höhe. Die klare Luft ist zu rein für mein unterscheidend Auge; Er aber ist klarer als die Reinheit. Nenne ich Ihn ein Wesen, Er ist es nicht; heiße ich Ihn Licht, so nenne ich sein Geschöpf; was ich als Geist verstehe, das ist nur sein Hauch, als Weisheit, das ist seiner Ausstrahlungen eine. Vor dem Anfang war Er da, und am Ende wird Er seyn, der Er ist und welcher Er war.

Ein klarer See, tief und ohne Gränzen! Was will der Schlamm des Endlichen und Vergänglichen bei dieser reinen Fluth? Wie erzeugt sich aus der ewigen Wurzel alles Seyns der sterbliche Stamm der Sichtbarkeit mit seinen schnell hinwelkenden Blättern?

Zwar die Blätter, so schnell sie welken, sie kehren immer wieder, getrieben und gebildet von derselben Kraft, und wenn der Stamm vergeht, so bleibt doch im Samen die Art des Gewächses. Alle diese Einzelnen, wie sie vorüberfließen, zeugen von Einem, das feststehet. Sie alle, einzeln für sich unmächtig

und gebrechlich und mangelhaft, sind zusammen Kraft und Herrlichkeit und Vollendung.

Wie die Wellen der Luft, welche das langwährende Lied eines Sängers bewegt, sie fließen, wenn sie den Ton zum Ohre gebracht, vorüber, und eine andere Welle bringt den noch immer anhaltenden Ton; sie selber sind andre, das Lied aber tönet fort.

Es sind die Gedanken eines tief sinnenden Geistes, welche, wie durch die vereinzelten Laute einer Menschenrede, durch alle diese bald entstehenden, bald vergehenden Gestaltungen der Sichtbarkeit sich kund geben, und welche ewig fest bleiben, wie der Geist, mitten im Fluß des Leiblichen. Aber wessen sind diese Gedanken, welche dem ganzen Werk der Sichtbarkeit zu Grunde liegen? Jener Gedanke, aus welchem alles Werden und Bewegen stammet: ich suche nicht mich, sondern Ihn; ich bin nicht mein, sondern Sein; es sterbe und werde hingenommen, was ich lebe und bin, Er aber lebe und bleibe. Der Gedanke: Er ist ohne Maß und Ende, Vieles und Alles, Alles aber ist nur für Ihn und in Ihm und zu Ihm. Der Gedanke einer Liebe, welche das Eine mehr liebt, als das eigene Andre; eines Lobliedes auf Den, welcher ohne Namen ist; eines Lobliedes, welches nie verstummet in der Ewigkeiten Ewigkeit.

Dieß sind die Gedanken des Einen, welcher nicht Er selber, sondern ein Andrer war; dieß sind die Aeußerungen einer Liebe, welche nur in Ihm sich selber suchet und findet; sie gleichen den Worten eines Menschen, welcher Gott war.

Es ist aber nur der Eine, von welchem durch die Kraft des Andern aller Sichtbarkeit Heere als von ihrem Herrn und Meister zeugen. Denn es ist der von Ihm ausgehende Odem des Lebens, es ist der Geist aus Gott, durch dessen Einheit und Kraft der Vater ist im Sohne und der Sohn im Vater.

Dieß ist der Geist, ausgehend von dem Einen und dem Andern, welcher der Eine ist; der Geist, welcher auch dem Geschaffenen ein Leben und Wesen gibt, dessen Lauf und Wandel niemals aufhöret, denn der Geist ist Gott.

Gott schaffet den Dingen ein Seyn und Wesen, welches ihr eigen ist. Aber das nur, was sie in Ihm sind und durch Ihn werden, das ist es, welches bleibt und aus dem Wechsel beständig sich erneut; was sie außer Ihm sind und durch

sich selber werden, das ist es, welches stirbt und immer wieder vergeht.

So sind in den endlichen Dingen ein Leben und ein Sterben vereint; das Leben ist jenes Urbild, welches stets von neuem **wird**, das Sterben ist der sichtbare Stoff der Leiblichkeit. Dieser Stoff ist darum nicht das, aus welchem das Wesen der Dinge entsteht, sondern er ist das, in welches das Leben der endlichen Dinge in jedem Augenblick vergeht und verscheidet, weil es ein Endliches und Besonderes ist. Denn nur in Gott ist das wahre (alleinige) Leben, welches beständig sich selber gleicht; außer Ihm ist kein Leben, sondern Tod. So ist das Seyn und Weben der Leiblichkeit nach Gottes Willen ein Etwas, welches nicht Gott ist. Der Geist aber aus Gott ist es, welcher ohne Aufhören dem Vergehenden ein neues Seyn schaffet; denn das Leben der Einzelnen bestehet wie durch ein Einhauchen des Lebens aus Gott, was sie aber, das Eigene, aushauchen, das ist Tod. Sie aber, die lebenden Wesen, geben in der Kraft jenes Wortes, welches sie geschaffen, willig hin, was das Ihre ist, in den Tod, damit das in ihnen lebe, was Er ist. Und so empfangen sie aus Seiner Fülle immer von neuem ein Leben, welches das ihrige wird, damit sie durch ihr Sterben ein Zeugniß geben, daß Er allein es sey, welcher lebt, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Bis der Staub zu andrem Staube gehet und der Geist den Leib der Ewigkeit empfängt, welcher nicht mehr den Tod des sichtbaren Wesens stirbt.

Dieß wird uns gesagt von der Leiblichkeit Grund und von des Lebens beständigem Kreislauf. Es ist der Sinn jenes räthselhaften Spruches eines alten Weisen: was wir wachend sehen, das ist Tod, was schlafend, das ist Schlaf.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorstehenden §. rührt an eine Tiefe, welche schon die Weisen des Alterthums bemerkt hatten, deren Grund jedoch erst durch ein vom Zenith der Offenbarung hineinstrahlendes Licht erhellt werden konnte. Nicht der oberste Gott selber, so lehrte Plato, konnte die sterblichen Wesen schaffen, sonst würden sie, den Göttern gleich, unsterblich geworden seyn; ihre Bildung wurde von ihm den „gewordenen Göttern" übertragen, von ihm selber aber nur so viel in die Gestaltungen gelegt, als an diesen unsterblich seyn sollte (Plat. Tim. 41, b seqq.). Abgesehen von dem augenfälligen Irrthum, welcher, wie noch die Philosophie des Philo (fragment. ex Euseb. Opp. T. II, ed. Mang. p. 625; Sacrar. leg. allegor. L. III, p. 128) und die Lehre der Gnostiker, die Schöpfung der Welt nicht dem höchsten Gott selber, sondern einem zweiten untergeordneten Gott oder

den Engeln zuschreiben wollte (so Saturninus, Basilides, Carpocrates, Cerinthus u. A., nach Irenaeus adv. haeres. I, c. 22, 25, ed. Colon., m. vergl. Augustin. adv. Haeres. c. 2—7. Opp. T. VIII, p. 6, 7); so erscheint der Grundgedanke der Schöpfung als der mit Kraft der Gottheit selber hindurch geführte Gedanke einer sich dem Einem unterwerfenden und in Ihm nur wiederfindenden Liebe; als der Gedanke des Einen, welcher ein Anderer ist; als der Gedanke des Sohnes, welcher nicht sich, sondern Ihn sucht. Wir beleuchten den Inhalt des §. noch etwas näher nach seinen einzelnen Theilen:

a) Das Bild von der fließenden Welle findet sich schon bei Plato, im Kratylus, 402. Eins allein, aus welchem alle Wandlungen der Dinge geschehen, bleibet bestehen, während die andern Dinge in beständigem Werden und Fließen begriffen sind (Heracl. ap. Arist. de coelo III, 1). Dieses beständig Fließende ist die Materie (Heracl. ap. Stob. eclog. p. 318), im Gegensatz zu dem denkenden Geist (Plut. adv. Stoic. ed. Reisk. X, 464) und zu dem festbleibenden göttlichen Seyn (Plutarch. de Ei apud Delph., ed. Hutten. c. 18, 19; Phil. quod a Deo mittunt. somn. I, 600, ed. Mang. I, 656; m. vergl. p. 687).

Wie die Sonne die ganze Welt durchleuchtet, so durchdringt Gottes allgegenwärtiges Erkennen selbst unsre in Dunkel gehüllten Gedanken (Minut. Fel. Octav. c. 32, edit. Gronov. 342, 343); Gott ist den Pythagoräern der durch die Natur der Dinge ausgegossene und waltende Geist, aus welchem auch unsre Geister entnommen sind (Salvian. de gubern. Dei L. I, p. 4; Cic. Nat. D. I. c. 11). Er ist nach Aristoteles das Lebendige, das Ewige, Beste (Met. XII, 7), der Dinge Anfang und Ursach' (Met. I, 2), ein selig erkennendes (de morib. X, 8), sich selber vollkommen genügendes Wesen (magn. mor. II, 15), an Kraft allmächtig, an Schönheit der Herrlichste, an Tugend der Vortrefflichste (de mundo 6), ja über alle Tugend erhaben (magn. mor. II, 5). Er umfasset der Dinge Anfang, Ende und Mittel; Gerechtigkeit waltet ihm zur Seite (de mundo 7), dem Herrn über Alles (ib. 6). — Gott, der Alles erfüllt (Athenagoras legatio pro Christianis c. 7; edit. Oxoniens. p. 34) und durchwirkt (Hilar. tract. in Psalm. CXVIII, Litter. XIX, edit. Veron. Opp. T. I, p. 400 seqq.; m. vergl. Sext. Empir. contradict. L. IX, adv. Physic. 76, ed. Fabr. 76; Diog. Laërt. VII, 138 und 139; Plut. de plac. Phil. I, 6. 7), in welchem alle Dinge sind und leben (Athanas. orat. contr. gent. 28. Opp. T. I, p. 21; Irenaeus adv. haeres. edit. Col. L. II, c. 1, p. 145, 146; Augustin. de divers. Quaest. Qu. 20; Opp. VI, p. 5), ist dennoch nur nach seiner Güte und Macht in den Dingen, außer ihnen aber seiner Natur nach (Athanas. de Decret. Syn. Nic. 11, ed. Patav. Opp. I, p. 171). Gott ist, lehrt Minutius Felix (Octav. c. 18, ed. Gronov. p. 167, 168) zu klar, um gesehen, um gefühlt zu werden, zu hoch für unsere Sinne — Gott ist, sagt Theophilus (ad Antolycum I, c. 5, ed. Wolf. p. 15), an Herrlichkeit unbegränzt, an Größe unerfaßbar, an Höhe unausdenkbar — — Sage ich, er sey ein Licht, so nenne ich sein Geschöpf — — heiße ich ihn Geist, so nenne ich seinen Aushauch, wenn Weisheit, sein Erzeugniß. Wir setzen den größern Theil jener schönen Stelle selber her: *Ἐρεῖς οὖν μοι· σὺ ὁ βλέπων, διήγησαι μοι τὸ εἶδος τοῦ θεοῦ. ἄκουε ὦ ἄνθρωπε· τὸ μὲν εἶδος τοῦ θεοῦ ἄῤῥητον καὶ ἀνέκφραστον, καὶ μὴ δυνάμενον ὀφθαλμοῖς σαρκίνοις ὁραθῆναι. δόξῃ γάρ ἐστιν ἀχώρητος, μεγέθει ἀκατάληπτος, ὕψει ἀπερινόητος, ἰσχύϊ ἀσύγκριτος, σοφίᾳ ἀσυμβίβαστος, ἀγαθοσύνῃ ἀμίμητος, καλοποιΐᾳ ἀνεκδιήγητος. εἰ γὰρ φῶς αὐτὸν εἴπω, ποίημα αὐτοῦ λέγω· εἰ λόγον εἴπω, ἀρχὴν αὐτοῦ λέγω· νοῦν ἐὰν εἴπω, φρόνησιν αὐτοῦ λέγω· πνεῦμα ἐὰν εἴπω, ἀναπνοὴν ἑαυτοῦ λέγω· σοφίαν ἐὰν*

Digitized by Google

εἴπω, γέννημα αὐτοῦ λέγω· πρόνοιαν ἐὰν εἴπο, ἀγαθοσύνην αὐτοῦ λέγω· βασιλείαν ἐὰν εἴπο, δόξαν αὐτοῦ λέγω· — Und was ist er also? κύριον ἐὰν εἴπω, ἑαυτὸν λέγω — — πατέρα ἐὰν εἴπω, τὰ πάντα αὐτὸν λέγω. — Schon Plato (de rep. VI, 509, b) lehrt: Gott (das ewige Gute) sey nicht ein gutes „Wesen," sondern über alles Wesen erhaben, unerfaßbar. Sein Name selber bedeutet die ewige Güte (Phil. SS. Leg. Alleg. III, 74, ed. Mang. I, p. 101); ja er ist besser als das Gute (ib. de vit. contempl. 890, ed. Mang. II, 472); schöner als das Schöne, seliger als die Seligkeit (id. de virtut. 992. ed. Mang. II, 546). — Er ist mit nichts zu vergleichen, ist überwesentlich (ὑπερούσιος, Dionys. Areopag. de divin. nomin. c. 1, ed. Antw. p. 438, et. al.); ja mit dem Wesen und Seyn der geschaffenen Dinge verglichen, selber ein Nicht-Seyn, und doch Ursache alles Seyns (Dionys. Areop. l. c. c. 1, Opp. I, 439: καὶ αἴτιον μὲν τοῦ εἶναι πᾶσιν, αὐτὸ δὲ μὴ ὄν, ὡς πάσης οὐσίας ἐπέκεινα). In diesem Sinne kann daher gesagt werden, daß die Creaturen, wenn sie nun durch eine, von der Einheit hinweggehende centrifugale Action ein eigenthümliches, von ihrem Schöpfer verschiedenes Seyn erlangt haben, welches jedoch nichts Positives sondern bloße Negation ist, von einem Sehnen ergriffen werden nach ihrem eigenen Nichtseyn, nach der Einheit zurück, aus welcher sie hervorgegangen. (Molitors Philosophie der Geschichte S. 83—85.)

b) „Ein klarer See." Nicht nur auf ein irdisch Flüssiges, sondern auf ein andres Meer alles Entstehens und Werdens scheint eine alte Lehre, namentlich die des Thales, von einem Urflüssigen, aus welchem alle Körperlichkeit entstanden sey und entstehe (Aristot. Met. I, 3), hinzudeuten.

c) Dafür, daß alle die Endlichen und Vielen aus Einem entsprungen sind, zeuget ihr gemeinsamliches Thun und Leiden (Diog. Apollon. bei Aristot. de gen. et corrupt. I, 6, edit. Berolin. p. 322): εἰ μὴ ἐξ ἑνὸς ἦν ἅπαντα, οὐκ ἂν ἦν τὸ ποιεῖν καὶ τὸ πάσχειν ὑπ' ἀλλήλων· St. Basil. epist. CLXXXIX, ed. Par. III, 281); so wie die harmonisch schöne, vernünftige Zusammenordnung Aller (Simpl. Phys. fol. 32, b). Es ist nur Eine Welt (Plato Tim. p. 31 a); und die Harmonie der Dinge in dem schönen, mächtig ausgezierten All (Origen. de princ. II, 6, Opp. I, 82) führt zu der Ueberzeugung von Einem Urheber und Beherrscher aller dieser Dinge (Aristot. Met. XII, 2; Cic. de nat. D. II, 5; Ambros. de fide I, c. 1). „Denn alle einzelnen Theile, wenn sie auch für sich allein betrachtet gebrechlich und häßlich erscheinen, bilden dennoch, zusammengenommen, ein herrliches, schön zusammenstimmendes Ganzes." Zu solcher Ueberzeugung führt auch das Anerkennen des (gemeinsamen) Musterbildes (παράδειγμα, Aristot. Phys. II, 3) und Zweckes. nach welchem alles Werden strebt (Physic. II, c. 8); denn dieser gemeinsame Zweck ist das Gute (φύσει γε ἐπὶ τὸ ἀγαθὸν βαδίζοι ἂν πᾶν, Ethic. Eudem. II, 13 und anderwärts; man vergl. auch Augustin. de civitat. Dei XI, 23, Opp. VII, p. 289). Daher ist es das Höchste der Wissenschaft, den Zweck (des Werdens) zu erforschen (Aristot. de morib. VI 2 u. 3).

d) Das Leben der geschaffenen (von der Einheit ausgegangenen) Dinge bestehet nur in einem beständigen Suchen nach der Einheit, erhält sich nur dadurch, daß die Seele mitten und unter der Eigenheit des Gewordenen das nicht eigne und nicht gewordene, höhere Eine sucht (m. vergl. die Bem. zum §. 1). Wie die unvernüftigen Geschöpfe um der vernünftigen, die leblosen um der lebenden, die irdische Natur um des Menschen willen da ist (Lactant. Institut div. VII, c. 4, 5; Augustin. de Genesi ad lit. L. VIII, c. 44, Opp. T. III, p. 241); so ist zu-

Digitized by Google

letzt alle Vielheit des Geschaffenen um des ewig Einen, um Gottes willen da (Origen. in epist. ad Roman. L. IX, 30, ed. Par. T. IV, 656). Er, der Urgrund und Erzeuger Dessen, das mit Verstand und Klugheit begabt ist (Sext. Emp. contradict. L. IX adv. Physic. 77, edit. Fabric. p. 569); Er selber, ein allauskeimender Verstand (*σπερματικὸς λόγος*, Diog. Laërt. VII, 136; Plut. de plac. ph. I, 7; Stob. ecl. I, 372). Von Ihm, durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge (Röm. 11, 36); so wie für Ihn, d. h. zu seinem Dienst (Ps. 119, v. 91); das All' deine Knechte הַכֹּל עֲבָדֶיךָ; man vergl. St. Basil. epist. VIII, ed. Par. III, 87). Bei allen jenen Haupt- und Grundbewegungen der Natur, in denen sich (im Kleinen) das Werk der Schöpfung wiederholt und wobei z. B. im Thiere nun der sogenannte Instinct wirksam wird, bezeuget uns die leiblich gewordene Creatur, daß sie nicht ihren Willen, sondern den Willen eines Höheren erfülle. Sie findet darin, daß sie der Macht eines höheren Waltens nachgibt, ihre Lust, auch wenn dieses mächtige Walten, welches das mütterliche Thier zur Vorsorge für die noch ungeborne Brut antreibt, die unaufhörlichste Anstrengung, ja die Aufopferung des eignen Lebens verlangt. Auch das eßlustigste Thier vergißt, wenn es jenen höheren Willen thut, für sich selber Nahrung zu nehmen; das bewegungslustigste bleibt wie festgeheftet an einem Ort, sobald es die Erhaltung des Jungen gilt. Es ist, als hörte man hier wie von einem Echo, welches nicht versteht, was es nachhallt, jene Worte eines Andern wiederholen: „Deinen Willen, mein Gott, thue ich gern" (Ps. 40, 9; Hebr. 10, 7, oder: „Meine Speise ist die, daß ich den Willen thue Dessen, der mich gesandt hat und vollende sein Werk" (Joh. 4, 34; 6, 38) und: „Ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat" (Joh. 5, 30). Oder die Worte des im Menschen anbetenden Geistes: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel (Matth. 6, 19). — Die Kraft zu solchem Thun kommt aus dem Zug der Liebe, welcher das sichtbare Wesen zu einem unsichtbaren, höheren hinführt (m. vergl. den §. 4 und die Bem. dazu). Es spiegelt sich in dem Zug dieser Liebe eine höhere, göttliche ab, welche aus Liebe sich selbst dahingab (Joh. 14, 31).

Als Hauptzweck der ganzen Schöpfung nennt uns die heilige Schrift und die Lehre der Kirche die Ehre Gottes: כְּבוֹד יְהוָה, *δόξα θεοῦ* (Orig. in Ep. ad Roman. L. II, 5. ed. Par. IV, 481). Der Name Gottes: שֵׁם יְהוָה ist es, welcher allein durch alles geschaffene Wesen verherrlicht werden soll. Es erzählen die Himmel die Ehre Gottes (Ps. 19, 2); sie, die Himmel, so weit sie sind (Ps. 115, 4), so wie alle Lande sind seiner Ehre voll (Esa. 6, 3); denn Er hat seinen Namen über Alles herrlich gemacht durch sein Wort (Ps. 138, 2). Dieses Loblied der Ehre und des Namens Gottes (Ps. 18, 11) saget ein Tag dem andren (Ps. 19, 3); es ist ewig, wie die Ehre Gottes (Ps. 104, 31; Röm. 11, 36; 16, 27; Gal. 1, 5; I Tim. 1, 17; I Petr. 4, 11; Jud. 25; Apok. 1, 6; 7, 12). Auch hiebei vernimmt man, wie im Nachhall eines Echo, die Stimme des Andern, welcher in dem Einen ist, die Stimme des Sohnes, welcher nicht seine eigne Ehre suchte, sondern die Ehre Dessen, der ihn gesandt hatte (Joh. 7, 18, und 8, 49 und 50), oder die Lehre des Geistes: Alles zu thun zu Gottes Ehren (I Cor. 10, 31).

c) Der Sohn wird ein Anderer (alius non aliud), als der Vater, der Geist ein Anderer genannt (Augustin. de anima et ej. orig. L. II, c. 9. ed. Par. T. X, p. 362; Origenis in Numeros Homil. XII, c. 1, ed. Par. Opp. II, 312), und doch ist nur Ein wahrer, unveränderlicher Gott (Symbol. Athanasii in Walchii Bibliothec. Symb.

vet. 156 etc.). „Dieses Geheimniß des Einen in Dreien verstehet nur der, welcher die Einheit der Gläubigen, welche Ein Herz und Eine Seele sind, recht erfahren hat, denn solche Einheit ist in ihrem Maß ein Abbild der Einheit der Dreiheit" (Origenes adv. Celsum L. VIII, 12. Opp. edit. Paris. T. 1, p. 750). — Der Vater ist das Unsichtbare des Sohnes; der Sohn das Sichtbare des Vaters (Irenaeus adv. haeres. L. IV, edit. Colon. c. 14, p. 331: invisibile etenim filii pater, visibile autem patris filius). Der Sohn oder Logos ist das Bild Gottes, so wie der wiederhergestellte Mensch das Bild des Logos (Clem. Al. cohortat. ad gentes 75, edit. Oxon. p. 93). Er ist zugleich das ewig lebendige Wesen, das Vorbild der Welt (Plato Tim. 37). Nur in seinem Bilde, nicht an sich selber kann Gott erkannt werden (Plato de leg. X, 897, d, e). Jenes Bild (der Logos) Gottes ging aus diesem hervor als die Idee und Kraft, wornach und wodurch die ungeordnete Natur der materiellen Dinge geformt werden sollte (Athenagor. legat. pro Christ. c. 10, edit. Oxon. p. 39; man vergl. Philo de opif. mund. ed. Mang. T. I, p. 5, 6); denn in ihm offenbart sich Gottes allwirkende Macht und Herrscherwille (Clem. Al. Strom. V, 547, edit. Potter. p. 646 — 47); er ist „der Andere," vom Himmel herabsteigend (Justin. Mart. Dial. c. Tryph. ed. Mon. Congr. St. Maur. p. 157, so wie 222). — „Die eine Action der Gottheit bestehet nämlich in jenem immerwährenden Hinauswirken und schöpferischen Produciren, wodurch das creatürliche Daseyn als ein selbstständiges, mit eigener Centrifugalkraft begabtes, productives Leben erzeugt und erhalten wird. Dieses schöpferische Produciren der Centrifugalität des Lebens, nach welchem die Gottheit ihre ewigen Ideen außer sich verwirklicht, und sich selber zum erzeugenden Princip der Natur macht, um sich in der Allmacht und Herrlichkeit ihrer Werke zu manifestiren, — diese innerliche That der sich offenbarenden Allmacht kann man allerdings (wenn wir uns erkühnen dürfen, über göttliche Geheimnisse überhaupt zu reden, und das Göttliche mit dem Creatürlichen zu vergleichen) den Act der unendlichen Centrifugalwirkung nennen; diese Centrifugal-Action ist der Sohn, durch den der Vater schöpferisch wirkt." (Molitor: Philosophie der Geschichte oder über die Tradition S. 86). Es werden übrigens hier bei dem Act der Schöpfung die Worte „von" (ἀπὸ) und „durch" (διὰ) genau unterschieden (nach Ephes. 3, 9: Origenes comment. in Joh. L. II, c. 6, Opp. IV, p. 60 seqq.; man vergl. auch Phil. de Cherub. 129, edit. Mang. Vol. I, p. 162, und SS. Leg. Alleg. L. I, 47, ed. Mang. I, p. 51). Alles ist durch den Logos geschaffen (Athanas. de decretis Nicaen. Synod. 7, edit. Patav. 168, 169; Cyprian. Testimon. adv. Jud. II, c. 1 seqq. ed. Paris. p. 284 seqq. — und so nach Joh. 1, 3, c. 10; Hebr. 1, 10 u. f. alle Kirchenväter, ja selbst eine Ahndung dieser Lehre bei Plato, besonders im Timäus). Es ist aber Gott „der Vater" (Plat. Tim. 28 c.), aus dessen Willen und von welchem Alles durch den Sohn geschaffen ist (Theoph. ad Autol. L. II, c. 31. Athenagor. Legat. pr. Chr. c. 9, edit. Oxon. p. 37; Iren. adv. haeres. L. II, ed. Colon. c. 2, p. 147, et al. loc.; Augustin. contra Secundin. Munich. 3, Opp. VIII, p. 526; de Genesi ad litter. c. 1, Opp. III, 93 et al. loc.); auch bei Philo ist der von Gott gezeugte Logos der Anfang der Dinge, durch den Gott die Welt geschaffen hat (Sacr. leg. allegor. L. III, edit. Mang. Tom. I, p. 121; de Monarchia L. II, Opp. T. I, 225: *ὁ λόγος τοῦ θεοῦ ὑπεράνω παντός ἐστι τοῦ κόσμου, καὶ πρεσβύτατος, καὶ γενικώτατος τῶν ὅσα γέγονε. — λόγος δέ ἐστιν εἰκὼν θεοῦ, δι' οὗ σύμπας ὁ κόσμος ἐδημιουργεῖτο*).

f) Der Sohn ist im Vater und der Vater im Sohne durch die

Einheit und Kraft des Geistes (ἑνότητι καὶ δυνάμει πνεύματος: Athenag. leg. pr. chr. c. 9, ed. Oxon. p. 38); Alles, was gemacht ist, das hat Gott durch seinen Logos, in dem heiligen Geiste gemacht (Athanas. epist. 1 ad Serapion c. 24, ed. Patav. T. I, p. 538; c. 28, p. 541; ep. III, c. 5. p. 555); Gott schaffet durch die Kraft des lebendigen Wortes in der Mitwesenheit des lebendig-machenden Geistes (Basil. adv. Eunom. ed. Paris, T. I, p. 304). Daher die Werke von dem Einen wie von dem Andern zeugen: Röm. 1, 20 verglichen mit Hebr. 1 (Athanas. de incarnatione et contra Arianos c. 13, edit. Patav. T. I, p. 703, so wie die hierauf sich beziehenden Ausdrücke im Symbol. Nicaen.; und im Symbol. Nicaen. Constant.). Der Sohn ist nothwendig Eins mit und gezeugt aus dem Vater in Ewigkeit (Athan. epist. de decret. Syn. Nic. c. 12, T. I, p. 172 edit. Patav.; c. 24, p. 180). Die Schöpfung dagegen ist nicht durch innre Nothwendigkeit, wie der Schatten vom Körper, der Glanz vom Lichte aus Gott hervorgebracht, sondern durch Gottes freien Willen entstanden (Röm. 1, 18; Apok. 4, 11; 10, 6; Basil. in Hexaëm. Homil. I, c. 7, edit. Paris. T. 1, p. 7; vergl. Clem. Al. cohortat. ad gentes c. 4, ed. Potter. p. 55), aus lauterlicher Güte von Ihm geschaffen (Philo de mund. opif. 4, ed. Mang. I, p. 5).

Vater und Sohn und der von beiden (Tertull. adv. Prax. c. 4, ed. Paris. p. 502), vom Vater durch den Sohn ausgehende Geist (Augustin. de Trin. L. XV, 33, Opp. T. VIII, p. 990; contr. sermon. Arianor. 4, Opp. VIII, p. 627); welcher ein Anderer ist als der Vater und der Sohn (m. vergl. das Symbol. Athanas.; Theophil. ad Autolyc. II, c. 14; Origen. in Numer. homil. XII, c. 1, ed. Par. T. II, p. 312, Tertull. adv. Prax. c. 9), sind die vollkommen gleichwesige (ὁμούσιος γὰρ ἡ τριάς; Athan. contra Apollinar. I, 9, Opp. T. I, p. 741; Basilius contra Eunom. V, init. Opp. I, p. 296), ewig, unveränderliche, unzertrennliche heilige Trias (Athanas. epist. IV, c. 12 ad Serapion. Opp. I, p. 562; Or. 1 contr. Arian. c. 18, Opp. I, 333; August. sermon. de verb. Evangel. Matth. 3, Sermon LII, 2, Opp. T. V, p. 303; contra Secundin. Manich. c. 8, Opp. VIII, 530), welche in keiner ihrer Wirklichkeiten („Wirklichkeit" hier als ὑπόστασις oder persona) einen Anfang in der Zeit kennet. Wenn die Schrift von Einem Gott zeuget, welcher über Alle, durch Alle und in Allen ist (Ephes. 4, 6), so bekennt sie hiemit den Vater über Alle (ἐπὶ πάντων), den Logos durch Alle (διὰ πάντων), so wie in den Worten in Allen (ἐν πᾶσι) den Geist (Athanas. epist. 1 ad Serapion. c. 29, ed. Patav. p. 541).

Es wird der Geist, als der Zug, welcher die Mannichfaltigkeit des Geschaffenen zurückführt zur Einheit (m. vergl. den §. 2 und Molitor a. a. O.), mit einem Licht oder alldurchflammenden Feuer verglichen, und da es nur der zusammenhaltende Zug nach der Einheit ist, welcher den Dingen ihr wesentliches Seyn gibt, so erscheint schon dem Alterthum das Feuer als der Grund der Dinge (Heracl. ap. Aristot. Met. I, 3; m. vergl. die verwandte Lehre der Stoiker nach Stob. Eclog. I, 414; Diog. Laërt. VII, 144). Der Geist ist jene Alles belebende und erkennende Seele, von welcher schon die früheste, die Völker besuchende Weisheit zeuget (Aristot. de anim. I, 2). Er ist, in einem besonderen Sinne, die allbedenkende Liebe (Aug. de Trin. L. VI, c. 7, Opp. VIII, p. 847, 848; L. VII, c. 6, p. 857; L. XV, 27, alias 17, p. 987), welche im Anfang gewesen (Empedocl. ap. Arist. Met. XIV, 4); die Weisheit, welche das All zusammenhält (Theoph. ad Autolyc. I, c. 8; Athenagor. leg. pr. Christ. c. 6, edit. Oxon. p. 28). Ihn, den Geist, meinet der allen Menschen aus der Quelle des Erkennens der Gottheit mit-

Digitized by Google

getheilte Logos (Justin. Apolog. min. II, c. 13 seqq. ed. M. e congr. St. Maur. Hag. Com., p. 97, 98, auch 94 und 95), wenn er, ein Räthsel der Sinnen-Vernunft das Dritte bei dem Zweiten und Ersten (Plato ep. 2 ad Dionys. 312, e; Dredie, bei dem Jafnhar und Har, d. h. der Dritte bei dem Gleich-Erhabenen und dem Erhabenen in der Edda) nennet und von der hohen Dreiheit zeuget (die Lehre der Pythagoräer hievon bei Aristot. de coelo I, 1). Was die Wirklichkeit (ὑπόστασις) des Geistes in Gott in Beziehung auf den Menschen sey, darüber reden wir noch ausführlicher im IV. und VII. Hauptabschnitte dieses Buches.

g) Nur von Einem, dem Unveränderlichen, dem ewig Wahren, von Gott, kann mit Recht gesagt werden, es ist (Plato Tim. 37 e; vergl. Exod. 3, 14). Er ist jenes Urwesen, welches ewig dasselbe ist, während keines der gewordenen Wesen auch nur bis zum nächsten Augenblick als dasselbe bestehet (Senec. Epist. 58); Er ist das höchste Seyn, ohne welches nichts ist noch seyn kann (Anselm. Canterbur. Monologium de divinitatis essentia et iis quae exinde consequuntur, c. 1—4); das einige und nothwendige Seyn (Leibnit. princip. Philos. §. 45, Opp. T. II, p. 25, ed. Genev. 1768); das einig ursprünglich Wirkende im ganzen All (ib. § 37, b. 40 §. 49 et al.). Das Entstehen der geschaffenen Dinge (Monaden) wird gleichsam wie durch beständige, von der Gottheit ausgehende Blitze begründet (ibid. §. 48, p. 26). Alles creatürliche Daseyn außer ihr wird von der Gottheit durch die That einer immerwährenden, centrifugalen Action geschaffen (Molitor a. a. O. S. 87); die bewegende Schöpferkraft wirket abwärts von dem Höchsten zum Niedern (Diog. Laërt. VII, 136, 137, 138, 139; Aristot. Meteorol. I, 2; Molitor ib. S. 90); alldurchdringend (Maxim. Tyr. diss. XXV, ed. Davis. p. 256; Diog. Laërt. VII, 139); als ewige Güte, welche das, was sie geschaffen, auch erhält (Theodoret. de provident. Or. II, Opp. IV, 506, 508). Denn nur sie, die Kraft des Schöpfers, ist die Ursache von dem fortdauernden Seyn der Geschöpfe. Diese würden sogleich vergehen, wenn jene aufhörte zu wirken (Athanas. contra gentes 41, ed. Patav. Opp. T. I, p. 12; Augustin. contr. Jul. Pelagian. III, 19, Opp. X, p. 562; L. VI, 59, p. 695; Phil. de poster. Cain. ed. Mang. Vol. I, p. 254). Dieses ewig Wirksame denn, Gott (m. vergl. Zenon bei Diog. Laërt. VII, 134) machet die geschaffenen Dinge zu Wirksamkeiten der zweiten Ordnung, in denen die göttliche Kraft in verschiedenen Weisen sich offenbaret (Leibnitii princ. phil. §. 18, 42, 50 et al. loc.). Da aber das, was die Creatur durch die ihr verliehene Kraft wird, eine bloße Negation (Molitor a. a. O. S. 84) ist, ein Ersterben des höheren Anfanges in einem niederen Ende (Heraclid. Pontic. Alleg. Homeric. edit. Gesner. p. 319, eigentlich 119; Plutarch. de Ei ap. Delph. ed. Hutten. c. 18, Opp. T. IX, p. 240), so liegt in diesem Werden eines Etwas außer Gott nicht bloß der Grund der Vergänglichkeit, sondern auch der Unvollkommenheit (Philolaus bei Stob. ecl. I, p. 10), ja des Tadelnswerthen (τὸ δὲ ἄνευ θεοῦ ψεκτόν. Phil. de Cherub. 112, ed. Mang. Vol. I, p. 143), des Bösen, weil dieses eigenwillige Werden und Wirken der Dinge auf eine von der allerhaltenden Einheit hinwegstrebende, sich losreißende Bewegung gegründet ist (Empedocl. Carmin. v. 43 ex recens. Sturz, p. 515 et al.); denn alles Einzelne zwar stehet unter der Herrschaft eines höheren Ganzen (Plato de leg. X, 903; Phileb. 29), aber es wohnet auch zugleich jedem beseelten Wesen die Kraft eines selbstständigen Wirkens bei. Hieraus denn der Grund der Verworrenheit und Unordnung, welche durch das Böse in die Welt gekommen und von welchem nicht Gott Urheber seyn kann (Plat. Polit. 269, d; Origen. Homil. XIV in Num.; Opp. II,

Digitized by Google

323, „der passendste Name für das Böse ist Verwirrung," σύγχυσις, Phil. de confus. linguar. 349, ed. Mang. I, p. 435); denn das Böse ist keine Substanz, ist im Vergleich mit dem wahrhaft Seyenden: mit Gott, nichts Wirkliches, sondern eine Verneinung, eine Beraubung (στέρησις) des Guten (Athan. contr. gentes c. 7 Opp. T. I, 5, 6; Basil Hexaëm. homil. II, Opp. I, 6; Homil: Quod Deus non sit auctor peccati c. 5, Opp. II, 78; Augustin. de divers. quaestion. qu. 6, Opp. VI, p. 3; de genesi ad liter. L. VIII, 31, Opp. T. III, p. 236). Dennoch ist es an sich selber und in Beziehung auf das Creatürliche nicht bloß Verneinung, sondern etwas Positives. Es ist durch einen Abfall des Hochmuths und der Selbstsucht eines geschaffenen Wesens von dem Ungeschaffenen, Höchsten entstanden (Augustin. de vera religion. 26, Opp. T. I, 756; de Genes. ad liter. IV. 41 s. 24, Opp. III, p. 175; Cyrill. Hieros. Catechcs. II, edit. Paris. ann. 1640, p. 6), und dieser Urheber des Bösen wirkt noch jetzt Böses erzeugend fort (Cyrill. Hieros. l. c. p. 7, womit man die Lehre der Stoiker vergleiche bei Plutarch. de Stoic. repugnant. edit. Hutten, c. 37. Opp. T. XIII, p. 388). Das Leidende (τὸ πάσχον), was dem ewig Wirksamen (der Gottheit) gegenübersteht, ist nach der Lehre des Zenon (Diog. Laërt. VII, 134): die Materie. Diese ist eigentlich nur das Nicht-Seyende (Plat. Sophist. 240, c), ein Verneinendes (Tim. 52); hat nichts Wahres in sich (Plato Soph. l. c.), als nur insofern sie die Ideen in sich aufgenommen hat und ihnen verähnlicht ist (Tim. l. c.); sie ist jenes völlig Unbestimmte (Tim. 50, 5), dessen Daseyn weder durch den Sinn, noch durch den Verstand, sondern nur durch eine Art von Bastard-Schluß (λογισμῷ τίνι νόθῳ) erwiesen werden kann (Plat. Tim. 52, a). Gegen die Freiheit des Göttlichen erscheint die Region der Materie als die der Nothwendigkeit (Tim. 68, e), und es liegt in ihr eine Art von Widerstand gegen die bildende Kraft der Ideen (ib. 56, c), weil sie selber durch eine widerstrebende Bewegung von der Einheit hinweg (Empedocl. ap. Arist. Met. II, 4), in welcher allein das wahre, allerkennende Seyn ist (Heracl. ap. Sext. Emp. contrad. L. VII, 129 seqq.; VIII, 286, ed. Fabr. p. 398 u. 512), entstanden ist und entstehet. Das materielle, sinnliche Wesen dann, in welchem alle Verschiedenheit der einzelnen begründet ist (Arist. de gen. an. V, 1), entstehet als eine Schöpfung aus Nichts (Aristot. de gen. et corrupt. I, 3; 2 Maccab. 7, 28; Ep. ad Hebr. 11, 3; Apoc. 4, 11; Athanas. de incarnation. verb. Dei 3 ed. Patav. p. 39, 5, p. 41; Theophil. ad Autolyc. L. II, c. 5, ed. Wolf. p. 85), aus der lauteren Güte und dem Willen (Augustin. enarrat in Psalm. CXXXIV, 10, Opp. IV, 1499; m. vergl. auch Clem. Alex. cohort. ad gentes c. 4, ed. Potter. p. 55) des von keinem Sinn zu erfassenden, ewig göttlichen Wesens (Origen. de princ. L. 1, c. 1, §. 5, Opp. I, p. 50 seqq.) dadurch, daß Gott den geschaffenen Dingen die Kraft eines selbstständigen Wirkens und Seyns gibt (Leibn. Princ. phil. §. 8, 9, Opp. T. II, p. 21). Da jedoch außer dem ewig Einen, „dem Quell alles Lebens," kein wahres Seyn noch Leben ist, so besteht das Wesen der creatürlich gewordenen Dinge an sich in einem beständigen Vergehen und Sterben, ja die Materie ist ein schon Gestorbenes und Todtes (ἡ μὲν γὰρ ὕλη νεκρόν: Phil. de profugis 479, ed. Mang. Vol. I, p. 575); die Dinge sind in der ihnen eigenthümlichen selbstthätigen Richtung, von der belebenden Einheit hinweg, von ihrem Entstehen an im Vergehen begriffen (Heraclit. bei Clem. Al. Strom. III, c. 3, 432, 434, ed. Potter. 516 et 520: Ἡράκλειτος θάνατον τὴν γένεσιν καλεῖ), in jener andern aber, der aufnehmenden Empfänglichkeit (m. v. d. §. 2), wird ihnen ohne Aufhören neues Bestehen und Leben gegeben. Daher ist nach Herakleitos sowohl das Leben als das Sterben in unsrem Leben

und in unsrem Sterben (φησὶν ὅτι καὶ τὸ ζῆν καὶ τὸ ἀποθανεῖν, καὶ ἐν τῷ ζῆν ἡμᾶς ἐστι, καὶ ἐν τῷ τεθνείναι. Sext. emp. Pyrrh. hyp. III, 230, edit. Fabric. p. 185), und was wir wachend sehen, das ist nach der Lehre desselben Weisen Tod, was schlafend, Schlaf (Clem. Al. strom. III, c. 3, 434, ed. Potter. p. 520; θάνατός ἐστιν, ὁκόσα ἐγερθέντες ὁρέομεν, ὁκόσα δὲ εὕδοντες, ὕπνος conf. not. ad h. loc. ed. Sylb.).

Was übrigens in dem vorhergehenden §., so wie in den erläuternden Bemerkungen zu demselben über den Grund der Leiblichkeit angedeutet werden konnte, das beleuchtet diesen Grund nur von der einen seiner beiden Seiten. In dem weitern Verlauf dieser Untersuchungen wird noch Gelegenheit seyn, auch die andere Seite ins Auge zu fassen (m. vergl. unter andern die §§. 40 u. 41). Ueberhaupt erinnern wir hier nur noch daran, daß, wie sich von selber versteht, das von der Einheit, in welcher allein Leben und Seyn ist, sich losreißende Viele hiemit auch wirklich aufhören würde zu seyn, wenn nicht eine von oben wirkende Kraft, welche das Alterthum Haltung (ἕξις) nannte, dieses verhinderte (m. vergl. die erläuternden Bemerkungen z. §. 5, dann den §. 11 und 13). Diese zusammenhaltende Kraft (συνεκτικὴ δύναμις) ist der allvereinende Geist (S. 5): ein durch alle Einzelnen gehendes Band (S. 19).

Die unsichtbare Welt und ihr Verhältniß zur Sichtbarkeit.

§. 4. Jene Welt, die unser Auge siehet und welche die anderen Sinne bemerken, ist nur ein Theil der Schöpfungen Gottes. Unermeßbar, wie der Aether, in dessen Räumen die Planeten sich bewegen, webet um und in und über der Sichtbarkeit eine unsichtbare Welt der Kräfte. In ihr liegen die Anfänge der Gestaltungen, aus ihr kommen die Bewegungen unsrer Sinnenwelt, wie die Werke und Bewegungen des Leibes aus dem Denken und Begehren einer unsichtbaren Seele hervorgehen. Wie das Wirken des Magnetes die feste Marmorplatte, so durchdringet jetzt die unsichtbare Welt der obern Kräfte das sichtbare Wesen, ohne dasselbe zu erregen; andre Male, wie die durch den Marmor hindurch wirkende Kraft des Magnetes das schwere Eisen, bewegt jene die Leiblichkeit, ohne sich ihr zu offenbaren.

Stark ist der Zug der Schwere, welcher alles Irdische gegen den Mittelpunkt der Erde hinabführt; stärker aber ist jener Zug, welcher das Leben der Sichtbarkeit nach der Welt der unsichtbaren Anfänge hinbeweget. Denn wenn der wandernde Vogel auf Hoffnung über das Meer fleucht, in ein Land, das er noch nie gesehen, da könnte es etwa eine aus der Ferne wirkende Kraft dieses fremden Bodens seyn, welche ihn zöge; wenn aber

das geflügelte Gewürm auf Hoffnung das Haus bauet und Nahrung herbeiträgt für die Brut, die noch künftig, die noch nicht geboren ist; wenn die Larve des Insectes der noch nicht gewordenen Gestaltung der Puppe in genauer Voraussicht das Gewand anmisset, das für diese, nicht mehr für die Larve passet; wenn das Gewächs aus der Fülle seiner Säfte die Speise schon bereitet für das Zucker saugende Thierlein, das noch leblos im Ei schläft, ja das noch nicht gezeugt ist; wenn überall und von weit her dem noch gar nicht erwachten Bedürfniß die Befriedigung entgegenkömmt, da ist es ein Zug des leiblich gewordenen Lebens nach der noch verborgenen, noch nicht leiblich gewordenen Welt der Anfänge hin, welche die lebende Seele bewegte und anzog. Dieser Drang nach dem Unsichtbaren hin erscheint mächtiger, als der Zug nach der sichtbaren Leiblichkeit; denn wo jener waltet, da vergißt das Thier der Pflege und Erhaltung des eigenen Leibes und opfert für das noch nicht gewordene Leben eines künftigen Geschlechts das eigene, schon sichtbar gewordene Leben auf.

Ist etwa dieser Drang, welcher mächtiger ist, als die Lust am Leben, selber vom Geschlecht jener das Eigene vergessenden Liebe, welche den Jüngling zur Braut, das Liebende zu dem Geliebten zeucht? Nach der Lehre eines alten Vaters der Kirche hat jedes sichtbare Wesen, selbst das leblos genannte, seinen unsichtbaren Engel, welcher dasselbe bildet, beschützt und erhält; ist es vielleicht ein Zug der Liebe zu diesem nahe gefühlten, obwohl ungesehenen Engel, der jenen Sturmwind eines lebendigen Bewegens in der ganzen Natur weckt, welcher kommt, wir wissen nicht woher? und fähret, wir wissen nicht wohin?

In der That, es bestehet selbst das Leben und Wesen der Seele nicht minder als das Leben und Gedeihen des Leibes durch das Athmen der Luft, allein nur durch die Gemeinschaft mit einer den Mangel des Einzelnen ausfüllenden Ergänzung, welche ihren Anfang und ihren Ausgang in der unsichtbaren Ordnung der Dinge hat. Ich sehe das Bewegen des einen Poles des eisernen Magnetes nach Norden, das des entgegengesetzten nach Süden; das ergänzende Andere aber: die Bewegung des unsichtbaren Stromes, in welchen der eine wie der andere Pol eingetaucht ist, bemerke ich nicht. Ich sehe um das Schwächste

und Hülfloseste in der Sichtbarkeit, um das Verlassene und Verwais'te die stärksten Kräfte bemüht; das armseligste und blödsinnigste Gewürm wird durch den mächtigsten und fernsichtigsten Instinct vor drohenden Gefahren bewahrt und zu der Hülfe hingeführt, deren es bedarf; was mein selber mangelhaftes Auge siehet, das ist nur der Mangel; die Hülfe, welche diesen erstatten soll, sehe ich nicht. Die Reihen der sichtbaren Gestalten erkenne ich, nicht aber das unsichtbare Band, an welchem jene, wie Perlen am Faden hängen: das Band der Weisheit, welches alle jene Einzelnen zu einem wohlgeschlossenen, göttlichen Ganzen vereint.

Wäre es aber zuletzt auch nur der Mangel, den mein Auge an der Sichtbarkeit gewahr würde, so wäre schon dieser ein würdiger Gegenstand des Erkennens. Ohne ihn, den Mangel, ohne das Sehnen nach dem belebenden Einfluß wäre, wie wir schon vorhin sagten, eben so wenig ein Leben da, als ohne ein Bedürfniß der Lunge nach dem Athmen ein Bewegen des Blutes und der Glieder. Und dieß ist der Grund aller Mannichfaltigkeit und Vielheit der sichtbaren wie der unsichtbaren Schöpfung. Dadurch, daß in jedem einzelnen Wesen neben der Fülle ein Mangel gefunden wird, ein Etwas, das es geworden, und ein Vieles, was es nicht geworden, dadurch fügt sich das Einzelne als ein lebendiges Glied an ein Ganzes an, welches durch und durch erfüllet ist von Kräften des Lebens. Denn das, was Mangel an dem einzelnen Wesen ist, das ist das Gefäß, in welches die Kräfte des (oberen) Lebens einströmen; die Fülle ist das, wodurch es zu diesem besonderen Gliede, ja zu einem besondern einzelnen Leibe, mitten im größeren Ganzen wird.

Das Erfüllende, das den Mangel des Einzelnen erstattende Element, ist in der Welt der Dinge einmal als ein Sichtbares, äußerlich Abgesondertes, dann aber auch als ein Unsichtbares, unmittelbar und innerlich mit dem Einzelwesen Verbundenes vorhanden. Neben dem Gifte wird in der sichtbaren Natur meist auch das Gegengift; neben der Gefahr die Hülfe, neben dem Hunger die Speise gefunden. Aber auch in dem Gifte selber liegt das Heil verborgen, welches den zerstörenden Kräften Einhalt thut, wie in dem Löschenden das Brennende. Es ist der Südpol des Magnets, und er erschaffet sich in der Spitze

des Eisens, die ihn berührt, einen Nordpol; der Südpol aber selber des sichtbaren Magnets ist nach einer Region der Strömungen der siderischen Kräfte gekehrt, welche gerade das hat und ist, was jenem fehlt und was er nicht ist. So ist das Süße durch ein Saures geworden, und noch ist im Süßen die Kraft des Sauren verstecket, wie sich das Starke in die Leiblichkeit des Schwachen, das Zarte in die Form des Riesenhaften verkleidet. Dieses unsichtbare Ergänzende, welches wie die Seele in und bei dem Leibe, in und bei dem sichtbaren Gewordenseyn der Wesen ist, zeigt sich, gleich dem grünen Gegenbild in einem Auge, welches vorher lange ein rothes Bild betrachtete, öfters da in seiner eigenthümlichen Kraft, wo dem sichtbar Gewordenen seine Kraft entgehet; jenes erscheint da, wo dieses zu verschwinden anfängt. Auf diese Weise ist es einer Heilart der neueren Zeit gelungen, die verborgene Seele der Dinge zum Erscheinen und zur Wirksamkeit zu bringen. Eine Entdeckung, welche im Gebiet der Stoffe ganz dasselbe bewirkt und geleistet hat, was die Entdeckung des Lebensmagnetismus in der Region des Beseelten und Lebendigen. Denn beim Magnetismus, so wie in den Zuständen des Traumes, wird der Zug der Seele nach der ihr eigenthümlichen Leiblichkeit vermindert, ohne deßhalb vernichtet zu seyn; die Bürde wird erleichtert, nicht aber hinweggenommen. Ebenso wird in dem Verfahren jener neuen Heilart der sichtbare Bestand des Stoffes fast unmerklich gemacht, nicht aber zerstört. Es tritt nun in seiner ganzen eigenthümlichen Wirksamkeit das unsichtbar Ergänzende hervor; die verhüllten Kräfte der Seele entfalten sich; der schlafende Funke entzündet sich zum hellen Lichte. Die Seele, ihrer selber nicht mächtig, spricht hier wie dort ein Geheimniß aus, von welchem die sichtbare Leiblichkeit nichts weiß: das Geheimniß des wesentlichen Daseyns und der Wirksamkeit einer Welt des Unsichtbaren, welche der Welt des Sichtbaren gegenübersteht und ohne Aufhören um diese bemüht ist. Einer Welt, welche im Verborgenen Freude schaffet aus der sichtbar gewordenen Thräne des Schmerzens, Kräfte des Sieges aus dem scheinbaren Erliegen des leiblich Armen und Schwachen. Eine Welt, deren Triumphgesänge ertönen und welche anbetend staunet, da wo das Leben in einsamer Nacht

zu seiner tiefsten Erniedrigung in die Sichtbarkeit herabsteiget und welche das Toben des leiblich Großen und der sichtbaren Gewalt verlachet.

Und dieses triumphirende Jenseits ist nicht fern von einem Jeden unter uns. Es schläft in meinem Innern die Fülle der eingebornen Ideen: ein Gewebe von unzählbaren Fäden, deren jeder meine Seele hinauf- und hinüberzeucht nach einem Seyn, welches nicht im sichtbaren Jetzt ist. Wäre das, was meine Seele liebet, ein leiblich Gewordenes in dem sichtbaren Jetzt, ich wollte es suchen über Strom und Berge, von einem Meer zum andern. Aber wie jener verhängnißvolle Ring, welcher in dem ihn Schauenden die Erinnerung an eine vergessene Seligkeit der Liebe wecket, und ein Sehnen, welches den Weg findet, hinan über das Gewölk, zu dem Geliebten; so wecket der Anblick des sichtbaren Wesens in meiner Seele ein Sehnen auf, nach Dem, was das leibliche Auge nie geschaut hat, von welchem aber ein festes, zuversichtliches Hoffen in meinem Geiste zeuget. Gliche aber auch die Sichtbarkeit mit ihrem Schmucke nur dem gemalten Bild der Speise, welches den Hunger reizet nach der wirklichen, schon bereiteten Speise, — dennoch soll mein Auge an dem Bild sich freuen, welches mitten in Dem, das unten und vom vergänglichen Staube ist, abspiegelt Das, was oben und was ewig ist.

Erläuternde Bemerkungen. Jene merkwürdige Entdeckung der neuern Arzneikunde, welche uns, so zu sagen, den Somnambulismus der leblosen Stoffe kennen gelehrt hat: die Entdeckung der sogenannten homöopathischen Heilkräfte der Arzneien, hat für den Inhalt des vorstehenden §., welcher dem Alterthum so nahe stehend und wohlbekannt, der neueren Zeit aber ganz aus den Augen gerückt war, abermals einen Anknüpfepunkt unmittelbar an die Erfahrung der Sinnen gewährt. Daß in und mit dem laut werdenden Grundton, wenn auch dem Ohre unvernehmbar, jederzeit auch die Terz, die Octave u. s. mitthätig und mittönend sey, verräth uns jedes besaitete Instrument, in welchem, wenn ein wohlstimmiger Grundton von außen angegeben worden, außer der ihm gleichtönenden Saite auch jene der Terz, Octave u. s. mitlauten. Daß mit der eigenthümlichen, augenfälligen Wirksamkeit der sinnlich wahrnehmbaren Wesen auch eine andere minder augenfällige, jener ersteren entgegengesetzte oder von ihr divergirende Wirksamkeit bestehe und thätig sey, verräth uns die Homöopathie der Dinge. Doch dieser, unsern Tagen sichtbar gewordene Faden der Ariadne erlaubt uns tiefer in ein geheimnißvolles Innre der Natur einzugehen und verspricht uns aus demselben eine glücklichere Rückkehr, als dieselbe dem wissenschaftlichen Forschen bis dahin möglich geschienen; wir gehen daher dem Faden in den nachstehenden erläuternden Bemerkungen zum §. noch etwas weiter nach.

a) Das unsichtbare Ergänzende, welches zusammen mit den sichtbaren Dingen die Ordnung und Harmonie des geschaffenen Weltalls begründet, ist dem Aristoteles der Raum (τόπος) (m. vergl. über diesen Gegenstand auch Plato im Tim. 52, a). Dieser ist ihm aber nicht ein Un-Substantielles, wie es den Stoikern der leere Raum ist (Diog. Laërt. VII, 140, 141); denn in dem Leeren würde keine natürliche Bewegung seyn, weil in ihm kein Unterschied zwischen oben und unten, rechts und links ist (Aristot. phys. IV, c. 7 et 8). Vielmehr ist der Raum dasjenige, welches, wenn auch nicht selber die Form seyend, doch die Form der Dinge von außen her bestimmt (de coelo IV, 3, 4). In ihm, dem Raum, ist nicht bloß das natürliche Verhältniß des Oben und Unten, Rechts und Links, Vorn und Hinten (Phys. IV, c. 1), sondern durch ihn wird auch alle natürliche Bewegung der Dinge nach bestimmter Ordnung und nach ihrem eigenthümlichen Orte hin begründet (ib.); ja, das Anziehende, nach welchem die Bewegungen hingehen, ist der Raum selber. Denn der Raum ist dem Aristoteles das höhere Substantielle, welches das niedere Substantielle umfasset (m. vergl. hiermit jene Lehre der Rabbinen, nach welcher Gott מקום — Raum genannt wird, z. B. im Midrasch Tillim ad Ps. XC, 1). So z. B. der begränzende Raum (Phys. IV, c. 5), welcher umfasset (c. 2) die Erde, ist das Wasser, der begränzende Raum des Wassers ist die Luft, jener der Luft ist der Aether, der Raum des Aethers ist der (obere) Himmel (IV, c. 1), welcher als die ruhende Gränze des Körperlich-Bewegten (ib. c. 5) nicht mehr in einem Anderen ist (c. 1), und welcher dem unbewegt Bewegenden (VIII, 6), dem Göttlichen, näher stehet (de coelo I, 2), als die untern Kreise, in welche der Raum geschieden ist. Da aber alle Bewegung des Niedern von dem Höhern ausgeht (m. vergl. Plato Phaedr. 245, c), da der Erdkreis von dem obern Kreis der Gestirne, die Sphäre des Meeres von den Bewegungen der Luft, die der Luft von jenen der Sonne und des Mondes erregt werden; da sich überhaupt die niedre Sphäre jederzeit zu der höhern, wie Materie zur Form, wie Bewegtes zum Bewegenden verhält (Aristot. de coelo IV, 3; Meteorolog. I, 2), so wird schon hiemit von Aristoteles der oben im §. aufgestellte Satz anerkannt, daß die höhere Welt der Kräfte es sey, in welcher die Anfänge der Gestaltungen liegen, und aus welcher die Bewegungen unserer (irdischen) Sinnenwelt herstammen. Es sind die höheren Sphären, welche das Begränzende der niedern bilden, um desto weniger materiell, je höher sie ihrer Ordnung nach sind (de coelo IV, c. 5; phys. IV, 5). Aber wenn auch das ergänzende Höhere ein weniger Materielles, ja ein unsern Sinnen Nicht-Wahrnehmbares wäre (denn das Beste jeder Art ist nach dem Ausspruch des Sokrates unsichtbar und wird nur in seinen Werken erkannt (Plat. rep. VII, init.; leg. X, 897, 898; Sophist. 246; Xenoph. mem. I, 4, nr. 9); so hört es darum nicht auf, ein Substantielles zu seyn (Aristot. phys. IV, 2, 3, 4), ein Geschaffenes und Gewordenes, ja in jenem Sinne, in welchem die Lehre der Stoiker dieses Wort braucht, ein Leibliches (Diog. Laërt. VII, 56, πᾶν γὰρ τὸ ποιοῦν σῶμά ἐστι). Was endlich die Verhältnisse der Zeit betrifft, in denen die verschiedenen Sphären: das Umfassende zu dem Umfaßten, das Bewegende zu dem Bewegten stehen, so ist das Höhere im Verhältniß zu dem Niederen jederzeit das Anfängliche und früher vorhanden Gewesene (Phil. SS. Leg. Alleg. I, 44 u. II, 1090, ed. Mang. Vol. I, p. 48 u. 69; id. de mund. 1140, ed. Mang. II, 602). Auf dieses Alterseyn, auf dieses früher Vorhandengewesenseyn der Seele gründet sich (Plato de leg. X, 896, c) das Herrscher-Recht der Seele über den Körper, und auch dem Basilius erscheint die übersinnliche Welt

als eine vor der Erschaffung der sichtbaren schon da gewesene (Basil. in Hexaëm. hom. I, 5, Opp. I, p. 5).

b) Aller Kunsttrieb in der Thierwelt, aller Instinct ist prophetisch, ist von dem Nahen, Gesehenen auf ein noch nicht gesehenes Fernes, von dem schon gegenwärtig Vorhandenen auf ein noch Künftiges, Jenseitiges gerichtet (m. vergl. unten im V. Abschnitt die §§. über die Kunst). Wenn der Instinct, der auf ein noch nicht leiblich Gewordenes hingewendet ist, anfängt, im Thier zu wirken, da tritt der Trieb der Selbsterhaltung: der Erhaltung des schon leiblich gewordenen Individuums, zurück (m. vergl. die Bem. zum vorigen §.). Der Trieb, welcher in diesen und ähnlichen Fällen die Wesen zum Dahingeben des eigenen, vereinzelten Lebens bewegt, ist der Trieb der Erhaltung der Art oder der Gattung. Diese ist der Begriff, das Allgemeine, durch welches eine Vielheit von Gegenständen umfaßt wird (Plat. Eutyphr. 6, d; Theaet. 208, d; Phil. SS. Leg. Alleg. I, 44, ed. M. T. I, 48). Der Begriff (die Idee) ist das väterlich Gestaltende und Bildende (Tim. 50, d) und nur durch ihr Theilhaben an den Begriffen sind die Dinge das, was sie sind (Phaed. 100, d): das Ewige und Bleibende, auf welchem z. B. im Thierreich die erhaltende Kraft und Vorsorge Gottes zunächst ruht (Hieronym. comment. in Abacuc. c. 1; ed. Paris. Tom. III, p. 1601).

c) Nach der Lehre des Origenes und des Chrysostomus (Orig. Adv. Cels L. VIII, 31, Opp. I, 764; in Jerem. Homil. X, 6, ed. Par. Opp. III, p. 186; Homil. XXIV in Num. Opp. II, 323; Chrysost. Homil. in Natalit. Christ. ap. Phot. cod. 277) sind auch über die leblosen Dinge, über die Erde und das Wasser, so wie über die Classen der Thiere besondere Engel zur Aufsicht bestellt; ja nach Augustinus (de divers. quaestion. — Quaest. 79; Opp. T. VI, p. 69) hat jede sichtbare Sache ihren Engel. Diese dem Schöpfer dienenden Geister sind nach Philo jene Seelen, welche sich nicht mit dem leiblichen Element vermischt haben, während andere ihnen ursprünglich verwandte in die Leiblichkeit, nach allen Richtungen hin sich versenkten (Phil. de gigantib. 285, ed. Mang. Vol. I, p. 263 seqq.). Diese Lehre erinnert sehr an eine andre Lehre des Alterthums, welche alles sichtbare Wesen als das bloße Abbild eines höheren, unsichtbaren Vorbildes betrachtet und das sichtbare Werden in Beziehung stellet mit einem unvergänglichen, sich immer gleich bleibenden, unsichtbaren Seyn (m. vergl. Phil. de Monarch. II, 824, ed. Mang. II, 226; de confus. linguar. 345, ed. M. I, 431). Bemerkenswerth ist es vielleicht schon in dieser Beziehung, daß Anaxagoras den allbewegenden Geist, der mit keinem Dinge vermischt, sondern allein für sich ist (Simpl. phys. Fol. 33, b), als den Wächter bezeichnet (Suidas sub voce Ἀναξαγ.).

Bei Plato ist es die Idee, welche als das ewige Wahre, Beharrliche dem sinnlich Veränderlichen zu Grunde liegt (rep. X, 596, u. f.). Die Ideen sind Vorbilder des Sinnlichen, welches mit jenen nur eine Aehnlichkeit hat (Phaedr. 250, a). Jedem Dinge, selbst dem gemeinsten Werk der Menschenhand, liegt seine eigenthümliche Idee zu Grunde (rep. l. c). Dadurch schon, daß die Idee das Wahre des Erscheinenden und das Vorbild desselben ist, wird sie verwandt (in ihrem Maße) der Gottheit, welche das Vorbild ist, nach dessen Aehnlichkeit Alles gebildet ist (m. vergl. Stob. eclog. I, c. 2. p. 16) und alles Geschaffene strebt. Wie denn das menschliche Leben ein Suchen nach dem ist, was der Seele angemessen (οἰκεῖον), was gut ist (Lysis, 221, e; rep. IX, 586, e) und Liebe der Zug, der die sterbliche Natur mit dem Göttlichen vereint (conv. 205), so ist auch alles Werden in der Region des Sinnlichen in einem ähnlichen Streben nach dem Höheren, nach dem Seyn der Idee begründet (Phileb. 53, d seqq.): alles Bewegen in der Natur

gehet in gewisser Hinsicht von der Liebe des sinnlich Gewordenen nach seiner (übersinnlichen) Idee aus. Bei Aristoteles erscheint die Idee zumeist als Form (μορφή). Diese ist der Zweck und das Ende alles Werdens in der Natur (Physic. II, 1), nach welchem das Bewegen hingeht. Denn es ist Bewegung, was die Verbindung der Materie mit der Form bewirkt (Mot. VII, 6). Da aber jede Bewegung des Niedern durch das zunächst Höhere, zuletzt aber alles Bewegen in der Sichtbarkeit durch den Zug des Begehrens nach dem unbewegten Beweger — nach Gott — begründet wird (Metaph. VIII, 6), so ist es auch in der Lehre des Aristoteles ein Zug des Sehnens und der Liebe, welcher das sinnliche Werden mit seiner übersinnlichen Form verknüpft, oder, wenn man den Augustinischen Ausdruck brauchen wollte, die (sichtbaren) Dinge mit ihrem (unsichtbaren) Engel. Indem der ewige Baumeister des schönen Gebäudes des Weltalls diesen Zug der Liebe nach dem nächst Höheren und zuletzt nach dem Höchsten — nach Gott selber — in das sichtbare Wesen legte, verfuhr er auf ähnliche Weise wie der Erbauer eines gemeinen, menschlichen Gebäudes, wenn er (durchs Brennen) in der gröber-leiblichen Kalkerde den Zug nach dem feiner körperlichen und unsichtbaren Wassergas und nach dem kohlensauren Gas der Atmosphäre erregt, damit der Kalk beim Löschen fähig werde, die ihm gleichartige Steinmasse (den Quarzsand) aufzunehmen und mit diesem zum festen Mörtel sich zu verbinden. Auch die sichtbaren Creaturen selber sollen durch gegenseitige Liebe zum festen Gebäu des Tempels zusammengefügt werden, den jener Geist erbaut, welcher selber die Liebe ist. Man vergl. über diesen Gegenstand den §. 21 dieses Buches.

d) Ueber das, was oben im §. in Beziehung auf „die den Mangel des Einzelnen ausfüllende Ergänzung" gesagt worden, vergl. m. den §. 30 im IIIten Hauptabschnitt und meine kleine Schrift: „Von dem Vergehen und Bestehen der Gattungen und Arten in der organischen Natur" (München, bei Weber 1830). Die Harmonie des Ganzen kommt nach dem Ausdruck des Herakleitos aus dem Kampf der entgegengesetzten (streitenden) Dinge (Arist. Ethic. Eudem. L. VII, c. 1). Eben jener Weise des Alterthums nennet das Band, welches durch alle einzelnen Dinge, durch die ganze Vielheit der Schöpfung gehet und diese zu einem göttlich harmonischen Ganzen vereint, die εἱμαρμένη, welche ihrem Wesen nach der Logos ist, der Alles durchdringt, von ätherischer Leiblichkeit, den Samen alles Werdens (Plut. de plac. ph. I, 27, 28). Dasselbe, allvereinende Band beschreibt Plato (Menon. 8, e, d; de rep. VI, 511, b); so wie Aristoteles (Phys. VIII, 11), und auf ihre Weise die Stoiker (Sext. Emp. contradiction. L. IX, adv. Physic. 76 seqq. ed. Fabric. p. 569; Cic. de nat. D. II, 8, 9 seqq.).

e) In dem Sinnlichen ist, nach Plato, bald Ueberschuß, bald Mangel (ὑπερβολὴ καὶ ἔλλειψις, Polit. 283, c; m. vergl. Simplic. phys. fol. 32, a); kein einzelnes Ding ist dem andern ganz gleich, sondern nähert sich nur der Gleichheit (Phaed. 74). Aber eben hiedurch entsteht das fruchtbare, neues Leben erzeugende Zusammenstreben der Geschlechts-Gegensätze (m. vergl. Aristot. Oeconomic. I, 3), ja überhaupt die Bewegung der Natur, denn nur die ungleichen Figuren der Elemente wirken mit umwandelnder (bewegender) Kraft auf einander (Tim. 57. c.); bewegt ist, nach der Lehre der Eleaten, das, was mehr als Eins (was Vieles) ist, weil das Eine zum Andern kommt (Simpl. Phys. fol. 6, a). Die Zahl, welche nach der Lehre der Pythagoräer das Wesen und den Anfang der Dinge bildet (Aristot. met. I, 5; Plat. Tim. 53, b), ist bei allen geschaffenen Dingen als eine negative (als ein Bruchtheil) zu betrachten, die göttliche Einheit allein ist die positive Zahl. Alle Bruchtheile zusammen bilden dann wieder die Einheit und suchen demnach

diese Einheit untereinander darzustellen; die getrennten Gegensätze haben ein Streben, sich mit einander zu verbinden (Aristot. met. 13. 4). Das begränzende Eine zieht das Unbegränzte an, und so steht nach der Lehre der Pythagoräer die Sonderung des Ungeschiedenen in viele abgeschiedene Einzelne mit einem Athmungsproceß des Alls in Beziehung (m. vergl. Aristot. IV, 6 sub fin.; Plut. de plac. ph. II. 9), und nach Philo beruhet hierauf allein der harmonische Accord des ganzen Weltalls (Phil. de Cherubim 126, ed. Mang. Vol. I, p. 159). Den Stoikern ist das, was alle einzelnen materiellen Dinge zusammenführt und zwischen ihnen eine völlige Uebereinstimmung des Seyns und Leidens begründet, ein alldurchdringender Hauch der Gottheit (Plut. de plac. ph. I, 7; Stob. ecl. I, 66; Diog. Laërt. VII, 139). Durch jenes Athmen entsteht erst die Zeit (das Intervall des Archytas) Simpl. Phys. fol. 165, a. — Auch von Aristoteles wird die Beraubung (στέρησις), d. h. das Nichtseyende der bestimmten Form als ein Element betrachtet, das bei jedem Werden berücksichtigt werden müsse (Phys. I, c. 7; Met. VII, 7). In gewisser Hinsicht läßt sich diese στέρησις als identisch mit dem betrachten, was oben im §. „der Mangel" genannt worden. Eben die Unvollkommenheit in allen Arten von Dingen deutet auf das Daseyn eines Vollkommenen hin (Origen. contr. Cels. L. II, 51, ed. Par. I, p. 425) — — zuletzt auf das Daseyn des höchsten Gutes: Gottes (Sext. Empir. contradict. L. IX, adv. Phys. 88 seqq. ed. Fabric. p. 572, 573; m. vergl. auch Augustin. de Genes. ad liter. L. I, 34, Opp. T. I, p. 128).

f) Sehr häufig wird in der Welt des Sichtbaren unmittelbar neben der Schädlichkeit, welche irgend ein Leiden erregt, das Heilmittel gefunden (St. Basil. in Hexaëm. Hom. I, ed. Par. T. I, p. 43). So das Rhododendron, das Pallas in seiner Reise nach Sibirien, p. 369 als Rh. Chrysanthum beschreibt und in den beigefügten Tafeln (append. nr. 27, F. 1, 2) abbildet, auf den kältesten neblichten Gebirgshöhen des nördlichen Asiens, wo gerade jene Krankheiten, gegen welche sich seine Blätter als das wirksamste Heilmittel erweisen, das alltäglichste Leiden der Glimmergräber und der Bewohner der Umgegend sind. Jene Meeresküsten, an denen man am öftesten scorbutisch Kranke zu sehen bekommt, sind am reichlichsten mit antiscorbutischen Kräutern versehen; dem auflösenden erschlaffenden Einfluß der Hitze der Tropenländer kommt eine Fülle der dort einheimischen Heilmittel lindernd entgegen. Es zeigt sich hier im Ganzen, was im Einzelnen bemerkt wird: wenn z. B. das Wolle tragende Thier schon vor Einbruch der Winterkälte mit dem dicken Winterpelz bekleidet, der Vogel, noch vor Antritt seiner Wanderung, mit frischen Schwungfedern versehen wird. Aber auch in jedem werdenden Dinge liegt dem Werden außer der eigenthümlichen Richtung zugleich noch eine dieser ganz entgegengesetzte zu Grunde. Denn die Entgegengesetzten bedingen sich wechselseitig, es wird immer Entgegengesetztes aus Entgegengesetztem (Plato Phaed. 70, d; Arist. phys. I, c. 5; Heraclit. bei Stob. ecl. I, p. 60). Dieses bedenkend, pflegte unter Anderem Anaxagoras den Satz auszusprechen, daß der Schnee eigentlich schwarz sey, obgleich wir ihn weiß sehen (Sext. Emp. Pyrrh. hyp. L. I, 13, nr. 33, edit. Fabr. p. 11; L. II, nr. 244, p. 122). — Die homöopathische Wirksamkeit der Stoffe, deren äußerer Bestand fast ganz aufgehoben worden, erinnert an die Erscheinungen, welche R. Brown wahrnahm, wenn er Körper von irgend einer Art (Holz, Stein u. s.) in so feine Stäubchen zertheile, daß ihre Größe weniger noch als den 4000sten Theil eines Zolles betrug. Sey es nun, wie Einige wollten, die Bewegung des verdünstenden Wassers oder Oeles, auf welchem die Stäublein schwimmen, oder was richtiger gesprochen ist, eine allgemeine,

durch die ganze Sichtbarkeit strömende bewegende Kraft, was diesen Stäublein ihre merkwürdige Beweglichkeit gab (welche jener der Infusorien gleicht), immerhin zeigt sich in diesem Versuche, daß sich der in solcher Auflösung und Aufhebung des eigenthümlichen Bestandes begriffenen Stoffe eine vorhin unsichtbare, nun aber erst in die Sinnen fallende, bewegende Kraft bemächtige. Nach Nicephorus (Schol. in Synes. de insomn. ed. Paris. cm. not. Dion. Petav. p. 424) erscheint diese in den sinnlichen Stoffen verborgen liegende Kraft als ein psychisches Element, welches zur Seele in demselben Wechselverhältniß stehet, wie der vorherrschende leibliche Stoff zum Körper. „Darum bedeute das Träumen von Honig (aus welchem ein Bittres geschieden wird) der Seele künftigen Schmerz und Leiden, das Träumen vom Absynthium aber das Gegentheil.“ — Bei der homöopathischen Heilart (welche übrigens nach §. 60 eben so wenig die allgemein herrschende werden, und die gewöhnliche durch die natürlichen Heilmittel wirkende verdrängen wird und kann, als die Heilart durch den thierischen Magnetismus dieß vermochte) wirkt der Arzt — um in Nicephorus' Weise weiter zu schließen — durch ein (gleichsam) psychisches Element zunächst auf die psychischen Kräfte des Leibes und so durch diese auf die gröbere Leiblichkeit selber, während die gewöhnliche Heilart den zunächst in unserer Gewalt stehenden natürlichen Weg einschlägt und durch das gröber Leibliche auf die Lebenskraft zurückwirkt. Uebrigens geschieht bei dem (ins fast Unabsehbare) theilenden und raffinirenden homöopathischen Behandeln der Stoffe etwas Aehnliches, als bei der Bereitung des (zeugenden) Samens im Leibe des männlichen Thieres geschieht (m. vergl. den §. 21).

Das oben erwähnte Geheimniß des Daseyns einer Welt der „Unsichtbaren“ war, wie schon erwähnt, dem Alterthume ein sehr offenkundiges. Dem Thales ist die ganze Welt von götterartigen Wesen erfüllt (*πλήρη θεῶν*), nach Aristot. de anim. I, 5; die bewegende Kraft im (Magnet)stein ist seelenartig (ib. c. 2, u. Diog. Laërt. I, 24). Nach Herakleitos ist die ganze Sichtbarkeit voll Seelen und Dämonen (Diog. Laërt. IX, 7; vergl. mit der Engel-Lehre bei Origenes in Esech. Hom. I, 7, ed. Par. II, 358); welche, nach der Lehre der Pythagoräer, den Menschen das Künftige und Verborgene enthüllen (Diog. L. VIII, 32); wie jener vielfach erwähnte (warnende) Dämon dem Sokrates (Xenoph. mem. I, 1, nr. 3; Plato Apolog. p. 31 u. 40; Phaedr. p. 242). Geisterhafte Kräfte walten nach Empedokles in der Behausung der Sichtbarkeit (Carmin. v. 11—15, ed. Sturz. 513, 514), und Aristoteles, Göttliches und Dämonisches unterscheidend, lehret, daß die Natur dämonisch, nicht göttlich sey (de divin. per somn. 2: *ἡ γὰρ φύσις δαιμονία, ἀλλ᾽ οὐ θεία*). Das Pleroma einer späteren Lehre ist von einer höheren Geisterwelt durchwirkt.

Bei den Vätern der Kirche erscheint die Lehre von den Engeln und Dämonen nach Anleitung der heiligen Schrift vielseitig und lieblich ausgebildet. Nach Origenes (Comment. in Matth. L. XV, 27 e; Opp. III, 692) und Andren (Tatian. orat. ad Graec. c. X. ed. Oxon. p. 26; Hieron. in Epist. ad Tit. L. 1) war die Schöpfung der Engel eine frühere als die der irdischen Natur und des Menschen (m. vergl. auch Philo de mund. Opif. 35, ed. Mang. I, 34). Die Engel sind ätherisch fein körperliche (Basil. de spir. sanct. c. 16, T. III, p. 32; Caesarius Dialog. 1 interrog. 48; Cassian. collat. 7, c. 13; Gregor. Magn. Moral. c. 3; Tertull. de carne Christ. c. 6), schnellbewegliche Wesen (Augustin. Serm. CCLXXVII de St. Vincent. c. 9, Opp. V, p. 1117), von erhabener seliger Natur (Clem. Al. Strom. VII, 702, edit. Potter, 831); sie blieben und sind noch jetzt aus freiem Willen

(Basil. Homil. quod Deus non est auctor malor., 8, Opp. T. II, p. 80; Athenag. leg. pr. Chr. c. 22, edit. Oxon. p. 99) und durch Beistand des heil. Geistes gut (Basil. de spir. sanct. c. 16, Opp. T. III, p. 32; m. vergl. Origen. Hom. XXXI in Luc. Opp. III, 969); ja die Art des Gebrauches dieses freien Willens war es, was ihnen ihren verschiedenen Rang gab (Orig. de princ. I, c. 8, §. 1 u. 4; Opp. T. I, p. 74 u. 75). Ihnen ist von Gott die Aufsicht über die Welt, über ganze Völker (Papius in Grabii spicileg. Patr. 2, p. 33; Clem. Alex. Strom. VI, 693, ed. Potter. 822; Orig. in Exod. Hom. VIII, ed. Par. II, 157; in Luc. Hom. XIII. ed. Par. II, 946) eben so anvertraut, wie über einzelne Dinge und Menschen. — Dämonen und Seelen der Verstorbenen gesellt auch Maximus Tyrius den lebenden Menschen als Rathgeber, Helfer und Schützer bei (diss. XXVI, ed. Davis. 274; XXVII, p. 282, 284; m. vergl. auch über diese Lehre p. 266, 268, 278). Wie durch das Geschäft der Engel den Juden das Gesetz gegeben worden (Act. 7, 53), so hat Gott durch Engel den Griechen die Philosophie verliehen (Clem. Al. Strom. VI, 702, edit. Potter 832), überhaupt aber Wissenschaften und Künste (Orig. de princ. III, 3 nr. 2, 3). Gute Engel sind es, welche die Menschen zum Guten stärken und welche ihnen göttliche Gedanken eingeben (Orig. in Lucam Homil. XII et XXXV, Opp. III, 945 et 973). Sie, welche bei der Geburt die Seele zu ihrer Leiblichkeit geleiten und sie im Tode wieder aus dem Leibe hinwegführen (Orig. in Johann. T. XIII, 49, ed. Par. IV, 261, vergl. mit Plato's Phädon), freuen sich mit uns und beten mit uns (Orig. in Luc. Homil. XXIII, ed. Par. III, 961); sind Zeugen unserer Handlungen, ja unserer Gedanken (Hilarius Comment. in Ps. CXVIII, Litt. 1, §. 8, ed. Veron. 278). Sie werden aber auch über das Handeln des ihrem Schutze anvertrauten Menschen zur Rede und Rechenschaft gestellt (Origen. in Numeros Homil. XX, 3, 4, Opp. II, 350, 351; Hom. XXIV, 3, p. 363), werden jedoch dann im bessern Falle Mitgenossen des Lohnes und der Freuden der geretteten Seelen (ib. Hom, XI, p. 307); ja solche den Menschen begleitende Geister selber sind durch das Zunehmen der ihrem Schutze befohlenen Seele in göttlichen Tugenden einer Veredlung und eines Wachsthums in der Vollkommenheit fähig (Orig. Comment. in Matth. L. XIII, 28; Opp. III, 608). Außer den guten Engeln gibt es aber auch abgefallene, böse. Jeder Mensch ist den Versuchungen eines solchen Dämons ausgesetzt (Testam. Jud. in Grabii Spicil. sec. I, c. 20, p. 185; Hermas. Past. Mandat. VI, patr. Apost. ed. Cotel. I, 93 u. 94; Cassian. Collat. VIII, c. 17, edit. Lips. p. 349). Ihre Kräfte werden aber durch den Geist und Beistand Gottes besiegt (Orig. de princ. III, c. 3, §. 4, Opp. T. I, p. 144; contra Cels. L. VIII, 36, Opp. I, p. 769; Cyrill. Hieros. Catech. IV, περὶ ψυχῆς), und der einmal vollkommen besiegte Dämon hört auf, den Christen zu schaden (Origen. Homil. in Jes. Nav. XV, 5, 6, Opp. II, 434), während dagegen der Sieger die Stelle des Engels einnimmt, welche diesem vor seinem Falle zukam (ib. Hom. I, 6, Opp. II, 399). Von den vielen Büchern der späteren Zeiten über denselben Gegenstand möge man mir hier erlauben ein mir näher liegendes zu erwähnen: J. E. Schuberts Gedanken von den Engeln. Jena und Leipzig 1748.

Daß wir übrigens und was wir hier von einer Welt des den Sinnen Verborgenen geredet, möge durch jene Aeußerung des Aristoteles entschuldigt werden: daß wir zwar von den ungewordenen und unvergänglichen Wesen nur geringe Erkenntniß haben, weil nur wenig von ihnen der Empfindung offenbar ist, daß jedoch die Untersuchung auch über dieß Wenige um so höheren Werth habe, weil sie sich auf das Göttliche

und der Ehre Wertheste bezieht (de part. an. I, 5; vergl. de coelo II, 12).

g) Der letzte Satz des vorstehenden §. deutet auf jene sinnvolle Lehre des Platon hin, daß uns die sinnlichen Empfindungen nur als Erinnerungszeichen dienen an die ewigen, selbstständig in unserer Seele liegenden Ideen, deren Aehnlichkeit sie an sich tragen und deren Nachbilder sie sind (Phaed. 74, c; 75, b; 76). Dieser Lehre werden wir weiter unten im §. 35 wieder begegnen.

Die unorganische Körperwelt.

§. 5. Der belebte Staub, welcher in Pflanzenform die Erde mit grünem Gewebe bedeckt oder in thierischer Gestaltung Meer und Land mit lebendigem Gewimmel erfüllet, gleichet, gegenüber der leblosen Masse, welche den Körper des Planeten bildet, den sparsamen Thautropfen, die an der Wand eines Felsengebirges hängen. Wie Blätter der Blüthen, die ein Frühlingssturm aus dem Thale herauf über das ewige Eis eines Gletschers streut, und welche nur an Farbe dem Schnee ähnlich, an Bildung und Wesen ihm fremd sind, so wohnt das Leben als ein vorüberziehender Fremdling unter den Gewalten der leblosen Natur. Diese, die starren Gebirge, bleiben dieselben, von Jahrtausend zu Jahrtausend; das Leben aber, wenn es am Abend die Wohnung beim Staube aufgeschlagen, bricht sie schon am Morgen wieder ab und eilet zurück in den Tod, wie in einen Mutterschooß, aus welchem es kaum erst geweckt und geboren worden. Gleich als wäre es ein Zug des Schlafes, unwiderstehlich und süß, wie der Schlaf des Ungebornen im Mutterleibe oder des Säuglinges an der Mutterbrust, welcher die Wesen so trunken machet, daß sie zum Leben sagen: warum weckest du uns, und daß sie, kaum erwachet, alsbald wieder hinabsinken in seine Tiefe.

Es darf uns nicht befremden, daß „die Thautropfen an der Wand des Felsengebirges“ so bald nach Sonnenaufgang wieder vergehen. Ist es doch ein zweifacher Zug, der sie vom Stein hinwegnimmt: der eine der Schwere hinabwärts nach der Masse der Erde, der andere hinaufwärts, nach der von der Sonne durchwärmten Luft. So dräuet auch dem Leben, das in dem organischen Leibe wohnt, von zweien Seiten her die Macht einer leblosen Natur, welche ohne Aufhören strebet, das

Einzelne und Besondere in ihren Strom hinabzureißen. Von unten her wirket, als Schwere, die Anziehung der festen Masse des Erdkörpers hemmend auf die Bewegung der Glieder, deren zartes Gebäu jeder auf sie herabstürzende Stein oder das eigne Hinabfallen zum Boden zu zerschmettern vermag; von oben her wird die Flamme des Lebens durch eine Welt des flüssigen Aethers bewegt, welcher nicht bloß in seiner Einen Gestalt, als elektrischer Blitz, sondern auch in vielfach andren die Bewegung des Lebens lähmt, oder, wie ein Sturmwind, seine Flamme verlöscht. Dennoch, wie das Licht der Sonne, wenn auch der verschiedene Zustand der Luft seinen Gang zur Erde bald mehr, bald minder unterbricht, immer dasselbe bleibt; so bleibt auch das Leben in der ganzen Mannichfaltigkeit seiner Erscheinungen, mitten unter jenen beiden hemmenden Elementen unverändert dasselbe, und diese haben keine andre Macht über sein Wirken, als daß sie den an sich farblosen Strahl in vielfache Farben brechen und die Blätter des einzelnen Jahres hinwegreißen, ohne dem Stamm die Kraft zu nehmen, aufs neue Blätter zu treiben. Ja, sie werden in andrer Form zu einem Träger und zu einer nährenden Mutter des lebendigen Wesens.

In der einen wie in der andren Weise ihrer Wechselbeziehung auf das organische Leben: in der hülfreichen und förderlichen, wie in der hemmenden und widerstrebenden sind uns jene beiden Regionen der leblosen Natur für die Geschichte der Seele bedeutend; wir müssen daher zuerst den alten Grund und Boden betrachten, welcher die Gewächse des irdischen Lebens trägt, ehe wir diese selber beschreiben.

Der Weltmasse von Erdennatur steht, wie dem starren Knochen der Nervenäther oder der flüssige Lebenshauch des Blutes, ein Himmel gegenüber und zur Seite; eine Welt des flüssig beweglichen Aethers dem festen Gebäu des Planeten. Diese beiden, Himmel und Erde, sind unter allem Sichtbaren zuerst geschaffen von Gott. Die Erde ist ein beendetes Werden, ein lauteres Gewordenseyn; der Aether ist das, was zu werden vermag: eine lautere Empfänglichkeit. In diesen beiden ist jener erste Gedanke alles Schaffens kund geworden: daß kein Leben sey außer Ihm. Denn diese Welten, welche willenlos und unabweichbar, wie ein Rad am Wagen in ihrer Bahn

laufen, bezeugen es, daß das Geschaffene nicht für sich selber, sondern für ein höheres Walten da sey, und der Aether, welcher sie durchdringt und umfleußt, so wie sein Gefäß, der Luftkreis, flüssig und leicht bewegbar und dennoch nicht aus eigener Kraft bewegt, bezeugen es, daß des Bewegens Anfang nicht aus dem Geschaffenen, sondern aus dem schaffenden (Worte) komme, welches seinen Dienern die Form der Feuerflammen oder die Macht des Sturmwindes verleihet.

Schon die älteste Betrachtungsweise der Natur hat die Körper und Elemente der planetarischen Masse als eine Welt des Leblosen betrachtet, welche nicht durch eigene, inwohnende, sondern durch fremde, äußere Kraft bewegt werde. Selbst die regelmäßige Gestalt der Krystalle empfängt diese Welt „des Leblosen" nicht zunächst durch die Beschaffenheit des inwohnenden und vorherrschenden Elementes, sondern durch ein Gesetz, welches mit den verschiedenartigsten Stoffen waltet, wie der freie Wille eines Künstlers, der dem Porphyr wie dem Marmor oder dem weichen Gyps eine und dieselbe, oder auch dem gleichartigen Stoffe die verschiedenste Gestaltung aufpräget. Denn es zeigt sich ein und dieselbe Krystallform an dem leichten, brennbaren Erdharz (Honigstein), wie am schweren, edlen Metall oder an dem harten Demant und dem an der Luft zerfließenden Salze; dieselbe Krystallform am gefrierenden Wasser wie am Smaragd und dem phosphorsauren Blei; während dagegen andre Körper, in denen ein und dasselbe Hauptelement vorherrschet, in der verschiedenartigsten Gestaltung sich zeigen.

Es ahndet der Verstand einer später gebornen Zeit schon in den geometrischen Figuren und Zahlenräthseln der Pythagoräer einen tiefen Sinn; das, was uns die Gedankenwelt der Krystalle andeutet, ist höher und tiefer als das Sinnen des Menschen; es sind die Grundzüge eines göttlich weisen Werkes der Schöpfung. Denn eben hier, wo an dem Todten und Erstorbenen alle Kraft des eignen Bewegens aufhört, wirkt die Kraft eines höheren Bewegens lauter und allein.

Einige jener Hieroglyphen erscheinen in der jüngeren Schöpfung so deutlich in die Sprache des Lebens und Wirkens der organischen Welt, ja in die noch immer fortlebende

Muttersprache der Menschenseele übersetzt, daß wir es wagen dürfen, dieselben zu deuten:

Das, was in dem Leben der Seele als ein Erkennen erscheint, das ist in der leblosen Natur ein leibliches Vermischen und Einswerden der Stoffe. Es ist hier vornehmlich ein körperliches Wesen: die Lebensluft oder das Sauerstoffgas der Atmosphäre, welches immer als dasselbe (gleich einer oberen erkennenden Seele) allen andern Körpern: das Eine Vielen, gegenübersteht. In ihnen allen ist ein Antheil an und von jenem oder doch die Fähigkeit, sich mit ihm zu verbinden. Soll aber das untergeordnete Vielartige mit dem Einen, Höheren sich vermischen, so muß es zuerst diesem gleich werden an Gestalt. Der Kohlenstoff, wenn er auch vorher in der Form des festen Demantes in noch so engen Raum zusammengepreßt war, dehnt sich, ehe er sich beim Verbrennen mit dem Sauerstoffgas vereint, zur vollkommen gleichen Größe mit diesem aus. So müssen auch in andern Fällen die Stoffe in ein Verhältniß der Aehnlichkeit des Umfanges mit einander treten, wenn sie mit einander vereint werden (sich erkennen) sollen.

Diese Nothwendigkeit des sich Gleichwerdens an Gestalt, bei dem Vermischen der verschiedenartigen Elemente, erscheint denn auch als der Grund jener festbestimmten Verhältnisse, unter denen alle Stoffe der leblosen Natur, dem Gewicht nach, ihre Verbindungen mit einander eingehen. Bei diesen Verbindungen bemerken wir, daß ein Körper, welcher eben jetzt nur diesen bestimmten Gewichtstheil eines andern in sich aufnahm, ein andres Mal gerade mit dem doppelten oder dem dreifachen Gewichtstheil dieses andern Körpers sich vereine. Es stehen hierbei immer Ganze in ihrer Art, eine Person gleichsam einer andern oder zweien und dreien und vieren u. s. gegenüber. Und die Gestalt, welche die verschiedenartigen Stoffe annehmen, wenn sie mit der Lebensluft sich vereinen, oder was dasselbe ist, das Verhältniß des Gewichtstheiles, in welchem sie mit dieser sich mischen, bleibt sich immer gleich, auch da, wo dieselben zu wechselseitigen Verbindungen unter einander selber sich nahen. Denn wie das Gewicht des Kupfers, welches die Lebensluft zur Verbindung mit sich heranzuziehen

vermag, ein doppelt so großes ist, als das Gewicht des Schwefels, mit welchem dieselbe andre Male sich zu vermischen pflegt, das Gewicht des Arseniks ein dreifaches; so müssen auch das Kupfer und der Arsenik, wenn sie mit Stoffen andrer Art eine chemisch vollkommene, naturgemäße Verbindung eingehen sollen, in doppelt oder dreifach größerer Gewichtsmenge herzutreten, als der Schwefel.

Ueberall ist es das Leibliche der höheren Ordnung und das Verhältniß zu diesem, was dem Leiblichen der niederen Ordnung seine Gestalt gibt. So ist es die Säure, welche der Kalkerde, wie dem Blei oder Eisen, die ähnliche Form ertheilt; zuletzt ist es die Lebensluft oder vielmehr das Licht, dessen Stellvertreter jene ist, von welchem alle Gestaltung des Leblosen ausgehet. Daher steht auch das innre Gefüge, welches den regelmäßigen Krystallgestalten der niederen Körperwelt zu Grunde liegt, mit jener Weise in Beziehung, in welcher die Lichtstrahlen sich brechen, wenn sie durch jene hindurchscheinen, und die Wandlungen der einzelnen Krystallformen gleichen jenen verschiedenartigen Richtungen, in denen etwa das Licht der Sonne auf die Oberfläche eines um sich selber rotirenden Planeten auftrifft, dessen Achse unter einem bestimmten Winkel auf der Ebene der Bahn geneigt ist.

Wie denn die Luft bei den Tönen, die mein Ohr vernimmt, das vermittelnde Wesen ist, welches die Bewegung des Schalles fortpflanzt; so ist sie auch bei den nach einem Gesetze der Harmonien und der Tonverhältnisse des Monochords entstehenden chemischen Verbindungen und Gestaltungen der leblosen Körperwelt das vermittelnde Organ, durch welches die gestaltende Kraft des Lichtes auf die wägbaren, irdischen Stoffe wirkt. In dieser, wie in vielfach anderer Beziehung, bewährt sich jene innre Gleichartigkeit der regelmäßigen Gestalten der Krystalle mit den Tönen des Monochords, welche schon das Alterthum geahndet, der tiefsinnige Kepler aber erkannt und bewiesen hat. In der That, jene sind eine dem Auge sichtbar gewordne Fülle der Harmonien.

Es erscheint die unorganische Welt allerdings als die Region des Gesetzes, während dagegen in jener der organischen die Region der Freiheit erkannt wird. Das Reich der Steine

nimmt an sich selber unter den drei Reichen der Natur den niedersten Rang ein. Denn es ist, im Vergleich mit den andern beiden, der Leib, während sie selber Abbilder der Seele und des Geistes sind; — ein schlafender Todtenleib, schon seit der Vorwelt des über dem Chaos schwebenden Geistes. Und dennoch wirkt weder der Farbenschmuck noch der Geruch der Blume, noch die lieblich gaukelnde oder kräftige Bewegung des Thieres so tief und mächtig auf den sinnenden Geist oder die fühlende Seele, als die Betrachtung der regelmäßigen Krystallgestalten oder der tiefharmonische Klang des festen Metalles aus den geschwungenen Glocken. Der Mensch hat einen geheimnißvollen, wunderbaren Zug zu diesem Reich der Steine und der schweren, glänzenden Metalle; einen Zug, der mächtiger ist als jener, der ihn an die schönblühende, duftende Pflanze oder an das liebend sich an ihn schwiegende Thier knüpfet. Ist das etwa der von neuem wach gewordene, ursprüngliche Zug, welcher nach einer Dichtung der alten Seelenkunde die Seele anfänglich so unwiderstehlich und mächtig in das Leibliche hinabführte? In der That, bei diesem Zug nach den Glanzmächten der Tiefe wandelt meine Seele oft jenes Gefühl an, das den Wanderer im Alpengebirge ergreift, wenn er, auf dem jäh herabstürzenden Gipfel einer Felsenwand stehend, es ahndet, wie groß da die Gewalt und Beschleunigung des Falles nach dem fernen Boden seyn und werden müsse. — Was ist es denn, daß auch jene Massen der Hochgebirge so mächtig auf meine fühlende Brust wirken? Mag es seyn, daß sie den schweren Pendel aus seiner Richtung ziehen, daß sie das hängende Bleiloth gegen sich hinbewegen; was aber gibt ihnen die geheime Macht, welche meine aus der Schwere entnommene, frei geborne Seele bei ihrem Anblicke, in ihrer Nähe so sehr bewegt und an sich zieht? Sind es nicht die Gedanken einer alles ordnenden Weisheit selber, welche in das todte Gestein die magisch-kräftigen Züge ihres Namens schrieb? Sind es nicht die Harmonien ihrer gebietenden, so wie liebend lockenden Stimme, welche aus dieser leblosen Welt so mächtig auf meine lebende Seele einwirken? Hier wird für den anerkennenden Verstand das Letzte zum Ersten, das Unvollkommenstscheinende zum Vollendetsten; denn diese

Schriften der Krystallgewölbe der Tiefe hat eine ordnende Weisheit nicht mittelbar, durch die selbstständig scheinenden Bewegungen des organischen Lebens schreiben lassen, sondern sie hat sie selber mit den Nachhall weckenden Tönen ihrer allgewaltigen Stimme hineingebildet in die Felsen.

Erläuternde Bemerkungen. Die körperliche Größe der Pflanzen und Thiere stehet noch kaum in jenem Verhältniß zur körperlichen Größe des Planeten, als die Größe jener Stäublein, welche nach R. Browns Versuchen eben durch ihre Verkleinerung eine infusorienartige Beweglichkeit erhalten, zum Rauminhalt des Menschenleibes Was sind alle die Millionen dieser Stäublein zur Masse des Weltkörpers, der sie trägt!

Ueber das, was oben im §. über eine in der äußern Natur liegende Veranlassung zum Tod der organisch lebenden Wesen angedeutet worden, s. m. das Ausführlichere im §. 22.

Schon die Pythagoräer nehmen das Daseyn einer der sichtbaren, festen Erdmasse gegenüber stehenden Welt an, welche sie als Gegenerde ἀντίχθων bezeichnen (Aristotel. de coel. II, 13 ed. Berolin. 293; Stobaei Ecl. Physic. c. 23, edit. Heeren p. 488, m. vergl. hiermit Origin. de princip. L. II, c. 6, Opp. T. I, p. 82, wo schon deutlicher auf das Daseyn der Antipoden durch jenen Ausdruck hingedeutet wird). Die Erde wird von Platon der erste und älteste Körper innerhalb des Fixsternenhimmels genannt; sie hat ihren Stand in der Mitte der Welt (Plat. Tim. 40, b). Hier thront auch die Weltseele, welche Alles beherrscht, und welche eben so der Grund der einzelnen Seelen ist, als der Weltkörper der Grund des Entstehens und der Ernährung aller einzelnen Körper (ib. 54). Die Weltseele beginnt ihr Werk mit Ausbreitung des Himmels (ib.). Der Fixsternenhimmel hat die Bewegung des Selbigen (Tim. 36, c.; de leg. X, 893): eine Bewegung ohne Irren, verwandt der selbstständig bewegenden Kraft der Vernunft (Tim. 34, a).

Aristoteles (de mundo c. 2; m. vergl. Stobaei ecl. phys. L. I, c. 23, p. 486 ed. Heer.; Plut. de plac. Ph. II, 7; Euseb. XV, 38) erkennt, so wie schon die Pythagoräer (Plut. de plac. phil. II, 6), außer den vier Elementen des Irdischen noch ein fünftes Element von älterer, göttlicherer Art im Aether an, welchen Onomacritus als ἄριστον στοιχεῖον bezeichnet. Dieses Element ist weder schwer noch leicht (wird von der schweren Erdmasse weder angezogen noch abgestoßen). Es unterliegt keiner Unvollkommenheit und keinem Leiden; keinem Entstehen noch Vergehen. Aus ihm ist der Fixsternenhimmel gebildet (Arist. de mundo c. 2; de coelo I, 2, 3; II, 7; meteorol. I, 3). Dieser, der Fixsternenhimmel, ist das Vollkommene, dem Göttlichen Nähere, die Erde das Unvollkommene, dem Göttlichen Fernere (I, 2 und 9). Jener ist ewig, er altert nie (de coelo II, 1). Unter dem alldurchdringenden, allbelebenden Urwesen, welches Diogenes von Apollonia beschreibt (Simpl. phys. Fol. 32, b), versteht derselbe auch nicht die gewöhnliche atmosphärische Luft, sondern das feurig flüssige Wesen (die Feuerwasser) des Aethers (nach Porphyrius und Nicolaus von Damascus bei Simpl. Phys. Fol. 6, a; 32 b vergl. mit Diog. Laërt. IX, 57), denn der Fixsternenhimmel ist von einer andersartigen Natur, welche von der unsern Sinnen wahrnehmbaren irdisch=elementaren sehr weit verschieden ist (Philo: quod a Deo mittant. somn. 568, ed. Mang. I, 623), von erhabnerer unvergänglicherer Natur, als die Sphäre des Planetarischen, eine Wohnung der ewig seligen Geister (Origen. de prin.

L. II c. 3, edit. Paris. T. I p. 83, 84). Wir fügen übrigens hier noch aus der ältern Ausgabe (§. 3) eine Stelle bei über die Welt der Fixsterne und ihrer Lichtnebelgebilde. „Dieß ist der alte, anfängliche Himmel, welcher, mit der Erde zugleich geschaffen, derselbe schon war, der er nun ist, als die Erde ein dunkles Chaos, wüste und leer war. Eine weite Kluft und Leere, vielleicht einzig in ihrer Art, im ganzen Gebiet der Sichtbarkeit, scheidet die Fixsternenwelt von dem System unserer Erde — von der Sonne und ihren Planeten. Da jenseits beginnt ein anderes Reich der Dinge, von dem Dießseitigen verschieden, wie die von himmlischen Kräften durchwebte, von Gewölk durchzogene Luft, von dem festen, schweren Boden der Erdfläche. Ein Meer und Ströme des flüssigen, Gestalten wandelnden Lichtäthers, welcher noch jetzt, vor unseren Augen, hie und da, in Lichtgewölk sich verdichtet, oder zum Stern sich entzündet. Lichtwelten, welche planetarischen Scheiben gleichen, und an Umfang unser Weltgebäude bis zur Bahngränze des Uranus übertreffen, stehen da ruhend, neben und zwischen ruhenden Sternen; es ist in ihnen nicht die grobleibliche Kraft des Anziehens und Abstoßens, welche hienieden das unruhige Treiben und Drängen, das Fallen und Zerstäuben der Körper begründet. Sonnenartig leuchtender Stern mit sonnenartig leuchtendem Sterne wandelt, durch keine weite Kluft vom Bahngefährten geschieden, um ein unsichtbares, körperliches Centrum. So ist das, was die zarten Gebilde jener obern Lichtwasser bewegt, ein zwischen ihnen webendes Unsichtbares; sie aber sind durch dasselbe Licht erhellt und sichtbar gemacht, in welchem auch unsre Dießseitswelten leuchten, denn da jenseits besteht ja noch, in alter Herrlichkeit die anfängliche Heimath des Lichtes!" — M. s. diese Ansicht weiter entwickelt in m. Urwelt und die Fixsterne. Nach der Voraussetzung des vorigen Jahrhunderts sollten die Fixsterne sämmtlich Sonnen, gleich der unsrigen seyn; gleichmäßig im Raum vertheilt, jede von Planeten und Kometen umkreis't, alle wieder um gemeinsamen, mächtigeren Schwerpunkt sich bewegend; über die augenscheinliche und unläugbare Zusammendrängung jener fernen Sonnen, nicht bloß in den kugeligen Sternhaufen (Tausende, ja Millionen stehen da in einem Raum, nicht größer als der zwischen Sonne und Sirius beisammen), sondern auch in unsrer Milchstraße sagt der geistvolle Uebersetzer und Bearbeiter von Herschel's Werken, J. W. Pfaff, in seinen „Herschel's Entdeckungen" S. 49: „Die einfachste und wahrscheinlichste Folgerung, „die wir aus dieser Betrachtung ziehen können, ist wohl diese, daß das „System, in welchem unsre Sonne herrscht, das einzige seiner Art, „vielleicht das einzige überhaupt, in den uns nächsten Räumen sey; es „mögen in jenseitigen und unergründlichen Gegenden noch andre Glieder „und Systeme des Alls sich ausbreiten, für uns sind sie nicht vorhanden." — So auch S. 86 bei der Geschichte der Doppelsterne: — „Wollen „wir aber unseren gewöhnlichen Maßstab beibehalten, — — so beträgt „die Bahn des Castors keine Jupiter-Distanz und die vereinte Attractiv-„Kraft dieses Paars ist 2500mal kleiner als die der Sonne. Wenn „dann in jenen Gegenden attractive Kräfte, von **Materie ähnlich** „**der unseren** getragen werden, so erhalten wir Sonnen, die 2500mal „weniger Körperlichkeit besitzen als die unsrige. — Aber ist denn attrac-„tive Kraft nothwendig der Exponent der Materialität?"

Die leblosen Dinge unterscheiden sich sehr augenfällig schon dadurch von den belebten, daß sie sich nicht selbst bewegen, sondern ihre Bewegung von außen haben (Aristol. Phys. VIII, 4). Jene besondre bewegende Kraft, welche den belebten Wesen inwohnt (Ethic. Eudem. II, 8), erscheint übrigens in einem zweifachen Verhältniß. Denn einige von diesen Wesen, welche den Grund des Bewegens **in sich** haben,

werden aus sich selber, andre von sich selber bewegt (τὰ μὲν φασιν ἐξ ἑαυτῶν κινεῖσθαι, τὰ δὲ ἀφ' ἑαυτῶν). Zu den erstern, welche „aus sich selber" bewegt sind, gehören außer den Pflanzen nach der Meinung einiger Alten auch „das Feuer und vielleicht auch die „Quellen." Dasselbe lebendige Werden und Wachsen (φύσις), welches in der Pflanze die Stelle der Seele vertritt, „kömmt nach Einigen auch den Metallen zu" (Origen. de libero arbitr. L. III, c. 1, Opp. I, 108 de oratione und Marc. Anton. L. VI, §. 14). — Während im Thier eine belebende Seele, in der Pflanze die Kraft des Wachsens und Werdens (φύσις) es ist, was ihnen ihr eigenthümliches Seyn und Wesen gibt, erscheint dagegen das, was den bloß leidend sich verhaltenden (Origenes nennt sie τὰ φορετά) todten Körpern, z. B. den Steinen, Erden u. s. ihr Seyn und Wesen gibt, als bloße Kraft der Haltung (ψιλὴ ἕξις, Sext. Empir. contradict. L. IX, adv. Phys. 81, 82; Origen. l. c.). Ueberhaupt wird uns die Haltung (ἕξις) als das Feststehende, Andauernde, im Vergleich mit der wandelbaren Affection (διάθεσις) der Dinge bezeichnet (Aristot. Categor. de Qualitat. 8, ed. Berol. p. 8). Sie ist das feste Band, welches die Körperlichkeit zusammenhält (Phil. de mund. 1154, ed. Mang. II, 606), ja die Kraft, welche jedem Körper seine eigenthümliche Form gibt, so daß nichts Körperliches ohne die Haltung gedacht werden kann (Origen. de princ. L. II, c. X, 2, ed. Paris. I, 101). Obgleich aber nach dieser sehr allgemeinen Bezeichnung die ἕξις überhaupt wie eine Macht erscheint, welche dem leiblichen Gewordenseyn der einzelnen Dinge sein Bleiben gibt (m. vergl. den §. 11 u. den Schluß der erl. Bem. zum §. 3), weil sie wie jene Schlange der Ewigkeit selbst das Todte mit ehernen Banden umschließt, und ihm, wie dem gesprochenen Menschenwort, eine Nachdauer auf Aeonen gibt, so hat sie doch, in Beziehung auf die unorganischen Körper, als Stellvertreterin der Seele, noch eine ganz besondere Bedeutung. Sie beruhet hier (z. B. im Steine) auf einer inneren geistigen Spannung (πνευματικὸς τόνος nach Phil. de mund. 1169, ed. Mang. II, 620), welche der die festen Körper durchdringenden Luft zugeschrieben wird (Galen. de plenitud. c. 3), wie denn die Eigenschaften der Dinge als Arten der Luft selber erscheinen (Plut. de Stoic. rep. 43, ed. Hutten. T. XIII p. 394). Man könnte, bei dem, was die Alten hier als Spannung bezeichnen, an das denken, was die Neueren unter dem vielbedeutenden Namen der elektrischen Spannung begreifen, oder auch an die oben im §. erwähnte Function des Sauerstoffgases bei allen Bildungsprozessen der unorganischen Natur. Die ἕξις oder Haltung wird uns dann auch noch von Andern als der zusammenhaltende Lebenshauch (πνεῦμα συνεκτικὸν) beschrieben (Tat. Isagog. in Arat. c. 14). Sehr sinnreich drückt sich Philo über diesen Gegenstand aus. Die leblosen Körper, wie Steine und Holz, sind ihm aus dem Kreise des (allgemeinen) Zusammenwerdens herausgerissene Dinge. Dagegen sind sie von der „Haltung" wie von einem festen Bande umschlossen; von der Haltung, welche ein Lebenshauch (Geist) ist, der (immer) in sich selber zurückkehrt. Denn von der Mitte anhebend strebt er nach den äußern Theilen, und alsbald von der Außenfläche kehrt er wieder um, bis er von neuem zu dem Orte gelangt, von welchem er ausgegangen. Diese ohne Aufhören in sich selber kreisende Haltung ist es, welche nach jedem dritten Jahre von den Wettläufern in den öffentlichen Spielen vorgestellt wird, als ein Werk, das groß und des Wettkampfes werth ist (Phil. in libr. quod Deus sit immutabil. 297, ed. Mang. I, 278).

Gay Lussac's obenerwähnte Entdeckung, daß die beständigen Luftarten: Sauerstoffgas, Stickgas, Wasserstoffgas, bei ihren chemischen Ver-

bindungen stets in gleichen oder doppelten Maßtheilen sich vereinen, z. B. ein Cubikzoll Sauerstoffgas mit einem Cubikzoll Stickgas zum Stickstoffoxyd, oder ein Cubikzoll Sauerstoffgas mit zwei Cubikzollen Stickgas zum Stickstoffoxydul, so wie ein Cubikzoll Sauerstoffgas mit zwei Cubikzollen Hydrogengas zum Wasser, gibt von einer andern Seite her sehr bedeutungsvolle Aufschlüsse über den Grund der Beständigkeit in den stöchyometrischen Mischungsverhältnissen. Denn mit Recht vermuthet **Berzelius**, daß, auch wo dieß noch nicht durch unmittelbare Messung ausgemittelt werden konnte, bei allen brennbaren Körpern ein ähnliches Verhalten stattfinde. Sie alle verbinden sich, sowohl mit dem Oxygen als auch unter einander selber in solchen Portionen, daß diese, in Gasgestalt verwandelt, das einfache oder doppelte oder dreifache Volumen des zu ihrer Sättigung nöthigen chemischen Gegensatzes einnehmen würden. Man erinnert sich hiebei an jene Uebereinstimmung der erscheinenden Größen, welche zwischen unsrem Mond und der Sonne, so wie zwischen den äußersten Monden bei Jupiter und Saturn und der Sonne, wie sie auf jenen Planeten erscheinen, gefunden wird. Nicht uninteressant, wiewohl vielleicht bloß scheinbar, ist auch jenes Verhältniß, nach welchem die vermuthete Menge des Gewässers, die sich auf unsrer Erde findet, wenn sie sich auf einmal in Wassergas verwandelte, ein Volumen einnehmen würde, das gerade so groß wäre als das der Erde. Denn man nimmt gewöhnlich an, daß die gesammte Wassermenge unsrer Meere und Seen gleich sey dem 1700sten Theile der Cubikmasse der Erde (so nach der Angabe in Bode's „Erdkugel"). Bei der Verwandlung in Gasgestalt dehnt sich aber das Wasser auch plötzlich auf einen 1700 (genau 1696²/₃) mal größern Raum aus.

Selbst nach geschehener chemischer Verbindung steht das Volumen, welches die neu entstandene Mischung einnimmt, noch in einer augenfälligen Proportion mit dem Volumen, welches der eigentlich die Gestalt gebende Gegensatz vor der Verbindung einnahm. Die Verbindung des Sauerstoffgases mit der Kohle (Kohlenoxydgas), so wie die des Sauerstoffgases mit dem Stickstoff (das Stickstoffoxydulgas) ist gerade von doppelt so großem Umfange, als das Sauerstoffgas vor der Verbindung war. Es haben sich mithin die Kohle, so wie das Stickgas im Moment des Vereines zu demselben Umfange ausgedehnt, den das zu ihrer Sättigung nöthige Oxygen hatte, und behalten diese Größe nach der Verbindung bei. Kommt dagegen noch ein Volumen Sauerstoffgas hinzu, so entsteht ein kohlensaures oder Stickstoffoxydgas, aber die neuentstandene Mischung nimmt genau nur zwei Volumina, mithin auch nicht mehr Raum ein als das Kohlenoxyd oder Stickstoffoxydgas für sich allein einnahm. — In dem Kohlenwasserstoffgas ist ein Volumen Kohle mit vier gleichen Voluminen Wasserstoffgas verbunden. Die letztern ziehen sich aber im Moment der Verbindung so zusammen, daß sie nur noch den Raum von zwei Maßtheilen einnehmen, das ganze Gemisch mithin nur den Umfang von drei Maßtheilen. — Auch in dem oben erwähnten Wassergas sind z w e i Maßtheile Wasserstoffgas mit e i n e m Maßtheile Sauerstoffgas so verbunden, daß sie nur den Raum von zwei Maßtheilen ausfüllen; die zwei Volumina des Hydrogens sind mithin in den Raum von Einem zusammengedrängt.

Die fünf regelmäßigen Körper des Alterthums gehören sämmtlich zum Tessularsystem der Krystallisationen. Sie entsprechen den fünf Elementen: der Cubus der Erde, die Pyramide dem Feuer, das Oktaëder der Luft, das Ikosaëder dem Wasser, das Dodekaëder dem Aether, so nach Pythagoras (Stob. eclog. phys. I, p. 450, 452), und nach Plato Tim. 55. Die neuere Naturkunde hat uns vier Hauptordnungen der Krystallgestalten unterscheiden lehren, welche sehr augenfällig vier Haupt-

gestaltungen des Pflanzen- und Thier-Reichs entsprechen, nämlich das Tessularsystem oder das homosphäroëdische nach Weiß (welches bei Demant, Gold u. s. vorkommt) entspricht im Pflanzenreich den rosenartigen Blüthen, im Thierreich den Strahlenthieren; das 3 und 3 und das 6gliedrige System nach Weiß (die sich beim vielgestaltigen Kalkspath, beim Bergkrystall, Smaragd u. s. finden) entspricht im Pflanzenreich der Abtheilung der monokotyledonischen Gewächse (Gräser, Lilien, Palmen), im Thierreich dem vielgestaltigen Insectenreich; das ein- und zweigliedrige System (z. B. des Feldspathes) wird im Gewächsreich durch die Form der kreuzblüthigen Pflanzen, im Thierreich durch die Mollusken dargestellt; das viergliedrige System im Pflanzenreich, z. B. durch die ölbaumartigen Gewächse, im Thierreich durch die Wirbelthiere. (Doch gilt dieß bloß von den Aehnlichkeiten der Gestalt, nicht von der innern Uebereinstimmung der Eigenschaften, wobei z. B. die rosenartigen, mit einer fleischigen Frucht als erste Nahrung für den Samen versehenen, vollkommen entwickelten, Embryonen erzeugenden Gewächse den Säugthieren entsprechen.)

Das Weltall erscheint dem Plato nach den Verhältnissen der harmonischen Zahlen in der Octave in sieben Theile abgetheilt (Tim. 35), und die Pythagoräische Lehre von den musikalischen Intervallen, nach denen die einzelnen Weltkörper angeordnet sind (die Lehre von der Harmonie der Sphären), ist eine der am öftersten nachgesprochenen (Nicom. harm. manual. I, p. 6; Plut. de mus. 44). Wir vernehmen nur die Töne des harmonisch bewegten Weltalls nicht, weil die Tiefe „(Größe)" der Töne sie für unser Ohr unhörbar macht (Porphyr. in harm. Ptol. 257; andere Gründe s. m. bei Aristot. de coelo II, 9).

Die dritte Weltregion (sagt Molitor a. a. O. S. 89), in welcher die Centrifugalität (die Schöpferkraft) ihr höchstes Maximum erreicht, und das rein Ideale sich zum Realen depotenzirt hat, besteht bloß aus einem äußern Elementarleben, welches den äußern Leib der Schöpfung bildet. Diese Region, obwohl die letzte äußerste und passivste, ist jedoch der Stoff, das Object und der Spiegel aller oberen Regionen; denn in ihr liegt in plastischem, realem Wesen ausgedrückt, was in dem höhern auf potentiale, geistige Weise enthalten ist. Daher schauen sich die oberen Regionen in den unteren an, und die oberen Geister, als die eigentlichen Originale, tragen Lust zu den unteren Dingen, weil sie in ihnen die Copie, den Abdruck und die Natur ihres eigenen Wesens erblicken.

Aufgang des Lebens der organischen Natur im Pflanzenreiche.

§. 6. Es ist im Vorhergehenden eines mikroskopischen Schauspieles erwähnt worden, welches Robert Brown beschreibt. Eine elektrische, bewegende Kraft, deren Wirkung sich vorher dem Auge entzog, wird auf einmal sichtbar, wenn in ihren Strom Stäublein irgend einer Art gerathen, welche geeignet sind, dem bewegenden Zuge zu folgen. So wird uns auch in den belebten Wesen der Natur ein Strom des allgemeinen Bewegens, die Kraft eines lebendigen Zusammenwerdens und Zusammenwirkens sichtbar, wovon die unbelebte Natur un-

gerührt und unbewegt bleibet. Diese Kraft des Zusammen=werdens und Lebens liegt nicht in den sichtbar gewordenen Stoffen, sondern sie kommt in diese von oben her, aus einem unsichtbaren Grunde des Bewegens (§. 2) und Werdens, wie die willkürlichen Bewegungen eines Menschenleibes von den unsichtbaren An=regungen der Seele ausgehen. Nicht demnach von unten her, aus den todten Stoffen selber, kann sich, etwa durch ein Wachsen der Kraft, welche das Alterthum „Haltung“ nannte (m. vergl. S. 35), das Leben entwickeln. Es ist hier kein Uebergang. Die Nacht, welche die Oberfläche der Erde umschattet, würde für sich selber nie aufhören Nacht zu seyn, würde für sich selber nie zum Tage werden, wenn nicht eine Sonne von oben her aufginge, und in den nordischen Winter, in das Dunkel der Nacht den Tag brächte. Selbst die Wahrnehmungen einer tiefer eindringenden Chemie haben es erwiesen, daß „dieses Etwas, welches wir Lebenskraft nennen, gänzlich außerhalb den unorganischen Ele=menten liege.“ — In der That, wer aus einer Steigerung des Dunkels das Licht, aus einer Steigerung der Kälte die Wärme, oder, was dasselbe ist, wer aus einem Geschäfte der todten Elemente die Welt des Lebens herleiten und schaffen will, der gleichet jenem Landmann bei Hans Sachs, welcher aus den Käsen einer Kuh Kälber ausbrüten wollte.

In der unorganischen Natur gestaltet sich immer nur das, was der Grundlage nach und in seinen Elementartheilen bereits schon sinnlich wahrnehmbar vorhanden war; der in die salzige Auflösung eingetauchte, bereits gebildete Krystall dränget freilich durch seinen polarisirenden Einfluß der Flüssigkeit alsbald einen gleichartigen Krystall nach dem andern ab; wenn aber in ihr der Vorrath des schon vorhandenen, nur noch nicht zur festen Gestalt gewordenen Salzes erschöpft ist, hört dieses wetteifernde Nach=ahmen der Bildungen auf. So können überall die in der unor=ganischen Welt selber wirkenden Kräfte nichts Andres, als die schon in diesem bestimmten Maß, in dieser bestimmten wech=selseitigen Beziehung vorhandenen Stoffe vereinen oder wieder trennen.

Dagegen erzeuget das organische Leben Etwas, das dem niedern Elemente unmöglich war; es schaffet aus einem Anfange, der für viele verschiedenartige Wesen derselbe und gleiche ist,

ein in den herbeigezogenen, ernährenden Elementen weder begründetes, noch aus ihnen nach dem Gesetz der niedern Anziehungen herzuleitendes System der Gestaltungen und Wechselwirkungen, welches entsteht, seine Zeit hindurch wächset, seines Gleichen erzeugt und wieder vergeht. In diesem Act eines selbstständigen Schaffens, in dieser Kraft seines Gleichen zu erzeugen, lieget ein Hauptunterschied der organischen von der unorganischen Natur. Dieß wird schon in dem alten, heiligen Schöpferworte angedeutet: „Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage und habe seinen Samen bei sich auf Erden."

Bei der vorhin erwähnten, durch alle Einzelnen hindurchgehenden Bewegung eines Zusammenwerdens der Lebendigen zu einem sich gegenseitig ergänzenden, harmonischen All, besteht das Einzelne, als das was es ist, nur in Beziehung auf die andern Einzelnen alle: auf jene, welche jetzt sind und welche vorhin waren, wie auf die, welche erst kommen sollen. Diese Bewegung des Zusammenwerdens hat in den Lebenden einen selbstständig inwohnenden Grund: die Seele. Das, was diese in Beziehung auf den einen, unsichtbaren Grund alles Seyns ist, wird als Einfaches und Unzerstörbares erkannt; was sie in Beziehung auf die Mannichfaltigkeit der andren sichtbar gewordnen über und neben und unter ihr stehenden Wesen ist, erscheint uns als ein Gefüge der mannichfaltigen sichtbaren Organe, welche der Veränderung unterworfen und zerstörbar sind. Darum sind die belebten Wesen zugleich auch organisch.

Diese organischen Naturen sind im Allgemeinen von zweifacher Art. An den einen erscheint das Bewegen des Lebens nach einem schon oben erwähnten Ausdruck des Alterthums als ein aus ihnen selber kommendes, während die andren von sich selber sich bewegen. In jenen, den Pflanzen, wird nach dem Sinne derselben Lehre bloß das passive Vermögen des Mitwerdens gefunden, welches dem Strome des allgemeinen Zusammenwerdens der andren Wesen folget, ohne denselben wahrzunehmen; in diesen, den Thieren, ist eine selbstthätige Kraft jenes Mitwerdens, welche dem Strome folgt oder ihm widerstrebt, und so, sich selber als ein Gleichkräftiges ihm entgegensetzend, den-

selben bemerkt und erkennt. Beide aber, die Pflanzen wie die Thiere, erscheinen belebt, weil für sie noch eine Welt des Unteren: das Unorganische, da ist, zu welcher, durch sie hindurch, der Lebensstrom von oben hinabgehet. —

Die weiblich gebärende Kraft der Thiere, namentlich der Vögel, bringt für sich selber das Ei hervor, ein Gebilde, in welchem die Masse, die nachmals vom zeugenden männlichen Princip überkleidet und durch dieses von neuem geboren, zum selbstständig bewegten lebenden Thiere wird, schon ganz als dieselbe vorhanden ist. So ist und wirket in der Pflanze dieselbe Kraft, welche im Ei wächset, welche die Häute mit ihrem zarten Gewebe, welche Dotter und Eiweiß sammt ihren Banden aus dem wässerig Flüssigen gestaltet und zusammenfüget; das entstandene Gebilde weiß aber noch nichts vom Ein- und Ausathmen der Luft, noch nichts vom Bewegen und Empfinden. Ein Augenblick der neuen höhern Geburt und Belebung — die Befruchtung — kommt hinzu: die Masse des Eies wird von einem oberen, nie wägbaren, dem Auge nie sichtbaren Einflusse überkleidet, und wie wird nun das Alles so anders! Ein Herz pulsirt zwischen Eiweiß und Dotter, Muskeln bewegen sich; mitten unter den Häuten und Flüssigkeiten entstehen Nerven und Knochen, Gehirn und Augen und Glieder.

So ist das ganze Pflanzenreich, im Vergleich mit dem Thierreich, das Werk einer bloß mütterlich gestaltenden, den lebensfähigen Stoff bereitenden Kraft. Die Wurzel ist für beide dieselbe und dennoch von einem zum andern kein Uebergang. Es ist ein Moment, ein unsichtbar Hinzutretendes, und was vorhin gefühllos wachsende, unbewegliche Pflanze war, das ist durch jenen Moment mit einem Male zum beweglichen, empfindenden Thiere geworden.

Das Pflanzenreich gleichet mithin dem Ungebornen im Mutterleibe; das Thierreich dem Ausgebornen, selbstständig Athmenden und Bewegten. Das Ungeborne im Mutterschoße, es gestaltet sich nicht durch eigene inwohnende Kraft, sondern es wird gestaltet durch die Lebenskraft der Mutter. Man sagt, daß die Gedanken, das Sehnen, die Gefühle der Letzteren auf das Ungeborne (gestaltend) einwirken, in ihm sich spiegeln. So spiegeln sich im Pflanzenreiche die Gedanken und Empfindungen

einer unsichtbaren, die Sichtbarkeit im Schoße tragenden und gebärenden Mutter. Denn die Lebendigen alle, sie sind die zur sichtbaren That gewordnen, vorhin unsichtbaren Gedanken und Willensmeinungen einer ewigen Weisheit, die sie trägt und kennet.

Sie, diese Weisheit, welche am Anfange der Wege Gottes, welche der Werkmeister bei Ihm war und schaffend auf Seinem Erdboden vor Ihm spielete, ist höher als alle Creatur. Ist doch im unvollkommenen Abbilde die leibliche Mutter höher als das in ihr verschlossene lebende Ungeborne, höher als das schon selbstständig gesonderte ausgeborene Leben des schwachen, der Pflege bedürftigen Kindes. Aber je zarter und schwächer dieses noch ist, desto anhaltender und sorgfältiger wird es gepflegt, und das Ungeborene stehet der Mutter noch näher, ist noch ein Leben mit ihr. So hat auch das Pflanzenreich das vor dem Thierreiche voraus, daß jenes so ruhend, so treu, unmittelbar den waltenden, belebenden Einfluß der jungfräulichen Werkmeisterin — der bildenden Weisheit — empfängt, wie die noch wachsende Blüthe und Frucht den Saft des tragenden Stammes.

Und das ist der eigenthümliche Reiz, das mächtig Anziehende, welches das Pflanzenreich, voraus vor dem Thierreiche, auf die Seele des Menschen hat; es ist ein Gefühl von der noch unmittelbareren, wesentlicheren, gleichsam leiblicheren Nähe und Einwirkung der bildenden Mutterkraft. Es sind die Gedanken, die Gefühle der jungfräulichen Bildnerin selber, welche da, strahlend in den Farben des Regenbogens, und in sinnvollen Gestalten: dunkel, in ihrer Bedeutung aber tief ergreifend, wie die Bildersprache des Traumes, dem denkenden Geiste begegnen. Da sind die Kräfte — nährend und heilend — welche noch unmittelbar aus dem Quelle des Lebens und der Gesundheit der Wesen kommen; es sind die Pulsschläge des mütterlichen Herzens selber, welche gefühlt und bemerkt werden: wenn auch in dieser stummen schlafenden Welt nirgends noch eine Stimme oder selbstständig entgegenkommende Bewegung der fragenden Mutterliebe antwortet; wenn auch das Bild, das da erscheint, dem Ebenbild der Urform, welchem zuletzt das Thierreich sich nahet, eben so

unähnlich und unvergleichbar ist, als der Bildungssaft, aus welchem das Auge sich gestaltet, jener Sichtbarkeit, welche einst in der kleinen Welt des Auges sich abspiegeln soll. Denn wer sollte in der Gestalt des innern und äußern Ohres die Welt der Harmonien erkennen und errathen, welche da nachmals aus- und eingehen und walten wird; wer sollte in der Gestalt der Netzhaut und Krystallfeuchtigkeit, in der der Linse und der künstlich gewebten Iris des Auges jene ganze sichtbare Schöpfung, vom leuchtenden Stern bis zum schweren, festen Stein errathen und ahnden, welche bald hernach hier aufgehen und innerlich sich gestalten soll; wer in der Gestalt des Gehirnes die Gedankenwelt des Geistes?

So äußerlich unähnlich denn, als die empfindenden Organe dem Kreis ihrer künftigen Empfindung, so unähnlich als die dunkle Zeichen- und Gestalten-Sprache des Traumes der wachen Wortsprache; so anscheinend unvergleichbar als das Geschäft der Seele der Thätigkeit des Geistes, ist das Pflanzenreich dem Thierreich. Und dennoch stehen alle diese äußerlich und anscheinend so unvergleichbaren und unreimbaren Gegensätze innerlich und wesentlich in einer nahen und unmittelbaren Beziehung zu einander, so wesentlich als die Gestalt und Ernährung der Raupe zur Gestaltung des künftigen Schmetterlinges, oder der physische Act der Entzündung und des Verbrennens zu dem Acte der Bildung und Entwicklung des brennbaren Wesens.

Es ist nur ein Moment, und eine Thätigkeit des Geistes überkleidet, wie das Leuchten der Flamme die Bewegung der Wärme, so das ihr entsprechende Streben der Seele; nur ein Moment, und die niederwärts gehende, bloß bildende und gestaltende Richtung des Schlafes und Traumes wird in die aufwärts gehende, geistig erkennende und sprechende des Wachens hinaufgerückt.

Erläuternde Bemerkungen. Aristoteles schon bedient sich des Wortes organisch (*ὀργανικόν*) in demselben Sinne, in welchem wir es oben, in der Ueberschrift zum §. gebraucht haben. Er nennt (de anim. L. II, c. 1) selbst die Theile der Pflanze (Kelch, Fruchtcapsel u. s.) Organe, ja es besteht hierin das gemeinsame Wesen aller lebendigen Seelen, daß sie die anfängliche bewirkende Einheit eines natürlichen organischen Körpers ist (*εἰ δέ τι κοινὸν ἐπὶ πάσης ψυχῆς δεῖ λέγειν, εἴη ἂν ἡ πρώτη ἐντελέχεια σώματος φυσικοῦ ὀργανικοῦ*). In andern

Stellen seiner Werke werden nur die zur Bewegung bestimmten Glieder organische (τὰ ὀργανικὰ τῶν μορίων) genannt, und von ihnen die Sinnorgane (τὰ αἰσθητήρια) unterschieden (de part. animal. L. II, c. 1). So ist dann die Hand vornehmlich Organ des Leibes (Probl. sect. XXX), ja das Organ aller Organe (de anim. L. III, c. 8). Bei spätern griechischen Schriftstellern fällt übrigens jener Unterschied gänzlich hinweg, und bei Galen (de Symptomat. caus. L. I, c. 8, ed. Kühn. Vol. VII, p. 139) werden auch die Sinne Organe genannt. (Schon Phil. de Special. leg. 808, Mang. Vol. II, 332 gebraucht das Wort ὄργανον in einem weitern Sinn, für die Zähne.) Erst spät ging das Wort Organ und noch später das Wort organisch in dem obigen Sinne in die lateinische Sprache über. So finden wir Organum oris für Zunge bei dem christlichen Dichter des 4ten Jahrhunderts, Prudentius (Peristeph. X de St. Roman. 2). Schön und klar entwickelt hat Leibnitz in seinen Principiis Philosophiae (64 bis 67, ed. Genev. T. II, p. 28 u. a.) den Begriff von Organismus. Darum weil der Körper eines jeden belebten Wesens ein Spiegel des Alls, ein verbindendes Mittelglied zwischen diesen einzelnen und allen andern Monaden des Weltganzen ist, muß er auch nothwendig organisch seyn. Seit dieser Zeit hat man die belebte Natur auch in den neuern Sprachen allgemeiner mit dem Namen der organischen, die unbelebte dagegen mit dem Namen der anorganischen bezeichnet, oder auch, wie dieß später geschah, die Dinge der letzteren, weil ihnen jener inwohnende Lebenstrieb (ὀργή) mangelt, welcher wenigstens Wachsthum und Vermehrung begründet, anorgisch genannt.

Am gewöhnlichsten unterschieden die Alten die beiden Hauptregionen unsrer Sichtbarkeit, als die der belebten (ἔμψυχα) und leblosen (ἄψυχα) Dinge (Arist. Probl. XVI, XVII). Wenn Aristoteles (de juvent. et senect. c. 1) den Pflanzen zwar auch ein Leben zugesteht (τὰ γὰρ φυτὰ ζῇ μέν), dennoch aber auch zugleich behauptet, daß dieselben keine eigentlich Lebenden seyen (nicht ζῶα, sondern nur ζῶντα), weil ein Lebendes (Thier) Empfindung habe, so deutet er hiermit auf jenen Unterschied zwischen dem inwohnenden Lebensgrund in Pflanze und Thier hin, welcher, wie schon oben erwähnt, von den Alten auch so bezeichnet wurde, daß nur in dem Thier eine eigentliche Seele (ψυχή) sey (Diog. Laërt. L. III. 28); die Pflanze aber lebe und wachse durch das in ihr wohnende „Werden," (φύσις Sext. Emp. contrad. L. IX, adv. Phys. 81; Philo ss. Leg. allegor. L. II, 1091, ed. Mang. vol. I, 71). Das Wort φύσις, Natura: das Werden, Wachsen, von welchem das Gewächs (φυτόν) seinen Namen hat, ist eines der sinnvollsten, prägnantesten. Es bedeutet zwar auch in jenem Sinne, in welchem wir dieses Wort am öftersten gebrauchen, die Natur: die gewordene und werdende Welt der sichtbaren Dinge; doch kommt ihm diese Bedeutung mehr nur metaphorisch zu (Arist. met. IV. c. 4); ursprünglicher ist jene andre, nach welcher die φύσις die das Werden und Leben erzeugende Kraft selber ist (ib. X so wie Phys. II, 1), welche den Grund des selbstständigen Bewegens und der Entfaltung der vernünftigen Samenkeime in sich selber hat (Diog. Laërt. L. VII, 148). Die Kraft, welche die Welt zusammenhält (ib.) und Alles ordnet, weil sie selber die Ursache aller Ordnung ist (Ariost. physic. VIII, c. 1), welche überall nach einem bestimmten Zwecke strebt (de generat. I, 1), überall das Vollkommenste und Beste zu erreichen sucht (de incess. animal. c. 12), niemals etwas Vergebliches oder Nutzloses wirkt oder schaffet (de part. anim. L. IV, c. 11 und c. 13; de generat. anim. L. II, c. 4; man vergl. über den ähnlichen Sinn des Wortes Natur: Cic. Nat. D. L. II, c. 11 u. a.) In diesem vielbedeutenden Sinne erscheint die φύσις, welche als

belebende Seele in der Pflanze wohnt, und welche nach der Lehre der Stoiker ihrer Substanz nach eine minder feine Luft ist, als die Seele der Thiere (Galen. an. anim. mor. corp. temp. sequ. c. 8), nach Philo aber eine in Bewegung gesetzte „Haltung" (ἕξις ἤδη κινουμένη. 55. Leg. Alleg. L. II, 1091, edit. Mang. Vol. I, p. 71, m. vergl. hiezu oben S. 35), als jene den Monaden inwohnende Kraft des gemeinsamen Zusammenwerdens mit allen andern Monaden, welches die Bestimmung und der Grund der organischen Beschaffenheit aller lebenden Wesen ist (Leibnit. princ. Philos. 64 bis 67, m. vergl. Aristot. Metaph. L. IV, c. 4). Denn in Allen ist ein Theil von Allen (Simplic. phys. Fol. 33, b). Vor Allem jedoch ist die in der Pflanze wirksame φύσις, so wie alle φύσις überhaupt (Ar. magn. mor. I, 10), die Kraft ihres Gleichen zu erzeugen (Diog. Laërt. VIII, 28); fruchtbare Samen auszugebären.

Auch in unserer deutschen Sprache stammen die verschiedenen Wörter, welche φυτὸν, Gewächs bezeichnen, aus Einer Wurzel, welche dem bedeutungsvollen Worte φύσις sehr sinnverwandt war, welche aber zu frühe durch das Wort Natur verdrängt zu seyn scheint. Denn abgesehen davon, daß alle die Wörter, welche nach Frisch (deutsch-lateinischem Wörterbuche) von wachsen herkommen: wie das unmittelbar aus „wachsen" entstandene „Wasen," Rasen, Gras, auf eine noch tiefere Wurzel hinleiten, deren Ueberreste noch in den Wörtern „weich" „erweichen" u. s. vorhanden sind (Frisch T II, p. 413 a), und welche auf ihrem uralten heimathlichen Boden gewiß eben so wohl mit dem prägnanten Worte φυειν, welches namentlich auch fundere, fließen machen, bedeutete, eins war, als weichen, entweichen, mit φυγεῖν, so kommt auch das Wort Kraut unmittelbarer noch aus einem Worte her, welches in seiner Bedeutung mit φύσις nahe verwandt scheint; von dem Worte Gruse, Grude. In den alten deutschen Versen, welche Frisch anführt, heißt es:

Gott der Sun die Geschöpfe bildet und formet,
Gott der h. Geist sie normet,
In der Nature Grude
Das ziemet Gottes Gute.

Das oben erwähnte alte Weibermährchen von dem Entstehen der belebten Wesen und sogar des Menschen aus dem Elementarschlamm s. m. schon gut widerlegt bei Phil. de mund. incorruptib. 944 seqq. ed. Mang. II, 493 seqq. Ueber den weiter im §. erwähnten Unterschied zwischen der todten und lebenden Natur, in Beziehung auf die Umgestaltung und Zusammensetzung der Stoffe, vergl. m. J. J. Berzelius Lehrbuch der Chemie, übers. von Wöhler, Bd. III, S. 37.

Das organische Leben hat die Fähigkeit, die Elemente und Grundstoffe nicht bloß in anderem Verhältniß zu verbinden, sondern sie ganz zu verwandeln. „Zwar ist nicht zu läugnen, daß bei den Pflanzen die Mischung des Erdbodens und des Wassers, wovon die Pflanzen sich nähren, einen bedeutenden Einfluß auf ihre Bestandtheile habe, und daß sie, vorzüglich die niederen Ordnungen derselben, allerdings mehr Theil an der Mischung der Substanzen nehmen, von denen sie umgeben sind, als die Thiere. Indessen bleibt doch im Ganzen das Naturgesetz standhaft, daß jeder Organismus aus den Urstoffen, die ihn umgeben, seine eigenthümlichen Bestandtheile bildet, und daß der Kalkgehalt der Pflanzen, die im klaren Sande gewachsen sind, oder die auf Granit stehen, um nichts geringer ist, als der Gehalt an diesem Bestandtheil in solchen Pflanzen, die auf Kalkboden wachsen." A. P. de Candolle's und K. Sprengel's Grundzüge der wissenschaftlichen Pflanzenkunde. Leipz. 1820. S. 278. In Beziehung auf die Erzeugung der Kalkerde waren auch die Versuche mit Pflanzen, die man in porcellanenen Geschirren

gezogen, und bloß durch kohlensaures Wasser ernährt hatte, sehr überzeugend. — Eben so scheinen auch die Kieselerde, ja nach Döbereiner die Metalle, welche man in vielen Pflanzen findet (Kiesel besonders in Rohrgewächsen, Kupfer in den Knollen der Scitaminen, Eisen und Mangan fast in allen Familien), durch den Vegetationsproceß aus Kohlen- und Wasser-Stoff wirklich neu erzeugt, geschaffen zu seyn. Ebendas. S. 296 und 297. — M. vergl. auch Nees von Esenbeck Handbuch der Botanik I. S. 659. Im thierischen Leben liegt die verwandelnde umschaffende Kraft noch viel deutlicher vor Augen. Kalkerde und Phosphor, und eine Menge für ganz unzerlegbar gehaltene Grundstoffe werden da offenbar, wie zum Theil Versuche bewiesen, z. B. mit Hühnern, nicht durch die Nahrung als solche in den Körper gebracht, sondern hier aus den ganz anderartigen Elementen, woraus die Nahrungsmittel bestehen, erzeugt.

Die Kalien und Erden scheinen (besonders die letzteren nach Berzelius) mit den Säften und Theilen der Pflanzen im basischen oder unverbrannten (metallischen) Zustande vermischt und verbunden zu seyn, daher auch sie ihrerseits den Verbrennungsproceß lebhafter machen. — Nahrungsmittel des Pflanzen- wie des Thierreichs sind übrigens hauptsächlich solche Körper, welche aus den vier luftförmigen Stoffen (dem Kohlen- und Wasserstoff, Sauer- und Stickstoff) zusammengesetzt sind.

Diese Luftarten gehen im organischen Leben in eine gröber-leibliche Gestaltung der zweiten höhern Potenz ein, welcher sie ihre eigene flüchtige, leicht das Gewand wechselnde Natur mittheilen, während sie der Leiblichkeit der niedern Ordnung entweder in atmosphärischer Entbundenheit frei gegenüber stehen, oder, wenn sie sich mit ihr vereinten, in die todte Starrheit derselben mit hineingezogen werden. — Die Zusammensetzung und Entstehung des Pflanzenkörpers aus luft- (dampf-) förmigen Stoffen, in welche siderische Kräfte von oben her ihren gestaltenden, schaffenden Einfluß geben, behauptet schon Aristoteles (de plantis, L. II, c. 3). Die Pflanze lebt, weil in ihr die Kraft und Anlage ist zu wachsen und abzunehmen (de anima L. II, c. 2). Der letzte Zweck des Daseyns und Lebens der Pflanze ist es übrigens, den fruchtbaren Samen zu erzeugen (de gener. animal. L. I, c. 23); andere Wesen, die ihnen ähnlich sind, hervorzubringen (histor. animal. L. VIII, c. 1). Darum erreicht auch das Pflanzenleben insgemein zugleich mit diesem seinen höchsten Zweck und Ziel sein Ende (Problemat. Sect. XX). Von dem Thiere unterscheiden sich die Pflanzen unter Anderm dadurch, daß bei ihnen jener Hauptttheil, welcher an dem Thiere nach oben steht, nach unten, nach dem Boden zu gekehrt ist (de juventut. et senect. c. 1; de anim. II, 4). Wie das der Ernährung Fähige (θρεπτικόν) das Princip und Wesen des Pflanzenlebens ist, so ist und wird die Pflanze zugleich vor Allem ein Ernährendes. Die Pflanze ist für das Thier da (de plantis L. I, c. 2; Politic. I, c. 8), ist nur da, um selber ernährt zu werden und Nahrung zu geben. Und dieß ist ja eben das Princip und Wesen jenes allzumaligen „Zusammenwerdens"; jene φύσις, welche wie ein alldurchdringender Hauch das Ganze wie das Einzelwesen der Pflanze belebt; jener φύσις, welche in dem Verdauungs- und Ernährungs-Geschäfte des Thierleibes waltet: zu seyn und zu werden und sein Wesen zu haben nicht zunächst in und für sich, sondern in einem Andern und für ein Andres (m. vergl. die Bem. zum §. 7 und den §. 17). Wie noch der schon gewordene und todte Leib der Pflanze: das Holz, ein Ernährungsmittel der Flamme unseres Herdes ist, so dient das ganze Werden des Pflanzenreiches zur Ernährung jener Flamme eines allgemeinen Lebens, deren wohlthätig belebende Wärme die ganze Sicht-

barkeit durchdringt. Das Pflanzenreich ist nur ein passiver Canal, welcher den Strom des allgemeinen Ernährens durch sich hindurchläßt; es fehlt ihm jenes dem Thier inwohnende Etwas, jener selbstständige Mittelpunkt (Aristot. de anim. III, 2), welcher der äußern Welt des Empfindbaren das Gleichgewicht hält, darum leiden sie nur mit und von der Materie, ohne sie zu empfinden (ib. II, 12). Die Einheit, auf welcher sich, wenigstens im vollkommenen Thiere, alle Vielheit der Lebensbewegungen und der Gestaltungen der einzelnen Theile bezieht, ist in der Pflanze selber nicht zu finden, sondern außer und ober ihr in einem zu ihr gehörigen und sie ergänzenden Höheren. Darum erscheint es auch, als habe die Pflanze nicht eine, sondern mehrere Seelen (Aristot. de anim. II, 2; de juvent. et sen. c. 2; de respiratione c. 17). Denn jedes Blatt, jede Blüthe ist eine Pflanze für sich, die auf dem Baume, wie ein anderes Kraut im Erdboden seine Wurzeln treibt (m. vergl. Darwins Zoonomie). Obgleich daher jedes einzelne Blatt, jede Blüthe eben so vollkommen symmetrisch und in bestimmter Zahl der Theile ausgebildet ist, wie im Thiere, so mangelt doch allen Zweigen, allen Blättern und Blüthen zusammengenommen, und wenn man sie als nur Ein Ganzes betrachten will, jene Symmetrie und jenes bestimmte Zahlenverhältniß der Theile, welche am Thierreich bemerkt werden. Uebrigens sind im Leben und Wesen der Pflanze drei wirkende Kräfte zu unterscheiden: die der Ernährung, die der Veränderung und Vermehrung (δύναμις θρεπτική, μεταβλητική καὶ αὐξητική). Die erstere wirkt das Wachsthum, die andre jene periodischen Veränderungen, wie das Abwerfen und Neuansetzen der Blätter, die dritte die Erzeugung der Früchte (Phil. ὅτι ἄτρεπτον τὸ θεῖον 297, 298, ed. Mang. p. 278).

Das Thierreich.

§. 7. Die untere, der Schwere und der gröberen Leiblichkeit unterworfene Welt der Planeten, eine Schöpfung des späteren Aeons, ist sie nicht das Abbild einer oberen, ursprünglichen Welt der Gestirne, in den Verhältnissen der Bewegungen und Zeiten? — Sie wäre dieses Abbild nicht, stünde nicht leuchtend, wie die obere Lichtwelt selber, die Sonne da: den um sie kreisenden Welten Zeiten gebend und Bewegung. Die Erde zwar, sie erglänzet während der langen Polarnacht in dem phosphorischen Schimmer des Nordlichtes; an den sonnenferneren Planeten dämmert, je ferner sie stehen, desto deutlicher, ein eigenthümliches, in ihnen selber wohnendes Leuchten, und es ist ein selbstständiges Princip der Helle in den Atmosphären und festen Oberflächen der Planeten; ein Princip, welches nur durch das gleichnamige aber übermächtige, das von der Sonne ausgehet, gebunden und unwirksam gemacht wird. Dennoch ist dieses planetarische Schimmern gegen das Licht der Sonne nur wie ein Traum gegen das Wachen; denn das Ebenbild

des oberen Urbildes erwacht erst mit und in der Sonne. Das leuchtende Gewölbe zertheilt sich in einzelnen Welten; ein Lichtträger steht ruhend in ihrer Mitte, und zugleich nun beginnen die eigenthümlichen Bewegungen des Suchens und sich Fliehens, Gebens und Nehmens (Wirkung und Rückwirkung), wodurch die unaufhaltsam nach dem Gesetz eines inwohnenden Lebens bewegten Weltkörper, wie dieß schon das Alterthum erkannte, mitten unter den ruhenden, gleichsam nur vegetirenden Lichtnebelgebilden der oberen Räume, den von inneren, selbstständigen Kräften bewegten Thieren gleichen.

Wir erkannten im vorigen §. im Pflanzenreich eine noch ruhende schlafende Welt des Lebens. Ein einziger Augenblick des Erwachens ist es, und mit ihm wird das vorhin in sich selber verschlossene schlafende Wesen ein ganz Neues, Anderes. Und doch war es, an Gestalt und Beschaffenheit der Glieder, in den inneren Bewegungen der Säfte und ihren Ausscheidungen derselbe Mensch, der eben noch da lag und schlief, und der nun wacht und aufstehet. Die Kraft des erwachten Gesichtssinnes, des erwachten Gehörsinnes, vorhin bloß ein Vermögen, welches das fürs Licht empfängliche Auge, das für den Schall empfindliche Ohr bildete und ernährte, dehnt jetzt auf einmal den Kreis ihrer Wirksamkeit auf Weltenräume aus: das Auge siehet die Millionen von Meilen entfernte Sonne und Sterne, das Ohr vernimmt Töne, welche aus Weiten, tausend Male größer als die Ausdehnung des Leibes, herüberkommen.

Es wird schwer, für einen solchen Sprung, für ein solches mächtiges Hinausflammen eines vorhin nur auf den engen Kreis seines leiblichen Umfanges beschränkten Wesens, in unserer Sichtbarkeit ein entsprechendes Bild zu finden.

Unter den unorganischen Körpern erinnert am öftersten das Wasser an eine solche plötzliche Entfaltung des schlafenden Zustandes zum wachenden. Vorhin tropfbar flüssig, nur ein Samenkorn gegen den ausgewachsenen Baum, dann als Dampf auf einmal zum siebenzehn-hundertfältigen Raume ausgedehnt. In dieser Gestalt des Dampfes wird das Wasser der Erde an Umfang (und Gestalt) gleich, wird ein Abbild der tragenden und bergenden Erde selber (nach S. 37).

So pflegen auch die brennbaren Stoffe im Moment des Verbrennens das Volumen — die Gestalt — des Sauerstoffes anzunehmen. Es ist ein Augenblick, und die vorhin in einen mehr hundertfach kleineren Raum zusammengedrängte Kohle wird an Gestalt (Volumen) dem höheren Gegensatze gleich, der jetzt um ihre Verbindung wirbet. Und weil nur das Gleichartige das Gleichartige erkennet, so wird der Moment des Gleichwerdens zugleich der des Erkennens: verkündend sich dem betrachtenden Sinne durch das, mitten aus dem Rauche erwachende, helle Licht der Flamme.

So ist auch das Wachwerden, das zum Thiere Werden des Lebens der Sichtbarkeit ein Entfalten dieses Lebens zur Gleichartigkeit, zum Ebenbild eines oberen Urbildes. Das tropfbar flüssige Wasser wurde gehalten durch den Zug der Schwere, so lange es nur ein Theil des Ganzen, — der Gesammtmasse war. Als es aber (nach S. 37) in Gasform sich zur Ebenbürtigkeit, zur Gleichgestaltung dieses Ganzen selber erhob, löste sich das Band der Schwere, und das Gas stieg über die Erdoberfläche empor, welcher es sich jetzt mit gleicher Kraft der Ausdehnung (Selbstständigkeit) entgegenstellt.

So war auch das Pflanzenleben — gleich wie der Stein von dem unteren Zug der Schwere und des Zusammenhaltes mit der Gesammtmasse — ganz von den Kräften und dem belebenden Zug einer oberen Licht- und Lebenswelt durchwirkt und umschlossen, ohne diese zu erkennen und zu schauen. Das Thierreich ist jener Befangenheit, jenem Umschlossenseyn entwachsen; ein Ebenbild des oberen Lebens, hat sich sein unsichtbarer Wirkungskreis, schon in der Thätigkeit der Sinnen, nach der Höhe und Tiefe auf Weltenräume erweitert; es erhebt sich außer und neben seinem bisherigen Lebensträger, diesen als Gleichartiges erkennend und empfindend. Zugleich aber auch nun, als ein Aeußerliches, bald ihn suchend, bald fliehend, bald ihm gehorchend, bald sich ihm widersetzend.

Es erscheint hier zwischen Pflanzen- und Thierleben ein Verhältniß, welches an die alte Dichtung von Eros und Psyche erinnert. — Im Dunkel der Nacht, ungesucht und noch ungeliebt, naht sich der Gott. Psyche besitzt ihn, ist von seinem Arm umschlossen, ohne ihn zu sehen und zu erkennen. Sie

genießt ungestört seine Nähe, bis es sie gelüstet, den Schlafenden beim Licht der Kerze zu sehen. Da entflieht der nun gekannte, geschaute Gott. Aber erst jetzt, im Augenblick des Erkennens und der Trennung zugleich, erwacht in Psyche die Liebe und mit ihr das Sehnen, das Suchen, das Hinaufbewegen nach dem Geliebten.

Das Thierreich, in seinem beständigen unruhigen Bewegen, in seinem mannichfachen, öfteren Wechsel der Gestalten und Arten, scheinet ein Etwas zu suchen, das in der Sättigung des Hungers und des Durstes, in der Lust des Geschlechts der Bewegung und des Ausruhens noch nicht allein gefunden wird. Wie in der Seele des Kindes und aller noch nicht verbildeten Völker das Ahnden eines höheren, unsichtbaren Geisterreiches, das neugierige Forschen darnach, verbunden mit den Unruhen der Furcht oder des hoffenden Sehnens; so wird im Thierreiche ein neugieriges Hindrängen nach einer, scheinbar ihm selber völlig nutzlosen und unverständlichen Region des geistigen Bewegens bemerkt, deren Herrscher und Eigenthümer der Mensch ist. Neugierig horchend strecket die zarte, eßbare Leguan-Eidechse den Hals der Schlinge entgegen, wenn der Klang der indianischen Zitter ertönt; das Sehnen nach dem Tone der singenden Menschenstimme und der Saiten wirket mächtiger als die Todesfurcht, wenn am Abend, mühsam ans Land kriechend, der harmlose Manati oder der Seehund, sich der Gesellschaft ihrer Jäger nahen, und es läßt sich durch den Klang des geschlagenen Cymbels selbst der mit lautem Getös hinwegziehende Schwarm der Bienen in seinem Laufe zurückhalten und lenken. So nahen sich auch, unfähig dem Reiz einer dunklen Wißbegier zu widerstehen, der Seehund wie die Schaaren der Fische, dem vom Nordländer angezündeten Feuer; neugierig nach dem Anblick des vorüberziehenden Menschen, strecken die Bewohner der Tiefe ihre Häupter aus dem Meer hervor; Seefahrer, welche an nie besuchte Inseln oder Küsten kamen, sahen sich hier von einem sie anstaunenden Gedränge der Vögel umgeben, die sich, das Spiel in den Zweigen verlassend, dem Menschen, wie dem Wunder einer höheren Welt genaht. Der Blick, selbst des sterbenden Thieres, sagt es öfters seinem „mit Vernunft begabten" Pfleger oder Mörder:

daß es die geisterhafte Tiefe des menschlichen Wesens, wo nicht verstehe, doch ahnde.

Jenes Sehnen, nach einem unbekannten Etwas, drückt der — wie um ein Verlornes — klagende Gesang des Vogels aus; es verräth uns sein Geheimniß, da wo es das Thier zu mancher, außer dem Kreis des gewöhnlichen Bedürfnisses liegenden Aeußerung des Instinctes und des Kunstfleißes antreibt: unerklärlich wie jene Lust, mit welcher eine Ameise des wärmeren Amerika's in ihrem Baue die glänzenden, für sie ungenießbaren Steine (Hyalithe) aufhäufet. Jenes Sehnen, hier überkleidet mit wildem Zorn und vergiftender Zerstörungslust (beide wären mit dem räthselhaften Sehnen zugleich auf immer befriedigt und gestillt), dort mit einer beständigen Unruhe des Bewegens, brüllet uns aus dem Löwen und Tiger, zischt uns aus der Schlange, plärrt uns aus dem Affen entgegen, oder scheinet anderwärts, stille bildend und duldend, auf einen endlichen Ausgang der Räthsel zu sinnen.

Was ist denn dieses Etwas, nach welchem das Leben, das im Thiere lebt, bald deutlicher, bald verhüllter, zugleich aber so unaufhaltsam sich hinringet, wie die Pflanze nach dem Licht, der fallende Stein nach dem Boden?

Der Stein suchet die Erde von welcher er genommen, deren Theil er ist; das Leben, das im Thiere lebt, suchet den Quell des Lebens aus welchem es gekommen, dessen Ausfluß es ist. Denn es ist ein Funke jenes erkennenden Geistes, jener ordnenden Weisheit, durch welche die Welt geschaffen worden, selber, und dieser Funke ist es, der in der Biene, der im bauenden Termiten Bildungen eines berechnenden, weislich ordnenden Verstandes vollbringet; es ist jene Harmonie, nach deren Lauten der Gang der Welten geordnet worden, welche mit selbstständiger Kraft aus der Brust des singenden Vogels ertönet. Der Albatroß schwimmet und tauchet im Meer nach Fischen und achtet nicht des Standes der Sonne und der Gestirne. Wenn aber seine Zeit gekommen, erhebt er sich von seinem Orte in derselben Kraft, welche den Gang der Sonne vom Südpol hinauf nach dem Nordpol lenkt. Die schlafende Distel erwacht nicht durch eigene Kraft, sondern wird am Morgen durch die Sonne geweckt; im Thiere aber wohnet jene obere Lichtwelt, deren sammelnder

Brennpunkt für uns die Sonne ist, selbstständig und eigenthümlich, und wecket aus der tönenden Bienenkönigin noch lange vor dem dämmernden Morgen die schlafende Schaar der Arbeiter, oder aus der singenden Nachtigall, mitten in finstrer Nacht, das Sehnen der sie hörenden Wesen. Endlich aber, wenigstens im höheren Thierreich (wir wissen jedoch nicht, wie weit die traumartig bildende Kraft der Phantasie in der Reihe der Lebendigen hinabreiche), kann ein selbstständig geistiges Vermögen der Erinnerung das Licht der untergegangenen Sonne und alle Farbenpracht des vergangenen Tages selbstständig sich zurückrufen; kann die längst verklungenen Harmonien noch einmal sich ertönen lassen und mitten in die Oede des Winters einen lieblichen Frühling hineinbauen. Denn es waltet und wohnet da dieselbe Schöpferkraft, welche im Frühling das Erdreich mit den mannichfachen Blüthen bekleidet und Wald und Flur mit lebendigem Gewimmel erfüllet.

Wie die rastlos bewegten Planeten durch die in ihrer Mitte ruhende Sonne die Kraft und Gemeinschaft der oberen Lichtwelt empfangen; so ist es in der Mitte der Thierwelt der Mensch, welcher den anderen Lebendigen das Licht einer Welt des Göttlichen zurückstrahlet. Denn das Thier erkennet Gott nicht; es fraget nicht nach einem ewigen Jenseits. Wohl aber ahndet es im Menschen, dem Ebenbilde Gottes, eine wärmende, belebende Flamme, welche aufwärts nach Gott strebet; und wie die thierische Form nachbildend immer mehr dem Mittelpunkte, der Menschenähnlichkeit sich nahet, so drängt sich ein dunkles Sehnen im Thierreich immer mehr und näher nach der Gesellschaft, nach dem Umgang des Menschen hin, um an seiner belebenden Flamme sich zu sonnen. Diese Sonne, in der Mitte der Lebendigen, flammte einst hell, nun aber ist sie verdunkelt, und es dringet kein Strahl durch das Gewölk, die schlafenden Blüthen des Feldes zu wecken. Dennoch ist auch die verdüsterte Sonne noch die Ursache, der, wenn auch schwachen Tageshelle, in Wald und Flur.

So ist denn das Thierreich in allem seinem Suchen und Bewegen ein äußeres Abbild der Thätigkeit des Geistes im Menschen, wie im Leben der Pflanze sich das Geschäft der Seele abspiegelt. Jene Richtung der innren Kräfte, welche, wie das

zum Gas gewordene Wasser oder die leichte Flamme, nach oben steiget; jenes Sehnen, welches ausgehet nach dem Anfange des Lebens zu forschen und die Vereinigung mit ihm zu suchen, mithin die eigentliche, mit freiem Willen sich bewegende Kraft des innren Menschen, ist der Geist. Nur der Geist auch, selber göttlicher Natur, empfindet, bemerkt, erkennt die Welt des Göttlichen. Die Seele aber, gleich jener niederwärts steigenden Richtung in der Körperwelt, wodurch ein vorhin leichtes, flüchtig bewegliches Gas, in der Verbindung mit seinem basischen Gegensatz, zu einem — jetzt selber festen — die feste Masse bildenden Elemente wird, folget willenlos dem Zuge zu dem Leiblichen; ist für sich allein der freien Bewegung (der freien Wahl zwischen geistig gut und böse) und der Erkenntniß der oberen Welt des Lichtes beraubt. Zwar auch in dem Geschäft der Seele spiegeln sich nachmals die leuchtenden und wärmenden Strahlen des Geistes; sie selber aber würde ohne seinen Einfluß nicht Licht seyn.

Das Thierreich ist denn auf diese Weise ein Buch, welches die Entwicklungsgeschichte des Geistes im Menschen vorbildlich erzählt. Seine Hieroglyphensprache erscheint jedoch dem jetzigen Menschen so dunkel, daß er sie erst dann in etwas verstehen lernet, wenn ihm der Inhalt des Buches selber bereits vertrauter geworden.

Es ist das von oben gegebene Wort der Menschensprache, voll tiefen, hehren Sinnes, welches den Geist im Menschen zum Leben weckt, gestaltet und aufwärts bewegt. Dieses Wort waltet und spielet mit dem noch sprachlosen, „unmündigen" Kinde, leitet und gängelt das innere Verständniß in mütterlicher Kraft, bis der Geist mündig — des Wortes mächtig — zum selbstständigen, freiwilligen Auffluge fähig geworden. So leitet und gängelt eine bildende, schaffende Weisheit die Bewegungen des stummen, niederen Thierreiches als kunstvoller Instinct, der das Insect zu bewußtlosem und doch das Ferne und Künftige erfassendem Wirken antreibt. Das Thierreich, je unmündiger es ist, desto weniger begreift es jenes mit ihm waltende Wort, diese das Verlassene und Geringe am sorgfältigsten bedenkende Weisheit. Der Mensch aber erkennet und verstehet dieselbe, und in seinem Verhältniß zum Thiere wiederholet sich von neuem,

auf einer höheren Stufe, jene Entfaltung, durch welche das Leben aus dem stille aufnehmenden Wesen der Pflanze zu dem selbstständig bewegten des Thieres sich erhebt.

Erläuternde Bemerkungen. Wir schließen die Bemerkungen zu diesem §. als Fortsetzung unmittelbar an die zum vorhergehenden 6. §. an: — Wir haben noch eben den Unterschied zwischen dem Wesen und Leben des Thieres und jenem der Pflanze mit dem Unterschiede zwischen den Zuständen des Wachens und des Schlafes verglichen. Das Erwachen erscheint im Vergleich mit dem Schlafen wie ein plötzliches Erweitern (Expandiren) des Kreises unsrer Empfindung und Wirksamkeit aus einer engen Zusammengezogenheit zu einer fast unermeßbaren Weite: das Auge überblickt die Räume des Weltalls, das Ohr vernimmt ferne Töne. Es widerfährt hierbei der Natur des Menschen dasselbe, was nach S. 35 der Kohle beim Verbrennen geschieht, wenn sie plötzlich aus dem eng zusammengedrängten Zustand des Demants sich zur Luftform ausdehnt. Dieses Ausdehnen hat aber, so sahen wir oben, keinen anderen Zweck als den, daß die Kohle an Volumen (Gestalt) der Lebensluft gleich werde, denn nur das Gleichartige kann das Gleichartige erkennen, mit ihm in lebendigen Verein treten. An dem Thier, so wie an der thierisch menschlichen Gestaltung sieht unser Auge freilich nur den kleineren, leiblich ausgeschiedenen und gewordenen Theil ihres Wesens: jene Kraft, die beim Sehen, Hören eine ganze Welt umfaßt und unfehlbar sich in ihrer unsrem Auge unsichtbaren Gesammtheit zur Gleichartigkeit mit dem Erkennbaren und Erkannten erhebt, lernen wir nur aus ihrer Wirkung kennen. Dennoch wird schon in der Gestaltung des sichtbaren Leibes aller Thiere mehr oder minder deutlich ein gemeinsamer Typus; eine Grundform anerkannt, welche zuletzt die des menschlichen Leibes ist; der menschliche Leib ist aber (nach §. 24) nach dem Grundtypus des Weltgebäudes, ja nach dem Gleichniß des Schöpfers gebildet. Nur auf dieser Verähnlichung des untergeordneten Einzellebens mit einem höheren, Allumfassenden und Ergänzenden, beruhet das, wodurch sich das Thier von der Pflanze innerlich unterscheidet, wodurch es erst zum Thier wird: die Fähigkeit des Empfindens und Wahrnehmens. Denn das Erkennen ist begründet auf ein Gleichwerden des Erkennenden mit dem Erkannten. Daß hierbei nicht das Erkennende es sey, welches aus eigner Kraft jene Gestalt der Gleichartigkeit sich gibt, sondern daß diese von dem höheren Erkannten gegeben werde, lehret uns schon das oben erwähnte Beispiel der verbrennenden Kohle. Nicht diese ist es, welche beim Verbrennen das Maß zu dem Volumen gibt, welches das neuentstehende Kohlenoxydgas einnimmt, sondern der höhere Gegensatz: das Sauerstoffgas ist es, dessen schon vorhandenes Volumen das Vorbild darstellt, zu dessen Gleichheit die Kohle bei der Vereinigung erhoben wird. Wenn man bei der Beachtung der Formen des Thierreiches bemerkt, daß die Menschenähnlichkeit mit dem Vermögen zu erkennen zugleich zunehme, so wird man auch zu dem Schlusse geführt, daß das Erkannte es sey, welches durch den Act des Erkennens selber das Erkennende verwandle und gestalte, nach seinem (des Erkannten) Ebenbilde. Hier aber ist der Punkt, bei welchem sich einige zur Erläuterung der nächstvorhergehenden §§. nöthige Bemerkungen anknüpfen lassen:

Ueber die Schöpfung der organischen Natur.

Alles was in unsrer Sichtbarkeit erzeugt wird, das wird nach dem Gleichnisse eines schon vorhandenen Zeugenden gebildet (erschaffen); keine neue Geburt findet statt, ohne daß ein väterlich und mütterlich Erzeu-

gendes und Gebärendes vorher da sey. Auch bei dem sichtbaren Entstehen der nun durch den Weg der Zeugung sich beständig wiedergebärenden Geschlechter der lebendigen, organischen Wesen muß das vorhergehende Daseyn von unsichtbaren Vorbildern vorausgesetzt werden, welche als männlich zeugende, väterliche Kräfte bei dem Entstehen jener Wesen thätig waren (m. vergl. den §. 4 und die zu ihm gehörigen erl. Bem.). Die Körper der leblosen Natur, wie z. B. die Salze, die Steine bilden sich auch lauter sinnlich wahrnehmbaren, irdischen Stoffen, nur so viel Salz kann aus der Auflösung krystallinisch anschießen, als in dieser schon enthalten war. Dennoch gelingt es uns nur in einigen wenigen Fällen aus den gegebenen Elementen die Gestalten des Steinreiches entstehen zu sehen. Wir können mit aller Kohle, mit aller Thonerde und Kieselerde nebst Eisenoxyd es nicht dahinbringen, daß vor unsern Augen ein wirklicher Demant, ein Rubin, ein edler Granat sich krystallisire; damit jene Stoffe zu solchen Steinen würden, mußte eine unsichtbare Kraft auf sie einwirken, welche das Alterthum in ihrer dem Stein selber inwohnenden Erscheinungsweise Haltung, ἕξιν, nannte. Wenn es uns aber auch wirklich gelingen könnte, durch einen noch höheren Anlauf unsrer Physik, als jener war, der den Galvanismus erfand, die Kraft, welche den Elementen des Steinreiches die nöthige „Haltung" gibt, in unsre Gewalt zu bringen (was nicht leicht glaublich ist), so würde dennoch jene ungleich andere Kraft, welche zu dem irdischen Element eine lebende Seele gesellt, außer dem Bereiche unsrer menschlichen Macht liegen. Denn die organischen Körper entstehen, wie uns schon das alltägliche und dennoch unbegreifliche Wunder der Bildung des Küchelchens im Ei lehrt, nicht nur durch die schon sichtbar vorhandenen irdischen, sondern zugleich wie durch unsichtbare, aus einer andern Region kommende Elemente (m. vergl. die Bem. zum §. 10). Was uns hier im Kleinen und Einzelnen das Hühner-Ei vor Augen stellt, das wird im Großen und Ganzen bei dem anfänglichen Werk der Schöpfung der organischen Wesen erkannt, von welchen noch die steinernen Urkunden der Gebirgslagen zu uns sprechen. Die älteren Sandsteingebirge, welche auf den von ihnen gänzlich verschiedenen, noch ältern Schiefern aufliegen, enthalten eine unermeßliche Menge von Kohle, nebst Ueberresten einer meist untergegangenen Pflanzenwelt. Der Mutterkörper der Pflanzenwelt: die Kohle so wie die Pflanzenwelt selber, sind vor dem thierischen Kalk und vor dem Thierreiche da; die Speise vor dem Esser. Unmittelbar auf diese Sandsteine, so reich an Kohlen, folgt der Kupferschiefer und das Kalkgebirge, mit dem Gewimmel thierischer Gestaltungen. In diesen Gebirgen ist auch keine Spur mehr der unmittelbar vorhergehenden Kiesel- und Sandbildungen; die ganze Richtung der Gestaltungen hat sich so gänzlich verändert, wie die in einer salzigen Auflösung statt findende, wenn man plötzlich statt des einen Pols einer starken Voltaischen Säule, welche eben noch in die Mischung einwirkte, den andern auf sie einwirken läßt. Oder vielmehr, die geschehene Veränderung ist jener ähnlich, welche an einem belebten Körper der Wille bewirkt, wenn er jetzt dem Leibe Ruhe, dann diese oder eine andere Bewegung gibt. Es sind mithin hier Schöpfungen hervorgebracht worden, nicht durch die Beschaffenheiten des vorher da gewesenen Stoffes, sondern durch eine, aus einer hievon ganz unabhängigen Region kommende (obere) Kraft. Wir sahen im §. 2, daß jene von unten nach oben gehende, weiblich empfängliche Richtung, in welche der von oben herabkommende, männlich gestaltende Drang sich verleiblicht, in ihrer allgemeinsten Form als Licht erscheine. Das Licht: ein Zug des Sehnens in dem pheripherisch Gewordenen, zurück nach dem Centrum, nach der Einheit, aus welchem es hervorgegangen (S. 6), erwacht da, wo eben die vom Centrum

hinweggehende Richtung ihren höchsten Gipfel erreichte. Die Bildung der todtenstarren Felsenmassen des unbelebten (Ur=) Gebirges mochte wohl eben so in einer Entwicklung des Lichtes enden, als die Bildung einer überwiegend mächtigen leiblichen Centralmasse des Planetensystems: der Sonne, in einer Befähigung derselben zum Selberleuchten. Das sichtbare Licht, der nach oben steigende Zug des Sehnens der leiblich gewordnen Erdmasse nach den Ausgangspunkt alles Wesens und Seyns, erscheint dann als das mütterlich Empfangende, in welches von oben her die Kräfte einer allerschaffenden und belebenden Einheit sich versenkten. In Beziehung auf einige spätere §§. des III. und IV. Hauptabschnittes erinnern wir hier nur vorläufig an die Weise, in welcher die tieferen Denker des Alterthums jene von oben wirkenden Kräfte einer allerzeugenden Einheit sich vorstellig zu machen suchten. Es ist nach Aristoteles jederzeit und nothwendig ein schon Seyendes der Grund des Entstehens für das noch nicht Seyende (de gen. et corrupt. II, c. 10). Jedes Wesen, das erzeugt wird, wird von einem bereits gewordenen Seinesgleichen erzeugt, und zuletzt wird der Zeugungen Anfang in der (vor dem leiblichen Seyn dagewesenen Form (μορφή) gefunden (de part. anim. L. II, c. 1). Endlich ist aber der Grund ἕνεκά τινος oder der Logos das erste Bewirkende der Zeugungen (ib. I, c. 1). In Plato's Lehre erscheinen die Ideen als das in und über den Arten so wie vor denselben vorhanden gewesene Geschlecht (genus), welches von unvergänglicher Natur ist und welchem die Arten bald mehr bald weniger, wie die Kinder ihrem Vater gleichen (Phaedr. p. 100; de rep. X, 597; Tim. 28. a; 49, d; Diog. Laërt. L. III, sect. 64, 77; Phil. SS. Leg. All. I, 44, II, 1090, ed. Mang. Vol. I, p. 48 u. 69). Es erscheinen nach Philo (de sacrificant. 858; ed. Mang. II, 261) die Ideen als vermittelnde Wesen, gleichsam männlich zeugende Kräfte, bei der Schöpfung der Sichtbarkeit. — Von einer andern Seite läßt es uns die mütterliche Erde noch jetzt bemerken, wie sie einst fähig gewesen seyn möge, wenigstens eine, gleichsam an Brüsten ernährende, Amme des neugeborenen Thierreiches zu werden. Denn noch jetzt enthalten die heißen Quellen einen mit dem Eiweiß und mit dem nährenden Gehalt der Muttermilch nahe verwandten Stoff in sich, durch welchen sie noch immer das krankende, geschwächte Leben der jetzt lebenden Welt heilsam stärken und erneuern (m. vergl. die erl. Bem. zum §. 13). — So entstund aus männlich zeugenden und weiblich empfangenden Elementen einer höheren, geistartigen Ordnung die organische Schöpfung. Beachten wir hierbei noch einmal die schon oben erwähnte Aufeinanderfolge der einzelnen Reiche und der einzelnen Gestaltungen, namentlich des Thierreiches. Die Kohle, der Mutterleib des Pflanzenreiches, mit diesem selber, war früher da — sie entstund gleichzeitig mit dem vorhin erwähnten Hervorbrechen des Lichtes. Auf eine ruhigere Weise als beim gewöhnlichen Verbrennen scheint hierbei die unermeßliche Menge der Kohlensäure (aus Lebensluft und Kohle bestehend) hervorgegangen zu seyn, welche der in einem darauf folgenden Moment der Schöpfung entstehenden Kalkerde eben so zur Nahrung diente, wie die Pflanze dem Thier. Es bildeten sich aus dem so mit Speise gesättigten, fast thierartigen (nach §. 10) Stoffe des Kalkes die Riesenmauern unserer meisten Gebirge. — Was die Aufeinanderfolge der Formen des Thierreiches betrifft, wie uns diese durch ihre Ueberreste in den ältern Flötzgebirgen noch jetzt vor Augen liegen, so erwähnen wir hiervon nur noch Folgendes: Wenn nach J. A. Wagners Beobachtungen gewisse untergegangne Thierformen, z. B. der Mytilus socialis, nur in einem schmalen (kaum ¼ Stunde breiten) Gebirgsstriche (des Muschelkalkes), sonst nirgends, selbst nicht in den nachbarlichst angränzenden ältern oder spätern Felsen=

bildungen gefunden werden; wenn wir von andern Seethieren überall nur ausgewachsene, nirgends (jüngere und) unausgewachsene Exemplare finden, so erscheint es uns, daß wir hier die Spuren jenes Gewimmels der ersten Thierschöpfungen erblicken, von welchen auf das Gebot des schaffenden Wortes das Meer sich erregte. Dabei geschah zum größten Theile dasselbe, was an den obsttragenden Bäumen unsrer Gärten geschieht, an denen im Frühling Tausende von Blüthen erscheinen, welche alsbald, nach kurzem Leben, wieder abfallen, ohne Früchte zu tragen. Schaaren jener unsrer jetzigen Natur ganz fremdartig erscheinenden Thiere und Pflanzenformen erschienen wie Blüthen des Frühlings und wurden in dem Sturm der in dem Schlamm sich regenden Gebirgs-Gestaltungen (unter den Schichten derselben) begraben, ohne ihr Geschlecht auf andre Zeiten fortzupflanzen. Fragen wir etwa hierbei, wozu dieses nutzlos erscheinende Spiel, da ja selbst nach der Lehre der heidnischen Weisen nichts ohne Zweck und letzte Absicht in der Natur entsteht und geschieht, so wird uns das im §. 4 erwähnte Wechselverhältniß der sichtbaren Welt zu einem sie ergänzenden unsichtbaren, die nöthige Antwort geben. Was wir im Sichtbaren entstehen und vergehen sehen, das ist nur der geringere, unbedeutendere Theil von einem zu ihm gehörenden Ergänzenden, welches an diesem Wechsel nicht Theil nimmt, sondern welches fortbesteht, wie die Bewegung des Windes, welcher wehet, auch wenn sein Bewegen an dem ganz heiter gewordnen Himmel kein Gewölk mehr unserm Auge verräth. Das was hier eben über die zuerst erschienene und zum Theil wieder spurlos verschwundene Thierwelt gesagt worden, erinnert an manche verwandte Ansichten des Alterthums, unter andrem an die οὐλοφυεῖς τύποι des Empedokles (v. 198). Man vergl. auch meine Schrift über das Vergehen und Bestehen der Gattungen und Arten in der organischen Natur.

Wir fügen nun noch einige Bemerkungen von andrer Art bei, namentlich über die ältere und ursprüngliche Feststellung des Begriffes des thierischen Wesens für das Denken und Erkennen des Menschen: — Von solcher bedeutungsvoller, weit zurück zuführender Abstammung scheint das Wort **Thier** in unsrer deutschen Sprache nicht zu seyn als die gleich bedeutenden Wörter in andern Sprachen, z. B. das der semitischen Sprachen, welches wie חַיָּה, verwandt hierinnen dem griechischen Worte ζῶον und dem lateinischen animal, zugleich den Begriff des Lebens, des Beseeltseyns in sich schließt. Unser deutsches Wort Thier ist allerdings wie das lateinische Wort fera eins mit dem griechischen θὴρ, welches im Aeolischen φὴρ gesprochen wurde, und die alte Ableitung von φέρειν oder von ferri, wodurch man beweisen wollte, daß der Abstammung des Wortes nach die Thiere solche Wesen bezeichneten, welche durch die ihnen inwohnende, selbstständige Kraft des Willens geführt, vom Orte bewegt würden (quia quo animus duxerit, eo feruntur, Isidor. Orig. XII, 4, vergl. mit der ähnlichen Ableit. d. Wort. bei Servius und Virgil), ist wenigstens keine sehr sichere. Wie dagegen in den Worten ζῶον und animal die Abstammung von ζάω und ἄνεμος offenbar ist und hiermit der Begriff des thierischen Lebens auf den des Athmens begründet wird (m. vergl. Genes. 7, 22), so scheint das freilich seines alten Adels verlustig gewordne, ganz verarmte Wort **Vieh** (Viech) ursprünglich mit wehen, weigen, waegen (spirare, altgoth. waian), so wie dem Worte fachen, fauchen, hauchen (halitum emittere) aus Einem Stamme zu seyn, und Vieh scheint hiermit ursprünglich ein athmendes Wesen zu bezeichnen. Denn daß das Athmen nothwendig zum thierischen Leben gehöre, und daß nicht bloß die Thiere, welche Lungen haben, sondern auch die Fische und Gewürme (z. B. Austern), die im Wasser enthaltene Luft

athmen, hatte schon die ältesten Forscher der Natur: Demokrit und Diogenes von Apollonia, so wie Anaxagoras erkannt (Aristot. de respirat. c. 2). Wir werden im §. 12 noch einmal auf dieses wesentlichste Erforderniß des thierischen Lebens zurückkommen. Ueberdieß unterscheiden sich die Thiere vor Allem von den Pflanzen durch die Empfindung (αἴσθησιν; de juvent. et sen. c. 1). Jene Thiere, in denen ein höherer Grad von Lebenswärme ist (was von der Art des Athmens abhängt), sind mit vollkommneren Seelen begabt (hist. animal. VIII, 1; de respirat. 13; de generat. animal. III, 11). Je vollkommner das Thier, desto entschiedener wird das, was in seinem Leibe das Höchste und Edelste ist, seine Stellung nach oben (so wie nach vorne und rechts) haben, wie denn der Gegensatz zwischen Rechts und Links in dem Leibe der willkürlich beweglichen Thiere wesentlicher ist (de juv. et sen. c. 1; de part. anim. III, 3; IV, 10). Nicht allen Thieren kommt das Vermögen der willkürlichen (Orts-) Bewegung zu (de anim. I, 2; II, 2, 3; III, 9); denn wenn die Thiere da wo sie sind ihre Nahrung finden, bedürfen sie keine Wegbewegung von ihrem Orte (de anim. III, 12). Dennoch haben auch solche Thiere Empfindung für die Nahrung, Gefühl oder Geschmack (de sensu 2). Denn dieser in seinem Wirkungskreise beschränkteste Sinn bleibet auch ihnen, während die Thiere, welche Ortsbewegung haben, noch andere, mehr in die Ferne dringende Sinne bedürfen (de sensu 1; de anim. III, 12). So bleibt denn die Empfindung das lezte, wesentlichste innre Unterscheidungszeichen des Thieres von der Pflanze. Das Empfindungsvermögen der Thiere ist aber allein darauf begründet, daß im thierischen Wesen ein Dasselbes, ein dem (Mittel-) Punkt im Cirkel vergleichbares Etwas sich findet, welches die Form des Empfindbaren, wie das Wachs die Form des Siegelringes, ohne seine Materie aufzunehmen vermag (de anim. III, 2; II, 12). Dieses Dasselbe, dieser Mittelpunkt ist die Seele, welche im Thier statt der in der Pflanze inwohnenden (φύσις) das Leben wirket und beherrscht. Es ist, nach Phil. auch die Seele eine Kraft des Mitwerdens (φύσις), welche Phantasie und Begehrungsvermögen an sich genommen hat (SS. Alleg. L. II, 1091, ed. Mang. Vol. I, p. 71; vergl. mit p. 49 und mit Origenes de liber. arbitr. III. 1, Opp. I, p. 108); in ihr wohnen drei Grundkräfte, nämlich außer den beiden erwähnten noch die Empfindung (Phil. qu. Deus sit immut. 298, ed. Mang. I, 278).

Der Sabbath.

§. 8. Es ist in der Natur ein beständiges Bewegen, welches keine Ruhe hat Tag und Nacht. Denn schneller als ein Weberspul fleucht es von der Geburt zum Tode und eilet vom Tode wieder zur neuen Geburt; nach kaum genommenem Anfange suchet es schon das Ende und kann dieß nirgends finden, denn das scheinbare Ende ist nur der verhüllte Anfang eines neuen Ausgehens und Suchens nach dem Ende.

Die Wasser alle laufen ins Meer, und dennoch wird dieses von ihnen nicht voller, denn sie kehren bald wieder um an den Ort daher sie gekommen. Ein Geschlecht der Lebendigen vergehet, und ein andres ist wieder da an seiner Statt; der ein-

schlummernde Schwan, er singet im Augenblick des Scheidens: es ist alles eitel und voll Mühe, und dennoch, so oft er zum neuen Leben erwachet, eilet er wieder der eitlen Welle nach, bis er, des Spieles müde, von neuem einschlummert.

Jenes Bewegen, jenes Streben und Suchen in der Natur könnte nicht bestehen, wäre nicht, wie inner den Bahnen der Planeten die Sonne, so mitten unter den Bewegten ein Ruhendes da, ginge nicht, mitten durch das Jauchzen der Lust, durch das Geschrei der Angst und der Mühe, eine tiefe, heilige Stille des Sabbathes.

Was ist denn das Ruhende, das die Bewegten trägt und das diese suchen, und wo ist der Tempel zur Feier jenes Sabbathes bestimmt?

Die Wasser, so sagt ein alter persischer Spruch, sie rauschen vom Gebirge herab und eilen hinaus in alle Lande, suchend ob sie den Herrn der Erde fänden; die Flamme des Feuers, sobald sie erwachet, schaut den Boden nicht mehr an, sondern geraden Zuges richtet sie sich empor zum Himmel, ob sie den Herrn des Himmels erblicken möchte; die Erde, sie hat hier, sie hat dort die hohen Warten der Gebirge aufgestellt; diese ragen weit empor und schauen sehnend hinauf und umher, ob der Richter der Welt noch nicht komme?

So ist in der ganzen Welt des Sichtbaren, ohne den Menschen, das Warten und Hoffen auf ein Etwas, das gewesen und das künftig ist: ein Etwas, dessen nur der Geist des Menschen als eines Gegenwärtigen genießt. Jene Welt des Sichtbaren gleichet der Arbeit und Mühe der Woche, welche nach einer Feier des Sabbathes hinringet, deren geweihter Tempel der Mensch ist.

Ein Ahnden, ein Vorgefühl dieser Feier ist schon in der Natur. Wenn da oben — wo das Gebirge sich aufmachet und sein Haupt über das Gedräng der Ebene hebt, daß es mit den Wolken des Himmels und ihren Stürmen allein sey — der einsame Adler hinausblicket nach dem Grauen des Morgens, ob der Tag noch nicht komme? wenn der Rabe am Felsenbach horchet, ob die Gemse noch nicht wiederkehre von der nächtlichen Weide im Thale, und wenn dann bald die aufgehende Sonne den Duft der Gewürzgärten der Höhe wecket:

die Alpenblumen mit dem tiefen Blau des Himmels und mit der Gluth der Abendröthe; da erwachet auch in der Natur, dieß bemerket der sie verstehende Geist des Menschen, das Ahnden einer zukünftigen Offenbarung der Herrlichkeit Gottes. Dieses Ahnden erwachet, wenn, in der Trunkenheit der Lebensfülle, Feld und Wald am Mittage ruhen und durch die Stille nur noch das Summen der von Blume zu Blume fliegenden Bienen und der Gesang der Cicade aus den Zweigen der Manna-Esche ertönet; es erwachet, wenn am Abend die singende Lerche zwischen den duftenden Weingärten emporsteiget, oder wenn, in der späteren Stunde der Nacht, Orion zum Aufgange sich rüstet.

Aber das Ahnden wird zur Gewißheit, das Harren der Creatur zur Erfüllung, im Geist des Menschen. Siehe da, eine Hütte Gottes, im Lande der Sichtbarkeit, eine Arche der Ruhe und der Errettung, auf den sturmesbewegten Wellen des Sehnens und Suchens der Leiblichkeit.

Das Licht der Sonne und der Sterne gehet durch den Aether und wird da nirgends sichtbar und bemerkt; die Planeten eilen mit mehr als Sturmesschnelle durch den Weltraum und ihr Gang wird nicht gehört; wo aber das Sonnenlicht der festen Fläche des Planeten, wo der Sturmwind der Wand der Felsengebirge begegnet, da wird jenes gesehen, dieser gehört. So wird die Herrlichkeit Gottes sichtbar und wird geschauet, wo sie einem gleich ihr Unwandelbaren, Feststehenden, im Geist des Menschen begegnet.

Die belebende und ernährende Kraft der Mutter ging vorhin durch das Ungeborne und dann wärmend und ernährend durch das Neugeborne, und das geschlossene Auge von jenem oder das bewußtlos dem Lichte geöffnete Auge von diesem bemerkte die Mutter nicht. So erging sich die schaffende, belebende, bildende Herrlichkeit Gottes durch das ganze Reich der Sichtbarkeit, und kein Auge war da, sie zu erkennen — bis der Mensch geschaffen worden, ein Tempel und Ebenbild jener Herrlichkeit.

Dieser ist ein Gebirge, an der Gränze zweier Welten; sein Fuß stehet in der einen, der Gipfel raget hinauf in die andere. Es werden von da die ganze Mannichfaltigkeit und die Er-

Blickungen der zurückgelegten Bahn des Vergangenen und Vergänglichen überblicket, und zugleich wird im Aufgang der Morgenglanz der Ewigkeit bemerkt. In diesem Tempel der Höhe beginnet die Feier eines Sabbathes, der nie aufhört; es ist hier ein Bleiben, eine Ruhe der Herrlichkeit Gottes, noch diesseits des Grabes.

Dahin kommen nie die Stürme oder die verheerenden Gewässer des niederen Grundes. Das Gedräng der leiblichen Mühe und der Angst und der Schmerzen gehet in dieses geweihete Innre nicht hinein: mitten in den Flammen, welche die äußere Hütte verzehren und den Vorhof des Tempels reinigen, werden die ersten Töne eines Liedes vernommen, welches nie verstummet, denn es singet das Lob Dessen, welcher ohne Aufhören Derselbe ist.

So werden sich uns denn in der Natur des Menschen beide Welten: die des Endlichen und jene des Ewigen abspiegeln.

Erläuternde Bemerkungen. „Das leibliche Wohlergehen genießt der Mensch gemeinsam mit den Thieren seines Hauses, ein Vorrecht aber, das er vor diesen voraus hat, ist in jener Verheißung (Ps. 36, 8) ausgedrückt: daß der Mensch unter dem Schatten der Flügel seines Gottes fest vertrauend ruhen könne." (Augustin. Sermon. CCLVI, 4, 5, Opp. T. V, 1052.) Dieses in Gott Ruhen ist es, welches den Geist des Menschen zu einem Feststehenden, mitten unter den Beweglichen, zu einem Bild des Sabbathes unsrer Sichtbarkeit weihet. Die Kraft, durch welche der Mensch in Gott zu ruhen und die unveränderliche, göttliche Wahrheit zu erkennen vermag, ist selber ein Göttliches: sie ist der denkende Geist, oder mens (id. de vera relig. XLIV, 82, Opp. T. I, 777), welchen der Mensch eben so mit den Engeln gemein hat, als das Empfinden mit dem Thiere, das Leben mit dem Baume, das sichtbare Seyn mit dem Steine. (Sermon. ad popul. XLIII, 3, 4, Opp. V, 212.) Hierbei erscheint es als ein besonderes Vorrecht unsrer deutschen Sprache, daß das Wort „Mensch" wie seine Verwandten im Sanskritanischen, z. B. „Manuschia," den Vernünftigen, den Denkenden bezeichnet und mit dem lateinischen Wort mens aus derselben Wurzel herstammet, während dagegen das Wort homo, welches in die Sprachen von romanischer Abkunft übergegangen, so sehr auch schon Quintilian und nach ihm J. Vossius dieser Herleitung abgeneigt sind, dennoch mit humus stammverwandt ist und hiermit, eben so bedeutungsvoll als das hebr. Adam auf das Material hindeutet, aus welchem der Leib des Menschen geschaffen worden. — „Der Mensch ist die Gränze zweier Welten: der sterblichen und unsterblichen, er ist eine Wohnung des ewig seligen Geistes Gottes." (Phil. de mund. opif. 31, ed. Mang. I. 32.)

II.

Vorbildliche
Abspiegelung des Wesens der Seele
in der Natur des Leibes.

Der Leib des Menschen.

§. 9. Der Mensch, seinem Leibe nach, theilet mit dem blöckenden Thiere, dessen Milch ihn ernährt, dessen Wolle ihn bekleidet, das Loos des vergänglichen Lebens. Denn er wird, gleich einem solchen Thiere, unter Lust und Schmerzen gezeugt und geboren, nimmt athmend die Luft des Himmels, wird von einer Mutter an Brüsten gesäugt, gewärmt und gepflegt. Gleich dem Thiere bewegt er sich auf künstlich gegliedertem Gebein, mit dem Thiere zugleich suchet er nach dem nährenden Kraut und der süßen Frucht der Gewächse oder nach dem Wasser des Quelles. Denn auch ihn, den Dränger der andren Lebendigen, treibet der Stachel des Hungers und des Durstes; auch ihn ängstet die auflösende Hitze der Sonne und der beengende Frost; auch ihn gesellet und entzweiet das Bedürfniß des Geschlechts, in Liebe und eifersüchtigem Haß. Zwar es sind die Glieder vor den Gliedern der andren Thiere zu künstlichen Verrichtungen geschickt; doch mit den Werken der Hände wetteifern ungestraft die webende Spinne und der bauende Termit; spottend über die geringere Schärfe der Sinnen, fraget das Auge des Falken den Menschen: wohlauf, siehest du dort die Lerche im fernen Thale? es fraget ihn das Ohr des Auerhahns: hörest du auch das Säuseln da unten am Grashalme, das ich vernehme? und es wird der Mensch von vielen Thieren an Schärfe der einzelnen Sinnen wie an Stärke der Muskeln übertroffen.

Erfreuet ihn etwa, blickend in den Bach, das Bild der eignen vergänglichen Gestalt; siehe da ein Bild und Gleichniß

dieser Gestalt, welches ein Maler mit Grausen erregendem Ernst auf die Tafel der Natur gezeichnet: der spät geborne Affe. Es grinset aus diesem den Menschen sein eignes verzerrtes Ebenbild an, ein Schein ist da, welcher trügerisch das Höhere vorspiegelt, aber unter dem äffenden Schein verbirgt sich die giftige Bosheit und die gräuliche Wollust der Schlange. Der Maler, er scheint im Wesen des Menschen jenen Zug, von welchem Furcht und Schrecken ausgehet über alle Lebendigen, für den wesentlichsten und bezeichnendsten gehalten zu haben, denn er hat die Menschenähnlichkeit am öftersten in der Gestalt von solchen Thieren ausgedrückt, welche, im Bunde mit der Furcht und dem Schrecken, auf Blut lauern.

Rühmte sich etwa der sichtbare „Beherrscher" der Erde jener innren Beugsamkeit und Lenksamkeit des Leibes, welche diesen zum Ertragen aller Klimate, zum gedeihlichen Genusse der verschiedensten Nahrungsmittel geschickt machet und ihm ein längeres Leben als den meisten ihm näher stehenden Thierarten sichert: siehe, es ereilt und zerschmettert ihn der fallende Stein mitten im Laufe des Lebens, eben so leicht als den weidenden Stier; die Seuche, welche das Thier ergreifet, legt ihre tödtende Hand auch an ihn, und die Gierde des Tigers so wie des Wurmes, wenn sie seinen noch im Blute raucheuden oder verwesenden Leichnam verzehren, saget zum Menschen: du bist Fleisch wie andres Fleisch.

Mit dieser Hand voll Staubes — dem Leibe des Menschen — spielet, so lange sie lebend sich bewegt, ein Strahl des Geistes, der von oben kommt und nach oben wieder entfleucht. Gleich der Lampe, welche in einsamer Kammer neben dem starren Angesicht eines Todten glimmet, beleuchtet jener Strahl an dem Menschen des Fleisches und des Todes nur den Zug des Grausens und des Elendes. Denn in jenem Lichte siehet der Mensch den nahenden Tod, welcher den andern Lebendigen ungesehen, im Dunkel begegnet; in jenem Lichte, schwebend zwischen Hoffen und Furcht, siehet und empfindet er schon die fernstehende Noth, die künftigen Schmerzen, welche an dem Thier unbemerkt vorübergehen oder dasselbe unversehens im Laufe ereilen. — Doch siehe! ein Lebenshauch von oben wehet in die Kammer herein, und an dem glimmenden Dochte der

Todtenlampe entzündet sich die Flamme, welche aus dem unansehnlichen Staube das lautere Gold scheidet, mitten im Menschen des Fleisches den Menschen des Geistes wecket und gestaltet, welchem der Tod ferner kein Leid thut.

Bemerkungen: Das überwiegende Verhältniß, in welchem die bloß leiblichen Kräfte des Thieres gewöhnlich zu den Kräften des Menschen stehen, beschreibt schon Galen (adhortat. ad art. addiscend. c. 13, ed. Kühn. Vol. I, p. 36); das der Sinnen Philo (de Abr. 386, ed. Mang. II. 38). Der Mensch ist Säugethier, gehört zu der Classe von Thieren, bei welcher das vorhin außerhalb des sichtbaren leiblichen Wesens fallende unsichtbare Complement des thierischen Daseyns und Wesens leiblich und sichtbar geworden ist: jenes Complement, das als waltende, für alle sorgende Mutterliebe (wie der Geist über den Wassern) in und über allen lebenden Wesen der Natur webt und schwebt. Die Biene wie der Vogel müssen zur Aufnahme des noch ungebornen Eies kunstreich eine Zelle, ein Nest bereiten, müssen über Berg und Thal das für ihr Junges zuträgliche Futter suchen. Das Säugethier trägt den Bergungsort, worin das Ei sich entwickelt, als Uterus in seinem Leibe, braucht kein Nest zu bauen, nicht zu brüten. Es hat die Nahrung für die Jungen als Milch an seinem Leibe. Das Complement, das, so lange es noch nicht leiblich geworden, als wundervoll prophetischer Instinct erschien, ist hier zur Erfüllung, zu Fleisch geworden.

Das menschenähnlichste Säugethier ist der Affe. Die Form des Affen schließt sich aber durch seine trägen, langarmigen Arten, z. B. den Ateles hypoxanthus (den Miriri), so wie durch den trägen Lori (Stenops tardigradus) an die Faulthiere, durch den fliegenden Maki an die Fledermäuse, durch die Paviane an die Raubthiere an. Wenn, schon nach Anaxagoras, die Hand als ein Hauptvorzug der menschlichen Bildung betrachtet werden kann, so zeigt sich bei den, vor der großen Katastrophe in mehreren Arten und weiter Verbreitung auf der Erde vorhanden gewesenen großklauigen Faulthierarten zuerst die Grundlage des Skelettes der Hand im Extrem entwickelt, beim Raubthiere die Muskelkraft des Armes und der Hand, bei der Fledermaus (abermals bis zum Monströsen) die feinfühlende Haut der Finger, beim Affen endlich die ganze Hand. Diese Angränzungen des Thierreichs an den Menschen zeigen sämmtlich, so wie der Wahnsinn, gleich als in einem Spiegel, was die Menschennatur mit ihren Leidenschaften und Begierden ohne eine leitende, herrschende Vernunft wäre. Uebrigens bilden sich in den oben erwähnten vier Gränzformen die vier Temperamente vor: in der Form der Faulthiere das niedrigste, das phlegmatische; in jener der Raubthiere das cholerische; in der wunderbar feinfühlenden Fledermaus das melancholische; im Affen das sanguinische.

Die chemischen Elemente des Menschenleibes.

§. 10. In mächtigen Massen, welche vom Grunde des Meeres bis zum Hochrücken der Alpen hinansteigen, ist auf der Oberfläche unsers Planeten ein Stoff verbreitet, der in allen seinen Eigenschaften an die Gierde des Hungers und der unersättlichen Eßlust erinnert: die Kalkerde. Es ist in ihr,

wie in andren Erden, eine metallische Grundlage, silberweiß von Färbung und von geringem specifischem Gewicht, welche, wenn sie ihrer Verhüllung gewaltsam entrissen, unbekleidet dargestellt wird, das ihr entzogene Sauerstoffgas der Luft mit auflodernder Begierde wieder an sich ziehet und mit ihm von neuem sich zum Zustand der Erde überkleidet. Es ist dieß der Zustand, in welchem die Kieselerde, keiner weitern Verbindung begehrend, bereits die Ruhe und Festigkeit des Bestehens findet, denn wir sehen den reinen Kiesel in fast eben so großer Menge als den Kalk über die Oberfläche des Planeten verbreitet, und auch die Thonerde, wenn die metallische Grundlage durch die Vereinigung mit dem Oxygen den Bestand der erdigen Natur gefunden, enthält sich in fast demantfester Abgeschlossenheit aller weiteren Vermischung. Die Kalkerde aber ist durch die Verbindung mit dem Oxygen noch lange nicht gesättiget, sondern sie verschlinget in ihrem fortwährenden Hunger auch noch das Wasser und die gesäuerte Kohle, oder den gesäuerten Schwefel, und selbst hierdurch noch nicht befriedigt, nimmt sie, mehr und leichter als irgend ein andrer erdiger Stoff, die färbenden Oxyde der Metalle, die andren Erden und den Leimen oder das Bitumen der aufgelösten organischen Körper in sich auf. Ja selbst in dem mit Säuren und Metalloxyden gesättigten Zustande des Kalkes fühlet der berührende Finger noch die zerstörende (ätzende) Kraft hindurch, welche, immer mehr begehrend, über die schon empfangene Sättigung die künftige suchet.

Es wird daher diese seltsam hungernde Erde niemals im nüchternen, reinen Zustande, sondern immer, gleichsam mit der Nahrung im Munde, halbgesättiget und übersättiget gefunden, und wenn durch heftiges Feuer der ihr zugesellte flüchtige Stoff verscheucht ist und nun die reine Kalkerde — der ätzende, ungelöschte Kalk — einsam zurückbleibt, enthält sich derselbe nur wenige Augenblicke der gewohnten Gesellung, denn er ziehet alsbald, entweder aus der Luft, auf mühsamerem Wege, die von ihm entflohene Kohlensäure und das Wasser wieder an sich, oder, wenn ihm das letztere in tropfbar flüssiger Gestalt genaht wird, verschlinget er dasselbe mit einer Begierde, deren Heftigkeit sich durch die aufwallende Hitze verräth.

Dieser fast unersättlich hungernde Stoff wird in den älteren Gebirgen noch durch die Kiesel- und Thon-Erde gebunden und gefesselt. In der jüngeren Zeit jedoch, nachdem die Kraft der alten Bildungen der Tiefe allmählich unmächtiger geworden und erloschen, tritt der Hunger nach dem Neuen und Oberen ungebändigter hervor, und die kalkigen Gebirge werden jetzt zur vorherrschenderen Masse unter den Gebirgsbildungen, von sich stoßend den vorhin hemmenden Kiesel, welcher unter und neben ihnen zum Sandsteingebirge wird.

Mit der Herrschaft des Kalkgebirges, dieß zeigen die allenthalben in ihm verbreiteten organischen Reste, hat dann zugleich die Zeit des Thierreiches auf Erden begonnen; und wie im Einzelnen, bei jedem Vorgange des thierischen Lebens Kalkerde erzeugt wird, so scheint jenes mächtige Gebirge im Großen durch einen Vorgang der allgemeinen Belebung des gebärenden und mütterlich nährenden Gewässers entstanden.

So allgemein, so fast unfehlbar wird kein andrer fester Stoff im Geleite des thierischen Lebens gefunden, als die Kalkerde. Ein Tröpflein flüssigen Kalkes, mit beweglicher Gallert gemischt, ist der Anfang aller thierischen Gestaltungen im Korallengebilde. Hierauf wird der organische Leib, wo er im Schalenthier die freiere Bewegung versucht, unter der Decke, gleichsam noch unter dem mütterlichen Schutz jener Erde, in das wogende Element des Gewässers hinausgeführt, und auch noch bei den vollkommensten Thieren ist der Kalk der feste Boden, auf welchem die andren Gebilde des Leibes ruhen und sich bewegen. Dieser feste Boden ist dann auch zuletzt das Einzige, was von der ganzen, wundervoll gegliederten thierischen Form zurückbleibt. In den Katakomben wie in den Höhlen voller Reste der vorweltlichen Wesen ist es ein Stücklein morschen Kalkes, welches noch allein das Dagewesenseyn eines ehehin vom Lebensgeist bewegten Fleisches verräth; eine Hand voll Kalkstaubes, in welche die noch anscheinend vorhandene Menschenform bei der Berührung zerfällt, ist es, welche den Herrscher der Völker, Augustus, am Sarge des Treibers der Völker, Alexander, an die Vergänglichkeit der irdischen Dinge erinnert.

Um jenen Fresser unter den festen Stoffen, um den Kalk,

sammelt sich dann, sobald die bildenden Bewegungen des Lebens beginnen, jene Vierheit der oberirdischen (atmosphärischen) Elemente, welche durch ihre zur Luftform geneigte Natur an den geflügelten Zustand im Thierreich erinnert: das Stickgas, der Sauerstoff der Luft, das Wasserstoffgas und die gesäuerte Kohle.

Unter diesen vier Stoffen ist das Stickgas — an Menge der Hauptbestandtheil unsrer atmosphärischen Luft — für die Leiblichkeit des Thieres am bezeichnendsten. Denn bei den meisten Pflanzen wird der Stickstoff fast nur am Ende des jährlich sich erneuernden Lebensgeschäftes, in der Blüthen- und Frucht-Bildung und auch hier wie ein selten erscheinender Fremdling bemerkt. Fast nur scheinbar machen hierin die stickstoffhaltigen Pflanzen der 15ten Classe (unsre Kohlengewächse) und die Gebilde der Verwesung — die Pilze — eine Ausnahme. Das beständige, häufige Zugegenseyn des Stickstoffes mithin, wenn man will, unterscheidet am meisten die Mischung des thierischen Leibes von jener des Pflanzenkörpers.

In seiner Verbindung mit dem Wasserstoff nimmt das Stickgas jene ätzende, alkalische Eigenschaft an, welche wir vorhin von der reinen Kalkerde erwähnten, und vielleicht ist es nicht ganz ohne Bedeutung, daß schon die metallische Grundlage der Kalkerde, obwohl nur in einem annähernden Verhältniß, das Sauerstoffgas der Luft, noch mehr aber die Kalkerde selber in ihrem Hydrat das Wasser in demselben Gewichtsmaße mit sich vereint, in welchem in der Atmosphäre das Sauerstoffgas zum Stickgas sich gesellt: in jenem von fast eins zu drei. Es ist selbst noch in der Entwickelungsgeschichte der thierischen Formen die eine Bildungsstufe, wie etwa die der Larve, von der andren — etwa von der des geflügelten Insectes — äußerlich so ganz verschieden, eine der andren so ganz unähnlich, daß wir wohl schwerlich, aus dem bloßen Ansehen, eine aus der andren zu errathen vermöchten; vielleicht denn daß auch in der Geschichte der irdischen Stoffe Entwickelungen vorgegangen, durch welche ein und dasselbe Element scheinbar zu einem ganz andren, neuen geworden ist.

Wie sich denn in der Atmosphäre zum Stickgas das

Sauerstoffgas gesellet, und eines vielleicht erst im Gegensatz zum andren, in Wechselbeziehung auf das andre, das geworden ist, was es ist, so wird auch im thierisch-menschlichen Leibe mit dem Stickgas das Sauerstoffgas in steter Gemeinschaft gefunden. Die lebende Pflanze stößet, so lange sie gesund ist, das Sauerstoffgas bei ihrem Athmen beständig von sich, während das lebende Thier dasselbe beständig aufnimmt und hierdurch in sich das Daseyn jenes andersartigen höheren Princips des Lebens verräth, welches nicht bloß mit dem gröberen, festeren Stoffe und mit Kohle und Wasser, sondern auch mit dem ungleich höher gearteten Wesen der atmosphärischen Luft herrschend und bildend schaltet und waltet.

Endlich so werden das Wasserstoffgas und das athmende Element der Tiefe — die Kohle — beständig unter den Anfängen des thierischen Leibes, bis hinan zum menschlichen gefunden, immer bereit, nach dem Wink und Befehl des Lebens dem von ihnen herbeigelockten Oxygengas zur Speise zu werden, damit die Flamme des innern Herdes nie erlösche.

Die kleine Welt des Menschenleibes umfasset jedoch, außer jenen fünf Anfängen, welche fast in allen thierischen Wesen gefunden werden, noch mehrere andre Stoffe der festen Erde. In dem wogenden Blute wird das für den ätherischen Strom des Magnetismus empfindliche Eisen gefunden; in der feineren Flüssigkeit des Nerven bewegen sich der brennbare Schwefel und Phosphor, und der letztere, mit Oxygen zur Säure verbunden, scheint von den belebenden Nerven an die Kalkerde des Knochens überzutreten und hier den Dienst des Empfindens und Bewegens mit dem des stillen Gestaltens und Bildens zu vertauschen.

Außer diesen allen bewaffnet sich auch die Kalkerde an einigen Punkten des Menschenleibes, besonders im Schmelz der Zähne, mit der zu festeren Bildungen geneigten Kieselerde, und mit dieser wird auch die dem Kiesel geneigte Flußspathsäure gefunden, so wie mit dem Kali und Natron die Salzsäure, mit der Kalkerde die Talkerde.

Diese Anfänge der leiblichen Gestaltungen werden jedoch fast nie geschieden und rein, sondern meist zu Elementen einer zweiten höheren Ordnung vereint getroffen, in welche die

künstliche Zersetzung den thierisch-menschlichen Leib eben so leicht zerleget, als die chemische Scheidung den zusammengesetzten Stein in die ihrerseits auch wieder aus Metall und Oxygengas gebildeten Erden. Nur der Stickstoff bildet hierin eine Ausnahme, daß er öfters untheilnehmend an den Verbindungen der andern Stoffe und unvermischt dem noch lebenswarmen Blute entweicht; die Kohle aber, wenn sie in jedem Augenblicke der ausathmende und ausdünstende Leib von sich stößt, verlässet die Gemeinschaft des lebenden Leibes nicht allein, sondern in Verbindung mit dem Oxygen, als Kohlensäure; das Hydrogen wird mit dem Sauerstoffgas zum Wasser, welches in flüssiger und dampfartiger Form alle Theile des Leibes durchdringet, so daß diese in ihm gleichsam schwimmend leben. Denn mehr als drei Viertheile des Menschenleibes, dem Gewicht nach, sind Wasser.

Außer diesem vereint sich die Kohle in vorherrschendem Antheil mit Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff zur eiweißartigen Flüssigkeit, dann, in minder vorherrschendem Antheil, mit denselben Stoffen zur Gallert, welche durch eine Steigerung des Stickstoffgehaltes zum Faserstoff wird, während dagegen im Fette, hierin dem Oel der Pflanze verwandt, der für das thierische Gebilde bezeichnendere Stickstoff fast oder gänzlich vermißt wird. Hierneben erscheint dann der Schleim, seinen Bestandtheilen nach fast nur wie ein durch thierisches Wasser verdünnter Eiweißstoff, der Fleischgeist oder das Osmazom aber, sonst dem Wasserstoffe ziemlich nahe stehend, ist in andrer Hinsicht der zeugenden und empfangenden Flüssigkeit verwandt. Denn er findet sich immer nur in dem Fleische der reifen, begattungsfähigen Säugethiere. Endlich so sind auch die oben erwähnten Säuren meist mit ihren Kalien und Erden zu salzartigen Mischungen vereint, und nicht selten gehen auch durch die Einwirkung des bildenden und ernährenden Lebens oder durch das selbstständige Zerscheiden der ausgesonderten thierischen Säfte neue, eigenthümliche Säuren und Basen von zusammengesetzterer Art hervor, wie z. B. die Milchsäure, der Zucker und mehrere Erzeugnisse einer krankhaft irregeleiteten, scheidenden und verbindenden Lebenskraft.

Dieses sind die Gemengtheile der Bausteine, aus denen

der Tempel des Menschenleibes zusammengefügt ist. Zwar dieses Baumaterial stehet in einem andren Verhältniß zu dem Baumeister in seiner Mitte: zu der bildenden Lebenskraft, als der Stoff des Gemäuers eines Menschenhauses zu seinem Erbauer. Denn dieser vermag nicht den Stoff aus sich selber zu erzeugen, sondern er waltet nur von außen hinein über einen ihm äußerlich gegebenen, während schon das Leben des Küchleins im Ei den phosphorsauren Kalk des Skeletes, der athmende Leib des Thieres in auffallendem Maße die Kohle erzeuget: aus Elementen, welche weder Kalk noch Kohle waren. Aber abgesehen hiervon, so würde die bloße Erkenntniß der chemischen Bestandtheile des Menschenleibes uns eben so wenig über die Gestalt und die Bedeutung auch nur der äußeren Glieder belehren, als die Kenntniß der Steinart, zu welcher ein abgelös'ter ungestalteter Trumm gehörte, über die Form, auch nur einer einzelnen Säule, geschweige über die symmetrische Anordnung des Ganzen und über die eigentliche Bestimmung und innere Bedeutung eines Gebäues Aufschluß geben würde. Denn die Beschaffenheit des todten rohen Materials war es nicht, welches die Gestaltung und Bedeutung des aus ihm gefertigten Werkes bestimmte. Dieses aber, ein Tempel wundervoll und hehr, stehet in seiner Vollendung und ganzen Bedeutung vor uns, und für die Geschichte eines solchen, in allen seinen Beziehungen sinnvollen Tempels, wie der des Menschenleibes, wird, dieß mag sich in dem weitern Verlauf dieser Untersuchungen zeigen, selbst die Beschaffenheit des Baumaterials nicht ohne tiefere Bedeutung seyn.

Erläuternde Bemerkungen. Ein Theil des Inhaltes dieses §. findet sich schon in den Bemerkungen zum 7ten §. weiter auseinander gesetzt. Die Alten dachten sich, wie schon oben erwähnt, wenigstens seit Hippokrates (de natur. hum. 224 seqq.; Galen. de elem. sec. Hipp. 46), als Grundlage aller leiblichen Bildung immer nur die vier im engern Sinne sogenannten Elemente: Erde, Wasser, Luft und Feuer (Aristot. de gen. et corrupt. II, 7, Meteor. IV, 4; Zeno ap. Diog. Laërt. VII, 137), wozu schon die Lehre der Pythagoräer ein fünftes höchstes Element (*ἄριστον στοιχεῖον*), den Aether setzte (als *πέμπτον κόσμον, σχῆμα πέμπτον* nach Procl. in Plat Tim.). Auch der leibliche Mensch ist (harmonisch) aus jenen vier Elementen gebildet, und darum in ihnen allen zu Hause (Phil. de mund. opif. 53, ed. Mang. I, 35). „Wenn, nach Gottes Geheiß, die Seele den erkalteten Leib verläßt, dann wird das Fleisch wieder zur Erde, der Hauch zur Luft, die Feuchtigkeit sinkt hinab zur Tiefe, die Wärme kehrt zum Aether zurück." (Orig. sentent. de resurrect. Opp. I. p. 36). Die vier gewöhnlich

sogenannten Elemente erschienen jedoch dem tiefer forschenden Alterthume keineswegs als das eigentlich Erzeugende der leiblichen Formen, ja nicht einmal als letzter Grund des sichtbaren Stoffes. Denn abgesehen von dem (gestaltenden) Verhältniß der Form zu der gestaltbaren Materie, so nennt schon Aristoteles als erste Grundlage der Leiblichkeit statt jener vier Elemente vier Eigenschaften der Materie: Kälte und Wärme, Trockenheit und Feuchte (de part. anim. L. II, c. I., m. vergl. auch Parmenides bei Simpl. Phys. Fol. 7, b, v. 116 in der Ausg. v. Brandis). Diese vier Anfänge (ἀρχαί) der Alten (Galen. comm. in Hipp. de natur. hum. p. 5) erinnern sehr an die vier sogenannten unwägbaren Principien der Neueren: Magnetismus und Elektricität, Wärme und Licht. Ueberdieß bilden sich, als Elemente der zweiten höhern Ordnung, aus den Elementen der ersten Ordnung die gleichartigen Theile der organischen Körper: Knochen, Fleisch u. s., und aus diesen entstehen als Bildungen der dritten höhern Ordnung die verschiedenen Glieder (Aristot. de part. anim. II, c. 1: de gen. et corrupt. II, 6). An die Annahme von vier sinnlich wahrnehmbaren Elementen oder Müttern der leiblichen Bildungen schloß sich frühe die Lehre der Alchymisten von den drei Grundstoffen oder Grunddingen an: Schwefel, Salz und Quecksilber, welche als Hauptbedingung aller körperlichen Formung aus den vier Elementen betrachtet wurden. Diese Lehre, welche anfänglich oder doch zunächst nur auf die Betrachtung der Metalle angewendet wurde, scheint so alt, als das Bemühen, aus unwertheren metallischen Stoffen Gold zu machen; ein Bemühen, welches nicht erst Caligula, als er aus Auripigmentum Gold fertigen wollte (Plin. H. N. XXXIII, 4 post. med. sect. 22), als ein vergebliches, Diocletian, als er alle ägyptischen Bücher, welche die Scheidekunst des Goldes und Silbers betrafen, zu verbrennen gebot (J. Antiochen. in Const. Porphyrog. coll. ed. Valles. p. 834, Suid. s. v. Διοκλητ, und Χημεία), als ein verderbliches erkannte, sondern welches schon seit längerer Zeit ein peinigender Sporn der nach der Herrschergewalt über die Principien und Güter des Lebens strebenden Menschenseele gewesen war. Schon Synesius (epist. ad Dioscor. ap. Fabric. bibl. graec. VIII, p. 252) kennet die Meinung der Alchymisten von der Bedeutung des Quecksilbers für die Entstehungsgeschichte der Metalle; jener „König" aber der Scheidekünstler Abu Mussah Dschafar al Sofi, welchen die späteren Jahrhunderte unter dem Namen Geber verehrten, und welcher zu derselben Zeit sein langdauerndes wissenschaftliches Reich begründete, in welchem die großen Khalifen Harun al Raschid und Almamun den Herrscherthron von Bagdad befestigten (im achten Jahrh. n. Ch. nach Herbelot p. 387), spricht in seinen bis auf uns gekommenen Werken die Lehre von den drei Grundstoffen, besonders aber von dem Schwefel der Metalle so gründlich aus, daß dieselbe nachmals bis auf Stahls und Wenzels, ja bis auf unsre Zeiten in Achtung geblieben ist (Gebri summa perfectionis magisterii ex bibl. vat. ex. Gedan. 1682 L. I, c. 12 u. 15, p. 35, 38, 39 seqq.). Doch wird hier wie anderwärts öfters statt des Salzes der Arsenik genannt, während die spätern Chemisten des Mittelalters, welche selbst eine Zusammensetzung des menschlichen Leibes, nicht bloß aus den vier „Müttern" oder Elementen, sondern nächst diesen aus den drei Grunddingen annehmen (z. B. Theophr. Paracels. Manual. ed. Argent. p. 582), beständig dem Salz die vermittelnde Stelle einräumten, den Mercur aber öfters als Erde benannten. Es wird deutlich erkannt, daß in jener Lehre die drei Grundstoffe als Elemente einer zweiten Ordnung vorgestellt waren, in denen schon eine Art von Individualität vorausgesetzt wurde, denn jedes Metall habe seinen besondern Schwefel, sein besondres Salz u. s. w. (id. von den Mineral. Tract. I. p. 393 seqq.).

Die Grundansicht der neuern Chemie, welche eine größere Zahl von einfachen Stoffen, und ein anderes Gesetz ihrer Verschiedenheit als jenes nach den vier Elementen und den drei Grunddingen aufstellt, wird zuerst durch Robert Boyle (geb. zu Lismore in Irland 1627, gest. 1691) wissenschaftlich festgestellt: in seinem Skeptical Chymist 1661. „Die Gestalt der Atome solle die Verschiedenheit der einfachen Stoffe verursachen."

Die Entdeckung oder Unterscheidung der einzelnen Stoffe, in welche sich auch der Menschenleib zerlegen lasset, ist sehr verschiedenen Zeiten und Männern verliehen gewesen. Vor allen andern ist die Kalkerde in ihren Eigenschaften erkannt worden, weil sie, als gebrannter oder ungelöschter Kalk (τίτανος ἄσβεστος; calx viva), zur Bereitung des Mörtels (arenatum) und mithin zur Errichtung der Gebäude (Vitruv. I, 7; VII, 4; VIII, 7 etc.) durch Menschenhände eben so allgemein angewendet wurde, als von einer höhern Schöpferkraft zum Erbauen des thierischen und menschlichen Leibes. Daß die Kalkerde in den menschlichen und thierischen Knochen mit Phosphorsäure verbunden sey, entdeckte schon vor 1771 (wo Scheele dieser Thatsache erwähnt) J. G. Gahn, nachdem schon ein Jahrhundert früher (1677) der Phosphor im Urin von dem Alchymisten Brandt zu Hamburg zufällig erfunden, von Kunkel aber auf wissenschaftlichem Wege dargestellt worden. Die Verbindung eines Theiles der Kalkerde der Knochen mit Kohlensäure bemerkte Hatchett (Phil. Trans. 1799, p. 327).

Die sogenannte reine Kalkerde, welche nach Wallerius an der Küste von Marokko am Meeresgrund, und nach Laumont an einer Quelle unweit Tours gefunden wird, ist schon eine Verbindung der Kalkerde mit Wasser. Die große Entdeckung, daß in der Kalkerde, wie in allen Erden und Kalien, ein eigenthümliches Metall enthalten sey, welches durch seine Verbindung mit dem Sauerstoffe die Erde darstelle, wurde (im Jahre 1807) durch H. Davy mittelst des Galvanismus gemacht. Das Metall der Kalkerde, Calcium benannt, ist (silberartig) metallisch glanzend, leichter als Wasser (sein Gewicht = 0, 8), entzündet sich von selbst an der Luft und wird nun bei seinem Verbrennen mit dem Sauerstoffgas zur ätzenden Kalkerde, in welcher 71,91 Theile Kalkmetall mit 28,09 Sauerstoff verbunden sind. Die reine (ätzende) Kalkerde, so wie man sie zum gewöhnlichen Gebrauch aus dem gemeinen Kalksteine darstellt, indem man diesen durch starkes Erhitzen seines Wassers und seiner Kohlensäure beraubt, zieht das verlorene Wasser (beim Löschen in diesem) mit solcher Heftigkeit in sich, daß er durch sein Erhitzen fähig wird, leicht brennbare Substanzen in seiner Nähe zu entzünden und im Dunkeln zu leuchten (Pelletier im Journ. de Phys. Vol. XXIII). Er zieht hierbei so viel, als ein Drittheil seines Gewichtes beträgt, von Wasser an sich, und wird nun zum Kalkerdehydrat, welches allmählich auch die verlorne Kohlensäure wieder aus der Luft in sich aufnimmt. 100 Theile Kalkerde verbinden sich mit 77 Theilen Kohlensäure, während der phosphorsaure Kalk 82, der flußsaure 51 Theile Säure auf 100 Kalkerde enthalten.

Von den übrigen unter den Bestandtheilen des menschlichen Leibes aufgefundenen Erden entdeckte oder erkannte vielmehr in ihrer Eigenthümlichkeit die Kieselerde (welche z. B. im Haar vorkommt) Rud. Glauber (st. 1668), die Talkerde (die auch in den Knochen gefunden wird) Black (im Jahre 1755), nachdem schon Friedr. Hofmann (diss. phys. chem. L. II, nr. 18) ihre Verschiedenheit von der Kalkerde dargethan hatte. Das Laugensalz (Kali), das von einer Art Pottasche haufig aus den Pflanzentheilen erhalten wird, war schon den Arabern bekannt, welche dasselbe aus der Schiman-Pflanze (Anabasis aphylla) und verschiedenen

andern auf salzigem Boden der Seeküsten wachsenden Kräuterarten (namentlich aus dem Geschlecht Salsola) darstellten. Von diesen seinen ersten Entdeckern kommt auch noch der Name Kali — die brennend-ätzende Eigenschaft bezeichnend — her. Eine andere Art des feuerbeständigen Alkali's, des Mineralkali oder Natron, kannten, in seiner Verbindung mit Kohlensäure, schon die Alten und nannten es Nitron. Im gemeinen Kochsalz (welches in allen Säften des Leibes gefunden wird) ist dieses Laugensalz mit der Salzsäure im Verhältniß von 54 zu 46 verbunden (m. vergl. die Bem. zu §. 15). Seine Verschiedenheit von der Pottasche zeigte zuerst Duhamel, im Jahre 1736. Von der Entdeckung des Phosphors war schon oben die Rede. Schwefel findet sich in der Nervenmasse, im Haar u. f. Auf das auch schon von Lemery angedeutete Zugegenseyn des Eisens im Blute machte im Jahre 1722 Jos. Ant. Badia (Istoria rara di un sangue cavato col. siero nero, im 18ten Bd. der Opusc. scientif. filol. p. 242) aufmerksam, die erste, hierauf bezügliche genauere Untersuchung der Asche des Blutkuchens veranstaltete im Jahre 1773 Rouelle. Engelhart bewies endlich, daß das Eisen, als solches wirklich im Blut enthalten, nicht erst beim Verbrennen gebildet werde.

Das Wort Gas, welches nun in allen neuern Sprachen aufgenommen worden, stammt aus dem Niederdeutschen, und sollte ursprünglich etwas Aehnliches andeuten, als das Wort „Gäscht" (Geist). Es erfand diesen Namen Baptist Helmont (geb. 1577, † 1644), ein wahrhaft tiefblickender Naturforscher, und zugleich unterschied und beschrieb derselbe bereits (in s. Buch: Formarum ortus p. 106, 405, 421) das kohlensaure Gas (Gas sylvestre), so wie das Wasserstoffgas (Gas flammeum). Das Sauerstoffgas oder die Lebensluft (Gas zoticum) war in ihrer nothwendigen Beziehung auf den Athmungsproceß schon von den Engländern Nath. Henshaw und Bathurst im Jahre 1654 geahnet worden, und Mayow (geb. 1645, gest. 1679) war in seiner im Jahre 1668 erschienenen Abhandlung über das Athmen der Entdeckung des eigentlichen Wesens der Lebensluft noch bedeutend näher gekommen. Dennoch entdeckte erst im eigentlichen Sinn und schied von den andern Luftarten das Sauerstoffgas Jos. Priestley (geb. 1733, † 1804, war Lehrer zu Birmingham, dann in Philadelphia). Diese denkwürdige Entdeckung geschah am 1 August 1774. — Das Stickgas (Gas azoticum) entdeckten und schieden zuerst von den andern Luftarten Rutherford, Scheele und Lavoisier in den Jahren 1775 — 77. — Wir betrachten nun diese vier Hauptgasarten, aus denen auch größtentheils, seiner chemischen Mischung nach, der menschliche Leib zusammengesetzt ist, noch etwas näher.

Das kohlensaure Gas ist dem Gewicht nach aus 27,38 Procent reinem Kohlenstoff und aus 72,62 Procent Sauerstoffgas, dem Rauminhalt nach aus einem Maßtheile gasförmiger Kohle mit einem gleichen Maßtheile Sauerstoffgas zusammengesetzt, welche jedoch, wie schon oben (S. 57) erwähnt worden, nach ihrer Verbindung nur den Raum eines einigen Maßtheiles einnehmen. Es übertrifft daher schon das Sauerstoffgas, noch mehr aber die atmosphärische Luft so sehr an Gewicht, daß es, in die letztere ergossen, immer zu Boden sinkt, denn es ist über 1½ mal schwerer als die gewöhnliche Luft (im Verhältniß wie fast 153 zu 100; der Cubikzoll wiegt 0,69 Gran). Wenn man das Gewicht des reinen Kohlenstoffes im Demant, welcher 3½ mal specifisch schwerer ist als Wasser, mit dem specifischen Gewicht der gasförmigen Kohle in der Kohlensäure vergleicht, so findet man, daß der Kohlenstoff in dem Augenblick, in welchem ein Demant im Focus des Brennspiegels verbrannte, sich um das 6561fache seines Volumens ausgedehnt habe. Der Kohlenstoff verbindet sich auch mit dem Wasserstoff zum Kohlenwasserstoff-

gas, welches dem Gewicht nach aus 75,15 Procent Kohlenstoff und 24,85 Wasserstoff bestehet, den Voluminen nach aber aus 1 Maßtheilen Wasserstoff und 1 Maßtheile luftförmiger Kohle.

Das **Sauerstoffgas** oder die Lebensluft wiegt nur $^1/_{10}$ mal schwerer als die atmosphärische Luft (wie 110 zu 100), und ist mithin über 740mal leichter als Wasser (seine specifische Schwere ist 0,00135). Denn nach Brisson wiegt ein französischer Cubikzoll Lebensluft $^1/_2$ Gran (nach Lavoisier 0,50694 Gran), während ein gleiches Maß Wasser 370 Gran (genau 370,11) schwer ist.

Das **Stickstoffgas**, welches in größerer Menge im Muskelfleisch, weniger in der Gehirn- und Nerven-Masse enthalten ist, wird mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit als ein zusammengesetzter Körper betrachtet, welcher aus einem brennbaren Radical (Nitricum) und Sauerstoffgas besteht. Beide Bestandtheile sind in gleichen Voluminen, dem Gewichte nach aber 56,464 Sauerstoff mit 43,536 Nitricum verbunden. In der gewöhnlichen atmosphärischen Luft sind dem Volumen nach 79 Theile Stickstoffgas mit 21 Theilen Sauerstoffgas vermischt, wozu sich noch etwa ein Tausendtheil kohlensaures Gas gesellt. Als vierter Gemengtheil kommt dann zu jenen dreien noch das Wassergas (freier Wasserdampf), dessen Menge freilich großem Wechsel unterworfen ist. Dem Gewicht nach verhalten sich die Gemengtheile der atmosphärischen Luft so:

75,55	Stickstoffgas.
23,32	Sauerstoffgas.
1,03	Wassergas (nach einer mittleren Zahl).
0,10	Kohlensauergas.
100	

Setzt man das specifische Gewicht der atmosphärischen Luft, welches 807mal geringer ist als das des Wassers, als 100, so wiegt das Stickstoffgas 97, das Wassergas 62. Von den eigentlich chemischen Verbindungen des Stickstoffs und Sauerstoffs war schon oben beim §. 5 die Rede. Im Ammoniakgas sind dem Gewichte nach 82,7 Theile Stickstoff mit 17,3 Theilen Wasserstoff verbunden. Vor der Verbindung nehmen diese beiden Gemengtheile gerade doppelt so viel Raum ein als nach der Verbindung, der Wasserstoff machte davon $^3/_4$ aus, betrug 3 Volumina gegen das eine des Stickstoffs. Dieses, wegen seiner vorherrschenden Neigung zur Luftform, sogenannte flüchtige Laugensalz entsteht im Thier- und Pflanzen-Reich besonders durch den Verwesungsproceß, durch welchen die in heißen, pflanzenreichen Ländern oft sehr mächtigen Massen des Salmiaks gebildet werden.

Das **Wasserstoffgas** ist 13mal leichter als die atmosphärische Luft (sein Gewicht ist gegen das letztere wie 0,0688 zu 1,0000, gegen die des Eisens wie 1 zu mehr als 80000); es hat eine lichtbrechende Kraft, welche $6^1/_2$ mal größer ist als die der gemeinen Luft, verbrennt unter lautem Explodiren mit dem Sauerstoffgas, und bildet mit diesem Wasser. Dem Volumen nach sind im gemeinen Wasser 2 Volumtheile Wasserstoffgas mit einem von Sauerstoff verbunden, der letztere aber beträgt dem Gewicht nach 88,91, das erstere 11,06 Procente. Eine künstliche Verbindung von 1 Volumen Wasserstoffgas mit 1 Volumen Sauerstoffgas (dem Gewicht nach 5,87 zu 94,13 Procent) bildet eine Art von Superoxyd des Wassers, eine Flüssigkeit von Syrupconsistenz, welche auch sehr verdünnt noch von ekelhaftem Geschmack ist, alle Pflanzenfarben zerstört, auf der Haut unter stechenden Schmerzen einen aussatzartigen weißen Fleck bildet. Das Wasserstoffgas findet sich mehr in den flüssigen als festen Bestandtheilen des Leibes, vorzüglich im venösen Blut und in

der Galle. — Fast ganz reines Wasser enthält die wässerige Feuchtigkeit des Auges.

Das Wasserstoffgas gehet außer den schon erwähnten Verbindungen auch mit dem Schwefel und Phosphor Vermischungen ein. Schon das Schwefelwasserstoffgas, welches sich in krankhaften Zuständen des lebenden Körpers in geringerer Menge, häufig aber bei der Verwesung des todten Leibes, besonders in den Eingeweidehöhlen entwickelt, ist so giftiger Natur, daß schon die Beimischung eines 1500sten Theiles desselben zu der umgebenden atmosphärischen Luft einen Finken, die Beimischung von $^1/_{800}$ einen Hund, von $^1/_{250}$ ein Pferd tödtet. Das Phosphorwasserstoffgas scheint von noch tödtlicherer Wirksamkeit.

Die erwähnten vier Gasarten denn treten aber im thierisch-menschlichen Leibe zu vier Elementen einer zweiten Ordnung zusammen, welche in allen flüssigen und festen Theilen des Körpers gefunden werden. Schon Hippokrates (de natura hominis) bemüht sich, diese (organischen) Elemente des Thierleibes im Blut, im Schleim, in der schwarzen und gelben Galle nachzuweisen; in dem zoochemischen Systeme der Neueren erscheinen sie als: 1) der Faserstoff, welcher am häufigsten in den Muskeln gefunden wird und Repräsentant des Bewegungsgeschäftes des Leibes ist; 2) der Eiweißstoff, der vorherrschender in Hirn und Nerven vorkommt, und dieser Richtung der Lebensthätigkeit zu entsprechen scheint; 3) die Gallert ist verhältnißmäßig am reichsten an Sauerstoffgas und erinnert an das Geschäft des Athmens; 4) das Fett, welches noch ganz frei von Stickstoff ist, steht in näherer Beziehung zum Ernährungsproceß. Das Verhältniß, in welchem die vier Gasarten des menschlichen Leibes in diesen vier Elementarmischungen enthalten sind, ist nach Gay-Lussac und Thenard folgendes:

	Faserstoff.	Eiweiß.	Gallert.	Fett.
Sauerstoff . .	19,685	23,872	27,207	9,584
Wasserstoff .	7,021	7,540	7,914	11,416
Stickstoff . .	19,934	15,705	16,998	—
Kohlenstoff .	53,360	52,883	47,881	79,000
	100	100	100	100

Zu diesen Angaben vergl. m. die von Michaelis in den erl. Bem. zum §. 12. Im Eiweißstoff des Blutes fand Prout Sauerstoff: 26,925; Wasserstoff 7,775; Stickstoff 15,550; Kohlenstoff 49,750.

Berücksichtigt man das ungefähre Gewichtsverhältniß, in welchem alle in diesen erl. Bem. aufgeführten Stoffe im menschlichen Leibe vorkommen, so findet man aus den später anzuführenden Zerlegungen der einzelnen Säfte und festen Theile, daß mehr als $^3/_4$ unsres Körpergewichtes aus Wasser bestehen. An der Bildung jenes Viertheils der Bestandtheile, welches nach Abzug des Wassers zurückbleibt, haben der Kohlenstoff, dann der Sauerstoff, hierauf die Kalkerde, den größten Antheil. Denn über 10 Pfund wird auch bei einem magern männlichen Körper der Kohlenstoff, gegen 7 Pfund der in den oben erwähnten vier Elementarmischungen und in den Säuren der Knochen enthaltene Sauerstoff, gegen 4 Pfund die Kalkerde betragen, und nahe auf diese Gewichtssumme wird sich auch der Stickstoff belaufen. Hierauf folgen dann, dem Gewicht nach, das Wasserstoffgas, so wie der zur Bildung der Phosphorsäure des Knochens verwendete Phosphor und das Natron, so wie das Chlor des Kochsalzes. Das Eisen der gesammten Blutmasse, das sich nach Menghini's Berechnung, welche in jedem Pfund Blutes 40 Gran phosphorsaures Eisen voraussetzte, auf mehr als 2 Unzen belaufen würde, beträgt, nach neuern Berechnungen, kaum 2 Drachmen, ja nach Rose, welcher den Eisengehalt

in einem Pfunde Blutes nur auf drei Gran schätzt, nur 1 Drachme und 1 Skrupel.

Da schon die Menge der Kohle, welche wir ausathmen und auf andern Wegen aus dem Leibe verlieren, fast doppelt so viel beträgt, als jene ist, welche wir durch Nahrung und Getränke täglich von außen aufnehmen, (m. vergl. die erl. Bem. zum §. 12 u. 13), da die Menge des erzeugten Stickstoffes bei vielen pflanzenfressenden Thieren in keinem Verhältniß zu stehen scheint mit der von außen aufgenommenen Menge dieses Stoffes, überdieß schon die Geschichte der Bildung des Fötus im Hühner-Ei (m. vergl. die erl. Bem. zum §. 21) ein wirkliches Entstehen von Bestandtheilen zeiget, dürfen wir es für mehr als wahrscheinlich halten, daß die Lebenskraft des Leibes nicht bloß in Beziehung auf die Zusammensetzung der vier elementaren Mischungen ein verwandelndes, sondern selbst auf das Hervorbringen von Stoffen ein erzeugendes Vermögen besitze.

Die Elementarformen des thierisch-menschlichen Körpers.

§. 11. Im Demant ist derselbe Kohlenstoff, welcher dem bleichgrauen Gewebe der thierischen Theile, oder dem weichen Gebilde des Pflanzenkörpers zu Grunde liegt, durch eine Kraft befestiget, welche, gleich dem Blitz, dessen Weg zur Tiefe am Glas gewordenen Staube sichtbar wird, die Verwesung der Leiblichkeit durchdringet und dem vergehenden Stoff von neuem Bestand gibt. Diese Kraft, welche die staubartige Thonerde zum Rubin veredelt, wurde, wie wir oben (§. 5) gesehen, von dem Alterthum als Haltung bezeichnet. Die sichtbare Verkörperung, herabkommend aus einem unsichtbaren Anfange des Lebens, gleichet selber schon einem Sterben, und dieses Sterben würde Vernichtung seyn, träte nicht der Auflösung eine von außen kommende Gewalt: die Macht der Haltung, entgegen (n. S. 17). Was und woher diese eigentlich sey? betrachten wir hier zuerst.

Das einzelne Ding wird nicht um sein selbst, es wird um der andren Dinge, lebt und stirbt um eines höheren Ganzen willen (n. §. 4). Dieses „um eines Andren willen,“ dieses ἕνεκά τινος, welches Aristoteles als den Grund, den Logos der sichtbaren Zeugungen betrachtet, ist es, was dem beständigen Vergehen des leiblich gewordnen Stoffes Einhalt thut und was mitten in dem Fließen und Wandeln der Elemente Grund des Anhaltens wird, wie dem zur Tiefe hinabrollenden festen Stein ein Felsenvorsprung von gleich fester Natur den Ruhepunkt gewährt. Allerdings würde überhaupt keine Leiblichkeit seyn, waltete nicht im All, waltete nicht in

jedem einzelnen Lebendigen jene von oben nach unten, von innen nach außen wirkende Kraft, welche wir vorhin (im §. 2) beschrieben. Das aber, was diese selbstständig dem Einzelleben inwohnende Kraft wirkt, verhält sich zu dem Logos der Gestaltungen, zu dem Einfluß, welcher das Wesen der andren gewordenen und werdenden Dinge auf die Bildung und Befestigung der Leiblichkeit ausübt, wie die bloße Stimme zu dem Werk der künstlich gegliederten Sprachorgane, durch welche der einfache Ton zum bedeutungsvollen Worte (Logos) wird.

Wir haben im vorhergehenden §. von Elementen des Menschenkörpers gesprochen, dergleichen uns die Kunst der chemischen Zerlegung kennen lehrt. Diese Elemente werden hie und werden da gefunden, nicht aber überall, denn es fehlt der Stickstoff im Fett, das Eisen, das im dunklen Pigment des innren Auges zugegen ist, wird in dem so nahe hieran gränzenden Krystallkörper vermisset. Der Verstand lehrt uns andre Elemente alles Seyns, auch des sichtbar Leiblichen kennen, welche nicht nur hier zugegen sind und dort fehlen, sondern welche, weil das Seyn überall ein Volles und Ganzes ist, allenthalben gefunden werden. Jene Physis oder Natur, in welcher das Alterthum die bildende Seele der Pflanze und des Thieres anerkannte, ist selber nur ein harmonisches Zusammenwerden alles einzelnen Wesens mit dem Werden Aller. So wie das selbstthätig inwohnende Leben des einzelnen Dinges sich seine Leiblichkeit: den passiv empfangenden (weiblichen) Stoff erzeuget, zeugen die andren Leben des Weltalls mit; das Licht, gleichsam, erschaffet sich das Auge, der Ton das Ohr, die athembare Luft die Lungen. Die Wirksamkeit der inwohnenden Kraft wird hierbei jener der andren Kräfte im Allgemeinen zum Maße dienen. Diese werden immer und alle zugleich bei der Gestaltung thätig seyn, wenn auch die einen, wie aus größerer Nähe, vorherrschender und gewaltiger, die andern nur wie aus weiterer Ferne, minder mächtig ihren Einfluß verrathen. Denn hierauf ist selbst bei dem Entstehen des leiblichen Menschen, dessen Vorzug vor andern Thierleibern darinnen bestehet, daß auf sein in der Mitte des Kreises gelegenes Wesen alle Radien mit fast gleicher Macht einfließen, eine Verschiedenheit der äußeren Bildungen begründet.

Dieses sind die vielfachen Fäden, welche von allen Seiten her das Grundgewebe der Leiblichkeit (m. vergl. d. §. 2) durchwirken. Sie würden ohne Ordnung unter einander fließen, einer würde den andren hemmen und auflösen, waltete nicht von oben her und durch Alle hindurch jener das Leben und das Wohl Aller bedenkende Geist, welcher selbst die scheinbaren Mißtöne in Harmonie auflöset.

Drei Hauptelemente sind es denn, welche allem Leben und Werden der Sichtbarkeit zu Grunde liegen: eine Fähigkeit den belebenden Einfluß von oben aufzunehmen, die Fähigkeit zu empfinden; eine Kraft selbstthätig von innen nach außen zu wirken, die Kraft der Bewegung; ein Vermögen zu wachsen und zu gestalten, das Ernährungs- und Zeugungsvermögen. Der erstern Richtung dienen Gehirn und Nerven so wie die Organe der Empfindung, der zweiten alle der bewegenden Kraft gehorchenden Theile, besonders die Muskeln, der dritten die Gefäße und Behältnisse der Ernährung und Verdauung.

Das zergliedernde Messer und andre auflösende Mittel lassen dem bewaffneten Auge zuletzt drei Grundformen des thierischen Körpers sichtbar werden, aus denen die einzelnen Organe zusammengesetzt scheinen: jene der Kugel, die der Faser und die der häutigen Blättchen. Wie aus lauter Kügelchen bestehend erscheint zuletzt das Mark der Nerven; der Muskel lös't sich zuletzt in Fasern auf, deren Kügelchen reihenförmig der Länge nach zusammengefügt sind; die Häute und Gewebe, vorzüglich der Ernährungsbehälter, zeigen eine blättchenartige Zusammenfügung, in welche die miteingemischten kugeligen Theilchen nicht reihenweise, sondern nach sehr verschiedenen, wellenförmig gebogenen Richtungen verlaufen. Die Kugelform der letzten Theilchen scheint uns im Kleinen an die Form des Auges und der rundlichen Nervenknoten oder selbst des Gehirns zu erinnern und der Fähigkeit der von außen aufnehmenden Empfindung zu entsprechen. Die Faser erinnert an die von einem Mittelpunkt nach außen (mithin geradlinig) wirkende bewegende Kraft. Die Blättchenform, welche sich um alle andren Theile webt und alle einzelnen zu einem in sich geschlossenen Ganzen vereint, stellt das Weben und Walten der äußern Gesammteinflüsse auf das einzelne Leben und Werden dar.

Es sind diese „Grundformen" des vergänglichen Menschenfleisches freilich nur die Splitter einer Orpheischen Lyra. Doch auch sie noch erwecken Nachsinnen und verdienen Beachtung; denn sie sind die Trümmer eines Saiteninstrumentes, welches durch und durch zugerichtet gewesen zum Tone der Hymnen und der Lobpreisungen Gottes.

Erläuternde Bemerkungen. Was die Alten unter der Haltung (ἕξις) verstanden, welche mitten im Wandelbaren das Feststehende und Dauernde ist (Arist. Categ. 8, — de qualitate — ed. Berol. p. 8), davon war schon oben mehrfach die Rede (m. vergl. besonders die Bemerk. zum §. 5). Sie ist es, welche wie ein festes Band das körperliche Seyn, „welches der Mensch mit dem Stein gemein hat," umschlinget und festhält. Wie „die Mutter" alles irdischen Werdens, das Wasser, wenn es von dem Druck der umgebenden Atmosphäre enthoben im luftleeren Raum oder in einer sehr großen Höhe über der Meeresfläche gehalten wird, schleunig sich in Dampf auflöset, so würde aller körperliche Bestand unsrer Sichtbarkeit sich lösen, wenn nicht die Wechselbeziehung und gegenseitige Anziehung ihn erhielten, welche ein Körpertheil auf den andern ausübt, und welche von dem Alle tragenden Mittelpunkt aus durch Alle geht. Denn es gründet sich aller Zusammenhalt der Theile auf das Walten von magnetischen und elektrischen Kräften. Abgesehen von dem höheren Vermögen des Denkens und Urtheilens, welches der Mensch als solcher vor dem Thier voraus hat, wird an seiner Leiblichkeit ein Vermögen der Haltung wie an den Steinen, eine lebende und empfindende Kraft wie an der Pflanze und am Thier unterschieden (δύναμις ἑκτική, φυτική, ψυχική) und erkannt (Phil. SS. Leg. Alleg. L. II, ed. Mang. Vol. I, p. 71). Die ernährende und bildende Kraft oder die φύσις ist selber nur eine mit Bewegung verbundene (immerfort sich wieder erneuernde) „Haltung" (m. vergl. die erl. Bem. zum §. 6).

„Jedes erschaffene Einzelwesen stellt in seiner Leiblichkeit das ganze Weltall dar. Denn da Alles in der Natur voll ist und deßhalb die Materie überall ganz vorhanden ist, wird jeder Körper von allem dem afficirt, was im Weltall geschieht, so daß ein alldurchblickendes Auge in einem jeden alles das erkennen würde, was in der Gesammtheit geschieht, ja auch alles das was jemals geschah und was künftig geschehen wird. Der Schöpfer nahm in seiner Anordnung des Seyns und Wesens Aller auf das Daseyn eines jeden Einzellebens Rücksicht." (Leibnit. Princ. Phil. 53, 63, 64 seqq.) — Das ἕνεκά τινος oder der λόγος als erste Ursache der Erzeugungen, bei Aristot. de part. anim. L. I, c. 1. edit. Berol. 639, b. 14.

„Der Leib ist ein Saiteninstrument (Psalterium), zugerichtet zum Gesang der Hymnen, unserm Gott. Die Handlungen des Leibes selber können zu Psalmen werden, da derselbe so harmonisch gebildet ist, daß selbst unsre Bewegungen zur Harmonie werden. (S. Basil. Homil. in Psalm. XXIX, ed. Paris. I, p. 124.)

Das Athmen und der Blutumlauf.

§. 12. Wir wenden zuerst, ehe wir das Werk des leiblichen Lebens selber und die äußern Theile betrachten, einen

Blick auf das sichtbare innre Getriebe, auf den bewegenden Hebel jenes Kunstwerkes.

Einathmen das noch unbelebte, ausathmen das eben noch lebende Element, vereinen und wieder trennen, bilden und wieder zerstören, — das sind die ersten und letzten Aeußerungen des leiblichen Lebens, die sichersten Zeichen, an denen sein Fortbestehen erkannt wird. Denn das Leben gleichet dem Tönen einer Glocke, welches nur so lange fortwährt, als eine Kraft da ist, die den Hammer, so oft er auf das klingende Metall gesunken, von diesem wieder aufhebet; es gleichet dem Lied einer Harfe, das nur so lange dauert, als ein Finger da ist, welcher die zur Ruhe strebenden Saiten immer wieder zu neuen Schwingungen aufscheuchet.

Der Hammer der Glocke fällt durch die eigene, inwohnende Schwere auf das tönende Metall herunter, und nur das Wiederemporheben desselben, zum neuen Schlage, wird durch eine andre Kraft (durch die höhere des Getriebes) bewirkt; so möchte auch in gewisser Hinsicht eher noch das bloße chemische Vermischen der leiblichen Elemente aus den gegenseitigen anziehenden Kräften, welche jenen Elementen innewohnen, zu erklären seyn, als das beständig hierauf folgende Wiederauflösen und Abscheiden. Wenn die chemische Grundlage von ihrem Gegensatze so viel aufgenommen, als sie zu ihrer Sättigung bedurfte, ruhet sie in der neuentstandenen Mischung für immer, wenn nicht etwa eine mächtigere Anziehung die schwächere aufhebt und löset. Dieß ist Sättigung im eigentlichen Sinne des Wortes, mit welcher der Hunger auf Einmal stirbt. Dagegen wird im organischen Leibe jede Verbindung der Elemente der Grund zu einer neuen Scheidung, und es kann umgekehrt keine Vereinigung seyn, ohne die vorangegangene Trennung.

Schon dieses eine Vermögen des Lebens: das eben erst herbeigezogene Element stets wieder zu entfernen, zeigt, daß die Kraft, die in unsrem Leibe lebt, nicht von gleichem Geschlecht, von gleicher Abkunft mit den Stoffen sey, woraus der sichtbare Körper zusammengesetzt ist. Jene Kraft begehrt die Stoffe nicht um ihrer selber willen, nicht um sich mit ihnen zu sättigen; sie will nicht die Säure, welche sie der Basis nähert, noch die Basis, welche sie der Säure entgegenführt; sondern wie der Flöten=

spieler, welcher das tönende Holz nicht zu seiner Nahrung begehret, sondern nur als Werkzeug des Aushauchens der innren Gefühle, rufet die Lebenskraft die Stoffe, mit denen sie spielet, zusammen und scheidet sie wieder, damit sie (die Seele) an dem Zusammenklang der leiblichen Bewegungen die Töne einer oberen, geistigeren Harmonie vernehmen und sie nachbilden lerne und damit so das Künftige, Höhere, am niederen Vorspiele eingeübt werde.

Ein Abstoßen des Gleichartiggewordenen finden wir zwar auch, als unvollkommene Andeutung des organischen Abstoßens, in der unorganischen Körperwelt. Immerhin jedoch nur da, wo die Mächte (Agentien) einer oberen, höheren Leiblichkeit, wie etwa die „unwägbare" Elektricität mit den Körpern der niederen spielen. Auch hier ist es dann nicht die Art und Beschaffenheit des wägbaren Körpers, welche diesen zum Gegenstand der Anziehung oder Abstoßung machet, sondern die ihm auf Augenblicke verliehene, ihn überkleidende, obere Leiblichkeit. Doch die Verwandtschaft so wie Verschiedenheit dieser Vorgänge, mit denen des Lebens, wird uns später, bei der Betrachtung des Wesens und der Thätigkeit der Seele, beschäftigen. Wir werden dann sehen, daß sich Elektricität und die ihr ähnlichen Agentien zur Seele nicht anders verhalten, als das innere Leben der Infusionsthierchen, in welche ein organischer Leib bei seinem Auflösen zerfällt, zu dem vorübergegangenen Leben jenes vollkommenen Leibes selber, und daß sich das Entstehen der inneren Lebensbewegung eben so wenig aus solchen unwäg- und unsichtbaren Agentien, wie die Elektricität, herleiten lasse, als das Entstehen des Menschenleibes aus einem (sichtbaren) Samenthierchen.

Im menschlichen Leibe vereinen sich, so sahen wir oben, die beiden Hauptregionen der planetarischen Natur: die luftartigen Elemente der Atmosphäre und die Stoffe des festen Erdkörpers. Es ist da ein beständiges Niedersteigen des Flüssigen, das sich zum Festen gestaltet, und ein Aufsteigen des Festen, das zum Flüssigen wird, und wenn so die Elemente beider Regionen ihre Naturen gegen einander ausgewechselt und vertauscht haben, verlassen sie den Leib, in dessen Dienst sie einige Augenblicke gewesen. Dieses Vereinen und Umgestalten

des luftartigen Elementes zum Festen und die Umwandlung des Festen zum Flüssigen wird zunächst durch das Athmen und den Kreislauf des Blutes bewirkt.

Alsbald, wenn sich an dem Fötus des Küchleins im Ei der Weg der ersten Grundrichtung der selbstthätigen Lebensbewegung von oben nach unten, der erste Keim der Verkörperung: das Rückmark erzeugt, bemerken wir, gleich einer Atmosphäre, welche den festen Planetenkörper umschließet, im Kreise um jenen Anfang herumgelagert, die rothfarbigen Blutkörnchen. Diese sind es, welche durch ihr Bewegen dem Leben ein Zeichen geben, daß es sein Spiel nun beginne. Das erste Bewegen der schon in ihrer eigenthümlichen Lymphe schwimmenden Blutkügelchen ist nach dem Rückmark hin und von diesem wieder nach außen gerichtet. Im Kleinen schon ist jedes einzelne dieser Kügelchen des Blutes ein Abbild jener Zweiheit der Regionen, welche beim Athmen und Kreislaufe sich begegnen: jedes von ihnen bestehet aus einem krystallhellen Körnlein, umgeben von einer Atmosphäre, welche aus dem eigenthümlichen, färbenden (und brennbaren) Stoffe und dem meteorischen Eisen gebildet ist.

Neben dem Wege der inwohnenden selbstthätigen Lebensbewegung des Einzelwesens, neben dem Rückmark, bildet sich nun der Träger der Lebensregungen, welche von außen kommen (m. vergl. den §. 11), das Herz. Dieses erscheint zuerst als ein schlauchartiges, abwechslend sich öffnendes und schließendes Behältniß, welches das dem Keime der Leiblichkeit (dem Embryo) zuströmende Blut jetzt aufnimmt, dann wieder nach außen treibt; an der äußern Gränze der Strömungen vermittelt den Umlauf die Kreisvene (vena terminalis), welche von dem obern (Gehirn-) Punkte, wie von dem unteren Ende des Rückmarks, die zuführenden Adern an das Herz sendet.

So erscheint gleich anfänglich, in Beziehung auf das Rückmark und Herz, das Blut als ein äußeres, und wenn dasselbe später bei dem Verschwinden des äußern Blutkreises zu einer dem innern Gewebe des Leibes selber angehörenden, zu einer überall vertheilten, ernährenden Flüssigkeit wird, so verräth sich die Nothwendigkeit: daß wenigstens ein Theil der Blutmasse ein Aeußerliches sey, in der Erzeugung des Blut-

terkuchens (m. vergl. die Bem. zum §. 21), in welchen vom Leibe aus die Nabelgefäße sich verbreiten. Wenn bei der Geburt auch dieser hinwegfällt, so entstehet das Bedürfniß des Zusammentretens des Blutes mit der äußern Atmosphäre, beim Athmen, in den Lungen. Für beide Richtungen des Kreislaufes: für die nach dem Innern des Leibes hin gehende und aus ihm zurückkehrende, wie für die dem Einfluß der äußern Lebensregungen zugewendete in und aus den Lungen, wird dann das Herz der vereinende Mittelpunkt.

Schon in diesen ersten Erscheinungen des Lebens gibt sich denn kund, worauf zunächst die Bildung und Erhaltung des organischen Leibes beruhe. Damit das Entstehen der Leiblichkeit nicht sogleich wieder zu einem Vergehen (nach §. 3), sondern zu einer bleibenden Gestaltung werde, bedarf es der Einwirkung einer äußern, mitlebenden und mitseyenden Natur (nach §. 11). Denn diese Einwirkung allein ist es, welche dem Einzelwesen seine „Haltung" verleihet. Sobald das selbstthätig inwohnende Leben anfängt seine Leiblichkeit in der von oben nach unten wirkenden Richtung sich zu erzeugen, sind auch mit und neben ihm jene mitzeugenden Kräfte der äußern Natur geschäftig, von denen wir im vorhergehenden §. sprachen. Ihr Werk ist zuerst der äußere Kreis des Blutes, der (nach S. 82) das neuentstehende Rückmark umschließet; hierauf wird der Mutterkuchen der tragende Mittelpunkt, von welchem ihre Mit= und Wechselwirkung mit dem herrschenden Leben ausgehet; zuletzt ist es das beim Athmen in den Lungen neubelebte Blut, durch welches der gestaltende Einfluß auf den lebenden Leib wirkt.

Wir dürfen jedoch hierbei überall ein höheres Glied der Verkettung nicht übersehen. — Wie das neu entstehende Einzelleben ein schon vorhandenes und gewordenes Leben seiner Art voraussetzen läßt, von welchem es auf dem Wege der Erzeugung ausgehet; so läßt auch das Entstehen des vermittelnden Trägers der äußeren, gestaltenden Einflüsse im Leibe das Daseyn eines schon vorhandenen Trägers dieser allgemeinen Lebens=Einflüsse voraussetzen: der lebende Einzelleib einen allgemeinen Gegenleib, wie die Erde, nach der Lehre der Pythagoräer, eine Gegenerde (§. 5). Dieser allgemeine Träger und

Mittelpunkt der gestaltenden Lebenseinflüsse ist zunächst die Atmosphäre. In ihr finden sich nicht bloß alle die vier zur Gasform geneigten Stoffe, aus denen der thierisch-menschliche Leib gestaltet ist; sondern, außer dem schon gebildeten Wasser, auch die festeren Grundstoffe unsers Körpers, selbst, wie dieß das Entstehen der meteorischen Steinmassen bezeuget, das Eisen. Vor allem aber ist die atmosphärische Luft, wie dieß die bald entstehenden, bald wieder vergehenden Meteore der verschiedensten Arten und die Wechsel der Witterung verrathen, ein von kosmischen Einwirkungen beständig bewegtes Meer.

Wir lernten schon früher in dem Sauerstoffgas oder der Lebensluft den Stoff kennen, welcher den Schlüssel zu allen Gestaltungen der unorganischen Natur in sich trägt. Wo sich das flüchtigste Element der Erde, das Wasserstoffgas, entbindet, wird es alsbald durch den sich mit ihm vereinenden Sauerstoff zur tropfbar flüssigen Form des Wassers; die flüchtige metallische Grundlage der Erden, zur festeren Gestalt zurückgeführt. Die Säuren, und in ihnen zuletzt das Oxygengas sind es, welche die Art der Krystallform bestimmen.

In dieser seiner gestaltenden, der Leiblichkeit ihre besondere Haltung gebenden Eigenschaft lernen wir die Lebensluft der Atmosphäre auch bei dem Vorgang des Athmens und seinen Einwirkungen auf den lebenden thierischen Leib kennen.

So scheint sich zuerst da, wo die Luft beim Athmen ans Blut tritt, der Hauptbestandtheil des gestalteten Fleisches, der Faserstoff, zu erzeugen. Er, der Anfang der einen Grundrichtung des thierischen Lebens: jener des willkürlichen Bewegens, entstehet hier nach demselben Gesetz, nach welchem die Vereinigung der beiden Gegensätze (eines oberen und eines unteren) überall in der Natur Bewegung wecket und Bewegungsfähigkeit. Wir werden dieses Gesetz weiter hernach, im §. 15, noch etwas näher betrachten. Es erinnert an die alte Lehre von einer Fuga vacui in der Natur. Denn eben so wie die atmosphärische Luft in die Zwischenräume eines Körpers eindringet, aus denen die vorhin da enthaltene Flüssigkeit gewichen ist, so dringen überall in unsre Sichtbarkeit belebende Kräfte einer oberen, unsichtbaren Region ein, sobald die jenen Kräften entgegengesetzten Bande der Schwere (m. vergl. §. 2) irgendwo ge-

löst oder auch nur erschüttert werden. Es bedarf nur eines leisen Hinbewegens der Körper vom Boden, dem Zuge der Schwere entgegen, oder eines reibenden Gegeneinanderbewegens derselben, und sogleich ist die Elektricität da oder die Wärme. Und wo endlich aus dem Verband der allgemeinen Schwere selbstständig jene eigenthümliche Anziehung der Gegensätze sich erhebt, welche wir die chemische nennen, da zeigt sich das lebendige Bewegen der leuchtenden Flamme.

Nach demselben Gesetz bildet sich dann auch da, wo die beiden Hauptgegensätze, aus deren Verbindung der thierisch-menschliche Leib besteht, zur Vereinigung streben und gelangen, das rastlos bewegte Herz. Dieses gleichet einem zur leiblichen Gestaltung gewordenen Funken, welcher aus den elektrischen Körpern hervorbricht, wenn diese einander sich nähern; es ist das erste Werk des sichtbar werdenden, leiblichen Lebens, und in ihm spiegelt sich das Hauptgeschäft dieses Lebens: nehmen und geben, empfangen und zeugen, sammlen und zerstreuen, wie in einem vereinenden Brennpunkte ab.

Die Bestimmung des Herzens und seiner beständigen Bewegung ist übrigens noch eine andre, welche hier nur noch vorläufig angedeutet werden kann. Es vereinen und durchdringen sich die Gegensätze in der Natur vollkommner, inniger und leichter, wenn die Heftigkeit der wechselseitigen (gleichsam elektrischen) Spannung vermindert, nach einem älteren von Winterl gebrauchten Ausdrucke: abgestumpft ist. Der zu seiner größten Reinheit im Demant gesteigerte Kohlenstoff verbindet sich nur äußerst schwer und bei sehr großer Hitze mit dem Sauerstoffgas der Luft; der minder reine, in der gemeinen Kohle, ungleich leichter. Den Vorgängen der stillen, aber innigeren chemisch-organischen Verbindung der Elemente gehet als niedere Entwicklungsstufe, bei den schroffer geschiedenen Gegensätzen der laute Schall, der elektrische Blitz und die zerstörende Flamme voraus. Schon bei der Annäherung zweier Körper mit entgegengesetzter elektrischer Spannung, wenn diese eine etwas heftige ist, bricht der Funke hervor, und ihm folget erst die eigentliche, unmittelbare Berührung der sich anziehenden Flächen. So erscheint denn auch das Herz, da wo das gestaltende Element dem gestaltbaren und umgekehrt dieses

jenem sich nähert, als ein vermittlendes Zwischenglied, welches durch seine rastlose Bewegung die erste Heftigkeit des Anstrebens zur Vermischung der beiden Regionen auf sich und hinwegnimmt, und nun das zur Luftform strebende Blut schon luftverwandter in die Lungen, das zur festen Gestaltung hinabsinkende, schon befreundeter mit dem Wesen des Fleisches, weiter sendet. Daher dient auch nicht das beim Kreislauf die Lunge und das Herz durchströmende Blut zur Ernährung der Lunge und des Herzens; sondern diese Ernährung geschiehet durch anderweitige, eigenthümliche Gefäße, welche neuerdings erst wieder (mittelbar) aus dem Herzen hervorgehen und die Lebensflüssigkeit schon in jenem entspannteren, angeeigneteren Zustande in sich führen, welchen dieselbe im Herzen empfängt.

Es bestehet denn schon die erste und gleichsam elementare Aeußerung des Lebens in einer auf- und niedersteigenden Bewegung, in einem Vorgang der beständigen Ueberkleidung und Entkleidung. Dieser Vorgang, immer höher und weiter gesteigert, wird sich uns später auch in der Region des Seelen-, ja des Geisteslebens im Menschen zeigen, denn er ist es, worauf alles Leben der Creatur sich gründet.

Zwei Arten von Gefäßsystemen sind es eigentlich, durch welche im lebenden thierischen Leibe der beständige Kreislauf der Elemente gehet. Das erste ist die Luftröhre, welche mit ihren tausendfältigen Verästel- und Verzweigungen die zelligen Lungen bildet, und in welche die Luft eingehet, um hier leiblich (zu Blute) zu werden, so wie durch eben dieses Gefäßsystem der Luft das Blut beim Ausathmen entkleidet, — zur Luft — wird. Das andre Gefäßsystem ist das eigentlich sogenannte der Arterien und Venen. Durch die ersteren wird das in der Lunge, aus dem Nahrungsstoffe und der Luft erneute, umgewandelte Blut hinabgeführt, zu dem festen Gebilde des Leibes, dessen Form und Wesen es übernimmt. Einer solchen neuen Gestaltung und Bildung stehet aber ein Abscheiden und Auflösen der Körpermasse gegenüber, wodurch diese wieder zu dem wird, woraus sie genommen war: zu einem Blute, jedoch andrer Art und Richtung als das Blut der Arterien: zum Venenblute. Die Entstehung dieses letzteren gleichet der Verwandlung der festen oder flüssigen Körper in die Form der

aufwärtssteigenden Dämpfe; sie ist ein Zurückkehren der Elemente des Leibes zur Luftform. Das (leichtere) Venenblut führet in seiner schleimig wässerigen, an Faserstoff ärmeren Masse eine Menge von Kohlensäure und Stickstoff, welche beide so leicht gebunden sind, daß sie von selber, wenigstens zum Theil, aus dem der Ader entflossenen, mithin vom lebenden Leibe getrennten Blute entweichen. Wir hauchen beim Ausathmen eben so viel Sauerstoff, der sich mit Kohle zur Kohlensäure gestaltet, und eben so viel Stickgas aus, als wir beim Einathmen ins Blut aufnehmen.

Bei der Kohlensäure des Odems ist es bereits anerkannt, daß sie nicht erst in der Lunge, beim Athmen, aus der Kohle die im Blute war und aus dem eben eingezogenen Oxygen der Luft sich gebildet habe, sondern daß sie schon, durch jenen Vorgang gebildet und entstanden, wodurch das Arterienblut zum venösen wird, in diesem letzteren vorhanden gewesen. Auch der Stickstoff, den wir ausathmen, scheint nicht ganz derselbe, den wir einathmeten, sondern ein kleiner Theil dieses letzteren, mit zum Faserstoff gestaltet, gehet hinabwärts zum Leibe. Statt seiner aber kehret aus der Auflösung der festeren Masse des Leibes eben so viel Stickstoff wieder zur Luftform zurück, als etwa, neugebunden, im Blute bleibt. Dieses beweiset schon jene Beobachtung, nach welcher Kaninchen, die man ein Luftgemisch aus Wasserstoff- und Sauerstoffgas einathmen lassen, Stickgas in bedeutender Menge und „lange Zeit hindurch“ von sich athmeten.

Nicht ohne weitere Bedeutung ist gerade hierbei jenes Gleichgewicht, in welchem die atmosphärischen Elemente des Leibes mit jenen der gewöhnlichen äußeren Luft beim Athmen sich erhalten. An eine umgebende Luft, welche gar kein Stickgas enthält, wird, so sahen wir eben, Stickgas abgegeben und dieselbe hierdurch dem gewöhnlichen Mischungsverhältniß genähert. Dagegen wird von dem Stickgas, das in größerer als der gewöhnlichen Menge in der umgebenden Luft ist, ein Theil im Leibe zurückbehalten und alsdann weniger davon aus- als eingeathmet. Auch die Menge der ausgeathmeten Kohlensäure stehet in einiger Beziehung auf Tageszeit und den Zustand der umgebenden Luft, mehr aber noch auf den innren des athmen-

den Wesens. Denn wir hauchen im Allgemeinen am meisten Kohlensäure aus in den Mittagsstunden von 11 bis 2; am wenigsten um Mitternacht. Wir athmen aber auch ungleich mehr Kohlensäure aus, wenn Leib und Seele fröhlich bewegt sind, als in trauriger Stimmung oder träger Ruhe. Es ist überhaupt, selbst bei einem und demselben Menschen, die Menge jener Luftart im Odem zu verschiedenen Zeiten so verschieden, daß weder das eine im Allgemeinen angenommene Maß von 3 Pfunden, welche täglich ausgehaucht werden sollen, noch jene andre Schätzung, nach welcher die ausgeathmete Luft im Mittel 6⅕ Procent Kohlensäure enthalten soll, als etwas Sicheres und Beständiges gelten können. Denn die letztere Menge wechselt nach verschiedenen Beobachtungen von 3⅓ bis 13 Procenten.

Erfüllt von allen kosmischen Kräften, durch welche sich ein allgemeines Leben in der Natur offenbar machet, gehet denn jene innre, zum Leibe gewordne Atmosphäre als belebender und auflösender Strom zu den Theilen. Sie alle, nur die Oberhaut, Nägel und der Schmelz der Zähne ausgenommen, empfangen das Arterienblut in seiner eigentlichen Form, denn nur dieses, nicht das Venenblut, macht das Fortdauern der willkürlichen Bewegung des Muskels, ja selbst die Lebensthätigkeit des Gehirns möglich, und beide ersterben, wenn sie statt des Arterienblutes nur das venöse, dunkle empfangen.

Uebrigens ist es nicht allein das Eindringen des Oxygens in die Blutmasse und das Zugegenseyn von jenem, was dem Arterienblut seine eigenthümliche Kraft gibt; es ist nicht bloß das Entziehen des Faserstoffes und des Oxygens bei der Bildung und Ernährung der Theile, wodurch das Arterienblut zum Venenblute wird; sondern vor allem der herrschende, allbewirkende Einfluß der Nerven. Das Verletzen der Lungennerven machet dem Athem, das Durchschneiden der Nerven die zu einem Gliede gehen, machet der Blutwandlung und hiermit dem Blutumlauf in diesem Organ bald ein Ende; bei vielen Thieren gehet nur ein geringer Theil der Blutmasse durch die Athmungsorgane, und schon diese theilweise, unvollkommene Berührung erreichet den gewohnten Zweck; in der Milz wird das Arterienblut, ohne eine verhältnißmäßige Entziehung seines charakteristischen Antheiles, in Venenblut umgewandelt. In den meisten Fällen

hört jedoch das Blut, da wo es unter dem allbewirkenden Einfluß des Nerven zu den Theilen tritt, auf, als Blut zu seyn, denn es wird zum Theil hier zur Lymphe, zum Theil zur Substanz des Theiles, in welchen es kam. Die Substanz aber, welche eben noch die neu überkleidete Region der Leiblichkeit bildete, löſ't sich ihrerseits zu einem Flüssigen auf, welches, vereint mit dem Ueberrest des eingeströmten Blutes, von einer Mittelgattung der Adern: den Lymphgefäßen und Saug-Adern, öfters jedoch auch von den Venen unmittelbar aufgenommen wird.

Das Venenblut empfängt, außer der flüssig gewordenen, umgestalteten Masse der Theile, auch noch die aus der Nahrung im Darmcanal bereitete und durch die äußere Haut eingesogene Flüssigkeit, und führt seine Blutmasse ohne bedeutenden Verlust aus allen seinen Gefäßverzweigungen nach dem Herzen zurück. Es ist daher mehr Venen-, denn Arterienblut im Körper, und die der Dampfform nähere, ausgedehntere Beschaffenheit des ersteren ist der Grund, weßhalb die Stämme und Zweige des Venensystems im Ganzen an Weite (Umfang) sich zu den Arterien wie etwa neun zu vier verhalten. Es wird übrigens auch in den dünnhäutigen, inwendig mit einer Art von Klappen versehenen Venen, obgleich undeutlicher, jene Triplicität der übereinander gefügten Lagen bemerkt, welche die Arterienhäute auszeichnet: eine äußerste, aus verdichtetem Zellgewebe, eine mittlere, aus kreis- und zum Theil spiralfömigen elastischen Fasern gebildete, endlich eine dritte dünne, von derselben Beschaffenheit wie jene, welche das Innre des Herzens auskleidet.

Die Blutmenge des ausgewachsenen Menschenleibes wird auf den siebenten Theil seines gesammten Gewichtes geschätzt. Dieser so ansehnliche, leichtbewegliche Theil der Leibesmasse wird in der mittleren, kräftigsten Zeit des Lebens in jeder Minute durch etwa 70 Bewegungen des Herzens (Pulsschläge) und 18 Athemzüge in Bewegung erhalten; doch ist jene Zahl der Bewegungen in dem neugebornen Kinde gerade die doppelte. So sind es Tausende von Millionen Malen, daß das Herz im kurzen Menschenleben sich bewegt und der Athem aus- und eingehet. Unwichtig und bedeutungslos zwar, wie die Zahl der Haare auf dem Haupte, scheinet die Summe dieser Wellen des

lebendigen Bächleins in unsrem Innren. Aber es regt diese Wogen ein allgemeiner, durch alles Lebendige wehender Odem auf, und das Gesetz seiner Zeiten und Stunden ist es, welches selbst in diesem leisen Spiel der Schwingungen eines vom Leben überkleideten Wassertröpfleins erkannt wird.

Erläuternde Bemerkungen. Die Bemerkungen zu dem vorstehenden §., welche den Inhalt desselben mit dem weiteren Verlauf dieser Untersuchungen verbinden sollen, sind von so verschiedner Art, daß wir sie hiernach, zur Erleichterung der Uebersicht, in mehrere Abtheilungen sondern.

Historisches. Schon der einfältigsten Beobachtung der lebenden Natur hatten sich die Bemerkungen aufdringen müssen, welche Aristoteles macht, daß das Herz, dieses Thier im Thiere (Ar. de part. anim. L. III, c. 4), unter allen Theilen des Leibes zuerst thätig sey und zuletzt sterbe (de gen. animal. L. II, c. 6). Das Herz erscheint deßhalb als der Sitz der lebenden Seele (Diog. Apollon. ap. Plut. de plac. Philos. IV, 5, und so noch bei Origen. Comment. in Johann. VI, 22, ed. Paris. T. IV, p. 137); und zwar nicht allein jener Kraft des Mitwerdens (φύσις) oder Wachsens, welche das Thier mit dem Gewächs gemein hat (Ar. de juv. et senect. c. 2; hist. anim. L. III, c. 4), sondern auch der Bewegung und Empfindung (de part. anim. L. II, c. 1), so wie der Gefühle der Freude und des Schmerzens (ib. L. III, c. 4). Dieser Anfang des Werdens (ἀρχὴ τῆς φύσεως de gen. anim. II, 4) wird daher zuerst gebildet (ib. c. 6), wie der Grund eines Gebäudes, oder der Kiel des Schiffes (Phil. SS. Leg. All. II, 1087, ed. Mang. I, 67). Es ist der heimathliche Herd, auf welchem, verwahrt wie in fester Burg, das Feuer des Lebens ernährt wird (Ar. de part. animal. L. III, c. 7); denn von ihm, dem heißesten Theile des Lebens (de sens. et sensili, c. 3), gehet die Wärme aus (de part. anim. III, 7), welche bei dem Hauptgeschäft der Seele: zu ernähren und zu bewegen, ein so nothwendiges Erforderniß ist (ib.), daß der Tod hauptsächlich durch das Erlöschen der Wärme entstehet (de respirat. c. 18; Problem. Sect. XIV, 9). Diese Vorstellung von der Bedeutung des Herzens als Quell des Lebens: als eines Sitzes der begehrenden (Genes. VI, 5; Ps. 119, 36), so wie der verständigen Seele (Exod. 31, 6), erscheint so altbegründet, daß selbst Frisch unser deutsches Wort Leben von dem hebräischen Namen des Herzens (לב) herleitet (deutsch-lat. Wörterbuch s. v. Leben).

Was aber das Alterthum hier vom Herzen sagt, das wird von ihm anderwärts auch auf das Blut und zuletzt auf die Luft übergetragen. Des Leibes Leben ist im Blut (Levitic. c. 7, 10 u. 11; m. vergl. hiermit die Lehre des Empedokles in Jul. Polluc. onomast. L. II, S. 226, p. 262; Cic. Tusc. I, 9); ja dieses wird von Kritias (Arist. de anim. L. I, c. 2) als Seele überhaupt betrachtet, während es nach Andren nur als die Seele des niederen Lebens (Phil. quis. rer. div. sit haeres 489, ed. Mang. I, 481; deter. potior. insid. 170 ed. M. 207) erscheint, welchem das Wesen des sinnlich empfindenden Vermögens der Seele inwohnet (Fragm. de anim. et ment. ed. Mang. II, 668). Das Blut, dessen rothe Farbe schon nach Plato eine Wirkung des inwohnenden lebendigen Feuers ist (Tim. 493, 494 seqq.; Galen. de Hippocr. et Plut. plac. L. VIII, c. 5, ed. Kühn V, 680 seqq.), ist nicht bloß ein Nahrungsmittel des Leibes (Ar. de part. anim. II, 3), sondern nach Pythagoras selbst Nahrung der Seele (Diog. Laërt. L. VIII, S. 30).

Das Blut, welches im Herzen noch vor dem übrigen Leibe bereitet wird, ist selber die Ursache der pulsirenden Bewegungen der Adern (Ar. hist. anim. III, c. 19).

Aber das Lebensprincip (ζωτικὸν), welches dem Blut der Adern inwohnet (Phil. de execrat. 933, ed. Mang. II, 432), kommt ursprünglich aus der Luft (id. de virt. et legat. ad Caj. 1009, ed. Mang. II, 563). Dieses Lebensprincip der Luft gehet nach der Lehre der Pythagoräer von oben, von dem Quell der Wärme und des Lebens, dem Aether aus, von welchem auch das Lebensprincip des thierischen Leibes herstammet (Diog. Laërt. L. VIII, S. 26, 27, 28). Es ist, wie die Seele selber, voll erkennender Kraft (Diog. Apoll. ap. Simpl. Phys. fol. 33 A; m. vergl. Anarimenes bei Stob. eclog. I, p. 36); nur durch die beständige Verbindung mit ihm, beim Athmen, besteht das Leben der beseelten Wesen (Simpl. fol. 32, b; Arist. de respirat. c. 21). Beim Athmen dringt der Lufthauch (τὸ πνεῦμα) aus der Lunge mittelst besonderer Canäle in das Herz (Arist. hist. anim. L. I, c. 17), dessen Zusammenziehung (Schlag) von dem Eindringen der Lebensflüssigkeit erzeugt wird (de respirat c. 20). Mit dem Blute vertheilt sich hierauf das belebende, geistige Princip der Luft durch den ganzen Körper (Diog. Apollon. ap. Simpl. Phys. fol. 32, 33). Verwandt mit den später zu erwähnenden Ansichten der neueren Zeit ist dann die des Aristoteles (de gener. anim. L. II, c. 1), daß durch das Vorhandenseyn der Lunge die Lebenswärme begründet werde, und daß diese Wärme desto höher sich steigere, je vollkommner die Lunge gebildet sey: obwohl der moderne Gedanke an einen „Verbrennungsproceß," durch welchen die Lunge zu einem mit Gas geheizten Ofen wird, hierbei dem Alterthum so fern lag, daß dasselbe vielmehr als einen Hauptnutzen des Athmens die Milderung des Lebensfeuers im Blute (Arist. de respirat. c. 8), oder in den Eingeweiden überhaupt (Phil. legat. ad. Caj. 1010, ed. Mang. II, 563) angab.

Das offenkundigste und allgemeinste Wunder des thierischen Lebens: der Kreislauf des Blutes, blieb dem Alterthum, und selbst der späteren Zeit, bis auf Harvęus Entdeckung verborgen. Daß jene Gefäße (ἀγγεῖα) des Blutes, welche durch ihre blaue Farbe oder durch ihr Hervorschwellen über die Oberfläche der Haut dem Auge, besonders bei dem Menschen, sich so bemerkbar machen (die Blutadern im engeren Sinne), bestimmt seyen das Blut aus den Theilen zurückzuführen nach dem Herzen, während dasselbe durch die tiefer gelegenen Pulsadern, welche man, wo man sie gegen den festen Knochen drückt, deutlich schlagen (pulsiren) fühlt, vom Herzen hinauswärts strömt nach den Theilen, war selbst noch der Galenischen Schule gänzlich unbekannt. Adern, (φλέβες, venae) hießen dem Hippokrates alle blutführenden Gefäße überhaupt, und das wenigstens aus seiner Schule hervorgegangene Buch über die menschliche Natur läßt uns die angeblichen vier Hauptgefäß-Paare des Leibes nicht einmal in ihrer nothwendigen Verbindung mit dem Herzen sehen. Denn das erste Paar, im Nacken entspringend, endigt auswärts, das zweite, mitten am Kopf entstehend, welches die Drosseladern bildet, endigt inwärts an der Sohle das Fußes; das dritte, an den Schläfen entspringend, endigt im Mastdarm, verläuft aber auf seinem Wege durch die Eingeweide der Brust; das vierte, das an der Stirn beginnt, geht zuerst durch die Lungen nach den Armen, bis zu den Fingern, wendet sich aber dann wieder nach den innern und mittlern Theilen des Leibes zurück. Aehnliche Ansichten über den Verlauf der Lebervene (ἡπατῖτις) und der Milzvene (σπληνῖτις) hatte nach Aristoteles Zeugniß (hist. anim. III, 2) Diogenes von Apollonia aufgestellt. Aristoteles selber (hierin dem Hippokrates folgend) nennt in seinen meisten

Schriften nur die Luftröhre Arterie (ἀρτηρία); die große Stamm-Schlagader, welche aus der linken Herzkammer entspringt, unterscheidet er zwar wegen ihres dickhäutigen sennigen Baues mit dem besondern Namen der Aorta (ἀορτή; hist. anim. III, 3); sie ist ihm jedoch eben sowohl eine Blutader als der große Stamm der Hohlvene, welche als große Ader (μεγάλη φλέψ) bezeichnet wird. Erst in einem vielleicht später oder sogar von andrer Hand geschriebenen Buche des großen Forschers werden die beiden Arten der Gefäße: Arterien und Venen, unterschieden, ihr Verlauf neben einander zum Theil beschrieben und die später lange herrschend gebliebene Ansicht aufgestellt, daß die Arterien Luft enthalten (Arist. de spirit. c. 5). In jedem Falle war doch durch Aristoteles der Ursprung der Blutgefäße aus dem Herzen und der Wechselverkehr der Lunge, beim Athmen, mit dem Geschäft des Herzens (welches beides Plato im Tim. p. 492, 500 schon geahndet hatte) deutlich dargethan und hierdurch der rechte Grund zu der Kenntniß des Kreislaufes gelegt worden. Auf diesen Grund baute Erasistratus weiter. Die Arterien sind nach seiner Lehre, welche wir bei Galen (de usu respirat. p. 159; de different. puls. L. IV, c. 2, ed. Kühn. VIII, 703 seqq.) entwickelt finden, eine ganz andere Art von Gefäßen als die Venen. Die letzteren nur führen Blut, mit Ausnahme der Lungenvene, welche den belebenden Lufthauch (das πνεῦμα ζωτικόν) aus den Lungen nach dem Herzen bringt und hierin also schon die Bestimmung einer Arterie hat. Denn die Arterien sind nicht sowohl mit Blut als mit Geist angefüllt, welcher durch die äußere Luft (beim Athmen) seine gesunde Mischung (σωτήριον κρᾶσιν) empfängt (Phil. de execrat. 933, ed. Mang. II, 432). Es blieb dieß auch im Ganzen die Lehre Galens und seiner Schule. Die Blutadern entspringen aus der Leber, die Arterien aus dem Herzen (Galen. de us. part. L. XVI, c. 13, 14, ed. Kühn. IV, 338 seqq.), und jeder Arterie ist eine Vene vermählt. Doch enthalten die Arterien nicht bloße Luft, sondern nur ein feineres, reineres und luftigeres Blut als die Venen (ib. L. VI, c. 16 u. 17, ed. Kühn. III, p. 487 seqq.). Die Arterien empfangen das Blut, welches zur Nahrung ihres Lebensgeistes dient, aus den Venen und theilen dagegen diesen von ihrer inwohnenden Wärme und ihrem Lebensgeiste mit; vom Herzen ausgehend ist die Bewegung der pulsirenden Arterie rhythmisch und harmonisch (Nemes. de natur. hom. c. 24, ed. Matthiae, p. 240). Allen diesen Ansichten des Alterthums lag noch immer der Irrthum zu Grunde, daß das Blut in den Venen eben so wie in den Arterien von innen nach außen, nach den Theilen hin geführt werde, obgleich bei der Galenischen Annahme des Ursprunges der Hohlvene aus der Leber, und schon bei der Annahme des (angeblich) Aristotelischen Buches de spiritu, c. 5, daß ein Aufsaugen der Nahrung in den Eingeweiden durch Venen (freilich auch durch Arterien) geschehe, noch eine aufwärts gehende Bewegung des Blutes wenigstens in einigen Venen vorausgesetzt war. Als jedoch die Klappen in den Venen, welche offenbar dazu bestimmt sind, die Bewegung des Blutes von außen nach innen, von den Theilen nach dem Herzen zu begünstigen und die Bewegung in umgekehrter Richtung zu hemmen, in dieser ihrer Bestimmung zuerst von Berengar (Prof. zu Bologna von 1502 bis 1527) an einigen Punkten anerkannt worden, und als Fabricius von Aquapendente im Jahr 1574 diese Klappen bei den meisten Venen des Körpers aufgefunden und beschrieben hatte, schien allerdings der Weg zur Entdeckung des wahren Kreislaufes gebahnt. Den sogenannten kleinen Kreislauf, aus der rechten Herzkammer in die Lungen und aus diesen zurück nach dem linken Herzohr und der Aortenkammer hatte auch wirklich schon Michael Serveto im J. 1553 deutlich erwiesen (Restitut. Chri-

stianism. L. V), während man vor ihm und noch zu seiner Zeit in großer Allgemeinheit, ein Durchschwitzen des Blutes durch die Scheidewand des Herzens, aus der rechten in die linke Kammer annahm (denn das Blut, das durch die Lungenarterien ausströme, diene bloß zur Ernährung der Lungen; m. vergl. Andr. Lacun. anat. method. p. 37). Die Entdeckung des eigentlichen und ganzen Vorganges des Kreislaufes war jedoch erst dem großen Engländer Wilhelm Harvey aus Falkston (geb. 1578, gest. 1657) vorbehalten, welcher durch siebzehnjährige gründliche Forschung hierüber sicher geworden, zuerst im Jahre 1619 die Rückkehr des Blutes durch die Venen und zuletzt durch den großen Stamm der Hohlvene in die rechte Herzkammer lehrte, so wie das Ausströmen aus dieser nach den Lungen, von hier zurück nach der linken Herzkammer, welche dann das neu belebte Blut durch die Arterien nach allen Theilen sendet. Um diese Zeit wurde zugleich ein herrschendes Vorurtheil, dem selbst Thom. Bartholin noch angehangen: das Vorurtheil, daß die beim Athmen in die Lungen dringende Luft, durch Poren, die sich in der Lunge fänden, zur Brusthöhle dränge, von dem römischen Arzt Joh. Faber (im J. 1624) unmittelbar durch Versuche widerlegt. Die Lehre vom Kreislauf, welche W. Rolfink schon seit 1630, Ren. Cartesius seit 1637 in Deutschland und Frankreich vertheidigt hatten, wurde nun durch die von Christoph Wren im Jahr 1657 veranlaßten Versuche mit der Infusion und Transfusion von Flüssigkeiten oder von dem Blut eines andern lebenden Thieres in die Venen, auf eine unwidersprechliche Weise bestätigt. Den Uebergang des belebenden (nitrösen) Princips der Luft, das auch im Wasser enthalten sey, beim Athmen, in das Blut der Lungen oder Kiemen behauptete Georg Ent (Opp. p. 23 ed. 1687), und seit 1654 schon die oben erwähnten englischen Aerzte Radulph Bathurst (Life of Rad. Bath. by Thom. Warton p. 70) und Nath. Henshaw (Sprat's histor. of the roy. soc. p. 264). Eine der Wahrheit ganz nahe kommende Theorie des Athmungsprocesses gab hierauf im J. 1668 Joh. Mayow (Opp. p. 95), welcher die Nothwendigkeit der Einwirkungen des salpeterluftigen Theiles der Atmosphäre eben sowohl für die Unterhaltung der Flamme eines brennenden Körpers als des thierischen Lebens anerkannte. Doch haben wir schon oben (S. 73) als den eigentlichen Entdecker der wahren Theorie des Athmens den Engländer Jos. Priestley kennen gelernt, welcher seit dem Jahr 1770 die Bildung der Kohlensäure beim Athmen beschrieb, indem hierbei die eingeathmete dephlogistisirte Luft auch durch die Haut der Lungenzellen hindurch aufs Blut wirke.

Wir gehen nun auf andre erläuternde Bem. zu dem Inhalt des vorstehenden §. über, indem wir die Organe der Blutführung, der Blutbereitung und der Blutbelebung, so wie die Wechselbeziehung der drei Arten von Flüssigkeiten, welche jenen Organen angehören: das Blut, die Lymphe und die eingeathmete Luft genau betrachten.

Die Brusthöhle (κοιλότης τοῦ θώραχος, beschrieben bei Galen de us. part. L. VI, c. 2, 3, ed. Kühn. III, p. 411 seqq.). Diese, welche die wichtigsten Organe des Athmens und Blutumlaufes umfasset, wird nach außen umschlossen durch die Wirbelsäule (ῥάχις), die Rippen (πλευραί) und Brustknorpel (τὰ στέρνα), nach oben aber durch die Schlüsselbeine (κλεῖς) begränzt. Von der Unterleibshöhle und den in ihr enthaltenen Eingeweiden ist die Brusthöhle beim Menschen und bei den Säugthieren durch das Zwerchfell (φρένες oder διάζωμα τοῦ θώραχος, Ar. hist. an. I, c. 17) geschieden, welches aus acht von den Lendenwirbeln und ihren Bändern entspringenden, zipfelförmigen Muskeln und ihrer gemeinsamen Sennenhaut gebildet wird. Wenn man die Brusthöhle durch Ablösen des Brustbeinknorpels oder Sternums von

den knorplichten Enden der Rippen öffnet und das Sternum vorsichtig von dem Zellgewebe ablöset, womit es nach innen lose verwachsen ist, sieht man das festhäutige Brustfell oder Rippenfell ((ὑμὴν πλευρίτης, auch πλευρὰ), welches in Gestalt von zwei Säcken, die keine innre Gemeinschaft unter einander haben (Galen. l. c. c. 4), die Lungen der rechten und der linken Seite umkleidet und nach innen, da wo die Gefäße in die Lungen münden, in der Haut der Lungen selber sich fortsetzt. Der innre Raum-Inhalt der beiden Säcke zusammen beträgt bei einem erwachsenen Manne (nach dem Ausathmen, am todten Körper) über 100 Cubikzoll (Sömmering v. B. d. m. K. V, 2, S. 5), und dieser Raum wird von den Lungen ausgefüllt. Diese die Lungen (πνεύμονες, Galen. de us. part. L. VII, c. 1, 2, ed. Kühn. III, 516) sind in mehrere Lappen (λοβοὶ) getheilt, und zwar die der rechten Seite gewöhnlich in drei, jene der linken in zwei. In ihrem Innern bestehet die Lunge aus Luftzellchen, deren jedes, wenn es aufgeblasen worden, etwa 1/8 Linie groß ist und welche durch Zellgewebe zu kleinen Häufchen, diese zu Läppchen, diese endlich zu den größern Lappen verbunden sind. Die Luftzellchen, auf deren zarte Haut die zarten Gewebe der Lungenarterie, aus denen die Lungenvenen sich entwickeln, erkannt werden, sind die letzten Enden der Verzweigungen der Luftröhre (τραχεῖα ἀρτηρία oder βρόγχος), von welcher im §. 16 die Rede seyn wird. Die beiden Säcke des Brustfells sind nach unten und vornen, wo das Herz zwischen ihnen liegt, weiter von einander entfernt; nach oben und vornen, über dem Herzbeutel, nähern sie sich einander und sind hier durch lockres Zellgewebe verbunden. Es liegt indeß auch nach oben und vorn ein drüsiges Organ, die Thymus genannt (θύμος, auch θύμον, erwähnt bei Galen. de usu part. L. VI, c. 4), nach hinten der Schlund und mit ihm der niedersteigende Stamm der Aorta in dem Zwischenraum oder Mediastinum (man vergl. Pseudo-Galen. anat. vivor. — an. pulm.) der Lungensäcke. Von diesen zwischenliegenden Organen betrachten wir zuerst:

Das Herz (καρδία, kunstgerecht beschrieben von Galen de anat. admin. L. VII, c. 3, 9, ed. Bas. Kühn. II, 595, 615). Wenn Galen (l. c. c. 4) sagt: so (καρδία, κέαρ) wird dieses pulsirende Eingeweide allgemein genannt, hat er allerdings für die vorzüglichsten Sprachen der alten Welt vollkommen recht, denn so wie das lateinische cor stammt auch das deutsche Wort Herz, wie das griechisch-paphische Wort κορζία (statt καρδία) erweiset, mit jenem Wort aus gemeinsamer Wurzel. Die zarte Haut, welche das Herz äußerlich umkleidet, schlägt sich beim Ursprung der Gefäße noch einmal zurück und bildet so, auf ähnliche Weise wie die Rippenfelle die Lungensäcke, den Herzbeutel (περικάρδιον, bei Pseudo-Galenus θήκη τῆς καρδίας). Eine mittlere Scheidewand (μέσον διάφραγμα de us. part. VI, c. 17) theilt die Höhlungen des Herzens in eine rechte und zugleich mehr äußere, vordere, und in eine linke Hälfte (δεξιὰ κοιλία und ἀριστερὰ κοιλία), davon jede wieder aus einer Vorkammer (atrium) und einer eigentlichen Kammer (ventriculus) besteht. Die Vorkammern sind eigentlich nur sackförmige Erweiterungen der am Herzen endigenden Venen, und an diesen Venensäcken finden sich als blinde Anhänge die sogenannten Herzohren (ὦτα τῆς καρδίας). Eine dünne Stelle an der Scheidewand, welche die Vorkammern trennt (die eiförmige Grube), bezeichnet den Punkt, an welchem im ungebornen Kinde das Blut, welches zumeist aus der untern Hohlvene kommt, und welchem das (arteriöse) Blut des Mutterkuchens beigemischt ist, sogleich aus der rechten Vorkammer in die linke übergehen und von hier durch die linke Herzkammer und die Aorta von neuem in dem Körper circuliren konnte, ohne erst den Weg durch die Lungen zu machen. Die

Wände der eigentlichen, zum Fortstoßen des Blutes in die Arterien bestimmten Herzkammern, besonders jene der linken, sind stark musculös; die Scheidewand zwischen beiden ist nach der rechten Kammer hin etwas convex; im Innern des Herzens zeigen sich (als sogenannte fleischige Balken, trabes carneae) die mannichfach an einander gefügten, meist in sennige Endchen ausgehenden Muskeln. — Das Herz des erwachsenen Menschen wiegt von 20 Loth bis 1 Pfund 8 Loth.

Die Blutgefäße, welche zum und aus dem Herzen gehen, fallen auch dem ungeübtesten Zergliederer leicht in die Augen. Selbst nach dem Tode noch gefüllt mit dunkelfarbigem Blute, dünnhäutiger als die Arterien, zeigen sich die Stämme der großen oder der Hohlvene (als μεγίστη oder auch κοίλη φλέψ, beschrieben bei Galen de venar. dissert. c. 2 seqq. ed. Kühn. II, p. 786), durch welche sich das aus den Theilen des Leibes zurückkehrende, venöse Blut in die rechte Vorkammer oder den Hohlvenensack, von hier aber weiter durch die sehr augenfällige, dreizipfelige Klappe (als ὑμένες τριγλώχινας, im Plural benannten sie die älteren Zergliederer nach Galen. anat. admin. L. VII, c. 9, ed. Kühn II, 617) in die rechte Herzkammer ergießt. Die Hohlvene ist in zwei Hauptstämme, einen oberen und einen unteren, getheilt. Der letztere führt unmittelbar das Blut der unteren Extremitäten und des Rumpfes, so wie der Harn= und Geschlechtswerkzeuge, mittelbar aber durch das Pfortadersystem der Leber (πύλαι τοῦ ἥπατος, Arist. hist. anim. I, c. 17) das Blut der Verdauungsorgane zum Herzen, weßhalb sie bei den Hippokratikern ἡπατῖτις hieß (Galen. de Hippocr. et Galen. plac. VIII, c. 1). Die obere Hohlvene nimmt das Blut aus den inneren und äußeren Theilen des Kopfes durch die inneren und äußeren Drosseladern (σφαγίτιδες Galen de ven. diss. c. 7, ed. Kühn II, 801 seqq.), aus den Armen durch die Schlüsselbeinvenen, welche sich mit den Drosseladern ihrer Seite vereinen, auf; in den linken, aus dieser Verbindung entstandenen Nebenstamm ergießt sich mittelst des nachher zu erwähnenden Brustganges der aus der Nahrung bereitete (milchartige) Chylus. Vornehmlich in den Venen der Extremitäten, weniger an jenen des Kopfes und Rumpfes, nicht aber in den Hauptstämmen der Hohlvenen, werden die oben (S. 92) erwähnten, taschenartigen Klappen bemerkt, deren Höhlung nach dem Herzen hin gekehrt ist. — Zugleich mit den Hohlvenen ergießen sich auch die Venen, welche auf kurzem Wege das Blut aus dem kleinen Organismus des Herzens zurückführen, in die rechte Herzkammer. Dieses gesammte Venenblut des Leibes wird aus der rechten Herzkammer, welche sich zur linken wie die Vene zur Arterie verhält, indem sie weiter ist und schwächere Muskelwände hat als diese, in die Lungenarterien ergossen, deren gemeinsamer Stamm sich schon unter dem Bogen der Aorta in die rechte und linke Lungenschlagader zertheilt. Diese nennt Galen, und schon vor ihm Asklepiades, die venenartigen Arterien (φλεβώδεις ἀρτηρίας), so wie die Venen, welche das neubelebte, arteriöse Blut aus den Lungen zurück nach dem Herzen führen, arterienartige Venen (ἀρτηριώδεις φλέβας, de us. part. L. VI, c. 20). Am Ausgang der Lungenarterien aus dem Herzen finden sich die drei halbmondförmigen Klappen, welche Galen als ὑμένες σιγματοειδεῖς beschreibt. Die Lungenvenen ergießen aus 4 oder 5 Stämmen ihr Blut in die linke Vorkammer, von hier gelangt dasselbe in die linke Kammer, aus welcher die sogenannte Mützenklappe mit ihren zwei Zipfeln den Rückweg verschließt. Die stark musculöse linke Herzkammer treibt bei ihrer Zusammenziehung das Blut in die Arterien, deren gemeinsamer, aus ihr entspringender Stamm wegen seiner sennen= oder riemenartig festen Beschaffenheit Aorta

(Riemenader, ἀορτή Ar. hist. an. III, c. 3) genannt ist. An ihrem Ursprung zeigen sich drei halbmondförmige, den Rücktritt des Blutes ins Herz verhindernde Klappen, ähnlich denen der Lungenarterien, doch von stärkerm Bau. Zuerst versorgt der Stamm der Aorta das Herz durch die beiden (Kranz-) Schlagadern (Galen. ven. diss. c. 9, ed. Kühn. II, p. 817) mit dem nöthigen Blut, beugt sich dann über und hinter der Lungen-Arterie nach der Wirbelsäule hin, und aus diesem Bogen entspringen zuerst mit zwei getrennten Stämmen die Kopfschlag-Ader und die Schlüsselbein-Arterie der linken, dann aus nur einem gemeinsamen Stamme die der rechten Seite, welche letztere jedoch, bald nach beiden Richtungen sich verzweigend, die symmetrische Gleichheit des Gefäßlaufes der beiden Seiten in kurzem wieder herstellt. Die beiden Kopfschlagadern oder Karotiden (schon seit alter Zeit nannte man sie καρωτίδας, sagt Galen de us. part. L. XVI, c. 12, ed. Kühn. IV, 332), nach hinten an der Seite der Luftröhre emporsteigend in eine äußere und innere sich theilend, versorgen die äußeren und inneren Theile des Hauptes mit Blut; auch die Schlüsselbein-Arterie jeder Seite gibt zuerst einen Theil ihres Blutes nach dem Gehirn ab, und der zu diesem in den Querfortsätzen der Halswirbel emporsteigende Ast bildet mit den innern Karotiden einen ovalen Arterienring. Der übrige Theil der Schlüsselbeinschlagader gibt zuerst einige Zweige an die äußere und innre Brust ab und verläuft dann in den zu seiner Seite gehörigen Arm, an welchem der eine Ast, die Schlagader der Speiche (τῆς κερκίδος, oder ἡ ἐν τῷ καρπῷ ἀρτηρία), wo sie der Handwurzel sich nähert, seit alter Zeit benutzt wird, um auf die leichteste Weise den Puls an ihr zu fühlen (Galen. de puls. ad tirones c. 1, ed Kühn. T. VIII, p. 454; der Name Puls: σφυγμός sey zuerst von Hippokrates gebraucht worden: de puls. different. L. I, c. 2, ed. Kühn. VIII, 497). Der Stamm der Aorta, nachdem er die erwähnten Aeste an die oberen Theile abgegeben, beugt sich gegen die Wirbelsäule hin und nimmt nun seinen weitern Verlauf an dieser hinabwärts nach den unteren Theilen (Galen. de us. part. XVI, c. 10, ed. Kühn. IV, 313 seqq.). Auf diesen Verlauf entspringen aus ihr die Zwischenrippen- und die Zwerchfell-Arterien; der Ast, dessen drei zum Theil netzartig zusammenfließende Zweige den Magen, die Leber und Milz versorgen, dann der für die dünnen und einen Theil der dicken Gedärme. Hierauf entspringen dem Stamm die Schlag-Adern der Nieren und die bei ihrer Feinheit auffallend (Galen. ib. p. 322) langen Arterien der Hoden oder Eierstöcke, dann ein Ast, welcher den untern Theil des Dickdarms mit Blut versieht. Zuletzt behält nur ein sehr dünner Zweig die gerade nach unten gehende Richtung der Aorta bei, diese aber nach beiden Seiten theilt sich in die Hüftbeinschlag-Adern (τῶν σκελῶν ἀρτηρίαι, Galen. de plac. Hipp. L. I, c. 7; ed. Kühn. V, p. 198), deren innrer Zweig den Organen der Beckenhöhle, der andre aber den Schenkeln und Füßen das ernährende Blut zuführt. — Die Arterien unterscheiden sich von den Venen durch ihre dickeren, festeren Häute, besonders durch die dick fibröse Structur der mittleren Schicht dieser Häute, welche Galen als die zweite, innre, fünfmal dickere bezeichnet (de anat. admin. L. VII, c. 5, ed Kühn. II, p. 601). Die Zahl der Aeste und Zweige der Venen, welche viel öfter als die der Arterien netzartig ineinanderfließen, ist doppelt so groß als jene der entsprechenden Arterienäste; der Gesammtdurchmesser des Venensystems, welcher sich nach dem Herzen zu vermindert (weßhalb hier der Zurücklauf des Blutes sich beschleunigt), verhält sich zum Gesammtdurchmesser des Arteriensystemes wie 1½ zu 1, mithin die Weite (der Raumumfang) wie 9 zu 4 (nach Burdachs Physiol. IV, §. 737, näher noch wie 5 zu 3).

Die lymphatischen und Milchsaftgefäße (vasa lymphatica) unterscheiden sich dem Auge schon durch ihren gegliederten Bau, indem sie, bandwurmähnlich, aus Klappenstücken zusammengesetzt sind. Sie sind viel häufiger netzartig unter einander verzweigt, als die Venen; an vielen Stellen ihres Verlaufes wirren sie sich knäuelartig unter einander und bilden so die lymphatischen Drüsen. Die lymphatischen Gefäße folgen, vornehmlich in den äußeren Theilen, im Ganzen dem Laufe der Venen, in welche sie zuletzt sich ergießen. Sie sind indeß nirgends so augenfällig als im Gekröse. Diesen wichtigsten und ansehnlichsten Theil des lymphatischen Gefäßsystemes, welcher die aus der Nahrung bereitete Flüssigkeit bei einem wohlgesättigten Thier als einen milchartigen Saft in sich führt, hatte schon Herophilus (Galen. de us. part. L. IV, c. 19, ed. Kühn. III, 335), noch deutlicher aber Erasistratus (Gal. de anat. admin. L. VII, c. 16, ed. Kühn. II, p. 648) erkannt und beschrieben. Der Hauptstamm, welcher alle diese Milchsaftgefäße in sich aufnimmt, der sogenannte Brustgang (ductus thoracicus), wurde erst von J. Pecquet (aus Dieppe) zu Montpellier im Jahr 1647 entdeckt. Dieser Hauptstamm beginnt an den Vereinigungspunkten der größern Zahl der Milchgefäße neben den Lendenwirbeln und den Nebennieren, und endigt zuletzt mit dem Durchmesser eines Rabenfederkieles in die linke Schlüsselbeinvene, in welche man, an einem eben getödteten Thiere, den Milchsaft aus der Oeffnung des Brustcanals deutlich hineinträufeln sieht.

Wir betrachten nun auch die in den Organen des Athmens circulirenden tropfbaren so wie luftartigen Flüssigkeiten noch etwas näher.

Das Blut. — Seine Menge beträgt verhältnißmäßig bei dem Menschen mehr als bei allen in dieser Beziehung genauer untersuchten vollkommneren Thieren (m. vergl. Aristot. de respirat. c. 13). Denn obgleich Blutungen, selbst solche, welche im Verlauf von nur wenigen Stunden erfolgen, hierbei keinen Maßstab abgeben können, da sich die Blutmenge außerordentlich schnell wieder ergänzt, so daß ein selbst Jahre oder Monate lang sich wiederholender täglicher Verlust von 2 Pfund durch Nasenbluten, wozu noch jede Woche ein Aderlaß kam (Carli, in der Hist. gener. des voy. T. XII), ja von 5 Pfund (m. vergl. v. Baers Anthrop. I, S. 87) dem Leben keine Gefahr brachte, oder daß ein Kranker, dem Taylor in 12 Stunden 9 Pfund Blut entzog und hierbei noch Purganzen gab, ja die Diana Estensis nach einem Nasenbluten, wobei ihr 22 Pfund entströmt waren (Cardan. Aphor. Hipp. p. 253) noch genasen, während die Blutmenge, welche ein Weib verloren hatte, die am Mutterblutsturz starb, von Wrisberg auf 26 Pfund geschätzt wurde; so müssen doch solche Beobachtungen einen sichreren Schluß auf das gewöhnlich vorhandne Maß des Blutes gewähren, welche an plötzlich und gewaltsam getödteten Menschen gemacht wurden. So sammelte man aus dem Körper eines enthaupteten Weibes 24 Pfund Blut (Burdachs Phys. B. IV, §. 690, S. 101), und da auch in solchen Fällen das in den feinsten Gefäßen enthaltene, so wie zuletzt das der Muskelfiber und andren Theilen noch inhärirende, schon gebildete Blut nicht mit eingerechnet war, dürfte man wohl, wie dieß seit Hallers Zeiten geschehen, die Menge des in einem ausgewachsenen männlichen Körper befindlichen Blutes auf 26 bis 28 Pfund ansetzen. Allerdings mag diese Annahme nach Herbst's sorgfältiger Prüfung (commentat. hist. crit. et anat. phys. de sangu. quant. Gœtting. 1822) zu hoch seyn, und auch Burdach (a. a. O.) glaubt die Blutmenge in einem gesunden Körper nur auf 20 Pfund schätzen zu dürfen, doch werden wir gewiß der Wahrheit nahe kommen, wenn wir das Verhältniß der Gewichtsmenge des Blutes zu dem Gesammtgewicht des Leibes im Menschen etwa wie 1 zu 7 anneh-

men. Vergleichen wir hingegen bei andren Thieren die Gewichtsmenge des Blutes mit jener des ganzen Leibes, so finden wir sie bei dem Hunde fast wie 1 zu 10 (ein 48 Pfund schwerer hatte 5 Pfd. Blut), bei dem Stier wie 1 zu 11 oder 12, beim Pferd (nach Hales) wie 1 zu 18, und dasselbe Verhältniß fand sich bei einer Taube. Das Verhältniß ist wie 1 zu 20 bei der Ziege, dem Lamm, Kalb, Hasen und Sperling; wie 1 : 21 im Fuchs; 1 : 22 im Schaf, in der Katze und beim Canarienvogel; 1 : 22½ bei der Maus; 1 : 23 beim Esel; 1 : 24 beim Kaninchen; 1 : 25 beim Hahn, zu 29 bei der Ente, ja zu 32 bei der Henne. Dagegen wurde die Blutmenge der Viper dem 27sten, die des Frosches dem 16ten, die der Sumpf-Eidechse dem 14ten Theil des Körpergewichtes, ja die Lymphe des Krebses dem 10ten, die der Schnecke gar dem 6ten Theile gleichgeschätzt (m. vergl. Burdach a. a. O.).

Die chemischen Bestandtheile des Blutes. Zur Erleichterung der Uebersicht nehmen wir hierbei, nach der ermäßigten älteren Angabe, die Gesammtmenge des Blutes im Menschenleibe zu 10,000 Skrupeln oder 26 Pfund und 5 Drachmen an, die Gemengtheile desselben sind dann nach Denis (m. vergl. Burdach IV, §. 684) in nachstehenden Portionen vorhanden:

In 10,000 Skrup. Blut finden sich:	7320	Skr. Wasser,
	1814	— Cruor oder Farbstoff,
	600	— Eiweißstoff,
	76	— phosphorhaltiges Fett,
	42	— Kochsalz,
	36	— salzsaures Kali,
	26	— kohlensaurer Kalk,
	25	— Faserstoff,
	20	— Natrum,
	13	— Osmazom,
	10	— Crouorin,
	10	— Eisenoxyd,
	8	— phosphorsaurer Kalk,
	10000	

Von den meisten der hier angeführten Gemengtheile war schon oben bei §. 10 die Rede. Nachträglich erwähnen wir hier nur die gasförmigen Bestandtheile des Farbstoffs oder Cruors, welche nach Michaëlis 52,307 Kohlenstoff, 17,322 Stickstoff, 8,032 Wasserstoff, 22,330 Sauerstoff sind. Der (eisenhaltige) Cruor, welcher dem Blut seine rothe Farbe gibt, hat in seiner Mischung, im Vergleich mit dem Faser- und Eiweiß-Stoff, den wenigsten Sauerstoff und den meisten Wasserstoff (m. vergl. S. 75). Sein Verhältniß zum Faserstoff, welches Denis in der vorstehenden Angabe wie fast 73 zu 1 ansetzt, wechselt übrigens beim Menschen von 27 oder 33 bis 63 ja 93 zu 1 und wird im Mittel wie 44 : 1 geschätzt, während das Verhältniß bei dem Hund wie 28, bei Ziegen, Schafen, Kälbern fast wie 20, beim Ochsen wie 17, bei Tauben, Hühnern, Fröschen und Karpfen etwa wie 7 oder 6 zu 1 erscheint. Auch die relative Menge des Wassers beträgt gewöhnlich viel mehr als Denis hier annahm, abgesehen davon, daß auch die consistenten Theile des Blutes (der sogenannte Blutkuchen) noch gegen 0,73 Wasser und nur 0,27 eigentlich feste Theile enthalten. Und zwar hat unter den drei Hauptgemengtheilen des Blutkuchens der Eiweißstoff das meiste Wasser (0,85 bis 0,90), der Faserstoff etwas weniger (0,80), der Farbstoff am wenigsten (0,54) in sich; das Verhältniß, in welchem diese drei eigentlichen Hauptheile des Blutes in diesem vorkommen, wechselt in 10000 Theilen Blutes beim

Faserstoff von 10 bis auf 280, beim Eiweißstoff von 600, ja von nur 380 bis auf 1340, beim Farbstoff von 1500 bis auf 2210.

Die Blutkörner (m. vergl. oben S. 83), welche man alsbald im Blutwasser schwimmend entdeckt, wenn man ein Tröpflein Blutes dünn ausstreicht und so unter das Mikroskop bringt, sind (nach Döllinger) im Menschen nicht von durchaus gleicher Größe, sondern ihr Durchmesser variirt von $\frac{1}{250}$ bis $\frac{1}{300}$ Linie, ohne daß hierbei das Lebensalter einen Einfluß hat, denn diese Größe bleibt sich im Fötus wie im erwachsenen Menschen nahe gleich. Ihre Gestalt ist linsenförmig rund, die Dicke steht zum Scheibendurchmesser etwa im Verhältniß wie 2 zu 9. Erst außerhalb des Leibes bildet sich in ihrer Mitte ein kleiner, dunkelfarbiger Kern. Nur bei den Säugthieren haben sie den gleichen, linsenförmig kreisrunden Umriß wie bei dem Menschen; bei den übrigen Classen der Wirbelthiere ist ihre Form eirund. An Größe stehen die der Säugethiere ebenfalls den menschlichen ziemlich nahe, die der niederen Thierclassen sind, wenigstens in ihrem Längsdurchmesser, größer, mit Ausnahme der Blutkörner einiger Fische. Das arterielle Blut enthält nach Dumas und Prevost 1 Procent seines Gewichtes mehr Blutkügelchen als das venöse. In auffallender Ueberwiegenheit werden in jenem Blut, das die Blutegel an die Haut heransaugen und aus den äußeren Gefäßen hervorziehen, die gerinnbaren Theile des Blutes gefunden, so daß auch hieraus erhellt, daß das thierisch Lebendige überhaupt (wie dann noch mehr das Wachsthum der Theile bezeugt) eine magnetische Anziehung zum Ernor u. s. habe. — Uebrigens vergl. m. über die Gestalt und Größe der Blutkörnchen, so wie über die im §. 11 erwähnten Elementarformen des thierisch-menschlichen Körpers R. Wagners treffliches Lehrbuch der vergleichenden Anatomie, B. I, und meine Geschichte der Natur, B. III, §. 5.

Die Lymphe, welche z. B. in den Saugadern der äußeren Theile enthalten ist, erscheint als eine wasserhelle, farblose Flüssigkeit. Sie enthält nach Lassaigne in 100 Theilen 92 Proc. Wasser, fast $5\frac{3}{4}$ Eiweiß, $\frac{1}{3}$ Proc. Faserstoff, $1\frac{3}{7}$ Proc. phosphorsauren Kalk, Natron, so wie Chlor-Natrium und Kalium.

Der Milchsaft oder Chylus (χυλός, m. vergl. Galen. de us. part. L. IV, c. 3 seqq. und über die χύλωσις schon Phil. de animal. sacrif. idon. 841, ed. Mang. I, p. 244, 245), welcher in den oben (S. 96) erwähnten eigenthümlichen Gefäßen enthalten ist, erscheint als eine röthliche Flüssigkeit, welche durch eine mehr oder minder große Menge von Fettkügelchen getrübt ist. Bei dem Gerinnen wird er roth, und diese Färbung erhöht sich, wenn man ihn der Luft aussetzt. Jener Chylus, welcher sich in den ersten Saugader-Enden in der Nachbarschaft des Darmcanals findet, zeigt bei gesättigten Thieren nur eine milchweiße Farbe und gerinnt nicht an der Luft. Der, welcher bereits durch die erste Drüsenreihe gegangen ist und eine angehende Verwandlung erlitten hat, erscheint schon gelblich oder röthlich gelb, ist aber auch noch sehr schwer gerinnbar, während der im ductus thoracicus enthaltene Milchsaft leicht gerinnt. Beide Eigenschaften, die rothe Färbung sowohl als die leichte Gerinnbarkeit, finden sich in ausgezeichnetem Maße in der Lymphe, welche die Saugadern der Milz und der Nebennieren enthalten. Die erstere ist lebhaft roth und setzt nach einigen Minuten eine scharlachrothe, zu Boden sinkende Haut ab. Sie gerinnt nur beim Erhitzen. Die Lymphe aus den Nebennieren, welche sich eben so wie die der Milz im Brustgang unter den aus der Nahrung gezognen Milchsaft mischt, ist dunkelroth, dickflüssig, leicht gerinnbar, enthält vielen Farbstoff. — Die milchige Beschaffenheit und Farbe des Chylus rührt von fettigen, aus der Nahrung ausgeschiedenen Stoffen her, welche durch Bei-

mischung der Galle und der pankreatischen Flüssigkeit (m. vergl. §. 15) eine Emulsion bilden, sie ist daher nach fetten Mahlzeiten, wenn hiebei die Gallenabsonderung gesunden Fortgang hat, am auffallendsten; sie fehlt dagegen, wenn die genossenen Speisen kein Fett enthielten oder die Gallenabsonderung unterdrückt war. Einige Speisen, wie Milch, gehen fast unverändert in den Milchsaft, ja, in einigen Fällen noch leicht erkennbar, ins Blut über (nach Anderson in Burdachs Ph. IV, S. 64). Aus dem Chylus, der in dem ductus thoracicus eines reichlich mit Hafer gefütterten Pferdes enthalten war, sonderten sich während eines vierstündigen Stehens 3 Procente gerinnbare Stoffe ab, welche beim Trocknen noch mehr als $^3/_4$ ihres Gewichtes verloren. In den übrigen 97 Procenten der blutwasserähnlichen Flüssigkeit zeigten sich nach dem Abdampfen noch 7 $^3/_{10}$ Procent trockner Rückstand, der aus $^2/_9$ Eiweiß, $^7/_9$ Fett und fast $^1/_6$ Fleischextract bestund. Außer diesem zeigte sich noch ein kleiner Antheil ($^1/_{36}$) von extractartiger Substanz mit kohlensaurem und phosphorsaurem Natron und eben so viel ($^1/_{36}$) kohlen- und phosphorsaurer Kalk.

Die luftartigen Elemente des Athmungsprocesses. Die gewöhnlichen Gemengtheile der Atmosphäre und ihr quantitatives Verhältniß zu einander wurden oben, S. 74, beschrieben.

Die Kraft der beim Einathmen auf die Lunge wirkenden Luft wird nach dem Maßstabe der gewöhnlichen, mechanischen Berechnungen auf 100 Pfund geschätzt. Eine Lunge, welche einmal geathmet, entleert sich nie ganz wieder der aufgenommenen Luft, und von der, in einem ausgewachsenen Menschenkörper beim Einathmen enthaltnen Luftmenge von 118 bis 120 Cubikzollen gehen beim Ausathmen, nach Davy's Bemerkung, nur 10 bis 13 Cubikzoll ($^1/_9$ des Ganzen) wieder hinweg, so daß die Lungen auch noch nach einem gewöhnlichen Ausathmen 108 Cubikzoll Luft zurückbehalten. Doch soll, bei sehr angestrengtem Ausathmen, nach demselben Beobachter, die gewöhnlich in den gefüllten Lungen enthaltene Luftmenge bis auf 40, ja 35 Cubikzoll vermindert werden können, während bei sehr starkem Einathmen die Lunge bis gerade zum doppelten Volumen ausgedehnt werden kann, wo sie dann bis 240 Cubikzoll Luft in sich fasset. Die Luftmenge, welche wir beim Ausathmen von uns geben, ist fast dieselbe, welche wir gleich vorher einathmeten, oder sie ist doch kaum um den hundertsten Theil vermindert. Dagegen ist die Mischung der ausgeathmeten Luft eine ganz andere, als die der eingeathmeten, und die erstere scheint nach einem Mittel aus 13 der neuesten chemischen Analysen des menschlichen Athmens in den verschiedenen Zuständen des Leibes gegen 6$^2/_{10}$ Procent Kohlensäure zu enthalten, während die eingeathmete Luft noch kaum $^1/_{100}$ enthält. Die Angaben über die Menge des ausgeathmeten Kohlenstoffes variiren übrigens von 3 $^1/_3$ oder 4 bis auf fast 14 Procent. Kohlensäure wird auch ausgeathmet, wenn kein Sauerstoff in der eben eingeathmeten Luft war; Lungensüchtige athmen weniger Kohlensäure aus, als das eingeathmete Oxygen zu erzeugen vermocht hätte; im gesunden Zustand ist aber in der ausgeathmeten Luft eben so viel Oxygen mit Kohle verbunden, als zu atmosphärischem Stickgas gesellt eingeathmet wird (v. Baer a. a. O. S. 444). Wie bereits im §. erwähnt worden, haben Gemüthsbewegungen, so wie die Zustände der Gesundheit oder Krankheit, auf die Umwandlung der Luft einen entschiedenen Einfluß, so wie umgekehrt die Beschaffenheit der eingeathmeten Luft aufregend und begeisternd selbst auf die Stimmung des Gemüthes wirken kann, wie dieß namentlich die berauschenden Eigenschaften des eingeathmeten Salpeterglases bezeugen. (Man vergl. Berzelius Lehrbuch der Chemie I, S. 491, und v. Baer a. a. O., S. 444). Auch Wasserstoffgas, in geringer Menge mit eingeathmet, macht anfangs heiter, dann schläfrig; in größerer Quantität macht es sogleich schläfrig, wie

dieß Wetterstädt's Versuche an einem 20jährigen, lungensüchtigen, an Schlaflosigkeit leidenden Mädchen zeigten, welches durch das Einathmen von 4 Theilen Wasserstoffgas und 1 Theil Sauerstoffgas jederzeit in einen ruhigen Schlaf gerieth. Im Durchschnitt verwendet ein erwachsener Mensch beim Athmen täglich zur Bildung der Kohlensäure, welche er ausathmet, nach Davy 45180 Cubikzoll oder beiläufig 26 Cubikfuß Sauerstoffgas. Diese betragen dem Gewicht nach über 2 Pfund und sind der Sauerstoffgehalt einer atmosphärischen Luftmasse von 130 Cubikfuß Rauminhalt. Die Kohle, welche hiebei zur Bildung der Kohlensäure nöthig war, beträgt nach Davy täglich 23$^1/_4$, nach Allen und Pepys 25 Loth. Auch die kohlenstoffhaltigste feste Nahrung (die immerhin $^3/_4$ ihres Gewichts Wasser enthalten würde) vermöchte erst, wenn man 6$^1/_4$ Pfund von ihr genösse, eine solche Portion Kohlenstoff herzugeben. — Außer der Kohlensäure athmet der Mensch auch täglich gegen 25 Dec. Cub. Zoll Wassergas aus, welche 13$^3/_4$ Gran Wasser enthalten. — Meerschweinchen, welche man mit reinem oder mit 4 Theilen Wasserstoffgas gemischtem Sauerstoffgas mehrere Stunden lang einsperrte, athmeten dennoch, jedoch in abnehmendem Verhältniß, Stickstoff aus, so viel als das 1$^1/_2$fache Volumen des ganzen Thieres betrug. Eine Taube hatte beim Einathmen eines solchen Gemisches etwas Wasserstoffgas verzehrt und eben so viel Stickgas dagegen ausgeathmet. Ueberhaupt scheint nach Despretz die Entwicklung des Stickgases aus dem Blut beim Athmen außer Zweifel; pflanzenfressende Thiere gaben mehr Stickstoff beim Ausathmen von sich als fleischfressende, nahmen demnach auch wahrscheinlich, beim Athmen in gewöhnlicher atmosphärischer Luft, mehr Stickgas ins Blut auf, da in diesem Falle der ausgeathmete Stickstoff dem eingeathmeten vollkommen das Gleichgewicht hält. (M. vergl. hierzu Berzelius Lehrbuch der Chemie IV, S. 90 bis 99.)

Der Vorgang und Einfluß des Athmens ist größtentheils im §. beschrieben. Der Kehlkopf und die Luftröhre liegen vor und etwas rechts neben dem Schlundkopf und der Speiseröhre. Bei jedem Einathmen steigt der Kehlkopf in der Rachenhöhle empor, die Stimmritze erweitert sich, die Stimmritzenbänder wälzen sich wulstig nach außen, während beim Ausathmen der Luftröhrenkopf wieder herabsinkt, die Stimmritzenbänder sich einwärts schlagen, die Stimmritze verengt wird. Zugleich erhebt sich beim Einathmen der Kehldeckel und legt sich beim Ausathmen zurück, so daß nun auch die Speise und das Getränk, ohne in die Luftröhre zu kommen, hinüber nach dem Schlund gehen können. Unmittelbare Beobachtungen dieses Vorganges an Verwundeten beschreibt Mende, so wie v. Baer a. a. O. S. 426. Die Organe des Athmens und der Stimme belebt das später (bei §. 17) zu erwähnende zehnte Nervenpaar des Gehirns, nervus vagus genannt. Beim Einathmen wird das venöse Blut in ein arterielles verwandelt. Hierbei hat nach Michaëlis der Farbstoff des Blutes fast 2 Procent des Kohlenstoffes, welchen er im venösen Zustand enthielt, verloren, an Sauerstoffgehalt dagegen 1$^1/_3$ Procent gewonnen. Auch der Stickstoff des Cruors hat bei der Verwandlung in arterielles Blut sich um etwas vermindert, der Wasserstoff dagegen zugenommen, während am Eiweißstoff des Blutes gerade umgekehrt der Stickstoffgehalt zugenommen, der Wasserstoffgehalt abgenommen hat.

Die thierische Wärme wird, wie dieß die später, beim §. 17 anzuführenden Beobachtungen gelehrt haben, nicht durch's Athmen (mittelst eines langsamen Verbrennens der Gasarten), sondern (wie schon de la Riva vermuthete) durch die Wechselwirkung des Central- und Gangliar-Nervensystems erzeugt.

Der Vorgang des Umlaufes der Säfte. Allerdings wird der neue Nahrungssaft, dessen das Blut zu seiner beständigen Wiedererstattung bedarf, zumeist durch die S. 97 erwähnten lymphatischen und chylösen Gefäße herbeigeführt. Daher tödtet das Unterbinden oder sonstige Zerstören des ductus thoracicus langsam, durch Abmagerung. Aber auch ein Theil der Venen scheint unmittelbar zum Aufsaugen des nahe an ihre Endungen sich ergießenden Arterienblutes oder auch der von außen in den Leib (z. B. den Darmcanal) gebrachten Flüssigkeiten bestimmt, wie dieses Gmelins und Tiedemanns Beobachtungen zeigten, nach denen fremdartige Stoffe, welche man einem Thier beibrachte, einige Stunden nachher nicht im Chylus, sondern im Blut und Urin gefunden wurden (Berzelius a. a. O. S. 249). Andere Venen scheinen ihren Anfang aus und an den Haargefäßen zu nehmen, welche nur im Zustand der Entzündung eigentliches Blut, gewöhnlich aber bloß Serum führen. Es zeigen übrigens die Venen auch an Theilen, welche nicht zur Aufnahme des Nahrungsstoffes bestimmt sind, ein Vermögen die äußerlich an die Haut gebrachten Stoffe, z. B. das Upasgift, unmittelbar und ohne Hülfe der Lymphgefäße aufzusaugen, wie dieß der Versuch bei einem Hunde, an dessen Schenkel alle Gefäße, außer der Hauptarterie und Hauptvene, hinweggenommen worden, zu beweisen schien (m. v. v. Baer a. a. O. S. 109). Es besteht daher der Kreislauf der Säfte und die Ernährung auch bei ganzen Thierclassen ohne ein System der lymphatischen Gefäße.

Bewegung des Herzens. Im Tode verliert zuerst die linke, dann die rechte Herzkammer, die sonst das ganze Leben hindurch so unermüdet dauernde Kraft der Bewegung. Es bestehet diese Bewegung des Herzens aus zwei Momenten: aus jener einer selbstständig durch Muskelkräfte gewirkten Ausdehnung (Diastole) und aus dem der noch anerkannter muskelkräftigen Zusammenziehung (Systole). Hierbei zeigen sich die Bewegungen der Kammern und Vorkammern in einem merkwürdig abwechselnden Verhältniß. Wenn die Vorkammern sich ausdehnen und das Blut der beiden Venensysteme (der Lungen und jenes des übrigen Leibes) einlassen, dann ziehen sich die Kammern des Herzens zusammen und treiben gleichzeitig das Blut aus dem Herzen nach den Lungen und nach den Theilen des Leibes. Bei dieser Zusammenziehung (Systole) des eigentlichen Herzens und der Ausdehnung der Vorkammern wird die Spitze des Herzens nach der Gegend der fünften Rippe erhoben und hier der Herzschlag von außen gefühlt, zugleich aber treibt die Zusammenziehung des Herzens zu dem in den gefüllten Arterien schon enthaltenen Blut eine neue Welle, und wie durch eine eng an einander liegende Reihe von Kugeln pflanzt sich der Stoß mit solcher Gewalt fort, daß man das Blut an Enthaupteten sieben Fuß hoch, oder doch wenigstens eben so hoch als der Körper lang gewesen, emporspringen gesehen. Die Zahl der Zusammenziehungen der Herzkammern oder der Pulsschläge ist überhaupt bei kaltblütigen Thieren seltner als bei warmblütigen; sie beträgt aber auch beim Pferde nur 34, beim Hunde dagegen 78 Schläge auf eine Minute. Der Puls ist seltner bei Männern als bei Frauen, bei phlegmatischen als bei lebhaften Menschen, seltner im Winter und bei Engbrüstigkeit oder viertägigen Fiebern, als im Sommer und im gesunden Zustande. Die Zahl der Zusammenziehungen nimmt ab, je älter der Mensch wird, und es schlägt der Puls im neugebornen Kinde 140, im einjährigen 124, im zweijährigen 110, im dreijährigen 96, im siebenjährigen 86, im Jüngling 80, im Manne 75, im Greise 60mal in einer Minute, wiewohl auch krankhafte Fälle bekannt sind, wo derselbe selbst im männlichen Alter bis zu 24, endlich zu 9 Schlägen sich verminderte (Duncan in den Medical Commentaries for the Year

1792. Art. 1; bei Sömmering, vom Bau des menschlichen Körpers IV, S. 125). — Obgleich stärkere Verletzungen des Herzens den Menschen gewöhnlich nach wenig Minuten tödten, wobei bis zuletzt das Bewußtseyn ungestört bleibt, haben dennoch Narben, die man am Herzen fand, gezeigt, daß bloß äußere Verletzungen wieder verheilen. Nach Ferrus hat man zuweilen Kugeln, Nadeln und andre fremde Körper im Herzen gefunden. Ein Mann, der sich eine feine Feile durch die Aortenkammer und die Scheidewand in die Lungenarterienkammer gestoßen hatte, lebte noch 20 Tage, indem die Wunde durch die abgebrochene und stecken gebliebene Feile und Blutgerinnsel geschlossen war; nur in den letzten Wochen klagte er über ein unbeschreibliches Weheseyn, große Schwäche, Mangel an Schlaf und Eßlust (Ferrus bei Burdach a. a. O. S. 334).

Die Fortbewegung des Blutes, durch alle Theile des Leibes, scheinet zwar zumeist von der Zusammenziehung des Herzens abzuhängen, denn sie dauert selbst noch fort, wenn die Arterienhäute sich verknöcherten und hierdurch zu jeder Zusammenziehung unfähig wurden, doch hat auch offenbar das Lebensprincip des Nerven einen entschiedenen Einfluß auf die Thätigkeit der Arterien, denn die Bewegung von diesen wird nach dem Durchschneiden der zugehörigen Nerven in den einzelnen Theilen sehr vermindert, ja fast ganz aufgehoben. Es stehet mithin unter dem Einfluß der Nerven auch das Ernährungsgeschäft, das die Arterien betreiben, indem, wie selbst die Beobachtung an zarten, jungen Fischen unmittelbar zu lehren schien, ein Blutkügelchen nach dem andern an den Theilen, an welchen die Gefäße enden, hängen bleibt und auch die aussondernden Organe den Stoff, den sie zu ihrem Zweck verarbeiten und verwandeln, aus den Arterien empfangen. Bleibt nur jene Einwirkung eines oberen Lebensprincips unzerstört, so weiß die bildende Kraft auch nach Verwundungen oder Unterbindungen der Hauptarterien alsbald den bedürftigen Theil wieder mit der nöthigen Nahrung zu versorgen, indem sie die kleineren, minder bedeutenden Seitenzweige der Schlagadern so erweitert, daß sie bald zu Hauptästen, ja Stämmen werden.

Das gewöhnliche Lebensalter des Menschen von etwa 70 Jahren ist gerade der 365¼ste Theil des großen (sogenannt) Platonischen Jahres unsers Planeten oder der großen Periode des Vorrückens der Nachtgleichen. Die Zeit von beiläufig 70 Jahren umfasset gerade 25920 Tage. Wenn man nach einer mittleren Zahl 18 Athemzüge auf eine Minute rechnet (im Mittel kommt bei gesunden, erwachsenen Menschen ein Athmenzug auf 4 Pulse), so beträgt die Zahl der Athmungen in einem Tage 25920, mithin, weil das geschwindere Athmen des Kindes sich gegen das langsamere des Greisenalters ausgleicht, während einer ganzen gewöhnlichen Lebensdauer gegen 25920 mal 25920.

Von der Verdauung und Ernährung.

§. 13. Wir lernten oben im (§. 2) die beiden Grundfäden kennen, aus denen zuletzt das Gewebe alles sichtbaren Seyns bestehet. Es ist nur Ein Centralgrund, nur Ein oberer Anfang, von welchem alles Werden und Bewegen, alles Gestalten und Leben ausgehet; derselbe wird überall wirksam, wo eine ihn aufnehmende Empfänglichkeit vorhanden ist. Wären aber nur diese beiden: das fortwährende Sehnen nach der Einwirkung

von oben und diese Leben=schaffende Einwirkung selber, bei dem creatürlichen Werden geschäftig, so würde dieses in einem beständigen Erscheinen und Wiederverschwinden bestehen, ohne eine wirklich bleibende Leiblichkeit. Denn in demselben Augenblick, wo sich das creatürliche Seyn und Leben als ein Besonderes, für sich Bestehendes, dem allgemeinen Quell des Seyns gegenübersetzet, fängt es auch an zu sterben und zu vergehen (nach §. 3). Wenn dann auch die aufnehmende Empfänglichkeit immer von neuem der schaffenden Einwirkung oder, um mit Leibnitzens Worten zu reden, den Lebens=blitzen von oben den Zugang gestattete, so würde dennoch jeder Moment dieser neuen Belebung wie ein Blitz in dunkler Nacht nur entstehen und wieder vergehen, käme nicht, als zusammenhaltender Geist (m. vergl. §. 4 u. 11) ein Grund der Haltung (§. 5) hinzu, der dem creatürlichen Werden, einem jeden nach seinem Maß, eine bestehen bleibende Leiblichkeit verleihet. Dieser zusammenhaltende Grund ist das „zu Etwas" und „für Etwas" des Werdens; denn alles erschaffene Wesen wird nicht bloß ein Etwas für sich, sondern zugleich hiermit ein Etwas für Andere.

Zwei Ordnungen der Lebendigen: Pflanzen= und Thierreich, sind sich in unserer Sichtbarkeit wie Nord= und Südpol des Magnetes, wie Männliches und Weibliches zugesellt. Ein jedes von beiden bestehet nur in Beziehung auf das andere, eines nur wegen des Andren. Was die Pflanze begehrt und einathmet, das wird ohne Aufhören von der thierischen Lebenskraft bereitet; was das Thier als Nahrung aufnimmt und einathmet, das erzeugt die Pflanze. Die Pflanze begehrt den Kohlenstoff und zieht diesen ohne Aufhören an sich; aus der zersetzten Kohlensäure athmet sie dann das Sauerstoffgas aus; das Thier erzeugt mit jedem Pulsschlage den Kohlenstoff und gibt denselben dem eingeathmeten Oxygen zur Speise.

Das Vermögen, neue Stoffe (als Nahrung) aufzunehmen, würde dem thierischen Leibe alsbald entgehen, wenn sich dieser nicht selber ohne Aufhören zu einer andren, ihn mütterlich umfassenden und durchwirkenden Leiblichkeit als Speise verhielte. Was nämlich in gröber verleiblichter Form für das Thierreich die Pflanze ist, dasselbe ist und vertritt ihm die

umgebende Atmosphäre, deren Sauerstoff mit jedem Athemzug den zur Kohle werdenden Stoff unsres Leibes zu sich nimmt und verzehrt. Der ganze Leib würde in kurzer Zeit eine Beute dieses starken Essers seyn, reichte der magnetische Faden, der alle Einzelnen zu einem harmonisch beschlossenen Ganzen vereint (nach §. 4), nicht hinabwärts von dem lebenden Leibe, nach einer andren Seite der Körperlichkeit: würde der Leib, der nach oben hin sich beständig zur Speise darbeut, nicht selber auch nach unten hin, gegen eine andre creatürliche Gestaltung, zu einem Esser. Dieß ist die in den Boden versenkte, ernährende Wurzel des Baumes, dessen nach oben sich ausstreckende Zweige und Blätter wir in den Blutgefäßen und Lungen betrachtet haben.

Ein augenfälliger Unterschied, zwischen jener Art in welcher das Thier seine Nahrung in sich aufnimmt und zwischen der in welcher sie die Pflanze empfängt, ist dieser: daß beim Thiere die ergriffene Speise ins Innre des Leibes, in eine Höhlung aufgenommen wird, welche besonders bei den niederen Thieren einen großen Theil des Leibes ausfüllt und hernach als Magen und Darmcanal sich gestaltet. Der Thierleib stellt sich hierbei in dasselbe Verhältniß zur Speise, in welchem die allumfangende Atmosphäre beim Vorgang des Athmens zu ihm stehet: das den gröberen Stoff umfassende Wesen wird selber wieder von einer feineren Leiblichkeit umfasset; das Erste ziehet das Zweite an sich, weil es selber, durch den Zug des Begehrens, von einem Dritten angezogen wird.

Nicht ohne tiefere Bedeutung erscheint in dieser Beziehung der Umstand, daß der Magen des Thieres, sobald er zu verdauen beginnt, auch in chemischer Hinsicht für die Speise die Natur des Oxygens annimmt. Jener merkwürdige Stoff, welcher in so vielen Fällen in der unorganischen wie in der organischen Natur die Stelle des Sauerstoffes vertritt: der Salzgrund oder Chlor, mit dem Wasserstoff zur Salzsäure verbunden, wird dann als Vermittler der verdauenden Kraft aus dem Innern des Magens erzeugt und verrichtet an der aufgenommenen Nahrung dasselbe Geschäft, das der Sauerstoff der Luft an der Kohle des Blutes übt.

Wenn dann das luftförmige Oxygen den Kohlenstoff der Erde zur Nahrung in sich aufnimmt, da wird nach S. 16 jener Stoff zur Gleichheit der Gestalt (des Volumens) mit der ihn verzehrenden Luftart erhoben, und erst so bildet er mit dieser die neue, aus beiden entstehende, luftartige Säure.

Die verwandelnde Kraft des lebenden Organismus, in Beziehung auf den zur Speise gewordnen Stoff, gehet noch ungleich weiter. Da wird zumal die aufgenommene Nahrung zum Gehirn, zum Muskel und zum Knochen; sie wird aber nicht bloß der Gestalt und Ausdehnung nach zum gesammten Leibe, sondern auch dem Elemente nach, welches kein Vorgang der unorganischen Natur umzuwandeln vermöchte, hier zu diesem, dort zu jenem.

Das magnetisch gewordene Eisen begehret zu seiner anscheinenden Nahrung nur einer Art von Speise: des für den lebendigen Strom des Magnetismus empfänglichen Eisens oder Nickelmetalles. So sind auch die unvollkommenen Thiere mehr und ausschließender nur auf Eine Art von Nahrung angewiesen, welche sie mit derselben ausscheidenden Sicherheit aus den äußerlich ähnlichen und verwandten Stoffen herauswählen, als der Magnet die Stäublein und Körner des Eisens, aus einer Menge andersartiger Metalltrümmer und Körner.

Das eben gebrauchte Bild führt uns weiter in das Wesen jenes Instinctes, welcher das Thier zu seiner Nahrung treibt. Ein lebendiger Strom der bewegenden Kraft (es ist dieselbe, welche in der einen ihrer Formen den Umlauf des Planeten um die Sonne begründet) gehet beständig, — als Magnetismus, — von einem Pole der Erde zum andern und hat in seinem täglichen, so wie jährlichen Verlaufe seine bestimmten, dem Wechsel der Zeit unterworfnen Fluctuationen, seine Momente des Anziehens und Abstoßens. Da wo unter begünstigenden Umständen jener Strom dem für ihn empfänglichen Eisen begegnet, macht er dieses alsbald zu seinem Träger. Er dann, der allgemeine Lebensstrom, ist es, welcher in dem Magnet den Zug zu dem Eisen begründet, durch welches sich alsbald seine Bewegungen fortsetzen.

So ist auch jener, in seinen Aeußerungen und Bewegungen sehr wundervolle Instinct, der die Biene über Berg und Thal

zu ihrer Speise, in der blühenden Linde führt, und dann wieder zurück zu den Wachszellen, in die sie den Honig ausscheidet und absetzt, das Bewegen eines allgemeinen, durch alles ihm Verwandte hindurchwirkenden Lebens. Auch der Ernährungsproceß ist, wie das Athmen, ein Kreislauf, dessen Mitte nur in den sichtbaren Organismus fällt; die Ausgänge und Enden aber, mit unsichtbarem Verlauf, verfließen in einen Lebensstrom, der alles scheinbar geschiedene und getrennte Leben zu einem großen, allgemeinen Organismus vereint. Das Nahrungnehmen des Thierreichs gleichet, in seiner Beziehung auf das Ganze, dem Einsaugen und Ausscheiden der Säfte, in einem lebenden thierischen Leibe, durch die hierzu bestimmten Gefäße; jede Thierart stellet hierbei im Großen ein anderes, gerade zum Einsaugen in diesem Theile und Gebilde gemachtes Gewebe von Saugadern dar. Das Aufnehmen dann der Nahrung und das Wiederausscheiden, Anziehen und Wiederabstoßen in gewissen Zeiten — sie erinnern an jene täglichen Bewegungen der Magnetnadel, welche ihrerseits auch auf ein leises Anziehen und Abstoßen der vom Pole her einströmenden, magnetischen Kraft gegründet sind.

Während der Magnet nur auf eine Art von Speise: auf das für seinen Lebensstrom empfängliche Eisen angewiesen ist, so hat dagegen das Oxygen der Luft einen Nahrungstrieb, welcher die mannichfaltigste Speise, Metalle der verschiedensten Arten und alles Brennbare erfasset und aufnimmt. So ist auch der menschliche Leib, vor jenem aller anderen Thiere, zu dem Aufnehmen und Aneignen der verschiedensten Nahrungsmittel geschickt. Von den niedersten Stufen der Entwicklung der thierischen Form, bis hinan zu dieser höchsten, sind indeß der Hunger so wie das Wohlbehagen beim Aufnehmen der Nahrung ein Gefühl, welches von dem Hindurchgehen und Hindurchwirken des allgemeinen, allvereinenden Lebensstromes in dem Einzelnen und Abgesonderten geweckt wird. Der Zug jenes Stromes ist es, welcher alle diese Bewegungen aufreget, und welcher, wenn er das Hungernde zu dem begehrten Futter führt, auch hier, wie überall, wohin er trifft, das Leben mit Freude erfüllet und Wohlgefallen.

Der Mensch demnach nimmt Speise und Getränke aus

allen Reichen seiner Sichtbarkeit. Aus der unorganischen Natur vor Allem das erquickende Wasser, welches zuweilen (z. B. in den heißen Quellen) von muttermilchähnlichem Nahrungsstoffe durchdrungen ist. Außer dem Wasser begehrt er des Salzes zum täglichen Genusse, während nur ausnahmsweise und in einigen seltneren Fällen sein beugsamer Organismus verdauende und verwandelnde Kräfte selbst an einigen Erdarten und Steinen beweis't. In dem Pflanzenreiche sind es Gewächse aus sehr verschiedenen Familien, deren Saft oder Mark, deren zuckerhaltige Blätter oder Früchte, deren Mehl, Leim und Eiweißstoff ihm Speise und Trank reichen. Doch wird auch hier, und zwar noch mehr als bei der Wahl der Nahrungsmittel aus dem Thierreiche, am gesunden Menschen ein vorherrschender und fast ausschließender Zug zu gewissen bestimmten Arten der Wesen bemerkt. Dieser Zug ist es, welcher, namentlich beim Genuß von thierischer Speise, unter allen Völkern die Wahl zumeist auf das Fleisch und die Milch einer durch alle Classen sich fortsetzenden Reihe von thierischen Formen lenkt, an deren Spitze die wiederkäuenden Säugthiere stehen, welche mit dem Menschen und den menschenähnlichen Thieren einen vollkommen polarischen Gegensatz bilden. Obgleich dann der Mangel und eine durch ihn dem Menschen frühe aufgedrungene Gewohnheit, diesem auch den Genuß anderer thierischer Nahrung leichter möglich und annehmlich machet, als den Genuß der meisten, außer der angewiesenen, festen Bahn des Nahrungstriebes liegenden Pflanzenarten. Denn es wird aus thierischer Speise leichter jener Stoff gewonnen, welcher der Ernährung und Ergänzung des thierischen Leibes vorzüglich förderlich erscheint: der Stickstoff. Wiewohl auch hierin der menschlichen Natur ein Vermögen der Entbehrung und Enthaltung zukommt, welche bei dem Thier nicht gefunden wird. Denn während Magendie's Hund, welcher bloß mit Zucker gefüttert worden, nach wenig Wochen starb; während Gänse, die man ohne andere Abwechslung bloß mit der nahrhaften Stärke gespeis't hatte, am 24sten bis 26sten Tage, eine mit Gummi gefütterte am 22sten starben (wiewohl auch der bloße Genuß des sehr stickstoffhaltigen gekochten Eiweißes, von täglich sechs Hühnereiern, die allmähliche Ab-

magerung und den Tod am 46sten Tage bei einem solchen Thier nicht verhüten konnte), lebt der Araber in der Wüste, bei starker Anstrengung der Kräfte, ohne Nachtheil der Gesundheit, viele Tage bloß vom arabischen Gummi; von bloßem Limoniensafte erhielt sich Johanna Naunton acht und siebenzig Tage, und die Schriften der Aerzte (z. B. Hallers Physiologie) erzählen von Menschen, welche mehrere Monate mit noch schlechter nährenden Dingen, ja mit bloßem Regenwasser, das Leben fristeten.

Es ist nicht ohne anderweitige tiefe Bedeutung, daß der Mensch, bewogen von einem seiner Natur tief eingepflanzten Hange, seine meisten Speisen sich durchs Feuer, die Getränke aber, wenigstens zum Theil, durch die dem Verbrennungsproceß nahe verwandte Gährung zum Genusse zubereitet. Er nimmt auf diese Weise die Elemente einer höhern Region der Leiblichkeit: die unwägbaren Agentien des Lichtes, der Wärme, der Elektricität, zur besseren Aneignung seiner Nahrungsmittel zu Hülfe, und fügt so gleichsam den gröberen Speisen und Getränken Potenzen von einer feineren, oberen Natur hinzu. Als sollte es sich auch hierdurch (wenn auch nur vorbildlich) andeuten: daß der Leib des Menschen, seinem inneren Wesen nach, bereits an der Gränze einer Region stehe, innerhalb welcher das Leben zu seiner Erhaltung nicht mehr des gröber körperlichen, der schnellen Veränderung unterworfenen Stoffes, sondern einer Leiblichkeit von höherer, unveränderlicherer Art bedürfe.

Was das Maß der Nahrungsmittel betrifft, welche der Mensch zur kräftigen Erhaltung des Leibes nöthig hat, so erscheint auch hierin seine an innern Wundern so reiche Natur weniger beschränkt und gebunden, als die Natur irgend eines lebenden Wesens unserer Sichtbarkeit. Er vermag, und dieß zum Vortheile seiner Gesundheit, das mäßigste unter allen zu seyn, denn während die Kuh zu ihrer Sättigung täglich den 8ten Theil ihres Körpergewichtes an Nahrung bedarf, genüget dem Menschen ein Quantum, welches kaum einem Vierzigtheil seiner Leibesmasse gleichkömmt. Wo jedoch der Einfluß des Klima's (m. vergl. d. §. 51) in einer großen Masse der gewöhnlichen Nahrungsmittel nur wenig nährende Kraft

übrig lässet, da vermag der dort einheimische Mensch, wie der aus der Ferne dahin gekommene Fremdling, ebenfalls ohne Nachtheil der Gesundheit, die Speisen in einer verhältnißmäßig so viel größeren Menge zu sich zu nehmen, daß schwerlich ein anderes Säugethier einer solchen Abweichung von dem gewohnten Maße fähig wäre. Die Naturgeschichte unseres Geschlechts lehrt uns deßhalb die menschliche Eßlust von sehr verschiedenen Seiten kennen. In älterer wie in neuerer Zeit hat es Menschen von solcher Gefräßigkeit gegeben, daß sie, wie Proculus und Maximius 20 Pfd. Speise bei einer einzigen Mahlzeit zu sich nahmen. Karl II verzehrte an jedem Mittag vier und ein halb Pfund, während das von den Aerzten gewöhnlich angenommene Maß, dessen ein Mann täglich zu seiner Sättigung bedarf, zwei Pfund und zwölf Loth ist, wozu im Winter 2, im Sommer 4¼ oder nach Santorin bis 5⅔ Pfund Getränke kommen, so daß beides zusammen aufs Höchste gegen 8 Pfund beträgt. Dagegen begnügte sich Cornaro täglich mit 24 Loth Speise und 28 Loth Getränk, und erreichte hierbei ein gesundes und hohes Greisenalter. Ja wenn wir von den langwährenden Fasten lesen, welche Menschen in kränklichem wie in gesundem Zustand zu ertragen vermochten, da muß es uns scheinen, als vermöge unsere Natur, gleich dem vollsaftigen Melocactus der Wüste, die ersten Elemente des Fortbestandes ihres Lebens aus einer anderen, unmittelbareren Quelle zu schöpfen, als aus dem gröberen Stoff der Speise.

Um das Organ, welches zum Eingang der Speisen in den Leib bestimmt ist und welches sich am Menschen zum Munde veredelt, dränget sich im niedern Thierreich das ansehnlichste Geflechte der fühlenden, die Nahrung unterscheidenden Nerven. Vermöge eines noch später mehr zu beachtenden Gegensatzes zwischen Nerv und Knochen, nach welchem diese beiden immer, so nothwendig wie der Ton mit der tönenden, festen Saite, zusammengestellt gefunden werden, finden wir im Munde des vollkommenen Thieres, so wie des Menschen, zwei verschiedene Hauptarten von Nervenpapillen. Die einen sind, mit der Knochensubstanz und dem steinartigen Schmelz bekleidet, zum zermalmenden oder zerreißenden Zahn gebildet, die andern — vermöge des erwähnten Gegensatzes — desto

mehr bloß und frei hervortretend, je mehr jene verhüllt und verschlossen worden, sind die schmeckenden Nervenwärzchen der Zunge und des Gaumens.

Am Zahn unterscheiden wir drei Theile: den Kern, welcher zunächst durch die Nervenpapille mit ihrem Gefäßzweiglein gebildet wird, die Knochensubstanz und den diese von außen bedeckenden Schmelz. Den drei Arten von Zähnen im Munde des Menschen und der vollkommneren Thiere scheinen die drei Arten von Nervenpapillen der Zunge zu entsprechen, welche nicht bloß nach ihrer äußeren Gestalt, sondern auch nach ihrer Stellung und innren Nervenkraft verschieden sind; obgleich von den drei Nervenpaaren, welche an die Zunge gehen, nur das eine sich ausschließender zu der einen Art der Papillen wendet, die anderen beiden aber, mit ihren vielfach verästelten Enden, ohne Unterschied und zugleich, die eine wie die andere Art der Nervenwärzchen versorgen.

Jene drei Hauptarten von Bewegungen der Kinnladen gegen einander, wodurch sich die Ordnung der Raubthiere, der Nagethiere und der Wiederkäuer unterscheiden: die senkrecht auf- und niederwärts, die der Länge des Hauptes nach, vor- und rückwärts, endlich die der Breite nach, seitwärts, nach außen und innen gehende, finden sich beim Menschen vereint, und dieser ist ihrer aller, fast auf gleiche Weise fähig.

Die von den Zähnen zermalmte, durch die schmeckenden Nerven in Wechselwirkung mit dem lebenden Organismus getretene Speise wird bei jenem langsamen Kauen, zu welchem die Lehrer der alten Athletik ihre Schüler ermahnten, schon im Munde mit dem eigenthümlich Flüssigen vermischt, welches drei Arten von Drüsen aussondern. Denn es gehet schon hier, beim ersten Anfang des Verdauungsprocesses, beständig ein Geben und Ausscheiden dem Nehmen und Aneignen voraus und zur Seite. Jenes Flüssige, das in die genommene Speise eindringet und hiermit den Vorgang des Aneignens und der Umwandlung in die Natur des Leibes zuerst begründet, ist nicht bloß bei den Spinnen und Schlangen, sondern selbst noch bei den vollkommneren Thieren in einigen Zuständen einer stärkeren Aufregung, von giftiger Natur. Es zerstöret alsdann mit überwiegender Gewalt das eigenthümliche Leben der zur Nahrung

genommenen oder gebissenen Körper, indem es diesen dagegen das seinige, fremde aufdringet. Die chemischen Untersuchungen der neueren Zeit haben gezeigt, daß im Speichel die Blut- oder Blausäure in nur wenig gebundenem Zustand enthalten sey, welche, frei geworden, zum heftigen Gifte zu werden vermag.

Die zur Verdauung bestimmte Höhlung des Leibes: der Darmcanal, besteht ihrem Verlaufe nach, bei den vollkommneren Thieren aus drei, durch ihre Bestimmung und Gestalt deutlich verschiedenen Theilen, deren Aus- und Eingänge selbst durch eigenthümliche Einschnürungen oder Klappen von einander gesondert sind. Der erste Theil: das System des Magens und des zu ihm gehörigen Schlundes, bewirket die gleichmäßige Vermischung und Verähnlichung der Speisen mit der auflösenden Flüssigkeit des Magens. Diese Flüssigkeit, Magensaft genannt, empfängt ihre auflösende Kraft, wie dieß schon oben erwähnt worden, durch einen in ihr enthaltenen Antheil von freier Salzsäure oder Chlorwasserstoff. Doch verhält sich überhaupt der Magen im gesunden Zustande, und bei dem gewöhnlichen Maß der Speisen noch nicht so activ verändernd und umgestaltend als der Dünndarm zu dem aufgenommenen Stoff. Arzneien, flüchtige Stoffe und geistige Getränke werden nur wenig verändert, mit ihrer ganzen eigenthümlich aufregenden oder lähmenden Kraft von den Venen des Magens und seinen Saugadern aufgenommen und von jenen schnell und unmittelbar ins Blut geführt. Der übrige Theil der Speisen bildet sich im Magen, mit der eigenthümlichen Flüssigkeit desselben, zuletzt zum Speisesaft (Chymus): einem chaotisch unentschiedenen Gemisch, welches zwar nicht mehr die Natur des fremdartigen, von außen aufgenommenen Stoffes, eben so wenig aber auch jene der lebendig bewegten Säfte und Theile des Leibes an sich trägt, in welchem es noch neu und unentwickelt ruhet.

Durch den sogenannten Pförtner (Pylorus) tritt dann der flüssig geworden chaotische Nahrungsstoff in den zweiten Abschnitt des Verdauungsganges: in den Dünndarm. In diesen ergießen sich die durch Milz und Leber bereitete Galle und die Säfte der Pankreas, und außer diesen zeigt sich auch im

eigenthümlichen Safte, welchen die innren Häute des Dünndarmes aussondern, eben so wie im Magensafte freie Salzsäure. Hier beginnt denn ein selbstthätigerer, dem fremdartigen sich widersetzender Vorgang der Verdauung. Die erste Regung der Thätigkeit des Darmcanales ist der Alles aufnehmende Hunger, die zweite ist ein dem Neuen, dem Fremdartigen sich widersetzender Zorn. Die Absonderung der Galle, welche auch psychisch durch den Zorn im eigentlichen Sinne und die ihm verwandten Bewegungen der Seele vermehrt wird, ist beim gewöhnlichen Verlaufe der Verdauung um so stärker, je fremdartiger der in den Magen aufgenommene Stoff der Nahrung war, je mehr derselbe der Aneignung durch den Organismus widerstrebte.

Die chemische Zergliederung hat mitten unter den bittren Stoffen der Galle einen süßen (den Gallenzucker) entdeckt. Die eigenthümliche, grünfärbende, harzige Substanz der Galle gleichet jener, welche den Pflanzenblättern und Stängeln ihr schönes Grün gibt, überhaupt kömmt der Gallenstoff in seinen Eigenschaften manchen eingedickten Pflanzensäften, z. B. dem Lakrizensaft sehr nahe. Das, was im gesunden Zustand der Pflanze nach ihrer (grünenden) Außenfläche hingedrängt und hier als überkleidender Stoff festgestellt wird, das erscheint im Innren des Thierleibes als ein aus der lebendigen Mischung sich ausscheidendes Flüssiges. Im Allgemeinen ist es die Bestimmung der Leber wie die der Lunge, den Kohlenstoff auszustoßen, welchen die Pflanze als Hauptnahrung aufnimmt, so daß nach Herakleitos' Ausspruch das Sterben des Höheren dem Leben des Niederen gleicht, das Leben aber von jenem dem Sterben des Niederen.

Sobald die Galle die noch unentschiedene Nahrungsflüssigkeit im Dünndarm berührt, erfolget hier eine Scheidung nach zwei ganz verschiedenen Richtungen. Eine Scheidung in Freundliches und Feindliches, ja in Lebendes und Todtes. Aus der gleichfarbig graulichen Masse des Chymus sondert sich der milchartig weißliche Blutsaft (Chylus), welcher (wie bereits erwähnt) durch ein eigenthümliches Gefäßsystem in die Venen und durch diese zum Herzen geführt wird, und welchen alsdann das Athmen in wahrhaftes, lebendes Blut verwandelt. Zugleich aber

scheidet dann auch aus dem Chymus der fremdartige, absterbende Stoff aus, welchem die Galle sich beimischet und ihm hierdurch die abstoßende, nach außen gehende Richtung gibt, die ihn hernach weiter, aus dem Dünndarm hinaus, in die bloß ausstoßende Region des Verdauungsganges: in den Dickdarm führt. Denn wie der Magen zunächst bloß zum ruhigen Aufnehmen, der Dünndarm zum Scheiden des Befreundeten und Widerstrebenden, so ist der Dickdarm zunächst nur zum Aussondern des Letzteren bestimmt. Die Absonderung des absterbenden, festeren und gröberen Stoffes durch den Darmcanal gehet auch, wie dieß die Geschichte vieler Krankheiten lehrt, noch einige Zeit hindurch fort, wenn keine Nahrung von außen in den Magen gebracht worden; denn es drängen sich zu der Höhlung des Verdauungsganges eben so viel hinwegscheidende als neuankommende Elemente, und es ist in einigen Fällen die Ausscheidung, welche der Darmcanal vollbringt, für die Fortdauer des Lebens fast nothwendiger, als die ebenfalls in ihm geschehene Einsaugung.

Ueberhaupt ist die Bereitung des neuen Stoffes nicht das einzige und allein wesentliche Element, welches die gesunde Thätigkeit des Darmcanales zum Fortbestand des Lebens beiträgt. Dieses haben Blundels Beobachtungen gezeigt, nach welchen ein Hund, dem man bei bloßer Fütterung mit Wasser Blut von andren gesunden Hunden, das den Nahrungssaft in gewöhnlicher Menge enthielt, in die Adern spritzte, dennoch kraftlos und krank wurde, abmagerte und nach 21 Tagen starb.

Die Leber, aus welcher sich die Galle scheidet, ist unter allen Eingeweiden des Leibes, ja unter allen einzelnen Organen desselben, an Masse das bedeutendste. Sie wird zwar aus dem Blute der ihr eigenthümlichen Arterie gebildet und ernährt, doch ist es dieses Blut nicht allein, von welchem die Galle gesondert wird, sondern dasselbe ist ein Blut jener Venen, welche aus dem Magen und den ihm benachbarten Theilen des Darmcanals den flüchtigeren, schneller eindringenden Bestandtheil der Nahrungsstoffe aufnehmen. Jener Fremdling im Leibe ist es dann, welcher in der Leber den abstoßenden

Widerstand wecket, der sich, zur Galle verkörpert, dem mittlern Verlaufe des Darmes mittheilet.

Es wiederholt sich übrigens in Beziehung auf die Bewegung des Bluts in der Region des Magens, wo statt der äußern Luft die äußere Speise in Wechselwirkung mit dem lebenden Leibe tritt, ein ähnliches Verhältniß, wie das oben erwähnte, zwischen Herz und Lunge. Das Venensystem der gastrischen Gegend des Innenleibes vereinigt sich in der Pfortader, und diese, die Stelle des Herzens vertretend, strömet das empfangene Blut, nach Art der Arterien, von neuem, selbstständig sich verästelnd, in die innre Masse der Leber, von wo es erst, nachdem es die Galle erzeugte, dem Laufe des andern Venenblutes, aufwärts, nach dem Herzen folget.

Das Geschäft des Abstoßens und Aussonderns, welches der Dickdarm übt, theilen mit diesem, nur unter andrer Form, auch noch die Harn bereitenden und ausscheidenden Nieren. Es drängen sich zu diesen eben so die wässerig salzigen, als zu dem Darmcanal die wässerig erdigen und metallischen (schweflichten) Theile des wieder zu Blut gewordenen, abgestorbenen Leibes.

Der Darm, in seinem ganzen Verlaufe, wird aus drei Lagen oder Schichten: einer äußersten, musculösen, durch welche die wurmförmige (peristaltische) Bewegung geschieht, einer mittlern, zellgewebigen und einer innren, Schleim aussondernden Haut zusammengesetzt gefunden. Derselbe wird in allen seinen Beugungen und Windungen und nach den verschiedensten Richtungen von einem häutigen Gebilde begleitet und umhüllet, welches den Darm mit dem Gefäß- und Nervensysteme des Leibes vereint und jenen hierdurch in den Verband des lebenden Organismus aufnimmt. Es wird dieses häutige Gebilde in drei Theile: das Bauchfell, das große und das kleine Netz unterschieden.

Die innre Zertheilung der Saugadern, durch Klappen in kugelartig abgesonderte Theile, welche sich dem Auge äußerlich durch Einschnürungen verrathen, erinnert (gleichsam vorbildlich) an die elementare Form jener Kügelchen, welche ein Haupttheil des Blutes sind. Die Zweiglein und Strahlen jener Gefäße vereinen sich auch häufig in das kuglichte Gebilde der Saugaderdrüsen.

Dieses sind die Organe und dieß ist der Vorgang der grobkörperlichen Ernährung des Leibes und der Wiedererstattung seiner Masse. Es beginnt der Vorgang des Nahrungnehmens mit dem allaufnehmenden Hunger. Auf diesen folgt ein das Ungleichartige erkennender und ausscheidender Trieb: ein Abbild des Zornes, dann zuletzt ein Ausstoßen: ein Abbild des tödtenden Hasses. An diesen zerstörenden Haß des thierischen Organismus gränzet aber wieder in andrer Hinsicht so nahe ein sinnliches Abbild der belebenden, gestaltend umfassenden Liebe.

Erläuternde Bemerkungen. Wir folgen bei diesen Bemerkungen der Anordnung des Inhaltes des vorstehenden §.

Der bekannte Satz (m. v. Sömmering's Eingeweidelehre S. 244), daß der Magen, oder eine die Nahrung umfassende Höhle, keinem einzigen Thiere fehle, mithin ein wesentliches Unterscheidungszeichen des Thieres, z. B. von der Pflanze sey, findet sich schon bei Aristoteles hist. anim. L. I, c. 2. Allen Thieren sind die 2 Theile gemein, der eine mit welchem, der andre in welchen die Nahrung aufgenommen wird (ὧ δέχεται τὴν τροφὴν καὶ εἰς ὃ δέχεται); der, welcher aufnimmt (λαμβάνει), wird Mund; der, in welchen aufgenommen wird, Magenhöhle (κοιλία) genannt.

Das Bewegen eines allgemeinen Lebensstromes, welches die zusammengehörigen Gegensätze, die Speise zum Fresser und diesen zu jener hinführt, wird in der Natur öfters sehr deutlich bemerkt, und wie in dem naturhistorischen Mährchen von der Klapperschlange, nach deren Rachen das zur Beute ersehene Thier sich selber hinstürzen soll, drängt sich dem wandernden Wallfisch die Masse der arktischen Clionen (Clio borealis); den zurückkehrenden Schaaren der insectenfressenden Vögel das Gewimmel der zu gleicher Zeit aus dem Winterlager oder der Puppenhülle hervorbrechenden Insecten: jedem Bedürfniß der Gegenstand seiner Befriedigung entgegen. Der Hunger und die Speise treten fast immer zu gleicher Zeit hervor, und selbst der in der kalten Jahreszeit in die von den andern Vögeln verlassenen Wälder einziehende Kreuzschnabel findet hier die nöthige Speise bereitet.

Die alten Alchymisten stellten den Satz auf: „Jedes Ding nährt sich, so lange es lebt, von seiner Mutter, von dem Element, woraus es gezeugt und geboren worden."

Den Vergleich der zerstörenden und verzehrenden Thiere mit einsaugenden Gefäßen, im Vorgange eines allgemeinen großen Kreislaufes, sehe man weiter durchgeführt in Schuberts allgem. Naturgeschichte 1826. §. 70. S. 745, besonders aber 747. Einem Wesen, das keinen Sinn für Licht und Wärme hätte, sondern nur für Auflösung (Zertrennung) und Vereinigung der grobkörperlichen Theile, würde im Verlauf des Verbrennens — des Verzehrtwerdens des Holzes oder der Kohle auf unsern Feuerherden — etwa nur ein, rücksichtlich seines Zweckes räthselhafter oder unbegreiflicher Vorgang des Zerstörens und Vernichtens bemerkbar werden, während sich andre, höhere Wesen an dem Licht und der Wärme erfreuen, welche aus jenem Zerstörungsproceß hervorgehen.

Wir gehen nun zu der Betrachtung der Nahrungsmittel des Menschenleibes über.

Die unorganische Natur beut dem menschlichen Leibe, besonders in den heißen Heilquellen, ein Nahrungsmittel dar, das uns erst

die neuere Zeit recht kennen gelehrt hat; ein Nahrungsmittel, welches die Stoffe, aus denen der lebende Leib sich ergänzt, in so leicht aneigenbarem, gedeihlichem Zustand enthält, daß ihm hierin an heilsamer Kraft und Wirksamkeit nur die lebenswarme, gesunde Muttermilch gleichkommt. Dieses Nahrungsmittel ist das Herthin (μητρῷον): genannt in deutscher Zunge, nach Hertha, der Mutter Erde, in griechischer von Cybele, der Mutter. Das Herthin enthält in sich die Bestandtheile des nährenden Käsestoffes der Milch oder des Eiweißes und Faserstoffes des Fleisches, was sich schon an vielen heißen Heilquellen durch den schwachen Geruch und Geschmack nach Fleischbrühe verräth. — Schon Vauquelin machte auf das Zugegenseyn von thierartigen Stoffen in den heißen Quellen von Vichy aufmerksam (Ann. Chym. Phys. 28, 98; auch n. Tr. 11, 1, 187); ausführlicher bearbeitete den Gegenstand Monheim in seinen „Heilquellen von Aachen, Burtscheid, Spaa, Malmedy und Heilstein" (Aachen 1829). Aus allen Wassern der genannten Orte erhält man durchs Einkochen Flocken von thierischer Substanz, welche, wenn man sie auswäscht, schleimig und von graulich weißer Farbe erscheint, beim Trocknen hornartig durchsichtig wird, in der Kälte nur wenig Geruch und Geschmack hat. Sie fault nicht an der Luft. Bei der trocknen Destillation erhält man aus ihr Stickstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff (Kohlensäure), so wie Wasserstoffgas, welches selber, so wie in seiner Verbindung mit dem Stickstoff zum Ammoniak, vereint mit dem Kohlenstoff als gekohltes Wasserstoffgas und kohlensaures Ammoniak erschien. Beim Verbrennen riecht das Herthin thierisch brenzlich (wie der Faserstoff) und läßt eine schwer verbrennliche, noch nicht näher untersuchte Kohle zurück. Im kalten Wasser löst es sich nur wenig, mehr im heißen auf, welchem es den Geruch und Geschmack nach schwacher Fleischbrühe ertheilt. In Weingeist und Aether lös't es sich nicht auf. Als eine der Heilquellen, welche das Herthin in vorzüglich reichlicher Menge enthält, wird uns das deutlich nach Fleischbrühe riechende Wasser der Heilquelle von Aix (Acqui) in Savoyen genannt. Wenn man in einem offnen Glase gewöhnliches Wasser den Dämpfen dieser (60 Grad Réaumur) heißen Quelle aussetzt, nimmt dasselbe einen Fleischbrühegeschmack an, wird schleimig, trüb und setzt Flocken einer gallertartigen Substanz ab, die zu einer durchscheinenden Haut eintrocknet, mit Horngeruch verbrennt, im feuchten Zustand wie andre thierische Substanz fault, mit grünlicher Vegetation sich überzieht, in kochendem Wasser sich auflös't und beim Abdampfen einen gleich dem Tischlerleim brauchbaren Leim hinterläßt. Nach Gimbernat soll auch in den Heilquellen von Ischia das Herthin so häufig enthalten seyn, daß es in ihrer Nähe einen Ueberzug über die Felsen bildet (Gimbern. Repert. 14, 270; Brugnatelli Giornale 12, 178, diese ganze Zusammenstellung in Gmelins Lehrb. d. Chem.).

Von metallischen Stoffen erscheint nur das Eisen dem menschlichen Organismus aneigenbar und der Zusammensetzung desselben befreundet, wiewohl eine übertriebene und unzeitige Anwendung auch dieses Metalles Beschwerden erregen kann. Die meisten andren Metalle, besonders im Zustand der Oxyde, sind für den Menschen wie für andre lebendige Wesen Gifte. Doch zeigt auch hierinnen die menschliche Natur eine Beugsamkeit wie kein andrer thierischer Organismus, und jener Student, von welchem Krüger in seiner Diätetik S. 22 erzählt, so wie ein türkischer Opiophag, lernten sogar allmählich den Arsenik in kleinen Gaben vertragen. — Unter den Erden wird am öftesten die Kalkerde als Beimischung des Wassers und der andern mit ihm bereiteten Getränke genossen. Sie schadet in solchen kleinen Antheilen der Gesundheit nicht, sondern vielmehr wird sie für ein treffliches und kräftiges Gegenmittel gegen die Schleimverderbung gehalten (Sömmering Eingeweidelehre. 1796.

S. 272). Es fühlen sich daher in manchen krankhaften Zuständen die Leidenden getrieben, den Kalk der getünchten Wände, oder Kreide, oder die Schalen der See-Igel (nach Tozzi) zu verschlingen, und dieser unnatürliche Appetit, so wie der nach frischer Dammerde, wandelt auch zuweilen Schwangere an. Uebrigens bleibt der Genuß der rohen Kalkerde in größerer Menge immer nachtheilig und wird sogar tödtlich, wie dieß nicht bloß an Hunden (Schinz de calce. N. 45. in Haller. Element. L. XIX. §. 10), sondern auch an Menschen erkannt worden, die, vom Hunger getrieben, erdigen Mergel oder Gypserde (während der Theurung von 1770 in Thüringen Himmelsmehl genannt) zu sich genommen. Vielleicht vermag schon jener der Gährung oder Verwesung verwandte Proceß, welcher an der Porcellanerde bemerkt wird, und welcher die festen Gesteine öfters in einen talkartigen Zustand überführt, dieselben, zum Genuß für Insectenlarven und Mollusken, ja selbst für Menschen geeigneter zu machen, doch wird den Ottomaken in Südamerika nach Gumilla und v. Humboldt, so wie den Neucaledoniern nach La Billardière diese wenig angemessene Speise nur durch den Mangel und Hunger, und immer nur auf einige Wochen oder Monate aufgedrungen. Es müßten denn jene Erdarten so reichlich von den näheren Bestandtheilen und aufgelös'ten Resten organischer Körper oder sogar von dem vorhin erwähnten Herthin durchsetzt und durchdrungen seyn, wie die Lettenart, aus welcher Widmer durch chemische Behandlung eine wahrhafte, wohlschmeckende Gallert herauszog. Aus der Classe der brennbaren Fossilien dient den Thieren und Menschen kein einziger Stoff für sich allein zum Genusse; dagegen wird aus der Classe der salzigen Steinarten das gemeine Kochsalz, so wie der Salpeter, von den Thieren der höheren Classen begierig aufgesucht und genossen. Das Salz, als Zusatz zu den Speisen des Menschen, stellt nur eine andre, kräftigere Form des auflösenden Getränkes (Wassers) dar, und vermehrt den Zug nach dem verwandten Wasser.

Es sind, was die letzteren, entfernteren Stoffe der Zusammensetzung betrifft, dem Menschen großentheils nur jene Elemente zu seiner Nahrung angewiesen, aus denen die Atmosphäre so wie das Wasser der Erde besteht: Kohlenstoff und Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Doch nicht in ihrer freien, ursprünglichen, noch nicht dem organischen Leben unterworfenen und von ihm durchwirkten Gestalt, in welcher wir sie in der Luft und im Wasser finden, sondern in jener Umgestaltung und Verschmelzung, welche sie auf dem Herd des organischen Lebens erleiden. Dieser höheren Potenz der atmosphärischen oder wasserartigen Form ist es unter Anderm eigenthümlich, daß zum Wasserstoff und Sauerstoff ungefähr in gleichem Maß der Atome als der Sauerstoff auch der gröber irdische Kohlenstoff hinzugesellt wird, welcher in der Mischung der Atmosphäre nur als wenig bedeutende Spur vorhanden ist. Jenes Element der Tiefe konnte nur durch einen Vorgang, welcher höher ist als der, durch welchen sich die Atmosphäre und das Wasser bildeten: durch den Vorgang des organischen Lebens für die Verbindung mit den drei andern Elementen gewonnen und herbeigezogen werden, wie nach §. 14 der Knochen nur durch den Lebensproceß des höheren Thierreichs zum eigentlichen innern Geripp werden konnte. — Der Mensch, wie das ihm näher stehende Thier, nehmen denn ihre eigentliche Nahrung aus der organischen Natur: aus dem Pflanzen- und Thierreich. Schon der Bau der Zähne und der verdauenden Organe stellt den Menschen in die Mitte zwischen die pflanzen- und fleischessenden Säugthiere; deutet an, daß seine Natur für beide Hauptarten der Speise geeignet sey. Doch wird in vielen Fällen, von ganzen Völkern, so wie von einzelnen Menschen, ohne Nachtheil für die Gesundheit, die Nahrung fast ausschließend nur aus

dem einen der beiden Reiche gewählt, mehr oder minder bloß Pflanzenkost oder bloß Fleischkost genossen.

Nahrung aus dem Pflanzenreich: Jene näheren Bestandtheile der Pflanzen, welche hauptsächlich Nahrung geben: Stärke, Gummi, Pflanzenschleim, Zucker, enthalten bloß Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff, dagegen wird in dem, vielen Früchten und selbst dem Safte mehrerer Pflanzenstängel u. s. beigemischten Pflanzeneiweiß und Pflanzenleim auch Stickstoff gefunden, wiewohl keineswegs in solcher Menge als im thierischen Faserstoff und Eiweiß. Das Gewichtverhältniß der Stoffe in der Stärke, so wie in dem ihr sehr nahe verwandten Zucker und Gummi, ist nach Berzelius folgendes:

	Stärke.	Zucker. (krystallisirter)	Zucker. (wasserfreier)	Gummi.
Wasserstoff	6,67	6,600	6,41	6,374
Kohlenstoff	44,00	42,225	44,99	42,682
Sauerstoff	49,33	51,175	48,60	51,944

Der Pflanzenschleim, eine organische Verbindung des Gummi's mit häufigerem Wasser, scheint schon etwas Stickstoff zu enthalten, welcher jedoch, wie bereits erwähnt, im Pflanzeneiweiß und Pflanzenleim (gluten) noch häufiger ist. In den fetten Oelen ist der Kohlenstoff noch ungleich vorherrschender und mit ihm zugleich der Wasserstoff. Dem Gewicht nach geben Gay-Lussac und Thenard das Mischungsverhältniß der Stoffe im Baumöl so an: Wasserstoff 13,36; Kohlenstoff 77,21; Sauerstoff 9,43. In den ätherischen Oelen, welche ebenfalls einem Theil unsrer Nahrungsmittel beigemischt sind, ist zum Theil gar kein Oxygen. So enthält das Terpenthinöl nach Billardière nur 12,3 Wasserstoff, in Verbindung mit 87,6 Kohlenstoff, das Pfeffermünzöl dagegen nach Göbel 13,4 Wasserstoff, 75,1 Kohlenstoff, 11,5 Sauerstoff.

Die Stärke, ein Hauptnahrungsstoff aus der Pflanze, findet sich bereits in der Form kleiner Körnchen in den Höhlungen des Zellgewebes der Samen und anderer Theile der vollkommneren Pflanzen. Nicht aber in den stärkehaltigen Flechten, z. B. dem isländischen Moos, wo dieselbe die ganze Masse fein durchsetzt.

Je nachdem die erwähnten nährenden Stoffe in mehr oder minder reichlicher Menge in den Pflanzen enthalten sind, desto geeigneter werden diese zum Genuß seyn; wenn nicht etwa ein der Verdauung minder nachgiebiger Stoff jene wahrhaften Theile so umhüllt und festgebunden hält, daß sie hierdurch ganz unwirksam und fruchtlos für den sie aufnehmenden Magen werden. Wir führen hier nur einige der ausgezeichnetsten Pflanzenfamilien an, aus denen der Mensch seine Nahrung nimmt, indem wir hierbei in umgekehrter Ordnung von den unvollkommneren anheben und von ihnen zu den vollkommen organisirten übergehen.

Die Schwämme enthalten meist etwas Eiweiß, so wie eine stickstoffhaltige, in Alkohol auflösbare Substanz, welche in ihrer Zusammensetzung dem Osmazom (S. 69) nahe verwandt ist und beim Verbrennen den Geruch der Bratensauce hat; außer dieser einen eigenthümlichen Zucker (den Schwammzucker), eine fettige, zum Theil butterartige, zum Theil krystallinische Materie (Stearin), ja sogar die (thierische) Phosphorsäure. Das Mischungsverhältniß ist nach Schrader in der Morchel folgendes: die oben erwähnte osmazomähnliche Substanz mit etwas reiner Milch- und Schwammsäure 29,5 Procent, Pflanzeneiweiß 1,2, Schwammzucker 2,0, ein braunes, fettes Oel 3,0, wallrathartige Substanz (Stearin) 1,0, Ammoniak und Kali mit Schwamm- und Phosphorsäure verbunden 8,0,

gummiartige, stickstoffhaltige Materie 3,4, Wasser 10,4, Schwammskelett (Fungin) 39.

Ungleich reicher an Stärke ist das isländische Moos (Cetraria islandica). Es enthält davon 44,6 Procent, außer diesem einen eigenthümlichen sehr bittern Stoff 3, Zucker 3,6, Gummi 3,7 Procent, stärkeartiges Skelett 36,2, Extractabsatz 7,0; außer diesen noch Kali und Kalk mit Phosphorsäure und mit einer andern, der Schwammsäure ähnlichen, Säure verbunden. — Auch mehrere Tangarten, wie Ulva palmata, edulis, saccharina u. s. f., enthalten nahrhafte Bestandtheile (z. B. Zucker und Stärke). Die Wurzeln und selbst die Strünke einiger unserer Farrenkräuter, z. B. das Polypodium vulgare, enthalten einen Zucker, der dem Süßholzzucker sehr ähnlich ist, mehrere außereuropäische Arten (Pteris esculenta, Diplazium esculentum, Cyathea medullaris) sind reich an Stärke und Pflanzenschleim und dienen daher den Menschen zur Nahrung.

In der Abtheilung der Monokotyledonen zeichnen sich zuerst die Gräser durch den reichen Gehalt, besonders ihrer Samen, an nahrhaften Stoffen aus. Die Mischungsverhältnisse der letzteren in einigen unserer Getreidearten oder ihres Mehls werden wir hier nachstehend angeben und zwar die des Reises nach Braconnet, des Maises nach Gorham, des Dinkel- und Hafermehls nach Vogel, des Weizens nach Vauquelin, des Roggens nach Einhof.

	Stärke.	Zucker.	Gummi.	Pflanzenleim und Eiweiß.	Pflanzenfaser.	Wasser und Verlust.	Fettes Oel.	Phosphorsaurer Kalk.	Extractivstoff.	Zein.
Im Reis	85,07	0,29	0,71	3,60	4,80	5,00	0,13	0,40	—	—
„ Mais . . .	77,00	1,45	1,75	2,00	3,00	9,00	—	1,50	0,80	3,00
„ Dinkelmehl .	74,00	5,50	—	22,00	—	—	—	—	—	—
„ Weizenmehl .	71,49	4,72	3,3	10,96	—	10,00	—	—	—	—
„ Roggen . .	61,07	3,28	11,09	12,66	6,38	5,61	—	eine Spur	—	—
„ Hafermehl .	59,00	8,25	2,5	4,30	—	23,95	2,00	—	—	—

Bei der reifen Gerste fand es Einhof unmöglich, die Stärke vom Pflanzenleim zu trennen. — Die Gräser enthalten außer diesem auch in ihren frischen Stängeln und Blättern Stärke und Pflanzenleim, Gummi und Extractivstoff, vor Allem aber Zucker. Das Zuckerrohr gibt beim Auspressen die Hälfte seines Gewichtes Saft, aus welchem 24 bis 26 Procent Zucker gewonnen werden. Die frischen Gerstenstängel enthalten etwa 82,61 Procent Wasser, 2,45 Satzmehl mit Eiweiß, 0,9 reinen Eiweißstoff, 2,90 Extractivstoff u. s. w. Die Wurzelknolle von Cyperus esculentus (die Erdmandel) enthält gegen 33 Procent Stärke, 16 Oel, außer diesem Zucker, Eiweiß, Gummi. Selbst die getrocknete Queckenwurzel enthält über 17 Procent Syrup (Mellago graminis).

Die Familie der Palmen reicht dem Menschen in Früchten, Saft, und jungen kohlartigen Sprossen Nahrung und Getränk. Aus der Familie der Liliaceen enthält der Spargel außer einer nicht unansehnlichen Menge Pflanzen-Eiweiß und dem eigenthümlichen, stickstoffhaltigen Asparagin, phosphorsaures Kali und phosphorsauren Kalk, so wie Mannazucker. Die Zwiebel enthält auch in ihrem als Säure reagirenden Safte Pflanzen-Eiweiß, Zucker, Gummi und einen phosphorsauren Kalk. Die gleichen Bestandtheile sind in den Zwiebeln mancher Lilien, Asphodillen u. s. f. enthalten, in jenen der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale),

auch etwas Stärke und ein eigner, fetter Stoff, auf dem sich Sabadillsäure bildet. In der Wurzel der Iris florentina finden sich Stärke, Gummi und Extractivstoff mit einem leicht festwerdenden aromatischen Oel verbunden. Die Frucht der Musa paradisiaca enthält im unreifen Zustande ziemlich viel, leicht auszuscheidendes Stärkmehl und Pflanzenleim, die reife Frucht ist reich an Zuckersaft. Auch in den Wurzeln der Amomum-Arten, z. B. des Ingwers, findet sich gegen ein Fünftheil (19,75) pflanzenschleimartige Stärke, 12,5 Gummi, 8,3 Schleim, unter anderm aber auch ein säuerlich scharfer oder nach Morin dem Fleischextract ähnlicher Extract. Die Bulben der Orchisarten enthalten nach Pfaff hauptsächlich Pflanzenschleim mit etwas Stärke, außer ihm einen flüchtigen, übelriechenden Stoff und ein bitteres Extract. In den Wurzeln der Arum-Arten scheint ebenfalls mehr oder minder häufig Pflanzenschleim mit Stärke vorhanden. Die Früchte des Pandanus utilis sind reich an Satzmehl; die Familie der Cycadeen enthält in Sagus Rumphii, Cycas revoluta und circinalis ein Mark, das überaus reich an Stärke ist.

An den zapfentragenden Bäumen zeigt sich, namentlich beim Lärchenbaum und manchen Fichtenarten, der Splint gallertreich wie die stärkeartige Faser der Kartoffeln, und enthält zugleich Mannazucker, während sich die Nuß bei einigen Arten an Geschmack und Kraft des Ernährens der Mandel nähert. Unter den kätzchentragenden Bäumen und Gesträuchen sind viele, deren Frucht dem Menschen ein Nahrungsmittel gewährt, wie die Castanie, die Hasel- und Wallnuß, die Buche, die eßbare Eichel u. s. Die Artokarpeen sind in dieser Reihe durch die eßbare Frucht der zuckerreichen Feige, des Maulbeerbaums und des Brodfruchtbaums bedeutend, während dagegen die Blätter der nahe verwandten Urticeen ein kohlartiges Gemüse geben, und die Samen des Hanfes ein auffallend reiches Maß von Pflanzen-Eiweiß (24,7 Procent) verbunden mit Oel und einem dem Opium in etwas verwandten Extract auszeichnet. Selbst die an Giften reiche Familie der Trikokken, wohin die Euphorbien gehören, erzeugt in der ebenfalls giftigen, bittern Wurzel der Iatropha Manihot ein nahrhaftes Stärkmehl, aus welchem sich der Bewohner der Tropenländer das schmackhafte Manioc- oder Cassave-Brod bereitet.

Aus dem mehlhaltigen Samen einiger Polygoneen gewinnt der Bewohner der gemäßigten und kältern Länder das nahrhafte Haidekorn; unter den Chenopodeen zeichnet sich die Gattung Beta, z. B. Runkelrübe, durch einen reichen, 5 bis 8 Procent des Saftes betragenden Gehalt an Zucker aus. Aus dem Geschlecht Solanum empfängt der Mensch den nahrhaften Kartoffel, in welchem 15 Procent Stärke mit 7 Faserstoff, 1,4 Pflanzen-Eiweiß, 4,1 Gummi, 5,1 Säuren und Salze mit 75,0 Procent Wasser vereint sind, welcher jedoch des Pflanzen-Eiweißes und Pflanzenleimes entbehrt, und daher, ohne nebenherigen Fleischgenuß, nicht so vollkommen ernährt, als die Samen der Getreidearten. Auch die Früchte einiger andren Arten (z. B. des Solanum Lycopersicum) sind eßbar. Die Knollen des Convolvulus Batatas und edulis sind eben so reich an nahrhaftem Stärkmehl als der Kartoffel, und jener gibt den Bewohnern des wärmern Amerika's, dieser denen von Ceylon eine sehr kräftige Speise.

Unter den Strychneen dient die bengalische Quitte durch ihre Frucht dem Bewohner von Madagascar zur Erquickung, während die Familie der Oleinen das wohlthätig lindernde und auch nährende Oel und den Mannazucker der Esche darreicht. Der südamerikanische Kuhbaum (aus der Familie der Sapoteen) hat in seinem Safte dieselbe nährende Kraft und Eigenschaft wie die Milch der Säugthiere. Die Frucht der Heidelbeere (Vaccinium Myrtillus) enthält nur wenig Pflanzen-Eiweiß mit etwas Zucker, Gummi und Gallertsäure, so wie mit Aepfel- und Citronensäure vermischt, in der Schale (Haut) der Beere einen wohlthätig

adstringirenden Stoff; bei einigen Campanuleen sind dagegen die Wurzeln eßbar und nahrhaft. Die weit verbreitete, an Arten und Individuen überaus reiche Familie der Syngenesisten gibt dem Menschen als Nahrungsmittel die eßbare, aber schwer verdauliche Knolle des Helianthus tuberosus (die Erdbirne), welche fast 15 Procent Zucker mit 77 Wasser und einigem wenigen Pflanzen-Eiweiß verbunden enthält, während sich in der fleischigen, leichter verdaulichen Wurzel der Skorzonere gegen 9 Procent Stärke und nur 32 Wasser finden. Bei einigen (z. B. dem Gartensalat) wird das Blatt, bei den Artischoken der Fruchtknoten und gemeinsame Kelch zum Genusse benutzt.

Die gemeine Gurke enthält $97{,}_{14}$ Procent Wasser, $1{,}_{66}$ Zucker mit etwas Extractivstoff, $0{,}_{13}$ Eiweißstoff, außer diesem Spuren von Ammoniak, Phosphorsäure u. s. w. Von einigen Passionsblumen genießt der Mensch die fleischige breiartige Frucht, aus der Familie der Caprifolien die Beeren des Hollunders, so wie die Steinfrucht der Corneliuskirsche. In Ermangelung besser geeigneter Speisen sucht er selbst in den Früchten einiger Rhizophoreen Sättigung.

Reich an nährenden Stoffen, besonders an Zucker, verbunden mit etwas Stärke und Gallertsäure, sind die Wurzeln einiger Doldengewächse: die gelben Rüben (Möhren), die Zuckerwurzel (Sium Sisarum) und Pastinakswurzel, welche, jene gegen 8, diese 12 Procent Rohzucker enthalten.

Aus der Familie der Terebinthaceen beliebt dem Menschen die nußartige öhlichte Frucht der Pistazie, aus jener der Rhamneen die altberühmte, für den Geschmack mit unwiderstehlichem Reiz begabte Frucht des Lotus (Zizyphus Lotus), während dagegen die Frucht der Berberis so wie einiger Malpighieen mehr den Durst als den Hunger befriedigt. Die Ahorne bieten ihm den zuckerartigen Saft, die Roßkastanie das ohne große Schwierigkeit zu sondernde Stärkmehl, Sapindus saponaria die erquickende Pulpe der Frucht. Eine der wichtigsten, Nahrung gebenden Familien ist jedoch die der kreuzblüthigen Pflanzen, aus welchen unsre Kohlarten, die Rüben und Rettige herstammen. Namentlich enthalten die zuletzt erwähnten einen nicht unbedeutenden Antheil an Stickstoff führendem Eiweißstoff, und die Rübe, nach Drappier, gegen 9 Procent ihres Gewichts an Zucker. Auch im Saft des Weißkohls fand Schrader etwas Pflanzen-Eiweiß und grünes Satzmehl. Die Samen des Nelumbium speciosum und Lotus findet der Bewohner der wärmern Länder eben so wohlschmeckend als Mandeln, und selbst jene der gelben Teichrose (Nymphaea lutea) wurden wegen ihres Antheils an Satzmehl mehrmalen in Schweden in Jahren der Theurung unter das Brod verbacken. Unter den Papavereen zeigen sich die Corydalis bulbosa durch ihre 21 Procent Stärke und 2 Eiweiß enthaltenden Knollen, der Mohn aber durch seinen öhlicht milchichten Samen zu unserer Ernährung bereit; Kapper und Raute dienen mehr nur zum gewürzhaften Beisatz der Speisen. Dagegen ist die Familie der Hülsenpflanzen nächst den Gräsern zur Ernährung des Menschen und seines thierischen Haushaltes eine der wichtigsten. Die Samen der meisten enthalten einen reichen Antheil von Stärke, verbunden mit Pflanzenleim und gummiartiger; stickstoffhaltiger Substanz. In unsern Bohnen (Phaseolus communis) beträgt die Stärke über 42, der Pflanzenleim über 18 Procent, und hierzu kommen noch als angeeigneter Beisatz für den verdauenden Magen $5^1/_3$ Procent der gummiähnlichen, stickstoffhaltigen Substanz, während die Saubohnen (Vicia faba) unter andern 34 Procent Stärke und 11 Procent Pflanzenleim in sich führen. Die Erbsen enthalten über 14 Procent Pflanzenleim, 32 Stärke, fast 2 Procent Eiweiß und etwas Zucker; die Linsen 37 Procent Pflanzenleim und fast 33 Procent Stärke, und so scheinen die meisten Samen der Hülsen-

früchte der Mischung des thierischen Fleisches noch näher zu stehen als die Samen der Gräser. Die Erdnuß (Knolle vom Lathyrus tuberosus) enthält gegen 17 Procent Stärke, 6 Zucker, mit welchem 3 Procent einer stickstoffhaltigen Substanz verbunden sind, fast 3 Procent Pflanzen-Eiweiß und vieles Wasser. Unter die Sarmentaceen gehört der edle Weinstock. Seine Beere, welche bei günstiger Entwicklung in ihrem Safte 30 bis 40 Procent des eigenthümlichen Traubenzuckers enthält, dient mehr zur Bereitung eines wohlthätigen Getränkes als zur Speise.

Die Früchte der Orangen und Citronen dienen durch ihren erquickenden Saft mehr zur Befriedigung des Durstes als zur Stillung des Hungers, während dagegen unter den Malvaceen der eßbare Hibiscus und einige andere Arten durch ihren Ueberfluß an Pflanzenschleim nahrhaft werden. Unter den Tiliaceen gibt Corchorus olitorius ein gesundes Gemüse, so wie unter den Portulaceen der Portulac und die Claytonia, unter den Mesembryanthemen das Sesuvium portulacastrum zur Nahrung dienen. Eine beliebte und bekannte Speise sind für die Bewohner der alten Welt die Früchte der Stachel- und Johannisbeerarten, so wie für jene der neuen die der hiemit verwandten Familie der Cactus. Weinartigen Trank mehr, als Sättigung, bietet der Apfel des Granatbaumes.

Die vollkommenste Familie der Pflanzen, jene der rosenartigen, erfreut und erquickt den Menschen durch ihre Früchte. Unter andern enthalten unter ihrem Wassergehalt, der 71 bis 90 Procent beträgt, die Birnen 11½, die Aprikosen 12, die Pfirsichen 16½, die Kirschen 18 Procent eines leicht verdaulichen, gesunden, mit etwas Gummi und ein wenig (nur bei der Aprikose fast 1 Procent betragendem) Eiweiß verbundnen Zuckers; in den Reine-Claudes ist der Gehalt an Zucker durch künstliche Umwandlung der Art gar auf 25 Procent erhöht. Der Saft der reifen Weinbeere aus guten Jahrgängen enthält aber, wie bereits erwähnt, am meisten (gegen 30 — 40 Procent) Zucker, und hierbei noch einen riechenden Stoff, Gummi, Aepfelsäure, Weinsäure, Kalk und Kali, vor Allem aber, in verhältnißmäßig nicht unbedeutender Menge, das zum Ferment der künftigen Weingährung dienende Pflanzen-Eiweiß. Die Frucht der süßen Mandel enthält 54 Procent eines fetten, milden Oeles, verbunden mit 24 Procent Eiweiß, 6 Zucker, 21 Pflanzenfaser u. s. w. Doch dieses sind nur die einzelnen Linien, worinnen sich neben der vielseitigen Verwandtschaft und Beziehung des menschlichen Verdauungsvermögens auf das Pflanzenreich aller Zonen und aller Formen zugleich das angeborne Eigenthums- und Herrscherrecht unseres Geschlechts über die ganze umgebende, organische Welt andeutet.

Aus dem Thierreich wird mit noch größerer Allgemeinheit das Fleisch oder das Ei der meisten Familien und Arten zur Ernährung tauglich gefunden, und der Mensch isset aus der Abtheilung der Strahlenthiere die Eier des See-Igels, aus jener der Gliederthiere die Krebse, die Heuschrecken, so wie die Larve, Puppe und das Flügelthier mehrerer Insecten (z. B. die Weidenraupe, die Puppe des Seidenwurms, der Termiten), ja selbst einige Ringelwürmer (z. B. Sipunculus edulis). Aus der Classe der Mollusken genießt der Herrscher der Erde eine Menge der Schnecken und Muscheln, aus jener der Wirbelthiere dienen ihm ein großer Theil der (freilich weniger als die vollkommneren Landthiere nährenden) Fische, viele Amphibien, Vögel und (wenigstens im Nothfall) fast alle Säugthiere, jene durch Eier und Fleisch, diese wenigstens durch ihr Fleisch, einige auch durch ihre Milch zur Nahrung. Obwohl das Fleisch einer ganzen, auch durch die vollkommneren Classen hindurch gehenden Reihe von Thieren, welche zuletzt mit den Fleischfressern endet, einen eigenthümlichen (urinösen, vielleicht selbst dem Gift verwandten) Stoff beigemischt enthält, der seinen Genuß widerlich macht und ihn der mensch-

lichen Natur verbietet. Bei dieser Thierreihe scheint das Ganglien-Nervensystem mehr entwickelt, „deßhalb waren gerade die Thiere, welche das Mosaische Gesetz als unrein bezeichnet, bei den Aegyptiern als weissagende, oder die Zukunft anzeigende (μαντικά) betrachtet" (m. vergl. Origenes contr. Cels. L. IV, 93. Opp. ed. Par. I, p. 572, 573, welcher jene Organismen der Einwirkung unheilbringender, dämonischer Kräfte mehr ausgesetzt hält denn andre).

Unter allen Fleischarten erkannten Wilson Philipp und Gosse das Fleisch des Hammels, der Tauben und auch der Hühner als das leichtverdaulichste an, dann Kalbfleisch und das meiste Wildpret, besonders Hasen und Rebhühner, so wie das stärkende Rindfleisch. Schwer verdaulich ist das Fleisch der Schweine und wälschen Hühner, unter allem Geflügel aber am schwersten der Fasan, die Enten und Gänse. Alles thierische Fett ist schwerer verdaulich als Pflanzenöl, am schwersten aber die Butter, etwas leichter schon Rinds-, noch leichter Hammel-, noch leichter Wildpret-, am leichtesten Schildkrötenfett. Milchrahm mit Wasser vermischt sey leichter verdaulich als bloße Milch u. s. w. Die Hauptbestandtheile der thierischen Leiber gleichen übrigens im Allgemeinen jenen, welche §. 10 von den menschlichen erwähnt wurden. Doch sind die chemischen Untersuchungen über die Mischungsverhältnisse der nährenden Bestandtheile, z. B. in verschiednen Fleischsorten, noch ziemlich ungenügend. Thouvenel hat gezeigt, daß das Fleisch der Süßwasser-Fische, ungeachtet seiner Weiche, eine ungleich geringere Menge im Wasser ausziehbarer Bestandtheile enthalte als die andren von ihm untersuchten Fleischarten; das Fleisch der Schnecken, Krebse, Frösche und Vipern hat fast so viel ausziehbare Bestandtheile als das Kalbfleisch; in einer ganz vorzüglichen Menge finden sich dieselben im Fleische der Schildkröten. Das Rindfleisch enthält weniger Ausziehbares als das Kalbfleisch, in ihm findet sich die größte Menge unauflöslicher Substanz; es läßt, wenn man es trocknet, mehr Rückstand als andre genauer untersuchte Fleischarten. Dagegen ist dasselbe ganz vorzüglich reich an dem (S. 69) erwähnten, kräftigen Fleischertract oder Osmazom, der sich beim Braten der ihn enthaltenden Fleischarten am meisten nach der äußeren, braunen Cruste hinzieht. Gute Rindfleischbrühe enthält einen Theil Extractivstoff gegen sieben Theile Gallert, die Knochen enthalten nur Gallert, kein Osmazom, daher den bloß aus jenen bereiteten Geleen der eigenthümliche, angenehme Geschmack der guten Fleischbrühe abgeht. Auch dem Fleisch der jungen Thiere fehlt das Osmazom. — Caviar enthält nach Tausendtheilen, an Wasser 380; geronnenes Eiweiß 243; ungeronnenes 62; butterartiges Fett 43; Kochsalz 67. — Die Leber der Säugthiere enthält weniger Wasser (nicht ganz 0,69) im Vergleich zum Eiweißstoff (0,20) als das Muskelfleisch, hierbei noch 0,6 einer Substanz, welche nur wenig Stickstoff enthält, 0,1 Fett und 0,1 feste Theile. Die Leber mancher Seefische, z. B. des Nagelrochen (R. Batis) enthält mehr als zur Hälfte Oel; sie läßt sich mit Wasser zu einer Emulsion auflösen, welche Rahm und Butter absetzt. — Die Milch der Thiere, eine flüssige Speise des Menschen, ist, was die näheren Bestandtheile betrifft, bei verschiednen Thieren sehr verschieden. Vorzüglich reich an Rahm und Butter zeigen sich Ziegen- und Schafmilch; die Milch der Pferde- und Eselstuten zeigt sich zu einer weinartigen Gährung geneigt, man bereitet daher mit Leichtigkeit aus ihr ein starkes gegohrnes Getränk.

Zum Getränk ist dem Menschen zunächst das Wasser angewiesen. Doch gelüstet ihm seit alter Zeit nach Getränken, in denen durch Gährung (wobei dem Zucker ein stickstoffhaltiger Pflanzenleim zugesetzt seyn muß) und Feuer dem erheiternden, aufregenden Wasserstoffgas und dem Kohlenstoff ein größeres Gegengewicht gegen das Sauerstoffgas gegeben

worden, als im gemeinen Wasser. Unter andern entwickelt sich aus dem Zucker und der Stärke des Pflanzenreichs durch Gährung ein Stoff, welcher, ganz an der Gränze zwischen der Form des Dampfes und des tropfbar Flüssigen stehend, jenem fast näher verwandt ist als diesem: der Alkohol. Er enthält in seinem reinsten Zustande 12,896 Procent Wasserstoffgas, 52,658 Kohlenstoff, 34,454 Sauerstoffgas. In der Natur kommt er nie ohne Beimischung von Wasser und andern einhüllenden Stoffen vor; wird er aber durch Destillation und Behandlung mit festen Stoffen, welche ihres Krystallisationswassers beraubt worden, ganz wasserfrei dargestellt, so zeigt er seine giftige Natur unverhohlen, denn selbst nur ein Löffel voll davon tödtet, durch Entziehung des Wassers, den Menschen oder das Thier augenblicklich, das ihn verschluckte. Im gewöhnlichen Branntwein sind 49 Procent Alkohol mit Wasser und etwas fuselichtem Oel verbunden; die verschiednen Weinsorten enthalten in einer ungleich angeeigneteren, gesünderen Verbindung mit Wasser, Zucker, etwas Gummi, Extractivstoff und einigen mehr oder minder freien oder an erdigen und kalischen Basen gebundnen Säuren 8 bis 25 Procent Alkohol (der Portwein 24,95, Rheinwein 8 bis 13,51, Tokayer 10,46). Im (englischen) Bier finden sich 3 bis 8 Procent Alkohol, verbunden mit Zucker und mit noch unzersetzter aufgelöster Stärke und Pflanzenleim, so wie dem stickstoffhaltigen, eigenthümlichen Stoff des Hopfens (Lupulin genannt). Dieses Getränk steht mithin in der Mitte zwischen Nahrung und Trank. Ueberhaupt sind nach Wilson alle durch Gährung bereiteten geistigen Getränke weniger schädlich als die durch Destillation gewonnenen. Das in seiner Wirkung zweideutigere Getränk des Kaffee's enthält ein nur zum Theil in Wasser sich lösendes Harz und ein talgartiges Oel, das an Geschmack der Cacaobutter gleicht, außer diesem jedoch einen bittern Stoff (Gmelins Kaffeebitter) mit dem ganz eigenthümlichen Kaffein, einer Materie, welche nächst dem thierischen Harnstoff die stickstoffreichste unter allen bisher chemisch untersuchten ist. Sie enthält 4,81 Wasserstoff, 46,51 Kohlenstoff, 27,14 Sauerstoff, 27,54 Stickstoff, während dagegen das thierische Eiweiß nur 16, Leim 17, Faserstoff 20 und nur der Harnstoff 43,5 (nach Prout 46,66 Procent) enthält. Doch unterscheidet sich jene merkwürdige Materie dadurch von diesen thierischen Substanzen, daß sie auch in der Wärme nicht fault. Der Thee enthält nach Davy und Frank 8½ bis 10 Procent adstringirenden Gerbestoff, etwas Harz mit dem eigenthümlichen Duft des Thees, gegen 6 Procent Gummi und eben so viel Pflanzen-Eiweiß. Seine besonders munter machende Kraft scheint in demselben (harmloseren) vegetabilischen Princip zu liegen, welches dem edlen Roß und der Gemse der Gebirge, wenn sie den auch an jenem Princip reichen Grasstängel und andre Kräuter genießen, ihre Wachsamkeit und das geringe Bedürfniß zum Schlafe gibt.

Dieses sind denn die mannichfachen Materialien, aus denen die verdauende Kraft dem Menschenleibe seine verlornen Theile beständig wiederersetzt und so den kleinen Tempel im Bau erhält. Die chemische Zergliederung derselben zeigt uns freilich zunächst nur, daß es immer dieselben Elemente sind, mit denen eine unsichtbare und unwägbare Lebenskraft ihr Spiel treibt. Wie aber dieser Saitenspieler immer aus denselben wenigen Saiten durch eine kaum merkliche Abänderung der Stellung des drückenden Fingers jetzt diese, dann andere Töne hervorrufe, wie dieselben Stoffe, und zwar in einem fast gleichen Mischungsverhältniß, jetzt zur Stärke oder zum Zucker, jetzt zum Alkohol oder zum Oel werden, das kann uns die Chemie nicht lehren. Mehr als jedes andre lebendige Wesen, dieß zeigt uns das vorstehende Verzeichniß der Nahrungsmittel, vermag der Mensch, wie die Alles bildende Schöpfer-

kraft selber, aus den verschiedensten Regionen und Dingen die Elemente zu seinem Dienst herbeizurufen und dieselben nach seinem Bedürfniß, jetzt so, dann anders zu mischen und zu gestalten.

Besonders bei den Gemüsearten aus dem Pflanzenreich bedarf der Mensch, soll er sie verdauen, der aneignenden Zubereitung durchs Feuer. Dann verwandeln sich die roh fast ganz unverdaulichen und schädlichen mehlichten Kartoffeln, Brocoli, brauner Kohl, Spinat, Sellerie in leichter; Weißkohl, Rettig, rothe Rüben in etwas schwerer verdauliche Speisen, und auch Obst und zuckerhaltige Rüben, obgleich sie schon roh genießbar sind, eignet sich der Magen ungleich leichter an, wenn sie gekocht sind. Ja durchs Feuer macht sich der Mensch selbst die giftige Manihocwurzel zur nahrhaften, gesunden Speise.

Anatomische und physiologische Bemerkungen: Im niederen Thierreich wird der Anfang des Darmcanales: Mund und Schlund, von mächtigen Fäden und Geflechten der obersten, wichtigsten, dem Gehirn entsprechenden Nervenknoten umschlungen, ja der Schlund durchbohrt den Nervenknoten. Die ersten Anfänge eines thierischen Nervensystems zeigen sich als kreisförmiges Gewebe um Mund und After einiger Strahlenthiere. Im vollkommneren Thierreich empfängt der eigentliche Darmcanal seine Nerven aus dem Gangliensystem (m. v. §. 17); nur Mund und After aus Gehirn und Rückmark.

Die Zähne sind dreifacher Art: 8 Vorderzähne oder Schneidezähne dentes incisivi (τομεις genannt nach Jul. Poll. Onomast. L. II, §. 91, προσθίους, ὄξεις nach Arist. de part. anim. L. III, c. 1), 20 Backzähne oder Mahlzähne d. molares (μύλοι oder μύλαι bei Suidas, Aristoteles nennt sie γομφίους πλατεῖς), endlich die zwischen den Schneide- und Backzähnen stehenden 4 Eck- oder Hunds- oder Augenzähne, dentes canini (κυνόδοντες bei Aristoteles l. c.). Die Zähne sitzen in den Zahnhöhlen eingekeilt und entwickeln sich in den rinnenförmigen Aushöhlungen der Kiefer zuerst in einem Säckchen, aus dessen Boden pilzartig die Kernsubstanz des Zahnes aufwächst. Diese wird von oben her, von den Spitzen angehend, dem Gesetz des gewöhnlichen Wachsthums entgegen, mit Knochensubstanz überzogen, und der von der Krone zur Wurzel herab sich ausbildende Zahn verlängert sich, schiebt sich selbst in die Höhe, durchbricht das Säckchen, das ihn umkleidet, und zertrennt das Zahnfleisch (ein festes, elastisches, gefäßreiches, mit der Schleimhaut des Mundes überzogenes Zellgewebe, das im gewöhnlichen Zustande von geringer Empfindlichkeit ist). Es treten bis gegen Ende des zweiten Lebensjahres die Schneide-, das erste Paar der Back-, die Eck- und das zweite Paar der Backzähne, überhaupt also beim Kind statt der 32 bleibenden Zähne des späteren Wachsthums nur 20 Milchzähne hervor. Hierauf kommen nun im sechsten und siebenten Jahre das dritte Paar der Backzähne und bald hernach die bleibenden Zähne, deren Keime schon an der Wurzel der Milchzähne in ihrem eigenthümlichen Säckchen lagen und von hier sich entwickelten. Etwa im vierzehnten Jahre kommt das vierte, etwa im einundzwanzigsten das fünfte Paar der Backzähne. Die ursprüngliche Bedeutung jener nur mit Knochensubstanz umhüllten Nervenpapillen zeigt sich deutlicher noch an den Milchzähnen, mit weit offenen Wurzeln, als an den bleibenden Zähnen, mit verlängerten, ganz sich schließenden Wurzeln. Der Schmelz der Zähne, von streifig-fasrigem Gewebe, bestehet aus $85_{,2}$ phosphorsaurem, $3_{,3}$ flußsaurem, $8_{,0}$ kohlensaurem Kalk, dann aus $1_{,5}$ phosphorsaurem Talk und $2_{,0}$ Wasser.

Die Lehrer der Athletik empfahlen es ihren Schülern, daß sie, wenn sie anders wollten, daß die genossene Speise ihnen Kraft gäbe, diese nicht bloß mit den Zähnen zerreißen, sondern mit Muße zerkauen

(κατὰ σχολὴν λεαίνειν) sollten. M. v. Phil. SS. Leg. Alleg. I, 58, ed. Mang. I, 63 und Clem. Alex. Phaed. II, c. I.

Die eigentlichen, dem Geschmack dienenden Nervenpapillen finden sich auf und an der Zunge. Die größten (Pap. truncatae, vallatae), etwa 12 an der Zahl, einen Winkel bildend, dessen Spitze nach hinten gekehrt ist, sind nach oben dicker und wie abgestutzt, an ihrer Basis umgibt sie ein erhöhter Rand; eine zweite Art (P. clavatae oder capitatae) endigt oben in ein rundliches Köpfchen, während die dritte (P. conicae und filiformes) mehr spitzig zuläuft. Jene sind über die ganze Oberfläche, diese mehr am Umfang der Zunge verbreitet.

Die Bewegung der Unterkinnlade, senkrecht von unten nach oben (die beißende), welche am Raubthier die vorherrschende ist, wird durch die bei Raubthieren ausgezeichnet starken Schläfemuskeln (κροταφῖται, Galen de musc. dissect. c. 6, ed. Kühn. T. XVIII, B, p. 933), die aber zugleich nach den Seiten gehende von den Käumuskeln (schon Galen a. a. O. nennt sie μασσητῆρας) und den innren Flügelmuskeln, welche von den flügelförmigen Fortsätzen (πτερυγώδεις ἐκφύσεις ib. p. 935) des Keilbeins herkommen; die von vorn nach hinten gehende, welche beim Nagethier vorzüglich kräftig ist, durch die äußern Flügelmuskeln bewirkt. Das Herabziehen des Unterkiefers wirkt der zweibäuchige Muskel desselben, welchen Galen a. a. O. sehr gut beschreibt. Es dienen übrigens auch beim Käuen mehr oder minder jene neun Muskelpaare, welche zur Bewegung der Lippen und Backen bestimmt sind. Der Reiz der Nahrungsmittel, ja schon der aufgeregten Eßlust, auf die Nervenpapillen der Zunge, so wie die Bewegungen der erwähnten Muskeln beim Käuen, erregen die Absonderung des Speichels (τὸ σίαλον Galen. de semin. II, 6, ed. Kühn. p. 645), in den eigentlich sogenannten, aus kleinen, in einzelnen Lappen verbundenen Körnchen bestehenden Speicheldrüsen: der Ohrspeicheldrüse (Parotis, später mit diesem Namen belegt, der ursprünglich eine Krankheit derselben bedeutete: Galen. de remed. parabil. c. 7), die ihre Flüssigkeit in den Mund, durch den Stenonischen Gang, in der Gegend des zweiten und dritten Backzahns ausführt, so wie die Unterkieferdrüse (glandula submaxillaris) durch den unter der Zunge neben dem Zungenbändchen endigenden Whartonschen Gang und die Unterzungendrüse (gl. sublingualis) durch viele kleine, neben der Zunge ausmündende Oeffnungen. Außer diesen drei größern finden sich in den Backen und Lippen noch viele kleine drüsen- und grubenartige Absonderungsorgane. In dem großentheils (zu 99 Procent) aus Wasser bestehenden Speichel ist außer den salz- und milchsauren Salzen und Osmazom ein eigenthümlicher Stoff (Salivin) enthalten, welcher, bei mehreren Thieren von giftiger Eigenschaft, als Ferment beim Beginn des Verdauungsprocesses wirkt. Schon Winterl machte auf die wahrscheinliche Ursache dieser giftigen Eigenschaft: auf die Blausäure, aufmerksam, welche selbst im Speichel des Schafes (weniger merklich in dem des Hundes) gefunden wird. Uebrigens sollte schon nach Galen der Speichel der einen Thierart für irgend eine andre specifisch giftig seyn, auch wenn er es absolut nicht ist. So sey der Speichel des Menschen für die Viper ein Gift und umgekehrt (de inaequal. intemper. c. 6). Der Speichel eines Nüchternen könne einen Skorpion tödten, während der Speichel der Viper weder für andre Vipern, noch der des Menschen für andre Menschen giftig sey (ib.). Fast immer mischt sich auch (vorzüglich aus den am weichen Gaumen gelegenen Mandeln) dem Speichel noch Schleim bei.

Nicht bloß Magen, dünner Darm und Dickdarm, sondern auch Schlund und Magen sind schon durch die Structur ihrer Häute so sehr von einander verschieden, daß man noch an Stücklein von der Größe

einer Quadratlinie erkennen kann, von welchem der vier Organe sie herkamen. Das Verhältniß der Länge des Darmcanals zu der des ganzen Körpers wechselt in Erwachsenen von 3 bis 8, ist im Mittel 5. Die Speiseröhre oder der Schlund beginnt mit dem Schlundkopf (Pharynx), der unter dem Luftröhrenkopf (Larynx) liegt. (Die ältere Gleichbedeutenheit beider Worte zur Bezeichnung der Luftröhre, erwähnt Galen. de us. part. L VIII, c. 1; der Schlund οἰσοφάγος, de us. part. L. IV, c. 7, ed. Kühn III, 279). Es zeigen sich an jenem die drei Schichten der Wand des eigentlichen Schlundes als drei deutlichere Muskellagen (Schlundkopfschnürer). Die Speiseröhre geht links hinter der Luftröhre und rechts neben der Aorta an der Rückenwirbelsäule, durch das die Brusthöhle von der Bauchhöhle scheidende Zwerchfell (Diaphragma) hindurch und dann hinab nach dem Magen. Der Schlund ist das fleischigste, musculöseste Stück des Darmcanals; die seine äußerste Lage bildende Muskelsubstanz besteht aus Längs-, dann eine innere Schicht aus Quer- und Ringfasern. Unter der Muskelscheide liegt die weiße Gefäßhaut, dann die zarte, auskleidende, der Oberhaut des Körpers entsprechende Innenhaut. Die Aeste des Stimmnervenpaares umziehen den Schlund netzförmig und verenden sich in ihm. Ihnen dankt die Speiseröhre ihre Empfindlichkeit, so wie den Muskelschichten jene wurmförmig bewegende Contractionskraft, wodurch es möglich wird, sogar mit nach unten gestelltem Kopfe, zu schlingen.

Der Magen (γαστήρ, in seiner Gestalt und seinen Verrichtungen beschrieben bei Galen. de us. part. L. IV, c. 7, 8, στόμαχος, ist zunächst der Magenmund de vict. rat. in morb. ac. I, 18; de alim. facult. II, 26, de us. part. IV, c. 8), in welchen sich die Speiseröhre erweitert, erstreckt sich, etwas links nach hinten liegend, schräg, ein wenig zur Rechten und nach vornen. Seine Höhlung vermag im erwachsenen Menschen bei mäßiger Füllung 5 bis 11 Pfund Wasser zu fassen. In Kindern ist der Magen runder und kürzer, in Erwachsenen (besonders vom weiblichen Geschlecht) mehr länglich, so daß er sich dann mehr rechts hinüber erstreckt. Er ist seiner Gestalt nach ein gekrümmter, kegelförmiger Sack; die Dicke seiner Wände beträgt ½ Linie. Die eigentlichen drei Häute des Magens sind bis auf zwei streifenartige Stellen nach außen noch von einer vom Bauchfell herkommenden Haut umkleidet. Die innere Haut unterscheidet sich durch runzlichte Fältchen, welche ihr eine sammetartig schwammige Beschaffenheit geben. Sie besteht aus den zartesten, letzten Enden der Blutgefäße, ohne wahrnehmbare Enden der einsaugenden Gefäße. Durch den Pförtner (πυλωρός, so genannt, weil er wie ein guter Thürhüter darüber wacht, daß nur der aufgelöste und verdaute Speisebrei durch seine enge Pforte hindurchgeht, während er, sobald sich etwas Unverdautes oder Hartes ihm naht, die Oeffnung vor ihm zuschließt und dasselbe zurücktreibt in den Grund des Magens, Galen. de us. part. IV, c. 7, ed. Kühn. p. 280), welcher nach außen durch eine meist ringartige, drüsig- (fibröse) Substanz gebildet wird, nach innen aber einen glatten, weichen, hervorragenden Wulst darstellt, endet der Magen in den Dünndarm, welcher das längste (meist über vier Fünftheile des ganzen Verlaufes betragende) Stück des Darmcanals ist. Der Anfang des Dünndarmes ist der Zwölffingerdarm (Duodenum, ἔντερον δωδεκαδάκτυλον schon von Herophilus benannt nach Gal. an. adm. VI, c. 9), unterschieden vom übrigen Dünndarm durch seine größere Weite und seinen Gefäßreichthum. Er nimmt den vereinigten Ausführungsgang der Galle und der pankreatischen Flüssigkeit (davon später) auf. Der eigentliche Dünndarm, abgetheilt in das Jejunum (νῆστις bei Gal. an. adm. VI, 9 und Ileum τὸ λεπτὸν ib. in der angebl. Galenischen Schrift de anat. viv. Ileon.) mit seinen mannich-

fachen Windungen, endet zuletzt mit einer klappenartigen Fortsetzung ins Innere des Dickdarms, in welchen er sich, fast einen rechten Winkel mit dessen Richtung bildend, hineinsenkt. Die innerste Haut des Dünndarmes bildet häufige, querlaufende, klappenartig ins Innere des Darmes hineinragende Falten oder Verdoppelungen, wodurch die innere Fläche um sehr Vieles größer als die äußere wird, so daß sie an Ausdehnung diese um mehrmalen übertrifft. Außerdem bilden sich zahllose, ganz kleine, dicht aneinander stehende Fältchen, als Flocken oder Zotten, villi (ἶνες, Galen. de us. part. L. IV, c. 17, ed. Kühn. III, 331) des Darmcanals, in denen sich die zartesten Netze der Darmarterie, aus welchen sich wieder die Venen entwickeln, verbreiten. Zwischen dieser Flockenhaut und der auf ihr liegenden Zellhaut, so wie in dieser selbst, sind die feinen Netze der Lymphgefäße oder Saugadern verbreitet, welche nach Panizzas Untersuchungen nirgends am oder im Darmcanal mit offenen Mündungen sich endigen, oder mit solchen anfangen. Der Dickdarm (τὸ παχὺ ἔντερον), der ungefähr 1/5 so lang ist, als der Dünndarm, wird ebenfalls in drei Abtheilungen unterschieden. Denn der Anfang desselben, welcher sich in der Gegend des rechten Hüftbeins findet, hat, außer seinem wurmförmigen Anhang, einen blinden (sackförmigen) Fortsatz, weßhalb er Blinddarm, caecum (τὸ τυφλὸν), heißt, darauf folgt das Kolon (κῶλον, Aristot. de part. anim. L. III, c. 14); dann der Mastdarm oder intestinum rectum (ἀπευθυσμένον, Galen. anat. adm. VI, c. 9, ed. Kühn. II, 573 und de us. part. L. IV, c. 18), welcher am Schließmuskel (σφιγκτὴρ, ib. c. 19) des Afters endigt. Die innere Haut des Dickdarmes bildet Falten oder Runzeln, die sich aber, wie die am Magen, beim Aufblasen des todten Darmes verziehen (nicht wie die ungleich größern, am Dünndarm, bleiben). Sie werden durch die schleimabsondernden Blutgefäße gebildet. Die Bewegung des gesammten Darmcanals ist vorzüglich und vorherrschend eine wurmförmig von oben nach unten, vom Mundende nach dem Mastdarm gehende, welche jedoch zu Gunsten der Einsaugung und Verdauung öfters durch eine rückwärtsgehende, jedoch in der Regel ungleich schwächere, durchkreuzt und aufgehalten wird. Leichter verdauliche, flüssigere Speisen weilen 2 bis 3, schwerer verdauliche, besonders sehr ölichte oder fette Speisen bis 5 und 6 Stunden im Magen, doch verlängert sich diese Zeit noch etwas im Schlafe. Hier im Magen ist es denn auch, wo die oben S. 105 erwähnte Ausscheidung des Chlorwasserstoffes oder der Salzsäure geschieht und das Geschäft der Verdauung einleitet. Diese Beimischung des Magensaftes ist so merkwürdig, daß wir sie etwas näher betrachten.

Das Chlor oder der Salzgrund ist in dem Kochsalz, welches sich, mit dem Wasser des Meeres vermischt oder in besondern Lagern des Festlandes, wenigstens aber als ein nie fehlender Gemengtheil oder Erzeugniß des thierischen Körpers, überall auf der Erdoberfläche verbreitet findet, mit einem silberweißen Metall, dem Natrium, verbunden, das sich leicht in Plättchen pressen läßt und leichter als Wasser ist. Das reine, von seinem Metall geschiedene Chlor ist ein Gas von grünlichgelber Farbe, fast 2 1/2 mal schwerer als die Luft. Eben so wie das Sauerstoffgas unterhält es das Verbrennen sehr vieler Körper, ja diese entzünden sich meist in ihm bei der gewöhnlichen Lufttemperatur von selber, so unter anderm die meisten Metalle, wenn man sie gepulvert hineinbringt. Ein Wachslicht brennt im Chlorgas mit rußender Flamme. Aber obgleich dieser Antipode des Sauerstoffgases das Verbrennen unterhält, wirkt er dennoch auf die Athmungswerkzeuge der lebenden Thiere auf eine dem Einfluß des Sauerstoffgases ganz entgegengesetzte Weise, als ein den Athmungsproceß aufhebendes (tödtliches) Gift, — aus demselben Grunde, aus welchem der Südpol eines stärkern Magnetes die

magnetische Kraft in dem Südpol eines schwächern zerstört, welche durch den Nordpol verstärkt wird. Anders dagegen ist es, wo das Chlor in der Gegenregion des Leibes (im Magen) vereint mit Wasserstoff das Geschäft übernimmt, welches in der Lunge dem Sauerstoffgas obliegt (n. §. 12); hier wird seine Vermittlung zur Wohlthat. Der Magensaft, der bei nüchternen oder fastenden Thieren (nach Tiedemann und Gmelin) fast ganz neutral ist, nimmt seine saure Eigenschaft erst nach dem Genuß der Speise (im Gegensatz zu dieser) an. Von 39 Theilen Chlor, welche Prout im Magensaft auffand, waren 9½ mit Kalium und Natrium, fast 8 mit Ammonium, über 22 mit Wasserstoff zur Salzsäure verbunden; bei Unverdaulichkeit zeigten sich in der sauren Flüssigkeit nur 5 Theile freie Säure, 12 Theile Salz. Bei den niedern Thierclassen nimmt die Salzsäure an Menge ab, dagegen der Gehalt an Essigsäure zu. Im Magensaft der Hühner scheint nach Brugnatelli's und Treviranus' Versuchen außer der Salzsäure etwas freie Flußsäure vorhanden zu seyn. Auch der Saft in den Dünndärmen ist sauer, eben so wie dieß im gesunden und natürlichen Zustand der Saft der Pankreas ist; der Saft der Dickdärme dagegen ist alkalisch. Doch zeigt sich wenigstens bei fleischfressenden Thieren noch im Blinddarm eine Spur von Säure, so wie der Saft desselben auch wieder etwas Eiweißstoff enthält, der dem letzten Ende des Dickdarmes abgeht.

Wenn denn, von dem Magensaft aufgelös't, der Speisebrei in den Dünndarm gelangte und hier abermals mit der aus den Häuten desselben sich aussondernden Flüssigkeit, so wie mit dem Saft der Pankreas und mit der später noch zu beschreibenden Galle sich vermischt hat, verweilt er hier abermals mehrere Stunden; am längsten jedoch dauert verhältnißmäßig der Durchgang des zum Unrath gewordenen Restes der aufgenommenen Nahrung und der hinzugekommenen, häufigen Aussonderung aus dem Darmcanal selber, im Dickdarm. Dennoch wird dieser ganze Verlauf bei gesunden, erwachsenen Menschen wenigstens in 24 Stunden beendigt.

Die Leber (ἧπαρ, beschrieben bei Galen. de us. part. L. IV, c. 12 et al.), das größeste Eingeweide des Leibes, welches im ausgewachsenen Zustand fast vier, ja fünf Pfund schwer ist, nimmt die oberste Region der rechten Seite der Bauchhöhle ein, sie ragt aber mit ihrem dünnern Theil über die Mitte hinüber nach der linken Seite. Es findet sich an ihrer concaven, untern Seite, in der einen Furche oder Einbuchtung, die Gallenblase, in der andern der Eintrittspunkt der Gefäße (die Pforte); während an der hintern Seite der Leber, in einer Eintiefung derselben, in welcher die untere Hohlvene emporsteigt, die das Blut zurückführenden Venen in diese sich verlaufen. Es wird die Leber, welche im Kindheitszustande des Leibes verhältnißmäßig größer ist, von ihrer eigenthümlichen Arterie ernährt, die Galle aber aus dem Venenblut der Pfortader abgesondert, welche das Blut, vermischt mit dem noch fremdartigen Stoffe, den die Venen in dem Magen und zum Theil auch im übrigen Darmcanal eingesogen, aus diesen verdauenden Organen zurückführt. Schon im neugebornen Kinde hat dieses Gefäßsystem, welches den größten Theil des Blutes des mütterlichen Leibes als äußerlichen Nahrungsstoff aufnimmt, ihre, den heftigen Gegensatz zwischen außen und innen (S. 112) vermittelnde Bestimmung.

Die Galle (χολή, die ältern Ansichten über ihr Entstehen theilt Galen mit: de Hippocr. et Plat. decret. L. VIII, c. 4, besonders aber c. 5, ed. Kühn. V, 683) enthält nach Berzelius gegen 91 Procent Wasser, 8 (eigenthümlichen) Gallenstoff, 1 Schleim und Salz. — Der eingetrocknete Theil des Gallenstoffes schmeckt zuerst bitter, hintennach aber ganz deutlich süß und ist brennbar. Er hat nach (S. 113) viel Aehnlichkeit mit dem Lakrizzucker, besonders mit dem vom Abrus pre-

catorius, in welchem ebenfalls ein nicht wieder abscheidbarer, grüner Farbestoff enthalten ist. Dieser Farbestoff, der auch zugleich der Galle ihren Geruch und bittern Geschmack gibt, ist von harziger Natur (Gallenharz). Außer ihm entdeckte Thenard in dem Gallenstoff eine bitterlich-süße Substanz: das Pikromel oder den Gallenzucker. 1000 Theile Ochsengalle enthalten nach Thenard fast 876 Theile Wasser; über 75 Th. Gallenzucker; 30 Th. Harz; 5 Th. gelben Farbstoff; 5 Natron u. s. w. — Gmelin bemerkte außer einem nach Moschus duftenden Bestandtheil in der Galle einen dem Asparagin (der sich ganz besonders im Spargel findet) sehr gleichenden Stoff. — In der Hundegalle ist weniger Gallenharz im Verhältniß zum Gallenzucker, als in der Ochsengalle, umgekehrt enthält die Schweinegalle fast keinen Zucker, sondern nur Gallenharz. Froschgalle schmeckt süßlich, Fischgalle anfangs auch, dann bitter, Schlangengalle erst süß, dann heftig bitter. — In einem Falle, den Mascagni erzählt, war die Galle, die sich bei einem im Paroxysmus des Wechselfiebers am Krampf verstorbenen Knaben in den Magen und die Darmhöhle ergossen hatte, zu einem so heftigen Gift geworden, daß die Thiere, denen man einen kleinen Theil davon mit Brod beigebracht, oder welche man mit einem Messer verwundete, das in jene Galle getaucht worden war, daran starben.

Die Milz (σπλήν, beschrieben bei Galen anat. admin. L. VI, c. 19, ed. Kühn. II, p. 573), an Umfang im Mittel fast sechsmal kleiner, dabei viel specifisch leichter als die Leber (diese ist über $\frac{1}{2}$ mal, jene nur $\frac{1}{17}$ specifisch schwerer als das Wasser), hat ihre Lage an der linken Seite der Bauchhöhle, nach oben und hinten unter den kurzen oder falschen Rippen. Sie ist meist länglich dreiseitig. Vermöge eines merkwürdigen Wechselverhältnisses mit dem Magen schwillt sie durch das eindringende Blut zu größerm Umfang an, wenn der Magen leer ist, und verkleinert sich dagegen bei gefülltem Magen. Dieses weichste, zarteste Eingeweide ist in Kindern verhältnißmäßig kleiner als in Erwachsenen; der Genuß des Eisens so wie adstringirender Stoffe scheint die Milz zusammenzuziehen (zu verkleinern). Das sehr häufige Blut, welches der Milz zuströmt, scheint hier eine eigene Veränderung zu erleiden; es wird wässeriger, dunkler, bleibt länger flüssig (gerinnt nicht so leicht) als das Blut anderer Organe. Es hat zugleich eine stärkere Anziehung gegen das Oxygen. Die Milz scheint nach S. 99 vorzüglich der Bereitung des Farbstoffes im Blute zu dienen.

Die Bauchspeicheldrüse (πάγκρεας, so genannt wegen ihres ganz fleischähnlichen Wesens, nach Galen. de us. part. L. IV, c. 11) von einer Masse, deren specifisches Gewicht doppelt so groß ist, als das des Wassers, ist die größte körnige Drüse des Menschenleibes. Sie wiegt fast vier Unzen. Ihre verhältnißmäßige Größe nimmt von der Geburt an ab. Ihre Lage ist hinter dem Magen, vor den großen Gefäßen des Gekröses; sie ziehet sich von und auf der Milz rechts nach dem Pförtner und Zwölffingerdarm hin, dessen linke Beugung sie bis zum Ausgang am Gekröse begleitet. Es sondert sich in dem körnigdrüsigen Wesen der Pankreas eine speichelähnliche Flüssigkeit aus, welche mit ihrem aus vielen einzelnen Würzelchen entstehenden Ausführungsgange, dem ausführenden Canal der Gallenblase und Leber sich vereint und mit ihm in die Mitte des Zwölffingerdarms einmündet.

Die Nieren (νεφροὺς) beschreibt schon ihrem innern Baue nach ziemlich genau Aretäus (Causs. diut. L. II, c. 3, p. 52). Ihre feste Substanz, welche keinen Faserstoff enthält, gleicht der chemischen Zusammensetzung nach der fibrösen Haut der Arterien. Die, wie oben S. 99 erwähnt worden, wahrscheinlich zur Bereitung des Farbstoffes des Blutes beitragenden **Nebennieren** sind nur im Fötus verhältnißmäßig sehr

groß und scheinen später nicht mehr zu wachsen; sie liegen in der hintern und mittlern Region der Bauchhöhle. Die Substanz der Niere sondert aus dem ihr reichlich zuströmenden Blute, mittelst der Nierenwärzchen oder Nierenbecher und von da in die Nierenbecken den Harn (οὖρον) ab, welcher 93 Procent Wasser, 3 stickstoffreichen Harnstoff, fast 1½ phosphorsaure Salze und phosphorsauren Kalk, 1 Procent Harnsäure, übrigens noch ½ Procent schwefelsaure Salze, dann aufgelöste thierische Stoffe enthält. In Kindern wird statt der Phosphorsäure, wie bei pflanzenfressenden Säugthieren, zum Theil wenigstens Benzoësäure gefunden. Aus den Nieren wird der Harn durch die Harnleiter (Ureteres) in die Blase (vesica urinaria) und aus dieser in die Harnröhre (Urethra) geführt (Galen. us. part. V, c. 5 seqq.). Die Harnsäure, übrig geblieben aus den Excrementen der Vögel, bildet auf mehrern Inseln der Südsee die eigenthümliche, unter dem Namen Huano bekannte oberste Erdlage.

Alle eigentlichen Verdauungsorgane, vor allen mithin Magen, Dünndarm und Dickdarm, weniger die bloß aussondernden Theile der Unterleibshöhle, z. B. Pankreas, noch weniger der letzte Verlauf des Dickdarmes im Mastdarmende, welches, so wie die Nieren und der übrige innere Harnapparat, ganz außerhalb dieser Umhüllung liegt, sind von dem die Bauchhöhle, vom Zwerchfell an bis zur Beckenhöhle auskleidenden Bauchfell, wie von einer zugehörigen, äußern Haut umhüllt, welche zur Leber, Milz und selbst zu den Nieren, Uterus und Ovarien bänderartige Fortsätze bildet, den Magen, Grimmdarm und Leber unter dem Namen der Bänder (ligamenta), den übrigen Darmcanal unter dem Namen des Gekröses (Mesenterium und Mesocolon) umfaßt und verbindet. Zwischen den doppelten Lagen des Gekröses, welche sich um jene Eingeweide schlagen, verlaufen die Gefäße. — Die Netze (Omenta) sind hautartige, mit Gefäßen und Fett versehene, frei in den Unterleib hereinhängende Fortsätze jener Ueberzüge, und finden sich am Magen, so wie zwischen Magen und Leber und am querliegenden Theil des Dickdarms (Galen. de us. part. IV, c. 8, 9, 10, 20).

Die Knochen.

§. 14. Von den elementaren Vorgängen und Bewegungen des thierischen Lebens: von jenen des Blutumlaufes und Athmens, so wie der Verdauung und Ernährung, wenden wir uns nun zu den Vorgängen einer höheren Art: zu der Geschichte der Empfindung und thierischen Bewegung. Der Empfindung so wie dem Willen des Thieres dient das zarte Gebilde der Nerven; die Bewegung vollbringet der Muskel, beide aber, der Nerv und der Muskel, wären nicht dieses Empfindende und Bewegende, ohne ein Drittes, gänzlich Unempfindliches und Unbewegliches in ihrer Mitte. Das ist das Knochengerippe: ein Bild des Todes mitten unter den Bewegungen und Erzeugungen des Lebens; ein phosphorsaurer Kalk, mit Gallert gemischt, welchem das bildende Leben, statt jener sechsseitigen Krystallgestalt, die das gefrierende Wasser, der

Bergkrystall und der Smaragd mit dem phosphorsauren Kalke gemein haben, den schönen Umriß der Menschengestalt eindrücket. Denn der Knochen, für sich allein ohne Reiz und Schöne, ist es dennoch, welcher durch seine Formen, an dem edlen Antlitz und dem gesammten Körper des Menschen, den Ausdruck von harmonischem Einklang und Wohlgestalt begründet.

Nach der Lehre des Alterthums sollte im Knochen, diesem „erdartigsten" Theile des Leibes, jenes Princip herrschen, welches im Steinreich statt der Seele waltet, das Princip der „Haltung" (S. 35). Die Haltung ist (nach §. 11) das feste Band der Beziehung, in welcher das Einzelwesen zu andren Einzelwesen stehet, für welche und um deren willen es da ist. Das Niedere ist immer (so lehrten die Alten, m. vergl. d. §. 4) um des Höheren willen da, der Mensch wegen einer obern Welt des Geistigen, das Thier zugleich um des Menschen, die Pflanze wegen des Menschen und des Thieres, der tragende Boden um der Pflanze, des Thieres und des Menschen willen. So bleibt zuletzt diesem niedersten, jenen allen unterworfenen Ende des sichtbaren Daseyns nur noch das Seyn für Andre, die *Haltung* übrig.

Auf ähnliche Weise dann erscheint es als Wesen des Knochens, sich bloß passiv stillhaltend, tragend oder schirmend, wie ein nützliches Gewand gegen die andren, lebendig bewegten Theile des Leibes zu verhalten. Darum erkennt schon Galen in dem Skelet zunächst nur die ruhende Stütze der weichen, beweglichen Gebilde des Leibes: „den festen Grund" an, worauf jene, wie die Blätter und Blüthen auf dem Stamm eines Baumes, aufgetragen und eingefügt sind. Oder eine schützende Decke, welche das Gehirn und Rückmark nach außen umschließt und verwahrt; gleich jener schirmenden Schale, welche im niederen Thierreiche den ganzen weichen Leib umhüllt, und hier, an der Gränze, wo die Lebensbewegungen der Säfte erlöschen, nach Art eines todten, unorganischen Gebildes entsteht.

Aber die Bedeutung des Knochens muß noch eine andre seyn. Nachdenken erweckend erscheinet schon die unverkennbare stätige Wechselbeziehung, in welcher die Entwicklung des Skeletes im Thierreiche mit der Entwicklung des Nervensystemes

und seiner Sinnen stehet. Die höhere Entfaltung des Nervensystems und die wundervollen Lebenserscheinungen an demselben im vollkommneren Thierreiche scheinen eben so nothwendig und wesentlich an das Daseyn einer Wirbelsäule geknüpft, als die Funken und Actionen des Galvanismus an das Zugegenseyn und an die Wechselwirkung der metallenen Platten. Wirklich ist dann auch von andern Seiten das Wesen und die Bestimmung des Knochens mit jenen der metallenen Armaturen der Nerven und Muskeln bei den Vorgängen des Galvanismus verglichen worden. Nach ähnlichem Gesetz wie die Condensatoren und Armaturen im elektrischen Processe, sollten die zwischen und neben Nervencentrum oder Nebenfäden und Sinnesorganen oder Muskeln eingefügten Knochen zur Verstärkung und Bekräftigung der Empfindung der Nerven und der Reizbarkeit der Muskeln dienen.

Auch eine solche Ansicht fasset jedoch das Räthsel noch nicht von allen Seiten und würdig genug auf. Das Räthsel: wie aus diesem rastlosen und kräftigen Bewegen und in seiner Mitte ein todt-Ruhendes und Starres entstehen und sich bilden konnte; wie das gestaltende, äußerlich werdende Leben so unmittelbar von der scharfen und lebendigen Empfindung zur dumpfesten Gefühllosigkeit den Uebergang finde, ja beide in so nothwendigen Zusammenhang zu stellen wisse, daß das eine hier an die Stelle des andern sich zu drängen, dieses zu vertreten scheint, dort aber das eine von dem andern erst hervorgerufen und in Wirksamkeit gesetzt wird.

Der Gang dieser Untersuchungen, welcher nichts, das auch nur auf das äußerste und letzte Geschäft der empfindenden und wirkenden Seele Bezug hat, mit Wissen übergehen darf, führet uns hier noch zu einer andern Seite der Betrachtung des Knochens.

Es ist, nur in einer niedreren, leiblichen Region, der Act des Entstehens des sichtbar körperlichen Gebildes derselbe, welcher uns in der geistigen Region als Act des Selbsterkennens erscheint. Das leibliche Element stellet sich dort entschieden und deutlich als das dar, was es ist: Erde als starre Erde, die vom obern, kosmischen Lichtwasser durchdrungene Luft und das Wasser, als lebendes Blut und Nerven-Flüssiges. In

der höheren, geistigeren Region des Selbsterkennens beginnt das Leben erst dadurch, daß das Todte sich selber als Todtes darstellet, als solches erkennet: denn erst hierdurch erwachet das anziehende Sehnen nach dem oberen, belebenden Einfluß, durch welchen das an sich Todte zu einem Leben wird. Die starre, dunkle Planetenfläche ist es, an welcher das Einwirken der Sonne sich erst als Licht sichtbar machet, und Alles unserm Auge erscheinende Leben bestehet in einem beständigen Herabsteigen der bewegenden Kräfte einer oberen Region des Lichtes in die untere des Todes und des Dunkels. Unentschieden und unentfaltet bewegen sich noch die Elemente der verschiedensten Art und Abkunft, in der Pflanze und im unvollkommneren Thiere, in und durch einander. Der Leib des vollkommneren Thieres und des Menschen dagegen wird auch dadurch zu einem vollkommneren Ebenbilde des Weltganzen, daß er in seinem eigenen, durch unsichtbare, obere Kräfte bewegten Innern das Grobkörperlichste träget; daß er, neben der zu Fleisch und Blut gewordenen Atmosphäre, in sich zugleich das starre, todte Gebirge bildet und darstellet (nach §. 10). Im Einzelnen wie im Ganzen wird da erst das obere Leben zum Herniedersteigen, zum sichtbaren Gestalten und Bewegen gezwungen, wo ein Unteres und Todtes sich darstellt, welches des belebenden Strahles von oben bedarf und ihn eben hierdurch auf sich herabzieht. Der Nerv wäre nicht ein Durchgangspunkt, ein Leiter der oberen Lebenskräfte, wäre mithin nicht empfindender und bewegender Nerve, ohne den Knochen: ohne ein deutlich und entschieden gewordenes Todtes im Innern, ein Bedürfendes, auf welches, nach einem höheren Gesetz der Anziehung, das Leben hingelenkt wird.

Die Frage: über die Bedeutung und Bestimmung des todtruhenden, empfindungslosen Knochen, mitten im lebendig bewegten, fühlenden Leibe, ist, wie wir später sehen werden, nahe verwandt mit der Frage über den Schlaf und das Wachen; mit der Frage: wie das Leben des Leibes erst durch das Todtenbild des Schlummers zum hellwachenden werde, die Macht des Wirkens aus der Ohnmacht hervorgehe? Abgesehen von der allerdings auch mit Recht sich regenden, tiefer gründenden Frage: woher dieses anjetzt nothwendig erscheinende

Verhältniß; woher das langverjährte Erbrecht des Todes an dem Leben ursprünglich gekommen, beantworten wir einstweilen nur jene andere, welche den nun einmal vorhandenen, jetzigen Zustand des irdischen Lebens angeht. — Es sind zwei Richtungen: eine der leiblich erzeugenden und gestaltenden und die andre der empfindenden und denkenden Seele. Die letztere würde den Einfluß von oben und seine Lebensbewegungen nicht schmecken, fühlte sie und erführe sie nicht in dem Hinabsinken zum Sichtbarwerden zugleich die Kräfte des Todes; sie würde vom Lichte nichts wissen, kennte sie nicht das Dunkel. Es ist hier nur von dem gesunden Zustande des inneren und äußeren Lebens die Rede. In diesem wird öfters, während des kurzen Verlaufes von der sichtbaren Geburt zum Tode, das leiblich bildende Princip: das Ausscheiden und Erkennen des Todes, auf kürzere, ja auf die ganze Zeit des Lebens, ohne vorangegangene Schuld vorherrschend gefunden; vielleicht nur um zu vermitteln, daß das Erkennen und Aufnehmen des Lebens desto kräftiger werden und kommen möge, wie die größere Empfindlichkeit für das Licht einem lange im Dunkel gehaltenen Auge. Doch über diesen Stein des Aufmerkens im Gebiet der Seelenkunde werden wir später ausführlicher sprechen.

Die gebärende Mutter, aus welcher der Knochen gebildet und ernährt wird, ist eine feste, zähe, unempfindliche Haut: die Beinhaut. In ihr sind die Gefäße, welche das flüssige, allgemeine Element der Gestaltung des Menschenleibes: das Blut, zum Knochen führen. Nimmt man jene Erzeugerin vom Knochen hinweg, so stirbt er an der entblößten Stelle der Gemeinschaft und Wechselbeziehung mit dem lebenden Leibe ab, wird von diesem als etwas Fremdes abgeschieden und ausgestoßen. Die Beinhaut umfasset, von einem Knochen zum andern gehend, Bänder und Capseln der Gelenke bildend, das ganze Geripp. In der Gegend der Gelenke, wo sie vom Knochen frei wird, ist sie nach innen von einer glatten, feinen, die eiweißartige Flüssigkeit der Gelenkhöhlen aussondernden Haut umkleidet: in der Mitte der Gelenkhöhlen selber findet sich in einigen Fällen noch ein andres, festhäutiges Band, welches den einen Knochen mit dem andren verbindet.

Der Knochen, wie dieß selbst noch der Anblick der faserig-

streifigen Außenfläche verräth, entstehet durch einen Versteinerungsproceß des Faserstoffes. Ein fester, faseriger Knorpel ist überall der Anfang und die erste Grundlage des Knochens: in der Mitte dieses noch immer beweg- und verschiebbaren Faserstoffes bildet sich, sobald der seinerseits auch ruhende, unbewegte Nerve den Muskel zur Bewegung aufreizt, der Gegensatz des ruhenden Nerven: der starre Knochenkern, welcher während des Entwicklungsganges und durch die Wechselwirkung der Nerven und Muskeln immer weiter sich ausdehnt und wächset.

Der Zusammensetzung des Knochens aus phosphor- (und kohlen-) saurer Kalkerde wurde bereits erwähnt. Hierzu kommt als Drittel der Gesammtmasse, dem Gewichte nach, die Gallert oder Leimsubstanz, welche der Knochenerde so fest verbunden ist, daß die neuere Chemie noch aus Knochen der vorsündfluthlichen Thiere eine genießbare Gallert ausschied.

Die Knochen des menschlichen Leibes, ihrer Gestalt und Substanz nach, sind von zweifacher Art: solche, in denen die dichte, feste Knochenmasse (die Rindensubstanz) die andre poröse (die schwammige Knochenmasse) in ihrem Innern, zwischen ihren festeren, einander parallellaufenden Ebenen eingeschlossen enthält: dieß sind die breiten, platten- oder scherbenartigen Knochen; und dann solche, in welchen die schwammige Masse an beide äußerste Enden, ein oberes und ein unteres, hingedrängt, der mittlere Verlauf aber großentheils aus concentrisch, von außen nach innen aufgelagerter, dichter Rindensubstanz gebildet ist. Dieß sind die Röhrenknochen. So genannt, weil in ihrem Innern, unmittelbar an eine starke, innere Lage von Rindenmasse, eine Höhlung angränzt, welche das dem Fett nahe verwandte ölige Mark, umkleidet von einer eigenen Haut: der Markhaut, ausfüllet. Zwischen beiden Arten der Knochen bestehet derselbe Gegensatz, wie zwischen positiv und negativ elektrischen Körpern, wie zwischen Arterien und Venen, zwischen bewegenden und empfindenden Nerven, oder in einem noch umfassenderen Verhältniß, zwischen dem Nervensystem des Gehirns und Rückmarks und jenem der Ganglien.

Die Marksubstanz der Röhrenknochen zeigt sich dann in andrer Form und Lage noch einmal; am gerade entgegenge-

setzten Ende, als Umkleidung des Leibes und einzelner seiner weichen, empfindlichsten Theile: als Fett des Zellgewebes.

Der eigentliche Kern und herrschende Mittelpunkt des Gerippes sind dann die das Gehirn und die oberen Sinnorgane umfassenden Knochen des Hauptes und die Wirbel, deren Höhlung das Rückmark ausfüllet. Merkwürdig erscheint es, daß, wie in der siebentägigen Woche zu den sechs Werkeltagen der Sabbath, wie in der Lilie und allen ihr ähnlichen Gewächsen, zu den sechs Staubfäden das ruhende Pistill in ihrer Mitte tritt; so auch bei den Knochen des eigentlichen Nervenskeletes in ziemlicher Deutlichkeit ein Zusammengestelltseyn von Sechsen mit Einem gefunden wird. Oefters erscheint der Eine, der zu den Sechsen tritt, als ein unpaariger, vereinzelter; die andren als gepaarte Knochen. Auf solche Weise bestehet die Schädelhöhle aus drei Paaren von Knochen und einem, oder aus sieben; das Angesicht aus zweimal sieben Knochen. Auch der Halswirbel sind, bei dem Menschen wie bei allen ihm näher stehenden Thieren, sieben, der übrigen Wirbel sind zweimal zweimal sechs, jedesmal mit einem, oder sechs und zwanzig. Der einzelne Wirbel zeiget sieben Fortsätze, drei paarige und einen einzelnen. Die zwölf, von den zwölf eigentlichen Rückenwirbeln ausgehenden Rippen schließen sich meist nach vornen an das Brustbein an, und bilden mit ihm den äußern Umriß der Brusthöhle, in welcher der gemeinsame Mittelpunkt der Systeme des Athmens und Blutumlaufes seine Stellung einnimmt.

Bei den Knochen der Gliedmaßen erscheint jenes Zahlenverhältniß, welches an das Krystallisationssystem des phosphorsauren Kalkes, aus dem der Knochen großentheils gebildet ist, erinnert, ein andres: eins und zwei oder drei und eins, auch vier und eins. Doch findet ein aufmerksames Auge selbst durch diese scheinbaren Abweichungen von der anfänglichen Richtung und Grundzahl den zurechtweisenden Faden, wie dieß zum Theil schon die nachstehenden Bemerkungen beweisen werden. Die gesammte Zahl der Knochen des Menschenleibes, wenn man die der Zunge hinzurechnet, ist nahe sechsmal sechsmal sieben, oder zweihundert undzwei (meist drei) und funfzig.

Das gesammte System der Knochen des Menschenleibes in allen seinen einzelnen Theilen ist vollkommen symmetrisch

nach beiden Seiten angeordnet und gebildet, und auch an den unpaarigen Knochen gleichen sich die beiden Seiten: die rechte und die linke, vollkommen.

Bei zunehmendem Alter nimmt zugleich auch der Zustand der Verknöcherung und Verendung des Leibes zu. Der Knorpel, ja ein Theil der vorhin beweglichen Häute wird zum starren, unbeweglichen Knochen. Es erinnert dieses, nach dem oben Gesagten, an jene Wechselmomente der Entwicklung des Pflanzenlebens, wobei jetzt auf die fest zusammengeschnürte, verengte Knospe die Entfaltung der buntfarbigen Blüthe folget: Ausdehnung auf Zusammenziehung. Das leibliche, aus Staub gemachte Auge, erkennet öfters an den Vorgängen des Lebens nur den Staub, welcher bei diesen Bewegungen emporsteigt; das eigentlich bewegende Wesen wird aber unter der aufwirbelnden Wolke verhüllt und verborgen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Knochen, die erdartigsten unter allen Theilen des Thieres (γεωδέστατα τοῦ ζώου μόρια, Galen. de ossib. prooem. ed. Kühn. II, p. 733). Sie sind, gleich den Steinen der Kraft der Haltung: ἕξις unterworfen (Phil. SS. Leg. Alleg. II, 1091, ed. Mang. I, 71).

Vor Allem setze ich, in Beziehung auf den ersten Theil dieses §. eine tiefgründende, alle weiteren Fragen vollkommen beantwortende Mittheilung über den Knochen hieher, welche ich aus der Hand meines verehrten Collegen und Freundes, des Hrn. Geh. R. Ign. Döllinger empfing:

„An die Gränze der thierischen Bildung und des lebendigen Wirkens ist die thierische Beschalung gestellt, da der Leib von dem Erhärteten, Gefäß- und Saftlosen eingeschlossen, in seiner Lebenssphäre abgegränzt, und gegen das Eindringen des äußeren Fremden bewahrt wird. Je niederer das Thier, desto starrer stehet neben dem beweglichen Weichen auch das Feste; je höher die Thierreihe steigt, desto mehr tritt das Streben hervor, die begränzende Starrheit zu lösen, und die schützende Beschließung, deren Production bei den Corallen und Coralinen fast allein die Aufgabe des Lebens war, wieder zurückzuführen in die Lebendigkeit des Thierprocesses selbst. Damit entstehet die Theilung und Gliederung der Schale, gleichsam der Streit zwischen Lösung und Beschluß, zwischen Innrem und Aeußerem, zwischen Leben und Daseyn. Mit dieser Lösung wird die Beschalung der Bewegung einzelner Theile des Leibes unterworfen und ihnen angepaßt, was in den Crustaceen und Insecten zur höchsten Vollendung kommt; das Fleisch in seinen einzelnen Abtheilungen, den Muskeln, tritt nun im Verein mit den Segmenten der Schale, deren unbedingte Starrheit es selbst als Träger der bewegenden Kraft gelös't hat, daher wir denn überall auch den Muskel an die Gränze, wodurch einzelne Schalenstücke von einander getrennt sind, angeheftet finden. Dabei bleibt immer noch das Feste und Starre auch auf der Gränze, und indem es den gesammten Thierleib einschließt, bildet es auch Behältnisse, in welche sich der Muskel als Inneres, Regierendes verbergen kann. Dieses Unterwerfen der Beschalung unter die Gewalt der bewegenden Kraft, das daraus entspringende Gliedern der Gesammtschale, und die damit zusammenhängende Anordnung der

Muskeln, erhält sich auch in den höhern Thieren, wie im Menschen, während noch eine eigene, sehr entschiedene Veränderung mit der Beschalung vor sich geht. Diese Veränderung, welche so durchgreifend ist, daß durch sie das gesammte Thierreich in zwei Abtheilungen zerspalten wird, hängt mit einer bedeutungsvollen Umwandlung des Nervensystems zusammen. Bei den Thieren mit äußerer Beschalung verlaufen die Markfäden des Nervensystems getrennt von den Strömungen des meist weißen Blutes, und vertheilen sich neben diesen in die Gewebe der Organe, auch haben diese Nervenfäden meist mehrere Concentrationspunkte; in den vier höhern Thierclassen entstehet aber, bei immer rothem Blute, eine innige Verbindung der Blut- und Nervenmasse, so daß sich in diese die Blutströmchen, wie in jedes andere Gewebe ergießen und sich aufs feinste vertheilen; damit entstehet auch ein Rückenmark und ein Hirn, welche nicht mehr bloße Anhäufungen von Nervenmark, wie die knotigen Nervenanschwellungen der niedern Thiere, sondern aus Nervenmark und Blutströmen zusammengesetzte Organe sind. Mit dem constanten Daseyn des rothen Blutes, mit der Aufnahme des Blutes in das Gewebe der Markfasern, mit dem Daseyn des Rückenmarks und Hirns, wird das bisherige Beschalungssystem ein Inneres, ein Knochensystem, ein Skelet im eigensten Sinne; es wird nun nicht bloß dem Lebendigen untergeordnet und einverleibt, sondern selbst durch das in das harte Gewebe eindringende Blut belebt. Bei diesem Hereinziehen der ursprünglich äußern Beschalung des Thierleibes theilt sich die gesammte Knochenmasse in eine stützende, die Gestalt verleihende, oder in Röhrenknochen, und eine schützende, die Schalenknochen, — wie schon ursprünglich bei den Lithophyten und ähnlichen der reichliche Knochen- oder Horn-Absatz theils als Stamm, theils als Gehäuse auftritt. — Die Röhrenknochen gehören vorzüglich den Extremitäten, wo sich das Muskelfleisch, als Organ des Nachaußenwirkens, vorzüglich concentrirt, und mit den Knochenstücken in harmonische Verbindung und Vertheilung tritt; das ins Innere aufgenommene Schalensystem ist aber durch diese Aufnahme genug veredelt, um den Centralorganen des Nervensystems, welche jetzt die Organe des innern Sinnes geworden sind, eben so zu dienen, wie es früher den ganzen Leib als Hülle beschützte; und wie es früher die Gränze der gesammten thierischen Leibesbildung war, so wird es jetzt Gränze der edelsten Organe, zunächst des Hirns, dann aber auch, die in Segmente abgetheilte Schalenbildung vollständig beibehaltend, des Herzens und der großen Blutgefäße. Die Wirbel stellen die Einheit des gesammten Knochensystems, den Mittelpunkt des Gerippes dar. Ihr Körper ist Stützpunkt, die Säule gibt die Haltung und Gestalt dem Rumpfe, die Bogen sind Schalen."

Das Gerippe eines erwachsenen Mannes von mittlerer Größe wiegt getrocknet zwischen 9⅜ bis 12½ Pfund (150 bis 200 Unzen), das eines weiblichen Körpers von 6¼ bis 9⅜ Pfund (100 bis 150 Unzen).

Die Bestandtheile der Knochen des menschlichen Leibes nach Berzelius stellen wir hier nachstehend, zum Vergleich neben die in andren Thierknochen gefundnen Bestandtheile hin:

	Menschenknochen	Rindsknochen
Knorpel, im Wasser lösbar	32,17 }	33,30
Gefäße	1,13 }	
Phosphorsaure Kalkerde mit ein wenig flußsaurer	53,04	57,35
Kohlensaure Kalkerde	11,30	3,85
Phosphorsaure Talkerde	1,16	2,05
Natron mit ein wenig Kochsalz	1,20	3,45
	100	100

Im Rindsknochen fand sich demnach mehr phosphorsaure Kalk= (und Talk=)erde, weniger Kohlensäure als im Menschenknochen, überhaupt verhielten sich nach Fernando de Barros die Hauptgemengtheile der Knochenerde bei verschiednen Thieren wie nachstehend:

	Phosphors. Kalk	Kohlens. Kalk
Beim Löwen	95,0	2,5
— Schaf	80,0	19,3
— Huhn	88,9	10,4
— Frosch	95,2	2,4
— Fisch	91,1	5,3

Bei verschiednen Fischen waren nach Dumenil und Chevreul die Bestandtheile folgende:

	Animal. Substanz;	phosphors. Kalk;	kohlens. Kalk;	Salze u. s.
Beim Hecht	37,36	55,26	6,16	1,22
— Kabeljau	43,94	47,96	5,50	2,60

wobei zu erinnern ist, daß im Knochen des Kabeljau unter den 2,6 Procent Salzen 2 phosphorsaure Talkerde inbegriffen sind.

Die Gallert (der Knorpel) im Menschenknochen, welche schon bei Erwachsenen gegen ein Drittheil der Knochenmasse beträgt, ist bei Kindern mit noch vorherrschenderem Verhältniß im Knochen vorhanden; sie ist es, welche diesem seine Gestalt gibt und sie noch für sich allein behält, wenn die erdigen Theile durch Säuren (z. B. verdünnte Salpetersäure, Phosphorsäure, selbst durch sauer gewordne Menschenmilch) aufgelös't und dann hinweggewaschen sind. Ein solcher, bloß aus Gallert bestehender Knochen ist biegsam, wie dieß die Kunst und in den Fällen der Knochenerweichung auch die krankhafte Natur darthun kann, während dagegen ein Knochen, der seinen Gallertgehalt durch Kunst oder Natur verloren hat, sehr spröd und leicht brüchig ist.

Die Beinhaut geht von einem Knochen zum andern über und bildet dabei öfters an den Punkten des Ueberganges von einem Knochen zum andern (an den Gelenken) strangartig verdickte Partien: sogenannte Bänder. Auf diese Weise sind alle einzelnen Theile des eigentlichen Skelets zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden. Es fügen sich außer diesem die unbeweglichen Knochen, z. B. des Schädels durch zackige Näthe, die des Gesichts mit glattrandiger Angränzung, durch sogenannte Harmonien zusammen. Die beweglichen Knochen der Glieder sind an ihren sich berührenden Enden mit elastischem, meist aus Gallert gebildetem Knorpel bekleidet, aus dessen Masse sich öfters auch im Innern des Gelenkes ein Band erzeugt. Aeußerlich bildet die Beinhaut um die Knochenenden die geschlossene Gelenkcapsel; das Innre der Beinhaut ist hier mit der Synovialhaut ausgekleidet, die Synovialflüssigkeit, von eiweißartiger Natur, erfüllt die Gelenkhöhle. In krankhaften Zuständen, z. B. der Gicht, setzt sich zuweilen auch an diesen Stellen aus der schmerzhaft entzündeten Beinhaut Knochenerde ab, und die Gelenke verwachsen; andre Male läßt uns die heilende und ergänzende Naturkraft Fälle sehen, wo aus der Beinhaut eine neue, gesunde Knochenmasse sich erzeugt, welche nun die alte, erstorbene, von außen umschließt und sie zuletzt hinausdrängt.

Schon Galen (de ossib. c. 1, ed. Kühn. T. II, p. 744; m. vergl. Aristot. hist. anim. L. III, c. 7) läßt den Schädel (*κρανίον*) außer dem keilförmigen Bein (*σφηνοειδές*), das sich durch seine flügelförmigen Fortsätze (*πτερυγώδεις ἀποφύσεις*) auszeichnet, aus sechs, zusammen also aus sieben Knochen bestehen. Und in der That mit den Jahren der Mannbarkeit, von wo an das Hinterhauptbein mit dem Keilbein zu **einem** Stück verwächst, ist auch die Zahl der eigentlichen Schädel=

knochen nur sieben (m. vergl. v. Baer a. a. O. S. 34), nämlich 1 Stirnbein, 2 Scheitel-, 2 Schläfenbeine, 1 Siebbein, 1 gemeinsames Grund- und Hinterhauptsbein. Vierzehn Gesichtsknochen, nämlich 2 Oberkieferbeine, welche einen sehr bedeutenden Antheil an der Gestaltung des Gesichts haben, 2 Jochbeine, 2 Gaumenbeine, 2 Nasenbeine, 2 Thränencanalbeine, 2 Riechmuschelbeine, 1 Pflugscharbein, 1 Unterkieferknochen. (Bei Galen beschrieben und zum Theil wie das Jochbein: ζύγωμα, mit den noch jetzt gültigen Namen bezeichnet in seinem Buch de ossib. 1, 2, 3, 4.) Von den 32 Zähnen war schon oben die Rede, von den zweimal 3 Gehörknöchelchen, so wie von den Zungenbeinen, wird sie es noch später seyn.

Die Wirbelbeine (σπόνδυλοι, Gal. l. c. c. 7) bilden zwischen ihrem vorderen, dickeren Theil (dem Wirbelkörper) und dem von ihnen auslaufenden geschlossenen Bogen jenen rundlichen Canal, durch welchen das Rückmark verläuft. Zwischen den Wirbelkörpern liegt weicher Faserknorpel, welcher in etwas zusammendrückbar ist und durch seine Nachgiebigkeit eine Art von Beweglichkeit der Wirbelsäule begründet. Nach hinten geht von dem Wirbel der Dornfortsatz aus, nach den Seiten die Querfortsätze, überdieß nach oben 2 und nach unten 2 schiefe, oder Gelenkfortsätze, mittelst welcher sich ein Wirbel mit dem andern verbindet.

Der Halswirbel (σπόνδυλοι κατὰ τὸν τράχηλον, Galen. de ossib. c. 8) sind sieben. Von ihnen ist der oberste (der Atlas oder Träger) so mit dem Kopfe verbunden, daß dieser mit den beiden Höckern am Hinterhauptloch auf seinen beiden Gelenkfortsätzen ruhet. Es erlaubt diese Art der Zusammenlenkung die Beugung des Kopfes von vorn nach hinten, während die Zusammenlenkung des ersten Halswirbels mit dem zweiten (dem Dreher oder Epistrophaeus) auch eine Bewegung des Schädels und des ersten Halswirbels um den zahnförmigen Fortsatz dieses zweiten möglich macht. Mit einem von oben nach unten zunehmenden Verhältniß der Masse folgen auf die Halswirbel die 12 Rückenwirbel (σπ. κατὰ τὸν νῶτον, ib. c. 9), an welche sich die Rippen anlegen, hierauf die 5 Lendenwirbel (σπ. κατὰ τὴν ὀσφύν, ib. c. 10). An das letzte Lendenwirbelbein schließt sich das Heiligenbein oder Kreuzbein an (ἱερὸν ὀστοῦν, ib. c. 11), welches durch Verwachsung von 5, zuweilen auch 6 unvollkommnen Wirbelbeinen zu einem Stück entstanden erscheint. Diese unvollkommnen Wirbel zeigen sich, weiter nach unten, immer verkümmerter und in abnehmender Größe, doch verläuft in ihnen das letzte Ende des Rückmarkes, während dagegen die 3 oder 4 noch kaum an die Gestalt der Wirbel erinnernden Kukuksbeine (κόκκυξ, ib. c. 12), mit denen nun unterhalb dem Kreuzbein die Wirbelsäule endet, keinen Canal mehr für das Rückmark enthalten.

Von den 12 Paaren der Rippen (πλευραί, ib. c. 13) schließen sich mit den vordern knorplichten Enden nur 7 an das in jüngeren Jahren aus 3 Stücken zusammengesetzte Brustbein (στέρνον, ib.) an; sie heißen deßhalb wahre Rippen. Von den 5 übrigen (falschen) Paaren endiget das unterste, öfters auch das nächst unterste, ganz frei, während sich die Knorpel der 3 oder 4 oberen Paare zusammenlegen und so nach oben ziehen. Die Rippenknorpel verknöchern meist (doch nicht immer) im hohen Alter.

Der Oberarmknochen ist durch das Schulterblatt (ὠμοπλάτη, c. 14) und das Schlüsselbein (κλεῖς) mit dem Rumpfe verbunden; an jenes durch ein sogenanntes freies (allseitige Bewegung verstattendes) Gelenk. An den Oberarm (τοῦ βραχίονος ὀστοῦν, c. 15) schließen sich die beiden Unter- oder Vorderarmknochen (Ellbogenbeine und Speiche, πῆχυς und κερκίς) durch ein, nur Beugung und Streckung verstattendes Charniergelenk an, während dagegen die Verbindung der Hand mit dem Vorder-

arm wieder durch ein freies Gelenk geschieht. Die Handwurzel (καρπὸς, c. 18) bestehet aus 8, in 2 Reihen liegenden Knochen: dem Kahn=, Mond=, dreieckigen und Erbsenbein, dann nach vorn dem großen und kleinen vielwinklichten, dem kopfförmigen und Hakenbein. Es liegen diese mit ihren breiten Flächen an einander, sind deßhalb nur sehr wenig beweglich (am meisten noch das Erbsenbein). Von den 5 Röhrenknochen der Mittelhand (μετακάρπιον, c. 19) ist nur jener, der den Daumen trägt, abgesondert und frei beweglich; die andern 4 sind enger unter sich und mit der Handwurzel verbunden. Die eigentlichen Finger bestehen: der Daumen (ὁ μεγάλος δάκτυλος) aus 2, die andern aus 3, durch Charniergelenke verbundnen Gliedern, es finden sich aber beim Daumen statt des fehlenden dritten Gliedes, zwischen dem untern Glied und seinem Mittelhandknochen, die beiden erbsengroßen Sesambeine. Es besteht mithin die ganze Hand aus 29 Knochen, von welchen 24 von der Handwurzel nach den 4 Handfingern in 4 Reihen angeordnet sind, 5 den Daumen bilden. Zu diesen eigentlichen Knochen gesellt sich im niedern Thierreich noch die zerreißende, aus Hornsubstanz gebildete Klaue.

Die untern Extremitäten fügen sich an die Hüftbeine, welche die Beckenhöhle bilden, und deren 3 in der Kindheit durch Knorpel geschiedene Theile: Darm=, Sitz=, Schoßbein (τὰ πλατέα λαγόνων, τὸ ἰσχίον, τὰ τῆς ἥβης ὀστᾶ, ib. c. 20), später zu einem Ganzen verwachsen. Der kuglichte Gelenkkopf des Oberschenkels (Femur) (τὸ κατὰ τὸν μηρὸν ὀστοῦν) lenkt sich in die tiefe Pfanne des Hüftbeins ein, und bildet hier ein sogenanntes Nußgelenk (κοτύλη, ib.). An den Oberschenkel fügt sich durch ein Charniergelenk das Schienbein (ἡ κνήμη, c. 22) an und an dieses das Wadenbein (ἡ περόνη, ib.), so wie vorne, zwischen Oberschenkel und Schienbein die Kniescheibe (ἐπιγουνίς, μύλη, ib. c. 25). Die bedeutend große, zum aufrechten Gange gebildete Fußwurzel besteht aus dem mit dem Schienbein und Wadenbein durch Charniergelenk verbundnen Sprungbein, an welches sich nach hinten und unten das den Körper beim Stehen stützende Fersenbein anfügt, dann an dieses das Kahn= und Würfelbein, an jenes wieder die 3 Keilbeine (ἀστράγαλος, πτέρνα, σκαφοειδές, κυβοειδές, ὀστᾶ τρία μικρά, ib. c. 24). An den übrigen Knochen des Fußes findet sich dieselbe Anordnung wie an jenen der Hand, nur daß die große Zehe enger und näher an die übrigen Zehen gefügt steht, so daß sie nicht wie an einer eigentlichen Hand diesen sich entgegenstellen kann.

Die Gesammtzahl der Knochen des Skeletes wird von v. Baer (S. 47) auf 253, von Sömmering auf 261 bis 263 berechnet, weil jener bei seiner Angabe das Skelet im spätern, reifern Alter, dieser das der frühern Jugend vor Augen hat.

Der Knochen ist nach außen, wo er an die Beinhaut gränzt, am dichtesten und festesten, dann blättrig, dann locker zellig oder hohl; gegen die Enden zu innen netzförmig und in den Enden selber schwammig. Es enthält daher das dickere Kopfende eines Röhrenknochens auch nicht mehr Knochenmasse, als die festere oder dünnere Mitte. Das Mark besteht aus kleinen (etwa $^1/_{600}$ eines Zolls betragenden) Kügelchen, über deren jedes sich kleine Blutgefäßenden verbreiten, denn es hat Arterien (aus denen es sich absondert), Venen und einsaugende Gefäße, aber keine Nerven. Im Zustand des Ungebornen, so wie in manchen Krankheiten ist dieser zur dicken ölartigen Consistenz comprimirte Aushauch der Arterienenden nur gallertartig.

Die Vollendung der Knochenbildung erfolgt im männlichen Körper früher als im weiblichen, bei Solchen, die ihre Muskeln stark anstrengen, früher als bei denen, die viel ruhen. Dieß setzt dann auch dem Wachsthum Gränzen, denn Thiere, die nur Knorpel haben, z. B. Knorpelfische, wachsen immer fort (Sömmering a. a. O. I. 43).

Unter allen Knochen vollenden sich am frühesten die des innern Gehörorgans und dann jene, welche den stärksten, willkürlich beweglichen Muskeln dienen. Zuweilen bildeten sich anfänglich abnorm fehlende Knochen im Verlauf des Lebens noch nach, z. B. die Gaumenknochen (m. vergl. Sömmering a. a. O.).

Ueber die Wechselbeziehung, in welcher die Entwicklung des Gehirns mit der Bildung und Gestaltung des Schädelknochens stehet, s. m. die Bemerk. zum §. 17.

Die Muskeln und ihre Bewegung.

§. 15. Die Hauptmasse des thierisch-menschlichen Leibes, den vorwaltenden Bestandtheil desselben, bilden die Muskeln. Die Sprache aller Völker hat diese, seit den ältesten Zeiten, mit dem Namen Fleisch bezeichnet, und hierauf nach der vorherrschenden Masse das ganze thierische Wesen Fleisch genannt, dessen Kraft und Herrlichkeit vergehen wie das Gras des Feldes und wie des Grases Blume. Denn die Muskeln sind es, durch deren Bildung und Bewegung das innre, unsichtbare Bewegen des Lebens erst zu einem sichtbaren; die innre, verborgene Kraft erst zu einer äußerlich wahrnehmbaren, eben hierdurch aber auch zu einer sterblichen, vergänglichen wird.

Durch die Muskeln empfängt das Thier erst jenen eigenthümlichen Charakter, welcher es äußerlich von der Pflanze unterscheidet: freie Bewegung des ganzen Leibes und der einzelnen Gliedmaßen; Ausdruck der Kraft und der Stimme.

An einem kräftigen Menschenleibe beträgt die Masse des Muskelfleisches reichlich die Hälfte des gesammten Gewichts. Rechnet man hiezu die den Muskelbewegungen zunächst dienenden Knochen, so wie jenen Antheil der allgemeinen Blutmenge, welchen die Muskeln beständig, als nothwendigen Zubehör ihres Wesens, in sich bewegen, endlich jenen Theil der Haut, welcher als äußerer Befestigungspunkt, so wie der Knochen als innrer ihnen zugehört; so erkennt man leicht, daß der thierischen Bewegung mehr als vier Fünftheile des gesammten Leibes dienen.

Das unbewaffnete Auge erkennet an dem Muskel ein Gewebe von Fasern, welche meist parallel, oder von dem Punkt der Anheftung büschelförmig auseinander strahlend verlaufen, öfters aber auch in ihren einzelnen Schichten sich durchkreuzen oder in einen Kreis (ringförmig) sich zusammenfügen. Es sind diese Fasern meist roth gefärbt, von häutigem Zellgewebe um-

kleidet und durchsetzt, sie endigen sich meist in eine feste, zähfaserige Senne oder Sennenhaut, von der weißlichen Farbe des Knochens. Im gesunden Zustand zeiget sich an der Senne weder Reizbarkeit noch Empfindung; auch hierin ist sie dem Knorpel und Knochen verwandt, in dessen feste Beinhaut sie sich an dem Punkte ihres Ansetzens verwebt und verliert. Zuweilen (bei den ganz oder halb gefiederten Muskeln) gehet die Senne mitten durch die Substanz des Muskels oder unter gerader Richtung von einem Punkte des Ansatzes nach dem andren hin, alsdann verlaufen die Muskelfasern nicht allmählich, indem sie immer fester und gedrängter werden, in die Sennenfasern, sondern setzen sich unter einem schiefen Winkel an diese, wie an ein selbstständiges Gebilde an.

Die rothe Färbung des Muskelfleisches, ein noch in der Verwandlung zur Faserform begriffenes Blut, verliert sich durch ein länger fortgesetztes Waschen. Es bleibt zuletzt nur noch die schon vollkommen entwickelte und vollendete Fasermasse von weißlicher Farbe zurück. Ein weiter fortgesetztes Zergliedern und die Betrachtung durchs Vergrößerungsglas lässet alsdann in den größern Faserbündeln mehrere kleinere erkennen und auch diese wiederum aus noch kleineren, vereinzelten Fasern zusammengesetzt erscheinen. Diese Verkleinerung der sich immer gleichbleibenden Grundform der Längs-Fiber ist von den Zergliederern bis zu einer Gränze geführt worden, an welcher sie zuletzt die für einfach gehaltene und weiter nun nicht mehr theilbare (Elementar-) Faser des Muskels zu erblicken glaubten, „deren Durchmesser kaum den tausendsten Theil einer Linie betrug: und bei welcher es ungewiß erschien, ob sie hohl oder solid sey.“ Eine Zertheilung, welche übrigens an die Zertheilung des Bleiglanzes oder Kalkspathes erinnert, wobei das zerlegende Auge nichts Anderes erfährt, als daß diese Körper, die Zertrümmerung gehe noch so sehr ins Kleine, auch noch in ihren Stäublein dasselbe Gesetz des Zusammenhaltens, dieselbe Grundform beibehalten.

Die chemische Zergliederung der Muskelfasern verwandelt drei Viertheile ihres Gewichtes in Wasser; im übrigen Viertheile wird als vorherrschender Antheil der oben erwähnte Faserstoff erkannt. Die Sennen lösen sich durch Kochen fast ganz in Gallert auf.

Die letzten Enden der Blutgefäße, welche an den Muskel verlaufen, fügen sich hier auf eine Weise ein und neben einander, wie sonst in keinem andern Organe des Leibes. Sie theilen sich nämlich in linienartige mit den Muskelfasern und mit einander selber parallel laufende Zweiglein. Auch hierdurch, in dem Annehmen der gleichen Form und Richtung, scheint sich eine nähere, unmittelbarere Verwandtschaft des Blutes zu den bewegenden als zu allen andern Organen anzudeuten, und das oben erwähnte, dem Muskel die rothe Farbe gebende, noch in der Verwandlung begriffene, zur Fiber werdende Blut scheint bei der Reizbarkeit und Bewegbarkeit des Muskels durch den Nerven ein wesentlicheres und nothwendigeres Medium, als die ausgebildete, vollkommen abgeschiedene Faser, welche der dem Absterben und der Wiederauflösung sich nähernde Theil des Fleisches ist. — Die an den Muskel gehenden Nervenfäden verästeln sich mit unwahrnehmbarer Verendung, wie es scheint, am schleimigen Zellgewebe.

Wir unterscheiden zwei unter sich sehr verschiedene Arten und Ordnungen der Muskeln: jene der willkürlich und die der unwillkürlich beweglichen. Die letzteren, welche ihre Nerven aus dem Gangliensystem empfangen, von welchem wir im §. 17 sprechen werden, sind mit ihrem Bewegen auf ein von außen aufgenommenes Element gerichtet, welches sich, obgleich schon vom Leibe umfangen, gegen diesen noch immer als etwas Fremdartiges, Abgesondertes verhält. Die willkürlichen Muskeln dagegen werden durch ihre Nerven zu einer Bewegung gegen den Knochen getrieben, welcher nach dem vorigen §. ebenfalls ein mitten im lebenden Leibe Ausgeschiedenes, Todtes, Besonderes darstellt. So gehet die Richtung des Bewegens in beiden Fällen von dem lebenden Centrum nach einem noch nicht zum lebenden Blute gewordenen oder durch selbstständige Thätigkeit aus diesem wieder abgesonderten Leblosen hin. Der Wille aber vermag sich nur nach dem Letzteren, gleichsam durch einen Act des Selbsterkennens Abgeschiedenen, Starren und Ruhenden hin zu bewegen. Die willkürlichen Muskeln sind daher fast ohne Ausnahme mit dem Knochen oder Knorpel verbunden; die unwillkürlichen, wie die des rastlos sich zusammenziehenden und ausdehnenden Herzens, und die des wurmförmig sich bewegen=

den Darmcanals, verlaufen an häutige Höhlen, welche, so wie die Beinhaut den Knochen oder Knorpel, das fremde, äußere Element umfassen. Unter den willkürlichen Muskeln bilden demnächst auch die ausstreckenden mit den Beugemuskeln einen, wenn auch minder augenfälligen Gegensatz. Eben so wie nach §. 14 das Knochenskelet in allen seinen einzelnen Theilen symmetrisch nach beiden Seiten ausgetheilt und angeordnet ist, so sind dieß auch die willkürlichen Muskeln, während die Anordnung der unwillkürlichen so unsymmetrisch erscheint, als die des Verdauungsganges und der Blutgefäße. Wir zählen am Menschenleibe gegen zwölfmal siebenmal sieben deutlich unterscheidbare Muskeln.

Aeußerlich betrachtet scheinet sich die Wirksamkeit dieser Bewegungsorgane auf eine Zusammenziehung oder Verkürzung ihrer Fibern zu gründen, wobei der äußere, an Masse untergeordnete Theil des Leibes oder eines einzelnen Gliedes, an welchem der Muskel mit seinem dünneren Ende (Schwanze) sich ansetzt, nach dem Stamm des Leibes oder nach jenem Theil des Knochens hingezogen wird, welcher von überwiegender Masse ist, und an welchem das stärkere Ende (der Kopf) des Muskels sich anheftet. Zwischen beiden Ansätzen oder Enden findet sich insgemein eine massigere, stärkere Zusammendrängung des Fleisches, der sogenannte Bauch desselben. Beobachtungen haben gezeigt, daß der Muskel bei seiner Wirksamkeit sich wirklich nach allen Richtungen zusammenziehe und alsdann einen kleineren Raum einnehme als im Zustand der Erschlaffung. Die eigenthümliche Natur des Muskels, vermöge welcher derselbe im lebenden und gesunden Zustande durch den Einfluß des Willens, im kranken Zustande so wie selbst noch einige Zeit nach dem Abscheiden vom Leben, durch andre, fremde Einflüsse zum Zusammenziehen getrieben wird, ist schon seit älterer Zeit mit dem Namen der Reizbarkeit bezeichnet worden.

Die bewegende Kraft der Muskeln, wenn wir sie nach dem Gesetz der Mechanik berechnen, erscheint uns als ein unbegreifliches Wunder. Denn es geschieht die Anfügung an den Theilen, jenem Gesetz ganz zuwider, in Stellungen und unter Winkeln, wobei der größte Theil der Kraft verloren gehen muß,

und man hat berechnet, daß der Delta-Muskel des Armes, wenn er am ausgestreckten Vorderarm ein Gewicht von fünf und fünfzig Pfunden emporhebt, hierzu einer Kraft von fünf und zwanzig Centnern bedürfe. Wirken doch selbst, abgesehen von der Weise der Anheftung, die Muskeln des Gebisses, wenn durch dieses der feste Kern einer Pfirsiche oder Morelle zerdrückt wird, mit einer Kraft, welche die des mechanischen Druckes, den die Last des gesammten Leibes ausüben könnte, zwei- ja dreimal übertrifft. Denn die Steine jener Früchte werden nur durch eine Last von mehreren Centnern zerdrückt. Nicht minder wunderbar als die stoßende oder hebende Kraft erscheint dann auch, nach Formeln der Mechanik berechnet, die Schnelligkeit der wirkenden Muskeln. Es werden indeß bei solchen Berechnungen Vorgänge mit einander verglichen, deren wirkende Ursachen eben so verschieden unter einander sind, als die auflösende Kraft der Wärme und die mechanisch zertrümmernde einer herabstürzenden Last. Den Demant, auf eisernem Ambos liegend, vermag eine auf ihn gelegte Last von vielen Centnern nicht zu zertrümmern, während der Einfluß des ganz unwägbaren Sonnenstrahles, im Focus des Brennspiegels, in wenig Augenblicken ihn auflös't und zerstört. Dasselbe Stück Metall, welches eine Kraft von mehreren Centnern noch nicht zerreißet, wird von einer Säure, deren Gewicht nur wenige Loth beträgt, gänzlich zertheilt und zernichtet.

Der innre Grund und Vorgang der Muskelbewegungen wird durch unsre mathematischen Formeln nicht erreicht. Der obere, unsichtbare Anfang des Lebens, wo er in die Sichtbarkeit und gröbere Leiblichkeit eingehet, wirket hier zuerst auflösend und zerstörend auf die Bande des niederen Bestandes: der Schwere und Starrheit. Daher wecket das Licht zuerst in der unteren Region, auf welche es herabfällt, die auflösende Wärme, und in der Geschichte der Natur hat jede Entwicklungsperiode mit einer Zerstörung und Zertrümmerung des alten, schon vorhandenen Grundes begonnen, so wie sich die Annäherung des Frühlinges durch Sturm und Orkane verkündigt. Nach dem vorhin erwähnten Gesetz einer fuga vacui, welches durch die Reiche des Lebens und des Todes hindurchgehet, kann jenes nur da, wo dieses sich auflös't, in seine Stätte hineindringen; wie die

Strahlen der Sonne durch das zerstreute, aufgelös'te Gewölk. Die Bestimmung der Muskelthätigkeit: die freie Bewegung des gesammten Leibes und der einzelnen Gliedmaßen, gehet auf ein beständiges Aufheben und Beherrschen des Zuges der Schwere und der Starrheit hinaus. Die Muskelthätigkeit verhält sich dann, zu der höheren Thätigkeit der Nerven, vorbereitend, Bahn machend, wie die Wärme zum Licht.

Wie ein zuckender Blitz, schnell und gewaltig, bricht das innre Leben, da wo es sein waltendes Gesetz der untern Region mittheilt, durch die Muskeln hindurch. In der That, wäre nicht die ihrer Natur nach zerstörende und furchtbare Macht des Begegnens der beiden Regionen auf vielfältige Weise im lebenden und gesunden Körper gehemmt, gebrochen und nach dem wohlthätig sie aufhaltenden Knochen abgeleitet, wir würden sie öfters in jener der niederen Leiblichkeit feindseligen, schreckhaften Form erblicken, in welcher sie uns die Geschichte der Convulsionen und Krämpfe kennen lehrt. So aber ist die Zerstörung, der Tod, welchen die oberen, unsichtbaren Lebenskräfte durch ihre Annäherung der gesammten Region ihrer niedern Leiblichkeit bringen würden, dadurch von dem Ganzen abgewendet, daß sich unaufhörlich, durch einen selbstständigen (gleichsam freiwilligen Act des Lebens, ein Theil des Ganzen als Todtes, Sterbendes aus dem lebendig-bewegten Leibe abscheidet und so den vernichtenden Impuls auf sich hinleitet. Dieses geschiehet zunächst durch den Vorgang der Knochenbildung, obgleich auch das Geschäft der Ausdünstung und Aussonderung aus der Haut, so wie einige andere hiermit verwandte Vorgänge im Innern des Leibes, eine ähnliche Bestimmung haben.

Erläuternde Bemerkungen. Sobald das thierische Fell hinweggenommen ist, zeigt sich, den Knochen überkleidend, die rothfarbige, zartfaserige Masse des Muskelfleisches. Auch ein wenig geübtes Auge bemerkt, daß diese Fleischmasse sich in Theile sondern lasse, welche von sehr verschiedenartiger Gestalt und Größe sind und einige an dieser, andre an einer andren Stelle des Knochens sich ansetzen. Die meisten dieser besondren Theile endigen in Sennen oder sennige Häute; wie auf der rechten Seite, z. B. am rechten Arm, so sind die an der linken beschaffen. Auch ein spielendes Kind kann z. B. am abgeschnittnen Fuße eines Thieres die Beobachtung machen, daß wenn man an einem oder dem andren solchen Stück Fleisches zieht, der Vorderfuß oder die Zehen herangezogen und gebeugt oder ausgestreckt werden. Die Vermuthung lag mithin sehr nahe, daß nicht die Senne (νεῦρον), — m. v. die erl. Bem. z. §. 17, — sondern das Fleisch, welches Aristoteles als Sitz und Ursache des Ge-

fühles und der Empfindung betrachtete (de part. anim. II, 5), auch die Bewegung der Glieder vermittle. Dennoch hatte die ältere Zeit und selbst noch Hippokrates nicht einmal ein besondres Wort für die Muskeln gefunden, sondern ihre Gesammtzahl und Masse wurde, wie noch jetzt bei uns in der Sprache des gemeinen Lebens geschieht, als Fleisch (σάρξ, σάρκες) bezeichnet. Das Wort, und hiermit zugleich der Begriff für jene wichtigen Gebilde des Thierleibes, von deren rechter Unterscheidung und Erkenntniß alsbald die Erkenntniß auch aller übrigen Hauptgebilde ausging, ist der Sprache, wie eigentlich jedes bedeutende Wort (nach §. 42) durch ein Geschäft der Begeisterung, durch die Poesie gegeben worden. Homer in seiner Ilias (XVI, 315, hatte die Wadenmuskeln (m. vergl. Eustath. in Il. XVI, 388 μύες) „Mäuse" genannt, nnd das Wort μῦς wurde dann schon von der Schule der Hippokratiker (Pseudo-Hippocrat. de arte p. 6) zur Bezeichnung des Muskels in die Sprache der Wissenschaft herüber genommen. Galen, in der Einleitung zu seinem Buche über die Zergliederung der Muskeln (ed. Kühn. T. XVIII, 2, p. 926) nennt uns die Hippokratiker Lycus, Pelops und den Aelianus als seine Vorgänger in der Begründung der Muskellehre. Er selber unterscheidet in dem eben angeführten Werke den breiten Halsmuskel oder latissimus colli, dessen Region der Wirksamkeit vom Schlüsselbein an über den Hals bis zu den Wangen, den Mundwinkeln und der Unterlippe gehet, als μυῶδες πλάτυσμα (de musc. diss., ed. Kühn. l. c. p. 930 seqq.), darnach 4 Muskeln, welche die Lippen bewegen, die 2 Nasenflügelaufzieher, außer den 2 oder 3 die Augenlieder bewegenden 6 Muskeln des Augapfels, den Stirnmuskel, 8 Paare von Muskeln welche die Unterkinnlade bewegen, 2 vom Hinterhaupte nach dem Schulterblatt gehende, 7 auf jeder Seite der Bewegung der Schulterblätter dienende, 20 bis 22 Muskeln des Halses und Kopfes, 16 Muskeln der Luftröhre und des Luftröhrenkopfes, 3 des Zungenbeines, 16 der Zunge, 2 des Schlundkopfes, 12 Muskeln der Schulter, 4 des Ellenbogens, 15 des Vorderarmes und der Finger, 11 besondre Fingermuskeln, 22 Zwischenrippenmuskeln, den viertheiligen Rückgratmuskel, die 2 Lendenmuskelpaare, davon das größere ψόαι genannt sey (ib. p. 992), 4 Paare von Bauchmuskeln, 3 der Geschlechtstheile, ferner die Blasenhalsmuskeln, den Schließer des Afters, 10 Muskeln des Hüftbeines, 9 zur Bewegung des Knies bestimmte, 14 des Unterschenkels, 18 des Fußes und der Fußzehen (des Affen); m. vergl. de dissect. musc. l. c. p. 930 b. 1026; de anatom. admin. L. I, c. 3 b. 11, L. II, c. 4 b. 10, ed. Kühn. T. II, p. 227 b. 279; 292 seqq. Nur selten gibt Galen (so z. B. bei der Kinnlade und den Stimmwerkzeugen, nach §. 15 und 17) den einzelnen Muskeln einen eigenthümlichen Namen; öfters, wie die beiläufig hier angegebenen Zahlen zeigen, theilt er, verleitet durch das, was ihn die Anatomie der Affen gelehrt hatte, den Gliedern eine größere oder kleinere Zahl der Muskeln zu, als diese wirklich am Leibe des Menschen besitzen.

Auch ein besondres Werk über die Bewegung der Muskeln hat Galen hinterlassen. Die frühere Anschauung hatte nur 6 allgemeine Bewegungen des Leibes, nach rechts und links, vorwärts, rückwärts, oben und unten, wozu als 7te die im Kreise kam — „wie diese Bewegungen beim Tanzen gelehrt werden" — unterschieden (Phil. de mund. opif. 28, ed. Mang. I, 28; SS. Leg. Alleg. I, 42, ed. Mang. I, 45; vergl. mit Plato's Timäus 34 und Clem. Alex. Strom. VI, 871). Den Ausgangspunkt des willkürlichen Bewegens versetzte man öfters nicht in die Muskeln, sondern in die Sennen, welche als νεῦρα und τόνοι benennt waren (Hippocrat. Aph. 5, 16, 18; 6, 19; de locis in homine p. 410); doch vergl. man über die Lehre des Hippokrates in Beziehung

auf diesen Gegenstand: Galen. de Hippocrat. et Platon. decret. L. I, c. 9).

Wir reden nun auch nach der Weise der neueren Anatomie von den Muskeln und ihren Eigenschaften. Die gewöhnliche Eintheilung der Muskeln ist: in willkürlich und unwillkürlich bewegliche, oder in Muskeln des animalischen und plastischen Lebens. Die ersteren nehmen fast den ganzen Raum zwischen den Knochen und der äußern Haut ein, die letztern finden sich zumeist an den Organen der Brust- und Bauchhöhle: Herz, Darmcanal u. s. Die willkürlich beweglichen Muskeln empfangen ihre Nerven aus Gehirn und Rückmark, und zwar, mit Ausnahme der Augenmuskeln, ein größerer Muskel auch mehr und größere Nerven als ein kleiner; die unwillkürlich beweglichen aus dem Gangliensystem. Auch die Nerven des Herzens kommen zum Theil aus diesem System, doch erhalten das Herz, der Schlund, die Lungen und der Magen außer diesem auch noch reichliche Nervenfäden von dem aus dem Hirn kommenden zehnten Nervenpaar. Die Art jedoch, wie die Fäden dieses Nervenstammes in die Substanz der Organe eindringen, ist durchaus derjenigen ähnlich, welche bei den Gangliennerven statt hat: es dringen nämlich an den unwillkürlich beweglichen Organen die ihnen zugetheilten Nerven nicht unmittelbar in das Fleisch ein, um sich zwischen seinen Fasern zu vertheilen, wie dieß bei den willkürlich beweglichen Muskeln der Fall ist, sondern ihre Fäden schließen sich so dicht an die eindringenden Arterien an, daß sie diesen als Gefäßnerven und nicht dem Fleische selbst anzugehören scheinen; ein Unterschied, den schon Sömmering hervorgehoben hat.

Der Gestalt und Anfügung nach unterscheidet man solche Muskeln, die in Sennen, und solche, die in Aponeurosen (Sennenhäute) enden; gefiederte, halbgefiederte, Ringmuskeln oder Schließmuskeln; zweiköpfige (am festeren, vorherrschenden Ansatzpunkt mit doppeltem Anfang entspringend) und zweibäuchige.

Die feinsten noch durchs Vergrößerungsglas unterscheidbaren Fasern der Muskeln erscheinen am Herzen, Schlund, Magen und Harnblase ästig und wie zu kleinen Scheibchen verwebt, andre durch die sie verbindenden Querfasern knotig. Sie sind so fein, daß sie, im Fall sie hohl wären, noch nicht den 46sten Theil eines Blutkügelchens durchlassen könnten, sind 40mal feiner als das feinste Menschenhaar. Sie erscheinen unter 278maliger Vergrößerung in der Mitte hell, am Rande dunkel; Asbestfäden hingegen umgekehrt in der Mitte dunkel, am Rande hell.

Die Bestandtheile des Muskelfleisches vom Rind, welche mit denen des menschlichen ganz nahe übereinkommen, sind:

	Nach Berzelius		nach Braconnet
Fleischfaser, Gefäße, Nerven	15,8		
Zellgewebe, das beim Kochen zu Leim wird	1,9	—	18,18
Lösliches Eiweiß u. Farbstoff	2,20	—	2,70
Alkoholextract mit Salzen	1,80	—	1,94
Wasserextract	1,05	—	0,15
Eiweißhalt. phosphors. Kalk	0,08	—	—
Wasser und Verlust . .	77,17	—	77,03
	100		100

Die Reizbarkeit des Muskels und seine eigenthümliche Kraft hängt sehr mit dem Athmen der Lebensluft zusammen und von ihm ab. Bei Unterdrückung des Athmens wird die Muskelkraft gelähmt, die Reizbarkeit erlischt bei erstickten Thieren und Menschen sehr schnell nach dem Tode, während am Leibe eines Guillotinirten ein Theil des Herzens noch neun Stunden nach dem Tode zu Contractionen gebracht werden

konnte. So zuckten auch die Muskeln eines Lachses, dem man, gleich nachdem er gefangen worden, den Kopf zerknirschte, noch 12 Stunden nachher, und ein abgeschnittener Viperkopf biß nach Redi noch am zwölften Tage. So nothwendig aber auch das Athmen für die Unterhaltung der Reizbarkeit erscheint, wird dennoch ein Muskel, dessen Arterie unterbunden worden, nur sehr langsam (durch Entziehung der Nahrung) gelähmt, gleichsam ausgehungert; das Athmen oder seine Unterbrechung belebt oder lähmt mithin den Muskel nur mittelbar durch den Nerven. Eben so vertilgt auch Opium die Reizbarkeit der Muskeln nur mittelbar, durch seine Einwirkung auf die Nerven. Seine Anwendung hat daher auf die Irritabilität des Herzens nur sehr wenig Einfluß, weil das Herz fast keine Nerven hat. Uebrigens wirkt auch (durch das Blut) das eingeathmete Oxygen unmittelbar auf die Muskeln, und das Fleisch der mit Sauerstoff (den man ihnen lange fort einzuathmen gab) überladenen Thiere ist dunkelrother, zäher, härter, trockner als gewöhnlich. „Alles was im Körper den Sauerstoff vermehrt, vermehrt auch zu gleicher Zeit die Reizbarkeit" (Sömmering a. a. O. III. S. 23). In jüngeren, zarteren Subjecten ist der Muskel reizbarer, dagegen sind seine Bewegungen bei älteren kräftiger, stärker und anhaltender.

Von der Verwandtschaft der aus dem Nerven auf den Muskel wirkenden Kraft der Elektricität (sich verrathend bei elektrischen Fischen) s. m. den §. 17.

Bemerkenswerth ist der Antagonismus der Muskeln: z. B. der Strecker und Beuger und die Aufeinanderfolge ihrer Thätigkeiten.

Krampfhaft zusammengezogene oder sonst in heftige Bewegung gesetzte Muskeln zeigen eine geschlängelte Form ihrer Fasern, die selbst nach dem Tod noch deutlich bleibt. Am Darmcanal, an der Urinblase, zeigen die Muskelfasern auch beim heftigsten Reize nur eine Zusammenziehung; an den eigentlichen und vollkommenen Muskeln, z. B. der Glieder und des Herzens gerathen sie in eine zitternde (von einem mehrmaligen Abwechseln von Zusammenziehung und Ausdehnung herrührende) Bewegung.

Ein Muskel zieht sich in weniger als einer Terze Zeit zusammen. Haller, nach Boissier, schlägt die Bewegung des Herzohrs in einem Hühnchen auf 4 Terzien Zeit an, und es beträgt die Zeit der Muskelcontraction bei einem englischen Wettrennpferd, welches in einer Secunde 82 Fuß durchrennt, gar nur $^1/_{70}$ Secunde. Auch bei den persischen Läufern geschieht nach Haller die Zeit der Contraction des geraden Schienbeinmuskels in weniger als einer Terze Zeit, ja bei den berühmten Läufern des Alterthums, Philippides und Philonis, in noch nicht $^1/_2$, bei einem schnelllaufenden Hunde in $^1/_6$, bei dem Griffelzungenmuskel eines sprechenden Menschen in 1/[illegible] Terze, Haller. El. Phys. L. XI. Sect. II, §. 25. Der Wille vermag auch nur einzelne Partien eines Muskels (durch Aufregung eines einzelnen Nervenzweiges) in Bewegung zu setzen, während die übrige Masse ruht.

Den Bewegungen der willkürlichen Muskeln folgt bald Ermüdung, während die unwillkürlichen sich auf viel schwächere Reize und unermüdet bewegen. Die willkürlichen Muskeln ganz besonders werden durch Uebung und Gebrauch stärker.

Die zerstörten Muskelfibern erzeugen sich bei vollkommneren Thieren nicht wieder, sondern die Narbe wird durch Zellstoff ausgefüllt.

Eine todte Muskelmasse wird von einem Gewichte zerrissen, welches sie während des Lebens sehr leicht bewegte; eher brechen Knochen als daß Muskeln reißen, welches übrigens dennoch in Krämpfen geschehen seyn soll (nach Haller. Elem. Phys. Tom. IV, p. 556).

Wenn die Muskeln des Fußes beim Hüpfen und Springen den

ganzen Körper in die Höhe schnellen, oder wenn der ganze Leib mittelst der beiden Fingerbeuger, dem gespaltnen und Spalter von 4, ja nur von einem Finger getragen wird; so ist schon dieses eine ungemeine Kraftäußerung. Noch mehr, wenn in jenen Fällen, welche Haller a. a. O. L. XI. Sect. II, §. 26 anführt, August der Starke silberne Teller zusammenrollte, Hufeisen zerbrach; ein Andrer eine eiserne, einen Zoll dicke Stange mit den Händen bog und ausstreckte, Einer 2, ein Andrer (dessen Pausanias gedenkt) 6 Pferde zurück zog; oder wenn Rasende eiserne Gitter zerbrachen und mehrere Stricke zerrissen. Mit den Zähnen bloß hob ein starker Mann ein leeres Bierfaß auf und warf es hinter sich; ein Andrer trank ein Weinfäßchen, das 116 Unzen enthielt, indem er es mit den Zähnen faßte in Einem Athem aus und warf es dann hinter sich, welches letztere noch ein Andrer mit einer mehrere Fuß langen Bank that, ja mit einer eisernen Stange, welche 25 Pfund wog. Der berühmte Thomas Topham hob auf diese Weise einen 6 Fuß langen Tisch, an dessen Ende noch 50 Pfund Gewicht hing; Andre haben ein Gewicht von 300 Pfund mit den Zähnen erhoben. Besonders die ausstreckenden Muskeln der Hüfte tragen bei Lastträgern, welche 300, ja 600 Pfund fortbewegen, dieses Gewicht, nebst dem des ganzen Körpers. Wie viel mehr bei jenem Engländer, der, gleich dem Milo von Kroton, einen Ochsen (von 700 bis 1000 Pfund) trug; oder bei jenem Athamas des Plinius, der sich mit einer Last von 1000 Pfunden fortbewegte. In Krämpfen zerrissen die Muskeln Stricke, welche kaum eine Last von 1680 Pfund zerrissen hätte. Diese Gewalt der Muskeln ist verhältnißmäßig noch größer im niedern Thierreich, indem ein Floh eine Last bewegt, die 70—80mal schwerer ist, als er selbst, während ein Pferd nicht leicht eine über 3mal so schwere, als es wiegt, fortziehen kann.

Außerordentliche Beweglichkeit und Künstlichkeit der Verrichtungen, bei vielen Muskeln der verschiedensten Organe zugleich, zeigten jene auch in Deutschland herumreisenden Indianer, welche an der Stirne ein Bäumlein balancirten und von diesem mittelst eines bloß vom Munde gerichteten Blasrohrs die künstlichen Vögel herunterschossen, während sie zugleich an den Spitzen der Finger und Zehen Ringe bewegten; oder welche mit der Zunge Perlen anfädelten, die sie im Munde hielten.

Dieser ungewöhnlichen Beweglichkeit gegenüber steht die eben so bewundernswürdige Selbstbeherrschung der indischen Sannassis, welche einzelne Glieder, ja den ganzen Leib viele Jahre lang unbeweglich in Einer Richtung hielten.

Die Berechnungen über die (vermöge der Anfügung u. s. der Muskeln) verloren gehende Kraft findet man auch bei Haller, a. a. O. von §. 27 an. M. vergl. Sömmering a. a. O. III, S. 55 u. v. Baer S. 61, vor allem aber den Erfinder aller dieser Rechnungen: Borelli de mot. an. prop. 31—36 u. f.

Die Sennen oder Muskelenden sind öfters von Schleimsäcken eingeschlossen.

Die Stimm- und Sprachorgane und ihre Verrichtung.

§. 16. Das thierische Bewegen, welches, dem Auge noch unsichtbar, im Nerven seinen Anfang nimmt, hierauf im Muskel sichtbar und fühlbar wird, endet zuletzt an einem festen, starren Gebilde, welches beim unvollkommneren Thiere

die weichen Theile des Leibes als Schale umhüllt, beim vollkommneren als Knochenskelet ins Innre tritt. Es nähern sich diese harten, aus dem lebendig Flüssigen ausgeschiedenen Massen, durch ihre Zusammensetzung und äußeren Eigenschaften den festen Gebilden der unorganischen Natur: den Steinen. Die Knochen und Knochenschalen sind es auch, welche dem lebenden Thier die Kraft geben, bewegend und verändernd, bauend und zerstörend selbst auf die festen, schweren Massen seiner Planetenoberfläche einzuwirken: sie bilden einen vermittelnden Uebergang zu diesen Massen.

Die Physik hat schon seit längerer Zeit eine innre Verwandtschaft zwischen dem Vorgang der regelmäßigen Gestaltung der unorganischen Körper (der Krystallisation) und jenem des Tönens, Klingens derselben nachgewiesen. Der Staub oder die Sandkörnlein, welche man auf eine Glasscheibe streut, bilden, wenn man die Scheibe mit einem Violinbogen streicht und tönen machet, durch ihr Aneinanderfügen nach dieser oder jener Richtung, eine regelmäßige Figur, welche für jeden Ton eine andre ist. So scheint auch der Ton, den ein klingender Körper, wie etwa ein Glas, beim Anstreichen von sich gibt, in einem festen, nothwendigen Zusammenhange mit der Gestalt und innren Zusammenfügung zu stehen. Denn ein solches tönendes Glas zerspringt, wenn die Menschenstimme oder ein blasendes Instrument in seiner Nähe plötzlich einen andren, mit dem Grundton unharmonischen (widerwärtigen) Klang angibt.

Wie der Vorgang der Zusammenfügung und regelmäßigen Gestaltung der festen Körper in der unorganischen Natur, so ist auch der Vorgang der Knochenbildung nahe mit jenem des Tönens und Klingens verwandt. Das thierische Bewegen, vom Nerven ausgehend, setzet die Fibern des Muskels in Schwingungen, welche jedoch meist in der Entstehung und Bildung des Knochens enden, gleichsam verhallen. Oefters wird jedoch, besonders an einigen Punkten des thierischen und menschlichen Leibes, der Knochen oder die harte Schale ein vermittelndes Zwischenglied, durch welches sich das Vibriren der Muskelbewegung unverändert als das was es ist: als ein Tönen in die äußere Natur fortsetzet und fortpflanzet, als Stimme ver-

nommen wird. Im niederen Thierreich gränzet die äußere, harte Schalenbedeckung unmittelbar an die leicht zum Mittönen aufzuregende Luft, und die singende Cicade, wie jedes tönende und summende Insect, bringet den Laut großentheils durch ein Zusammenbewegen der harten Schilder und äußeren Häute hervor. Am Leibe des vollkommneren Thiers und des Menschen ist es ein eigenthümlicher, innrer Theil des Knochen- und Knorpelskeletes, welcher die Bestimmung des Tönens hat. Dieser, zu einem selbstständigen Ganzen ausgebildete Theil des Skeletes ist nicht wie die andern Knorpel und Knochen ringsum von Muskeln und Nerven und dichtem Gehäute (Fell) überkleidet, oder in seinem Innern mit Mark erfüllet, sondern gränzet fast unmittelbar, nur durch eine zarte Hautbekleidung abgeschieden, an die in und durch ihn bewegte Luft an. Er umfasset das System der Stimmorgane. Durch sie wird, und zwar zunächst mittelst des gespannten Knorpels, das Schwingen und Beben der bewegten Muskelfibern unmittelbar der Atmosphäre mitgetheilt, in diese fortgepflanzt, und wird auf solche Weise zur Stimme. Es ist eine und dieselbe leibliche Kraft, wodurch sich das Thier bewegt und wodurch es seine eigenthümliche Stimme hervorbringt. Die furchtbar zerstörende Kraft der Muskeln wird im Löwen als lautes Brüllen vernommen, welches die schwächere Thierwelt, noch ehe ihr der zermalmende Zahn genaht, in Schrecken setzet; beim Vogel erinnert die singende Stimme an die vorherrschendste Bewegung seines Leibes: an ein genußreiches Schweben auf den Wellen der Lüfte; beim Menschen ist die Stimme eben so mannichfaltiger Töne fähig, als die Gliedmaßen des Leibes der mannichfaltigsten Bewegungen und Gebärden. Denn mit Recht hat man die Stimme als eine Art der (innern) Gebärdung betrachtet, und ihren Zusammenhang mit den äußerlich sichtbaren Bewegungen zeigen unter Andrem die mimisch-tanzenden Gebärden, womit einige Singvögel die Töne und Tonwandlungen ihres Gesanges begleiten, und selbst das ermüdete Kamel der Wüste, wenn seine Schritte bei der einfachen Musik und dem Gesange seines Treibers von neuem kräftiger werden und sich beschleunigen, beweiset hierdurch die innre Beziehung der Muskelbewegung auf den äußeren Ton.

Bemerkenswerth ist auch jener Unterschied der Stimme, welcher die beiden Geschlechter des Menschen zu erkennen gibt und jene oft wie über Nacht kommende Verwandlung derselben, welche die Reife des Knaben zum Jüngling andeutet. Der Umfang der Stimme, welche überdieß derselbe Mensch, jetzt mehr nach der Höhe, andre Male mehr nach der Tiefe gehend beherrscht, wird zu verschiednen Zeiten, und bei veränderter Stimmung des Leibes und der Seele, sehr verschieden gefunden.

Die Organe, welche im höheren Thierreich die Stimme bilden, stellen, wie schon erwähnt, ein Skelet mit Kopftheilen und Wirbeln und Gliedmaßen im kleineren Abbild dar, sind eine innre Wiederholung des größeren, sie in sich hegenden Knochenskeletes. Es ist da ein Kopf, an ihm eine gegliederte Wirbelsäule, aus knorplichten Ringen bestehend, es ist da ein System der Gliedmaßen: die nach allen Richtungen bewegliche, nach ganz eigenthümlichem Bildungsgesetz aus drei Paaren von Muskeln zusammengewebte Zunge, welcher ein besondrer Apparat von Knochen, das Zungenbein mit seinen zwei Paaren von Extremitäten, zugeordnet ist. Die Zunge dienet zugleich als empfindendes Hauptorgan für den Vorgang der Verdauung und als bewegendes Hauptorgan für das Hervorbringen der Sprache; die Luftröhre, mit einer für alle fremden Stoffe außer der Luft höchst empfindlichen, nervenreichen Haut ausgekleidet, ist zugleich Hauptorgan zur Aufnahme der Luft beim Athmen, und Hauptorgan zur Bildung der Stimme. Zur Bildung der Stimme und Sprache wirken übrigens, außer der Luftröhre und Zunge, die Theile des Mundes: das Gaumenbein, Zähne und Lippen, eben so mit, als beim Hören die Theile des äußeren Ohres.

Das Zungenbein bildet einen knöchernen Bogen, auf welchem die Zunge ruhet. Es bestehet aus einem mittleren Theil, dem sogenannten Körper, und zwei Paaren von Seitentheilen, von ungleicher Größe, den sogenannten Hörnern. Einzig unter allen andern Knochen des Leibes ist dasselbe frei von der unmittelbaren Verbindung mit dem eigentlichen Skelet, an welches vom Zungenbeine aus nur zwei schwache Bänder verlaufen. Dagegen kommen schon zu diesem Theil des kleineren, innren Skeletes von allen Hauptsystemen des größeren

bewegende Muskeln: vom Schädel jene der griffelförmigen Fortsätze der Schläfebeine, von der Brust jene des Brustbeins, von den oberen Gliedmaßen jene der Schulterblätter, von den Käuorganen jene der untern Kinnlade, und es wird noch durch andre, beide verbindende Muskeln der Wechselverkehr der Bewegung zwischen Zungenbein und Kehlkopf begründet.

Der Luftröhren= oder Kehlkopf ist vor dem oberen Ende der Speiseröhre, vor dem Schlundkopf und, näher als dieser, an der Zunge gelegen. Es wird schon hierdurch eine nähere und vorzüglichere Beziehung der Zunge auf die Organe der Stimme, dann auf jene der Verdauung angedeutet. Der Weg der Speisen und Getränke gehet mithin über den Eingang der Luftröhre hinüber, während der letztere durch den Kehldeckel und den hintern Theil (die Wurzel) der Zunge gegen das Eindringen jener fremden Stoffe geschützt wird.

Der Kehlkopf wird aus sieben Knorpeln gebildet, von denen der größte, der Schildknorpel, wiederum aus zwei fast viereckigen Hälften bestehet, welche nach vorn zu mit einem auch äußerlich am Halse sichtbaren Höcker oder Knotenpunkt verwachsen sind. Es fügt sich an diesen der Ringknorpel, mit welchem nach oben und hinten die gebogenen Schnepfenknorpel verbunden sind, an deren Spitze die kleinen Santorinischen Knorpel sich ansetzen. Der siebente Knorpel ist der schon erwähnte Kehldeckel. Es sind diese einzelnen Knorpel durch Gelenke an einander beweglich und durch Bänder vereint. Zwei Paare dieser Bänder, von vorzüglich straffem Gewebe, spannen sich frei, im Innern des Kehlkopfes von den Schnepfenknorpeln nach dem innern Winkel des Schildknorpels hinüber, und bilden auf diese Weise die obern und untern Stimmritzen= oder Kehlbänder. Denn jene Spalte, welche sie zwischen sich lassen, ist die Stimmritze, welche durch das Geschäft der Muskeln, die jetzt die Schnepfenknorpel zurück oder vorwärts beugen, von einander abwärts oder gegen einander ziehen, bald stärker angespannt, bald schlaffer gemacht, bald verengert, bald erweitert wird.

Unmittelbar an den Kehlkopf schließt sich dann die Luftröhre an, deren Stamm aus 18 bis 21 Bögen bestehet, welche

nicht, wie an der Luftröhre der Vögel, zu vollkommenen Knorpelringen geschlossen, sondern nach hinten, etwa zum dritten Theil ihres Umfanges, durch ein musculöses Fasergewebe ausgefüllt sind, welches die Knorpelbögen ein wenig zusammenzuschnüren und hierdurch die Luftröhre zu verengern vermag. Ein anderes musculöses Gewebe füget die einzelnen Ringe zusammen, und dienet, diese an einander zu ziehen: die Luftröhre zu verkürzen.

Die Stimme wird vorzüglich in der untern Stimmritze gebildet, und es wirkt die innere Weitung des Kehlkopfes zur Verstärkung derselben bedeutend mit, wie dieß der Bau des Kehlkopfes bei lautstimmigen Thieren bezeugt. Uebrigens tönet auch beim Singen und Sprechen wenigstens der Stamm der Luftröhre mit, deren Knorpelbögen hierbei durch die eben beschriebene Vorrichtung zusammengezogen und erweitert werden können. Bei den Vögeln findet sich noch eine Stimmritze am untern Ende des Stammes der Luftröhre, nahe an dem Punkte, wo dieser in seine beiden, nach den Lungen gehenden Aeste sich theilen will.

Es wird als äußeres Material und Mittelglied der Fortpflanzung der Stimme beim Tönen und Sprechen die aus den Lungen hervorgestoßene, seltner und mit größerer Schwierigkeit die eben erst in dieselben hineinströmende Luft benutzt.

Das Alterthum unterschied sieben Veränderungen, deren die Stimme, abgesehen von den verschiedenen Tönen der Tonleiter, welche sie hervorbringen kann, fähig ist. Die Stimme kann schneidend oder voll, sie kann zitternd, hart oder sanft, langgezogen oder kurz abgesetzt lauten. Sieben sind der vollen (ganzen) Töne der Tonleiter, und die menschliche Kehle beherrscht ohne Anstrengung zwei Octaven, mithin zweimal sieben ganze Töne, ja dieselbe kann noch künstlich auch die Töne der dritten, höhern Octave aus der Kehle hervorpressen. Wenn über den Stoff des Hörbaren, welchen die Stimme darbeut, der Wille, durch die vorhin beschriebenen, mannichfachen Muskelbewegungen der Zunge, der Lippen und Kehle das Weitere verfügt, um den Ton zur Sprache zu gestalten, werden zuerst, als Mittelwesen zwischen den bloßen Tönen und den eigentlichen Buchstaben oder Sprechstoffen, die Tonstoffe oder Vocale

gebildet. Ihrer zählte das Alterthum sieben: wenn jedoch einige Uebergangsformen in Anschlag gebracht werden, z. B. außer dem a, e, i, u, ü und dem kurzen und langgezogenen o das ä, ö, öh, so ergeben sich, wie dieß Ludwig Olivier zeigt: fünf Paare von Tonstoffen: das a und ä, o und ö, oh und öh, u und ü, eh und i. Die Natürlichkeit dieser Paarung beweiset die Sprache selber, welche in demselben Wort jetzt den einen, dann den andern zum Paare gehörigen Tonstoff hören lässet, wie dieß die Beispiele von Vater und Väter, Mutter und Mütter, Ohr und Gehör, sehen und Gesicht, Horn und Hörner beweisen. Neben diesen wirklich ausgebildeten Tonstoffen wird ein aufmerksames Ohr in der Menschensprache auch noch öfter jene unausgebildeten vernehmen, welche, dem Schwa der Hebräer, oder dem sogenannten stummen e der Franzosen vergleichbar, bald wie ein unvollkommenes a, bald wie ein undeutliches e lauten. Die Bildungsstätte der Tonstoffe ist die Kehle: der Mund nimmt bei dem Entstehen derselben die Gestalt einer mehr oder minder geöffneten Röhre an, durch welche der Odem frei hindurchziehen kann.

Anders dagegen verhält es sich, rücksichtlich der Bildung und Entstehung, mit den eigentlichen Sprechstoffen (den Mitlautern oder Consonanten). Diese werden durch die mannichfachsten willkürlichen Bewegungen der Muskeln der Lippen, der Zunge und der andern innern Mundtheile hervorgebracht, und sie sind es allerdings, welche erst dem Wort seine bestimmte Gestalt geben. Durch verschiedenartige Bewegungen der Lippen werden gebildet das m, p, b, w, f, und diese Sprechstoffe zeigen sich schon frühe in der Macht des kaum stammelnden Kindes, wenn dasselbe z. B. die in den meisten Sprachen wieder erkennbaren Naturlaute Mama, Papa u. s. hervorbringt. Durch die Thätigkeit der Zunge werden zunächst gebildet: das d und t, n, s, l, r, so wie das sch und jenes th, bei welchem in verschiedenen Sprachen ein s mittönet. Von den tiefer nach der Kehle zu gelegenen Theilen des innern Mundes werden hervorgebracht das g und k, das j (jot) und ch.

Da diese Sprechstoffe, je nachdem sie am Anfang oder in der Mitte eines Wortes, mit diesen oder andern Ton-

oder Sprechstoffen zusammen stehen, verschiedenartig verändert werden, zählt Olivier 29 Sprechstoffe, mithin mit den oben erwähnten fünf Paaren von Tonstoffen und dem unausgebildeten Schwa, vierzig Hauptelemente der menschlichen Wortgestaltung. Derselbe Forscher will jedoch in der Verschmelzung dieser Elemente beim Sprechen auch noch 26 Mitlauter des Verschlusses und eben so viele des Aufschlusses (am Ende des Wortes) unterscheiden.

Zu diesen zwei und neunzig verschiedenen Bewegungen des Sprechens denn sind dem Menschen die mannichfachen Muskeln des Mundes und der Zunge verliehen, deren Schnelligkeit nach S. 152 alles Andere seiner Art übertrifft.

Sie sind die sichtbaren Ausgangspunkte und Werkzeuge einer Bewegung, wodurch jedes Wesen als das, was es ist, sich zu erkennen gibt, und durch welche der nicht bloß tönende, sondern sprechende Mensch erst zu dem wird, was er vor allen Lebendigen unserer Sichtbarkeit ist: zu einem Meer voller Kräfte, über dessen Tiefe ein Alles bedenkender, Alles bewegender Geist schwebt.

Erläuternde Bemerkungen. Bei Galen der Schildknorpel θυρεοειδὴς χόνδρος; der Schnepfenknorpel ἀρυταινοειδὴς; das Zungenbein τὸ ὑοειδὲς ὀστοῦν u. s. w. Galen. de dissect. musc. ed. Kühn. XVIII, 2, p. 950; 958. Der Kehldeckel ἐπιγλωττίς, schon bei Aristoteles (de part. anim. L. III, c. 3) so genannt. — Die eigentliche Stimme, welche einen Luftröhrenkopf (φάρυγξ) voraussetzt, ist verschieden vom Ton, den die Insecten mittelst einer Membran (wie die Cicade) hervorbringen. Ein inwendiger Lebenshauch (πνεῦμα) ist hierbei wirksam (Aristot. hist. anim. L. IV, c. 9). — Aus dem Geschrei des Adlers und dem Brüllen des Löwen schließen wir (so widerwärtig auch beide unsern Ohren tönen) auf die Körperkraft (τὴν ῥώμην) derselben; wissen es aus der Stimme schon, ob wir eine harmlose Nachtigall oder einen mannhaften Löwen vor uns haben (Maxim. Tyr. diss. XV, ed. Davis, p. 156).

Ueber die Klangfiguren und ihr Verhältniß zu den einzelnen, durchs Anstreichen an die Glasscheiben hervorgebrachten Tönen vergl. m. Dr. E. F. F. Chladni's Akustik, nebst desselben neuen Beiträgen.

Die tönenden Organe bei den Insecten fallen an die Ansatz- (Ausgangs-) Punkte der stärksten Muskeln an die äußere, feste Bedeckung oder Haut und zugleich in diejenige Region des Leibes, in welcher das Athmen am vollkommensten ist. Daher wirkt (nach Treviranus Erschein. und Gesetze des allg. Leb. I, 205) auch bei den Tönen der Insecten die aus den Luftsäcken durch den Ring der Stigmen hervorgepreßte, oder nach einer (schon durch die spannenden Muskeln in Fibration gesetzten) gespannten Haut hingetriebene Luft zugleich mit.

Mimische, tanzende Bewegungen, welche die Töne des Gesanges begleiten, das Steigen, Schweben, Fallen der Töne ausdrücken, zeigen

sich vorzüglich bei einigen Drossel-Arten, namentlich bei der Spott- und Orpheus-Drossel (T. polyglottus und T. Orpheus). Selbst unser gemeiner Staar bewegt im Tact des steigenden Gesanges die Flügel. Manche andere Vögel, z. B. die Numidische Jungfrau (Ardea pavonina L.), werden, wenn sie Musik vernehmen, durch dieselbe zu tanzenden Bewegungen aufgeregt, womit sie im Tact die Töne begleiten.

Zum Hervorbringen der Stimme und ihrer Töne wirkt allerdings auch vorbereitend der mächtige Muskelapparat der Brust, welchem das Geschäft des Ein- und Ausathmens obliegt, indem er die Luft mit der zum jedesmaligen Tone nothwendigen Stärke und Geschwindigkeit hervorstößt. Vor allem aber der von allen Richtungen her sich an die eigentlichen Stimmorgane ansetzende Muskelapparat, dessen einzelne Muskeln, von den verschiedensten Regionen des Leibes, welche hier im Indifferenzpunkt — im Hals — sich begegnen, ausgehend, Repräsentanten dieser verschiedenen Regionen sind, wie denn überhaupt der Stimmapparat eine Wiederholung und ein Abbild im Kleinen von dem ganzen Menschenleibe ist. Daher auch, weil das entsprechende, kleinere Abbild im größern Vor- und Urbild des Leibes die verwandten Bewegungen aufregt, die merkwürdige Theilnahme des ganzen Leibes an den Aeußerungen des Sprach- und Stimmorganes, die sich nicht bloß durch ein zugleich Erschüttertwerden (Mitschwingen) desselben, sondern durch die schon erwähnte Begleitung durch Gebärden, bei Menschen und Thieren zeigt. — Wird das Stimmnervenpaar zerschnitten und hierdurch den Muskeln des Stimmapparats die Bewegungsfähigkeit benommen, so entsteht unvermeidlich ein gänzliches Erstummen.

Die Stärke der Stimme hängt zuletzt von der Stärke der Athmungsorgane und der Festigkeit des Kehlkopfes, — die Verschiedenheit der Töne von den Modificationen der Stimmritze und des Kehlkopfes ab. Bei hohen Tönen wird die Stimmritze (welche, wenn überhaupt ein Ton entstehen soll, bis auf $^1/_{10}$ oder $^1/_{12}$ Zoll verengert seyn muß) noch ungleich bedeutender zusammengezogen, ihre Bänder stärker gespannt, so daß die Schwingungen schneller werden. Bei der Erhöhung des Tones wird zugleich der Kehlkopf in die Höhe gezogen, welches Emporziehen für eine Octave fast einen halben Zoll beträgt. Zum Hervorbringen der tiefen Töne geschieht das Entgegengesetzte.

Die Kinnmuskeln der Zunge (genioglossi) gehören der Zunge, dem Zungenbein und dem Schlundkopfe gemeinschaftlich an, sie können, bei geschlossenem Mund, das Zungenbein und den Luftröhrenkopf vorwärts und nach oben ziehen, können mit ihrer zweiten Portion den Schlund, endlich mit der dritten die Zunge vorwärts bewegen. Sie wirken auch mit bei Eröffnung des Mundes. Die Griffelzungenmuskeln ziehen die Zunge rückwärts und erheben ihre Spitze gegen den Kehldeckel; wirkt nur einer, so zieht er die Zunge zur Seite. Die im engern Sinne sogenannten Zungenmuskeln drücken die Zunge nieder und zurück, und krümmen ihre Spitze gegen das Band hin. Die fleischige Masse der Zunge unmittelbar wird vorzüglich durch die Grundflächenmuskeln (m. basioglossi), breiten Seitenmuskeln (ceratoglossi) und schmalen Seitenmuskeln (chondroglossi) gebildet, durch welche alle eigenthümlichen feineren Bewegungen dieses beweglichsten Organs geschehen.

Die 7 oben erwähnten Verschiedenheiten der Stimme werden auch von den Alten in die ὀξεῖαν, βαρεῖαν, περισπωμένην, δασὺν φθόγγον, ψιλὸν, μακρὸν, βραχὺν unterschieden oder als acuta, gravis, circumflexa, sonus asper, lenis, longus, brevis benannt (m. vergl. Phil. de mund. opific. 27, ed. Mang. Vol. I, 29).

Sieben sind der gleichsam von selber, ohne Zuthun der mannichfachen

Bewegungen der Glieder des Mundes tönenden Vocale oder Tonstoffe, wobei wir oben statt des, wenigstens in seiner Zusammensetzung mit Ton unverständlich gewordnen Wortes „Stab" das gleichbedeutende, in der Sprache noch fortlebende Wort „Stoff" gewählt haben (*σιοιχεια ἐν γραμματικῇ τὰ λεγόμενα φωνήεντα ἐτύμως ἑπτά ἐστιν, ἐπειδὴ καὶ ἐξ ἑαυτῶν ἔοικε φονεισθαι, καὶ τοῖς ἄλλοις συνταττόμενα φωνὰς ἐνάρθρους ἀποτελεῖ*. Phil. de mund. opif. 28, ed. Mang. I, 30). Dieses waren die sieben Ur- oder Selbstlaute, welche nach Demetrius Phalereus die ägyptischen Priester, statt eines Lobliedes der Götter, nach den sieben Tönen der Tonleiter hersangen (volltöniger als der Laut der Flöte oder des Saitenspieles). Es hatte an dieser Scheidung gerade in sieben, so naturgemäß sie auch der innern Gestaltung der älteren Sprachen seyn mochte, allerdings wohl die Ehrfurcht vor der heiligen Siebenzahl (*Σεπτὰς ἀπὸ τοῦ σεβασμοῦ*, m. vergl. Nicomach. in excerpt ap. Phot. Cod. 1 7; Macrob. in somn. Scipion. I, 6; Etymol. mang. V) das Ihrige beigetragen.

Schon Aristoteles unterscheidet die Elemente der Sprache in tönende oder Selbstlauter (*φωνήεντα*) und tonlose oder Consonanten (*ἄφονα*). Jene werden durch die Stimme und Kehle, diese durch die Zunge und Lippen gebildet (Arist. hist. anim. IV, c. 9).

Wir reden hier zunächst in den gewöhnlichen Ausdrücken der Physiologie von der Bildung der Ton-staben oder -stoffe und der Sprechstaben oder Sprechstoffe.

Die Vocale oder Tonstoffe der Sprache werden, wie schon oben angedeutet worden, vorzüglich durch die mehr oder minder weite Oeffnung des Mundes und durch Vermehrung und Verminderung des Raumes, den die Zunge durch ihr Erheben oder Niedersinken zwischen ihrer Wurzel und dem Gaumen läßt, hervorgebracht. Dieser Raum wird am meisten verengt beim Aussprechen des J; weniger dann beim E, A, O, U. Dagegen wird der Mund am weitesten geöffnet beim A, weniger beim E, J, O, am wenigsten beim U. Unter den Consonanten entstehen B, P durch Schließen der Lippen, D und T durch das Anlegen des sich hierbei breit machenden Vordertheils der Zunge an den Gaumen, F durch Hervortreiben der Luft zwischen der hineinwärtsgezogenen Unterlippe und der oberen Zahnreihe oder Kinnlade, G durch ein Erheben des mittlern Theils der Zunge gegen den Gaumen. Beim K ist diese Zusammenbewegung (mit straffer Zunge) stärker, H entsteht durch eine bloße Verstärkung des durch die Stimmritze gehenden Lufthauches, L durch Verengern des Weges der Luft im innern Munde, mittelst des festen Anlegens der Spitze der zugleich verschmälerten Zunge an den vordern Theil des Gaumens, M durch Schließen der Lippen bei zugleich herabgesenktem Gaumensegel, N ebenfalls durch Senken des Gaumensegels, wobei aber nicht der äußere Mund durch die Lippen, sondern der innere durch die Zunge gesperrt wird. Beide Buchstaben werden mithin durch die Nase gesprochen. Der Buchstabe R wird durch ein Vibriren (Zittern) der mit ihrem Vordertheil flach an den Gaumen gelegten Zunge, S durch ein sausendes Hervordringen der Luft zwischen der nach hinten erhobenen, nach vorn gesenkten Zunge und der Oberkinnlade gebildet. Beim Sch ist der Vordertheil der Zunge gegen den Gaumen erhoben, V ist ein schwächeres F. In einigen Fällen (z. B. bei sogenannten Bauchrednern) scheinen selbst die innersten Organe des Mundes: Kehldeckel, Gaumensegel und Zungenwurzel oder die an diese gehenden Muskeln eine solche selbstständige Beweglichkeit zu besitzen, daß sie zu allen Verrichtungen der Zunge und der vorderen Mundtheile beim Sprechen fähig sind.

Mit großer Gründlichkeit hat sich der schon oben erwähnte Ludwig

Olivier, in seinem Werke über die Urstoffe der menschlichen Sprache und die allgemeinen Gesetze ihrer Verbindungen (Wien, bei Schaumburg 1821), mit der Entstehungsgeschichte der einzelnen Sprachelemente und mit den feinsten und tiefsten Untersuchungen über die Verschiedenheiten von Geräusch, Klang, Ton, Stimme (m. v. die erl. Bem. zum §. 18) beschäftigt. Er gibt S. 191 nachstehendes Schema zur Uebersicht:

a,	o,	oh,	u,	eh,
å,	ö,	öh,	ü,	i —

b	d,	g,
bp,	dt,	gh,
(m,	n,	ñ,)
w, v,	th, ſ, ß,	j, g,
v, f,	th, s, ſch,	ch, ch,
l,	ll,	

Hierbei sind, wegen der oben im §. erwähnten Verschiedenartigkeit der Aussprache eines und desselben Buchstabens an verschiedenen Stellen der Worte oder bei verschiedenen Arten ihrer Zusammenfügung, mehrere Buchstaben zweimal angeführt. Das oben erwähnte Schwa nennt Olivier den Stimmer und vergleicht ihn mit dem Wehen des Windes. Uebrigens hat nicht jede Sprache alle die oben erwähnten 39 oder mit dem Schwa 40 Ton- und Lautstoffe; der einen fehlen diese, der andren jene. Im Mittel hat eine gebildete europäische Sprache gegen 32, die deutsche 34, die französische 33. Die verschiedenen Verbindungen der Sylben scheidet Olivier ferner in die schleifende (z. B. im Worte Strohhut, schla-fen, Sa-che, Herr-schaft), die schärfende (wie Rapp, Ei, Schuh, Hirsch) u. s. — Mitlauter des Verschlusses (mit Verschließen des Mundes sind ihm: app, att, ack, abb, add, agg, amm, ann, aff, aſt, asch, ich, ach, all, arr u. s. Mitlauter des Aufschlusses (mit Oeffnen des Mundes begleitet) sind: pa, la, ka; ba, da, ga; ma, na, ña, ña, fa, ſa, za, ſcha, ja, cha, ga u. s. Die Summe aller möglichen einfachen Lautverbindungen scheint sich nicht über 1369 zu belaufen. —

Die Schild-Drüse stehet mit den Hauptorganen der Stimme in einem ähnlichen polarischen Wechselverhältniß und Beziehung als die Milz mit der Leber, die Nebennieren mit den Nieren. Wie ein Nordpol eines Magnets nicht seyn und wirken könnte, ohne einen ihm entsprechenden Südpol, einer ohne den andern sich nicht zu entwickeln vermöchte, so setzt im lebenden Leibe das Daseyn und Entstehen des einen polarischen Gegensatzes jenes des andern voraus. Zu dem wesentlicheren Inhalt des vorstehenden §. vergl. man übrigens noch eine gehaltreiche, neuerdings (1828) durch Dir. Dr. **Großhof** wieder neu edirte Schrift: Dr. J. C. **Ammann**, de loquela. Amstelodam. 1700.

Das Gehirn und die Nerven.

§. 17. Wir lernten im Vorhergehenden die Organe des Blutumlaufes und der Ernährung, die der Bewegung und jene der Stimme und Sprache kennen, durch welche das lebende Wesen sich erst als das was es ist zu erkennen gibt; die innerste Springfeder, von deren Seyn und eigenthümlicher Wirksamkeit der Gang des ganzen Getriebes abhängt: der Nerv und das Rückmark mit seiner Blüthe, dem Gehirn, so wie die Blüthen-

krone des letzteren, die Sinnen, bleiben uns noch zu betrachten übrig.

Ohne die Nerven würde die bloße Anziehung der Elemente, nach dem Gesetz der oben, im §. 11 erwähnten „Haltung,“ etwa ein Einathmen, nicht aber ein Ausathmen bewirken, ein Aufnehmen der Nahrung ohne ein Aussondern; es wäre keine thierische Wärme ohne den Nerven da, keine willkürliche Bewegung, keine Stimme noch Sprache.

Das Thier ist Thier, weil es empfindet. Empfinden und bemerken würde es aber niemals den allgemeinen Strom des Mitwerdens und Lebens (nach §. 6), wenn es ihm so leidend und ohne Widerstand nur folgte, wie die Pflanze, welche in sein Bewegen dahin gegeben ist, wenn es nicht vielmehr durch diesen Strom, nach verschiedener Richtung, und ihm entgegen sich bewegte. Das Licht der Sonne würde nirgends im Weltenraum als Licht sich kund thun und sichtbar werden, wenn es nicht auf eine lichtlose Masse der Planeten träfe; der Sturmwind wird nur, weil ihm ein fester Körper oder auch die eigne, minder schnell bewegte Masse der Luft widersteht, dem Ohre vernehmbar.

Wir erinnern hier an das alte Räthsel des Pythagoras. Wäre nur eine Zahl, wäre keine Verschiedenheit der Zahlen, so würde keine Empfindung noch Leben seyn. Weil die Terz, die Quinte, die Octave eine andere Zahl sind als der Grundton, darum wird ihre Saite auf vernehmbare Weise mitgerührt, wenn jene tönt. Wäre keine Zahl noch Stimme da, denn die des Grundtones, so würde nirgends ein vernehmbares Mittönen seyn.

Daß wir athmen, daß vom Herzen aus das Blut nach allen Theilen strömt und aus ihnen durch die Venen zurückkehrt; daß die Speise im Magen und den Gedärmen in den Speisestoff verwandelt, dann zum Milchsaft veredelt wird und nun als solcher ins Blut träuflet; daß das Fleisch wächst oder wie im Sturmwind verwelkt und dahinfleucht, fühlen wir nicht. Nur beim Eingang und beim Ausgang in den Leib und aus ihm, nimmt die Empfindung des durchhingehenden äußren Stoffes wahr: alle jene innren Geschäfte, welche selbst im Schlafe fortwähren, gehören Theilen des Leibes und Verrichtungen an, welche versenkt sind, wie das Wesen der Pflanze, in den allgemeinen Strom des Mitwerdens, demselben folgend, ohne ihm zu wider-

streben. Dieses ist das Gebiet der Bewegungsorgane, die ohne und selbst gegen den Willen des Menschen, mitten in seinem Leibe sich bewegen, ohne sein Wissen, ohne sein Begehren, weil mit ihnen ein andrer, allgemeiner Grund des Werdens und Gegeneinanderbewegens waltet.

Daß die Elemente, die Theile des Leibes, diesen ihren sichtbaren Bestand haben, das schaffet die „Kraft der Haltung," die auch dem Stein sein Wesen gibt und erhält. Das Steinreich, und überhaupt die ganze unorganische Natur, hat aber nichts als die Haltung, es ist nur um aller andern Höheren willen da, unter ihm ist kein Niedreres, welches um seinetwillen da wäre. Daß unser Leib in jedem Augenblick sich neu erzeugt, daß er gedeiht und lebt, das machet die magnetisch, durch das ganze Reich der Lebendigen, gehende Kraft des Mitwerdens, die Physis (nach S. 38 u. f.), welche zwar auch ein Seyn und Werden um aller Andrer willen in sich trägt, die aber nicht mehr bloß ein Höheres und ein Gleichartiges, um deretwillen sie ist, um und über sich hat, sondern auch ein Niedreres, das und um ihretwillen da ist, nach welchem der Zug des Mitwerdens, der Lauf des allgemeinen Lebensstromes, wie nach einem Gesetz des Falles, von oben nach unten hingehet. Daß aber endlich unser Wesen empfindet und erkennt, das kommt von der Kraft des selbstständigen, freiwilligen Bewegens her, dem allgemeinen Strome des Mitwerdens entgegen oder durch denselben hindurch. Nur die Theile empfinden und bemerken deutlich, welche im Dienste des Willens sind, der sie bewegen oder doch wenigstens zur größern Thätigkeit (Aufmerksamkeit) anspannen und davon entbinden kann.

Auch hierbei, wie beim Mitwerden des Pflanzenlebens und der Ernährung des Leibes, wirkt ein allgemeines Bewegen, das dem Strom des Mitwerdens entgegengehet, auf das Leben des Thieres hülfreich ein; dasselbe Bewegen, das die Seele bei der Zeugung in das Einzelleben des Leibes führt, hernach aber, im Tode, sie demselben wieder entführt. Damit jener Zug der allgemeinen Lebenskräfte auf den Leib einzuwirken vermöge, ist diesem ein dafür empfänglicher, aufnehmender Träger vonnöthen, der, selber ruhend und anscheinend bewe-

gungslos, von jeder Bewegung des Stromes rührbar ist. Dieser Träger ist am Menschenleibe zunächst das Gehirn, dessen Bau und Eigenschaften wir nun beschreiben.

In allen bisher betrachteten Organen wird die Verrichtung, welcher sie im lebenden Leibe dienen, ohne Mühe, schon aus dem Bau und der innren Einrichtung errathen. Es wird an der Gestalt der Hand und der Finger die Bestimmung derselben zum Zugreifen, aus der Gestalt des Fußes jene des Aufrechttragens des Leibes eben so deutlich erkannt, als an den Zähnen die des Zermalmens, an dem Darmcanal und den Gefäßen die des Umfassens und in sich Führens der Nahrung und des Blutes. Welches Auge sollte aber aus dem Bau dieser weißen, zweigartig sich verästelnden Fädchen, welche vom Gehirn und Rückmark aus, meist in Gesellschaft der Gefäße, nach dem Fleisch und Zellgewebe der einzelnen Theile laufen, jene wundervoll doppelte Kraft vermuthen, die mit Blitzesschnelle den bewegenden Willen zu den Gliedern und die Eindrücke einer ganzen Außenwelt, als Empfindung, zum Gehirn leitet? Diese Halbkugel von geronnenem Eiweißstoff, mit ihren labyrinthischen Windungen und mannichfach in einander laufenden Kammern, welche als Gehirn alle Theile des Leibes beherrscht, woran lässet sie es uns errathen, daß in dem Geheimniß ihres Wesens der Anfang der Wege des Geistes an den vergänglichen Leib, daß in ihm der Punkt des Begegnens sey, wo sich ein oberes, ewiges Reich der Gedanken und Gefühle zum vergänglichen Fleisch und Blut gesellt, ja in die Natur von diesem verkleidet?

Warum das Sauerstoffgas der Luft beim Athmen ins Blut gehe, wird aus der Mischung des letzteren, begreiflich, welche selbst dem aus dem Leibe geflossenen Blute noch ein anziehendes Vermögen gegen die Lebensluft gibt. Wie das Licht durch die durchsichtigen Häute und Kammern des Auges, der Schall durch die Windungen und Knochengebilde des Ohres an den Nerven gehen, lässet uns die Aehnlichkeit ihres Baues mit andren das Licht und den Schall leitenden Körpern der äußeren Natur erkennen; wie aber verhält sich denn diese baumartige Markgestalt im kleinen Gehirn zu den Tausenden von Worten und Vorstellungen, welche an dem geistigen Baum

des Gedächtnisses wie Blätter und Blüthen haften; wie verhält sich das wundervolle Wesen der Einbildungskraft zum markigen Balken und zum Sehehügelpaar, der Verstand und sein Geschäft zu dem Doppelpaar der kleinen Markhügel und der ihnen benachbarten Zirbel? Wie legt denn unsre, das leibliche Gewebe mächtig belebende Seele ein solches Gewicht auf diese zarten Fädlein von Mark, daß sie dem Magen die Kraft des Verdauens, der Lunge die des Athmens, jedem Gliede die eigenthümliche Bewegung und Empfindung, mithin die Beseelung versagt, sobald die zu diesen Theilen gehenden Nerven durchschnitten worden?

Der Gegenstand, den wir suchen, ist allerdings nicht in oder hinter, sondern vor und außer dem Spiegel, in welchem wir ihn erblicken: das Gehirn ist selber nur vermittlender Leiter zu einem unsichtbaren Anfang des Lebens, der ober und außer dem Leibe ist, wie der Nerve ein Leiter der Empfindung und Bewegung, nach und von dem Gehirn. Dem forschenden Geist jedoch, wenn er nach einem solchen Ziele ausgehet, wie die Erkenntniß des Lebens ist, erscheinet jeder leiseste Fußtapfen, einer vielleicht nur von ferne den Richtpunkt andeutenden Analogie, der aufmerksamsten Beachtung werth. Wir verweilen daher zuerst und hier zumeist bei der äußeren Betrachtung der Nerven.

Schon das chemische Element, aus welchem Gehirn und Nerven gebildet sind, erregt Aufmerken. Es ist ein mit vielem Wasser vermischtes, halbgeronnenes Eiweiß, mithin jener Stoff, welcher in der lebenden Natur überall einen Zustand, nicht des Geworden- und Gebildetseyns, sondern des Werdens und der Bildungsfähigkeit bezeichnet; jener Stoff, aus welchem wir am Weizenkorn den Halm und die Aehre, am Ei des Vogels das Thier mit allen seinen Theilen werden sehen. Mitten unter den schärfer begränzten, grobkörperlicheren Gebilden des Leibes, stehet demnach ein noch beständig im Werden Begriffenes, Bildungsfähiges; mitten unter den vielfachen, kräftig bewegten Theilen des Leibes ein beständig Ruhendes da: ein Ungeborenes oder noch Kindliches, mitten unter den Ausgeborenen und leiblich Gereiften. Und gerade dieses ist

der Punkt, wo die thierische Leiblichkeit für den Einfluß des höheren Lebens zugänglich und durchdringbar (durchsichtig) ist.

Mit dem geronnenen Eiweiß ist im Gehirn noch ein kleiner Antheil von milchsaurem Natron, außer diesem Schwefel und Phosphor vermischt, und der letztere, als Säure, zeigt sich auch mit Kalk- und Talkerde, so wie mit Alkali verbunden.

Nächst dem chemischen Element beachten wir denn auch den äußern und innern Bau des Nervensystemes:

Eine weiße, sennig feste Haut umhüllet als Scheide die eigentliche, markige Nervenmasse. Diese letztere läßt sich leicht in einzelne Faserbündel zertheilen, welche ein zartes Zellgewebe nur lose unter einander vereint. Ein weiter nachgehendes Auge meinet öfters in jenen Bündeln die einzelnen Zweige zu erkennen, welche vom Nerven aus nach den benachbarten Theilen, oder umgekehrt von diesen nach dem Nervenstamme gehen, und hier wie die Nebenflüsse von verschiedener Färbung, die in einen Hauptstrom hineinfallen, eine Zeit lang noch unterscheidbar neben der andern Masse des Hauptstammes herlaufen. Die Theilung der Bündel läßt sich dann noch weiter in einzelne Fäden und bei diesen wieder in Fädchen fortsetzen, und die letzteren erscheinen unter dem Vergrößerungsglase gleich wie aus kleinen Kügelchen zusammengesetzt, welche ein halbflüssiges, durchsichtigeres Medium umgibt.

Jene Nerven, welche zu den Sinnesorganen und willkürlich beweglichen Muskeln, so wie zu allen andern, noch später zu erwähnenden, symmetrisch angeordneten Organen gehen, endigen oder beginnen ihren ebenfalls symmetrischen Verlauf im Gehirn oder Rückmark.

Das Gehirn, mit den zunächst zu ihm gehörigen Theilen scheinet, selbst dem Gewicht und der Ausdehnung nach, in einem gleichen Verhältniß zu der übrigen Masse des Hauptes zu stehen, als die Muskeln nach §. 15 zu den übrigen Theilen des Rumpfes. Die sieben Knochen der Schädelhöhle bilden ein geschlossenes, unzertheiltes Ganzes, während das in ihnen verwahrte Gehirn in eine Mannichfaltigkeit von mehr oder minder deutlich begränzten Theilen gesondert erscheint; dagegen bleibt im ganzen Verlauf des Rückmarkes die hirnartige Masse ein einförmiges, aus einzelnen symmetrisch neben einander

laufenden Strängen zusammengesetztes Ganzes, während sich hier der Knochen in eine Mehrzahl und Mannichfaltigkeit von Wirbeln theilt.

Bei jedem Pulsschlage steiget wenigstens der siebente Theil der gesammten Blutmasse des Leibes ins Gehirn und dehnet dieses so aus, daß es die ganze, innre Höhle des Schädels erfüllt, während, beim Zurückströmen des Blutes, beide ein Zwischenraum scheidet. Bemerkenswerth erscheint es, daß die Blutgefäße, welche ins Hirn gehen: die beiden innren Kopfschlagadern und die Wirbelschlagadern, ehe sie eintreten, ihre gewöhnliche, gerade Richtung verlassen, vorher mehrere Windungen und zuletzt eine fast ringartige Schlinge bilden. Es erinnert dieses an das oscillirende Abweichen der Magnetnadel von der gewöhnlichen Richtung, wenn sich ihrem Kreise ein Meteor der höheren Ordnung, wie etwa ein Nordlicht oder Erdbeben, nahet, und es wird die Gewalt des Blutstromes durch die Nähe des Organes, in welchem eine Lebenskraft der höheren Ordnung waltet, gebrochen. Das zurückströmende Blut dagegen sammlet sich alsbald aus den innren Venen in die Blutleiter der äußersten, festen Hirnhaut, welche dasselbe in kürzerem Verlaufe wieder zur Schädelhöhle hinaus nach dem Herzen führen. Jene feste (harte) Hirnhaut, welche der Natur der Venen verwandt, das zurückkehrende Blut auffasset, bildet die äußerste, eigenthümliche Umkleidung des Gehirns, zwischen dessen äußere Hauptabtheilungen sie sich gleich einer scheidenden Wand hineinsenkt. Die innere, weiche Hirnhaut umkleidet das Gehirn unmittelbar und tritt mit ihren nährenden, den Kreislauf des Lebens unterhaltenden Gefäßen in alle seine Windungen, alle seine innren Höhlungen hinein, umfasset alle seine Gebilde. Zwischen beiden Häuten, der festen äußren und der innren, die Blutgefäße enthaltenden, weichen, zeigt sich noch die zarte, sogenannte spinnenwebenartige Haut, und diese drei Häute umkleiden dann auch, in derselben Ordnung, das Rückmark.

Nach dem Hinwegnehmen der harten Hirnhaut, so wie des spinnewebenartigen Häutleins, zeiget sich die von mannichfach gewundnen Furchen durchzogne Oberfläche des Hirns. Von vorn nach hinten ist dieses selbst durch die zeltartig hin-

eintretende Zwischenwand der harten Hirnhaut in zwei deutlich geschiedene Haupttheile: das vordere große und das hintere kleine Gehirn gesondert. Schon die verschiedene Gestalt und Richtung der Furchen, welche beim großen Gehirn mäandrisch gewunden, bei dem kleinen in parallelen, blätterartigen Schichten übereinander geordnet sind, lässet auf die Verschiedenartigkeit des innren Baues und der Bestimmung dieser beiden Hirnganzen schließen. Das vordere, große Gehirn ist wieder von oben, durch den sichelförmigen Fortsatz der harten Hirnhaut, in zwei Seitentheile geschieden, deren jeder nach unten und hinten durch deutliche Einbuchtungen in drei Abtheilungen (sogenannte Hirnloben) abgesondert ist. Und an diese zweimal drei Abtheilungen des großen Gehirnes schließt sich als Siebentheil das kleine Gehirn an. Aber auch beim kleinen Gehirn zeigt sich an jedem seiner Seitentheile eine Sonderung in drei Abtheilungen, und als Siebentheil tritt hier nach kleinerm Maßstab der wurmförmige Fortsatz hinzu.

Die Masse des Gehirns bestehet aus einer fast gallertartig weichen, grauen Substanz, welche beim Trocknen der einzelnen Abschnitte schnell verdunstet, und aus einer festeren, meist faserigen, weißlichen Marksubstanz; zwischen beiden zeigt sich an einigen Punkten noch eine mittlere, gelbliche. Es bilden die Lagen des graulich Flüssigeren bald die äußere Umhüllung des festeren, weißlichen Markes, bald zeigt sich dieses nach innen von jenem durchwebt, und im kleinen Gehirn entstehet aus den abwechselnden Lagen von beiden die Form eines Baumes mit regelmäßig auslaufenden Aesten und Zweigen: der sogenannte Lebensbaum.

Ein Blick in das Innre des Menschenhirns und auf seine Gebilde wird auch ein weniger achtsames Auge zur Aufmerksamkeit wecken und den betrachtenden Verstand mit Verwunderung und ernsterem Bedenken erfüllen. Es ist da eine Symmetrie, ein Wechselverhältniß der Größen und Entfernungen der Theile, woraus ein tiefsinniges geometrisches Gesetz hervorleuchtet. In der Mitte des Hirnes thronen jene Gebilde, welche dem Auge seine sehenden Nerven und mithin dem ganzen Leibe das irdische äußere Licht geben: jene Gebilde, welche man zugleich mit mehr Recht als andre Theile des Gehirnes

für das leibliche Gefäß und vermittelnde Organ eines von oben einwirkenden, geistigen Lichtes halten kann. Ihrer sind sieben: zwei vordere, größere, die gewöhnlich sogenannten Sehehügel, und vier hintere, kleinere, die sogenannten Vierhügel; über und zwischen den Sechsen schwebet als höhere Einheit die fast pyramidal, wie der Umriß der Flamme, gebildete Zirbeldrüse, welche beim Menschen mitten im Schoße des Lebens das Todte — den kalkartigen Hirnsand — entwickelt.

Hier ist der Anfang der Bildung des Gehirns; denn jenes Gehirnbläschen, welches in dem eben entstehenden Menschenleibe oder in dem kaum noch unterscheidbaren Leibe des Küchleins im Ei zugleich mit dem Rückmark wahrgenommen wird, ist nichts Andres als das Doppelpaar der Vierhügel. Dieses ist in dem Hirn der niederen Thierarten wie in dem der ungebornen Frucht schon deutlich gebildet vorhanden, ehe die Hauptmasse des Gehirns hervorkeimt, welche nachmals wie das Fleisch des Apfels die kleinen in ihm enthaltnen Kerne, jene zarten Gebilde umfasset und zudeckt. Ja die Vierhügel werden (nach Döllingers Beobachtungen) früher sichtbar als selbst die eigentlichen Sehehügel, welche erst erscheinen, wenn der Grundriß des Auges schon erkennbar ist.

Auch das weiter nach vornen gelegene Gehirn entfaltet sich in drei Paare von Theilen, und zunächst an die Sehehügel gränzen die gestreiften Hügel, von welchen die Zergliederungskunde der neueren Zeit die mehr nach außen liegenden Linsenkerne als besondre, selbstständige Abtheilungen geschieden hat; endlich folgen am weitesten nach vornen und außen die kolbenartigen Hirnfortsätze, aus denen die Nervenfädchen des Geruchsorgans hervorgehen. Als siebenter Theil, entsprechend der an der hinteren Commissur des Hirnes gelegnen Zirbeldrüse, zeiget sich unter der vorderen Commissur der Trichter, der zum Hirnanhang führt, einem Theile der in Bau und Wesen ganz als eine Wiederholung der Zirbeldrüse, nur in umgekehrter, nach unten gekehrter Stellung und Ordnung erscheint. Von einem lebendigen Hauche erfüllt, breiten die Seitenhöhlen ihre drei Paare von Kammern über die innren Theile des Gehirnes aus, und in der Mitte jener Seitenkammern zeigt sich eine mit ihnen verbundene, die sogenannte dritte Hirnhöhle, welche dann unter

den Vierhügeln sich weiter fortsetzend, zur vierten Hirnhöhle wird. Ueber jener, jedoch von ihr gesondert, ist die Kluft der durchsichtigen Scheidewand. Es wird diese Scheidewand aus den sich abwärts senkenden Marklamellen des oberen, großen Hirnbandes, des sogenannten Balkens, gebildet, als dessen untrer Theil der Markbogen (fornix) betrachtet werden kann. Von diesem merkwürdigen Doppeltheil des Gehirnes, welcher wie ein Erzgang die Spaltungskluft zwischen den vorderen Hirn-Seitentheilen durchsetzt und ausfüllt, steigen drei Paare von Ausbreitungen in die Hirnhöhlungen hinab: vom Markbogen nämlich jene Säulchen, welche zwischen den Sehehügeln und gestreiften Körpern hinunter bis an die Markkügelchen gehen; vom Balken jene Verlängerungen, welche in den hinabsteigenden Seitenhöhlen die Ammonshörner oder die größeren, in den hintern Kammern die kleineren Füße des Seepferdes bilden.

So wird hier und in allen andern Regionen des Gehirns ein Auseinandergehen der Gebilde nach drei Richtungen, und da die meisten Theile symmetrisch auf der rechten wie auf der linken Seite hervortreten, eine Theilung in Sechs gefunden, zu welchen Sechsen meist noch (erinnernd an das Pistill in der Mitte der sechs Staubfäden der Lilie) ein ungepaartes Siebentes kommt.

Der Grund dieser Theilung wird uns deutlicher werden, wenn wir an der Hand eines Meisters in der Erkenntniß des Baues und der Entwicklungsgeschichte des Menschenleibes, den innren Zusammenhang des Gehirns mit seiner Wurzel: dem Rückmark betrachten. Die nachstehende Auseinandersetzung dieses Zusammenhanges soll sich, so gut sie es vermag, an das anschließen, was J. Döllinger mit tief eindringendem Geist erkannt und der jugendliche, durch einen solchen Lehrer geweckte und geleitete Fleiß eines Dr. Ferg ausführlicher nachgewiesen hat.

Das, was sich bei der Bildung der Frucht vom Rückmark zuerst zeigt, sind zwei Streifen von Mark, welche zuerst an ihrer vorderen Seite zusammenwachsen, während sie nach hinten (nach der Rückenseite) noch von einander stehen und hier eine tiefe, halbmondförmige Rinne bilden. Später schließt sich, bei dem Wachsen der Seitenränder, diese Vertiefung nach außen hin, läßt jedoch in ihrem Innern noch eine Höhle des Rückmarkes übrig, welche schon bei der Geburt fast ganz verschwunden ist

und von welcher am erwachsenen Leibe nur noch zuweilen da, wo das Rückmark ins Gehirn übergeht, eine Spur gefunden wird. Das Rückmark des vollendeten Menschenleibes erscheint als ein nach den Seiten etwas breitgedrückter, nach unten allmählich spitzer zulaufender Mark=Cylinder, welcher nach unten zuweilen schon im letzten Rückenwirbel, andre Male erst im dritten Lendenwirbel, mit einem mehr oder minder deutlichen Knöpfchen endigt, nach oben aber, wie der Stängel der Pflanze in seine Blüthe, zum Gehirn sich entfaltet. Wie man schon aus dem Mark und Splint und der Rinde des Pflanzenstängels, noch mehr aber aus den Theilen der Knospe die Theile der Blüthe herzuleiten, ja diese in jenen zu erkennen vermag, so kann man auch die Theile des Gehirns und ihre Entfaltung in und aus dem Rückmark, noch mehr aber aus seiner Knospe, aus dem sogenannten verlängerten Marke, nachweisen. Dieses geschieht auf folgende Weise:

Die beiden Seitenhälften des Rückmarkes sind nach außen durch zwei tiefe Einschnitte (einen vorderen und einen hinteren) von einander gesondert und nur in ihrer Mitte mit einander verwachsen. Jede der beiden Seitenhälften besteht aber in ihrem Innren aus einer centralen, den Kern des Rückmarkes bildenden, grauen Substanz, und aus einer peripherisch den grauen Kern umgebenden Markmasse, in welcher sich deutlich Längsfasern erkennen lassen. Der graue Kern einer jeden Hälfte zeigt sich, in Gestalt eines Füllhornes, das nach vornen dickkolbig, nach hinten spitz zuläuft, halbmondförmig nach außen gekrümmt; in der Mitte sind diese beiden Hörner durch einen Querbalken ihrer grauen Masse verbunden. Vor diesen grauen Querstreifen findet sich ein weißer, so daß die vordere Spalte des Rückmarkes auf diese weiße Commissur stößt, die hintere aber bis an die graue Commissur eindringt.

Die weiße Markmasse jeder Rückmarkshälfte ist offenbar schon durch die beiden Längsspalten und die Form des grauen Kerns, so wie durch die beiden Furchen, aus denen die vorderen und hinteren Wurzeln der Rückmarksnerven entspringen, und deren erstere nach dem vorderen kolbigen, die andre nach dem spitzigen Ende des füllhornähnlichen grauen Kernes gerichtet ist, in drei Hauptgruppen getheilt. Die erste und vorderste dieser

Gruppen reicht von der vorderen Längsspalte des Rückmarkes bis zu der Furche, aus welcher die vorderen Wurzelreihen der Rückmarksnerven entspringen. Die zweite oder mittlere, welche sich in die halbmondförmige Krümmung der grauen Substanz hineinlegt, erstreckt sich nach außen von der Furche der vorderen Nervenreihen bis zu der der hinteren. Die dritte, hintere Gruppe ist zwischen der hinteren Furche der Nervenwurzeln und der Rückenspalte des Rückmarkes gelegen.

Wenn wir das Rückmark mit dem Stängel der Blüthe vergleichen, die im Hirn sich entfaltet, so muß uns jener Theil desselben, welcher als verlängertes Mark in die Schädelhöhle tritt und hier das Mittelglied zwischen Rückmark und Gehirn bildet, als Knospe erscheinen, in welcher, schon deutlich erkennbar, alle Theile der Blüthe vorgebildet liegen. Indem aber der Stängel zur Knospe wird, tragen sich mit und in ihm große Veränderungen zu. Schon äußerlich bemerkt man eine (freilich nicht sehr bedeutende) Zunahme der Masse und eine Veränderung der Richtung, welche, vorher senkrecht, jetzt nach vorn in die Schädelhöhle sich umbeugt. Innerlich aber zeigt sich, daß die Rückmarksstränge ihren bisherigen Lauf, bei welchem sie parallel nebeneinander fortgingen, verlassen und sich auf die mannichfachste Weise untereinander verschlingen, wodurch abermals drei Gruppen entstehen, welche jedoch von den vorhin erwähnten drei Rückmarkspartien wesentlich verschieden sind.

Untere Gruppe. Die vorderen Rückmarksstränge weichen auseinander, und die im Grunde der vorderen Rückmarksspalte gelegene, weiße Commissur erhebt sich allmählich an den Seiten der Spalte, bildet an der Oberfläche zwei kleine, hervortretende, von einander geschiedne Stränge, zu denen aus der Tiefe, vom mittleren Rückmarksstrange jeder Seite, vier bis fünf kleine Markbündelchen hinzutreten, welche sich durchkreuzen, so daß die von der rechten Seite kommenden zu dem Stränglein der linken, die von der linken Seite zu dem der rechten gehen, wobei sie sich wie die Finger einer gefalteten Hand durch einander schlagen. Diese beiden aus Grundfasern und dem Hinzutritte von Kreuzungsfasern gebildeten, neben der vorderen Spalte gelegenen kleinen Stränge, nehmen, je näher sie an den großen, an der Basis des Hirns in die Augen fallenden Hirnknoten, oder

an die Varol'sche Brücke kommen, desto mehr an Masse zu, und bilden so die sogenannten Pyramiden. Sie treten hierauf mitten durch die Varol'sche Brücke hindurch und kommen jenseits derselben als Schenkel des großen Gehirns wieder zum Vorscheine, begleitet von einem Antheil Fasern, welche die ursprünglichen vorderen Stränge des Rückmarks ihnen zugesellen.

Obere Gruppe. Die hinteren Rückmarksstränge bilden die Grundlage einer andern Gruppe, welche ins kleine Gehirn fortstrahlt. Die Stränge dieser hinteren Gruppe werden im verlängerten Marke allmählich stärker, schwellen in der Mitte desselben kolbicht an, und fangen nun plötzlich an zu divergiren, legen sich zuletzt ganz aus einander und dringen als Schenkel des kleinen Hirns in dieses ein.

Mittlere Gruppe. Der mittlere Rückenmarksstrang bleibt auch im verlängerten Marke der mittlere; zu ihm, der die vorhin erwähnten Kreuzungsfasern für die Pyramiden abgegeben, treten dafür einige Faserbündel von den vorderen wie von den hinteren Strängen hinzu; der so wieder verstärkte Strang läuft an der Seite des verlängerten Markes, zwischen dem hervorragenden Schenkel des kleinen Hirnes und dem Olivenkörper, etwas vertieft bis zur Varol'schen Brücke fort. Er bildet die Grundlage des Mittelhirnes.

Durch das Auseinanderweichen der hintern Stränge wird die oben erwähnte, im Grunde der hinteren Spalte gelegene graue Commissur offen dargelegt, und es öffnet sich durch das Auseinanderweichen der hintern Wand des Rückenmarkscanales dieser selber. Schon früher aber wurde die graue Commissur bis in ihre Mitte, so wie das ganze verlängerte Mark, durch ein Blättchen getheilt, welches von der Durchkreuzung der Pyramiden angefangen, entlang des ganzen verlängerten Markes, senkrecht von unten nach oben läuft, und die zwei (früher als füllhornartige erwähnten) grauen Kerne, so wie die zwei Seitenhälften der Markstränge, gänzlich von einander scheidet. Die graue Commissur bildet daher, so wie sie bei dem Auseinanderweichen der hinteren Stränge hervortritt, selber zwei parallel neben einander liegende, auf dem Boden der so entstandenen vierten Hirnhöhle hinlaufende Stränge. Die vierte, rautenförmig geformte Hirnhöhle, welche nichts Andres ist

als der geöffnete Rückmarkscanal, setzt sich durch die sogenannte Sylvische Wasserleitung in die dritte Hirnhöhle, eine tiefe, zwischen den Sehehügeln gelegene Kluft fort, und endigt zuletzt im Trichter, der nach dem S. 171 erwähnten Hirnanhang führt.

Die unten am verlängerten Marke zwischen den Pyramiden und dem Seitenstrange gelegenen Olivenkörper enthalten einen grauen, außen gezackten, innigen markigen Kern, sind mit eignen Hülsen umgeben und scheinen mit der übrigen grauen Masse nicht in Verbindung zu stehen.

Wir betrachten nun die schon im Rückmark und verlängerten Mark anerkannte Dreiheit der Bildung auch im Gehirn etwas näher, wo sie als kleines Hirn, Mittelhirn und großes Hirn erscheinen.

Das kleine Hirn hängt durch die obere Gruppe des verlängerten Markes unmittelbar mit diesem zusammen. Zur Bildung des kleinen Gehirns vereinen sich mit den schon erwähnten oberen Strängen des verlängerten Markes die Arme der Brücke und der Vierhügel, woraus eine Anhäufung von Marksubstanz entsteht, in welcher ein gezackter, grauer Kern: der Ciliarkörper liegt, der viele Aehnlichkeit mit dem Olivenkörper des verlängerten Markes hat. Aus der erwähnten Anhäufung der Marksubstanz erheben sich, wie aus einem Marklager, die Blätter der Hemisphären des kleinen Hirns, die in ihrem Innren durch ihre mit grauer Substanz überzognen Abtheilungen, wenn man das kleine Hirn senkrecht durchschneidet, den sogenannten Lebensbaum, äußerlich aber die verschiedenartigen Säume (Lappen) bilden.

Während das kleine Gehirn durch die Schließung seiner beiden Hemisphären sich zu einem Deckengewölbe über die vierte, oder rautenförmige Hirnhöhle entfaltet, gehen die Stränge fürs große und fürs Mittel-Hirn unter dieser Höhle fort und nehmen ihren Lauf theils über, theils mitten durch die Varol'sche Brücke, welche zunächst dadurch gebildet wird, daß Markfaserbündel aus dem Innren des kleinen Gehirns von einer Hemisphäre desselben zur andern verlaufen und hierdurch beide ringförmig vereinen. An dem in der Mitte zwischen beiden zum kleinen Hirn gehenden Schenkeln liegenden Theil

der Brücke unterscheidet man drei Lagen, deren unterste, an der Basis des Hirns wulstartig über das verlängerte Mark hervorragende, aus Querfasern besteht, welche meist von einer Hemisphäre des kleinen Hirns zur andern gehen. Die mittlere stärkste Lage hat auch noch Querfasern, die aber mehr von grauer Farbe und von den weißen Markfasern der aus den Pyramiden kommenden Schenkel des großen Gehirns netzartig durchflochten sind. Diese mittlere Schicht hat bei ihrer Entfaltung den weitesten Weg nach vornen zu machen, und aus ihr entspringt der größte Theil des Gehirns. Denn wenn die Markmasse des Großgehirnschenkels oder dem Sehenerven mitten durch eine Anschwellung der grauen Substanz hindurchgedrungen ist, durch eine starke, fächerförmige Ausbreitung ihrer Fasernmasse den grauen Kern des gestreiften Körpers von dem des mehr nach unten und außen gelegnen Linsenkernes geschieden, und die graue Substanz des gestreiften Körpers, so wie des Linsenkernes strahlenartig durchsetzt hat, entfaltet sie sich nach allen Seiten zur eigentlichen Hauptmasse des großen Gehirns, zum sogenannten Mantel, welcher über alle innern Theile des Gehirns ein mächtiges Deckengewölbe bildet, das durch die von der einen Hemisphäre zur andren laufenden Querfasern der großen Commissur oder des Balkens, in seiner Mitte geschlossen, an seiner Oberfläche aber allenthalben mit jener grauen Substanz überzogen ist, welche, wie schon erwähnt, auch nach innen den Hauptkern des gestreiften Körpers, so wie des Linsenkernes bildet.

Die obere Schicht des Hirnknotens oder der Varol'schen Brücke besteht bloß aus Längsfasern, die mit grauer Substanz untermischt sind. Diese obere Schicht, welche eine Fortsetzung der mittleren Gruppe des verlängerten Markes ist, tritt aus dem vorderen Rande der Brücke als oberer Hirnschenkel hervor, aus welchem und in welchem sich die Vierhügel (oberhalb einer hinter und unter ihnen liegenden knieförmigen Anschwellung) entwickeln, so wie die Sehehügel, sammt der Zirbeldrüse und dem Trichter. Beide Schenkel des großen Gehirns: der zuletzt erwähnte obere, welcher das Mittelhirn bildet, so wie der eigentlich sogenannte Großgehirnschenkel, aus welchem die meisten andern Theile des großen Gehirns kommen, sind schon durch eine plättchenartige

Bildung, welche Reil als Schleife benannte, und welche das verlängerte Mark in zwei Seitenhälften theilt, geschieden. Denn diese geht zwischen jenen beiden Hirnschenkeln hindurch und erhebt sich an der Seite der Arme, welche die Vierhügelmasse mit dem kleinen Hirn vereinen, hinauf zu den Vierhügeln, deren Oberfläche sie überkleidet, dann die oberste Schicht des Sehehügels bildet, aus welcher der Sehenerve zunächst kommt, hierauf durch die dritte Hirnhöhle zur Basis des Gehirns hinabsteigt, wo sie zu der siebartigen Marktplatte wird, auf welcher der Linsenkern aufliegt, welchen sie unten, und, indem sie sich weiter nach oben und außen fortsetzt, auch nach außen umkleidet, bis sie sich zuletzt nach oben in die Strahlungen des Großgehirnschenkels verliert.

So mannichfach verschlingen sich die elliptisch gebogenen Wege, auf welchen die Gebilde des Gehirns in ihrem fasrigen Markgewebe sich begegnen und vermischen. In jedem einzelnen begegnen sich, wenn auch nur mittelbar, alle; unmittelbarer aber geschieht dieß in der zuerst erwähnten, in der Mitte des Hirns gelegenen Siebenzahl der innren Sehorgane. Es ist hier eine Region, in welcher die obere Welt des Geistigen sich näher, deutlicher abspiegelt, als in irgend etwas anderem, irdisch Sichtbaren. Hier ist ein Ahnden jener sieben Grundkräfte, durch welche aus einem gemeinsamen Quell alles Leben der oberen, unsichtbaren und der unteren, sichtbaren Region ausgehet. Neben und unter den Sieben tönet die Harmonie der Dreizahl.

Zwölf Paare von Nerven treten durch die Schädelhöhle aus der Gehirnmasse und ihrem verlängerten Mark hervor. Hiervon sind das erste, zweite, fünfte und achte Paar eigentliche Sinnesnerven, denn das erste vermittelt die Empfindung des Geruchs, das zweite (der Sehenerve) das Sehen; das fünfte, welches noch innerhalb der Schädelhöhle sich in drei Stämme theilt, den Geschmack; das achte das Hören. Das dritte, vierte und sechste Paar geben dem Auge, an dessen Muskeln sie gehen, das siebente den Lippen und allen Muskeln des Gesichts ihre sprechende Bewegung; das neunte und zwölfte vermitteln die Bewegungen der redenden Zunge; das zehnte, an den Kehlkopf, so wie zuletzt an Lunge (und Magen) verlaufende,

gibt zu der Rede die Stimme und wird in seinem Fortgange mannichfach mit dem eilften, zuletzt in die Schultern und Rückenmuskeln gehenden verbunden.

Jeder Rücken-Wirbelnerve entstehet, wie schon erwähnt, aus zwei Wurzeln, davon die eine aus dem vordern, die andere aus dem hintern Theile des Rückmarks hervorkommt. Jene, wie wir nachher sehen werden, vermittelt die willkürlich bewegende, diese die empfindende Kraft des Nerven.

Ueberhaupt entspringen aus dem Rückmark dreißig Paare von Nerven: acht der Halswirbel, zwölf der Rückenwirbel, fünf der Lenden und fünf der Kreuzbeine. Hiervon geben die vier obersten Paare dem Nacken und Hinterhaupt ihre Muskelbewegung und Empfindung, zugleich aber auch das dritte und vierte Paar dem Zwerchfell seine Nerven, während die vier untersten Halsnerven sammt dem obersten Paare der Rückenwirbel das Armgeflecht bilden, durch welches die vielfache Beweglichkeit und Thätigkeit des Armes und die feine Empfindlichkeit der Fingerspitzen vermittelt wird. Die eilf übrigen Nervenpaare der Rückenwirbel verlaufen sich zwischen den Rippen, und das oberste (zweite) Paar hat zugleich das wohlthätige Geschäft der Belebung der Milchdrüsen, und mit den vier folgenden Paaren zusammen, jenes der Bewegung der obersten Brust- und Rückenmuskeln, während, besonders die beiden letzten Paare, außer einem Theil des Zwerchfelles auch noch jene Bauch- und Lendenmuskeln bewegen, welche, mit den Brustmuskeln zusammen, beim Athmen geschäftig sind. Endlich so bilden die zehn Nervenpaare der Lenden und Kreuzbeinwirbel eben so ein Geflecht, welches die Schenkel und Füße mit Nerven versorgt, als die untersten Halspaare das Geflecht für die Arme. Zugleich vermitteln auch die Nerven der Lenden- und Kreuzbeine den belebenden Einfluß des Rückmarkes für die Organe der untersten Bauchgegend. Die letzten Nervenpaare des Rückmarkes, als mangelte ihnen die Kraft, eben so wie die gehirnnäheren, gerade und auf kürzestem Wege durch die harte Haut des Rückmarkes zu dringen, schleppen sich erst, ehe sie hindurchgehen, innerhalb derselben eine lange Strecke mit einander und bilden so am Ende des Rückens den sogenannten Pferdeschweif. Da wo die Nerven der Arme und der

Schenkel aus dem Rückmark hervorgehen, scheint dieses am dicksten und breitesten.

Alle bisher beschriebenen Nerven des Gehirns und Rückmarks zeigen in ihrem Verlaufe nach beiden Seiten eine symmetrische Anordnung, und, wenigstens an ihren Stämmen, in verschiedenen menschlichen Körpern eine große Beständigkeit und Uebereinstimmung der Bildung. Wir finden aber im Innern der Brust und Bauchhöhle ein andres, von jenem verschiedenes Nervensystem, welches weder die symmetrische Anordnung der Sinnen- und Gliednerven, noch auch irgend eine Beständigkeit der Bildung zeiget; denn es ist nicht bloß in seinen Verzweigungen, sondern auch in seinen Hauptmassen und Anfängen in dem einen Menschenleibe öfters ein so ganz andres als in dem andren, daß es scheinen könnte, als sey es diese Region der undeutlichen und dunklen Anfänge unserer Gefühle und Naturtriebe allein, worauf sich die charakteristische Verschiedenheit der Einzelwesen unsres Geschlechts gründet.

Gleich dem einzelnen, gehirnartigen Nervenknoten des Insecten- und Molluskenleibes, zeigen sich in der Nähe des Magens, des Herzens und seiner Gefäßanfänge, so wie in der Nähe der andern, zunächst der Verdauung und Ernährung dienenden innren Organe, und in der Nähe der Lungen, massige Zusammendrängungen und Verwicklungen von Nervenfäden, welche zwar bis hinan zu dem fünften und sechsten Paare der Schädel- und bis hinunter zu den äußersten Paaren der Wirbelnerven, mit dem System des Gehirns und Rückmarks vielfach verbunden sind, übrigens aber schon durch die Größe ihrer Knoten- oder Scheibengeflechte und der aus diesen weiter gehenden Stämme und Fäden, welche öfters mit den angränzenden Verbindungsfäden des obern Nervensystems in gar keinem Verhältniß stehet, es verrathen, daß sie von andersartigem, selbstständigem Herkommen sind. Gleich das oberste Halsgeflechte dieses sogenannten sympathetischen oder Gangliarnervensystemes wechselt in verschiedenen Menschenleibern, was die Größe betrifft, von der Länge zweier Linien bis zu jener von drei Zollen und zehn Linien; was aber die Vertheilung betrifft, so gibt es zuweilen nur einen oder zwei, andre Male sogar fünf bis sechs weiche, röthliche Gefäßnerven an die große

Kopfschlagader (Carotis) ab, welche diese bis hinan zur Gränze des Gehirns begleiten. Eben so ist der untere Halsknoten, über welchem sich zuweilen noch ein mittlerer findet, bald eiförmig, bald drei- oder viereckt gestaltet; er liegt bald vor, bald hinter, bald ober, bald unter der unteren Schilddrüsenarterie, ist bald so, bald anders mit den übrigen Ganglien seines Systems verbunden. Und so gehet die Verschiedenheit der Gestalt, der Größe, der Lage und Verbreitung auch an den andren Ganglien der Brust und des Unterleibes immer weiter fort, und es bleiben sich an denselben fast nur jene Verbindungsfäden gleich, welche von allen Nerven des Rückmarks zu den sympathetischen Nerven gehen.

Die Bestimmung des Gangliarnervensystemes ist es offenbar: den Hauptorganen der Verdauung und Ernährung, des Athmens und des Blutumlaufes den belebenden Einfluß zu geben. Die Kraft hiezu scheint es aber nicht allein von dem wollenden und empfindenden Nervensystem der oberen Ordnung: vom Gehirn und Rückmark, sondern eben so unmittelbar als dieses aus einem Quell der Bekräftigung und Belebung (jenem der Physis nach §. 6) zu empfangen, welche zunächst nicht in der Macht des Einzelwesens liegt. Der freie Wille hat über das Geschäft der Ernährung und Bildung des Leibes keine Macht, die empfindende Seele weiß und bemerket im gesunden Zustande nichts von dem Fortgang jenes Geschäftes, fühlet das Blut eben so wenig durch die Adern und die Nahrung durch die Verdauungsorgane gehen, als ihr Wille das Herz schlagen, den Magen verdauen machen kann. Der kranke Zustand, worinnen wir jedes Bewegen des Herzens, jede Regung der verdauenden Eingeweide mehr oder minder schmerzlich fühlen, zeigt uns, was die Verdauung und Ernährung seyn würden, wenn ihr Fortgang nur von der oberen Region des Wollens und Empfindens abhinge. So aber gehen der Kreislauf und das Bildungsgeschäft des Leibes, im Schlafe wie bei Lähmungen, ja bei theilweisen Zerstörungen des oberen Nervensystemes noch immer ihren ungestörten Gang fort, und es waltet in dem Gangliarnervensystem des Menschenleibes, wie dieß schon die Geschichte mancher Nervenkrankheiten und Epidemien lehrt, der unmittelbare Einfluß jener kosmischen Mächte,

die das niedere Thierreich, in welchem das Gangliarnervensystem noch das vor- ja allein herrschende ist, zu den bewußtlosen Bewegungen und Handlungen des Instinctes treiben.

Das obere Nervensystem denn, welches in unmittelbarem Verlaufe vom Gehirn und Rückmark ausgehet, ist der Träger und Vermittler des höheren, leiblich-menschlichen Lebens: der willkürlichen Bewegungen und deutlichen Empfindungen. Die willkürliche Bewegung erscheinet augenfällig als Folge eines Hinabwärts-, die Empfindung als ein Hinaufwärtsströmen der Lebenskräfte im Nerven. Schon nach jenem oft wiederholten Versuche, laut welchem bei einem in seinem Verlaufe unterbundenen Nerven eine äußere Reizung jenes Antheiles, der unterhalb des Verbandes liegt, zwar Zuckungen in den zugehörigen Muskeln, nicht aber Empfindung erregt, während dagegen die Reizung des oberhalb der Unterbindung gelegnen Antheiles empfunden wird, ohne daß ein Zucken in den unterhalb gelegnen Muskeln erfolgt.

Sehr bemerkenswerth ist in dieser Beziehung das schon erwähnte, verschiedenartige Verhalten jener beiden Wurzeln, mit welchen die Nerven aus dem Rückmark entspringen. Die zu dem hintern Theile des Rückmarks gehende Wurzel, welche vor ihrem Einströmen zu einem Knoten anschwillt, erscheint als Leiter der Empfindungen; die andre Wurzel, welche aus dem vordern Theile des Rückmarks in geradem Verlaufe ausgehet, ohne sich erst zum Knoten zu verschlingen, erscheint als Leiter der willkürlich bewegenden Kraft. Es haben dieß schon jene Beobachtungen erwiesen, nach welchen das Zerstören oder Verletzen der hintern Wurzel oder des hintern Theiles des Rückmarkes ein Aufhören der Empfindung in dem zugehörigen Gliede zur Folge hatte, ohne daß hierbei seine willkürliche Bewegung unterbrochen war. Dagegen folgte auf ein Zerstören der vordern Wurzel ein Aufhören der willkürlichen Bewegung, wobei die Empfindung noch fortbestund.

Das als Empfindung von unten nach oben steigende Leben vermag sich mithin seinem leiblichen Mittelpunkt und Quell, dem (Gehirn und) Rückmark nur von hinten zu nähern und zeigt vor dem Zusammenfließen mit ihm in der Bildung des Knotens eine ganz ähnliche Erscheinung als nach S. 168 die

Blutgefäße vor ihrem Eintreten in das Gehirn. Die Aeußerung des Willens dagegen gehet von vornen und ungehindert durch den Nerven nach den Theilen hinabwärts. Denn das Höhere, das zu dem Niederen herabsinkt, durchdringet dieses mit vorherrschender Gewalt; das Niedere dagegen, wo es in das Höhere übergehen, in dieses versetzt werden soll, bedarf jener vermittlenden Uebergänge, in denen es zuerst seine untere Natur und Richtung verändert und aufgibt (nach S. 85). Eben daher sehen wir denn auch da, wo der rohe, noch nicht zum eignen Leibe gewordne Stoff in den Körper eintritt: bei den Organen der Verdauung und Ernährung, die Ganglien-Nervenbildung so durchaus vorherrschend.

Die eigenthümliche Lebensäußernng des Muskels: die fibrirende Bewegung, wo sich dieselbe unmittelbar der Außenfläche mittheilt, erscheint als Ton, als Stimme; die eigenthümliche Lebensäußerung des Nerven, wo sie unverhüllt und ungehemmt hervorkömmt, erscheint in ihrer nach oben gehenden Richtung als Licht, in der nach außen und unten gehenden als Elektricität. Daher wird an der unmittelbaren Ausbreitung des Sehenerven in der Netzhaut des Auges beim Menschen, und deutlicher noch bei einigen Thieren ein phosphorisches Schimmern, ja zuweilen ein blitzartiges Leuchten gesehen, und es erscheint der Beachtung nicht unwerth, daß die sogenannten Hellseher die Nerven des lebenden Leibes als leuchtende Fäden beschreiben, welche durch die dunklen Gebilde desselben hindurchgehen und diese erhellen. Daß aber jene andre Kraftäußerung des Nerven, wodurch dieser die Bewegung des Muskels wirkt, verwandt sey mit der Elektricität, lehrt schon die Geschichte der elektrischen Fische.

Die beiden oben erwähnten Geschäfte des Nervensystemes: Empfindung und Bewegung, sind jedoch nicht die einzigen, welche dasselbe im lebenden Leibe hat. Es kommt hierzu noch ein drittes, das schon Aristoteles als eine Hauptwirkung der Kraft der Seele, ja als ein Kennzeichen ihres mehr oder minder kräftigen Lebens betrachtet: die Erzeugung der Wärme.

Jene Vorstellung, welche vorzüglich durch Lavoisier begründet war, daß die Wärme des Leibes durch die Verbindung der Kohle und des Wasserstoffgases des Blutes mit dem Sauer-

stoffgas der Luft beim Athmen hervorgebracht werde, mithin durch eine Art von Verbrennungsproceß entstehe, ist schon durch Brodie's und Chossats Beobachtungen zur Genüge widerlegt worden. Die Erzeugung der Wärme hörte auf, ja es bemächtigte sich des oberen (athmenden) Theiles des Leibes noch viel schneller die Todtenkälte, sobald die Einwirkung des Cerebral-Nervensystems auf das Gangliarnervensystem, durch Verletzung des Rückmarkes oberhalb dem vierten Wirbel oder durch tiefe Verwundungen des Gehirns aufgehoben war, obgleich das Athmen und mithin das Verbrennen der erwähnten Gasarten in den Lungen noch immer seinen gewöhnlichen Fortgang hatte, noch immer eben so viel Kohlensäure und Wassergas erzeugt wurde als bisher.

Es scheint demnach de la Riva's Ansicht nicht unbegründet, daß die Wärme des Leibes durch eine Wechselwirkung der (Cerebral- und Gangliar-) Nerven auf ähnliche Weise erzeugt werde, als die Hitze zwischen zwei Drathspitzen, mittelst deren sich die beiden verschiednen Elektricitäten entladen. Gleicht doch diese Art der Wärme-Erzeugung der Hauptsache nach ganz jenem Vorgang, durch welchen überall in der Natur Wärme hervorgebracht wird. Das Sonnenlicht wirkt in dem festen Gestein Erwärmung und Erhitzung, weil es in seiner Leiblichkeit den unmittelbaren Zug nach einem andren, höheren Centro weckt, als jener ist, der die schweren, festen Körper der Erdmasse untereinander verbindet. Reiben und ähnliche mechanische Ursachen wirken Wärme, weil in ihnen eine Bewegung ist, welche der Richtung der Schwere entgegengesetzt, oder von ihr verschieden ist. Das eigentlich thierische, Empfindung und willkürliche Bewegung bewirkende Leben unterscheidet sich dadurch von dem vegetabilischen, daß es mitten im Strom des allgemeinen Mitwerdens eine von diesem verschiedene oder ihm geradezu entgegengesetzte, (selbstthätige) Richtung behauptet (nach S. 163); wo, mittelst der Cerebralnerven, diese höhere Richtung den Strom der niedren (Physis, nach §. 6) durchkreuzt, da entsteht dann nach demselben Gesetz Wärme wie im Steine, dessen planetarischer Zug der Schwere und des Zusammenhaltes von dem höheren Zug durchwirkt wird, welcher der Sonne ihr Licht gibt. Wärme ist überall eine Auflösung des niedren gegenwärtigen Bestandes

der „Haltung,“ durch eine Kraft, welche das „zu Etwas“ (ἕνεκά τινος), das den Dingen ihr Bleiben gibt, nach einem andren, kräftig anziehenden Mittelpunkt des Zusammenseyns hinlenkt; Wärme entsteht durch einen Widerstreit der verschiednen Richtungen, in denen sich die überall eine und gleichartige Bewegung nach dem gemeinsamen Zweck des Seyns hin begegnet, wenn sie das Etwas „zu Welchem“ jetzt in diesen dann in andren näher gelegnen Stellvertretern und Trägern des „unbewegten Bewegers“ (nach S. 23) suchet.

Beim Entstehen der Planetenrinde, die wir bewohnen, hat sich ein Theil jener Lebensluft, welche mit den metallischen Grundlagen die festen Gebirgsmassen gebildet, frei erhoben, und ist zur allumfassenden Atmosphäre geworden. Dieses noch in uranfänglicher Reinheit und Freiheit zurückgebliebene Element ist dann das vermittlende Organ, durch welches die oberen, kosmischen Einflüsse in die dunklen, starren Massen hinabwirken. Hier gehen die allbeleuchtenden, wärmenden Strahlen der Sonne aus und ein, und die Atmosphäre ist ohne Aufhören von elektrisch-magnetischen Kräften erregt und bewegt, obgleich dieses Bewegen der durchsichtigen, luftartigen Flüssigkeit dem Auge nur sichtbar, dem Ohre nur hörbar wird, wenn es an den undurchsichtigen und gröber körperlichen Massen ausgehet, an ihnen sich auslässet.

So erscheint auch die Nervenmasse des thierisch-menschlichen Körpers gegen die übrigen Theile desselben als ein noch uranfänglicheres, reineres, freieres Element, welches die oberen Lebenseinflüsse der Seele ohne Aufhören bewegen, obgleich dieses Bewegen erst da sinnlich wahrnehmbar wird, wo es an den untergeordneten Gliedern seinen Ausgang nimmt. Und wie das Sonnenlicht, das die Atmosphäre durchströmt, die ganze Planetenfläche, so umfasset das Leben, das im Nerven strömt, den ganzen Leib mit allen seinen Organen, und es ist selbst das Wesen des zerstörten und hinweggenommenen Gliedes, mit seinen einzelnen Theilen, noch im Nerven gegenwärtig und bedacht; denn jenen innren, siderischen Leib, der sich da mit dem äußeren, irdischen begegnet und vereint, vermag keine leibliche Gewalt zu verstümmeln noch zu verletzen.

Endlich so ist uns das Nervensystem in dem Geschäft seines

Bewegens und Empfindens das leibliche Abbild einer Wechselwirkung, auf welcher zuletzt selbst das Leben der geistigen Region beruht. Das Abbild einer von oben nach unten steigenden, das Leibliche erfassenden und bewegenden Liebe, und eines von unten nach oben steigenden Sehnens, dessen Werk es ist, die niedere Natur des Sehnenden allmählich in die höhere des Ersehnten zu verwandeln. Dieser wundervolle Austausch, bei welchem das Höhere beständig, seiner selbst sich entäußernd, von dem Niederen überkleidet, dieses aber, von seiner eignen Natur entkleidet, der höheren theilhaftig wird, soll uns noch in einem späteren Abschnitt beschäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Geschichte der Erkenntniß des Gehirns und der Nerven und der natürlichen Verrichtung beider im lebenden Leibe hängt so genau mit der Geschichte der wissenschaftlichen Seelenkunde zusammen, daß wir uns bei jener einige Augenblicke verweilen müssen.

Historisches. Die Nerven, durch welche, vermittelst ihrer Verbindung mit dem Gehirn und Rückmark, den Theilen des Leibes ihr eigenthümliches Gefühl, den Sinnen ihre Empfindung, so wie den Gliedern die vom Willen ausgehende Bewegung verliehen wird, sind, namentlich bei den vollkommneren Thieren und beim Menschen, verhältnißmäßig so klein und zart, daß sie einer Beobachtung, die das Schauspiel des Lebens mehr im Ganzen beachtete, weniger aber hinter die Coulissen zu dringen gewohnt war, sich lange entziehen mußten. Diese feinen, gelblichweißen Fädchen, welche meist neben und mit den Blutgefäßen ihren Verlauf haben, und an deren Gewebe zuletzt das ganze Gewicht des thierischen Lebens hängt, wurden zu leicht mit den Blutgefäßen selber verwechselt (m. vergl. Aristotelis hist. anim. I, 11, wo die Sehnerven als φλέβες erwähnt scheinen) und nach Aristoteles (de part. anim. II, 5) ist es nur das lebende Fleisch und das ihm im Leibe Verwandte, welches Gefühl hat, oder nach einem vielleicht spätern, dem Aristoteles zugeschriebenen Buche (de spiritu c. 5) fühlen wir durch die Arterien, welche den Geist der Luft enthalten. Die Erkenntniß der Nerven hing zu sehr von der rechten Erkenntniß des Gehirns ab, daher uns der Irrthum der älteren Schulen über die Nerven aus jenem begreiflich wird, in den man über das Gehirn gerathen war, wie wir dieses hier zuerst betrachten wollen.

Das Gehirn. Daß der Hauptsitz und Sammelplatz aller Empfindungen und Gefühle, der Ausgangspunkt aller erkennenden Seelenthätigkeit im Innren des Hauptes: im Gehirn sey, mußte schon das alltägliche Gefühl lehren. Es war daher das Haupt, auf welches die Kraft der Segnungen, aus Seele in Seele (Gen. 48, 14 u. 17) oder die der Weihungen (Lev. 8, 12) übergetragen wurde, und so wie das Wort Seele wurde auch das Wort Haupt in der ältesten Sprache für den ganzen Menschen und als gleichbedeutend mit Seele gebraucht (Exod. 16, 16; 38, 26; Num. 1, 2). Das, was den Menschen vor dem Thier auszeichnet: die Kräfte des Gemüths (φρένες), so wie die des Erkennens (νοῦς) haben nach der Lehre des Pythagoras ihren Sitz im Gehirn (Diog. Laërt. L. VIII, 30; Plut.

de placit. Phil. L. IV, c. 5). Es ist ein abgerissener Theil (gleichsam ein abgesprungener Funke) dieses Lebensquelles, was bei der Erzeugung die Grundlage eines neuen Lebendigen bildet (Diog. l. c. 28, 29, m. v. Plut. V, 4). So ist auch nach Plato Tim. 483, 484 das Haupt schon seiner Gestalt nach ein Abbild des Weltalls; im Haupte wohnt der allbeherrschende Verstand (νοῦς). Diese dem natürlichen Gefühl so nahe liegende Ansicht von der Bedeutung des Gehirnes hatte sich durch einen mißverstandenen Augenschein, den die Zergliederung des todten und selbst die des lebenden thierischen Leibes erregte, ungewiß machen und von ihrer Behauptung abschrecken lassen. Die Zergliederung ließ die Hippokratiker in dem Gehirn nichts weiter als einen weißen, schwammartigen, drüsigen Theil erkennen, dessen Bestimmung es sey, die Feuchtigkeiten des Leibes an sich zu ziehen (Hippocrat. de glandul. p. 271). Wie kann, so schloß selbst Aristoteles durch den Augenschein irre geleitet, das Gehirn der Sitz der empfindenden Seele seyn, „da es ja keine Gemeinschaft hat mit den Theilen, welche empfinden (dieß waren ihm die fleischartigen, die σάρκες), und da es selber, wenn es berührt wird, kein Gefühl zeigt" (de part. anim. L. II, c. 7). „Das Gehirn (so schloß er weiter) aus Wasser und Erde bestehend und von kalter Natur, ist dazu bestimmt, das Feuer des Herzens zu mäßigen. Daher bedürfen die Thiere, welche kein Blut haben, auch keines Gehirns. Das Gehirn bildet sich in der höheren Region des Leibes durch eine Art von Gerinnung aus dem Blute, wie sich der Regen und andre Meteore aus der Luft erzeugen. Eben durch das Erkalten des ernährenden Blutes im Gehirn entsteht auch der Schlaf" (ib.). Uebrigens erkennt schon Aristoteles an, daß der Mensch im Verhältniß unter allen Thieren das größte „und feuchteste" Gehirn habe (hist. anim. I, 16). Das kleine Gehirn (παρεγκεφαλίς), die Hirnhöhlen (freilich nur als κοῖλον τι μικρὸν), die harte Hirnhaut (ὑμὴν ἰσχυρότερος) werden von ihm angeführt (ib.). Die Häute, welche das Hirn und das Herz umgeben, sind die festesten (ib. L. III, c. 11), denn diese beiden (Hirn und Herz) sind die herrschenden Mächte des Lebens (ib. III, 7). Bei dem Rückmark (ῥαχίτης μυελὸς) wird wenigstens die Verschiedenheit von dem Mark der andren Knochen hervorgehoben (L. II, 6). Wenn Aristoteles von der einen Seite die Bedeutung des Gehirns zu tief herabsetzte, so erkannte er von einer andren wenigstens die nothwendige Wechselbeziehung desselben mit dem Herzen; dem Sitz der Seelenkräfte an, in welcher Wechselbeziehung auch nach einem Ausdruck der Pythagoräer das Gehirn wie ein reflectirender Sammelpunkt der Lebensstrahlen erscheint, die vom Herzen ausgehen (εἶναι δὲ τὴν ἀρχὴν τῆς ψυχῆς, ἀπὸ καρδίας μέχρι ἐγκεφάλου, Diog. Laërt. VIII, 30). — Als in etwas späterer Zeit (nach Galen de Hippocr. et Pl. plac. VII, 8) schon durch Erasistratus die Nerven in ihrer eigentlichen Bestimmung, Gefühl und Bewegung nach dem Gehirn und von diesem aus zu vermitteln anerkannt, ihr Ursprung aus dem Hirn und Rückmark genau bemerkt war, gestaltete sich alsbald auch eine gründlichere Gehirnlehre. Galen (de us. part. L. VIII, c. 2 u. 3 edit. Kühn. T. III, p. 615 seqq.) widerlegt die Ansicht des Aristoteles als ob das Gehirn nur als Abkühlungsorgan da sey, und zeigt den eigentlichen Zweck desselben (de Hippocrat. et Platon. plac. L. VII, c. 8, L. VIII, c. 1, ed. Kühn. T. V, p. 645 seqq., de us. part. L. VIII, c. 4). Die harte Hirnhaut (ἡ μῆνιγξ ἡ σκληρὴ), die weiche, oder Gefäßhaut (ἡ μαλακὴ καὶ λεπτὴ μῆνιγξ, von Herophilus χοροειδὴς genannt), die Aderhautgeflechte (χοροειδέα πλέγματα), die Hirnhöhlen (κοιλίαι), die Windungen (ἕλιγμοι) des Gehirns und die vorzügliche Menge derselben am kleinen Gehirn des Menschen, hatte schon Erasistratus gekannt und beschrieben (Galen. de

Hipp. et Plat. decr. L. VII, c. 3, ed. Kühn. V. 603 seqq.), deutlicher aber und umständlicher beschreibt Galen vier Hirnhöhlen, so wie den Bogen oder fornix (μόριον καμάριον καὶ ψαλιδοειδές (de us. part. L. VIII, c. 11; de anatom. admin. L. IX, c. 4), dann die Zirbeldrüse oder das Conarium (κωνάριον), die Vierhügel als testes und nates (δίδυμοι und γλούτια), den wurmförmigen Fortsatz (σκωληκοειδὴς ἀπόφυσις) des kleinen Gehirns (ib. c. 14, vergl. mit de anatom. admin. L. IX, c. 3 und 5, ed. Kühn. Vol. II, 717 seqq.).

Die Nerven. Das Wort νεῦρον, welches durch seinen lateinischen Abkömmling: nervus, in allen neueren Sprachen Bürgerrecht erlangt hat, bezeichnete zwar von Anfang (als sollte es an das wenigstens dem Laut nach verwandte Wort νεύω erinnern) einen Körper, welchem eine gewisse bewegende Kraft innenwohnet, und war frühe die Benennung jener Organe des thierischen Leibes geworden, von denen die willkürliche Bewegung ausgehet; hierbei war jedoch der Name und das Bewußtseyn dessen, was man mit ihm andeuten wollte, eher vorhanden gewesen als die Kenntniß des zu benennenden Gegenstandes. Denn als man anfing den innern Bau des Leibes, mit dem zergliedernden Messer in der Hand zu untersuchen, glaubte man viel eher in den starken, augenfälligen Sennen die Träger und Urheber der Bewegung zu erkennen als in den kaum vom Auge bemerkten eigentlichen Nervenfädchen. Den Sennen als solchen wichtigen Organen suchte deßhalb Aristoteles schon dadurch ihren hohen Rang zu sichern, daß er ihren Anfang aus dem Mittelpunkt des Lebens: aus dem Herzen herleitete. Die Nerven oder Sennen (νευρὰ) entspringen aus dem Herzen, welches in seinen Kammern ganz voller kleinen Nerven ist (hist. anim. III, c. 5). Dennoch waren dem Aristoteles auch die eigentlichen Nerven nicht entgangen. Er bezeichnet jedoch die Nerven des Auges als Canäle (πόροι), macht aber auf das Zusammenlaufen der Sehenerven aufmerksam (συμπίπτουσι, hist. anim. L. I, c. 16). Anatomisch, ihrem Ursprunge nach aus dem Gehirn und Rückmark, finden wir die Nerven genauer erkannt und beschrieben in einem nach Aristoteles entstandenen Buche der Hippokratischen Schule (Hipp. de oss. nat. p. 277); ihren Eigenschaften nach, als Werkzeuge der Empfindung und Anreger der Bewegung erkannten sie Herophilus und Eudemus (Galen. de loc. affect. L. III, c. 14, ed. Kühn. Vol. VIII, p. 212). Dennoch wurden Nerven, Sennen und Bänder noch häufig, auch von geübten Aerzten (z. B. Asklepiades, Rufus u. A.) verwechselt (weßhalb vielleicht Herophilus lieber den Aristotelischen Namen πόροι für Nerven beibehalten wollte, Gal. de us. part. X, 12, ed. Kühn. III, 813), bis Galen durch meisterhafte Entwicklung der Nervenlehre, alle Zweifel über die eigentliche Beschaffenheit der Nerven und ihre Verschiedenheit von andren Theilen löste. Er unterschied vollkommen genau den Nerven (νεῦρον), das Band oder ligamentum des Knochens (σύνδεσμος) und die Senne tendo (τένων), m. vergl. de Hippocr. et Plat. decr. L. I, c. 9, ed. Kühn. IX, p. 204; de loc. affect. L. II, c. 2, e. K. VIII, 74). Er beschreibt an mehreren Stellen, besonders de us. part. L. VIII, c. 8 bis 16, ed. Kühn. L. III, p. 712 bis 750 und in dem Buch de nerv. dissect. die einzelnen Paare (συζυγία) der Gehirnnerven, wobei jedoch der Geruchsnerve in seiner eigentlichen Bestimmung verkannt und mehrere später entdeckte Paare in ihrer Eigenthümlichkeit übersehen sind. Selbst der große sympathetische Nerve wird von Galen bemerkt. Der Unterschied zwischen bewegenden und empfindenden Nerven, den schon Rufus (de appellat. part. corp. hum. ed. Clinch., p. 36) aufgestellt hatte, bestimmt Galen dahin, daß er die Gehirnnerven vorherrschend als der Empfindung,

die Rückmarksnerven als der Bewegung dienend betrachtet (de us. part. L. XVI, c. 2 seqq.).

Die natürliche Wärme des Leibes wurde von dem ganzen Alterthum und seit Aristoteles (hist. animal. VIII, 1; de gener. animal. III, 11), auch von den Späteren mehr für eine unmittelbare Wirkung der beseelenden Kraft als — in Lavoisiers Art — für die Folge eines Einheizungsprocesses gehalten, obwohl schon Aristoteles eine zugleich sich steigernde Vollendung des Athmungsprocesses hierbei nicht übersieht (l. c. und de respirat. 13). Von den neuesten Beobachtungen über diesen Gegenstand war schon oben S. 183 die Rede.

Wir gehen nun zu den näheren Erläuterungen des vorstehenden §. über:

Die oben im §. erwähnte Vermuthung, daß die Entwicklung und Wirksamkeit der einzelnen Seelenkräfte mit dem Daseyn und der Entwicklung einzelner Hirntheile zusammenhinge, ist schon vor Gall von mehreren Physiologen geäußert worden, wenn auch die Vorstellungen von jener Wechselbeziehung bald mehr, bald minder sonderbar und grob waren. Das Gedächtniß wurde schon von Benivenius besonders mit dem kleinen Gehirn in Beziehung gesetzt, bei dessen Zerstörung zugleich das Gedächtniß verschwunden seyn sollte. Wenigstens zeige sich immer bei mehreren Verstandeskräften eine größere Zahl der Blätter im kleinen Gehirn. Schelhammer wollte das Wahrnehmungsvermögen mit den grauen Hirnhügeln, das Nachdenken mit dem größten Umkreis des Markes; Willis die Einbildungskraft mit dem Balken, den Instinct mit dem vorderen Paare der Vierhügel. die Leidenschaften mit dem Hirnknoten; Lancisi die Beurtheilungskraft mit der Zirbel in Beziehung setzen. Von Galls Ansichten wird in einem spätern Abschnitte noch die Rede seyn.

Nach Vauquelin besteht das Gehirn aus 7,00 Eiweißstoff, 80,00 Wasser, 5,23 Hirnfettmasse (bestehend aus 4,53 Stearin und 0,70 Elain), 1,50 Phosphor, der mit jener Fettsubstanz vereint ist, 1,12 Osmazom, 5,15 phosphorsaurem Kalk, Talk und Kali, so wie Schwefel, der mit dem Eiweißstoff verbunden ist. Nach Saß enthält die Gehirn- und Nervensubstanz mehr Kohlenstoff und weniger Stickstoff als die Muskelsubstanz, in nachstehendem Verhältniß:

	Hirnsubstanz.	Muskelsubstanz.
Stickstoff	6,70	15,92
Kohlenstoff	53,48	48,50
Wasserstoff	16,89	10,64
Sauerstoff	18,49	17,64.

Das Uebrige waren erdige und andere Bestandtheile. Gehirn und männlicher Samen gleichen sich sehr in ihrer Zusammensetzung.

An den Nervenbündeln und Fäden zeigen sich, schon dem unbewaffneten Auge, fast spiralförmige, hellere, gelblichweiße, undurchsichtigere Querstreifen, in einer dunkleren, bräunlichen, etwas durchsichtigeren Masse, wodurch der Nerv jenes gebänderte oder spiralförmige, gewundene, geknickte, gefaltene und scheckige Ansehen erhält, das ihn gleich auf den ersten Blick von andern, im Umriß etwa ähnlicher Theilen (Gefäßchen oder Sennenfasern) unterscheidet.

Die Nerven der Sinnorgane, vor allen jener des Geruchorgans, nächst diesem der des Gehörs, dann der des Gesichts, sind von viel weicherer Substanz als die übrigen, besonders die Rückmarksnerven, was von der verschiedenen Stärke der sie umkleidenden Gefäßhaut abzuhängen scheint. — Die Nervenscheide, welche die Nervenstämme umkleidet, unterscheidet sich von den eigentlichen Markfäden schon durch ihre weißere

Farbe und ihre membranartige Beschaffenheit. Unmittelbar um die Nervensubstanz ist sie fester und von mehr netzförmigem Gewebe; mehr nach außen wird sie fasrig und geht in lockren Zellstoff über, womit die Nerven, die in ihrem Verlaufe nie ganz frei liegen (wie etwa die Sennen in den Schleimsäcken), stets an die benachbarten Theile verwebt und angeheftet sind.

Das Gehirn, vom Rückmark gleich unter dem Ursprung des Zungenfleischnervens abgeschnitten, wiegt in einem wohlproportionirten Menschenleibe gegen und über 3 Pfund (nach Sömmering von 2 Pfund 11 Loth bis 3 Pfund $3\frac{1}{4}$ Loth). Hiervon wiegt das große Gehirn allein von 2 Pfund 2 Loth bis 2 Pfund 20 Loth. Die Größe des Leibes und seine Stärke hat keinen oder wenig Einfluß auf die Größe des Gehirns. Was das Lebensalter betrifft, so ist das Gehirn desto größer im Verhältniß zum Körper, je jünger der Mensch ist; bei Embryonen von der Länge einer Pariser Linie ist dasselbe im Umfange so groß als der ganze übrige Körper; das Hirn eines viermonatlichen, 15 Loth und 14 Gran (3614 Gran) schweren Embryo's wiegt allein $1\frac{3}{4}$ Loth und 43 Gran (463 Gran), mithin mehr als den achten Theil der Gesammtmasse; das eines ausgetragnen Kindes wiegt $26\frac{1}{4}$, eines zweijährigen $46\frac{1}{2}$, eines sechsjährigen schon 2 Pfund 7 Loth. Das specifische Gewicht des Gehirns, das sich im Mittel zu dem des Wassers wie 1031 zu 1000 verhält, ist übrigens im frühern Lebensalter etwas größer, während es im hohen Alter sich verringert. Zugleich mit der Verminderung des specifischen Gewichts vermehrt sich mit steigendem Alter die Festigkeit (und Trockenheit) des Gehirns. Das Gehirn der Cretinen unterscheidet sich nach van Geuns bei Sömmering a. a. O. V. S. 391 von andern Menschenhirnen durch ganz auffallende Härte und Festigkeit, dagegen wird auch zuweilen (bei Wahnsinnigen) das Gehirn ganz ungewöhnlich weich gefunden.

Das Blut, das beim Menschen in verhältnißmäßig sehr großer Menge (v. Baer a. a. O. S. 117 setzt sie auf wohl den sechsten Theil der ganzen Blutmasse; Sömmering und Monro schätzen sie geringer) zum Gehirn emporsteigt, und mit einer Gewalt, welche es bei Enthaupteten 6—7 Fuß in die Höhe treibt, bricht, wie ein Strom, dessen Lauf Felsenmassen sperren, seinen Drang zuerst an der Knochensubstanz des Schädels. Der Canal in der Pyramide des Schläfebeins, durch welchen die innre Carotis ihren Lauf nimmt, ist mehrere Male stark gebogen. Hierauf bildet sie in ihrem weiteren Verlauf, der sie unter andrem auch mitten durch das Blut des zelligen Blutleiters führt, mehrere mächtige Windungen und Krümmungen, so daß der Lebensstrom, den sie dem Gehirn zuführt, mit aller der Frische, welche ihm die Nähe des Quelles (der Lunge und des Herzens) gibt, zugleich aber auch mit der vollesten Ruhe und Stille an jenem Organ angelangt, welches der Ruhe bestimmt ist. Hierzu trägt auch die oben erwähnte ringförmige Vereinigung der Hirnarterien: der vorher schon zu einem gemeinsamen Stamm zusammenfließenden Wirbelschlagadern und der beiden innern Kopfschlagadern (Carotiden) noch vieles bei.

Das kleine Gehirn ist nach Sömmering a. a. O. S. 59 dem sechsten oder siebenten Theil des großen Gehirnes an Schwere gleich; denn es wiegt im Mittel bei erwachsenen Menschen 10 bis 12 Loth; an äußerem Umfange erscheint das große Gehirn, wegen der bedeutenden Höhlen in seinem Innern verhältnißmäßig noch größer, nämlich sieben- bis achtmal so groß als das unter ihm liegende kleine Hirn (Sömm. S. 23). Bemerkenswerth ist es auch, daß das kleine Gehirn im Verlauf der leiblichen Entwicklung in ein ansehnlicheres Verhältniß zum

großen Gehirn tritt, als es im frühesten Lebensalter hatte; denn es erscheint verhältnißmäßig um so kleiner, je jünger der Mensch rückwärts vom sechzehnten oder achtzehnten Jahr an ist. (Ebendas. S. 60.)

Der Schädelantheil der harten Hirnhaut umkleidet die Hirnschale ganz und fest von innen und dient derselben zur ernährenden Beinhaut, während sie zugleich mit ihrer glatten innren Fläche das Gehirn bedeckt. Dagegen hat der Theil der festen Hirnhaut, welcher das Rückmark von der Schädelhöhle aus durch den Canal der Wirbelsäule begleitet, diese doppelte Bestimmung nicht, sondern er umhüllt bloß als eine weite, am Ende spitz zulaufende Scheide das Rückmark, während der Canal der Wirbelsäule, so wie des Kreuzbeins, noch seine eigne Beinhaut hat, mit welcher jene durch einen lockern Zellstoff verwebt ist, welcher vorn und hinten die Blutleiter des Rückmarks enthält. Die feste Hirnhaut ist die dickeste und festeste unter allen Häuten des Körpers und zugleich ziemlich elastisch. Sie enthält (besonders in jüngern Jahren) Arterien, die sie ernähren und ihrer innren Fläche Feuchtigkeit geben, aber keine Nerven (ist im gesunden Zustand unempfindlich). Sie besteht deutlich aus zwei Blättern, welche an mehreren Punkten sich zur Bildung der Blutleiter auseinander begeben. Die spinnewebenartige oder Schleimhaut, welche zwischen der festen Hirnhaut und der Gefäßhaut Hirn und Rückmark ganz umspannt, ohne jedoch in die Windungen und Eintiefungen hineinzutreten, ist mit keiner andern Haut des menschlichen Körpers zu vergleichen, als mit dem innersten Häutchen des menschlichen Eies im Mutterleibe. Sie ist nur mit Saugadern, nicht mit eigentlichen Blutgefäßen versehen. In jüngern Jahren ist sie ganz, später weniger durchsichtig. Die Gefäß- oder Aderhaut des Gehirns und Rückmarks bestehet fast gänzlich aus einem dichten Netz von zertheilten Arterien und vereinten Venen. Sie ist gefäßreicher, wo sie die graue, als wo sie unmittelbar die Marksubstanz umkleidet; als Adernetz tritt sie in die Höhlen des Hirns. Sie durchsetzt ganz besonders das kleine Gehirn in seinen dicht auf einander liegenden, tiefen, dann wieder in Querfortsätze zertheilten Schichten. Alle ihre Gefäßendchen senken sich nach innen in die Gehirnmasse; keine verlaufen nach außen in das so nahe angränzende Spinnwebenhäutchen.

Die graue Substanz zeigt nirgends jene deutlicher fasrige Beschaffenheit, welche die Marksubstanz hat, sie ist die allerweichste, dennoch aber noch einige Schnellkraft besitzende Masse im menschlichen Körper, Sömmering a. a. O. S. 29. Die graue Hirnsubstanz besteht großentheils aus Gefäßen, sie verwandelt sich bei zunehmendem Alter zum Theil in Marksubstanz. Im kleinen Gehirn und auch anderwärts erscheint die graue Substanz, in den gestreiften Hügeln die Marksubstanz, durchsichtiger. Das Gehirnmark, das im großen Gehirn in überwiegenderem Verhältniß da ist als im kleinen, empfängt unmittelbar weniger Blut als irgend ein andres Eingeweide des menschlichen Körpers, wenigstens ist es in keinem Falle blutreich zu nennen. Sömm. S. 35. — Außer den drei obenerwähnten Substanzen der Hirnmasse, der markigen, grauen und gelben, zeigt sich auch noch eine vierte, schwarze, in der Mitte der Markbündel des großen Gehirns, von denen, so wie vom Hirnknoten und verlängerten Rückenmark alle Hirnnerven ihren Anfang nehmen.

Von den Vierhügeln ist zuweilen das vordere, andre Male das hintere Paar größer als das andere. Die, öfters ganz hohe Zirbel ist verhältnißmäßig in weiblichen Körpern größer als im männlichen. Vor der Zirbel, auf oder im markigen Leistchen liegen in einem oder zwei bis drei Häufchen die citronengelben Hirnsteinchen (der Hirnsand): jene merkwürdige Auszeichnung des Menschengehirns im Europäer wie im Neger, im Ungebornen wie im Erwachsenen. Die Größe der Zirbel fand

Lancisi bei einem Blödsinnigen nur wie die eines Hanfkorns. — Den Bau des Hirnanhanges vergleicht Sömmering wegen der Zusammensetzung aus zwei verschiedenen Substanzen mit dem Bau der Nebennieren.

Die Zahl der Schichten oder Blätter des kleinen Gehirns beträgt zwischen 500 bis 800. Auf jeder Seite seiner Grundfläche lassen sich vorzüglich drei Partien erkennen, welche sich durch die Richtung ihrer Furchen unterscheiden. Zu diesen zweimal dreien Theilen kommt dann als siebenter der unpaarige Fortsatz, der sich zwischen beiden Hälften genau in die Mitte gegen die vierte Hirnhöhle hinbeugt, und wie in sich selber gewickelt hinaufzieht.

Der Nerv lebt und gestaltet sich, wie dieß besonders Mißbildungen bewiesen, auch ohne Gehirn; umgekehrt will man das Vorhandenseyn eines Gehirns bei völligem Ermangeln der Nerven beobachtet haben (doch v. m. d. §. 21). Die ansehnlichsten Nerven unter allen Theilen empfängt das Auge und nächst ihm das Ohr, dann die Nase, Zunge, Lippen, Fingerspitzen, die Enden der Generationsorgane, Brustwarzen, Haut des Gesichts und übrige Haut. Ansehnlich sind die Nerven der Muskeln (außer jenen des Herzens), kleiner die der Arterien, noch kleiner die der Venen, der Eingeweide der Brust und Unterleibshöhle; ohne Nerven sind Knochen, Knorpel, Sennen, Bänder, Hirnhäute, Brustfell, Bauchfell, Herzbeutel, Hornhaut, Krystalllinse, Oberhaut (Nägel und Haare), Fett und Mark, Nachgeburt, Nabelstrang und Ei.

In unvollkommneren Thieren sind die Nerven und das Rückmark im Vergleich zu der Größe des Gehirns am größten; der Mensch hat beim verhältnißmäßig größten Hirne die feinsten Nerven. Alle Hirn- und Rückmarksnerven sind paarig und, außer beim Stimmnervenpaar, der rechte und der linke gleichen sich in ihrem Verlaufe fast vollkommen. Am genauesten jedoch zeigt sich dieses Gleichen an den Centralenden (Ursprüngen) der Nerven und in ihrer Nähe. Unter den Hirnnerven hat im dreimonatlichen Fötus der Riechnerve, im ausgebornen Kinde der Sehnerve, im Erwachsenen das fünfte Nervenpaar die größte Dicke, erst dann folgen der Seh-, Riech-, dritte, Hör-, Stimmen-, Zungenfleisch-, Antlitz-, Bei-, sechste, Zungenschlundkopf, vierte Nerve. Bei manchen Menschen (nach Sömmering vielleicht bei feurigeren) erscheinen die Centralenden der Nerven im Verhältniß zum Hirn kleiner als bei andern. Die Centralenden aller Nervenpaare des Gehirns würden vereint kaum drei Linien dick seyn, die des Rückmarks dicker als das gesammte Rückmark; jene sind mithin im Vergleich mit dem Gehirn viel kleiner als diese im Vergleich zum Rückmark. Die gesammte Nervenmasse des Leibes, an ihrer peripherischen Endung auf der ganzen Außenfläche des Leibes, ist außer allem Vergleich viel größer, als die Centralenden zusammengenommen sind. Die Nerven werden daher im Großen, eben so wie der Riechnerve im Kleinen, in ihrem weiteren Verlauf immer größer und breiter: enden konisch. Die Nerven des Gehirns und Rückmarks, am auffallendsten und deutlichsten jedoch der Sehnerve, scheinen vermöge einer Durchkreuzung der Hirnmasse mit derjenigen ihrer entgegengesetzten Seite mehr in Beziehung zu stehen, als mit der ihrer eigenen Seite. Daher leiden bei einer Verletzung der einen Hirnhälfte die Muskeln und andere Organe der andern Seite.

Die Hirnnerven zeigen jeder schon im Bau so viel Eigenthümliches, daß man sie an einzelnen Stücklein erkennen kann; die Rückmarksnerven gleichen sich sehr. Was die Centralenden der letztern betrifft, so ist die vordere Reihe ihrer Wurzeln schwächer, zugleich aber dichter zusammengedrängt. Je tiefer ein Rückmarksnerve entspringt, desto länger ist sein Centralende. Die Fädchen der vordern Reihe sind fasriger, die der

hintern rundlicher; jede Reihe bringt durch ein besondres Loch der festen Hirnhaut.

Magendie, der die Nerven in sensible und in nicht oder wenig sensible theilt, rechnet nun zu jenen nicht bloß die aus der hintern Reihe der Rückmarkswurzeln entspringenden, sondern die Zweige des Nervus vagus, des ersten Halsnervenpaares, den ramus superior des fünften Hirnpaares. Zu den nicht sensiblen nur die eigentlichen Sinnesnerven, so wie den facialis, hypoglossus u. s. w. Schneidet man diese durch, so behalten die Theile ihre Empfindlichkeit.

Der sympathische Nerve wird aus Fäden des fünften und sechsten Hirnnervens, aller 30 Rückmarksnerven und einigen Fädchen des Zungenschlundkopf- und Stimmnerven gebildet. Im Hals bildet er 2 bis 3 (den obern und untern, zuweilen noch den mittlern) Knoten, deren Nerven meist ans Gefäßsystem jener Region, an Schilddrüse, Schlund u. s. gehen; in der Brust wird der Stamm des sympathetischen Nerven etwas stärker und bildet hier die 12 Brustknoten, welche ihre Nervenenden in die Eingeweide und Gefäße der Brust geben, der Lenden- und Kreuzbeinknoten sind zusammen 9 bis 11 (der erstern 5, der andern 4, 5, ja 6). Der Eingeweidenerve, der aus Fäden der Brustknoten gebildet wird (jedoch in verschiedenen Individuen aus sehr verschiedenen), verschlingt sich mit den Fäden der Zwergmuskel- und Stimmnerven so wie mit den vom übrigen sympathetischen Nerven kommenden Fäden zu dem cöliakischen oder oberen Bauchgeflecht, das aus mehreren Knoten: dem Ganglion solare, abdominale u. s. zusammengesetzt erscheint; ferner zum obern Gekrösgeflecht, zu den Nierengeflechten, obern und untern Samengeflecht, untern Gekrös- und Beckengeflechte.

Bei Verletzungen der Hirnschale und an dem noch weichen Obertheil des Schädels zarter Kinder (an der sogenannten großen Fontanelle) wird erkannt: daß das Hirn beim jedesmaligen Ausathmen anschwelle und sich erhebe, beim Einathmen sich senke. Hierdurch entsteht im Kleinen, in kurzen Zwischenräumen, jener Wechsel, welcher im Großen und in längeren Zwischenzeiten zur Entstehung des Schlafes mitwirkt. Jeder anhaltende Druck aufs Gehirn wirkt Schlaf. Wie die bildende Kraft im Schlafe bei unwirksam gewordenem Gehirn noch fortwährend thätig bleibt; so wurden auch zuweilen Kinder mit übrigens vollständig ausgebildetem Leibe geboren, denen das Gehirn und Rückmark gänzlich fehlte, und welche bei diesem Mangel der wichtigsten Centralorgane auch außer dem Mutterleibe noch fortlebten: das Gefühl des Hungers durch Schreien und Saugen kund thaten. Ja ein solches Kind ohne Hirn und Rückmark (?) hatte bis zum achten Monat gelebt und war dabei wohl genährt. (Sömmering a. a. O. S. 368.) So war auch der Ochs, in welchem Fodere das ganze Gehirn durch einen Knochenauswuchs verdrängt und vernichtet fand, sehr groß und fett. Ueberhaupt scheint die Reproductionskraft, welche z. B. bei unvollkommneren Thieren verlorne oder verstümmelte Glieder wieder erzeugt, im umgekehrten Verhältniß mit der Entwicklung des Gehirns zu stehen. Doch zeigte sich in Mißgeburten ohne Hirn, außer jener des Hungers, keine Empfindung, so wie auch das mannichfache Rück- und Gegenwirken der einzelnen Organe des Leibes, welches auf der sogenannten Sympathie derselben beruht, ohne Gehirn in den meisten Fällen nicht denkbar und möglich wäre.

An verschiedenen Embryonen wird eine auffallende Verschiedenheit in der Form des Schädels und mithin im äußern Umriß des Gehirns bemerkt, wodurch vielleicht die künftigen Anlagen der Seele voraus angedeutet werden. (Sömm. a. a. O. S. 393.) In merkwürdiger Wechselbeziehung steht hernach im weiteren Gange der Entwicklung des Hauptes die Ausbildung des Gehirns und die Aeußerung seiner Kräfte mit der

der Schädelknochen; jene litt, wenn diese zu überwiegend mächtig war. (Hempels Physiologie S. 531 und Fahners Beiträge zur praktischen und gerichtlichen Heilkunde I. Beob. 15.) Beschädigungen der Hirnschale schienen in einigen Fällen die Aeußerungen der Seelenkräfte zu erleichtern und diese selber zu erhöhen. Jener geistig aufgeregtere Zustand verlor sich nach dem Wiederzuschließen der Wunde im Schädel.

Fast alle Theile des großen und kleinen Gehirns hat man in gewissen Fällen einzeln zerstört und das verletzte Thier dabei fortleben sehen. Eine Verletzung des Rückmarks hebt den lebendigen Zusammenhang der Theile, deren Nerven unterhalb der verletzten Stelle entspringen, auf, und hiermit die Empfindung und Bewegung derselben, wird mithin um so schneller tödten, je näher am Hirn sie erfolgte. Ein durchschnittner Nerve bekommt zwar nach der Zusammenheilung sein Gefühl unterhalb der verletzten Stelle zuweilen wieder, niemals aber in seiner ersten Vollkommenheit. Opium, unmittelbar auf den entblößten Nerven gebracht, schwächt örtlich, eben so wie dann, wenn es innerlich genommen worden, allgemein, die Empfindung, oder lähmt sie ganz.

Das Vermögen der willkürlichen Bewegungen, vom Hirn aus durch die Nerven nach den Muskeln, kehrt vollkommen wieder, wenn ein durchschnittner Nerve wieder zusammengeheilt ist, auch wenn er unterhalb des Durchschnittes ganz welk, verschrumpft und völlig gefühllos bleibt. In Beziehung auf die bildende und ernährende Kraft des Leibes gilt von den einzelnen Nerven dasselbe, was oben von dem Gehirn erwähnt worden: Arnemann durchschnitt in Thieren beide Stimmnerven, einen sympathetischen Nerven, mehrere große Nerven der Vorderfüße, beide Hüftnerven, ohne daß merkliche Abmagerung erfolgte. Dennoch wirken die Nerven entschieden auf die Beschleunigung oder Hemmung des Blutumlaufes und auf die meisten Absonderungen ein, wiewohl z. B. das Zerschneiden der Nervenzweige, die zur Speicheldrüse gingen, die Absonderung des Speichels kaum merklich und vielleicht nur mittelst der Verletzung der Drüse selber verminderte.

Besonders an den Augen der Katzen und der Hyänen (nach Brugnatelli), so wie der Wölfe (nach Valisneri) wurde jenes Leuchten im Dunklen deutlich bemerkt, wodurch die empfindende Kraft der Nerven ihre Verwandtschaft mit dem Lichte verräth. Selbst an Menschenaugen wurde jenes Selberleuchten zuweilen deutlich beobachtet (nach a Castro: ign. lamb. p. 11. Plemp. L. IV. prop. 58). Einen phosphorischen Schein, der aus seinen eignen Augen im Dunklen hervorging, bemerkte unter andern Johann Tack (Teichmeyer anthrop. p. 254). Andre, einer feinen Empfindung fähige Theile leuchteten am lebenden Menschen im Dunklen, z. B. die Haut des Herzogs Gonzaga von Mantua, wenn man sie gelind rieb, nach Bartholin. Das ganze Haupt leuchtete in andren Fällen, welche Cardan. var. rer. L. 8. c. 44 p. 549; Libav. L. I. Hexacm. p. 110, Petro a Castro in collect. m. s. u. A. erzählen. An einigen der feinsten Empfindung fähigen Theilen des Unterleibes beobachteten Aehnliches Euseb. Nieremberger in hist. peregrin. so wie Sinnibald: Geneanthrop. L. 4. und Borell. Cent. II. obs. 69, 166.

Bei den elektrischen Fischen gehen einzelne Zweige jener Nerven, welche die Hauptorgane der Bewegung versorgen, nicht an Muskeln, sondern sie endigen in Apparate, welche unmittelbar die aus dem Nerven strömende, bewegende Kraft nach der Außenfläche des Leibes leiten. Eine Empfindung, gleich einem elektrischen Schlage, erregt öfters der Biß heftig gereizter, giftiger Schlangen, und selbst bei dem Zerschneiden einer lebendigen Maus fühlte ein Beobachter eine Art von elektrischem Schlag, der von dem Leib des gequälten Thieres ausging.

Die nahe Verwandtschaft jenes belebenden Princips, welches die will=

kürliche Bewegung und die meisten andern Geschäfte des thierischen Lebens bewirkt, ist durch vielfältige Thatsachen erwiesen. Eine der schauderhaft lehrreichsten Beobachtungen, welche hieher gehört, ist die, welche wir hier nach Berzelius (Lehrbuch der Chemie übers. v. Wöhler B. IV, S. 26) erzählen wollen:

Ure hatte Gelegenheit über den Körper eines hingerichteten Verbrechers zu disponiren, welcher, nachdem er eine Stunde lang gehangen hatte, heruntergenommen und den ärztlichen Versuchen unterworfen wurde. Die Hälfte des ersten Halswirbels wurde ausgebrochen, das verlängerte Mark daselbst bloßgelegt und ein metallener Leiter a mit ihm in Verbindung gesetzt. — Ein anderer b wurde auf den nervus ischiadicus, da wo er unter den musculis glutaeis hervortritt, gelegt, dann die Verbindung durch eine 270paarige elektrische Säule geschlossen. Sogleich geriethen alle Muskeln des Rumpfes wie bei einem heftigen Schauder in Bewegung. Jetzt wurde b in einen Einschnitt der linken Ferse gesetzt und die Verbindung geschlossen; da gerieth der ganze Körper in die heftigste Bewegung, das Knie wurde so gewaltsam ausgestreckt, daß der Mann, der dasselbe gebogen zu halten suchte, fast umgestürzt ward. — a wurde 3 bis 5 Zoll unter dem Schlüsselbein mit dem nervus phrenicus sinister, b mittelst eines unter der siebenten Rippe eingestoßenen Metalldrathes mit dem Zwerchfell in Berührung gesetzt, da entstund ein Zusammenziehen des Zwerchfells. Als man aber hiebei mit dem Metalldrath des einen Leiters auf dem Polstück hin- und herstrich, so daß in fast unmerklichen Zwischenräumen eine Menge Entladungsstöße nahe aufeinander folgten, entstund ein ordentliches, obwohl schweres Athmen, der Bauch hob und senkte sich abwechselnd, die Luft wurde so ordentlich aus- und eingeathmet, daß die Umstehenden glaubten, das Leben kehre in den schon $1/2$ Stunde lang von diesen Versuchen gemißhandelten Körper zurück; doch blieben Herz und Puls unbeweglich. — a wurde an den Elbogen, b an den Zeigefinger gelegt, die Folge war gewaltsames Ausstrecken der Hand. — Man legte a an den oberen Augenhöhlennerven b an die Ferse. — Die Folge war ein allgemeines Zucken der Muskeln des Leibes, vorzüglich aber jener des Gesichts, „wobei (sagt Ure) Ausdruck von Raserei und Verzweiflung sich mit dem gräßlichsten Lachen zu einem so schaudervollen Ausdrucke verbanden, daß mehrere der Zuschauer aus dem Zimmer stürzten und einer ohnmächtig niederfiel."

Wilson durchschnitt bei Thieren den nervus vagus oberhalb der Stelle, wo er Zweige an den Magen abgibt. Die Folge war beschwerliches Athmen, Aufhören der Verdauung, Tod nach etlichen Stunden. Bei andern so verletzten Thieren wurde durch den Nerven unterhalb des Durchschnitts und eine Metallplatte auf der Magengegend ein schwacher elektrischer Kern geleitet. Die Folge war leichtes Athmen, gesunde Verdauung.

Ueber die Erzeugung der thierischen Wärme vergl. m. Berzelius a. a. O. S. 112.

Das Geschäft der Sinnen.

§. 18. Mit einem allgemeinen, großen Kreislaufe der auf- und niedersteigenden Lebenskräfte unsrer Sichtbarkeit tritt schon der lebende Leib durch das Athmen, die Seele aber zunächst durch die Wahrnehmungen der Sinnen in Verbindung. Wir beschreiben zuerst jenen großen Kreislauf, so wie er sich den

Sinnorganen darstellt, hernach die leibliche Gestalt und Wirksamkeit dieser Organe selber.

In aller Creatur ist ein Sehnen nach der Creaturen Ursprung und Ausgang. Ziehet doch der nahe Fels das schwebende Bleiloth, die weit entfernte Sonne aber die Schaar ihrer Welten nach sich hin, und selbst das unmächtige Gewölk, wenn es vom Gebirge aufsteigt, reißet die benachbarte Luft mit in seinen Strom hinein; wie sollte Der, welcher mächtiger ist als alle Macht der Sichtbarkeit, näher als alle Nähe des Leiblichen, die Dinge, welche er in seiner Hand trägt, nicht zu sich hinneigen und bewegen?

Das Verlangen der lebenden Seele gestaltet die Glieder, durch welche es wirket, nach der Art des Verlangten: die festere Hand zum Ergreifen des Festen, die zartere Lunge zum Aufnehmen der Luft; der Gedanke, welcher des Geliebten gedenket, trägt das Bild dieses Geliebten in sich. So träget auch das Sehnen aller sichtbaren Creatur, wenn es ausgehet nach der Sichtbarkeit Quell, ein Bild dieses Quells in sich, und dieses Bild erscheint uns als Licht. — Das Licht ist ein Emporsteigen, ein Hinausgehen des leiblichen Seyns aus seinem eignen, engen Kreise, nach dem oberen Einen, das Alle umfasset, Alle hält und trägt. Das Sehnen steigt beständig auf, von der Welt des Wandelbaren, nach der Wandlungen ewigem Stillstand und Grund: wie der Rauch vom Rauchfaß, wie der Schwung des Gebetes zu Gott.

Stätig und ohne Aufhören, wie das Sehnen der Creatur von unten nach oben gehet, so steigt eine schaffende, belebende Liebe von oben zu den Creaturen herunter: eine Liebe, stärker als die verzehrende Flamme, mächtiger als der Alle umfangende Tod. Es trägt diese Liebe das Bild der Creaturen, zu denen sie hinabgehet und derselben wechselseitiges Verhältniß in sich: trägt in sich jener Form und Maß und Gewicht. Alle bewegend, einet sie die Bewegungen Aller zum harmonischen Einklange: die Bewegungen der Welten in ihren Bahnen, wie der einzelnen Stäublein und Tropfen, die sich wirbelnd um einander kreisen. Diese von oben nach unten strömende, das Körperliche bewegende und formende Kraft erscheint in der äußern Natur eben so wie nach §. 15 im lebenden Leibe, in ihrem ungebundneren,

reineren Zustande als Elektricität; da wo sich dieselbe mit den Bewegungen der gröberen Körperlichkeit vermischt und umkleidet, erscheint sie als Ton.

Der einfache Vorgang des Tönens lehrt uns, daß nicht jede Bewegung der uns umgebenden Sichtbarkeit als Laut oder Klang vernommen werde, sondern nur jene schwingende, vibrirende, deren Wellenschlag sich mehr als dreißig Male in einer Secunde wiederholt. Eine anderweitige Reihe von Vorgängen, in der lebenden und scheinbar todten Natur, lehrt uns bald, was diese vibrirende Bewegung sey.

Da wo die Anfänge oder Enden des organischen Lebens vor unsern Augen liegen: an den Tremellen oder an den gallertartig thierischen Wesen der Spongien und einiger Infusorien, offenbart sich der Lebenseinfluß, welcher mit den zarten Gebilden spielt, in einem vibrirenden Zucken. Der zarteste und beweglichste Theil des Insectenleibes: die Antenne, ist bei manchen Insectenarten in einer unaufhörlich zitternden Bewegung. Aber eben dieser Theil vertritt bei dem Insect nicht bloß die Stelle eines gemeinsamen Geruchs und Gehörorgans, sondern er ist noch unverkennbar deutlicher das Organ, wodurch der bewegende, lenkende Lebenseinfluß ein- und ausströmt. Die Bienenkönigin rührt mit ihren Fühlhörnern die Fühlhörner der andren Bienen an, und augenblicklich, wie ein elektrischer Funke, gehet der waltende, übermächtige Wille des Weisels in die Schaar der Arbeiter über, welche die Berührung auf gleiche Weise unter sich fortsetzt, bis der ganze Schwarm in den Strom der Bewegung hineingezogen ist, der vom herrschenden Mittelpunkt ausging. Ein Weisel, dem die Fühlhörner genommen worden, hat in diesen das Mittel verloren, den andren Bienen seinen Willen kund zu thun; das Mittel, wodurch jener leitende, allgemeine Einfluß auf ihn einwirkte, welcher die wundervollen Bewegungen des Instinctes hervorruft: denn eine solche verstümmelte Königin erscheint von diesem ganz verlassen. So sind es auch die Fühlhörner, durch welche die Insecten andrer Arten und Ordnungen: die Ameisen wie die Pillenkäfer, wechselseitig den Antrieb des Willens in einander übertragen und fortpflanzen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß bei allen Insecten durch die Antennen nicht bloß das Riechbare und der äußere

Ton, sondern auch das Anregen jener für Alle sorgenden Liebe empfunden und vernommen werde, welche schon in der sterbenden Mutter der noch künftigen Brut, welche schon im Verlauf des Sommers der Noth des noch weit entfernten Winters gedenkt.

Es gleicht dieses Wehen einer gleichsam brütenden, höheren Mutterliebe jenem fächelnden Bewegen, das in der Wärme des Frühlingsmittages selbst dem Auge sichtbar, durch Luft und Gewässer gehet. Ein brütender Lebenshauch, welcher mit der Elektricität verwandt, die regelmäßigen Gestalten der Krystalle, gleich den Chladnischen Klangfiguren hervorgebracht, der Pflanze den eigenthümlichen Umriß der Gestalt, dem Thiere die Form und willkürliche Bewegung gegeben. Nennen wir dieses von oben nach unten gehende, bildende und bewegende Princip, so wie es in seiner Verleiblichung der Wahrnehmung der Sinnen am deutlichsten und öftersten sich darstellt, einen Ton; so bebet jener Ton, welcher etwa die Gestalten der Krystalle hervorgebracht, in diesen fort, so lange sie bestehen, und ist ja selber nur der Grund ihres Fortbestehens. Das erstere zeigen jene merkwürdigen Beobachtungen, nach denen alle neuerdings sich erzeugenden Krystalle, die sich auf der Oberfläche eines vielleicht seit Jahrtausenden entstandenen, größeren Krystalles ansetzen, noch immerfort in jenen Richtungen an einander geordnet werden, welche bei der Aneinanderfügung der einzelnen Grundtheilchen zur Krystallgestalt die herrschenden waren, oder welche dem gediegenen Metall sein eigenthümliches Gefüge gaben. Es ist nur der Zug der alle Einzelwesen umfangenden Schwere, welcher dieses Tönen so in sich verschlingt, daß es nach außen hin unmerklich wird. Sobald aber, durch einen Anstoß oder Bewegen von außen, die hemmenden Banden jenes Zuges gelöst sind, läßt sich in jedem Wesen nach seiner Art der lebendige Hauch vernehmen, der ihm sein Wesen gab und sein Bestehen erhält.

Nach einem öfter erwähnten Worte des Alterthums wird auch die Seele, die in der Pflanze webet und im Thiere lebt, mit einer Zahl, einem Ton verglichen. Auch dieses Tönen währet, so lange das Leben besteht, immer fort. Es ist das Durchströmen des Lebensfunkens von oben, durch das leibliche Gebilde; jenes Funkens, welcher den Gesammtvorgang des Lebens

erhält, wie das Durchströmen des galvanischen Princips, aus den Dräthen der Voltaischen Säule, in das bildsame Flüssige, den Vorgang der Verbindungen und Zersetzungen fortbestehen macht. In gewissen Zuständen, welche allerdings außer den Gränzen des natürlichen, gesunden Verlaufes liegen, wird jenes Forttönen des bildenden und bewegenden Lebensprincips in den Dingen, von der Seele auf eine andre, unmittelbarere Weise vernommen, als durch die Sinnen. Wir betrachten indeß hier vorerst nur den gewöhnlichen Verlauf, nach welchem das von unten nach oben steigende Leben durch das Auge, und, wie wir noch hernach sehen werden, auf einer andern Stufe selbst durch die schmeckende Zunge; das von oben niederwärts gehende durch den Geruch und das Gehör bemerkt werden.

Beim Sehen wird in dem Nervenmark der Netzhaut des Auges ein Selberflammen, Selberleuchten erregt: ein Emporsteigen des Lebensprincips im Nerven, nach seinem oberen Anfang und Ausgang.

Minder anerkannt in seiner eigentlichen Bedeutung und Wechselbeziehung auf die äußere Natur, ist das Organ und das Geschäft des Riechens. Jenes Annähern und Herabsteigen einer bewegenden Ursache, welches der eigentlichen Verbindung und Vermischung mit der gröber körperlichen Natur vorhergeht, wie das Erhitzen der Flamme, wie der Rauch dem Feuer, ist der Gegenstand der Wahrnehmung des Geruchsinnes in der unorganischen Natur. Da, wo in einem Stoffe das Streben nach Vereinigung mit der das Höhere vermittlenden Luft — das Brennbarwerden — beginnt, da bemerkt der Geruch die Annäherung des von oben nach unten wirkenden (elektrischen) Princips. Das ungleich schwächer und sparsamer verdunstende Oel wird deßhalb stärker durch den Geruch empfunden, als das häufiger verdunstende Wasser.

Was der Gegenstand des Riechens sey, das wird noch deutlicher erkannt in dem Wechselverkehr unsrer Sinnen mit der lebenden, organischen Natur. Leidenschaftliche Bewegung im Innern, wie etwa die des Zornes oder einer heftig flammenden Begierde, verräth sich im Thierreich öfters durch die Entwicklung eines riechbaren Princips. Wenn hierbei nach Delrio's Angabe giftige Schlangen, welche durch das Anschlagen einer Trom-

mel, in welche man sie eingesperrt, zur höchsten Wuth gebracht worden, in jenes riechbare Princip eine solche Kraft legten, daß Menschen von seiner Einwirkung starben; so erinnert dieß an jene freiere Erscheinungsform der bewegenden Kraft im Nerven, wobei diese nicht, in den Muskel sich verlierend, zur Bewegung der Glieder wird, sondern als elektrischer Schlag, wie beim Zitteraal sich äußert. Dieselbe von innen nach außen, vom Nerven nach den Theilen gehende, bewegende Kraft des Willens, welche andre Male als innres, dem Gefühl wenig auffallendes Zusammenziehen des eignen Muskels, oder als elektrischer, den fremden Muskel erschütternder Antrieb erscheint, bildet auch jenes flüchtige, in die äußere Umgebung einwirkende Wesen, welches sich auf eine so staunenswürdige Weise dem Geruchsorgan des spürenden Hundes bemerkbar macht.

Daß selbst noch beim Menschen jede innre Leidenschaft und heftige Gemüthsbewegung auf die Entwicklung eines riechbaren Wesens einwirke, hat auf eine höchst merkwürdige Weise die (freilich in etwas höheren als dem bloßen leiblichen Organe begründete) unmittelbare Wahrnehmung des Filippo Neri bewiesen, dessen Leben Goethe beschreibt. Jener Filippo Neri errieth und erkannte die inwohnende, leidenschaftliche Bewegung eines ihm genäherten Menschen, auch wenn sich dieselbe noch so fein zu verbergen wußte, durch den Geruch.

Der Mensch, wie jedes lebende Wesen, wirkt bei jeder Bewegung, bei jeder Berührung, durch das aus den Nervenenden hervorgehende, bewegende Princip auf die berührten Gegenstände ein, und die wollende, wirkende Seele trägt auf diese Weise durch bloße Annäherung der Außenfläche des Leibes, ihr eignes, innres Bewegen auf eben so bestimmte, eigenthümliche Art in die äußere Natur über, als durch das allerdings augenfälligere und grobkörperliche Eingreifen mittelst der Muskeln. Das, was daher jener treue Hund, der seinem Herrn, zwölf Tage nach seiner Abreise, von dem Schloß Altenklingen bis nach dem hundert Meilen entfernten Paris folgte, eigentlich durch den Geruch bemerkte, stehet in der That in einem höheren, wesentlicheren Zusammenhange mit den Eigenschaften und Kräften jenes Herrn, als man gewöhnlich annimmt. Das Thier hatte die Spur des von ihm geliebten Menschen unter

jener von vielen Tausenden von Menschen, welche seitdem auf der Heerstraße und auf den Gassen der volkreichen Hauptstadt vorübergekommen waren, eben so sicher aufgefunden und herausgekannt, als es etwa die befehlende oder lockende Stimme seines Herrn aus allen Stimmen würde erkannt haben, wenn ihm dieser hierdurch seinen Willen hätte kund thun wollen.

Am Menschen wirkt allerdings auch, durch das Organ des Geruches, nicht selten der Zug der Sympathien und Antipathien; jene fern und leise spürende Kraft jedoch, welche das Thier auszeichnet, besitzt nur der Geruchssinn einiger wilden Völker. Es ist ein Vorrecht unsers mit der Sprache begabten Geschlechts, daß sich demselben die von oben nach unten wirkende Kraft einer belebenden Liebe, zumeist nur in ihrer vollendeten Verleiblichung, als hörbarer Ton, als Wort kund gibt, weil sie im Menschen erst ganz zum Leib geworden. Dem Menschen stellt sich daher auch, in der um ihn lebenden und bewegten Natur, das belebende und bewegende Princip, öfter in seiner vollkommnen Verleiblichung zum Ton, denn als Elektricität dar, und der Sinn des Gehörs ist bei ihm ungleich höher entwickelt als der des Geruches.

Schon an dem äußern Apparat, durch welchen wir hören, erscheint es nicht ohne Bedeutung, daß gerade der Knochen, mit und in welchem der lebende Leib zunächst der Schwere und Starrheit anheim fällt und an welchem die Lebensthätigkeit der Nerven zuletzt ausgehet, am meisten und vorzüglichsten zur Fortpflanzung des Schalles dient. Wie das Bewegen des Sturmwindes erst am starren Felsen hörbar, das Sonnenlicht erst am planetarisch Leiblichen sichtbar wird; so das Sausen des von obenher den Leib durchwehenden Lebensstromes erst am Ausgeschiedenen, Starren. Bemerkenswerth erscheint es hierbei auch, daß die Knochenbildung am Menschenleibe mit und in den Gehörorganen beginnt. Denn unter allen Knochen zeigen sich die Gehörknöchelchen, der Labyrinth und jener Theil der Pyramide, welcher die eigentliche Paukenhöhle darstellt, zuerst ausgebildet, und sie sind dieses, einzig unter allen, schon im ungebornen Kinde.

Das fortwährende, eigenthümliche Tönen im Innren dieses Ohres, glaubte schon Aristoteles als Widerhall zu verneh-

men, wenn er irgend einen hohlen Körper (z. B. die Schale einer großen Seeschnecke) ans äußre Ohr hielt.

Unter den vier Sinnen des Hauptes scheint, auf den ersten Blick, jener des Geschmacks den niedrigsten Rang einzunehmen. Dennoch ist es hierbei schon nicht ohne Bedeutung, daß am Menschen vorzugsweise vor allen andern Thieren das Organ des Schmeckens entwickelt und ausgebildet ist. Denn während unser Geschlecht an Schärfe des Gesichts und Geruches, so wie selbst des Gehörs, von vielen Geschlechtern der Thiere übertroffen wird, steht es an Feinheit und Schärfe des Geschmackes weit über allen Lebendigen seiner Sichtbarkeit. Es gilt hierbei als erklärender Grund dasselbe, was wir vom Hören sagten. Die Eiche, nach einem alten Sprüchwort, je höher sie ist, treibt desto tiefer ihre Wurzel gerade abwärts; so dringt die wahrnehmende Kraft der menschlichen Sinnen, welche nach dem obenerwähnten Kreislaufe der auf- und niedersteigenden Lebenskräfte in der äußern Natur gerichtet ist, in größere Tiefen der Verleiblichung und Körperlichkeit ein, als die der thierischen Sinnen. Der Geschmack bemerkt, nur auf einer tieferen Entwicklungsstufe, dasselbe aufwärts strebende Sehnen der Dinge, das sich dem Auge als Licht darstellt. Denn eben diesem Zuge, der als Licht unmittelbar nach einer höheren, Alle tragenden Einheit gerichtet ist, entspricht in einer niederen Region ein andrer, vorbereitender Zug, welcher ein vermittelndes Abbild jener Einheit in dem Gleichartigen, Körperlichen sucht. Diese Richtung, welche den Ruhepunkt, statt in der höheren Einheit, in einem vermittelnden Zwischengliede findet, wird in unsrer Körperwelt als chemischer Vorgang der Auflösung und Wiedervereinigung erkannt und der dafür bestimmte Sinn ist eben der Geschmack. In dem Geschäft dieses tiefsten Sinnes endigen und verleiblichen sich, wie in einer gemeinsamen Wurzel, die Lebensbewegungen der andern Sinnen; sie erhalten durch die Zunge die Form der Sprache.

Die vier Sinnen des Hauptes, so sahen wir oben, setzen die wahrnehmende Seele in lebendige Beziehung und Wechselwirkung mit einem Kreislauf der auf- und niedersteigenden Lebenskräfte unserer Sichtbarkeit, welcher immer vorhanden

und wirksam, dennoch von diesen Sinnen nicht immer bemerkt wird. Der sehende Nerv wird allerdings nur dann durch ein äußeres Licht, der hörende nur dann durch einen äußeren Ton gerührt werden, wenn das Licht wie der Ton stärker sind als das Selberleuchten des sehenden Auges, das Selbertönen des hörenden Ohres.

Bei dem Geschäft der oberen Sinnen, und bei der offenbaren Abhängigkeit der Entwicklung der Seelenkräfte und ihrer Erkenntnisse von jenem Geschäft, dringt sich uns übrigens hier schon vorläufig noch eine andre Bemerkung auf. Die Seele, sobald sie sich ins Leibliche versenkte und zum Leiblichen ward, ist (so könnte es scheinen) hierdurch in jene Umtauschung und Versetzung des eignen Selbst in ein Fremdes gerathen, vermöge welcher sie, gleich der Hellsehenden, die den Leib des Magnetiseurs für den eignen hält und die Außenwelt fast ausschließend nur durch diesen bemerkt und siehet, ihr eignes Bewegen nur in jenem der Leiblichkeit gewahr wird, in deren Region sie sich versetzt hat. Daher wird auch, um hier nur einen Sinn als Beispiel zu wählen, das innerlich wahrnehmbare Leuchten (Sehen) des Auges erst in Folge eines Leuchtens der sichtbaren Körper erregt, und die Seele, so lange sie in dieser Fremde wallet, steigt in dem gewöhnlichen Zustand des wachen Lebens fast niemals mit eignen, sondern immer nur mit fremden Schwingen empor. Bemerkt doch selbst, vermöge der später zu erwähnenden Durchkreuzung der Sehenerven das Gehirn der einen Seite nicht sein eignes Sehen, sondern jenes der andern Seite. Doch über den tiefer gelegnen Theil dieses wichtigsten Geschäftes des Leibes kann erst der weitere Gang dieser Untersuchungen (unter andren im §. 35) das nöthige Licht verbreiten.

Der Kreis des Gesichtssinnes ist so unabmeßbar, als jenes Ende, nach welchem sein Bewegen ausgehet, und das Auge gewahrt das Emporflammen von Mächten der Leiblichkeit, welche der nach Größen des heimathlichen Planeten rechnende Verstand kaum abreichet. Beschränkter ist der Wahrnehmungskreis des Ohres. Von dem Strom der oberen Harmonien vernehmen wir nur jenes letzte, unterste Ende, das an unsrer nächsten Sichtbarkeit ausgehet. Die Fortpflanzung des Schalles von

einem Punkt zum andren geschiehet zwar gegen 300mal schneller als das Fortbewegen eines gehenden Menschen, ist aber hierbei mehr als 90mal langsamer als die Bewegung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne, und fast eine Million mal langsamer als die Bewegung des Lichtes. Sie beträgt nur 1050 Fuß oder noch nicht einmal den 21sten Theil einer Meile in einer Secunde, während welcher das Licht einen Raum von 41000 Meilen durchläuft. Noch ungleich beschränkter ist dann der Wirkungskreis des Geschmacks; während wir über den des Geruches nichts zu entscheiden vermögen, da dieser Sinn in einer seiner Functionen, von welcher wir oben sprachen, im gewöhnlichen Zustand des Menschen durch die Wahrnehmungen des Gehörs ganz verdunkelt und verdrängt ist. Uebrigens ist es nicht die räumliche Beschränkung des Wirkungskreises der Sinnen, welche unter diesen das gegenseitige Verhältniß der Vollkommenheit oder der Würde bestimmt. Denn es gilt hier im Einzelnen wie im Ganzen in der Geschichte der Seele, daß die äußere Beschränkung in so enge, kleine Leiblichkeit eben so die innre Kraft des Hinausstrebens in die Weite verstärke, als ein Verweilen im dunklen Raume das Vermögen, auch das fernste Licht der Gestirne zu bemerken. Eben dieses Ohr von Staub, dessen Wirkungskreis gegen jenen des Auges so beschränkt scheint, vermag mehr als das Auge ein Gefäß zu werden, durch welches ein geistig bewegendes Wort zum Geiste spricht und in ihm ein Leben aus Gott weckt.

Die vier Sinnen des Hauptes: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, deren Organe in ziemlicher Beständigkeit des Baues und der Lage durch alle höheren Thierclassen gefunden werden, sind Sinnen in engerer Bedeutung des Wortes, bestimmt zum bloßen passiven Aufnehmen; es zeigt sich aber noch ein fünfter sogenannter Sinn, jener des Fühlens, dessen Geschäft von gemischterer Art als das der andren, eben sowohl in einem leidenden Aufnehmen, als selbstthätigen Geben zu bestehen scheint.

Der lebende Leib hat außer den Wahrnehmungen der vier oberen Sinnen, wodurch das Leuchten, Tönen, so wie das elektrische und chemische Erregen der Körper bemerkt wird, auch noch unmittelbar durch seine ganze Außenfläche eine Empfindung von Wärme und Kälte, Weiche und Härte, Leichtig-

keit und Schwere, so wie von der Gestalt der Gegenstände, welche in seine Nähe und Berührung kommen. Diese Empfindung könnte auf den ersten Blick bloß als der noch unentschiedene, chaotische Anfang oder Endpunkt erscheinen, von welchem die vier eigentlichen Sinnenrichtungen ausgingen und in den sie zusammenflössen. Denn bei den unvollkommneren Thieren vertritt öfters die Außenfläche der Haut die Stelle des Gesichts, so wie der andern Sinnorgane, und die ersten Anfänge der Auges im Thierreich erscheinen als eine verdünntere Stelle des Haut, an welcher der Nerve nur noch etwas deutlicher und näher nach außen tritt, als an der übrigen Außenfläche. Wenn wir, selbst noch am Menschen, an der innern Haut des Mundes und am Zahnfleisch, nach Zerstörung oder beim Mangel der Zunge, die Fähigkeit zum Schmecken bemerken; so scheint hier ein Uebergang aus dem Fühlen ins Schmecken angedeutet, und dieser Uebergang hat sich in einigen Fällen, in denen eine Uebertragung des Wahrnehmungsvermögens der oberen Sinnen auf die Gegend der Herzgrube statt zu finden schien, noch deutlicher gezeigt.

Auch auf eine gewisse specifische Verschiedenheit des Gefühles der äußeren Hautfläche, an verschiednen Stellen derselben, hat die Physiologie aufmerksam gemacht. Ein andres, eigenthümliches Gefühl sey es, das die Brustwarze der säugenden Mutter bei der Berührung des Säuglinges empfände, und dieses Gefühl sey von jenem, das die Fingerspitzen beim Berühren eines harten oder weichen Körpers hätten, auf seiner Stufe eben so verschieden, als das Hören vom Schmecken. Nicht minder sey auch das Gefühl, welches die Fußfläche, im Gehen, von dem Boden habe, auf welchen sie tritt, specifisch verschieden von jenem, welches das Augenlied oder der Gehörgang bei der Berührung eines fremden, äußeren Körpers haben, und es scheine namentlich die Gegend der Herzgrube ganz besonders zum Fühlen der Wärme und Kälte geeignet.

Dieser Ansicht folgend könnte man vielleicht (wollte man hierbei die undeutliche, minder augenfällige Abgränzung der einzelnen Richtungen durch den chaotisch unentschiedneren Zustand der unteren Region des Nervensystems nach S. 179

entschuldigen), entsprechend den vier Sinnen des Hauptes, acht verschiedene Wahrnehmungsarten des Gefühls annehmen. Hiervon gehört eine der Function der Zeugung, eine jener der ersten Ernährung des Neugebornen, zwei den äußern Oeffnungen der beiden vollkommensten Sinnorge (Auge und Ohr), zwei dem Anfang und Ausgang des Verdauungscanales, eine (das Fühlen mit Händen und Füßen) dem Wechselverhältniß unsers Leibes zur festen Erdoberfläche, auf welcher wir gehen und deren einzelne Theile wir berühren, endlich noch eine dem Anfang der Athmungsorgane in der äußeren Nasenöffnung, welcher im Thierreich öfters, besonders wo er sich zum greifenden Rüssel gestaltet, die Stelle der fühlenden Hand vertritt.

Bei dem Versuch einer solchen Abscheidung der Gefühlssinnen, möchte uns jedoch schon jene Wahrnehmung schüchtern machen, daß diese Nervenenden der verschiedensten Punkte der Oberfläche, in der Art, in welcher sie die Gegenstände der äußern Natur fühlen, so nahe sich verwandt sind, daß der Schein der Verschiedenheit, welchen ihnen die Nachbarschaft der einzelnen Organe verleiht, unter andern Umständen eben so verschwindet, als der scheinbare Unterschied zwischen dem Fühlen der Nasenspitze und jenem der Finger am Menschen, beim Elphanten aufgehoben wird, an welchem die Nasenspitze in einen greifenden Ansatz endet. Eine solche Uebertragung, der Function des einen Sinnes des Hauptes, auf das Organ des andern, wird, wenigstens im höheren Thierreich, nirgends gefunden.

In jedem Falle hat sich „unter allen verschiedenen Richtungen des Fühlens" am Leibe des Menschen die eine so vollkommen entwickelt, daß sie schon seit alter Zeit, unter dem ausschließenden Namen des Gefühls, als ein fünfter Sinn betrachtet worden. Ihre Hauptorgane sind, im gewöhnlichen Zustand, die Fingerspitzen der Hand, an welchen allerdings das Vermögen, die äußeren Gegenstände zu unterscheiden, in so hohem Grade entwickelt ist, daß der Mensch öfters durch das Tasten der Hand, wenn auch nur in unvollkommnerem Maße, sich das Sehen ersetzt, beständig aber dasselbe hierdurch berichtiget und deutlicher bestimmt. Wollten wir indeß diese Steigerung des allgemeinen Gefühles der Außen-

fläche, zu einem eigenthümlichen, ergänzenden Hülfsorgan der oberen Sinnen, als einen ausschließenden Vorzug des Menschenleibes betrachten, so würde sich dieser Vorzug allerdings, im Vergleich mit den meisten andern Säugethieren, gleich auf den ersten Blick bewähren. Denn der Fuß und die Fingerfläche ist bei diesen mit Haaren bedeckt, endet in Klauen, oder ist gar von hornartigen Hufen umschlossen, so daß diese Thierordnungen des sogenannten fünften Sinnorganes gänzlich beraubt erscheinen, und dafür zur Berichtigung des Gesichts den vollkommner entwickelten Geruch empfingen. Dagegen könnte uns vielleicht auch hierin die Betrachtung der Fledermaus eines ganz Andern, Entgegengesetzten belehren, an deren ausgespannter Haut der Finger das Gefühl, auch für bloß genäherte, nicht unmittelbar berührte Gegenstände, noch viel schärfer erscheint als am Menschen. Doch ist dieses Fühlen der Fledermaus nur sehr einseitig mit jenem, das sich am vollkommensten in den Fingerspitzen des Menschen äußert, vergleichbar.

Das Fühlen im engern Sinne ist zunächst ein Wahrnehmen des Ausströmens jenes, oben S. 200 erwähnten, selbstthätigen Princips, welches, als bewegende Kraft, von den Nervenenden des Muskelleibes ausgeht, und auf eigenthümliche Weise in die benachbarte Außenwelt einwirkt. Während wir daher, durch die Sinnen des Hauptes, zunächst nur den Kreislauf der Lebensbewegungen in der äußern Natur bemerken und erkennen, bemerken wir durch das Gefühl dieses Auf- und Niedersteigen, Aus- und Einwärtsgehen jener Kräfte an unsrem eigenen leiblichen Wesen. Der scheinbar niederste Sinn, der des Gefühls, steht daher mit der Geschichte des Selbstbewußtseyns allerdings in sehr naher Beziehung, obgleich uns übrigens nur die Sinnen des Hauptes die obere Welt der Kräfte, ihr Woher und Wohin? wahrhaft erkennen lehren, deren Quellen und Anfänge uns das bloße Getast nicht errathen lassen würde.

Dieses sind im gesunden, gewöhnlichen Zustande des Menschenlebens die Sinne, durch welche die Seele die Außenwelt und ihren eigenen Leib wahrnimmt und erkennt. Es gibt nun allerdings auch Zustände, in welchen, wie in einem vorbildlichen Tode, nicht bloß die Substanz des einzelnen Nerven oder der

Gefäßflüssigkeit, sondern gewissermaßen der ganze Leib aus dem gewöhnlichen Kreislaufe der Lebensbewegungen ausgeschieden und entnommen, zugleich aber dann ein anderer Weg der innern Wahrnehmungen als jener durch die Sinnen eröffnet wird, auf dem unser innrer Mensch in viel umfassenderer, allgemeinerer Weise, das gesammte verwandte Gebiet der Sichtbarkeit überschaut und vernimmt. Diese außergewöhnlichen Zustände sollen uns jedoch nicht hier, sondern in einem nächsten Abschnitte dieser Untersuchungen beschäftigen. Denn sie sind Momente, in welchen die Seele jene Rolle, die ihr hienieden in ihrer Zusammengesellung mit dem Leibe aufgetragen ist, vergißt; Momente, in denen der Schauspieler, von einem, sein eignes Wesen nahe angehenden Gefühle überwältigt, die Maske sinken lässet, die er bis dahin getragen, und nun auf einmal, nicht als Mensch der sichtbaren und gewöhnlichen, sondern einer unsichtbaren und ungewöhnlichen Region sich kund gibt.

Erläuternde Bemerkungen. Jener Lehre, welcher Newtons Scharfsinn ein neues Ansehen verliehen: daß das Licht ein aus der Sonne oder dem flammenden Körper ausfließendes, leibliches Wesen sey, welches in seinem Auftreffen auf die Oberfläche der Körper unter verschiednen Richtungen zurückgeworfen die Farben erzeuge und von durchsichtigen Körpern ohne Hinderniß hindurchgelassen werde, hatte schon Aristoteles (de anim. L. II, c, 7) widersprochen, welcher hierbei als einen Verkörperer des Lichtes den Empedokles vor Augen hatte. Das, was Aristoteles durchleuchtig (διαφανές) nennt, ist vielmehr eine Bewegung, in welches das Medium (τὸ μεταξὺ), mittelst dessen wir sehen, durch die Farbe gesetzt wird; eine Bewegung, welche sich dem sehenden Auge mittheilt. Wie auch in neuerer Zeit Euler das Licht als eine Bewegung (Erschütterung) des im Weltall verbreiteten Aethers betrachtete, eine Bewegung, welche an der Oberfläche der hierzu geschickten Körper Schwingungen (etwa verwandt denen der tönenden Saite) hervorbringe, die uns als Farben erscheinen; in durchsichtigen Körpern aber den in diesen häufiger enthaltnen Aether zu gleichen Erschütterungen oder Schwingungen aufrege (Eulers Briefe, Theil 1: Nova Theoria lucis et coloris in den Opusc. var. argum. T. I). Es haben alle andren Theorien über das Leuchten und Sehen eine dieser beiden (der menschlichen Vorstellung allein möglichen) Richtungen genommen. Denn nach Hipparch (m. vergl. Plut. de plac. ph. IV, 13; Nemes. de natur. hom. c. 7, ed. Matth. p. 178) geschieht das Sehen durch ein vom Auge ausgehendes Wesen, dessen Strahlen gleich fühlenden Händen die äußern Körper berühren, oder nach der Meinung einiger alten Mathematiker sollte das Sehen da geschehen, wo der vom rechten und der vom linken Auge ausgehende Strahl wie an der Spitze eines Kegels zusammenträfen. Es sagen diese Ansichten, deren Unzulässigkeit ein vertrauter Freund der Natur unter den Vätern, Basilius nachweist (m. vergl. S. Basil. Caesar. homil. contr. Sabell. ed. Par. II, 197) dasselbe aus, was oben als Empedokleisch-Newtonische Lehre erwähnt worden. Dagegen läßt sich die Erklärung des Galenus (de Hippocr.

et Plat. decr. LVII, c. 7), an welcher die Uebereinstimmung mit Plato's Lehre gerühmt wird (m. vergl. Nemes. l. c. p. 180), an die des Aristoteles anschließen. Die Luft, die uns umgibt, soll nach jener Erklärung auf gleiche Weise vom Licht und dem Leuchtenden afficirt werden als der Sehenerve. Es geschieht mithin durch sie, wie vermittelst des Durchleuchtigen des Aristoteles die Fortpflanzung eines gewissen Bewegens, das wir Leuchten nennen an das Auge, in welchem es zum Sehen wird. Dieses Bewegen wird von Porphyrius einer durch das All verbreiteten, sich selber und was das Ihrige ist bemerkenden Seele zugeschrieben (Nemes. l. c. p. 182), denn es ist auch nach Aristoteles nicht ein Leibliches und Vergängliches, sondern die Form (das unvergängliche Urbild der Dinge), welches die Empfindung unsrer Sinne bewirkt (de anim. II, c. 10), so wie es immer nur die Seele ist, welche durch den Körper empfindet (de somn. et vigil. c. 1).

An diese zweite (Aristotelisch-Eulerische) Lehre, nach welcher das Leuchten wie das Sehen durch ein Bewegen, durch ein Thätigwerden der dem sichtbaren Wesen als unsichtbarer Anfang vorgehenden Form bewirkt wird, schließt sich denn auch die im §. aufgestellte Ansicht an.

Siebenerlei ist nach der Lehre des Alterthums das, was das Gesicht bemerkt: das Körperliche, die Entfernung, Umriß, Größe, Farbe, Bewegung, Stillstand (Phil. de mund. opif. 27, ed. Mang. Vol. I, p. 29). Das Gesicht ist geistigerer Art, nicht so in die Leiblichkeit versenkt wie die andren Sinne (id. de Abrah. 373, ed. Mang. II, 24); es ist gleichsam männlichen Geschlechts, das langsamere Gehör dagegen vom weiblichen (ib. 371, ed. M., p. 22), obwohl in andrer Hinsicht wieder, wegen der Schnelligkeit, womit er der Seele seine Bewegungen mittheilt und sie zum Mitgefühl nöthigt, das Gehör als der schnellste der Sinne betrachtet werden kann (Max. Tyr. diss. XXI, p. 218, ed. Davis.)

Ueber das Entstehen des Tones und seine Fortpflanzung zum Ohre durch eine Mittheilung der Bewegung oder Schwingung (φορά, κίνησις) an ein bewegliches Medium, äußert schon Aristoteles (de anim. L. II, c. 8) die richtige Ansicht. Er vergleicht das Ohr mit einem, vermöge der in ihm eingeschlossenen Luft, beständig tönenden Horn.

Nach Herakleitos würden wir alle Dinge durch den Geruch unterscheiden, wenn sie Rauchdampf würden (Arist. de sens. et sensib. c. 5), das Riechen wird durchs Feuer bewirkt (ib. c. 2), der Geschmack durch das Erdige, weßhalb die aus der Erde wachsenden Pflanzen der schmeckenden Zunge eine größere Verschiedenheit des Geschmackes zeigen als die Thiere (ib. c. 4). Unter allen Thieren hat der Mensch den stumpfesten Geruch, dagegen aber das feinste Gefühl, und weil der Geschmack eine Art von Gefühl ist, auch den feinsten Geschmack (ib.).

Wir folgen nun bei den übrigen Erläuterungen zu dem vorstehenden §. dem Gedankengange desselben und reden deßhalb zuerst vom Tönen der Körper:

Die Wirksamkeit der Elasticität in der unorganischen Natur ist allerdings mit jener der Muskelfiber bei ihrer Contraction und hiermit nach §. 16 mit dem Tönen nahe verwandt; sie kann unter günstigen Umständen als Ton hörbar, so wie andere Male bloß als ein Gegen- und Nebeneinanderbewegen der Theile sichtbar werden. Da, wo der Widerstand gegen das Voneinanderbewegen und Trennen der Theile (durch einen Anstoß von außen) am stärksten ist, wird, unter sonst angemessenen Verhältnissen, der Ton am lautesten seyn.

Eine unmittelbare Folge der Elasticität sind die Schwingungen, in welche tönende Körper durch eine äußerliche, bewegende Ursache versetzt werden. Die Schwingungen einer langen Saite sind bloß für das

Auge sichtbar, nicht als Ton für das Ohr hörbar, wenn ihrer weniger als zehn in einer Secunde erfolgen; ja es sind alle solche Schwingungen unhörbar, welche das Auge noch zählen kann. Nach Sauveur kommen auf den tiefsten Ton, welcher an einer 40 Fuß langen Orgelpfeife noch vernehmlich ist, $12^1/_2$, auf den höchsten einer ganz feinen 6400 Schwingungen in einer Secunde, und das Verhältniß beider Zahlen wäre wie 1 zu 512. Setzt man, nach Euler, die Zahl der Schwingungen des tiefsten hörbaren Tones auf 30, des möglich höchsten, nach Chladni auf 16000 (genauer 15360), so ist das Verhältniß beider Zahlen, nahe mit dem ersterwähnten übereinstimmend, 1 zu 533. Aus beiden Angaben geht hervor, daß der äußerste Umfang der von unsrem Ohre hörbaren Tonreihe etwa 9 Octaven betrage, denn während der ersten Octave die zweifache, der zweiten die vier=, der dritten die achtfache Zahl der Schwingungen des Grundtones zukommt, findet die Berechnung für die neunte Octave die 512fache.

Zur Fortpflanzung des Schalles sind die Medien um so günstiger, je mehr sie selber ähnlicher Schwingungen fähig und dicht sind. Der luftleere Raum pflanzt daher den Schall nicht fort. Nicht alle Theile eines schallenden Körpers finden sich hierbei gleichzeitig in schwingender Bewegung, sondern (mit Ausnahme des Grundtons) gibt es gewisse Punkte in der schwingenden Saite, welche ruhig bleiben, Schwingungsknoten genannt. Auf diesen Schwingungsknoten bilden sich bei tönenden Flächen die Klangfiguren. Die Schallstrahlen gehen senkrecht auf die Richtung der Schallwellen, wie die Radien auf den Umfang eines Kreises.

Der Sinn des Gehörs bezieht sich auf die arithmetischen Verhältnisse der Bewegungen. Ein Ton erscheinet dem Ohr um so höher, je schneller die Aufeinanderfolge der Schwingungen am tönenden Körper ist. Eine halb so lange Saite von gleicher Beschaffenheit macht in derselben Zeit gerade doppelt so viele Schwingungen, und ihr Ton ist die nächst höhere Octave vom Ton der andern. Wird eine Saite bei $^4/_5$, $^3/_4$, $^2/_3$ ihrer Länge verkürzt, so wird ihr Ton die Terze, Quarte, Quinte des Grundtones. Hätte, so lehrt die Berechnung, der Grundton C in 1 Secunde 96 Schwingungen, so betrügen diese in derselben Zeit 108 für D, 120 für E, 128 für F, 144 für G, 160 für A, 180 für H, 192 für die Octave C. Die zur Hervorbringung dieser Töne nöthige Verkürzung der Saite betrüge dann $^1/_9$ für D, für E $^1/_5$, F, $^1/_4$, G $^1/_3$, A $^2/_5$, H $^7/_{15}$, für C in der Octave $^1/_2$. Vollkommen consonant sind die Octave, Quinte, Quarte, unvollkommen die große und kleine Terze wie Serte; unvollkommen dissonant sind die große Secunde und kleine Septime; vollkommen die kleine Secunde (15 : 16), große Septime 8 : 15), und die sogenannte falsche Quinte (25 : 36). Es erinnert dieß allerdings an die oben (§. 4) erwähnten stöchyometrischen Mischungsverhältnisse der Stoffe und an den Grund jener Verhältnisse. — Nur wenn die Schwingungen in gleichmäßigen Zeiträumen aufeinander folgen, entsteht ein Ton, sonst nur Schall oder Geräusch. (M. v. L. Olivers oben erwähntes Werk, so wie einige hierauf bezügliche Bem. zum §. 42.)

Ueber die vibrirende Bewegung der Fühlhörner bei den Insecten, und über die Bedeutung dieser Bewegung als einer Sprache, wodurch das eine Thier derselben Art dem andern seinen Willen mittheilt und kund machet, vergl. m. G. H. Schuberts allgemeine Naturgeschichte, oder Andeutungen zur Gesch. und Physiogn. der Natur S. 759 und noch mehr S. 765. — Manches Hierhergehörige wird noch der 30ste §. nachholen und hinzufügen.

Die Beobachtung von Wackernagel über den Wirkungskreis der Krystalle, auf welche sich das oben S. 197 Gesagte bezieht, findet sich

in Kastners Archiv für die gesammte Naturkunde, 5ten Bandes 3tes Heft, S. 302 u. f.

Sehr bemerkenswerth ist es, daß wir unter allen andern Sinnen am stärksten durch den Geruchssinn afficirt werden können, wie sich durch die entschieden kräftige Einwirkung riechbarer Stoffe auf Ohnmächtige und Scheintodte zeigt. M. v. Bertholds Physiologie §. 670. Menschen, welche ins Wasser gefallen und scheinbar todt wieder aus demselben hervorgezogen sind, erweckt öfters der Geruch vom Salmiakgeiste. Haller Elem. Phys. L. XIV. Sect. II. §. 4. Dagegen entstanden zuweilen durch den Geruch des Ambra's, des Moschus, der Fledermäuse, ja selbst der Rosen, heftige Krämpfe und Ohnmachten. Andere heftige Wirkungen der Gerüche beschreiben Boerhave, Praelect. T. IV, p. 77, und Delrius in seinen Disquisit. magic., bei Haller a. a. O. Sympathien und Antipathien wirken aufs mächtigste durch diesen Sinn, mittelst welchem, nach Kalms und Kirkpatrix älteren, so wie mehreren neueren Berichten, die Klapperschlange ihre magisch anziehende Kraft auf kleine Säugethiere und Vögel entwickeln soll. Diese Schlange gibt, wenn in ihr die Begierde nach der Beute oder der Zorn erwacht (nach Kirkpatrix), einen überaus widerlichen, moschusartigen Geruch von sich; andere in Zorn gesetzte Amphibien einen Geruch nach Knoblauch (Arsenik) oder nach Schießpulver. Auch die Begierde des Geschlechts verräth sich, bei einigen Säugethieren aus der Familie der Ziegen, durch eigenthümlichen Geruch.

Eben so, wie dieselben Töne jetzt zu Wohlklängen, dann zu Mißklängen sich verbinden können, so wird auch durch dieselben Elemente, z. B. Wasserstoff und Kohlenstoff, wenn sie in bestimmtem harmonischen Verhältniß zum ätherischen Oele sich vereinen, Wohlgeruch, andere Male Uebelgeruch hervorgebracht.

Das Wasser, obgleich dasselbe von manchen Thieren aus sehr weiter Ferne gewittert wird, erscheint für das menschliche Geruchsorgan indifferent; Salz, obgleich es so leicht und stark vom Geschmacksorgane empfunden wird, macht auf einen Geruch von gewöhnlicher Stärke keinen merklichen Eindruck.

Eine ungewöhnlich erhöhte Schärfe, namentlich des Geruchs bei magnetisch Hellsehenden, z. B. in Beziehung auf nahe Todtenäcker, wurde von mehreren Magnetiseurs beobachtet. Hierüber im nächsten Hauptabschnitte.

Die Zunge ist selbst bei vielen vollkommneren Säugthieren mit einer sehr dicken, fast knorplichten Haut bedeckt, aus welcher auch jene kleinen, trichterartigen, hohlen Kegel gebildet sind, in der die eigentlichen Nervenwärzchen wie in einer Scheide stecken. Bei noch unvollkommneren Thieren, wo die Zunge großentheils knorplicht ist, kann sie noch weniger ein eigentliches Schmecken begründen.

Bei vollkommneren Thieren vermag die Zunge zugleich zum Organ eines sehr feinen Gefühles zu dienen; überhaupt erscheint sie öfters, selbst noch in unvollkommneren Thierclassen, als Werkzeug des Fühlens. Sie ist sehr heftiger und anhaltender Schmerzen fähig.

Um schmecken zu können, muß die Zunge selber feucht, der schmeckbare Körper in flüssigem (aufgelös'tem) Zustande seyn.

In einem sehr bemerkenswerthen, ergänzenden Verhältniß stehen in manchen Fällen Gesicht und Geschmack. Tabaksraucher wissen meist im Finstern nicht, ob ihre Pfeife noch brenne oder nicht, Weintrinker sind im Dunkeln weniger als sonst fähig, die verschiedenen Weinarten durch den Geschmack zu unterscheiden. M. vergl. v. Baer, a. a. O. In noch näherem Wechselverhältniß stehet mit der Function des Geschmackes die des Geruches. Gemeinsam für beide Sinnen zeigen sich dann die zum

Theil sehr abnormen Zu- und Abneigungen für manche genießbare Gegenstände, und dem Bengalen wie dem Siamesen, welche beide am liebsten halbfaule, bebrütete Eier verzehren, erscheint auch der Geruch des faulen Eies nicht widerlich, während dagegen bei Andern schon der Geruch einer Speise, welche den Magen zum Erbrechen reizte, dieselbe Wirkung hat.

Bei den Angaben über den verhältnißmäßigen Abstand, in welchem wir entfernte Gegenstände noch bemerken und unterscheiden können, kommt sehr viel auf den Grad der Beleuchtung (mithin auch auf Farbe) oder auf den Grad des Selberleuchtens derselben an. De la Hire unterschied einen Windmühlenflügel, der 6 Fuß groß war, in einer Entfernung von 4000 Klaftern, oder beiläufig eben so viel eigenen Durchmessern. Von andern wird die äußerste Gränze des Sehens bei einem mäßig beleuchteten Gegenstand auf 5156 Durchmesser desselben geschätzt (so von Smith). Diese Gränze liegt aber für ein gesundes und scharfes Auge noch viel ferner, und v. Baer (Anthropologie S. 234) führt die bereits oben erwähnte Beobachtung an, nach welcher ein Menschenhaar, dessen Durchmesser er auf $^1/_{30}$ Linie schätzte, auf einem weißen Papier liegend, von einem scharfsichtigen Auge noch bei 28 Fuß Entfernung erkannt wurde. Es wäre dieser Abstand 201600mal größer als der Durchmesser des Gegenstandes, und der Sehwinkel betrüge etwa eine Secunde.

Bei jenen genauen Versuchen, welche Pollak, über den Diffusionswinkel beim Sehen, an seinem eigenen Auge anstellte, wurden Fäden, welche an einem vom Tageslicht mäßig erhellten Fenster ausgespannt waren, in folgenden Abständen gesehen: weiße in einem Abstande, der 1500mal größer war als die Dicke des Fadens, unter einem Diffusionswinkel von 13,2 Secunden; gelbe, hellblaue, grüne, in einer 16, 17 18tausendmal die Dicke des Fadens abmessenden Entfernung unter Diffusionswinkeln von $12^1/_5$, $12^1/_{10}$ und $11^1/_2$ Secunden. Dagegen betrug bei rothen und schwarzen der Abstand fast 22 und 23tausend Dicken der Fäden, der Diffusionswinkel nur 9,9 und 8,9 Secunden. M. v. Dr. G. Fr. Pollaks Inaugural-Abhandlung über den Einfluß der Gesichtsschärfe und des Augenmaßes auf die Operationen eines Trigonometers im Freien. Dillingen 1829.

Von größtem Einfluß ist beim Sehen die Stellung des Auges gegen das Licht. Derselbe Gegenstand, auf dieselbe Weise beleuchtet, wird in viel größerer Entfernung wahrgenommen, wenn das ihn betrachtende Auge dabei im Dunkeln steht. Nach Adams wird ein Körper, der am Tage nur in einem Abstande von 3436 seiner Durchmesser sichtbar war, bei Nacht, wenn er dieselbe Beleuchtung behält, in einer hundertmal größeren Entfernung, mithin in einem Abstande von 343600 seiner Durchmesser erkannt. In einem solchen, und selbst noch in einem weiteren verhältnißmäßigen Abstande, erkennt auch ein scharfes Auge bei Nacht die Asteroiden, wobei Juno's Entfernung über 180000 ihrer Durchmesser, die erscheinende Größe $1^1/_7$ Secunde; Vesta's Abstand gar gegen 800000 Durchmesser, die erscheinende Größe nur $^1/_4$ Secunde beträgt. Doch sehen wir in solchen Fällen nur einen leuchtenden Punkt ohne deutliche Umgränzung, und zwei Sterne, welche etwa 30 Secunden von einander entfernt stehen, erscheinen, nach Hook, auch dem schärfesten Auge nur wie einer, wobei freilich die Strahlenbrechung der Atmosphäre sehr zu berücksichtigen ist. Bei selber- und zwar mit Sonnenlichte leuchtenden Körpern rückt die Gränze der Erkennbarkeit ins Unermeßliche hinaus, und wir sehen noch Firsterne, deren Abstand viele Millionen ihrer Durchmesser, deren scheinbare Größe noch lange nicht den tausend-

sten Theil einer Secunde beträgt. Ungleich weniger augenfällig ist das Nebellicht des Firsternenhimmels.

Dieß ist die Gränze des weitesten Sehens; die des deutlichsten Sehens dagegen ist bei einem gesunden Auge 12 — 16 Zoll, bei einem kurzsichtigen (dessen Brechungskraft durch stärkere Wölbung der äußern und innern Augentheile, oder durch die größere Dichtigkeit der Hornhaut verstärkt worden) nur 8, ja nur 3 Zoll. Wird der zu betrachtende Gegenstand dem Auge näher oder ferner gerückt, als die eigenthümliche Begränzung des deutlichsten Sehens es erlaubt, so wird, nach v. Baers Vermuthung, durch die Entleerung oder Erfüllung der Ciliarfortsätze des innern Auges vom Blute, die Krystalllinse vor- oder zurückbewegt und hierdurch das deutliche Erkennen des Gegenstandes in geringerer oder größerer Entfernung, als die mittlere ist, möglich gemacht.

Während die Ferne, aus welcher das Licht zu uns hernieder wirkt, eine für menschliches Beobachten und Rechnen unermeßliche ist, gehet die äußerste Gränze, von welcher noch ein Schall vernehmbar ist, wenigstens auf dem gewöhnlichen Wege der Fortpflanzung, durch die Luft, nicht leicht über etliche Breitengrade. Das unterirdische Brüllen bei den Ausbrüchen des Hekla, wurde im Jahre 1766 nur 9 Meilen, jenes des Kattlegiaa im Jahre 1756 fünf und zwanzig Meilen weit gehört, und nur das Donnern des Vulcans auf Mindanao, der im Jahre 1640 seinen ganzen Gipfel abwarf, war 300 Meilen weit vernehmbar.

Der Gewürzgeruch der Zimmetwaldungen von Ceylon wird bei günstigem Winde zwölf bis vierzehn Meilen weit von den Schiffenden bemerkt. Ovington gibt in solchen Fällen die Gränzen der Riechbarkeit nur zu 3, Bartholin zu 40 Meilen an. Jenes Weib, dessen Woodward (cases p. 343) erwähnt, bemerkte vor Ausbruch eines Gewitters einen deutlichen Schwefelgeruch in der Luft; ein Mädchen, von welchem Michael Wagner in seinen Beiträgen zur phil. Anthropologie erzählt, hatte so scharfen Geruch, daß sie, gleich einem Spürhunde, ihrem Vater, der ein Jäger war, die Bergungsstätte des Wildprets anzuzeigen vermochte.

So wie die Nerven des Rückenmarks ungleich weniger von einander verschieden sind als die des Gehirns, so sind auch die Arten des Gefühles, das durch jene Nerven geschieht, viel ähnlicher und verwandter unter sich, als die Arten der Empfindung der Sinnen des Hauptes. Was das Auge unter diesen Sinnen, das ist die Hand unter den Theilen des Rumpfes; sie ahmt deßhalb auch alles nach, was das Auge sieht. Wo bei der Annäherung an die Menschenform der Finger zuerst, wie an den Fledermäusen, bis zum Extrem ausgebildet und vorwaltend, entwickelt wird, da ist auch das Gefühl bis zu einem Maße gesteigert, in welchem es, nach Spallanzani's Versuchen, alle übrigen Sinne zu ersetzen vermag.

Das Gefühl für die Verschiedenheit der Temperatur scheint überhaupt am entwickeltsten in der Gegend der Gangliarregion.

Das Gefühl steht besonders deutlich in einem stellvertretenden Wechselverhältniß mit dem Gesicht. Blinde lernten durch eine höher gesteigerte Entwicklung des Gefühls nicht bloß Gestalten bis in ihre feinsten Umrisse unterscheiden, sondern nach der Behauptung Einiger sogar Farben. Selbst der erst in seinem 20sten Jahre blind gewordene Bazko unterschied an einem Tuche die schwarze Farbe durch ihr rauheres Gefühl. Auf diese Weise lehrte man den Blinden in Hauy's Institute zu Paris unter Anderm auch Lesen und Mathematik. Bei diesem Unterrichte blieben meist die zurück, die noch einen Schimmer vor dem Auge sahen. Doch verfeinern sich bei Blinden auch die andern Sinnen. Bazko erkannte die Mineralien durch den Geruch; andere Blinde finden

sich mittelst des Gehörs und Gefühls in langen Gassen und Gängen ohne Anstoß zurecht. So, vielfach durch die andern Sinne unterstützt, konnte deßhalb der blinde Saunderson in Cambridge die Professur der Mathematik, Bazko in Königsberg die der Geschichte versehen.

Das merkwürdigste bekannte Beispiel jedoch von einer ungewöhnlichen Entwicklung der andern Sinnen und einer hohen Ausbildung der geistigen Anlagen, bei gänzlicher Blindheit der Augen, gibt uns die schon durch Mesmers mißlungene magnetische Cur den Aerzten bekannt gewordene Fräulein Maria Theresia v. Paradies. Sie verlor die Sehkraft plötzlich, angeblich durch einen Nervenschlag, als sie ungefähr dritthalb Jahre alt war. Das seltene Mädchen verlor aber mit dem Gesicht nicht zugleich den Lebensmuth und das Streben, etwas Außerordentliches auch in der Gesellschaft der Menschen zu leisten. Schon als fünfjähriges Kind zeichnete sie sich durch Verstand und Witz vor andern Kindern aus, die ihr an Jahren gleich und auch überlegen waren. Besonders zeigte sie eine solche Neigung und Anlage zur Musik, daß sie gleich in der ersten Unterrichtsstunde die Tasten eines Claviers kennen, in der dritten ein Stück spielen lernte, in einem Monat schon ein kleines Concert gab. Bald vermochte sie dieß mit den schwereren Concerten von Bach und allen damaligen großen Meistern, und konnte sich nicht bloß auf Orgel und Fortepiano in Wien und den meisten größeren Städten Europa's hören lassen, sondern sie componirte selbst Lieder, Balladen und Opern, welche allgemeinen Beifall fanden. Sie unterrichtete aus Mitleid Blinde im Clavierspielen, wobei sie öfters strickte oder Briefe dictirte, ohne einen einzigen falschen Griff der Schüler zu überhören. Sie klöppelte Spitzen, setzte und druckte ihre Briefe an einige blinde Freunde (z. B. Pfeffel) mit einer Handpresse, lernte nach Saundersons Anleitung trefflich rechnen, dann Geometrie und Stereometrie, auch Geographie (nach eigens dazu mit erhabenen Punkten versehenen Landkarten) so genau, daß sie über die gegenseitige Lage der Hauptorte und Länder trefflich Bescheid wußte. Eben so hatte sie gründliche Kenntnisse in der Astronomie. Ihr heiterer Sinn trieb sie zu den Vergnügungen des Tanzes, Kegelspiels und Kartenspiels, und sie war Meisterin in diesen allen. In jüngeren Jahren spielte sie selbst Rollen auf einem Liebhabertheater mit bewundernswürdigem Ausdruck. Sie urtheilte über den Charakter der Menschen auf eine sehr treffende Weise aus der Sprache. Den Schönheitssinn hatte sie durch Studium der Antiken (die sie mit den Fingerspitzen berührte) so ausgebildet, daß ihr Urtheil über betreffende Gegenstände sehr richtig war. Selbst bei Kleidungen und ihren Farben zeigte sich ihr Schönheitssinn so geläutert, daß ihre Freundinnen den Geschmack dieser Blinden oft zu Rathe zogen. Ihr Gefühl war so ausgebildet, daß sie wie ein Sehendes im Hause herumging, nie an Menschen anstieß, Bäume, z. B. einer Allee, mehrere Schritte weit fühlte. Gleich beim Eintritt in ein Zimmer erkannte sie durchs Gefühl seine Größe und Gestalt. Sie bemerkte sogar die Eigenthümlichkeiten einer Gegend, durch die man sie führte, und zeigte in ihrem Urtheil über die Schönheiten einer Landschaft solche Sicherheit und Richtigkeit, wie ein Sehender. Auch ihr Geschmack an Büchern, die sie sich vorlesen ließ, war sehr trefflich und fein. Oefters täuschte sie selbst Freunde und nähere Bekannte durch ihre Lebendigkeit so sehr, daß diese glaubten mit einem Sehenden zu thun zu haben. Am merkwürdigsten war es an dieser Blinden, daß sie ordentliche Phantasien des innren Sinnes hatte: Gestalten und Gesichter im Traume und Wachen zu sehen glaubte. — Andre geistvolle Blinde waren der Chemiker und Mathematiker Dr. Heinreich Moyes, die Tonkünstler Stanley und Parry, der Baumeister John Matcalf. (Essays of the philosophical and litterary society of

Manchester Tom. I. und dieses Citat sowohl als die ausführlichere Geschichte der Fräulein Paradies in Michael Wagners Beiträgen zur philosophischen Anthropologie B. II. S. 229.)

Schwerer zwar läßt sich, in Beziehung auf geistige Entwicklung, der Sinn des Gehörs durch die andern Sinnen ersetzen; dennoch hat selbst die Geschichte des blind und taub zugleich gebornen James Mitchel, die wir im §. 37 ausführlicher betrachten wollen, gezeigt, daß die Seele sogar in solchem Falle noch stellvertretende Wege zur Erkenntniß der Außenwelt und zur Mittheilung der innern Gedanken an andere Menschen finde. Auch die taub und blind zugleich gewordene Victorine Morisseau aus Saintes zeigte eine merkwürdige Entwicklung des innern Sinnes (m. v. das Journal de l'Instruction de sourds-muets et des aveugles par Bebian. Paris Août et Septembre 1826). Ein noch neueres Beispiel von einer nach dem 4ten Lebensjahre als Folge eines heftigen Nervenfiebers eingetretnen Lähmung der Sinnesnerven und einer hieraus entstandnen gänzlichen Blindheit findet sich in der Geschichte der jungen Amerikanerin Julia Brace, geboren am 13 Julius 1807 zu Hartfort, Tochter des John und der Rahel Brace, von ihrer lähmenden Krankheit befallen am 19 Nov. 1811. Selbst bei dieser (später in die Versorgungsanstalt zu Hartfort aufgenommenen) von der Außenwelt so abgeschlossenen Jungfrau zeigen sich ein tieffühlendes menschliches Gemüth und Aeußerungen menschlicher Vernunft.

Der Bau der Sinnorgane und die Verrichtung ihrer einzelnen Theile.

§. 19. Die Sinnorgane und ihre Verrichtung sind nur ein sichtbares Abbild der höchsten Kräfte und Verrichtungen unsers geistigen Menschen, und eine tiefer eingehende Betrachtung könnte vielleicht die mehr abbildliche Uebereinstimmung der einzelnen Aeußerungen und Thätigkeitsmomente unsres Verstandes oder unsrer Vernunft, mit den einzelnen Theilen des Auges und Ohres und ihrer Bestimmung, auf eine sehr ins Einzelne gehende Art nachweisen. Wir betrachten deßhalb hier die Sinnorgane des Menschenleibes mit etwas größerer Genauigkeit und Ausführlichkeit.

Die Wechselbeziehung der einzelnen Sinne auf einander wird uns in dem höchst bedeutungsvollen Verlaufen und Verzweigen ihrer Nerven deutlich.

Der Nerve, welcher zunächst das Sehen vermittelt, der eigentliche Sehenerve, entspringt aus den oben erwähnten, mittelsten Gebilden des großen Hirnes: den Vierhügeln und den gewöhnlich sogenannten Sehehügeln. Seine innre Wurzel raget augenfällig deutlich in die Seitenhirnhöhlen hinein. Gleich am innren Anfange dieses Nervens erscheint jene Durchkreuzung

merkwürdig, vermöge welcher, deutlicher im niedern Thierreiche, z. B. bei den Fischen, als im höheren, die innre Sehenervenmasse der linken Hirnseite sich hinüberzieht nach dem rechten Auge und jene der rechten nach dem linken Auge. Denn bei den Fischen entspringt der Sehenerve der einen Seite schon ganz deutlich gesondert aus der entgegengesetzten Hirnhälfte; bei den Säugthieren und im Menschen strömet die Nervenmasse am Punkte der sogenannten Durchkreuzung nur zusammen und gehet dann, mehr oder minder deutlich, mit einem großen Theil ihrer Fasernstränge nach der entgegengesetzten Seite hinüber. Es verläuft nun der Sehenerve eine kurze Strecke neben und mit dem Riechnerven, empfängt alsdann von der harten Hirnhaut seine feste Scheide, welche er jedoch, von ihr sich entkleidend, der harten Haut des Augapfels überläßt, und, was nicht ohne Beziehung auf das oben (§. 17) erwähnte Zahlenverhältniß der Rückmarksnerven-Paare erscheint, in etwa dreißig Markbündel getheilt, ins innerste Auge tritt, in welchem er sich, zwischen der Aderhaut und der Glasfeuchtigkeit, zu einer zarten, markigen Haut — der Netzhaut — ausbreitet, aus der das innre Licht beständig, durch das äußere geweckt und geführt, emporsteigt. Der Sehenerve, der höchsten Empfindung dienend, ist der empfindlichste von allen, wie dieß die Heftigkeit der Schmerzen und ihre Folgen bei Verletzung der Markhaut beweisen.

Wie die Sehenerven nach vornen aus der alle Marktheile des Hirnes in sich versammelnden Mitte des großen Gehirns entspringen, so gehen die Hörnerven nach hinten aus einem ähnlichen Centralpunkt der Region des kleinen Gehirns: aus dem großen Markknoten und dem in die vierte Hirnhöhle hineinragenden Rückmark hervor. Die innersten Anfänge erscheinen öfters etwas unsymmetrisch; der erste Verlauf des Hörnerven ist neben dem Antlitznerven. Es ist der Hörnerve vor allen andern Nerven des Menschenleibes durch die Kürze und das Ende des Verlaufes ausgezeichnet. Denn, fast unmittelbar aus dem Gehirn, verliert er sich an das wundervolle Gebilde von Knochen und die in ihren Höhlungen eingeschlossenen Feuchtigkeiten, von denen wir hernach reden werden.

Die Nerven des Geruchsinnes entspringen weiter nach außen und vornen als die Sehenerven, aus den vorderen Rundungen und den gestreiften Hügeln (Geruchshügeln) des Gehirns. Es erscheinen diese Nerven in der Nähe ihres Ursprunges wie aus drei Markmassen gebildet und dreieckig, gleich dem Pistill eines lilienartigen Gewächses. *) Sie endigen sich zuletzt auf dem Siebbeine, welches die Gränze zwischen der Schädel- und Nasenhöhle bildet, als graue Kolben, aus denen Nervenfäden in zwei Reihen, einer innern und äußern, zu den zarten Muschelgebilden der innern Nase hinausdringen. Auch die Zahl dieser Nervenfäden scheint in etwas an die Zahl der innern Hirntheile zu erinnern, denn sie beträgt, wenigstens bei der innern Reihe, zwölf bis vierzehn, und hiervon ist die Fädenzahl der äußern Reihe nicht viel verschieden.

Die Nerven der oben erwähnten drei Sinnorgane sind dann durch einen, schon durch diese Bestimmung höchst bedeutungsvollen vierten Nerven: durch den des Geschmackes, aufs mannichfaltigste verwebt und verbunden. Es ist dieß der nach dem äußern Punkt seines Hervortretens aus dem Gehirn sogenannte fünfte Hirnnerve, welcher, zwischen den innersten Wurzeln des Seh- und Hörnervens, doch mehr nach außen, aus den Markbündeln des großen Gehirnes entspringt. Sein innerstes Ende scheint wenigstens bis in die Nähe der vierten Hirnhöhle zu reichen. Es gehen, wie aus doppeltem Quell, zwei deutlich geschiedene Anfänge, der eine in etwa sechzig oder siebenzig, der andere in sechs oder sieben Markbündel sich theilend, aus dem Hirnknoten hervor, und der erstere, größere und zugleich hintere, bildet vor und bei seinem Ausgang aus der harten Hirnhaut ein knotiges Nervengeflecht: erinnernd hierdurch an den ähnlichen Vorgang der Knotenbildung bei den hinteren, der Empfindung dienenden Ursprüngen der Rückmarksnerven. Denn auch hier gehet der vordere, mit keinem Knoten beginnende Anfang in die der willkürlichen Bewegung dienenden Muskeln der Wangen, der Schläfe und der Mundwinkel, so wie mit einem andern Aste

*) Sömmering, Hirn- und Nervenlehre, 2te Auflage. §. 148.

in die Muskeln der Käuorgane; der andere, hintere Anfang aber, welcher bald nach seinem Absondern vom Gehirn zum Knotengeflecht anschwillt, gibt zuerst einen Ast, der mit dem Nerven des oberen schiefen Augenmuskels nah verbunden ist, an die Blendung (den Ciliarkranz) des innren Auges und an die innren Geruchsorgane ab, und verzweigt sich dann an die Thränendrüse und an die Theile der Stirn. Ein zweiter Ast des hintern (knotigen) Anfanges verzweigt sich ebenfalls mit einigen seiner Enden in den innern Höhlungen des Geruchsorganes, verschlingt und verströmt sich mit anderen Enden in den Gesichtsnerven, und in die oben erwähnten aufsteigenden Enden des sympathischen Nervens, versorget den Gaumen und die zu ihm gehörigen Theile, das Zahnfleisch der hintern Backzähne, so wie die Backzähne selbst, und mit seinem untern Augenhöhlende auch die andern Zähne der Oberkinnlade, den äußern Theil der Nase und die Oberlippe. Endlich so ist vorzüglich der dritte und stärkste Ast jenes merkwürdigen Nerven das verbindende Mittelglied zwischen den Organen des Hörens und Schmeckens. Denn dieser verliert sich mit einem Theil seiner Endungen in der Oberfläche und den schmeckenden Nervenwärzchen der Zunge, in der innren Mundhaut und den Speicheldrüsen unter der Zunge, in den Zähnen und dem Zahnfleisch der Unterkinnlade, so wie in den äußern Theilen des untern Mundes; andere Enden aber gehen zu dem innern Gehörgange und einigen noch unmittelbarer beim Hören dienenden Theilen, so wie zum äußern Ohr und der Ohrenspeicheldrüse.

So sind durch dieses fünfte oder durch das eigentliche Geschmacksnervenpaar zwar alle Organe der Sinnen, vorzüglich aber und unmittelbar jene des Sehens und Riechens, so wie des Hörens und Schmeckens verbunden.

Wir betrachten nun den Bau der Sinnorgane und ihr bedeutungsvolles Geschäft im lebenden Körper:

Eine bergende, undurchsichtige Decke von Muskeln, Gefäßen und Häuten, von Haar oder Federn und harten Schildern, verhüllet sonst überall die letzten Ausgänge der Nerven des thierischen Leibes, und diese Enden lösen sich meist so unmerklich in die andren Theile auf, daß sie gar nicht mehr

als nervenartiges Gebilde erscheinen. Nur die Nerven des Gesichtssinnes und des Gehörsinnes gehen nicht in diese Auflösung über, sondern sind noch an ihren letzten Endungen als markige, unvermischte Nervenmasse erkennbar; während selbst die Nervenenden des Geruchs = und Geschmackssinnes zuletzt sich fast unmerklich in eine Schleimhaut verweben. Hierbei hat denn aber die letzte Ausbreitung des Sehenerven noch das Eigenthümliche und Ausgezeichnete, daß sie nicht wie der Hörnerv in undurchsichtige Massen eingeschlossen ist, sondern in einem glasartig durchsichtigen Gebilde sich offen zu Tage legt, so daß man, an diesem einzigen Punkt des Leibes, unmittelbar auf das thierische Nervenmark hineinblicken kann.

Schon der Punkt des Eintretens des Sehenerven, in den Grund des innren Auges, erscheint bemerkenswerth. Auch hier, wie überall in der lebend bewegten Natur, fällt die dynamische Mitte nicht mit der mathematischen zusammen; jener Punkt des Eintretens des Nerven liegt etwas nach einwärts, von der eigentlichen Axe des Auges hinweggerückt. und an dieser Axe selber zeigt sich, von citrongelbem Rande umgeben, ein von Nervenmark nur sehr sparsam überkleideter und deßhalb einer Oeffnung gleichender, öfters auch wirklich geöffneter, rundlicher Fleck: das sogenannte Centralloch des hinteren Augengrundes. Die Ausbreitung des Sehenerven gleichet einem milchigweißen, halbdurchsichtigen Netzgewebe, und hat deßhalb von dieser Bildung den Namen der Netzhaut empfangen. Nur an ihrem vordern Rande ist sie etwas deutlicher mit der glasartigen Feuchtigkeit und der innren Gefäßhaut des Auges verwebt, sonst hält sie sich von den angränzenden Theilen fast ganz frei und geschieden. Dieses eigentlich Sehende, dieses Licht des Menschenleibes, ruhet auf einem eigenthümlichen Dunkel, einem schwarzen Farbestoff (Pigment), welches zwischen der Netzhaut und Gefäßhaut des Augengrundes ergossen ist; so daß hier deutlicher und schärfer als irgend anderswo im Leibe, Licht und Dunkel an einander gränzen und sich scheiden.

Hinter der Netzhaut und dem schwarzen Pigment breitet sich, an die weiche Hirnhaut erinnernd, die Gefäßhaut (Cho-

roidea) aus, und der harten Hirnhaut entsprechend, umfasset den ganzen Grund des Auges die sennig feste Harthaut (Sclerotica). Dieses sogenannte Weiße des Auges bezeichnet auch äußerlich den Gränzpunkt, wo im Innern die Markhaut des Sehenerven endet, und mithin die Gränze jenes Theiles des Auges, welcher eigentlich das Licht siehet. Da wo aber der aus jener Dreiheit von Hautgebilden bestehende Grund des Auges aufhört, zeigt sich nach vornen die durchsichtige, aus gleichartigen Lamellenschichten gebildete Hornhaut. Diese, obwohl von einer höchst empfindlichen Haut (der Bindehaut, Conjunctiva) von außen überkleidet, erscheinet für sich selber nur sehr wenig empfindlich, und es stellet überhaupt der vordere Theil des Auges, in Beziehung auf den hinteren, jenes Verhältniß dar, in welchem der ruhende, aus dem eigentlichen Kreise der Lebensbewegungen ausgeschiedene Knochen zum Nerven und Muskel stehet, wie denn auch wirklich nach Döllinger der hintere, von der harten Hirnhaut umschlossene Theil des Auges vom Hirn aus nach außen, der vordere von der Haut aus nach innen dem ersteren entgegengebildet wird.

Das Innre des Augapfels erfüllet, von der Hornhaut bis zum hinteren Grund, auf welchen sich der Sehenerve ausbreitet, eine durchsichtige Masse von dreifacher Art. Unmittelbar hinter der Hornhaut, in dem vordersten Theil des Auges, findet sich die „wässerige" Feuchtigkeit. Mit Recht so genannt, denn sie bestehet fast ganz aus reinem Wasser, welchem sich nur eine geringe Spur von Salzen und von Eiweißstoff zumischet. An diese Feuchtigkeit gränzet weiter nach hinten die Krystalllinse. Sie ist, besonders nach ihrem innern Kern hin, von festerem Gewebe, und es mischt sich zu ihrem Wassergehalt eine vorzüglich große Menge von Eiweißstoff, denn dieser wird hier im Mittel zu 36 Procenten berechnet. Die Krystalllinse, welche an ihrer hinteren Seite stärker gewölbt ist als an der vorderen, ist von einer eigenen, durchsichtigen, ziemlich festen Capselhaut umschlossen, von welcher sie jedoch eine zarte Flüssigkeit trennt. Endlich so wird der größere Theil des Auges (der hintere Grund desselben) von dem halbflüssigen Glaskörper ausgefüllt, welchen eine zarte Haut nicht bloß äußerlich umkleidet, sondern auch nach innen hinein mit zel-

lenartigen Fortsätzen durchwebt. Nach vornen ist dieser Glaskörper des Auges zur Aufnahme der Krystalllinse eingetieft.

An die sennig faserige, weiße Harthaut (Sclerotica) des Auges fügt sich nach vornen und außen, wie wir sahen, die durchsichtige, lamellöse Hornhaut an; so fügen sich auch an die beiden andern Hautgebilde des innren Auges, da wo sie nach vornen enden, Theile an, welche zu jenen einen ähnlichen Gegensatz bilden, als die Hornhaut zur Harthaut. Die eigentlich aus zwei fest verbundenen Blättern bestehende Gefäßhaut endet an einem weißlichen Ringe: dem sogenannten Ciliarband, an dessen innrer Seite der Faltenkranz oder der Ciliarkörper (corpus ciliare) gesehen wird. Da aber, wo das eigentliche Gebilde der Gefäßhaut nach vornen endet, fügt sich an sie, wie die Hornhaut an die Harthaut, die Iris oder der Augenstern an, welcher gleich der Gefäßhaut aus zwei Blättern: einem vorderen, vorzüglich gefäßreichen, und einem hinteren, der sogenannten Traubenhaut, zusammengesetzt ist. Die letztere überkleidet eine Lage von schwarzem Pigment, dessen größere oder geringere Dichtigkeit vorzüglich dem Augenstern seine eigenthümliche, blaue oder schwarze oder grünliche Färbung gibt. Es breitet sich die Iris oder Regenbogenhaut schwimmend in die wässerige Feuchtigkeit des vorderen Auges aus und theilt dieselbe in zwei Kammern, eine vordere und hintere ab. Nach hinten gränzt zwar der Augenstern an die Gefäßhaut, und empfängt von derselben sogar Gefäße, ohne jedoch eigentlich in dieselbe überzugehen; nach vornen aber läßt er in seiner Mitte eine Oeffnung: die Pupille, deren Erweiterung und Verengerung bei den verschiedenen Graden des auf die Netzhaut einfallenden Lichtes durch ein mäßigeres oder stärkeres Einströmen des Blutes bewirkt wird, wodurch ein Anschwellen und Ausdehnen des Aderngewebes nach vornen erfolgt. Es wird indeß die Iris nicht unmittelbar durch das auf sie treffende Licht, sondern bloß mittelbar durch die Einwirkung der Helle auf die Netzhaut in diese Bewegung gesetzt.

Was für die Harthaut die Hornhaut, für die Gefäßhaut des Auges die Iris, das ist in Beziehung auf die Netzhaut das sogenannte Strahlenblättchen; eine zarte, stark gefaltete Haut,

welche vom vorderen Rande der Netzhaut nach der Mitte geht und zuletzt an der Vorderseite der Linsencapsel sich verliert.

Der Ausdehnung und dem Rauminhalte nach sind die erwähnten递haupttheile des Auges so angeordnet, daß die Hornhaut, in einem Profildurchschnitt des Augapfels, etwa den siebenten Theil des ganzen Umfanges einnimmt, die andern sechs Siebentheile aber die Harthaut umkleidet. Von der ganzen Tiefe des Auges, von der vorderen Fläche der Krystallinse an bis zu der hinteren Außenfläche der Harthaut, durch welche der Sehenerve eintritt, gehört etwa ein reichliches Siebentheil den vorderen Kammern des Auges, das zweite Siebentheil erfüllt die Krystallinse ihrer Dicke nach, vier andere der Glaskörper, endlich das siebente bildet den Zwischenraum zwischen dem Glaskörper und dem äußerlichen Eintritt des Sehenerven.

Die wundervolle, kleine Welt des Auges ruhet in einer eigenen, von sieben Knochen gebildeten Höhle des Schädels, auf einer schützenden Lage von Fett. Sechs Muskeln, vier gerade und zwei schiefe, geben dem Augapfel eine Beweglichkeit nach allen Seiten, wie sie, außer der Zunge, kein anderer Theil des Leibes hat, und es wird die Bedeutung, welche die bildende Seele auf diese sprechenden Bewegungen legt, schon darinnen erkannt, daß jenen kleinen Muskeln zwei eigenthümliche Nerven bestimmt sind. Außer ihnen dient dem Auge jener Muskel, welcher die schützenden Augenlieder schließt, so wie ein anderer, welcher das obere Augenlied aufhebt und hierdurch das Auge öffnet. Die Augenbrauen, so wie die Wimpern, dienen zugleich zum Schutze des Auges und zur Verstärkung seiner Sehkraft, während die Meibomischen Drüsen des oberen Augenliedes seine Außenfläche beständig mit einer ölichten, die im Augenwinkel ausmündende Thränendrüse mit einer wässerigen Flüssigkeit befeuchten.

Der Mechanismus des Sehens wird uns, je mehr wir an ihn den Maßstab des mathematisch-physikalischen Calculs legen, desto mehr zum Räthsel. Es gibt einen Punkt des Augenrundes, an welchem das Nervenmark des Sehenerven ganz unfähig zum Sehen, ganz blind erscheint, so daß uns kleine, ferne Gegenstände, wenn ihr Strahlenbild gerade auf jenen Punkt hinfällt, plötzlich verschwinden. Eine weitere Untersuchung hat gelehrt,

daß dieser Punkt derselbe sey, an welchem der Sehenerve ins Auge tritt, mithin der, in welchen das empfindende Nervenmark in größter Masse und Stärke zusammengedrängt ist, und, dem Anscheine nach, die Empfindung des Sehens am stärksten seyn sollte. Diese Thatsache wird indeß nicht mehr befremden als jene, daß das Gefühl erst am weitesten von den Anfängen der Nerven, wie etwa an den Fingerspitzen, am schärfsten und deutlichsten, — im Gehirn selber, dem Sammelpunkt alles Fühlens, sehr stumpf ist. Der Sehenerve ist bei seinem Eintreten noch nicht zur Netzhaut geworden, und nur diese sieht, und sie bemerkt auch noch, wenn der Wille sich dahin lenkt, Gegenstände, welche 60 Grad von der Linie, nach welcher das Auge hinblickt, zur Seite abliegen.

Wir sehen das Bild, auf das unsere Augen gerichtet sind, weder doppelt noch verkehrt, wie dieß nach der physikalisch-mathematischen Theorie doch seyn sollte. Denn nach der Gestalt und Zusammenordnung der Theile des Auges, würde in diesem ein Bild sich so darstellen, daß jener Theil desselben, welcher dem tragenden Mittelpunkt der Erde zugekehrt ist, nach oben, nach dem Gehirn zugekehrt wäre. Mit Recht, denn jeder äußere Gegenstand, der zur Wahrnehmung des Gefühls werden soll, muß jetzt auf einen anderen, oberen Centralpunkt, der statt nach der Erde, nach dem Gehirn fällt, bezogen und gestellt werden.

Linien, welche senkrecht neben einander laufen, unterscheiden wir leichter als solche, welche horizontal über einander stehen; Gegenstände, welche in der Höhe über uns schweben, erscheinen uns kleiner, zugleich aber auch, wegen der größeren Helle, näher als andere, gleich große und gleich entfernte, welche mit uns auf gleicher Ebene stehen. Die scheinbare Vergrößerung der Gestirne und ihrer Abstände, wenn sie am Horizont, ihre Verkleinerung, wenn sie am Zenith stehen, hat wohl übrigens mehr ihren Grund in der teleskopischeren Beschaffenheit der niederen, dichteren Luftschichten, vor jenen der höheren Region des Dunstkreises, als in der, allerdings auch bei weitsichtigen Augen auffallenden, größeren Schärfe der Sehkraft in dem oberen Theile der Netzhaut.

Bemerkenswerth ist das Verhältniß unserer Sehkraft zu

den Farben. Einige Menschenaugen unterscheiden gar keine Farben, sondern nur Helle und Dunkel. Ein selbstständiges, eigenthümliches Reproductionsvermögen unsers Auges für Farben wird schon in der Geschichte der Farbenspectren erkannt, und das Auge, wenn es eine Zeit lang nach einem farbigen Punkte geschaut, bildet sich beim Hinwegwenden von ihm einen andern, von harmonisch entgegengesetzter Farbe, oder einen dunklen statt des hellen.

Wie der empfindende Nerv des Auges an durchsichtigen Flüssigkeiten, so endet der empfindende Nerv des Gehörs an festen, undurchsichtigen Knochen; denn der Schall hat den Knochen eben so zum vermittlenden Leiter als das Licht die flüssige Gallert. Es ist auch am Ohr jene Dreitheilung deutlich, die sich uns im Bau der meisten bisher betrachteten Organe des Leibes zeigte. Das äußere Ohr dienet zur Aufnahme; das mittlere, die Trommelhöhle, zur Fortpflanzung; die dritte Abtheilung, der Ohrgrund oder das Labyrinth, eigentlich erst zum Hören des Schalles. Diese letztere ist für die Geschichte des Gehörsinnes die wichtigste; wir betrachten sie daher zuerst.

Man unterscheidet im Ohrgrund oder Labyrinth drei Theile: den Vorhof, die Bogengänge und die Schnecke. Es sind diese Theile bei ihrer anfänglichen Entwicklung im neugebornen Kinde in eine knöcherne Capsel eingeschlossen, welche später mit dem Felsenbein des Schädels zu einem unscheidbaren Ganzen verwächst. An diesen Theilen erinnert der Bau und die Anordnung der Nervenfäden allerdings, bei den einen an die Einrichtung der besaiteten Instrumente, deren Saiten beim Lautwerden eines äußeren Tones mittönen, bei den andern an die Gestaltung der durch den Lufthauch tönenden (blasenden) oder durch Spannung einer ausgebreiteten Oberfläche schallenden, musikalischen Werkzeuge. Zu denen der ersten Art gehört die Schnecke, an welcher man im menschlichen Ohre zwei und eine halbe Windung zählt. In ihrem Innern zeigt sich die knöcherne, nur bis in die zweite Windung reichende Spindel (modiolus); durch die Umgänge verläuft als innre Scheidewand ein aus zwei Knochenlamellen gebildetes Spiralblatt, welches die Umgänge in zwei Treppen, eine obere engere und eine untere weitere theilt. Die letztere beginnt an dem innren Paukenfell des rundlich

dreieckigen Fensters, die andere mündet in den Vorhof. Nach oben zeigt sich da, wo die Spindel endet, im Innren der Schnecke, eine trichterförmige Höhlung, deren Spitze nach der Spindel gekehrt ist.

In dieses Gebilde der Schnecke verläuft der größte und vorderste Ast des Gehörnerven. Seine Masse erscheint weicher und zarter als die der andern Aeste. Schon ehe der Nerv der spiralförmig gewundenen, siebartig durchlöcherten Basis der Spindel sich nähert, zeiget er eine eigenthümliche, bei keinem andern Nerven bemerkte, wirbelartige Drehung und Windung seiner Fäden um einander. Die einzelnen Fäden treten aus der Spindel durch feine, zarte Canäle zwischen die beiden Knochenlamellen des Spiralblattes hinein und verzweigen sich zuletzt, von dem Rande des Spiralblattes, nach der äußeren Wand der Umgänge hin. Es sind diese Umgänge, wie alle innren Theile des Ohres, mit einer zarten Haut ausgekleidet, und es erfüllt sie ein flüssiges Wesen, welches, wenigstens nach dem Tode, als ein tropfbar wässeriges erscheint. Die verschiedene Länge der in der Schnecke verbreiteten Nervenfäden hat diese schon öfter mit den Saiten eines schneckenförmig gedrehten Resonanzbodens vergleichen lassen.

Nach der der Schnecke entgegengesetzten Seite des innren Ohrgrundes oder Labyrinths hin zeigen sich die drei knöchernen Bogengänge, welche nach dem einen Ende bauchig erweitert, nach dem andern verengt sind. Die engeren Enden (gleichsam Mundstücke) zeigen sich bei zweien: dem oberen und unteren Bogengang oder halbcirkelförmigen Canal vereint, so daß die drei Bögen nur mit fünf Ausgängen in den mittleren Theil, oder den sogenannten Vorhof münden.

Dieser, der Vorhof, stehet durch eine längliche Oeffnung, das sogenannte eirunde Fenster, in Verbindung mit der Trommelhöhle des mittleren Ohres oder Gehörganges. Doch gilt dieses nur von dem knöchernen Theile des Vorhofes, und die Verbindung ist keineswegs eine unmittelbare, indem der bauchig weite, blasenartig ausgespannte Sack, welcher das Innre des Vorhofes bildet, nur mit den Bogengängen und der oberen Treppe der Schnecke unmittelbar zusammenmündet, nach dem eiförmigen Fenster hin aber geschlossen ist. In der häutigen Aus-

füllung des Vorhofes und der Bogengänge verbreitet sich der zweite (hintere) Ast des Hörnerven, und zwar so, daß er zunächst in den Sack des Vorhofes, von da in die bauchigere Ausmündung und den Hals der innren, häutigen Bogengänge verläuft, und in letzterem sich verliert. Gleich als sollte er an diesen, der Schallmündung eines Waldhorns gleichenden Ausgängen ein da hindurch gehauchtes Tönen vernehmen. — Jene häutigen Höhlungen erfüllt ein wässerig flüssiges Wesen.

Der mittlere Theil des Ohres, oder die Trommelhöhle, ist nach außen von dem Gehörgange, in welchen die Luft unmittelbar eindringet, durch das nach innen etwas convexe, nach außen concave Trommelfell abgesondert, welches im ungebornen Kinde zwischen einem Knochenring, der später mit dem benachbarten Knochen verwächs't, ausgespannt ist. Nach der äußeren Seite hin ist es von einer zarten Fortsetzung der Oberhaut des Leibes, nach der inneren von einer zarten Schleimhaut umkleidet, das Trommelfell selber erscheint als eine sennig oder musculös faserige, verhältnißmäßig ziemlich dichte Haut. Im Innern der Trommelhöhle zeigt sich jene sonderbare Dreiheit von kleinen Knochen, welche man, ihrer ungefähren Gestalt nach, den Hammer, den Amboß und den Steigbügel benannt hat. Der erstere ist mit seinem einen, spitzeren Ende (dem Griff) an das Trommelfell befestiget und berührt mit einem andern, dickeren den Amboß, welcher seinerseits wieder an den Steigbügel stößt, der mit dem unteren, geraden Schenkel (dem Fußtritt) das eirunde Fenster des Vorhofes berührt, so daß mittelst dieser drei Knochen die Fortpflanzung der äußeren Töne, vom Trommelfell bis zum Vorhof geschieht. An den Griff, so wie an den dünnen, seitlichen Fortsatz des Hammers und an den Steigbügel, fügen sich die zarten Muskeln der Trommelhöhle an: die kleinsten des ganzen Leibes, und darum die am leichtesten und unaufhörlichst beweglichen. Die Trommelhöhle stehet durch einen eignen Gang: die Eustachische Röhre, mit dem hintern Theil des innren Mundes (der sogenannten Rachenhöhle) in Verbindung, und die Schwerhörigkeit, welche nach einer Verstopfung oder Verschließung jenes Ausganges entstehet, bezeuget die Wichtigkeit desselben für das Geschäft des Hörens. Die Nerven, welche den mittleren Theil des Ohres: die Trom-

melhöhle und das Trommelfell versorgen, kommen eben so wie jene, welche im Auge zur Iris und zu den an sie gränzenden Theilen gehen, vom fünften Nervenpaare. Ein zarter Ast des siebenten Nervenpaares, des sogenannten Gesichtsnerven, der sich zuletzt mit dem zur Zunge gehenden Theil des fünften Nervenpaares verbindet, ist, mehr seines annähernden Verlaufes, als seiner eigentlichen Verbreitung und Bestimmung nach, die Paukenfellsaite (chorda tympani) genannt worden, obwohl es zugleich nicht unwahrscheinlich ist, daß er der eigentlich bewegende Nerve des äußeren Hammermuskels sey.

Das Blut, welches zu dem innern Gehörorgan, so wie jenes, das ins Auge gehet, kommt aus denselben Arterien, welche das Gehirn ernähren.

Am äußern Ohr unterscheiden wir die Muschel, die Leiste und Gegenleiste, Ecke und Gegenecke, die kahnförmige Grube und das Ohrläppchen. Es bestehet aus einem von den äußeren Häuten überzogenen Knorpel, und wird, freilich beim Thier deutlicher als beim Menschen, durch mehrere zarte Muskeln bewegt. Der Knorpel des äußern Ohrs setzt sich, von der hier zarter werdenden, eine ölige Feuchtigkeit absondernden äußeren Haut überkleidet, in den etwas wellenförmig gekrümmten Gehörgang fort, dessen Canal, weiter nach innen, knochenartig wird. Zu dem Hören sind zwar das äußere Ohr, so wie das Trommelfell, förderlich und hülfreich, indeß hat man nicht selten Fälle beobachtet, in denen das Trommelfell, und selbst der Hammer und Amboß zerstört waren, ohne daß die Schwächung des Gehörsinnes größer und merklicher gewesen wäre, als die Schwächung des Gesichtssinnes nach dem Herausnehmen oder dem Entfernen der Krystallinse des Auges.

Was den Mechanismus der Fortpflanzung des Schalles nach dem innersten Grund des Ohres betrifft, wo der Nerv, hierin einzig unter allen andern Nerven des Leibes, unmittelbar am Knochen endet, so hat auch dieser Mechanismus eben so vieles, unserer gewöhnlichen mathematisch-physikalischen Theorie Widersprechendes oder aus ihr Unerklärliches, als der der Fortwirkung des Lichtes durchs äußere aufs innere Auge. Es zeigt sich auch hier, daß es weniger das Gebilde selber, denn die dasselbe begründende und erhaltende, bildende Kraft sey, auf wel-

cher das Aufnehmen und Weitergeben des von außen Empfundenen beruhe. Ein einzelnes, aus einem Stück bestehendes Knöchlein, würde nach der Ansicht der Physiologen den Schall vom Trommelfell zum innern Ohre besser fortpflanzen, als dieses kleine, dreigliedrige System von Knöchlein. Man hat daher vermuthet, die Wirkung von diesem sey mehr nur mechanisch, gehe mehr auf das Spannen der innren Häute, als auf die unmittelbare Fortpflanzung des Schalles hinaus. So bleibt es auch bei der Eustachischen Röhre, welche die Höhle des mittleren Ohres (die Trommelhöhle) mit der Mundhöhle verbindet, nach der Meinung der Physiologen ungewiß: ob sie mehr dazu diene, um den Ton der eigenen Stimme zum Ohr, oder überhaupt um die äußere Luft ins innere, durchs Paukenfell verschlossene Ohr zu leiten, oder ob sie gar nur ein Ableitungscanal für die Flüssigkeiten dieser Höhlung sey. Warum die Zerstörung des Steigbügels fast unvermeidlich dem Ohre die Fähigkeit zum Hören nehme, welche bei der Zerstörung der beiden andern Gehörknöchlein nur wenig verändert wird, und ob hierbei immer ein Ausfließen des Wassers aus dem Labyrinth erfolge, oder bloß eine dynamische Veränderung in diesem vorgehe? ob die Function der Bogengänge und des Sackes im Labyrinth nur eine mechanische sey, nämlich das Aufnehmen des vom äußeren Schall gepreßten Wassers, damit die Pressung nicht zu stark auf den Nerven gehe, oder nicht vielmehr auch eine eben so entschieden beim Mittönen dienende, als die Erzitterung eines blasenden Instruments beim Klingen desselben? dieß sind noch immer ungelös'te Fragen unserer Physiologie. Für die Empfindung der Höhe oder Tiefe der Töne darf allerdings, schon ihrer oben beschriebenen Einrichtung nach, die Schnecke, welche sich nur im Ohr der vollkommneren, einer Lungenstimme fähigen Thiere findet, mit demselben Rechte als das Hauptorgan angesehen werden, denn die Iris als Organ, durch welches wir die Farben der Gestalten erkennen.

Wir unterscheiden jene einzelnen, abgebrochenen Laute, welche etwa in dem zehnten Theil einer Secunde auf einander folgen, und vernehmen daher das Echo nur von jenen widerhallenden Punkten, welche mehr als 50 Fuß von dem Ohre abliegen. Verschiedene Töne, besonders wenn dieselben in har-

monischem Verhältniß unter einander stehen, vernehmen wir aber zugleich und auf Einmal; wie an einem Gemälde die harmonische Zusammenordnung aller einzelnen Theile und Farben. Das harmonische Zusammenstimmen der Töne scheinet zunächst in dem Verhältniß der Zahl der Klangschwingungen, welche die tönenden Körper in gleicher Zeit machen, oder in dem Verhältniß der verschiedenen Geschwindigkeiten dieser Schwingungen gegründet. Die höhere Octave macht, wie bereits erwähnt, in derselben Zeit gerade doppelt so viele Schwingungen als der Grundton, und auch die andren vollkommen consonanten Töne erscheinen in stöchyometrisch angeordnetem Verhältniß. Es wird indeß auch hierbei nur eine Annäherung an die aus mathematischen Rechnungen gefolgerte Zahl gefunden, und die eigentliche, dem Ohr gefallende Harmonie, schwebt über diese berechnete Gränze hinüber und herüber.

Die Organe des Geruchs und Geschmacks erscheinen so nahe unter einander verbunden, daß wir beide, so weit nicht bereits oben S. 127 die Zunge beschrieben worden, als ein gemeinsames Ganzes betrachten können. Das Eigenthümliche der Höhle der innern Nase ist von drei Knochen: dem Gaumen- und Siebbeine, so wie dem Oberkieferbeine umgränzt. Der Gaumen, die Gränze und zugleich der Punkt des Zusammenfließens der beiden Sinnorgane und ihrer Wirksamkeiten, wird aus drei Theilen gebildet: den Oberkieferbeinen und eigentlichen Gaumenbeinen, welche zusammen die Knochenplatte des sogenannten harten Gaumens ausmachen, und einem musculösen Anhang, dem sogenannten Gaumensegel. Von der hinteren Gränze des harten Gaumens gehet eine Scheidewand nach der Nase hinauf, welche diese in ihre zwei inneren Hälften theilt. Jene Scheidewand besteht aus drei Theilen: aus dem Pflugscharbein, aus der senkrechten Platte des Siebbeines und aus einem hieran sich anfügenden Knorpel. Im Innern der Nase finden sich drei dünne, bauchig gewundene und gebogene Knochenblätter: die sogenannten Muscheln, deren obere und mittlere durch Fortsätze des Siebbeines, die untere aber durch einen eigenen, selbstständigen Knochen gebildet wird. Zwischen jenen Muscheln finden sich die drei innern Nasengänge. Es verlaufen die Höhlen der Nase in die Stirnbeinhöhlen, so wie in die beiden Höhlen

der Oberkiefer. In den obern Nasengang münden die Keilbein-, in den mittlern die Stirnbein-, in den untern die Highmorshöhlen der Oberkieferbeine, und zugleich öffnet sich auch in diese letzteren der Thränencanal. Alle diese innern Theile der Nase sind mit einer Haut (der sogenannten Schneider'schen Haut) ausgekleidet, welche in den Haupthöhlen eine mehr schleimige, in den Nebenhöhlen eine wässerigere Feuchtigkeit aussondert. Der eigentliche Geruchsnerv verbreitet sich, wie bereits oben erwähnt, nur in der Schleimhaut der oberen und mittleren Muschel und der Nasenscheidewand, während die untere Muschel und der hintere Theil der innern Nase, von dem zweiten Ast des fünften Paares mit Nerven versorgt werden. Die untere Muschel und der ihr zugehörige Nasengang scheint sich mithin zu den obern und mehr innern eben so zu verhalten, wie die Trommelhöhle des Ohres zum Labyrinth. Auf diesen mittleren Theil des Geruchsorganes folgt dann, der Wichtigkeit der Function nach, die äußere Nase, welche ebenfalls aus drei Theilen gebildet wird: dem Nasenknochen und den Nasenknorpeln, deren zwei auf jeder Seite sind.

Das Organ des Geschmackes und zugleich der Bildung des hörbaren Wortes und der Rede: die Zunge, wurde bereits oben §. 13 und 16 beschrieben. Die Verbindung und das öftere Ineinandergehen der Sinneseindrücke des Geruchs und Geschmacks wird beim Menschen durch die sogenannten hintern Nasenlöcher (Choanae), durch welche die Nasenhöhlen in den Grund der Mundhöhle übergehen, bei vielen Thieren aber auch noch durch eine andere Oeffnung vermittelt, welche aus der Nase in den vordern Theil des Mundes führt. Das merkwürdige Verhalten des fünften Nervenpaares, nach welchem dieses bei den höheren Sinnesorganen nur Hülfsnerve, bei der Zunge aber zum eigentlichen Sinnes-: zum Geschmacksnerven wird, ist bereits oben erwähnt. Auch in der Nase wird seinerseits jener Ast des fünften Nerven, welcher zu der unteren Muschel geht, zugleich mit dem eigentlichen Geruchsnerven, wahrer Sinnesnerv seyn.

Die Ausbreitung des Geruchsnerven in die innere Schleimhaut der Nase, durch welche die äußere Luft beständig aus- und eingeht, scheint selber ein Verdünsten und Emporsteigen dieser Nervenmasse in die Luft vermitteln zu sollen. Auch hierzu

ist dem Nerven, wie bei seinen Verrichtungen in den andern Sinnorganen, das Zugegenseyn des Wassers nöthig. Denn wenn der Schneider'schen Schleimhaut ihre eigenthümliche Feuchtigkeit fehlt, ist der Geruchsnerv eben so wenig zum Riechen fähig, als der Seh- und Hörnerv, ohne die Flüssigkeiten des innern Auges und des Labyrinths im Ohr, zum Sehen und Hören.

So ist denn das Riechen ein Emporstreben der Nervenmasse, nach der Verbindung mit der äußeren, atmosphärischen Luft, und dieser Sinn ist deßhalb der beständig nach Luft verlangenden Lunge zugeordnet. Der Nervenäther steigt dann ohne Aufhören aus den vordersten Pforten der äußeren Gehirnmasse, die im Riechnerven sich eröffnen, empor nach der Luft; die Seele aber bemerkt dieses Emporsteigen erst in und durch jenes der andern äußeren Körper.

Die Organe des Gefühles erscheinen uns durch ihren Bau und ihre äußere Anordnung in einem ähnlichen Verhältniß zu den Sinnen des Hauptes zu stehen als die zur Wurzel gewordene, in der Erde verborgene Endigung eines Gewächses, zu seiner oberen, mit Blättern und Blüthen bekleideten Ausbreitung in Aeste und Zweige. Die Nerven der verschiedensten Regionen des Gehirns und Rückenmarks verlaufen da, ohne merkliche Verschiedenheit der Endpunkte, zu denen sie gehen, in die zellengewebige Hautbedeckung, welche, als gemeinsamer Ausgang, alle Theile des Leibes: Muskeln und Nerven und Gefäße umschließet.

Wir sehen nämlich die Muskeln, die Gefäße, die Nerven, die Eingeweide, so wie alle andern Gebilde, aus denen der Leib zusammengesetzt ist, im Ganzen so wie in ihren kleinsten Fibern und Strängen, von einer noch nicht vollkommen ausgebildeten, gleichsam halborganischen Substanz umgeben, welche eben das Zellgewebe darstellt. In ihrem noch halbflüssigen Wesen zeigen sich die ersten, unvollkommenen Anfänge der Gestaltung, zur Faser oder zum Blättchengewebe, oder die angehende Wiederauflösung dieser Gebilde. An vielen Punkten des Leibes setzt sich an dieses Gewebe ein Stoff ab, welcher die thierische Natur noch kaum angenommen hat, sondern erst im Uebergang zu dieser begriffen ist: das Fett. Es gleichet dieses (wie wir

S. 75 sahen) den Pflanzenölen und Harzen in seiner Mischung, ist, gegen die sonstige Natur der thierischen Substanzen, frei von Stickstoff. Dieses Fett des Zellgewebes ist wie der Nahrungssaft, welchen die Pflanzenwurzel aus dem Boden saugt, der Vorrath an rohem Stoffe, welcher bei Mangel an äußerer Nahrung, oder bei ungewöhnlich großem, innrem Verbrauche, zur Bildung und Gestaltung der sich entwickelnden Organe verwendet wird.

Was für die einzelnen Muskeln oder Fibern der Muskeln das Zellgewebe, das ist für den gesammten Leib die äußere Haut: ein Anfangs- oder Endpunkt aller einzelnen Gebilde, nach welchen sich der rohe, noch unentwickelte, so wie der ausgeschiedene Stoff hinsammelt und ansetzt.

Die Haut, zwischen welcher und den Muskeln das öfter von Fett erfüllte Zellgewebe sich ausbreitet, bestehet aus drei Lagen: der Lederhaut (Corium), dem Malpighi'schen Schleimgewebe (rete Malpighii) und der Oberhaut (Epidermis). Die erstere, die Lederhaut, beim Thiere Fell genannt, ist die innerste und zugleich die dickste. Denn sie gibt, besonders am Rücken des Menschen, hinsichtlich ihrer Dicke, dem Felle der gleich großen Thiere wenig oder nichts nach. Nach innen hinein wurzelt diese Lederhaut mit vielen einzelnen Hervorragungen in der Fettlage des Zellgewebes, und in diese Wurzeln treten die Gefäß- und Nervenausgänge hinein, in denen hier die Systeme des Umlaufes der Säfte und der Nerven sich enden und auflösen. Die letzten Enden, besonders der Nerven, sammeln da, fast wie auf der Zunge, die zarten Erhöhungen der Nervenwärzchen um sich an — gleichsam zerstreute, unverbundene Atome von Sinnorganen. Aus dem bereits mehr pflanzenartigen als thierischen Grunde der Lederhaut wachsen die Haare hervor: Vegetabilien, aus denselben Elementen gebildet und von ähnlichem innern Wesen als das thierische Horn, welches seinerseits nur durch eine Verdichtung der Borsten oder Haare entstehet. Im Haare hat die chemische Zergliederung, außer dem erhärteten Eiweißstoff: Kieselerde und Eisen, phosphorsauren Kalk und Schwefel, auch das Manganoxyd und thierisches Oel nachgewiesen. Der Schwefel findet sich in größerer Menge im lichter gefärbten, besonders im röthlichen Haar, das Eisen mehr

im schwärzlichen. An jedem Haare läßt sich, unter dem Mikroskop, die äußere, festere Rinde, und das innere, während des Wachsens vielleicht flüssige, wenigstens doch fortwuchernde Mark unterscheiden. Dieses ist nach der Wurzel des Haares hin dicker und zugleich weicher, und bildet hier die sogenannte Haarzwiebel. Ein allmähliches Verhärten (Absterben) dieses weicheren Wurzelendes soll, nach der Meinung der Physiologen, das Wachsthum des Haares bewirken, dessen dichtwerdender Theil immerfort durch einen aus der Lederhaut hervortretenden, jenem sich nachschiebenden, weichen Endtheil ersetzt wird. Bei zunehmendem Alter scheinet allmählich das färbende Eisen mehr und mehr aus dem Haare zu entschwinden, während dagegen die Erde, namentlich der phosphorsaure, die weißliche Farbe gebende Kalk immer vorherrschender wird.

Zwischen der Lederhaut und der Oberhaut findet sich, bei vielen Thieren deutlich durch seine ziemlich bedeutende Dicke und unvollkommnere organische Ausbildung, am Neger aber durch seine schwarze Färbung unterscheidbar, das sogenannte Malpighi'sche Netz. Es bildet dieses am Leibe des Menschen jene durch die Oberhaut hindurchschimmernde Grundlage, welche die Hautfarbe bestimmt, und in ihr erfolget die letzte, äußerste Ausscheidung der Kohle. Wir finden, am Leibe des Negers und der andern dunkelfarbigen Völker, das Malpighi'sche Netz stärker entwickelt, als am Europäer; doch zeigt sich diese stärkere Entwicklung auch am Leibe des Grönländers und Lappen, und beweiset hierdurch auch ihrerseits jenes in einander Uebergehen und Aehnlichseyn der äußersten Enden, welches uns in der Natur so oft begegnet.

Die äußerste Lage der Haut ist die, vom Malpighi'schen Netze und der Lederhaut leicht sich ablösende, an sich gefühllose Oberhaut. Ihrer Zusammensetzung nach ist diese nichts Anderes, als ein sehr zartes, leicht biegsames Horn, schwer auflöslich und schwer zerstörbar, wie die verwandte Substanz des Haares und des aus ihm zusammengewebten, eigentlichen Hornes. Die Schärfe der Kanthariden im Blasenpflaster läßt uns, indem sie in der Region des Malpighi'schen Netzes, zwischen Epidermis und Lederhaut, ein Ergießen der Lymphe bewirkt, die drei Lagen der äußern Haut leicht unterscheiden, und

eine mit Vorsicht in die Oberfläche der innern Hand oder der Fußplatte eingestochne Nadel zeigt uns die Gefühllosigkeit der Oberhaut, welche beständig abgeschuppt und wieder erneuert wird. Die Oberhaut senkt sich nicht nur, dasselbe umkleidend, mit dem Haare hineinwärts bis zu seinem innern Ursprung, sondern bildet auch, besonders an der Fläche des Gesichts, sackartige Vertiefungen, welche eine ölige Feuchtigkeit erfüllt: die sogenannten Talgdrüsen, deren Bestimmung es ist, auch diesem schon ausgeschiedenen, halb abgestorbenen Gebilde noch Nahrung zu geben, und die nothwendige Beugsamkeit zu erhalten. Andere, eigentliche Oeffnungen in der Oberhaut, als diese Oeldrüsen und die Haarausgänge: Löcher (sogenannten Poren), durch welche die dampfförmige Ausdünstung oder der tropfbar flüssige Schweiß hervorträte, so sehr der Anschein dem unbewaffneten Auge dieselben glauben machet, hat die schärfer beachtende Zergliederung niemals zu entdecken vermocht, und es zeigt sich nur an der Epidermis dieselbe, nach allen Richtungen mögliche Durchdringbarkeit für die noch belebteren Flüssigkeiten, als an den Wänden der Gefäße der Pflanzen.

An den Fingern und Zehen des Menschenleibes endet die Oberhaut zuletzt nach der oberen, vom Kreislaufe des beständigen Bewegens mehr ausgeschlossenen Seite hin, in den wahrhaft hornartig festen Nagel, in dessen untere Lage die Epidermis unmittelbar sich fortsetzt. Es wächst der Nagel, eben so wie das Horn, durch Verhärtung des hinteren, noch weichen Theiles der Wurzel, und ergänzt sich eben so leicht wieder, als die Oberhaut selber. Unter dem Nagel finden sich, eben so wie unter der Knochensubstanz des Zahnes, sehr empfindliche Nervenpapillen; ja es scheinen sich, nur im Gegensatz zu dem an sich gefühllosen Nagel, die feinfühlenden Nervenwärzchen der Fingerspitzen entwickeln zu können.

Die Haut des Menschen, in welcher zuletzt Nerven und Gefäße des Leibes großentheils enden, ist, wie wir schon oben sahen, in hohem Grade einem beständigen Absterben und Verflüchtigen des in sie eingehenden Stoffes unterworfen. Und eben durch dieses Ausscheiden des leiblichen Elementes ist die Haut zum Aufnehmen von Elementen einer höheren Ordnung geschickt: zum in sich Empfangen von Gefühlen und von Ein-

drücken der Außenwelt und ihrer mannichfaltigen Wechselwirkungen. Denn es ist ein allgemein gültiges Gesetz, das uns in der eigentlichen Lehre von der Seele öfter beschäftigen wird: daß ein höheres Leben nur da sich äußern und beginnen kann, wo das Leben der niederen Form erstirbt; es ist in dem ganzen Bereich dieser unserer Sichtbarkeit nur so viel Leben als Tod, und nur dadurch, daß das Auge die Thräne bildet, wird es zur Aufnahme des Lichtes geschickt. An den eigentlichen, oberen Sinnen ist der Vorgang des Absterbens, der sich hier mehr auf den Nerven beschränkt, so augenfällig und deutlich nicht, als an der Haut, in welcher nicht bloß (wenigstens in vorherrschendem Maß) die Substanz des Nerven, sondern mehr noch das grobkörperlichere, wägbarere Flüssige der Gefäße, und der in ihm und mit ihm bewegte, wenig veränderte, feste Stoff abgeschieden werden und absterben.

Die Menge des durch die Haut täglich abscheidenden und absterbenden Stoffes scheint, bei der gewöhnlichen Thätigkeit und Bewegung der Glieder, wenigstens den dreißigsten Theil des Gewichtes eines ausgewachsenen Menschenleibes zu betragen, und im jugendlichen Alter, so wie bei viel und lebhaft empfindenden Menschen, leicht noch mehr. An einem ruhenden, bis an die Nasenöffnungen von einem Sack aus Wachstaffent umschlossenen Körper wurde die ausgedünstete, dampfförmige Flüssigkeit im Mittel auf 53 Unzen während 24 Stunden geschätzt, welches etwa den vierzigsten Theil des Gesammtgewichtes des Leibes ausmachen würde. Die dampfförmige, sogenannt unmerkliche Ausdünstung scheidet den absterbenden Stoff großentheils in der Form der Kohle ab, zu welcher sich Wasserstoffgas gesellet. Es wird daher, wenn wir, in abgeschlossenem Raume, ein ausdünstendes Glied mit Sauerstoffgas in Berührung bringen, Kohlensäure gebildet.

Jene übereiltere, etwas gewaltsamere Form der Ausscheidung des absterbenden Stoffes der Haut, welche wir Schweiß nennen, enthält in ihrem häufigen Wasser: Salz und milchsaures Natron, mit einem solchen Ueberschuß der freien Milchsäure, daß davon das Lackmuspapier wie von jeder freien Säure geröthet wird. Hierbei findet sich noch der oben (§. 10) erwähnte Riechstoff des Fleisches, der in seinem vollkommenen

Zustande Osmazom genannt wird. Die Haut ist zugleich der Ort, an welchem sich der lebende Organismus auch der fremdartigeren, ihm weniger aneigenbaren, von außen aufgenommenen Stoffe wieder entledigt, wie etwa des Schwefels und des in den Darmcanal aufgenommenen Quecksilbers.

Es nimmt aber die Oberhaut auch unter vielfachen Verhältnissen das sie umgebende, fremdartige Flüssige auf, und in Zeiten des innern Mangels des Leibes saugt die alsdann die Stelle des Magens vertretende Haut so lebhaft das sie umgebende Wasser ein, daß Seefahrer dadurch, daß sie mit dem an sich untrinkbaren Seewasser sich beständig befeuchteten und in ihm badeten, dem Tode des Verdurstens entgingen. Ein äußeres Einreiben von Arzneien, und selbst von unmerklicher wirkenden, ernährenden Flüssigkeiten, bringt, wenn auch in geringerem Maße, dieselbe Wiederbelebung und Erneuerung des Stoffes hervor, als ein Aufnehmen durch Mund und Magen. Jene, ansteckende Krankheiten erregenden und diese von einem Leibe auf den andern übertragenden Agentien, welche, der sinnlichen Wahrnehmung ganz entzogen, von Zeit zu Zeit in der umgebenden Luft herrschen, scheinen auch großentheils durch die Haut ihren Zugang in den Kreislauf des lebenden Leibes zu finden.

Wir haben uns lange bei den Sinnorganen des Leibes und ihren Verrichtungen verweilt. Sie sind, so lange die Seele im Leibe wallet, die vorzüglichsten, ihr noch offen gebliebenen Zugänge zur oberen Heimath, die Hauptausgänge, durch welche sich die Wurzel ihres Wesens hinausstrecken und hiermit die ihr angemessene Nahrung von höherer Natur empfangen kann.

Erläuternde Bemerkungen. Den Bau des Auges hat Galen in einer eignen Schrift (de oculis) beschrieben und hier so wie in verschiednen andern seiner Werke (z. B. de sympt. caus. L. I, c. 2, ed. Kühn. VII, p. 86 seqq.; de us. part. VIII, c. 6 u. f.) die innern Theile der Sehorgane benannt. Für den zum Sehen wichtigsten Theil des Auges hält er die Krystalllinse (*τὸ κρυσταλλοειδὲς σῶμα*, oder *κρυσταλλοειδὲς ὑγρὸν*, m. vergl. u. a. de instrum. odorat. c. 3, ed. Kühn. Vol. II, p. 864). — Die Pupille (*ἡ κόρη*) ist eine Oeffnung (*τρῆμα*) in der Regenbogen- oder Traubenhaut (*ῥαγοειδὴς χιτὼν*). Die wässerige Feuchtigkeit (*τὸ ὑδατῶδες ὑγρὸν*) der vordern Kammer so wie die hinter der Krystalllinse gelegne Glasfeuchtigkeit (*ὑάλινον*) werden von ihm unterschieden, der Ciliarkörper als Spinnenweben-Netz (*ἀράχνιον*)

benannt; die Hornhaut heißt auch bei ihm schon κερατοειδές, die Harthaut σκληρόν.

Von den innren Theilen des Gehörorgans erwähnt schon Aristoteles des Trommelfelles (als μήνιγξ de anim. L. II, c. 8). Das Geruchsorgan beschreibt Galen in einem besondern Buche (de instrum. odorat. Vol. II, ed. Kühn.). Das Siebbein ἠθμοειδὲς ὀστοῦν; die Nasenscheidewand μέσον διάφραγμα τῆς ῥινός. Die Geruchsnerven sind übrigens dem Galen als hohle Canäle jene Auswege, durch welche sich das schleimige Wesen aus dem Gehirn in die Nasenhöhle aussondert; als Nerven, welche dem Geruch dienen, beschreibt er die vom fünften Nervenpaar zur innren Nase kommenden Zweige.

Wir erinnern hier wieder an Magendie's Zusammenstellung der eigentlichen, höheren Sinnesnerven (des Gesichts, Geruchs, Gehörs und Geschmacks) mit den von ihm sogenannten insensiblen Nerven, bei denen man bald nach ihrem Ursprunge kein Ganglion antrifft. Die sensilben, dadurch ausgezeichnet, daß die Theile, zu denen sie gehen, ihre Empfindlichkeit verlieren, wenn man den Nerven nahe an seinem Ursprung durchschneidet, vermittelten dann nur zum großen Theil das im engeren Sinn sogenannte Fühlen der Oberhaut, und die Thätigkeit des Gefäßsystemes; die Sinnesorgane gehörten mit den willkürlich bewegenden zu einer höheren, in sich abermals polarisch geschiednen Ordnung der Nerven.

Die Gegenstände bilden sich alle, wie dieß der Hindurchblick und die Abspieglung des Bildes nicht bloß durch ein künstlich nachgebildetes, sondern auch durch ein natürliches, an seiner Achse von der harten Haut entblößtes, ausgeschnittenes Auge beweis't, auf der Netzhaut verkehrt ab, und würden auch so empfunden werden, wenn nicht beim Sehen des lebendigen Auges andere Gesetze wirkten als jene unserer Optik. Blindgeborne, welche später ihr Gesicht wieder erhielten, sahen die Gegenstände sogleich, ohne ihre Vorstellungen durch das Gefühl zu berichtigen, in gerader, nicht in verkehrter Stellung. Dagegen lehrt erst das Gefühl die Gestalt einer Kugel oder eines Würfels, welche das Auge eines Blindgewesenen sieht, als das was sie sind, unterscheiden; eben so wie dasselbe auch über die Abstände der Gegenstände erst ein sicheres Urtheil gibt. Später unterstützt und berichtigt dann hierbei ein Auge das andere, weßhalb Menschen, denen das eine Auge verbunden oder plötzlich zerstört worden war, die Abstände der näheren Gegenstände anfangs sehr unsicher bestimmten.

Die Unfähigkeit der eigentlichen, mathematischen Augenachse, zu sehen, wird durch den Mariotte'schen Versuch erkannt, nach welchem von zwei dunklen oder farbigen Flecken, auf deren links stehenden man das rechte Auge (während das andere zugehalten wird) richtet, der zur Rechten stehende in einiger Entfernung vom Auge verschwindet, dann weiter hinweg wieder sichtbar wird.

Ein umgeschwungener Körper erscheint uns als ein Kreiscontinuum, wenn der Umschwung so schnell ist, daß er nicht viel über 8 Terzien beträgt.

Nach einem längeren und genaueren Hinsehen auf ein grünes Bild erzeugt sich das Auge beim Hinwegsehen ein rothes, auf ein gelbes ein blaues und umgekehrt. Die anderen Sinnen scheinen diese umwandelnde Kraft in einem viel geringeren Maße zu besitzen, denn die Töne, welche das Ohr vernahm, hallen in diesem oft lange und gegen unsern Willen nach; ein sehr starker und unangenehmer Geruch wirkt öfters so auf unsere Nase ein, daß wir ganze Tage lang an allem Riechbaren ihn zu bemerken glauben.

Die letzte Gränze des Vorkommens eines Gehörorgans, jenem der

vollkommneren Thiere analog, findet sich bei den Krebsen: eine Aufgetriebenheit der festen Schale an der Basis der Antennen, mit einer Oeffnung, über die eine Haut (als Trommelfell) gespannt ist, nach innen eine Höhle, wo sich der Hörnerv an ein bläschenartiges Gebilde verliert.

Die Dicke eines Menschenhaares beträgt $^1/_{50}$ bis $^1/_{75}$ Linie, blonde Haare sind feiner und zarter als dunkel gefärbte Haare. Am Bart steigt die Dicke der einzelnen Haare bis auf $^1/_{12}$, ja $^1/_{10}$ Linie.

Die Oberfläche eines ausgewachsenen Menschenleibes wird auf 15 bis 17 Quadratfuß, mithin auf 2160 bis 2500 Quadratzoll geschätzt. Der Luftdruck auf diese Fläche beträgt an der ebenen Meeresküste, wo der mittlere Stand des Barometers 30 Zoll ist, der gewöhnlichen Berechnung nach, 32235 Pfund.

Schlaf und Wachen.

§. 20. Obwohl jener Vergleich der Dichter, welcher den Schlaf als einen Bruder des Todes darstellet, so wahr und einleuchtend erscheint, daß Galen ihn selbst in die wissenschaftliche Sprache der Arzneikunde aufgenommen, dürfen wir doch nicht übersehen, daß beide, der Schlaf und der Tod, nur Halbgeschwister sind, welche eine und dieselbe Mutter zweien, an Macht sehr verschiednen Vätern geboren. Was nämlich die zur äußern Erscheinung ausgebärende Ursache betrifft, so gleichen beide, der Schlaf wie der Tod sich darin, daß in ihnen das Band, das Leib und Seele zum gemeinsamen Mitleben vereint, unwirksam geworden. Das aber, was dieses Band auflöste, war ein ganz andres beim Schlafe und ein andres beim Tode. Im Schlafe ist es der Leib, welcher seiner inwohnenden Seele durch anziehende Kräfte einer ihm verwandten Leiblichkeit genommen wird, und die Seele, mächtiger an Kraft als jener Zug der Körperwelt, nimmt nach einiger Zeit den Leib sich wieder. Im Tode dagegen wird die Seele durch die Macht einer ihr verwandten Welt des Psychischen dem Leibe entzogen, und der Leib ist nicht stark genug, um die entflohene Herrscherin und Freundin zurück zu fordern in das verlassene Wohnhaus.

Was uns den täglichen Genuß des Schlafes bereitet, das sind jene mütterlich mitbildenden Kräfte der gesammten schon gewordenen und werdenden Leiblichkeit, welche, nach §. 11 der Seele ihren Leib gestalten helfen; was dagegen dem wachen Zustand sein eigenthümliches Wesen gibt, daß sind die Kräfte einer mitbewegenden und mitlebenden Welt der von oben her zur

Leiblichkeit hingewendeten und von ihr zurückkehrenden Anfänge des Seyns.

Der alte Spruch, welcher allem lebendigen Fleische gilt: du wirst wieder umkehren zu deinem Staub, zur Erde von welcher du genommen bist, gehet aber, obwohl, wie schon erwähnt, auf verschiednen Wegen, nicht bloß schließlich und vollkommen im Tode, sondern schon vorbildlich im täglichen Schlafe in Erfüllung. Der schnell fliegende Vogel, wenn er am Tage hoch über dem Boden unter den Sturmwinden der Luft geschwebt, kehret am Abend zu dem Wald oder zu dem Felsen zurück, in welchem das mütterliche Nest gewesen; der schnelle Hirsch suchet, zum Schlaf ermüdet, das Dickicht, der Löwe die Höhle auf, da die Mutter ihn geboren und zuerst gesäugt, und der Mensch, dessen wacher Sinn noch eben Welträume durchmessen, und den Flug der Gedanken durch vergangene Jahrtausende gemacht, folget willig dem Zug der Ermüdung, der ihm für die ganze, reiche Welt seines Schauens und Genießens nur die enge Ruhestätte am heimathlichen Herde darbeut. Der Schlaf ist darum so süß, so ersehnt, weil er eine Einkehr bei der tragenden, nährenden Mutter ist.

Und diese Einkehr bei der nährenden Pflegerin, zu welcher ein unwiderstehlicher Zug alle Lebendigen führet, bleibt nicht vergebens. Es wiederholet sich bei jedem gesunden Erwachen die Begebenheit der anfänglichen Geburt aus dem Schoße der Mutter: der Leib in seiner Kraft ist neugeboren, die Sinnen wie die bewegenden Glieder fühlen sich verjüngt und gestärkt.

Es gilt dieses jedoch nur von dem Schlaf des gesunden Leibes, denn es gibt auch einen Schlaf des kranken, welcher, wie dieß Galen mit Unrecht von allem Schlaf behauptet, ein Weg zum Tode ist, oder diesem wenigstens in Hinsicht auf die veranlassende Ursache innerlich gleichet.

Jener, der gesunde Schlaf, wird durch zweierlei Einflüsse herbeigeführt, welche meist, gegen Ende des Tages, beide zugleich und gemeinsam auf uns einwirken, von denen jedoch, wenn er hinlänglich stark wird, schon jeder für sich allein vermögend ist den Leib einzuschläfern. Der eine dieser Einflüsse gehet aus der schon erwähnten Anziehung einer äußeren Welt des Leiblichen gegen unsren Leib hervor und ist mithin von

positiver Art; der andre bestehet in einer Entziehung dessen, was die Seele, wie wir oben gesagt, im Wachen bestärkt und erhält, und ist mithin von negativer Art.

Wenn mit dem Leibe des ungebornen Kindes oder selbst noch mit jenem des neugebornen und ganz in der körperlichen Ausbildung begriffenen, die mitbildenden und mitgestaltenden Kräfte der Natur übermächtig walten, dann ist der Schlaf ein fast ununterbrochner oder lang anhaltender. Eben so bewirkt das Aufnehmen einer stark sättigenden, das Bildungsgeschäft des Leibes mächtig verstärkenden Nahrung die Neigung zum Schlafe, und es hat schon das Beispiel des Tyrannen von Heraklea gelehrt, wie sehr ein übermäßiges Zunehmen der Masse des Leibes den Menschen zum Langschläfer mache. Bei einigen Wesen aus dem niedreren Thierreiche, namentlich bei gewissen Schlangen, folget auf jede starke Sättigung mit Speise ein fast dem Scheintode gleichender Schlaf.

Auch bei der Gestaltung des lebenden Leibes, wie bei der Gestaltung alles Körperlichen, erscheint das Sauerstoffgas der Luft als ein wesentlich nothwendiges Medium, und hierinnen scheint der Grund zu liegen, aus welchem alles das, was die Anziehung des Leibes gegen das Oxygen verstärkt, den Schlaf herbeiführt; so zum Beispiel das Ueberhandnehmen von Wasserstoffgas in den circulirenden Flüssigkeiten unsres Körpers. Daher die einschläfernde Wirkung des mit einem kleineren Antheile von Lebensluft vermischten Wasserstoffgases, wenn dasselbe, wie in Wetterstädts Versuchen, durchs Athmen in die Lunge aufgenommen wird; daher auch die betäubende, schlafmachende Kraft der geistigen Getränke.

Auf eine andre, wie schon oben erwähnt worden, zunächst negative Weise, befördert den Schlaf alles das, was den Sinnorganen und der gesammten oberen, eigentlich wachenden Region unsres Wesens, die zum Werke des Wachens nöthige Beihülfe entzieht. Denn wie dieß schon Herakleitos erkannt: unsre Seele bedarf (nicht nur bei der Gestaltung des Leibes, sondern eben so auch) bei dem Werke des Wollens und Erkennens, der Beihülfe einer mitwollenden und miterkennenden Welt des Lebens. Herakleitos nennt diese Welt das Umfassende, oder Umgreifende. „Sie, die Welt der Wachenden, ist Allen gemein

und nur Eine, während die Welt, zu welcher jeder der Schlafenden sich hinkehrt, eine eigene (besondre) ist."

Von dem Wollen der höheren, geistigeren Region liegt die Wurzel in der niedreren des Bewegens, von dem geistigen Erkennen liegt sie in der niedreren Stätte des sinnlichen Wahrnehmens und Empfindens. Das thierische Bewegen bedarf der Mithülfe der Wärme und Elektricität; das Wahrnehmen bedarf der Mithülfe des Lichtes und des Tones. Wenn dann am Abend und im Winter den lebendigen Wesen das hülfreiche Licht oder die Wärme entzogen werden, da stellt sich der in jeder Nacht, oder der alljährlich, im Winter wiederkehrende Schlaf ein. Darum fällt bei den meisten Thieren die Zeit des Schlafens mit jener der Nacht zusammen, und das Erwachen der Sinnen, und der äußerlichen, willkürlichen Bewegungen kehret mit dem Tageslichte zurück. Man darf deßhalb sagen, daß ein großer Theil der Lebendigen, wenn anders die Dauer des Lebens ein ganzes Jahr beträgt, die Hälfte seiner Zeit verschlafe. Ein andrer Theil der Thiere vermag sich bei zunehmender Kälte des Winters der gemäßigten oder kalten Zonen, ja selbst bei der Abkühlung der Luft in der Regenzeit der heißen Länder, der Neigung zum Schlafe nicht zu erwehren, und dieser Winterschlaf gränzet bei einigen, durch die Gefühllosigkeit des fast todtenartig starren Leibes, an den wirklichen Tod.

Auf negative Weise, indem sie die Kraft der oberen Region der Sinnen und des bewegenden Centrums der Nerven schwächen, bewirken den Schlaf die narkotischen Gifte. In größerer Menge genommen erzeugen dieselben statt des Schlafes den Tod; wie denn auch das Gift der Aspisnatter nach Hasselquist und das einer persischen Spinne, welche Olearius Enkurek nennet, wenn sie durch den Biß des Thieres ins Blut kommen, einen Schlaf bewirken, der in den Tod übergeht. Alle solche Gifte wirken (von innen) eben so aufs Gehirn wie ein unmittelbar, mechanischer Druck auf dasselbe von außen wirkt. Ein solcher führt, wie man sich bei Verletzungen des Hirnschädels überzeugt hat, fast augenblicklich einen Zustand des tiefen Schlafes herbei.

Von gemischter, sowohl positiv als zugleich negativ wirksamer Art, sind jene Veranlassungen zum Schlafe, welche in Folge einer vermehrten Aufregung der bewegenden oder wollen=

den, so wie der empfindenden oder erkennenden Thätigkeit der Seele hervortreten. Auf eine starke Anstrengung der bewegenden, so wie der empfindenden Organe des Leibes, folget Ermüdung und Schläfrigkeit, sowohl deßhalb, weil (nach §. 11) die zur Gestaltung des Leibes hülfreich mitwirkenden Einflüsse von außen in dem Maße kräftiger mitwirken, je kräftiger die inwohnende Seele selber das Werk der Verleiblichung betreibet, als auch deßhalb, weil, bei solcher verstärkter Selbstthätigkeit, in der wirkenden Seele die aufnehmende Empfänglichkeit für die von oben kommende, belebende Anregung (§. 2) vermindert wird.

Endlich so führen jene tödtlichen Elemente, welche abermals auf eine zweifache, sowohl negative als positive Weise (nach §. 22) dem thierisch-menschlichen Leben zuletzt ein Ende machen, auch einen Schlaf herbei, der todtenähnlich, großentheils unerquicklich, ja selber der Weg zum Tode ist. Menschen, welche die Qualen der Folter, oder andre Todesmartern erduldeten, sind, in der Mitte der Qualen, von einem Schlafe ergriffen worden, der sie unempfindlich gegen alle Verletzungen, und der Schmerzen vergessen machte. Beim Erwachen aus solchem Schlafe hat sich aber insgemein ein tödtliches Ermatten und bald hernach der Tod selber eingestellt. Auf verwandte Art erzeuget ein starker Blutverlust, oder ein anhaltender Hunger, so wie in heißen Ländern die lange Entziehung des Wassers, in einer von der sengenden Hitze gänzlich ausgetrockneten Luft und verdorrten Erde, einen Schlaf, bei welchem es nicht selten ungewiß bleibet, ob jener Zug der Kräfte von psychischer Art, welcher zuletzt, im Tode, die Seele ihrem Leibe entführt, nicht eben so wirksam, oder vielleicht selbst noch wirksamer war, als der andre, elementare, welcher den Leib der einwirkenden Kraft der Seele entrückt.

Auch im hohen Alter pfleget der Schlaf öfters an Dauer und Tiefe auf ungemeine Weise zuzunehmen, und das ablaufende Leben kommt zuletzt am andren Ende des Weges und von entgegengesetzter Richtung her, bei demselben, alle Wesen bewegenden Strome an, aus welchem es anfangs zur Thätigkeit des wachen Lebens hervorgezogen worden. So verschlief Thomas Parre, der ein Alter von 152 Jahren erreichte, in der letzten Zeit seines Lebens den größesten Theil des Tages, und dieser

Zustand der Schlafsucht ist an mehreren hochbetagten Greisen bemerkt worden. Ein solcher Schlaf des hohen Alters, welchem die rechte Kraft der innren Erquickung fehlet, ist ebenfalls, nach Galens Ausdruck, ein Weg (und Uebergang) zum Tode.

Umgekehrt sehen wir alles das, was die Wirkung der den Leib gestaltenden Kräfte hemmt oder schwächt, oder was das Vermögen des Wollens und Empfindens zu einem Uebermaß der Gegenwirkung aufregt, den Schlaf verscheuchen oder wenigstens sehr vermindern. Der Mensch schläft bei zunehmendem Alter, wenn das Werk der Gestaltung des Leibes minder dringend geworden, immer weniger; und wenn in der letzten Hälfte des Lebens jenes Geschäft vollendet und nur noch auf die nothdürftige Erhaltung des Leibes beschränkt ist, weckt die bewegende Kraft des Wollens den schlafenden Leib schon im Verlaufe der Nacht auf.

Auf positive Weise bewirken die Schlaflosigkeit Sorgen und heftige Aufregungen des Gemüthes. Die Seele gönnt sich hierbei jene Ruhe und jenes innre Stillstehen nicht, welches das Leben in den wohlthätigen Strom der mitgestaltenden Naturkräfte versinken machet; ja sie widersetzt sich gewaltsam dem Bewegen jenes Stromes. So ließ die innre Angst einen Mörder in vierzehn Nächten nicht einschlafen, obgleich er nach und nach 40 Gran Opium genommen. Auch im Zustand des Wahnsinnes übt die Seele eine solche Kraft des Widerstandes aus (m. vergl. d. §. 27), und es gibt unter den Wahnsinnigen solche, welche gar nicht, andre welche nur sehr wenig, ja nur Augenblicke schlafen. Ein an Melancholie leidendes Weib blieb sechs Wochen schlaflos, und selbst die höheren Grade der Hysterie haben ein mehrere Wochen, ja bis zu acht Monaten andauerndes, nur wenig unterbrochenes Wachen hervorgerufen.

Wenn in andren Fällen ein in den Leib gekommenes, thierisches Gift, dessen Wirkung äußerlich noch nicht sichtbar geworden, wie etwa das Gift eines tollen Hundes, den Leib auf lange Zeit am Einschlafen zu hindern schien; so konnte hierbei allerdings das psychisch-aufregende Element der Furcht oder der Sorge mitwirken, wiewohl auch die Schlaflosigkeit, welche zuweilen die Schwangerschaft begleitet, es bezeuget,

daß durch ein fremdes, mitten im Leibe sich entwicklendes Leben, die selbstthätige Kraft des Einzellebens zum Widerstand aufgereizt und zugleich das Bewegen der mitbildenden Naturkräfte von seiner gewöhnlichen Richtung hinweg, nach diesem fremden Lebenskeim hingeleitet werde.

Das Einschlafen wird auch durch einige der oben (S. 125) erwähnten Getränke, namentlich durch Kaffee und Thee verhindert. Diese Getränke scheinen das nachher zu erwähnende Zurückweichen des Blutes nach den innren Theilen, besonders nach dem Gehirn aufzuhalten, indem sie sogar umgekehrt (wie sich dieß durch das Gefühl der Leichtigkeit und Heiterkeit des Hauptes nach ihrem Genusse verräth) den von innen nach außen gehenden Abfluß des Blutes, so wie des Nervenäthers und einen Andrang desselben nach den äußern Theilen befördern. So erhielt sich Alexander von Rhodes, dessen Dufour in seinem Werk über den Thee (S. 229 u. 230) erwähnt, sechs Tage und Nächte durch den Genuß eines starken Aufgusses von Theeblättern, beim Wachen. Einige Säugthiere, welche Kräuter genießen, in denen Kräfte des Thees liegen, begnügen sich, wie es scheint, aus diesem Grunde, mit einem sehr kurzen Schlafe, und das Pferd pflegt gewöhnlich nur drei oder vier Stunden zu schlafen, ja einige Rosse legen bei ihrem kurzen, leisen Schlafe sich gar nicht nieder.

Die Erscheinungen, welche den gesunden Schlaf begleiten, haben schon Hippokrates und Galen beschrieben. Es schlafen überhaupt nur die Sinnen und die willkürlich beweglichen Glieder, oder mit andren Worten, es wird im gesunden Schlafe das Vermögen der Wahrnehmung für die Eindrücke der Außenwelt und zugleich die auf diese Außenwelt zurückwirkende Kraft des Willens gebunden. Dagegen treiben die Organe, welche der Physis: dem Geschäft des Mitwerdens und der Gestaltung dienen, ihr Werk eben so ungehindert fort als im Wachen; ja dieses Geschäft scheint zum Theile kräftiger von statten zu gehen als vorhin, denn obgleich Athmen und Puls im Schlafe langsamer werden als im Wachen, erscheint dennoch jenes zugleich tiefer, der Puls voller. Die Aussonderungen der Säfte geschehen zwar im Schlafe sparsamer, sie sind aber zugleich besser bereitet und kräftiger;

das Geschäft der Verdauung und Ernährung ist von besserem Erfolg. Das vorhin von den aufregenden Einflüssen der Empfindungen und des zur Thätigkeit treibenden Willens bewegte Leben ist jetzt von der höheren Stufe des thierischen Seyns auf die des Pflanzenwesens heruntergesunken. Das Thier, wie Aristoteles sagt, lebt im Schlafe das Leben der Pflanze.

Darum wird der eigentliche, regelmäßige Schlaf bei solchen Thieren, deren ganzes Leben, wie das der Pflanze nur in dem Werk der Ernährung und Bildung des Leibes besteht, nur selten oder gar nicht gefunden; das Thier fühlt desto regelmäßiger das tägliche Bedürfniß des Schlafes, je mehr und besser es zum Wahrnehmen und Empfinden, so wie zu den Aeußerungen des Willens befähigt ist.

Gewöhnlich kündigt sich uns der Schlaf durch ein Erschwertseyn der Empfindungen wie der willkürlichen Bewegungen an. Die Ohren vernehmen zuletzt noch kaum die Stimme der Umstehenden, die Augen schließen sich unwillkürlich, die wie gelähmten Glieder versagen dem befehlenden Willen ihren Dienst. Jene Engländer, welche das Fort St. Philipp gegen die bei Tag und Nacht unaufhörlich sich erneuernden Angriffe der Feinde vertheidigen sollten, schliefen zuletzt unter den Waffen stehend ein, sie vernahmen nicht mehr den Donner des nahen Geschützes, fühlten nicht mehr die Züchtigungen, welche ihre gelähmten Glieder zum Dienst treiben sollten, nicht mehr den Schmerz der Wunden; in dumpfer Gebundenheit der Seele, mit offnen Augen, bemerkten sie den Tod nicht, der zu ihnen trat. Der Dumpfsinn, welchen ein langerzwungenes Wachen erzeugt, endigt nicht selten in Wahnsinn.

Außer jenem Verlöschen oder Dunkelwerden des Vermögens der Empfindungen und des Bewegens, kündigt den Schlaf öfters eine fieberhafte Aufregung des Blutlaufes an. Der Puls ist alsdann beschleunigter, die Wärme der äußern Theile verstärkt. Sobald aber der ruhige Schlaf sich einstellt, weicht das Blut und die Wärme aus den äußern Theilen zurück nach den innern; wir bedürfen alsdann einer schützenden Decke; der Puls, wie schon vorhin erwähnt, wird langsamer. Zugleich wird, schon durch den Einfluß der Nacht, die Ausson=

derung der Kohlensäure beim Athmen sehr vermindert. Diese Erscheinungen dauern so lange, als der eigentliche Nachtschlaf währt; wenn aber der hiervon deutlich verschiedene Morgenschlaf eintritt, kehrt, mit der Blutwelle zugleich, den äußern Gliedern ihre Wärme wieder, und das Aushauchen der Kohlensäure nimmt von neuem zu.

Während man nach Haller (El. Phys. XVII, S. III, §. 10) in Folge eines übermäßig langen Wachens das Gehirn ganz erweicht und voll Wasser, oder zum Theil verzehrt gefunden, die Muskeln schlaff und ohne Spannkraft der Fiber, die Masse des Fleisches und Fettes sehr vermindert, erscheint es dagegen als die Bestimmung des Schlafes, jenen Theilen, welchen ein Geschäft oblieget, das von jenem der Ernährung und Gestaltung sehr verschieden ist, ja das im Widerspruch mit diesem stehet, von neuem Nahrung und leibliche Bekräftigung zu geben. Die Muskeln bekommen ihre Spannkraft wieder, ein gesunder Schlaf erstattet dem Gehirn und den Augen das, was ihnen das Geschäft des Tages genommen, vermehrt die Masse des Fleisches und des Fettes, stellt endlich die regelmäßige, mittlere Temperatur der äußern Theile des Leibes wieder her, welche durch Schlaflosigkeit (wie dieß die Neigung zum leichten Schwitzen oder zum Frieren verräth) krankhaft verändert wird.

Die eigentliche, gesunde Zeit des Schlafes beträgt bei Menschen von mittlerem Alter zwei Siebentheile, oder ein Drittel der ganzen Tageszeit; die Dauer des Wachens überwiegt mithin in demselben Verhältniß jene des Schlafes, in welchem (nach §. 15 u. 17) die Masse der willkürlich beweglichen Glieder, zusammen mit dem Gehirn, die Masse der verdauenden, athmenden und blutführenden Organe überwiegt, welche dem wachen Willen nicht unterworfen sind.

Wenn wir jedoch auf solche Weise die gewöhnliche Dauer des täglichen, gesunden Schlafes zu sieben oder aufs höchste acht Stunden ansetzen, dürfen wir nicht übersehen, daß hiervon fünf Siebentheile oder Stunden dem eigentlichen Nachtschlaf, zwei etwa dem Morgenschlaf angehören. Jener scheint ganz besonders dazu bestimmt zu seyn, das Fleisch, dieser das Gehirn und die Sinnen für das neue Tagesgeschäft zu bekräftigen. Wir fühlen uns daher zu den Anstrengungen

der Muskeln besser durch den Vormitternachtsschlaf, zu jenen der Sinnen und des Gehirns, besser durch den Morgenschlaf gestärkt, und der Mangel des letzteren wird von Solchen, deren Tagesgeschäft eine angestrengte Thätigkeit des Hirnes oder der Sinnen fordert, empfindlicher gefühlt als der des ersteren. Uebrigens sind jene beiden ungleichen Hälften des Schlafes an keine bestimmte Zeit des Tages gebunden, und der Morgenschlaf kann schon lange vor dem Morgen, und selbst im Sommer bereits gegen Sonnenaufgang beendigt seyn. Denn der Mensch, besonders der geistig bewegte, wird zum Theil durch einen viel kürzern Schlaf als den gewöhnlichen von sieben Stunden zum Geschäft des Tages gestärkt, und die Lebensgeschichte vieler Männer, die sich durch außerordentliche Thätigkeit hervorgethan haben, lehrt uns, daß Leib und Seele auch bei einem Schlafe, welcher viele Jahre lang täglich nur drei oder vier Stunden währt, gesund und kräftig zu bleiben vermögen.

Wenn indeß in solchen Fällen der Mensch die Munterkeit des edlen Rosses zeigte, mit welchem der wachsame Held zugleich zu Felde lag; so hat er dagegen in andren Fällen die Schlafsucht des Dachses, oder selbst des Murmelthieres fast noch übertroffen. Weniger auffallend sind hierbei solche Fälle, wo auf übermäßig lange Anstrengung des Leibes, wie etwa nach einem mehrere Tage und Nächte anhaltenden Marschiren oder Tanzen, oder in Folge eines heftigen Kummers ein mehrtätiger Schlaf eingetreten. Auch solche Menschen, welche in engen Raum eingeschlossen waren, schliefen mehrere Tage fast anhaltend, und Giuseppe Ciaborri, jener dreizehnjährige Knabe, der beim Erdbeben von 1688 in seiner Vaterstadt Cerreto am Vesuv verschüttet war, wachte während der zwölf Tage, welche er, von Mauerstücken umschlossen, in der Nähe des Leichnames seines mit ihm verschütteten Freundes zubringen mußte, nur selten auf. Noch mehr Verwunderung erregen indeß solche Beispiele, in denen, ohne solche Veranlassung, ein mehrwöchentlicher, ja mehrere Monate anhaltender Schlaf beobachtet worden, welcher zuweilen zur Genesung aus langer Krankheit, andre Male zum Tode führte. So schlief ein Kranker, von welchem die Philosophical Transactions (Nro. 304) erzählen, bis zur siebenzehnten Woche, und als er endlich

von seinem langen Schlaf erweckt worden, war die Krankheit mit der Schlafsucht zugleich vergangen. Eben so bewirkte in einem andren Fall ein viermonatliches Schlafen die Genesung. Einer, der siebenzig Tage verschlief, schien in seinem tiefen Schlafe durch nichts gestört zu werden als durch den Hunger, denn er nahm in dieser Zeit öfters Nahrung. Die Acta eruditorum vom Jahr 1707 erzählen die Geschichte eines Schlafes, der zuerst vom 29 Junius bis zum 13 Julius, dann wieder von da an sechs Monate lang bis zum 13 Januar dauerte, dann abermals, nach kurzem Wachen, bis zum 22 Februar. Alle diese Langschläfer stehen indeß noch hinter jenem zurück, dessen vierjährigen, nur von kleinen Zwischenräumen des Wachens unterbrochenen Schlaf Fichet beschreibt.

Was aus der Seele werde, wenn der Leib am mütterlichen Boden seine Ruhe empfängt, das soll uns in einem späteren Abschnitte beschäftigen. Wenn auch an unserem Orte das Dunkel die Erde deckt, darum ist doch die Sonne nicht von ihr gewichen, sondern der Tag mit seiner Helle zog nur in ein andres Land hinüber, da — jenseits des weiten Meeres — Palmen blühen. So scheint auch die Seele, wenn ihren Leib der Schlaf umschattet, einer jenseitigen Region näher, aus welcher sie ihren Ursprung genommen, wie der Leib aus den Elementen der festen Erde. Mit ihr walten und spielen, während der Nacht des Leibes, die Lichter und Kräfte eines oberen, fernen Sternenhimmels, und die Seele lässet jene mit sich walten, wie das seines künftigen Leibes noch nicht mächtige Ungeborene, die Lebenskräfte der Mutter, in deren Schoß es ruhet. Allmählich aber wächset, unter der Arbeit des Tages und dem Spiele der Nacht, die Herrschaft über den noch ungeborenen, künftigen Leib, und der Zug, der diesen nach seinem heimathlichen Boden führt. Es kommt ein Tag, da die Seele noch einmal die ganze Macht und Bitterkeit der Ermüdung des Leibes, und sein innerstes Sehnen nach Ruhe fühlt, auf den Tag aber folget eine Nacht, da der Zug, welcher die Seele nach oben ruft, seinen Damm zerbricht. Die Seele ergeußt dann ferner nicht mehr über den Leib die Tageshelle und Kräfte des alten, vergan-

genen, sondern die Schimmer eines neuen, künftigen Seyns, welches aus dem langen Schlummer sich gestaltet.

Wenn jedoch auch im Traum des Schlafes die Seele von einer oberen, mütterlich sie ausgebärenden Welt ungefähr auf ähnliche Weise bewegt wird, als die ungeborne Frucht durch die Bewegungen, welche die Mutter macht, so bleibt dennoch zugleich das tiefbegründet und wahr, was Herakleitos über die Bewußtlosigkeit des Schlafes sagt, mit dessen Worten wir diesen §. enden.

„Es ist ein göttliches Erkennen, durch dessen Einhauch wir verständig werden. Entfallen im Schlaf, kehrt das Wissen beim Erwachen wieder. Denn wenn im Schlafe die Wege der Sinne verschlossen sind, wird der begreifende Geist in uns, von dem Zusammenseyn mit dem Umgreifenden geschieden; nur noch durchs Athmen, wie durch eine Wurzel (im Lebensquell) haftend. So geschieden, verliert er die Kraft der Erinnrung, welche er vorhin besessen. Wenn aber beim Erwachen die Pforten der Sinne wieder aufgehen, da neigt er sich hinaus, und vereint mit dem Umgreifenden, zieht er wieder die Kraft des Begreifens an. Gleich wie die Kohlen dem Feuer genaht, durch Verwandlung glühend werden, beim Entfernen davon aber wieder verlöschen, so wird auch jener Theil des Umgreifenden, der in unsrem Leibe seine Herberge genommen, durch die Trennung seines Erkennens fast verlustig; je mehrere Wege der Vereinigung dagegen sich ihm eröffnen, desto mehr wird er selber dem All gleich. Jener göttliche und gemeinsame Verstand aber, durch dessen Mithaben wir verständig werden, ist das entscheidende Kennzeichen der Wahrheit. Das, was Allen gemeinsam so scheint, ist das Glaubwürdige, was nur Einem ist unglaubwürdig."

Erläuternde Bemerkungen. Galen, wenn er sich (de caus. puls. III, 9) auf den Ausspruch der Dichter beruft, nach welchem der Schlaf ein Bruder des Todes sey, hat Stellen vor Augen wie jene Homerischen:

Il. XIV, 231,

ἔνϑ' ὕπνῳ ξύμβλητο κασιγνήτῳ ϑανάτοιο

und Il. XVI, 672: *ὕπνῳ καὶ ϑανάτῳ διδυμάοσι*

m. v. Hygin. fabul. praef.; Senec. Hercul. fur. 1008 u. a. Die brüderliche Aehnlichkeit beider bemerkt Cic. de senectute 80.

Es ist ein und derselbe Stab des Mercur, welcher den Schlaf gibt oder nimmt (wie nach Plinius XIV, 18 Thasos Weine erzeugt, welche

Schlaf machen, und zugleich solche, die ihn verscheuchen), und derselbe Stab ist es auch, welcher die Augen zum Tode schließt: Virg. Aen. IV, 244.

Dat somnos, adimitque, et lumina morte resignat.

Jener unerweckbar feste Schlaf ist der süßeste, welcher dem Tod am meisten gleicht.

Hom. Odyss. XIII, 79.

καὶ τῷ νήδυμος ὕπνος ἐπὶ βλεφάροισιν ἔπιπτεν,
νήγρετος, ἥδιστος, θανάτῳ ἄγχιστα ἐοικώς.

Wenn sich der vom Leben und seiner Arbeit Müde, den Tod auch nur unter dem Bilde eines solchen tiefen, süßen Schlafes denkt, erscheint ihm derselbe lieblich, m. v. Job. III, 13. „So läge ich doch nun und wäre stille, schliefe und hätte Ruhe," und des Sokrates ähnliche Aeußerung bei Plato: Apolog. Socrat. 40. *καὶ εἴτε δὴ μηδεμία αἴσθησίς ἐστιν, ἀλλ' οἷον ὕπνος, ἐπειδάν τις καθεύδων μηδ' ὄναρ μηδὲν ὁρᾷ, θαυμάσιον κέρδος ἂν εἴη ὁ θάνατος· ἐγὼ γὰρ ἂν οἶμαι, εἴτινα ἐκλεξάμενον δέοι ταύτην τὴν νύκτα ἐν ᾗ οὕτω κατέδαρθεν ὥστε μηδὲ ὄναρ ἰδεῖν, καὶ τὰς ἄλλας νύκτας τε καὶ ἡμέρας τὰς τοῦ βίου τοῦ ἑαυτοῦ ἀντιπαραθέντα ταύτῃ τῇ νυκτὶ, δέοι σκεψάμενον εἰπεῖν ὁπόσας ἄμεινον καὶ ἥδιον ἡμέρας καὶ νύκτας ταύτης τῆς νυκτὸς βεβίωκεν ἐν τῷ ἑαυτοῦ βίῳ, οἶμαι ἂν μὴ ὅτι ἰδιώτην τινὰ, ἀλλὰ τὸν μέγαν βασιλέα, εὐαριθμήτους ἂν εὑρεῖν αὐτὸν ταύτας πρὸς τὰς ἄλλας ἡμέρας καὶ νύκτας.* Oder nach Schleiermachers Uebersetzung: Ist nun das Todtseyn gar keine Empfindung, sondern wie ein Schlaf, in welchem der Schlafende auch nicht einmal einen Traum hat, so wäre auch so der Tod ein wunderbarer Gewinn. Denn ich glaube, wenn Jemand einer solchen Nacht, in welcher er so fest geschlafen, daß er nicht einmal einen Traum gehabt, alle übrigen Tage und Nächte seines Lebens gegenüber stellen, und nach reiflicher Ueberlegung sagen sollte, wie viel er wohl angenehmere und bessere Tage und Nächte in seinem Leben als jene Nacht erlebt habe; so glaube ich, würde nicht nur ein gewöhnlicher Mensch, sondern der große König selbst finden, daß diese sehr leicht zu zählen sind gegen die übrigen Tage und Nächte.

Wenn der Tod selber nur ein langer Schlaf (longus somnus Horat. Od. III, 11, 38; Sil. V, 530) zu nennen ist, dann erscheint allerdings der Schlaf als eine vorbereitende Weihung für die Mysterien des Todes; er umfaßt die kleinen Mysterien desselben. (Plut. de consol. ad Apollon. 107, ed. Reisk. VI, 409: *οὐκ ἀμούσως δ' ἔδοξεν ἀποφήνασθαι, οὐδ' ὁ εἰπὼν τὸν ὕπνον τὰ μικρὰ τοῦ θανάτου μυστήρια· προμύησις γὰρ ὄντως ἐστὶ τοῦ θανάτου ὁ ὕπνος.*) Es soll der Schlaf das todesscheue Geschlecht des Menschen gleichsam nur an den Anblick seines Bruders gewöhnen. Vielfach preiset deßhalb Seneca den Schlaf zum Theil in Ausdrücken von ähnlichem Sinn, als sie der vorstehende §. braucht:

Hercul. fur. 1065 seqq.

— — — Tuque o domitor
Somne malorum, requies animi
Pars humanae melior vitae,
Volucer, matris genus Astraeae,
Frater durae languide mortis,
Veris miscens falsa, futuri
Certus, et idem pessimus auctor.
Pater o rerum, portus vitae,
Lucis requies, noctisque comes.
Qui par regi famuloque venis,
Placidus fessum lenisque fovens:

Pavidum leti genus humanum
Cogis longam discere mortem.

Wie der Thau des Himmels, welcher die verschmachtenden Auen erquickt, senkt sich der Schlaf von oben hernieder auf die Schaaren der Lebendigen:

Virg. Aen. V, 838.
Delapsus ab astris aetheriis levis somnus; eine Gabe:
Il. VII, 481.
κοιμήσαντ' ἄρ' ἔπειτα καὶ ὕπνου δῶρον ἕλοντο

welche wie ein schneller Vogel (volucer, alatus, celer, Sen. l. c. und Hippol. s. 4), der als domitor curarum (Sen. Agam. s. 2) die sorgenstillenden Kräfte bei sich trägt, nicht von der Hand des Menschen, so wie dieser es begehrt, ergriffen werden kann, sondern sich niederläßt auf welchen, und ergreifet welchen er will.

Il. XXIII, 62.
εὖτε τὸν ὕπνος ἔμαρπτε, λύων μελεδήματα θυμοῦ
νήδυμος ἀμφιχυθείς.

Dazu bemerkt Eustathius: *οὐ γὰρ ὑμῖν ληπτέος ὁ ὕπνος ἐπιτηδευομένοις ὑπνοῦν, ἀλλ αὐτὸς ἡμᾶς καταλήψεται.*

Sie kommt, die sehnlich erwünschte, heilbringende Gabe (salubres somni. Virg. Georg. III, 530), wie alle Gabe von oben, gerade zur rechten, besten Zeit, wenn ihre Hülfe am nöthigsten war: Eur. Orest. 211.

ὦ φίλον ὕπνου θέλγητρον, ἐπίκουρον νόσου,
ὡς ἡδύ μοι προσῆλθες ἐν δέοντί γε'

m. v. die schöne Anwendung dieser Stelle bei Plutarch (de superstit. 165, ed. Reisk. VI, 631). Es ist die Nacht, die hehre, welche aus der gebärenden Tiefe den Schlaf mit sich bringt: Eur. Orest. 174 seqq.

πότνια, πότνια νὺξ
ὑπνοδότειρα τῶν
πολυπόνων βροτῶν,
ἐρεβόθεν ἴθι.

Was die genauere Auseinandersetzung und Erklärung des Wesens des Schlafes betrifft, so liegt schon in dem Worte, womit die Sprache jene hohe Gabe des Himmels bezeichnet, eine Art von Erklärung, welche jener gleichet die Plutarch (de plac. ph. V, 23) dem Plato in den Mund legt, und nach welcher der Schlaf eine Nachlassung des empfindenden Geistes (*ἄνεσις τοῦ αἰσθητικοῦ πνεύματος*) seyn soll. Denn wie das deutsche Wort Schlaf verwandt ist mit schlaff (m. v. den ganz hieher, zum Doppelsinn des deutschen Wortes passenden Vergleich des schlafenden mit dem wachen Zustande des Leibes bei Plutarch Sympesiac L. IV qu. 2: cur creditum est, dormientes fulmine non feriri. Ed. Reisk. T. VIII, p. 644, 645), wie das griechische *ὕπνος* eins ist mit *ὕπτιος*, zurückgebogen, ähnlich hierinnen dem von supinus, supnus entstandenen lateinischen Wort sumnus und somnus, und wie mithin alle diese Wörter in ihrem Nebensinn auf ein Nachlassen der die Zügel der Lebensbewegungen haltenden Hand hindeuten, so wird auch mit dem hebräischen Wort שָׁכַב ein Verfallen dieser innren Kraft bezeichnet.

Die Aeußerung des Heraklit über das Wesen des Schlafes, welche oben im §. erwähnt worden, findet sich bei Plutarch, de superst. 3: *ὁ Ἡράκλειτός φησι, τοῖς ἐγρηγορόσιν ἕνα καὶ κοινὸν κόσμον εἶναι, τῶν δὲ κοιμωμένων ἕκαστον εἰς ἴδιον ἀποστρέφεσθαι.* — Die andere Stelle, deren Sinn oben S. 249 dargestellt worden, steht bei Sext. Empir. adv. Mathem. L. VII, 129 — 131 (con ad. I ad. Logic.):

τοῦτον δὴ τὸν θεῖον λόγον καθ' Ἡράκλειτον δι' ἀναπνοῆς σπάσαντες νοεροὶ γινόμεθα, καὶ ἐν μεν ὕπνοις ληθαῖοι, κατὰ δὲ ἔγερσιν πάλιν ἔμφρονες. ἐν γὰρ τοῖς ὕπνοις μυσάντων τῶν αἰσθητικῶν πόρων, χωρίζεται τῆς πρὸς τὸ περιέχον συμφυΐας ὁ ἐν ἡμῖν νοῦς· μόνης τῆς κατὰ ἀναπνοὴν προσφύσεως σωζομένης, οἱονεί τινος ῥίζης· χωρισθείς τε ἀποβάλλει ἣν πρότερον εἶχε μνημονικὴν δύναμιν. ἐν δὲ ἐγρηγορόσι πάλιν διὰ τῶν αἰσθητικῶν πόρων, ὥσπερ διά τινων θυρίδων προκύψας, καὶ τῷ περιέχοντι συμβαλών, λογικὴν ἐνδύεται δύναμιν. ὅνπερ οὖν τρόπον οἱ ἄνθρακες πλησιάσαντες τῷ πυρί, κατ' ἀλλοίωσιν διάπυροι γίνονται, χωρισθέντες δὲ σβέννυνται· οὕτω καὶ ἡ ἐπιξενωθεῖσα τοῖς ἡμετέροις σώμασιν ἀπὸ τοῦ περιέχοντος μοῖρα, κατὰ μὲν τὸν χωρισμόν, σχεδὸν ἄλογος γίνεται, κατὰ δὲ τὴν διὰ τῶν πλείστων πόρων σύμφυσιν, ὁμοιοειδὴς τῷ ὅλῳ καθίσταται. τοῦτον δὴ τὸν κοινὸν λόγον καὶ θεῖον, καὶ οὗ κατὰ μετοχὴν γινόμεθα λογικοί, κριτήριον ἀληθείας φησὶν ὁ Ἡράκλειτος, ὅθεν τὸ μὲν κοινῇ πᾶσι φαινόμενον, τοῦτ' εἶναι πιστόν. τῷ κοινῷ γὰρ καὶ θείῳ λόγῳ λαμβάνεται· τὸ δέ τινι μόνῳ προσπίπτον, ἄπιστον ὑπάρχειν, διὰ τὴν ἐναντίαν αἰτίαν.

Um hier noch einiger anderer Erklärungen des Alterthums über den Schlaf zu gedenken, so hatte schon Anaxagoras nach Plutarch (de plac. ph. V, 25) eine ähnliche Ansicht über die Verschiedenheit des Todes vom Schlafe, als die oben beim Anfang des §. geäußerte ist. Im Tode wird die Seele dem Leib entrissen (*εἶναι δὲ καὶ ψυχῆς θάνατον τὸν διαχωρισμόν*), der Schlaf dagegen ist nur eine Affection des Leibes, nicht der Seele (*σωματικὸν εἶναι τὸ πάθος οὐ ψυχικόν*). Es wird die wahre, lebende Kraft des Menschen von Empedokles ein Feuer genannt, welches im Schlafe nur zum Theil, im Tode ganz vom Leibe scheide. (Plut. l. c.) Das Lebensprincip ins Blut setzend, lehrt Alkmäon (Plut. de plac. ph. V, 23), daß der Schlaf durch ein Zurückweichen jenes Princips in die innersten Gefäße, das Erwachen durch das abermalige Ausstrahlen desselben nach außen, der Tod durch das gänzliche Entweichen desselben entstehe. — Beim Schlafen findet sich (nach Aristoteles de anim. II, 1) nur das (unthätige) Vermögen zur Anschauung; das Wachen ist die Anschauung (Wissenschaft) selber. — Alle mit Blut und Füßen begabten Thiere schlafen. Dieß thun auch die Fische (besonders der Thunfisch, der Delphin), die Krebse, Mollusken, die Bienen selbst bei Laternenlicht (Arist. hist. anim. IV, 10). — Der Schlaf ist dem Zustande der Epilepsie ähnlich, wird auch auf ähnliche Weise als diese durch Andrang des Blutes nach dem Kopfe bewirkt. Daher bekommen Viele (besonders Kinder) im Schlaf dergleichen Anfälle (de somn. et vigil. c. 3). — Der Schlaf ist eine Gebundenheit und Unbeweglichkeit des Sinnes; darum kann nur dasjenige Thier schlafen, welches Sinne hat (de somn. et vig. c. 1). Die Ursache des Schlafes liegt in der Abkühlung des Blutes im Gehirn; in der Entziehung der Lebenswärme durch dieses (de part. anim. II, c. 7). überhaupt aber darinnen, daß sich die Lebenswärme, aus welcher alle Bewegungen und Thätigkeiten des Lebens hervorgehen, von den äußern (auch obern) Theilen zurückzieht nach den innern. (Probl. Sect. 33, v. 15.)

Wir gehen nun zu den eigenthümlicheren Ansichten des vorstehenden §. von dem Wesen des Schlafes über:

Während die lebenden (organischen) Leiber dadurch wachsen, daß durch eine von innen nach außen wirkende Kraft der ernährende Stoff von innen her angefügt wird, wachsen die unbelebten oder unorganischen durch eine Zuströmung, welche ihnen von außen her kommt. Dieser von außen her kommende Strom ist es, der im Schlafe den (scheintodten) Leib mit seinen Wellen umspült und ihn bewegt.

Eine Hauptbestimmung des Schlafes ist es: den Rapport zwischen

dem Cerebral-Nervensystem, sammt seinen dem Willen unterworfenen Organen, mit dem Gangliarnervensystem, sammt den zu diesem gehörigen plastischen (der Willkür und deutlichen Empfindung entrückten) Organen des Leibes aufrecht zu erhalten. Dieß geschieht durch eine Versenkung und Verwandlung der Natur des oberen Gegensatzes in die des unteren.

Die meisten Thiere der höheren Classen schlafen so lange, als es Nacht ist, mithin ungefähr die Hälfte der Zeit. Bei den niederen Thierclassen gehört der Schlaf wenigstens nicht zu den täglich und nothwendig wiederkehrenden Ereignissen des Lebens, denn man hat Fische sieben ganze Tage lang ein schnelles Schiff verfolgen sehen (nach Ovington Voyage to Surate I. pag. 45), obwohl namentlich der Stör zuweilen, nach der Bemerkung der Fischer, in den Zustand eines tiefen Schlafes versenkt scheint, aus welchem er dann plötzlich, erschreckt über die Nähe der Gefahr, erwacht und auffährt. Raupen, wenn sie auch vorher rastlos Tag und Nacht fortfraßen, fallen in der Zeit des Häutens in eine Art von Schlafzustand, und sind auch während der Verpuppung fast unbeweglich, während der Schmetterling einen Theil des Tages in Bewegung, den andern in Ruhe verbringt. Die meisten Thiere, am augenfälligsten die Schlangen, versetzt die Sättigung durch reichlich genossenes Futter in einen länger oder kürzer dauernden Schlaf, oder macht sie doch schläfrig. Dasselbe aber vermag in andern Fällen, zum Theil bei denselben Thierarten, der Hunger. Eben so treibt viele Lebendige die Hitze und das blendende Licht des Mittages zur Ruhe an einem dunklen Orte, andere aber das Dunkel und die Kühle der stillen Nacht. Jene, welche leichter durch einen höheren Grad der Wärme und der Helle eingeschläfert werden, ruhen dann am Tage in ihren Schlupfwinkeln, und wachen dafür bei Nacht, während die Nachtschläfer am Tage ihrer Nahrung nachgehen, oder ihre Wohnungen bauen. Denn der Ameisenlöwe erhascht und verzehrt zwar auch am Tage die in seinen Trichter fallenden Insecten; dem Geschäft des Bauens eines neuen Trichters geht er jedoch erst nach Sonnenuntergang nach. Wie der Turmalin an seinen Krystallenden während der Erwärmung andere, ganz entgegengesetzte Elektricitäten zeigt, als die sind, welche er im Moment des Erkaltens annimmt, und wie er dann die Körper der ganz entgegengesetzten elektrischen Reihe anzieht, so scheint auch der Zug, der die Lebendigen während des Schlafes bewältigt (nach S. 240), bei Tage seine Richtung nach einer anderen Ordnung der sichtbaren Dinge zu nehmen, als bei Nacht. Oder der abwärts (nach dem tragenden Ganzen) gerichtete Zug wird bei Einigen wie beim aufthauenden Wasser, welches schwerer ist, als das Eis, mächtiger durch Uebersättigung mit dem Lebensreiz, bei Anderen, wie beim Metall, das im geschmolzenen Zustand specifisch leichter — ausgedehnter — ist als nach dem Gerinnen, verstärkt sich im Gegentheil jener Zug durch das Entziehen (Entfernen) der natürlichen Lebensreize.

Was im Kleinen der Tages- oder Nachtschlaf, das ist im Großen der Winter- und Sommerschlaf. In einen Schlafzustand, der an Scheintod gränzt, versetzt die Winterkälte viele Insecten; am häufigsten solche, die in einem Entwicklungs- oder Keimungszustand begriffen sind, z. B. die trächtig gewordenen Weibchen, Puppen u. s. Ein Schlaf, durch Kälte herbeigeführt und erst mit dieser endigend, findet sich in vorzüglicher Allgemeinheit bei der Classe der Amphibien; unter den Vögeln sind vielleicht nur einige Arten der Colibris und die Schwalbe mit eßbarem Neste (Hirundo esculenta) einer vorübergehenden Erstarrung durch Kälte ausgesetzt; unter den Säugethieren halten vorzüglich jene einen Winterschlaf, welche zu den mittelgeschlechtigen Ordnungen der Fledermäuse, der Sohlengänger (wie Bär, Dachs) und sogenannten insectenfressenden (wie der

Igel) gehören, so wie einige Arten der Nagethiere. Während dieses tiefen Schlafes, welchen die Thiere meist in verdeckten Schlupfwinkeln und Bauen zubringen, wird zwar das Athmen langsamer und minder tief als gewöhnlich, der Pulsschlag seltner und leiser, aber beide hören wohl nie (wie Harväus behauptete) ganz auf, obgleich die natürliche Wärme des Leibes bis auf wenige Grade über den Gefrierpunkt herabsinkt (nach Nollet und Buffon sollte die innre Temperatur ganz bis zum Gefrierpunkt sinken). Das Arterienblut ist in diesem Zustand nur wenig von dem der Venen unterschieden, und jenes verliert auch zuletzt seine ernährende und belebende Kraft zum großen Theil, denn der Körper magert und zehrt im Ganzen ab, obgleich auf Kosten aller anderen Glieder die Leber und Thymusdrüse sich vergrößern, anschwellen und die eigenthümlichen Flüssigkeiten der zeugenden Organe sich anhäufen. Auch der Darmkoth sammelt sich, wie beim Ungebornen, in den letzten Enden des Dickdarmes an. Was die Empfindlichkeit betrifft, so ist sie bei einigen Arten so gebunden, daß sie auch durch starke äußere Verletzungen nicht zu erwecken sind; bei andern, wie bei den Bären, ist der Winterschlaf kaum tiefer als der gewöhnliche, tägliche, denn sie sind aus jenem eben so leicht zu wecken als aus diesem. Auch die Zeit des Winterschlafes ist nach den einzelnen Arten und nach dem Aufenthaltsort verschieden. Die Seebären verschwinden in den von Europäern besuchten Ländern des Polarkreises zugleich mit der Sonne (in Grönland am 3 November) und kommen bei ihrem Aufgang wieder hervor. Der gemeine Bär bleibt in den Pyrenäen nur 40 Tage, im nördlichen Schweden (nach Fiellstroem) den ganzen Winter, von der Mitte Novembers bis Mitte Aprils, in seinem Winterlager; der Zobel, das Murmelthier, der Siebenschläfer halten eine um so länger dauernde Winterruhe, je kälter die Lage ihres Aufenthaltsortes ist. Eben so der Igel, welcher in den ebneren Gegenden von Deutschland von Martini bis März schläft. Die zum Winterschlaf geneigten Thiere scheinen auch durch Entziehung der Nahrung und der Luft in ihren Schlaf versetzt werden zu können. Ein schlechtgenährtes Thier der erwähnten Arten schläft früher ein als ein gutgenährtes; ein Igel, dem man bei seinem Erwachen aus dem Winterschlaf (am 12 März) keine Nahrung gab, schlief wieder ein und wachte und schlief abwechselnd, bis er im Mai starb (Bertholds Physiologie S. 819). Die Kröten, die man in Steinen und hohlen Bäumen fand, waren aus Mangel an Luft eingeschlafen. Wärme weckt alle Winterschläfer sehr bald. Ein zu hoher Grad von Kälte weckt sie auch, aber auf dieses Erwachen folgt eine neue Erstarrung, in welcher das Thier stirbt. (Berthold a. a. O.)

Eben so wie der Winter durch seine Kälte, schläfert manche Thiere die Trockenheit und Hitze des Sommers ein. Die Schlangen des heißen Erdgürtels, so wie die Krokodilarten, liegen während der Zeit der großen Dürre unbeweglich und starr im ausgetrockneten, hart gewordenen Schlamme, aber bei dem ersten Regen zersprengen sie diese Erdendecke und gehen ausgehungert auf Raub aus. Nach Atkins (Navy surgeon. p. 364) ist in den heißen Ländern von Afrika, bei den Mauren, die Schlafsucht eine sehr gewöhnliche Krankheit. Wie unser europäischer Igel durch die Kälte, so wird der Igel von Madagascar (Centetes ecaudatus) durch die Hitze in einen dreimonatlichen Sommerschlaf versetzt.

Die meisten der oben angeführten Fälle von ungemein langem Schlaf erzählt Haller in seinen El. Phys. XVII. S. III. §. 12.

Die einschläfernde Wirkung, welche mehrere, deßhalb sogenannte narkotische Pflanzen auf den thierischen Organismus äußern, hat man neuerdings zwei eigenthümlichen Stoffen, dem Morphin (von Sertünner, der nächst Desrosne zuerst darauf aufmerksam machte, Morphium genannt) und dem Narkotin zugeschrieben, welche beide als Salzbasen sich verhal-

ten und, als solche, Verbindungen mit Säuren eingehen. Das Morphin schießt leicht in glänzenden, farblosen, nadelförmigen Krystallen an, welche in der Hitze schmelzen und dann bei Zutritt der Luft mit harzigem Geruch verbrennen. Auf der Zunge schmeckt es bitter, lös't sich in Aether und kaltem Wasser nicht auf, während der kalte Alkohol $^1/_{40}$, kochender $^1/_{30}$, siedend Wasser $^1/_{100}$ auflösen. Die Bestandtheile des Morphins sind:

	Nach Bussy.	Pelletier und Dumas.	Brande.
Kohlenstoff	69,0	72,02	72,0
Wasserstoff	6,5	7,61	5,3
Stickstoff	4,5	5,53	5,5
Sauerstoff	20,0	14,84	17,0

Das Narkotin unterscheidet sich schon dadurch vom Morphin, daß es sich ziemlich leicht im Aether auflös't (das Morphin nicht). Es schießt in größeren Krystallen als das Morphin, und in perlenmutterglänzenden Schuppen an, erregt auf der Zunge keinen Geschmack (das Morphin einen bittern). In siedendem Wasser lös't sich kaum $^1/_{400}$, in kaltem Alkohol nur $^1/_{100}$, in kochendem $^1/_{24}$ auf. Die Bestandtheile sind nach Pelletier und Dumas:

Kohlenstoff	68,88
Wasserstoff	5,91
Stickstoff	7,21
Sauerstoff	18,00

Sollten indeß, wie man (wie oben erwähnt) neuerdings annahm, jene beiden Stoffe Ursache der narkotischen Wirkung mancher Pflanzengifte seyn, so bliebe es unerklärlich, daß sie in ihrer größten Reinheit so schwach auf den thierischen und menschlichen Organismus wirkten. Denn das Narkotin, das man am besten in Oel aufgelös't zu Versuchen anwendet, wirkt in doppelt und dreifach so großen Gaben, als die sind, in welchen man das Opium als starkes, schlafmachendes Mittel gibt, fast gar nichts. Stärkere Gaben erregten jedoch nach Orfila bei Thieren einen Dummschlaf (stupor) mit offnen Augen, und erst eine halbe Drachme war hinreichend, einen Hund schnell zu tödten. Essigsäure scheint die Wirkung auf den Organismus ganz aufzuheben. Dagegen ist das Morphin, das rein genommen gar keine Wirkung hat, mit Essigsäure zum Salz gebildet, am wirksamsten. Dennoch war es auch in dieser Form zu $^1/_2$ bis 1 Drachmen eingegeben oder in die Venen gespritzt noch nicht tödtlich, während reines Opium in der Gabe von wenigen Gran tödten kann. Die Wirksamkeit der narkotischen Pflanzengifte wird daher gewiß nicht durch Morphin und Narkotin für sich allein hervorgebracht. Uebrigens enthält nach Johns Analyse das Opium bis 12 Procent Morphin.

Die narkotischen Pflanzenstoffe kommen von Gewächsen aus sehr verschiedenen Familien: aus den Papavereen der Mohn, dessen schlafmachende Wirkung schon die Alten kannten (m. vergl. Virgil. Georg. I, 78: perfusa papavera somno lethaeo; Cels. III, 18); aus den Solaneen die Belladonna, deren Verwandte, die Mandragora schon durch ihren Geruch Schlaf erregt (nach Plin. XXV, 13), das Bilsenkraut, der Stechapfel, Tabak; aus den Urticeen, Hanf, Hopfen; aus den Irideen, der Safran; aus den Compositen eines der unschädlichsten unter allen schlafmachenden Mitteln: der gemeine Gartensalat, dessen wilder Verwandter, der Waldlaktuk allerdings schon zu den narkotischen Giften gehört (schon Plinius XIX, 8 erwähnt die narkotische Kraft aller Lactuca Arten). Auch die oben zu §. 13 erwähnten geistigen Getränke befördern den Schlaf, aber zunächst und am meisten nur jenen tiefen, schweren, welcher dem Vormitternachtsschlafe (primus somnus, Virg. Aen. I, 474) entspricht,

während sie öfters jenen leichten, sinnenstärkenden, den wir als Morgenschlaf bezeichneten, zerstören: vielleicht weil sie das Aussondern der Kohlensäure aus den Lungen, was gegen Morgen wieder in verstärkterem Maß eintreten sollte, zurückhalten. Dagegen vernichten einige der oben erwähnten warmen Getränke, wie Kaffee und besonders Thee, den Vormitternachtsschlaf; verhindern überhaupt das Einschlafen.

Vorherrschend ist allerdings im Schlaf jenes schon von Hippokrates erkannte Zurückweichen der Lebenswärme und Lebenswirksamkeit von den äußern nach den innersten Theilen. Das Athmen und der Puls werden hierbei langsamer, zugleich aber jenes tiefer, dieser voller, alle Aussonderungen gehemmter und sparsamer, selbst das Blut dicker, zäher, das Fett häuft sich an. Indeß geht öfters diese gewöhnlichere, einwärts gekehrte Richtung der Lebensthätigkeit, im Schlafe in eine ganz entgegengesetzte über; der Puls wird dann schneller, die Ausdünstung verstärkt. — Von den psychischen Erscheinungen, welche den leiblichen Schlaf begleiten: von Träumen, Nachtwandeln, sogenanntem magnetischem Hellsehen wird noch im §. 26 und 27 die Rede seyn.

Von der Liebe der Geschlechter und von der Zeugung.

§. 21. Die Geschichte der Zeugung: des Entstehens eines neuen Lebens, aus dem untergehenden alten, wird aus der Betrachtung der bloß leiblichen Elemente und Vorgänge nicht begriffen; es bedarf zu ihrer Beleuchtung einiger Strahlen aus der Geschichte der Seele. Denn nur das Beseelte träget mitten in seinem Wesen den fruchtbaren Samen eines neuen Daseyns; nur das Beseelte vermag zu zeugen.

Die Liebe der Geschlechter und der fruchtbringende Wechselverkehr derselben beruhet auf einem Vorgange der Verzückung und Entrückung der lebenden Seele, aus dem eignen Leibe in das Wesen, in die Natur eines fremden. In des Lebens Frühling, wenn der Weinstock erblühet und der Würzgarten seinen Duft gibt; wenn der Granatbaum am Rebenhügel erröthet: da reget, tief im Grunde der Seele, ein Verlangen seine Schwingen, von gleicher Natur mit jenem, welches den kaum dem Neste entwachsenen Vogel emporhebt, wenn der Herbst kommt und die Zeit des Auswanderns in ein fernes Land. Die Eiche spannet ihre grünen Zweige so hoch über das Thal; höher als der Eiche Gipfel gehet der Weg der Wolken, und über beide, hoch und her, breitet der tiefe, blaue Himmel sein Zelt aus. Der Drang aber, der die liebende Brust bewegt, ist kräftiger als der Wuchs der Eiche, schneller als der Flug der Wolken: sein Sehnen spannet höher und weiter als der blaue

Himmel. Denn was wir Liebe nennen, das ist ein Vorschmack jener Schmerzen, ein Vorschmack jener Lust, welche die heimkehrende Seele empfindet, wenn die beengenden Bande der Leiblichkeit und ihres Wahnes gelöst sind; wenn das Entzücken, das sich im jetzigen Leben nur wie im Traume geregt, zur klaren, wachen Seligkeit geworden.

Wenn der Abendstern sinket und der Duft der Lilie im Thal emporsteigt, da wird, während der warmen Frühlingsnacht, mitten in der Schaar der Bienen ein Ton gehört: lockend und voll bewegender Kraft, wie der Hauch, der durch den lebenden Leib gehet. Es ist die Stimme der Königin, welche des Auszuges in die neue, geliebte Heimath, der Trennung von der alten, beengenden begehrt. Ein Bewegen, mächtig und unwiderstehlich, gehet durch die Tausende der Schaar. Kommt dann der Morgen, da drängen sich alle, die jugendlichen Drohnen wie das Gewölk der Arbeiter, dem führenden Weisel nach, welcher, des Weges kundig, den er nie gesehen, durch die grünenden Auen und blühenden Gewände vorangeht, und während des Zuges über die ganze Schaar ein Feuer ausgießet, dessen Zorn verzehrt, was feindlich dem Drange widersteht, und welches der Gefahr nicht achtet. So wird auch, wenn die Stimme der waltenden Liebe in der Seele ertönet, nicht nur Eine Kraft, es werden alle Kräfte des Leibes und der Seele wach und von einem Bewegen ergriffen, welches auflösend auf die enge beschränkende Selbstheit wirket, und welches einem Fortziehen aus dieser hinaus, in die Form eines neuen Seyns gleichet. Bei den meisten Lebendigen führet daher der Augenblick der Zeugung unmittelbar den Tod und die Auflösung des Leibes herbei. Denn es war nur ein neues, künftiges Leben, welches sie, unbewußt, im Tod des alten gesucht, und wenn in diesem Drange des Suchens das Thier der sichern Todesgefahr entgegengeht, der Schmerzen, welche das verwundende und zerschneidende Messer oder das Feuer machen, nicht achtet, da erscheint es öfters, als werde der Tod des Leibes eben so dringend als die Lust des Geschlechts begehrt. Das was die Liebe begehrt, und was die Lust der Geschlechter nur im dürftigen, leiblichen Abbild empfängt, ist höher als das eigne Leben, besser als des Lebens Lust. Darum heißt es in jenem alten Buche: Liebe ist stark

wie der Tod, und Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn. Daß auch viel Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ertränken; sie ist köstlicher, denn alles Gut des Hauses.

Es ist eine alte Dichtung, von der Liebe der Nachtigall und der Rose. In der Frühe des Morgens, wenn der Thau in den Blättern zittert, singe die Nachtigall und verstumme am Mittage. Denn es sey nicht der Duft, nicht das von lieblichem Roth gefärbte Blatt der Blüthe, denen der Gesang gegolten, sondern das eigene Bild der Sängerin, welches neben dem Bilde der aufgehenden Sonne im Thautropfen sich widerspiegle: das Bild, so vergänglich, so vorübereilend, und die Töne des Gesanges darum so tief, so klagend. Von diesem eigenen Bilde, verklärt in dem Lichte einer unvergänglichen Sonne, singe die Turteltaube, am Gewässer des Bachs und am glänzenden Thautropfen der Manna-Esche; es singe von ihm die einsame Drossel am See des Gebirges.

Doch siehe, es ist nicht das Bild des eigenen, vergänglichen Wesens: es ist das ewige, unvergängliche Urbild des sterblichen Gemächtes, was die Sängerin mit Tönen der tiefen Sehnsucht besinget. Das, was Aristoteles die Form (das Bild) benennet, durch welche, aus unsichtbarem Anfang, jedes sichtbare Wesen gemacht worden: der Gedanke einer bildenden Weisheit, welcher dieses besondren Seyns gedachte, noch ehe dasselbe seinen Anfang genommen und welcher desselben ewig gedenket, dieser ist es, dessen unmittelbar genahten Einfluß die Seele in der Stunde der Liebe empfindet.

„Bist du es nicht, du Liebe,“ so lautet das Lied der Nachtigall, „du Liebe, die mein gedenkt und mich zum Seyn bereitet; bist du es nicht, du ungetrübter Anfang des von Schmerz getrübten, sterblichen Wesens, der sich wieder zur Seele gekehrt, die krank ist vor Sehnsucht. Siehe, das war es, das ich begehrt; das ist die Stimme eines Willkommens, in dem Seyn ohne Ende.“ —

Leben und Liebe, Sehnen und Seyn, sie sind ein Zwillingsgewächs, das aus einer und derselben Wurzel entsprang. Beginnt doch alle Bewegung im sichtbaren Wesen erst da, wo zu dem Einen sich ein Andres gesellt, und das Bewegen selber

entstehet nur aus dem Zug des Einen zum Andren. Darum überall da, wohin das Leben seine Wurzel schlägt, erscheinen die beiden, welche Eines für das Andre sind, hier in der Gestalt von Haupt und Gliedern als ein rechtes Auge und sein linkes, endlich als ein Sichtbares und sein unsichtbares Ergänzendes (nach §. 4).

Den Grund einer so allgemeinen und tief gehenden Theilung in Zwei oder Mehrere haben wir schon an einem andren Ort betrachtet. Gott allein, der Anfang alles Seyns, ist Einer und Derselbe, ewig sich selber genügend; das besondre Seyn vermag nur zu bestehen, wenn Er, der Eine, dasselbe beständig von neuem gibt und schaffet. Nur der Mangel aber, welcher zum Sehnen nach der Erfüllung wird, empfängt diese Erfüllung; darum hat ein Alle vereinendes Band (nach §. 11) zu dem in sich selber mangelhaften Einen das sichtbar und theilweise ergänzende Andre gesellt, damit durch den Zug zu der stellvertretenden, unvollkommnen Erfüllung jenes Sehnen beständig geweckt und wach erhalten werde, welches allein den zum Fortbestehen des Lebens nöthigen Einfluß von oben empfängt. So wird das Haupt nur durch seinen Zug nach den Gliedern dem Lebensstrome zugänglich; die Lunge vermag den Odem nur aufzunehmen, so lange durch den Nerven ihr Wechselverkehr mit dem Gehirn bestehet.

Es gehet die Gestaltung des Leibes, so sahen wir oben (§. 11), nicht allein aus dem Geschäft der eignen, diesem Leibe inwohnenden Seele, sondern vornehmlich aus der Mitwirkung jenes Bandes (des Seyns für ein Andres) hervor, welches als ein allgemeiner Odem des Lebens, als ein Alle erhaltender Geist aus Gott, die ganze Sichtbarkeit durchdringet. Unter und neben diesem hülfreich mitgestaltenden Einfluß bestehet jedoch die eigenthümliche Lebensbewegung der Seele: ein Etwas für sich, ein Besondres zu seyn, — die Richtung nach der Leiblichkeit. Dieses immer von neuem dem Band sich entziehende, von ihm sich frei machende Streben, welches dennoch für sich allein nur der Vernichtung entgegeneilen würde, wirket selbstkräftiger fort, wenn nun der Einzelleib im Bau seiner Glieder vollendet: ein Ganzes geworden ist. Da erfasset das erhaltende Band den hinauseilenden Trieb des Lebens am Gipfel

seiner Macht noch einmal da, wo derselbe schon der Gränze seines eigenthümlichen Seyns entkommen will und schaffet hier von neuem das Eine für ein Andres: den Unterschied des Geschlechts.

Waltete nicht hier als Wächter über dem gewaltigsten Aufflug des Einzellebens, wodurch dieses außer und jenseits der schon vollendeten Gestaltung des Leibes noch eine immer weiter gehende, neue Verleiblichung suchet, eine für jede einzelne Art der Lebendigen feststehende Zahl und Norm, so wäre von da aus der Uebergang der leiblichen Formen in unzählige Abänderungen und (Miß)-Bildungen unvermeidlich.

Wenn eine eiserne Stange im Boden befestigt wird und nun an ihrem untern Ende ein magnetischer Nordpol sich entwickelt, da ist es nicht das Einwirken eines schon vorhandenen, an sichtbarem Eisen ausgestalteten Südpoles, was in der Stange den Nordpol hervorbringt; es wird hier der Magnet im Eisen nicht durch einen andren, schon gewordnen Eisenmagnet erzeugt, sondern das, was die Polarität erweckt, das ist ein unsichtbarer, nicht leiblich gewordner Strom des Magnetismus, welcher durch alle Theile der Erde gehet. So ist auch das, was den lebendigen Wesen das Geschlecht gibt, so ist das, was ihnen das Sehnen einpflanzet, welches endlich zur Liebe wird, ein Unsichtbares, nicht sinnlich leiblich Gewordenes: es ist der anfänglich schaffende Wille, welcher diese bestimmte Gestaltung, diese einzelne Art der Lebendigen zum Seyn gerufen. Diese anfängliche, unsichtbare That des Willens, dieser Gedanke einer göttlichen Weisheit an ein Etwas, das noch nicht war und doch werden sollte, ist die feststehende Norm, nach welcher alles einzelne Seyn und Wesen gemacht und vollendet wird. Sie ist jener Engel, oder nach einem Wort des Plato jene Idee, welche als unsichtbarer Anfang dem sichtbaren Werden vorangeht und über demselben bildend und erhaltend waltet.

Dieser unsichtbare Strom, entsprungen aus einem allgemeinen Quell des Lebens, hingekehrt in dieser seiner besondren Richtung, zu einer einzelnen Art des Seyns, ist es dann, welcher den Zug des Einen zum Andren, welcher das Sehnen der Liebe weckt. Ja dieses Sehnen selber, das im sichtbaren Wesen nur unvollkommne und stellvertretende Erfüllung findet,

ist ursprünglich nach jenem Strom hingekehrt, der es erweckte. Und hier wiederholt sich denn das anfängliche Wunder der Schöpfung öfters am Ende und beim Vergehen des Einzellebens, welches nun dahin schwindet, weil der Grund der Erfüllung, den es suchte, nicht wirklich, sondern nur scheinbar in dem Leiblichen lag, an welchem das Sehnen bei seinem Hinabsinken sich festhalten wollte.

Es nimmt ein neues Leben von da seinen frischen Anlauf, wo das alte stille stehet. Ein fliehendes Gewölk, das aus dem Spiel des leiblichen Lebens hinaus zum Grabe eilt, ist es, in welches die Seele ihre ganze Macht legt; jene Macht, durch welche sie den eignen Leib sich gestaltet und bewegt.

Nervenkranke, so wie Sterbende, haben zuweilen, so sagt man, ihr eigenes Ich wie verkörpert außer sich erblickt. Ein Dunstgebilde, den Nervenenden der Haut entstiegen, aus welchem die wanderlustige Seele eine Reisehütte sich gebildet, ähnlich der Hütte des Leibes. Dieses Nomadenzelt vergeht und verfleucht, sobald die bauende Kraft der Seele sich von ihm gewendet; das Wunder aber der Zeugung ruft ein selbstständiges und bleibendes Leben hervor: eine Seele, des eignen Leibes mächtig und voll Zuversicht der Fortdauer. Denn es wird da, bewußtlos und wie im Traume, von den sichtbar Lebendigen die Gränze eines unsichtbaren Lebensreiches berührt, dessen Kräfte immer bereit sind, in unsere Sichtbarkeit einzuströmen, sobald der fest geschlossene Kreis ihnen sich aufthut.

Es ist das Hindurchgehen einer oberen, Alles gestaltenden Kraft des Lebens durch den vergänglichen Thierleib, was dem Gefieder des männlichen Vogels jene Farbenpracht und jenen Glanz verleiht, welche alsbald mit der Zeit der Vermählung verlöschen, so wie anderen den lieblichen Gesang oder die zu Wettkämpfen reizende, ungewöhnliche Bewegungskraft der Muskeln. Dieses Hindurchgehen, dieses Nahen eines allgemeinen, höheren Lebens ist es auch, welches dann auf das leibliche Wesen den Schein eines Entzückens wirft, dessen eigentliche, bleibende Wohnstätte niemals der sterbliche Leib, sondern nur der unvergängliche Geist zu werden vermag. Jenes Entzücken vergeht daher schneller als der Widerschein der Abendsonne am niederen Regengewölk, und es hat da nur ein ewiges

Erbarmen die Schrecknisse des Grabes mit schönfarbigen, duftenden Blüthen bedecken wollen; denn mit dem Entzücken zugleich vergeht öfters auch der sterbliche Leib.

Es sagt die träumende Seele, wenn ihre Lust, gleich dem bunten Vogel, der sich auf den Leib eines Schlafenden gesetzt, bei der ersten Regung des Erwachens entflogen, sie sagt zu dieser Lust: „ich wußte nicht, daß du nicht mein warest, sondern ich nur dein. Wehen des lebendigen Odems, das über den Moder der Gruft ging, ein Paradies war unter dir erschienen, und nun ist das Grab da.“ — Der Vogel fleucht und antwortet der träumenden Seele nicht. Der wache Geist aber des Menschen redet zu Dem, dessen Nähe die Seele nur im Traum geahndet, und empfängt Antwort. Hier ist es nicht mehr der Widerglanz im Thautropfen, sondern die strahlende Sonne selber, in welche das Auge des Adlers ungeblendet hineinschaut. Der Geist kennet eine andere Weise der neuen Verleiblichung, als die, welche im Verkehr der Geschlechter ist. Und der neugegebene Leib ist dann unvergänglich, wie das Entzücken, welches ihn gegeben.

Der Geist auch nur, der im Menschen ist, wenn ihm aus dem leiblichen Vorbild die Ahndung des Urbildes geworden, verklärt die vergängliche Neigung der Geschlechter zur dauernden, ewigen Liebe. Und diese Liebe wird der Weg, aus der Behausung des Todes hinauf, nicht nur in die Region eines allgemeinen Naturlebens, sondern zu Gott, dem Quell und Anfang alles Lebens der Sichtbarkeit wie des unsichtbaren Wesens.

Wir betrachten nun das Wunder des Entstehens eines neuen Lebendigen, so weit es der Plan dieser Untersuchungen erlaubt, auch von Seiten der unmittelbaren sinnlichen Erfahrung.

Obgleich schon Maximus Tyrius, ein Platonischer Philosoph des 2ten Jahrhunderts, der alten Lehre der generatio aequivoca oder des Entstehens der Wesen aus etwas Andrem als aus einem schon gewordnen Wesen von gleicher Art und aus leiblichem Samen widersprach, schienen dennoch die Erfahrungen der neueren Zeit öfters wieder für die Richtigkeit

jener alten Lehre zu zeugen. Es werden in einem Aufguß auf Pflanzen- oder Thiertheile in kurzem jene Aufgußthierlein bemerkt, welche zwar geeignet sind Wesen, die ihnen gleichen, zu gebären, die aber in jenem Falle offenbar aus Etwas entstunden, welches zu einem andren Geschlecht des Lebens gehörte. Es scheint in solchem Falle die allgemeine Bewegung des Lebens, die in dem größeren, vollkommneren Organismus war, in den einzelnen Theilchen, in welche er bei seiner Auflösung zerfällt, noch nachzuwirken, ähnlich den Schwingungen, welche in den vorhin gerührten Saiten oder Glocken auch dann, wenn diese nun in Ruhe gelassen werden, noch nachbeben.

In den Eingeweiden der Menschen so wie andrer Thiere hat man öfters Halbgebilde gefunden, welche den Uebergang von einem noch ungestalteten Schleim zur Form des Wurmes zu bilden schienen; ja es hat v. Baer das allmähliche Herausbilden eines Eingeweidewurmes der Teichmuscheln aus ungeformtem Stoffe, zuerst zu einem halbflüssigen, fädigen Wesen, dann zu einem gegliederten Körper beobachtet, aus dessen Keimkörnern erst der besondre Wurm wurde. In diesem Falle scheint der die besondre Form des Entozoons bildende Einfluß von dem vollkommneren, den bildsameren Stoff umschließenden Organismus auszugehen, wie vielleicht das Entstehen der Infusionsthierchen aus der Wechselwirkung der athembaren Luft, mit einer Substanz, welche vorhin der Theil eines luftathmenden Organismus war.

Wildenow machte die merkwürdige Beobachtung, daß überall da, wo er in den Treibhäusern des Gewächsgartens zu Berlin ausländische Farrenkräuter aussäete, die (ebenfalls ausländischen) Arten von Farrenkräutern als verdrängendes Unkraut aufgingen, welche schon seit längerer Zeit im Gewächsgarten angebaut waren. Um dieß zu vermeiden, ließ er im Frühling für jene neu anzusäenden Fremdlinge ein ganz eignes mit Glasfenstern bedecktes Beet einrichten; die Erde zur Aussaat wurde aus dem Walde geholt, die Blumentöpfe in einem weit vom Gewächshause entfernten Zimmer mit dem Samen bestreut, ja es wurden die Töpfe, bei einem andren Versuche dieser Art, sorgfältig mit Glasglocken zugedeckt.

Dennoch schossen die einmal schon in den Gewächshäusern eingebürgerten amerikanischen Arten in solcher Menge auf, daß es schien, als wären sie in die Töpfe ausgesäet worden. Diese konnten nicht in der deutschen Waldbodenerde enthalten gewesen seyn; es hatten, wie es scheint, die westindischen, zum Unkraut gewordnen Farrenkräuter schon durch ihren der Luft sich mittheilenden Aushauch, auf die für Bildungen der ähnlichen Art empfänglich gemachte Erde einen ähnlichen Einfluß ausgeübt, als das männlich zeugende Princip im Thierreich auf die weiblichen Keime.

Wird doch auch anderwärts im Thier- und Pflanzenreich der zubereiteten Leiblichkeit eine inwohnende Seele, wie der Masse, die sich aus der salzigen Flüssigkeit niederschlägt, ihre eigenthümliche, regelmäßige Form, durch eine von obenher wirkende Kraft gegeben, welche auf jene wie der Blitz der Wolken auf die erhöhete metallene Spitze herabfährt und den besondren Weg nimmt, welchen der vorhandene Leiter ihr anweiset. Auf solche unmittelbare Weise geschieht die Belebung der Absprünge, der Sprossen und selbst eines großen Theiles der Eier.

Durch Absprünge, oder durch eine bloße, einfache Theilung des Leibes, etwa seiner Länge nach, vermehren sich von selber die Naiden und einige andre Ringelwürmer, so wie die Planarien und viele Infusorien. Es wächs't hierbei durch eine Ueberfülle der Ernährung der hintere Theil des Wurmes stärker an und lös't sich von selber von dem Vordertheil ab, welchem ein neuer Schwanz nachwächset, während sich an den abgesprungenen Hinterstück ein eigenthümlicher Kopf bildet. Bemerkenswerth ist es hierbei, daß diese Vermehrung (durch ein von selber entstehendes Zertheilen) bei den Planarien schneller erfolgt, wenn sie einzeln gehalten werden, als wenn mehrere von ihnen beisammen sind.

Auch durch künstliche Theilung des Leibes lassen sich die meisten Zoophyten und mehrere andre Strahlenthiere vermehren. An dem abgeschnittenen oder abgerissenen Stück bildet sich der aufnehmende Mund mit seinen Fangarmen und das sackartige Behältniß für die aufgenommene Nahrung.

Wenn die Fülle des nährenden, bildsamen Stofes, woraus die einzelnen Theile des Leibes gestaltet und erhalten wurden,

bei einem schon vollendeten Leibe an irgend einer Stelle desselben sich anhäufen, da wird, in den niedreren Regionen der organischen Welt, durch die mitbildenden Kräfte des Bandes, zu der Fülle der Nahrung der Esser gegeben, und auf diesem Wege entstehet in der Gestalt der Knollen, oder Zwiebeln, oder Ableger, das, was wir vorhin mit dem allgemeinen Namen der Sprosse bezeichnet haben. Die Sprosse ist kein einzelner Theil oder Abschnitt, der sich wie bei der eben beschriebenen Vermehrung durch Absprünge, erst nach seiner Trennung zu einem besondren Leibe ausbildet, sondern sie ist ein Einzelleib derselben Art, der sich erst, wenn sich schon alle zu ihm gehörigen Theile entwickelt haben, von dem Mutterstocke trennt.

An jeder Sprosse wird ein Theil gefunden, welcher durch eine Anhäufung des ernährenden Stoffes im Zellgewebe entstehet, und welcher, weil der nährende Stoff von mehlartiger Beschaffenheit ist, von Treviranus der „Mehlbehälter" genannt wird; auf diesem Mehlbehälter wird bei der Knolle und in ihm bei der Zwiebel jener härtere, mit Längsfasern versehene Körper (corpus solidum Malpighii) gefunden, in dessen Axe sich die Axe des Mutterstammes fortsetzt und welcher der bereiteten Speise als Esser zugeordnet ist: der künftige Stamm des neuen Leibes. Hierbei ist es eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Sprossen, daß sich bei ihnen immer der Theil zuerst bildet, welchem das Hauptgeschäft der Ernährung und Erhaltung des Einzelleibes zukommt; bei Pflanzen mithin der Wurzelstock, bei jenen Thieren, die sich durch Sprossen vermehren (den Zoophyten und einigen Würmern), der mittlere oder hintere, nicht aber der vordere Theil des Körpers.

Umgekehrt sehen wir bei der dritten Art der Entstehung neuer Lebendigen, bei der Entstehung in und aus einem Eie, zuerst jene Theile des Einzelleibes sich entwickeln, von denen der höhere psychische Antrieb des Lebens ausgeht: bei den vollkommneren Thieren das Rückmark und Gehirn, bei den unvollkommneren wenigstens die vorderen Theile vor den hinteren, und selbst in dem entstehenden Samen der Pflanzen wird ganz augenscheinlich nicht zuerst (wie bei den Knollen und Zwiebeln) zu der Fülle der bereiteten Speise der Esser gegeben, sondern vor allem der Keim des Lebendigen geschaffen, so daß öfters erst durch seine

den Mutterleib zur Rückwirkung aufregende Kraft die Nahrung herbeigezogen wird. Die Substanz, wozu und woraus die ungeborne Frucht und das Ei sich gestalten, ist ein Flüssiges, nicht wie bei der Sprosse ein festerer Mehlstoff.

Der auf solche Weise erzeugte Fruchtkeim stehet auch bei den Pflanzen nicht so unmittelbar und augenfällig mit der Axe des Mutterkörpers in Verbindung, sondern schwebt großentheils frei in dem ernährenden Flüssigen. Es regt sich hier der belebenden Seele des Mutterwesens gegenüber die Lebensthätigkeit einer andren, ja vieler Seelen, denen, mitten im flüssigen Elemente der zu ihnen gehörige Leib bereitet wird.

Wenn wir hierbei im Pflanzen- wie im Thierreiche Tausende, ja Hunderttausende von Einzelleben oder Lebensanfängen wie aus der Vorrathskammer des Unsichtbaren hervortreten und mit der Leiblichkeit der Mutter sich überkleiden sehen, müssen wir auch im Reiche der Seelen einen Vorgang der Aneinander-Gesellung oder Aggregation anerkennen, welcher der Aggregation der leiblichen Stoffe ähnlich ist. Diese letztere: die Aneinanderhäufung der gleichartigen, leiblichen Elemente wird durch eine allgemeine (gleichsam magnetische) Naturkraft: die Haltung bewirkt, deren Kraft hülfreich mit der Thätigkeit der eigenthümlich inwohnenden Seele oder des seelenartigen bildenden Princips sich vereint. Das, was die Aggregation der Seelen in der Geschichte der Zeugung begründet, das ist mittelbar der Geist eines allgemeinen Lebens, dessen unmittelbare Wirksamkeit, wenn sie in einer höheren Region des Seyns die Seelen mit ihrer Gluth durchdringet und zur harmonischen Einstimmung verschmilzt, als Begeisterung erkannt wird.

Wie nach einem oben (S. 208) erwähnten Ausdruck des Aristoteles nur das Durchleuchtige jener Bewegung theilhaftig zu werden vermag, welche nach allen Richtungen hin das Licht erwecket; so kann nur jenes Einzelleben die Wirksamkeit des allgemeinen Lebensgeistes, welche Seele zu Seele gesellet, in sich aufnehmen und durch sich hindurchwalten lassen, welche sich gegen diesen Lebensgeist durchleuchtig, passiv nachgebend verhält. Zum Tönen kann (wie dieß schon Aristoteles bemerkt) nur das Ruhende, nicht das „Bewegte“ und schon Tönende bewegt werden.

So wird auch in der organischen Welt nur ein solches Einzelleben für das Hindurchwirken des bei der Zeugung mitwirkenden Lebensgeistes empfänglich seyn, welches nicht vielmehr und auf überwiegende Weise von einem andren Bewegen ergriffen ist. Dieses andere Bewegen ist das der Haltung, welche in ihrer höhern Form, als Physis, der inwohnenden Seele ihren Leib, mit allen seinen vielfachen Organen und Gliedern bilden hilft (nach §. 11).

Jedes Organ in seiner eigenthümlichen Wirksamkeit und Weise des Seyns gleichet einer mit der Region der Außenwelt, auf welche sie sich bezieht, mittönenden, mitbewegten Saite und diese Mitbewegung wird um so stärker sich äußern, je vielseitiger und vollkommner das Einzelwesen organisirt ist.

Hierinnen liegt der Grund, aus welchem gerade die unvollkommner organisirten Thiere und Pflanzen, ohne daß es bei ihnen einer Scheidung in die beiden Geschlechter bedarf, von selber gebärend sind, wenn sie in der Zeit des Blühens der psychische belebende Einfluß mit seinen Kräften durchdringt. Bei den vollkommner gestalteten Wesen aber, in denen das Mitbewegen mit der Welt des schon gewordenen und leiblich werdenden mächtiger ist, bedarf es zur Zeugung eines Geschlechts, welches, wie die durchleuchtigen Körper für die Bewegungen des Lichtes, so für das Walten des Seele zu Seele gesellenden Lebenseinflusses empfänglicher ist. Dieses Geschlecht ist das von den Banden des leiblichen Bildens weniger gehaltene, von ihnen freier gelassene männliche, dessen innre Verschiedenheit bei den Thieren öfter schon dadurch angedeutet ist, daß ihm allein die freie Beweglichkeit und selbst der geflügelte Zustand zukommt, während das weibliche Wesen ungeflügelt, mit dem Ort seines Aufsitzens wie verwachsen erscheint, oder bei der Pflanze einen bleibenderen unmittelbarern Theil des Gewächses bildet. Es stehet bei vollkommneren Naturen die weibliche Leiblichkeit mit dem einen Pole ihres Wesens in engerer Gemeinschaft mit der (magnetischen) Natur der das Irdische gestaltenden, mütterlichen Kraft der Haltung, als die männliche. Diese, wie sie an dem höheren Pole ihres Seyns dem selbstthätig bewegenden, von oben wirkenden Lebenseinfluß ähnlicher und gleichartiger ist, verhält sich gerade nach einer

andern Richtung hin desto passiver und aufnehmend empfänglicher für sein Hindurchwirken als jene.

Eine Bildung, verwandt mit jener der Eier, wird schon bei den Conferven des süßen Wassers bemerkt. Die einzelnen durch Querscheidewände unterschiedenen Abtheilungen des röhrenartigen Körperchens enthalten hier eine grünliche, körnchenartige Substanz, aus deren Zusammenrücken das kuglichte Ei entstehet, aus welchem dann ein neuer Confervenfaden erwächset. Der Samen der vollkommnen, phanerogamischen Gewächse hängt durch einen aus Zellgewebe und Spiralgefäßen gebildeten Faden, der auch hier „Nabelstrang" heißt, mit dem Fruchtboden zusammen. Sein erster, schon von der weiblichen Thätigkeit allein ausgehender Anfang bestehet in zwei saftreichen Häuten, in deren Innerem ein farbloses Flüssiges ist. Die Gefäße des Nabelstranges verlaufen in die innre Haut, an welcher sich die erste Nahrung für den Fruchtkeim: das mehlhaltige Perisperm absetzet. Bei der Ausbildung von diesem wird die organische Verbindung des Samens mit dem mütterlichen Fruchtboden aufgehoben; der Samen wird ein Selbstständiges, in sich abgeschlossenes Ei, in welchem jetzt eine eigenthümliche Seele das Werk ihrer Bildungen beginnt. Denn in oder neben dem Perisperm ist eine Höhle geblieben, welche ein wässerig Flüssiges erfüllt. Ein Kügelchen, das in diesem Flüssigen schwimmt, und das durch einen dünnen nur aus Zellgewebe gebildeten Strang mit dem Perisperm zusammenhängt, ist der erste, sichtbare Anfang des Embryo. Jenes Kügelchen bildet sich nach oben in ein breiteres, nach unten in ein spitzeres Ende aus, und in demselben Verhältniß, in welchem dieser Leib des Ungebornen sich entwickelt, wird das ihn umgebende Wasser zugleich mit dem Perisperm verzehrt, so daß zuletzt nur die beiden Samenhäute in einem saftleeren Zustand übrig bleiben.

Das Ei der Thiere ist gleich jenem der vollkommneren Pflanzen ein durch eine Haut gebildetes Behältniß, welches die eiweißartige Flüssigkeit und mit ihr ein Bläschen: die sogenannte Narbe, oder den Keim umschließt. Außer diesen beiden enthält das Ei der Wirbel- und Weichthiere, so wie der Krebse und Insecten auch noch eine fettige, von einer eigen-

thümlichen Haut umschlossene Substanz: den sogenannten Dotter. Die ersten Anfänge des Embryo zeigen sich in dem Bläschen des Keims oder der Narbe, mithin in jenem Theil des Eies, welcher unmittelbar in dem Eierstock gebildet wird. Denn bei den Säugthieren wird in den Ovarien fast allein der Keim des künftigen lebenden Körpers erzeugt, und obwohl diesem ersten, wesentlichsten Anfang der Frucht, bei andern Thierordnungen schon im Eierstock ein Gemisch von Eiweiß und Dotter, oder wo der Dotter fehlt, das Eiweiß beigesellt wird, so bleibt dennoch der Keim das wesentlichste Gebilde des Ovariums. Die äußere Eihaut entsteht in allen diesen Fällen erst in den Eiergängen oder im Uterus. In diesem letzteren Behältniß allein erzeugt sich auch bei den Säugthieren der eiweiß- und dotterartige Stoff, während die, kurze Zeit nach der Empfängniß nur dem bewaffneten Auge bemerkbar werdenden Kügelchen Anderes nichts als bloße Keime, ohne Dotter und Eiweiß, zu seyn scheinen.

Die Aufeinanderfolge der Erscheinungen bei der sichtbaren Gestaltung des Ungebornen erscheinen in den verschiedenen Thierordnungen verschieden, obgleich hiebei ein allgemeines Gesetz unverkennbar ist. So zeigen sich nach Herolds Beobachtungen an dem Embryo der Spinnen der Kopf und die Füße früher entwickelt als das Herz, und dieses bleibt noch bewegungslos, wenn die andern Theile schon ausgebildet sind, und wenn es auch bereits selber in seiner eigenthümlichen Gestalt vorhanden ist. Auch an der Frucht des Krebseies werden die Fühlhörner, von deren wichtiger Bestimmung oben S. 197 die Rede war, früher bemerkt als das Herz; dieses wird erst sichtbar, wenn schon alle an der Bauchseite des Leibes liegenden Organe ihre Gestalt gewonnen haben. Denn es bildet sich überhaupt nach Rathke's und Webers Beobachtung bei allen thierischen Embryonen zuerst die Seite, an welcher die Centraltheile des Nervensystems gelegen sind, mithin bei den wirbellosen Thieren die Seite des Bauches, bei den Wirbelthieren die Seite des Rückens.

Statt der Bewegungen des Herzens werden an den Früchten einiger unvollkommneren Thiere Bewegungen des ganzen Leibes bemerkt, welche bei den Ringelwürmern so wie bei den

Zoophyten das Einschlucken der Flüssigkeiten des Eies durch die Mundöffnung zu begleiten scheinen. An dem Embryo der Weinbergsschnecke zeigt sich eine rotirende Bewegung.

Nur die Frucht der Wirbelthiere, nicht die der wirbellosen, bildet sich deutlich, wie schon oben S. 82 erwähnt worden, wie von zwei Centralpunkten aus, davon der eine im Fruchtkeim, der andere an der Oberfläche des Dotters gelegen ist. Von dem erstern gehet die Gestaltung des Gehirns und Rückmarkes, von dem andern die eines Venensystems aus, welches dem Embryo entgegenwächset, und zuletzt sich mit seinen Verzweigungen unter die Herrschaft des innern Centrums des Nervensystems begibt.

Es sind diese beiden Ausgangspunkte der leiblichen Gestaltung die sichtbar gewordenen Wege jener beiden Thätigkeiten, durch welche (nach §. 11) der Leib mit allen seinen Gliedern gebildet und erhalten wird; von außen nach innen wirket jener Einfluß, den wir als die Wirksamkeit eines allumfassenden Bandes erkannten, von innen der nach Verleiblichung strebende Einfluß der eigenthümlichen Seele. Hierbei werden denn nicht selten Theile nach außen schon sichtbar, während sie sich nach innen, in ihrem Zusammenhang mit dem Nervencentrum noch nicht verfolgen lassen. Doch ist ihnen offenbar die Richtung der Entwicklung und Verbindung nach innen hinein durch die anziehende Kraft des Nervencentrums vorgeschrieben, und bei jenen Mißbildungen, bei denen irgend ein Theil fehlte oder ganz entstellt war, ließ sich der Anfang dieser Mangelhaftigkeit fast immer am Nervensystem nachweisen. So fand Tiedemann bei solchen Mißgestaltungen, denen die äußern Geruchswerkzeuge oder die Augen fehlten, auch keine Riech- und keine Sehenerven; bei solchen, welche nur ein Auge hatten, zeigte sich auch nur ein (verbundener) Sehenerv.

Eben aber dieser Hauptmittelpunkt des eigenthümlichen Lebens, das Nervencentrum, erscheint in dem Ungebornen von sehr verschiedener Kraft und Bedeutung, und der Weg der eignen inwohnenden Seele zur Leiblichkeit ist mit dem meisten Dunkel bedeckt. Wäre es, nach der Behauptung eines trefflichen Physiologen das Gas der Hirnhöhlen, an welchem der unsichtbare

Anfang der Wirksamkeit der Seele auf ihren Leib geschähe, so bliebe es schon schwer begreiflich, wie am Embryo der Vögel, nach v. Baers Beobachtungen, die Rückenplatten schon anfangen könnten, zu verwachsen, die Höhlungen des Hirns und Rückmarkes, ja selbst die Rudimente der Augen sich schon zeigen konnten, während eben diese Höhlungen noch ein wässerig Flüssiges erfüllt. Wäre es überhaupt am Leibe des Ungebornen schon das Gehirn, mit dessen Wirksamkeit und Wesen, wie nachmals beim Ausgebornen, die Hauptgeschäfte der belebenden Seele nothwendig sich verknüpfen müßten, so erschiene es unbegreiflich, wie bei einigen Mißbildungen, welche an anderen Theilen ziemlich vollständig sich im Mutterleibe entwickelt hatten, das Gehirn so wie der ganze obere Theil des Rückmarkes und mit diesen zugleich der Kopf, die Brust und überhaupt der ganze Oberleib fehlen konnten, während der untere Theil des Rückmarkes und Rückgrates und hiermit zugleich die unteren Eingeweide und Glieder des Leibes, in ihrer gewöhnlichen Gestaltung sich zeigten.

Oefters mag in einigen der merkwürdigsten Fälle von mangelhaften Mißbildungen, wie dieß eine Beobachtung von Morgagni erweiset, am Anfang der sichtbaren Entstehung, ein Gehirn und Rückmark vorhanden gewesen seyn, beide aber sind erkrankt und aufgelös't, der untergeordnete Leib jedoch hierbei erhalten und fortgebildet worden. Hier hat die eigenthümlich bildende Seele durch die Seele und das Nervencentrum der Mutter gewirkt, oder die mütterliche Seele selber hat das Geschäft der Bildung dieser zweiten Leiblichkeit übernommen; ein stellvertretendes Verhältniß, welches besonders da statt zu haben scheint, wo sich auf ähnliche Weise wie bei den oben S. 265 erwähnten Sprossen, mitten in einem lebenden Thier oder Menschenleibe solche Theile eines fremden Leibes entwickeln, welche dem Ernährungsgeschäft zunächst dienen, wie Zähne und Kinnbacken, sammt dem parasitischen Gewächs der Haare, ohne ein zu ihnen gehöriges Haupt.

Ueberhaupt aber scheint auch im gewöhnlichen Verlaufe, während des Wechselverkehrs der mitbildenden Kräfte des Bandes (nach §. 11) mit der dem neu entstehenden Leib inwohnenden Seele ein hülfreiches Hauptelement nicht nur von dem

nährenden Leibe, sondern mehr noch von der Seele der Mutter auszugehen. Diese ist es, welche alle ihre Kräfte mit den Kräften der Seele des Ungebornen vereint, für diese empfindet, erkennt und wirkt, zwei Seelen in der Hand ihres Wollens tragend. Es gränzet hieran ein Gebiet von Erfahrungen, welche zu den merkwürdigsten, zugleich aber auch zu den am wenigsten sorgfältig beachteten der Seelenkunde gehören, und welche zum Theil in dem weiteren Verlaufe dieser Untersuchungen noch Erwähnung finden werden. Wenn auch die Wirksamkeit der mütterlichen Seele, jene der noch nicht zur Leiblichkeit hindurch gebrochenen Seele der Frucht, eben so laut übertönt wie das Rufen eines starken Mannes die leise Stimme eines Kindes, ja wenn auch die Wirksamkeit der letzteren von jener der ersteren insgemein so weit überstrahlt und unmerklich gemacht wird, wie das Licht eines kleinen Sternes von dem Lichte der Sonne; so wird doch zuweilen von der leise fühlenden, durch das Getöse des äußern Lebens nicht übertäubten Seele der Mutter, in deren Leib der Keim eines neuen Menschenlebens schläft, die Nähe und der Einfluß einer dem Urquell des Werdens noch näher stehenden, andren Seele empfunden. Es ist die Stimme, es sind die Kräfte einer unsichtbaren Welt (nach §. 4), welche dann, wenn sie nicht von dem lauten, innern Geschrei der Leidenschaft und den Eitelkeiten der verirrten Mutter übertäubt, und in ihrem Keim verdorben werden, die mütterliche Seele selber emportragen helfen, und welche, wenn der übergewaltige Einfluß der Mutter sie nach andrer, niederer Richtung hinriß, einst fragen werden: warum hast du uns nicht gehört?

Der Zustand der Seele des Ungebornen ist gewiß nicht ohne sein Geschäft des Empfindens, des Erkennens, des Wollens. Aber das Denken der Seele dieses magnetisch schlafenden Leibes war, so wie das Wollen, mit dem Denken und Wollen der Seele, welche ihr ein leitender Engel zu seyn bestimmt war, mit dem der Seele der Mutter. Wenn die im Zustand des gewöhnlichen thierischen Magnetismus Entschlafenen während desselben mit der Seele ihres Magnetiseurs empfunden, gedacht und gewollt haben und nun aus jenem Zustande zu ihrem eigenthümlichen Einzelleben wiedererwachen, scheint ihnen Alles,

was sie mitgedacht und mitgewollt haben, aus der Erinnerung verschwunden. Daß jedoch auch dieses uneingedenk Gewordne der Seele nicht verloren gegangen, sondern festes Eigenthum geblieben ist, zeigt sich alsbald bei einer neuen Veranlassung, wodurch diese nur in Schatten getretene Region wieder beleuchtet wird.

Der gewaltige magnetische Einfluß, welchen die mütterliche Seele auf die der Frucht ausübt, zeigt sich freilich der Beobachtung leichter und auf eine unbestreitbarere Weise am Leibe als an der Seele des Kindes. Während in dem späteren Verlauf des (ausgebornen) Lebens das im §. 11 beschriebene Wechselverhältniß der eignen inwohnenden Seele und des erhaltenden Bandes so nothwendig für die Fortdauer des Lebens ist, daß wenn das eine von diesen beiden Elementen aufhört zu wirken, oder selbst dann, wenn es dem andern nicht mehr das Gleichgewicht hält, hieraus der Tod entsteht (nach §. 22), sehen wir in der ungebornen Frucht die inwohnende Seele öfters ihren Weg zur Leiblichkeit verlassen, während die mitbildende Kraft des Bandes noch immer fortfährt, einzelne Theile, die in Beziehung auf das schon verschwundene Centrum stehen, zu erhalten, ja weiter zu entwicklen. Otto beobachtete ein menschliches Ei, welches alle äußern Theile eines vollkommnen, ja eine Nabelschnur und Nabelbläschen hatte, die Frucht aber, zu welcher diese hinführen sollte, war nicht (mehr) zu sehen. Im Grunde genommen, war auch in jenen Mißbildungen, bei denen das Gehirn und Rückmark zerstört gewesen, das eigentlich Lebendige mitten aus dem Gebäu der Glieder verschwunden.

In diesen Fällen scheint die leiblich bildende Kraft der mütterlichen Seele, freilich auf eine viel sichtlicher wirksame Weise, dasselbe Geschäft geübt zu haben, welches die (Ein-) Bildungskraft solcher Menschen übt, die irgend ein äußres Glied ihres Leibes gewaltsam verloren haben. Diese fühlen noch gleichsam in und mit dem einst besessenen Theile, es gedenkt seiner die Seele als hätte sie ihn noch. So waltet auch zuweilen die bildende Kraft der mütterlichen Seele noch immer in jener Richtung, in welcher sie vorhin der Seele des Ungebornen ihre Leiblichkeit bilden half, fort, und vereint ihre Wirksamkeit mit

jener des gestaltenden Bandes, wenn bereits die fremde Seele ihren neuen Weg zu verlassen anfängt, ja ihn wirklich schon verließ.

Nicht bloß auf das Ungeborne, sondern selbst auf das Neugeborne übt die Seele der Mutter oder Pflegerin noch Einfluß. Bei den Vögeln, welche das schon ausgeborne Ei noch bebrüten, hat Faber einen wesentlichen Einfluß der brütenden Mutter auf die Richtung der Triebe der in dem Ei befindlichen Jungen bemerkt. Bechstein beobachtete wenigstens diesen Einfluß in Beziehung auf äußere Abänderungen.

Es wird übrigens nur bei den Vögeln und dann noch bei einigen wenigen unvollkommneren Thierarten die Nothwendigkeit eines noch fortwährenden Einwirkens der Mutter auf das schon geborne Ei bemerkt, die meisten eierlegenden Amphibien, Fische und wirbellosen Thiere vertrauen ihre Eier, ohne weitere Mithülfe, dem die weitere Entwicklung begünstigenden Elemente an. Doch zeigt sich auch hierbei nicht selten eine den künftigen Unterhalt der Brut bedenkende Vorsorge der Mutter. Eine Art von Meeresasseln (Oniscus) legt nach Cavolini's Beobachtung ihre Eier in den Leib der Krebse, worinnen dann jene ihre Wurzeln schlagen und sich entwickeln. Eben so pflegen viele Insecten ihre Eier in den nährenden Leib eines andren Thieres zu legen oder für die noch im Ei verschlossene Larve schon im voraus das erste Futter zu bereiten. Dagegen werden die Larven der Frösche ohne weitre Vorsorge der Mutter von jener Laichgallert ernährt, mit welcher der mütterliche Leib die Eier gleich bei ihrer Geburt überkleidete; den Jungen der Weinbergsschnecke dienet die Schale des Eies, das sie einschloß, zur ersten Nahrung.

Nur in den beiden höchsten Thierclassen stehet die Weise, in welcher das Junge geboren wird, fest und es gebären alle Säugthiere lebendige Junge, welche sie einige Zeit durch milchartige Säfte ihres Leibes ernähren, alle Vögel gebären Eier. Dagegen kann man künstlich bewirken, daß selbst solche Schlangen, welche gewöhnlich Eier legen, zu lebendig gebärenden werden, wenn man ihnen das zur Häutung nothwendige Wasser entzieht. Hierdurch werden sie zugleich verhindert ihre Eier zu

legen, und die in diesen enthaltnen Jungen verlassen nun die Eierhülle noch im Mutterleibe und werden lebendig geboren.

Obgleich die verschiednen Richtungen des Geschlechts am Fötus erst später leiblich sich entfalten, wenn alle andern Theile sich schon gestaltet haben, läßt es sich dennoch voraussetzen, daß diese Richtung schon in jenem Moment ihren Anfang genommen, in welchem die Seele anfing sich zu verleiblichen. Es scheint überhaupt, wie wir noch später sehen wollen, die Art der Richtung der Seele nach der Leiblichkeit, ja nach der Zusammengesellung mit dieser oder einer andren mütterlichen Seele, nicht von fremden und äußeren Einflüssen, sondern von einem innern Zuge abzuhängen, welcher in diesem besondern Seyn lag, noch ehe dasselbe ein leibliches geworden.

Erläuternde Bemerkungen. Zu dem Inhalt des vorstehenden §. vergl. m. die Noten zum §. 4.

Eros ist der Sohn der Penia und des Poros, des Mangels und des Ueberflusses, nach Plato's Symposion 203. Eros, „bald an demselben Tage blühend und gedeihend, wenn es ihm gut geht, bald auch hinsterbend, aber doch wieder auflebend, nach seines Vaters Natur" stellt als „göttliche That" das Ewige und Unsterbliche dar, wie es im Sterblichen seyn kann (ib. 206). Denn unter und mit dem Zug der sichtbaren Liebe wirkt einer nach dem Unsichtbaren; ja dieser Zug des Sehnens nach einem höheren Element der Befriedigung ist es eigentlich, welcher den nach dem niederen erregt und diesem seine Kraft gibt, wie es eigentlich bei der ätzenden Kalkerde, wenn diese durchs Brennen ihr Krystallisationswasser und ihre Kohlensäure verloren hat, der Zug nach diesem Stoffen der feineren Art ist, welcher sie befähigt eine so innige und feste Verbindung mit dem Quarzsand (zum Mörtel) einzugehen. M. v. oben das S. 23 und 24 Gesagte.

Die Nothwendigkeit einer Entgegensetzung von Zweien (Polaritäten, Seitenhälften, sich entgegengesetzten Krystallisationsflächen, Geschlechtern), wenn in der Natur irgend eine Gestaltung oder Bewegung entstehen soll, zeigt sich aus den oben S. 259 angeführten Gründen von den niedersten Bildungen des Steinreiches an bis hinan zu den Systemen der Doppelsterne.

Das oben erwähnte, psychische Element, welches nächst diesem der Zuneigung der Geschlechter und der Zeugung zu Grunde liegt: der Auswanderungszug der Seele in eine fremde Persönlichkeit, wird zuweilen beim Menschen Gegenstand des Bewußtseyns. Ein hierher gehöriger Fall findet sich in Maucharts allgemeinem Repertorium für empirische Psychologie, Band I. S. 156, von welchem wir einige Züge nach der wörtlichen Erzählung des Selbstbeobachters, den dieser Zustand betraf, hier beifügen wollen: „Ich beneidete sie um ihr Daseyn, um ihre Personalität, um alle ihre Verhältnisse, um ihre unbedeutendsten Begebenheiten. Wahrhaftig — es ist mir jetzt selbst beinahe unglaublich — ich beneidete sie einmal um den Vorzug, ein elendes Gemälde in der Kirche vor dem Gesichte zu haben, das ich an meinem Platze nicht sehen konnte. Es ist unmöglich, daß eine Disposition der Seele, ohne wirkliche Verrückung zu seyn, dem Wahnsinne näher komme, als meine

damalige. Diese Leidenschaft war indessen so lebhaft bei mir, daß die augenscheinlichsten Beweise von ihrem nicht beneidenswerthen Zustande nichts dagegen vermochten. Wenn sie noch so tief gebeugt einher ging, beneidete ich sie um ihren Kummer. Aber da war sie auch unwidersprechlich reizend; kein Wunder, wenn ich sie dann um ihre Glückseligkeit am stärksten beneidete. — Ich weiß nicht, ob je ein Liebender so weit sich verirrt hat, daß er die Geliebte um ihre Individualität beneidete. Aber ich that's im höchsten Grade. Ich war mir jetzt durchaus des Wunsches nicht bewußt, von ihr geliebt zu werden, sondern sie sebst zu seyn."

Die Zeugung (des leiblich Sichtbaren) findet freilich (nach Synes. de provident. L. II, p. 127) nur in unsrer niederen Weltregion statt, die Ursache des Entstehens liegt aber in einer oberen Welt, aus welcher die Samen alles Werdenden (Geschehenden) ihre Herleitung haben. — Der von oben, von dem nächst Höheren, endlich aber von dem Höchsten, dem unbewegten Beweger ausgehende Antrieb der Bewegung (Arist. Met. VII, 6) ist zuletzt immer nach der Materie, der zeugende Trieb nach dem erzeugungsfähigen Stoffe, die Kraft des Baumeisters nach dem Baumaterial hingekehrt (de gen. anim. L. I, 22). Die Seele ist das Princip der Erzeugung (de anim. II, 4); sie ist mit dem Samen, dem höchsten, letzten Erzeugniß aus der Nahrung (de gen. anim. IV, c. 1) der Kraft, nicht der Wirklichkeit oder Thätigkeit nach (ib. II, c. 3).

Die männliche, zeugende Flüssigkeit kommt, rücksichtlich der chemischen Zusammensetzung, am meisten mit der Nervensubstanz überein. M. v. Bertholds Lehrbuch der Physiologie S. 711. Nur sind einige Hauptbestandtheile, wie der Phosphor und die Soda, viel weniger vom eiweißartigen Stoff verhüllt und gebunden, so daß jener frei auf den Geruch wirkt, diese aber durch ihre alkalische Reaction auf Pflanzenpigmente sich verräth.

Von den eigentlichen Infusionsthierchen und ihren Bewegungen, welche in Angüssen entstehen, in denen vegetabilische oder thierische Stoffe verwesen, sind wohl jene zarten Stäublein und ihre Bewegungen zu unterscheiden, welche nach R. Browns und J. Döllingers Versuchen, deren Resultat der Letztere der Akademie der Wissenschaften zu München mittheilte, auch aus unorganischen Körpern, welche man hinlänglich fein zertheilte, hervorgebracht werden. Stäublein dieser Art, wenn sie kleiner sind als der viertausendste Theil eines Zolles und in Wasser eingetaucht werden (nicht aber wenn sie auf diesem bloß schwimmen), zeigen eine rotirende oder hin und her schwankende Bewegung, welche gewöhnlich nach der einen Richtung hin stärker und überwiegender ist. Diese Bewegung gründet sich, wie es scheint, nicht auf ein bloßes, etwa elektrisches Anziehen und Abstoßen zwischen den einzelnen Stäublein selber, sondern auf das Walten eines allgemeineren, außer den Körpern unserer Sichtbarkeit gelegenen Lebenseinflusses, von welchem im §. 30 noch weiter die Rede seyn wird. Dieses allgemeine Leben äußert nach dem Gesetz einer fuga vacui überall da seine bewegende Kraft, wo die Bande der besonderen, niedreren Leiblichkeit sich lösen (m. v. S. 19). Die erwähnten Versuche, aus denen sich ergab, daß nur Stäublein, die unter einer gewissen Größe waren, Bewegungen zeigten, deuten auch darauf hin, daß hierbei die Kraft des oberen Einflusses ihre bestimmte Gränze habe, jenseits welcher sie sich — am starren Körper — nicht mehr sichtbar zu machen vermag. Ueber das Verhältniß der Infusionsthiere im engeren Sinne und ihrer freiwilligen Entstehung (generatio aequivoca) zum vollkommneren Thierreich und seiner Erzeugung vergl. m. G. H. Schuberts allgemeine Naturgeschichte (1826) §. 63 u. f. Sehr beachtenswerth ist jene Beobachtung von

Treviranus, nach welcher in einem Aufguß von zerschnittenen Pflanzenwurzeln mit Flußwasser keine Infusorien entstunden, wenn lebende Pflanzen in den Aufguß gesetzt wurden, welche hier noch fortwuchsen. Für das Entstehen der Infusorien in den Aufgüssen schien es eben so günstig, wenn man animalische Substanz mit Wasserstoffgas, vegetabilische mit Stickgas in ein Gefäß verschloß, als wenn man statt dessen gewöhnliche, atmosphärische Luft nahm.

Die Stelle bei Marimus Tyrius, welche oben S. 262 erwähnt worden, findet sich dissert. XXVIII, ed. Davis, p. 291. — Mar. Tyrius lebte unter Antoninus Pius und Commodus.

Den Inhalt des vorstehenden §. von S. 263 an wählte sich häufig G. H. Treviranus in seinem Werk: die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens, B. 1, drittes Buch, zum Gewährsmann und Führer. — Die Farrenkräuter, welche nach Wildenows Beobachtung (Magazin der Gesellsch. naturf. Freunde zu Berlin f. d. neuesten Entd. in d. Naturk., J. 2, S. 294), ungeachtet aller angewendeten Mühe sie hiervon abzuhalten, immer wieder aufgingen, ohne ausgesäet zu seyn, waren Pteris longifolia und serrulata, Acrostichum calomelanos und Hemionitis dealbata.

Durch Absprünge scheint sich in Grönland selbst unser gemeiner Regenwurm von selber zu vermehren (nach Otto Fabric. fauna groenlandic. p. 276).

Die Entwicklung einer Sprosse oder eines Ablegers zu einem für sich bestehenden Ganzen ist ebenfalls nur bei solchen Wesen möglich, bei denen die Wiederergänzungskraft der fehlenden Theile aus den vorhandnen (die Reproductionskraft) vollkommen wirksam ist. Die Axe der Sprosse ist nur eine Fortsetzung der Axe des mütterlichen Körpers; an jener sind die Organe der niedern, dem Geschäft der Ernährung dienenden Theile vorhanden, die höheren, als Ergänzung hierzu gehörigen Organe sind im mütterlichen Körper, sie bilden sich aber selbstständig, bei der weiter gehenden Abtrennung, zu den schon vorhandnen Theilen hinzu. Auch in dem Leibe vollkommener Thiere, sogar des Menschen und hier zwar öfterer im weiblichen, zuweilen jedoch auch im männlichen, kommen Bildungen vor, ähnlich jenen der Sprossen. Denn daß namentlich die Zähne, die gewöhnlich von der Größe und Gestalt sind, welche sie beim Menschen in der Zeit des Wechsels haben, und deren Plouquet in einem von ihm beschriebenen Falle gegen 300 eingeschlossen von einem häutigen Sack, in einem Menschenleichnam fand, nicht Ueberreste eines zerstörten Fötus seyn konnten, hat schon Treviranus (Biologie III, S. 297, m. vergl. das oben angeführte Werk S. 110 u. f.) gezeigt. Außer den Zähnen fanden sich in solchen Fällen Knochen, welche am häufigsten den Kieferknochen glichen und Haare, mit oder ohne Wurzeln. Solche den Knollen oder Sprossen der niedren Thiere und Pflanzen gleichende Mißbildungen wurden zwar am häufigsten in den Eierstöcken, zuweilen aber auch in der Leber, am Magen, in dem Netz und anderwärts gefunden (Murray de dentium et pilorum in ovario generatione. Upsal. 1780; Meckel über regelwidrige Haar- und Zahnbildungen, in s. Archiv f. d. Phys. B. I, S. 519, bei Treviranus a. a. O.; am Magen eines Mannes fand eine solche Mißbildung, Ruysch adv. anat. dec. III, T. II). In einem von Gordon (medico-chirurgic. Trans. Vol. XIII, §. 1 und dem Archiv von Horn und Nasse J. 1825, Jul., Aug., S. 184, nach Trev. S. 112) beschriebenen Falle fand man in der Brusthöhle einer, wie es schien in Folge einer Lungenentzündung gestorbnen jungen Frau einen Sack, den großentheils eine seröse Flüssigkeit, sammt einer talgartigen mit Haaren vermischten Substanz erfüllte. Darin ein dem Oberkiefer ähnelnder Knochen,

ein Stück vom Alveolenfortsatz und 7 Zähne: 2 Schneide-, 2 Eck, 3 Backenzähne. Einer der Eckzähne hatte Glasur an der Krone und war von der Capsel befreit, die Schneidezähne waren an einer Art von Gaumenhaut befestigt; die andern Zähne lagen in ihren Capseln und Höhlen. Solche Erzeugnisse einer irre geleiteten bildenden Kraft haben ihr mißgeschaffnes Seyn und Wesen nur in der fortbestehenden Verbindung mit dem Leibe, in welchem sie entstunden; außer dieser Verbindung hören sie, weil in ihnen keine Kraft der Reproduction ist, alsbald auf zu wachsen oder sich zu erhalten.

Eier der Thiere sind oft mehrere wieder zu einem größern Ei vereint. Ein solches zusammengesetztes Ei oder Eiercapsel beim Blutegel umfaßt 6—12 Eier. — Der Dotter findet sich nicht bloß im Ei aller Wirbelthiere, sondern auch der Mollusken, Insecten und Krebse. Die jungen Haifische, Lachse und mehrere andre neugeborne Fische tragen die aus ihrem Bauch hervorhängende Dotterblase noch nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei mit sich herum, bis der Dotter zuletzt vollends ganz hineingezogen wird in den Leib. — Die Schlangen, welche nach S. 274 sonst Eier legend, durch Entziehung des Wassers zur Zeit der Häutung zum Lebendiggebären ihrer Jungen gezwungen wurden, gehörten zum Geschlecht Coluber (Prevost. Mém. du Mus. d'Hist. nat. T. IX, p. 5; bei Treviranus S. 101). — Eine Oniskenart legt nach Cavolini (über die Erzeugung der Fische und Krebse S. 167) ihre Eier in den Leib der Krebse, wo sie Wurzeln schlagen und sich entwickeln. Das Junge der Weinbergsschnecke kriecht bei 20° Wärme schon am 21sten Tage, bei 12° Grad am 38sten, bei 6 bis 8° erst nach 45 Tagen aus dem Ei. — Fabers oben S. 274 erwähnte Erfahrung steht in s. Buch über das Leben der hochnordischen Vögel, H. 2, m. v. Treviranus Biol. V, 467 und a. a. O. S. 107). Eine einmalige Befruchtung reicht bei Vögeln zur Belebung mehrerer Eier hin und ihre Folgen scheinen sich auch bei Amphibien auf mehrere Monate hinaus zu erstrecken (Biol. III, 263, 264, Erscheinungen u. s. S. 109). Belebte Eier auch ohne vorhergehende Befruchtung gebären unter den Schmetterlingen die Bombyx potatoria und coeruleo-cephala; Phalaena casta und Xylophtorum, Sphinx Ligustri; ferner das Bienenweibchen, die Blattläuse, der Wasserfloh, die zweischaligen Muscheln und selbst mehrere Schnecken (Daphnia pulex, so wie Daphnia longispina, Cypris u. a.; m. vergl. Treviranus Biol. III, 264 und Erscheinungen und Ges. d. o. L. I, S. 117 u. f.) — Daß das verhältnißmäßige Alter der Eltern auf das Geschlecht der Kinder von einigem Einfluß sey, schien aus Hofackers und Notters Berechnungen hervorzugehen. Im Allgemeinen schienen mehr Knaben geboren zu werden, wenn der Vater älter (auch kräftiger) als die Mutter war und umgekehrt. (Ueber die Eigensch., welche sich von den Eltern auf die Nachkommen vererben v. J. D. Hofacker, mit Beitr. v. Notter, Tübingen, 1828.) Schon im Samen der Diöcisten schien das Geschlecht erkennbar nach F. Autenrieth de discrimine sexuali jam in seminibus plantarum dioicarum apparente. Tubing. 1822. — Ritchie (the Edinburgh philos. Journ. Vol. XI, p. 263) fand durch seine Beobachtungen und Versuche im Allgemeinen die in Schottland herrschende Meinung bestätigt, daß aus solchen Vogeleiern, bei denen das am breiten Ende befindliche Luftbehältniß gerade an der Spitze dieses Endes liegt, männliche Thiere oder Hähnchen, aus solchen deren Luftbehältniß zur Seite liegt, Weibchen hervorgingen.

Verirrung des Naturtriebes, welcher sonst nur die Geschlechtsgegensätze der gleichen Art zusammenführt, wurde beobachtet zwischen Cantharis melanura und Elater niger (nach Rossi, Biologie III, 416), zwischen Melolontha agricola und Cetonia hirta

(Voigt's Magazin f. d. neuesten Zust. d. Naturk. IX, St. 3, S. 232), so wie zwischen dem Haushund der Criks-Indianer und dem nordamericanischen grauen Wolf (nach Richardsons Beob. in Franklins Reise an d. Küsten des Polarmeeres in den Jahren 1819 u. f. 1ste Abth. Weimar 1823, S. 101).

Tiedemanns oben S. 270 erwähnte Beobachtung über den Zusammenhang des Mangels äußerer Organe mit der Mangelhaftigkeit der zugehörigen Nerven oder Hirntheile (s. s. in s. Zeitschr. f. d. Phys. B. I, S. 71; B. III, S. 1 u. f.). Sue's Beschr. eines nur zur untern Hälfte entwickelten Fötus in s. physiologischen Unters. und Erfahr. über die Vitalität, übersetzt v. Harleß, S. 9. Aehnliche Fälle beschreiben Winslow (Mém. de l'Acad. des sc. de Par. A. 1740), Courraigne (ib. 1740), Antoine (ib. 1703). Bei einer bei solcher Gelegenheit sorgfältig angestellten Beobachtung von Morgagni (epist. anatom. XX, §. 56, 57) war offenbar ein Gehirn und Rückmark dagewesen, beide aber durch Wassersucht zerstört worden. Dagegen scheinen jene Mißbildungen, dergleichen Henkel (Neue medic. und chirurg. Anmerk. B. 1) und Clarke (Philos. Transact. V, 1793, p. 154) beschreiben, zu den vorhin, bei S. 265 erwähnten knospenartigen Erzeugnissen eines verirrten, bloß mütterlichen Bildungstriebes zu gehören.

Bei den vollkommneren Säugthieren und dem Menschen entsprechen die Samenträger (Testes, ὄρχεις Galen. de us. part. L. XIV, c. 10, ed. Kühn. T. IV, p. 184 seqq.) den Staubträgern oder Antheren der vollkommneren Blüthen. Ihrer sind zwei, welche im ungebornen Kinde wie in den wallfischartigen Säugthieren immer; bei einigen Nagethieren, z. B. vom Hasengeschlecht, doch den größeren Theil des Jahres — außer der Begattungszeit — in der Unterleibshöhle verborgen, sonst aber in dem, durch eine Scheidewand getheilten eigenthümlichen Behältniß (Scrotum, ὄσχεος ib. c. 6, p. 163) enthalten sind. „Der Bau ist drüsig, mit einem eigenthümlichen Uebergewicht der ausführenden Canäle, welche sehr lang, und daher sehr fein und zart, durch ihre Verwicklungen den größten Theil der Samenträgersubstanz bilden; zwischen ihnen und an sie selbst vertheilen sich die aus der zu ihrem Durchmesser bedeutend langen Samenarterie entspringenden Verzweigungen, aus welchen sich wieder die schnell dicker werdenden Venen entwickeln. Der in diesen feinen knaulartig zusammengewickelten Röhren-Gefäßchen abgesonderte Same wird durch mehrere etwas weitere Canäle, welche die derbe Haut des Samenträgers durchbohren, ausgeführt und diese ausführenden Gänge bilden durch neue Verwicklungen die Nebenträger (ἐπιδιδυμίδες) und vereinigen sich endlich in einem einzigen, anfänglich auch noch verwickelten Canal, welcher als Samenleiter zum Unterleibe aufsteigt und sich in die zwischen der Harnblase und dem After gelegenen Samenbehälter begibt; diese endigen sich an derselben Stelle, wo die Samenleiter in sie einmünden, in zwei kurze die Prostata durchbohrende und in den Anfang der Harnröhre geöffnete Röhrchen.“ Bei der durch die Contractionen der Samenbläschen bewirkten Ausleerung der zeugenden Flüssigkeit vereinigen sich mit ihr die dünneren Aussonderungen einer vor dem Ausgange in die Harnröhre stehenden Drüse (Prostata, ἀδενοειδὴς προστάτης, Gal. l. c. c. 11, p. 190). Endlich so nimmt die aus Blut und Nerven gewordene zeugende Flüssigkeit, durch Hülfe des zuströmenden Blutes und der Nerven, bei den meisten vollkommneren Thieren denselben Ausgang, welchen der Harn nimmt. Es sind die von Hamme, im Jahr 1677 im Samen gesunder und zeugungsfähiger Thiere entdeckten Infusorien (die sogenannten Samenthierchen) keine anderen, als solche, welche man auch nicht selten im Schleim der Zähne, ja im Eiter der Wunden entdeckte: andeutend, daß jener Vorgang

welcher die zeugende Flüssigkeit zu ihrer Reife bringt, verwandt sey dem Vorgange der Verwesung und Auflösung des Leibes.

In der Unterleibshöhle verborgen, von der S. 115 erwähnten, die Eingeweide umkleidenden Haut umgeben, liegen im weiblichen Körper die Keimträger oder Ovarien. Auch sie sind von drüsigem Bau, reich an Gefäßen und Nerven. Statt der haarartig feinen, Samen bereitenden Gefäßchen der männlichen Samenträger zeigen sich jedoch in dem Innren der weiblichen Keimträger zarte Bläschen, welche man für den Eiern der Vögel analoge Gebilde angesehen, und daher die Keimträger zum Theil als Eierstöcke benannt hat, wie denn auch wirklich mehrere Beobachter, namentlich v. Baer, in jenen Bläschen kleine Körperchen angetroffen haben, welche den Charakter der Eibildung an sich tragen und höchst wahrscheinlich die Keime sind, woraus die Neugezeugten durch Entwicklung hervorgehen, so daß wenn auch die zwei bis drei Linien im Durchmesser haltenden Bläschen nicht selbst die Eier sind, wofür sie öfter gehalten wurden, sie doch die Erzeugungsstätten derselben sind, welche jedoch mit dem Austritte des Eies zu Grunde gehen, indem an ihre Stelle ein gelber Körper (corpus luteum) tritt. Durch die Gesellung der Geschlechter öffnet sich ein Bläschen, indem seine Hülle zerreißt, und es ergießt sich die in ihm enthaltene Flüssigkeit, mit welcher das wahre Eichen austritt; beide werden von zwei von der Bärmutter (uterus) ausgehenden Röhren (tubae Fallopiae) durch ihre erweiterten, mit gefranzten Rändern versehenen inneren Oeffnungen aufgenommen. Zugleich erzeugt sich in der Höhle der Bärmutter von ausgeschwitztem Faserstoff ein häutiges Gebilde, welches die innern Wandungen auskleidet und die Ausgänge des Fruchtbehältnisses umschließt, noch ehe das Ei in diesen eingedrungen ist. Das binnen einigen Tagen durch die Fallopische Röhre, an der Höhle der Bärmutter angelangte sehr kleine Ei drängt die obenerwähnte Haut membrana decidua zurück und legt sich in die so entstandene Umbeugung oder Faltung, membrana caduca reflexa hinein. Diese umgebeugte Haut wird bald dünner als die erstere, welche nach und nach auch sich verdünnt und gehet gegen den dritten bis vierten Monat, meist durch Aufzehrung und Verwachsung, an das Ei selbst verloren. Das Ei selbst trifft man 21 Tage nach der Befruchtung ungefähr als eine einen halben Zoll im Durchmesser haltende, von seinen beiden hinzugekommenen Hüllen eingeschlossene Blase an. Es bestehet dann aus einer äußern, ringsherum dicht mit Flocken besetzten Haut: dem Chorion, in welchem eine kleine, Wasser enthaltende Blase, das Amnion, eingeschlossen ist; zwischen beiden liegt das Nabelbläschen, welches zweifelsohne die Geburtsstätte des werdenden Embryo's ist, welcher sich von ihm aus entwickelt, und in das Amnion einsenkt, wie sich früher das Ei selbst in die Decidua einsenkte. Dieses Nabelbläschen ist also der wesentlichste Theil des menschlichen Eies, dem Dotter des Vogeleies vergleichbar. In welcher Beschaffenheit das Ei vom Eierstocke ausgehe, ob es schon, nur noch sehr klein, die Bestandtheile des hier aus dem Ende der dritten Woche beschriebenen Eies habe, oder ob und welche erst hinzukommen, insbesondere wie das Amnion entstehe, ist noch nicht mit vollständiger Sicherheit ermittelt. Im bebrüteten Eie der Vögel fängt die Entwicklung des Embryo's auf der Oberfläche des Dotters mit der Entstehung einer kleinen häutigen Scheibe, der Keimhaut an, in der Mitte dieser entstehet das Rückenmark (an dessen oberem dickem Ende die Gehirnbläschen sich entfalten), unter allen Organen zuerst; daran bildet sich die Wirbelsäule, hierauf folgt das Herz, und es entstehet die der Länge nach ganz offene, dem Dotter zugekehrte Brust und Bauchhöhle; während sich der Rücken in Kopf und Rumpf theilt. Die wenigen an Embryonen der Säugthiere gemachten Beobachtungen aus einer sehr frühen Zeit des Eilebens, so wie

die Verbindung zwischen dem menschlichen Embryo und dem Nabelbläschen durch die Vasa omphalo-meseraica machen es wahrscheinlich, daß auch der menschliche Leib durch Bildung des Rückenmarkes auf ähnliche Weise wie der Vogel seinen Anfang nehme, obgleich dieser erste Entwicklungsvorgang sehr schnell verlaufen muß. Zwischen dem 21sten und 28sten Tage trifft man im menschlichen Ei, selbst innerhalb des Amnions einen oft kaum eine Linie langen Embryo an, an welchem schon der gebildete Kopf und Unterleib zu unterscheiden sind. In der achten Woche hat das Ei, dessen Flocken, nachdem sie sich erst sehr verlängert hatten, allmählich verschwinden, die Größe eines Taubeneies, und der in dem Amnionswasser schwimmende Embryo ist mehrere Linien lang, sein Unterleib geschlossen und auch nicht selten die frühere so wichtige Verbindung mit dem Nabelbläschen gelöst. Nun sind auch die äußeren Bildungen deutlich und bestimmt menschlich geworden, so wie auch im Innern eine genaue Sonderung der Organe und regelmäßige Anordnung beobachtet werden kann." Denn es werden am Hirn schon das große und kleine so wie beide Halbkugeln (§. 17); an den verhältnißmäßig sehr großen Augen, die Augenlieder erkannt; Mund und Nase, bis zur sechsten Woche ein gemeinsames Bläschen, trennen sich, der Mund anfänglich ein zartes Rißchen, die Nase ein Grübchen darstellend, welches jedoch bald zur zarten Hervorragung wird, die in der achten Woche sich öffnet. Die äußeren Ohren erscheinen noch als Eintiefungen, von Wülsten umgeben. Die Verknöcherung beginnt mit der siebenten Woche, zuerst am Rückgrat; Hände und Füße, erst in der sechsten Woche wie kleine Knöspchen an Brust und Bauch sich zeigend, bringen dennoch bis zur achten schon die künftigen Finger und Zehen hervor. — Die weitere Zergliederung läßt schon die Muskeln, im Inneren die künftigen Lungen und Nieren erkennen. Es erreicht dann bis zur zwölften Woche das Ungeborene schon die Größe von dritthalb Zollen, die Nabelblase verschwindet, es wird nun mittelst der Nabelschnur zwischen der Frucht und der Mutter ein vollkommnerer Verkehr des Kreislaufs dargestellt, welcher bis zur Geburt hin den Vorgang des Athmens und der gewöhnlichen Ernährung ersetzt. Das Zwischenorgan zwischen Mutter und Kind ist bei diesem Kreislaufe der sogenannte Mutterkuchen (placenta), welcher in dieser Zeit gewöhnlich nach oben und rechts, dadurch aus der äußeren Eihaut und der oben erwähnten zurückgeschlagenen Haut gebildet wird, daß die Gefäße, welche allenthalben aus dem Chorion in die Faltenhaut und aus dieser in jenem sich verzweigen, nach einer Stelle hin sich verdichten und concentriren. „Der Mutterkuchen wird aus den Flocken des Chorions gebildet, welche im Umfange des Eies verschwinden, an einer Stelle aber, wo der Nabelstrang mit seinem äußern Ende ansitzt, nicht allein bleiben, sondern sich verästen und verdicken, aneinanderwachsen, und mit Blutgefäßen durchwebt werden. Anfänglich stoßen diese Flocken auf die reflexa; ist sie aber verzehrt, so schlagen sie wie Wurzeln in die decidua ein; da auch diese verschwindet, so gelangt die äußere Fläche des Mutterkuchens unmittelbar an die innere der Bärmutter, welche hier sich auflockert, sehr gefäßreich wird, und mit welcher sich der vom Kinde aus allein gebildete Mutterkuchen, durch eine Art des Zellengewebes verbindet. In den Mutterkuchen führen zwei vom Unterleibe des Kindes ausgehende Arterien das Blut, und eine Vene führt es wieder zum Kinde zurück." Die Nabelvene tritt zuerst durch den Nabelring zur Leber des Ungeborenen, theilt sich aber hier in zwei Aeste, davon der eine sich in den linken Ast der Pfortader ergießt, der andere (ductus venosus Arantii) in die untere Hohlader. Wie nach §. 17 die Blutgefäße, die zum Gehirn gehen, mannichfach sich winden und brechen, so durchkreuzen und durchbrechen sich gegenseitig diese beiden Aeste der Nabelvene, ehe sie das fremde Blut dem

selbstständigen Lebenskreise der Frucht übergeben. Das neueingetretene Blut, zusammt jenem, das die untere Hohlvene aus den Theilen des Leibes zurückbringt, ergießt sich hierauf so in das Herz, daß der eine Theil in die linke, der andere in die rechte Kammer gelangt. Das Blut der linken Kammer nur mit jenem wenigen vermischt, das aus den noch ungebrauchten Lungen zurückkehrt, geht hierauf großentheils durch die drei, aus dem Bogen der Aorta entspringenden Gefäße (m. vergl. S. 96) nach den Theilen des Kopfes und der Arme. Das Blut der rechten Kammer, vermischt mit jenem, das die obere Hohlader aus Kopf und Armen zurückbringt, wird aus dem vom ductus arteriosus Botalli und dem Anfange der Lungenarterien gemeinsam gebildeten Gefäßstamm ganz in die abwärts steigende Aorta hinabgeleitet, so daß nie etwas von dem Blute, das eben aus dem Kopf kam, von neuem in diesen zurückkehrt, sondern immer nur das aus dem Rumpf kommende, zusammt dem neu belebteren, aus der Nabelvene. Obgleich überhaupt zwischen dem Blut der verschiedenen Gefäße und inneren Theile beim Ungeborenen noch nicht der Unterschied ist, der sich beim Erwachsenen zwischen Arterien- und Venenblut zeigt, so kann man dennoch sagen, daß, vermöge jener Anordnung, in die oberen Theile des Leibes ein mehr arterioses Blut komme, als in den Rumpf. Die hier erwähnte Einrichtung scheint vom Anfange des Wechselkreislaufes zwischen Mutter und Kind statt zu finden, obgleich sie erst im späteren Verlaufe der Entwicklung deutlich erkannt wird. Denn es bestehet anfänglich das Herz nur aus einer Vorkammer und einer Kammer, an welcher jedoch bald, eine Einbuchtung an der Spitze, die beginnende Sonderung in zwei Kammern vorbedeutet. Die Vorkammer erscheint anfänglich nur als eine Erweiterung der unteren Hohlader, ohne Scheidewand, welche sich nachmals aus einer Wulst am Boden dieser Vorkammer entwickelt und hierdurch die vorhin erwähnten zwei Aeste (Vorkammern) der unteren Hohlader bildet, davon anfänglich der linke, dann bis zur Geburt der rechte der größte ist. Der rechte Ast stellt zugleich die Eustachische Klappe (valvula Eustachii) vor, welche macht, daß die Blutströme der oberen und unteren Hohlader an einander vorübergehen, ohne sich zu stören; der linke Ast wird zumeist durch die Klappe des eirunden Loches (valvula foraminis ovalis) gebildet, welches über der Scheidewand der Vorkammern gelegen, nichts Anderes ist, als die Herzmündung des linken Astes der unteren Hohlader. Auf die oben angeführte Weise gehet dann das aus den obersten Theilen des Leibes zurückgekommene Blut, zusammt einem Antheile des Inhaltes der unteren Hohlvene, durch die abwärts steigende Stammschlagader oder Aorta nach den Theilen des Rumpfes. Aus diesem Hauptstrome des arteriellen Blutumlaufes des Ungeborenen kommen dann auch die beiden Nabelarterien hervor, welche beständig das Blut der Frucht mittelst des Nabelstranges nach dem Mutterkuchen führen, in dessen Zellen es mit dem arteriellen Blut des mütterlichen Leibes eben so in Berührung tritt, wie das Blut des durch Kiemen athmenden Fisches, mit dem die Kiemenwände umströmenden Wasser. — Wir haben hier den Blutumlauf im Fötus, und sein Wechselverhältniß zum mütterlichen, auf einmal, für die ganze Zeit der Schwangerschaft beschrieben, kehren aber nun zur oben abgebrochenen, weiteren Betrachtung der allmählichen Entwicklung des Ungeborenen zurück. Bis zur zwölften Woche der Schwangerschaft hat, wie oben erwähnt, der Fötus die Größe von dritthalb Zollen erreicht, die Arme sind gebogen und gegen die Brust gekehrt, die Füße legen sich mit ihren Sohlen aneinander, im Innren bemerkt man einen Darmcanal von fast gleicher Weitung, an welchem mithin weder Magen noch Dickdarm zu unterscheiden sind, und welcher einen weißlichen Schleim enthält. Es fangen überdieß jetzt innerlich die Speichel-

drüsen, Milz, Pankreas, Brustdrüse (Thymus) und Nebennieren an, sich deutlicher zu machen oder zu entwickeln; äußerlich die Organe des Geschlechts. — Im vierten Monat wächs't die Frucht bis zur Größe von 4 Zollen, erscheint schon weniger gekrümmt, menschenähnlicher, läßt bereits ihre Abkunft von Negern oder Europäern erkennen. Die Finger und Zehen beugen und ballen sich zusammen, von den vier anderen sind Daumen und große Zehen gesondert. Dünndarm und Dickdarm scheiden sich jetzt schon durch ihren Inhalt; denn jener enthält eine mehr wässerig-lymphatische, dieser eine mehr gelbliche, etwas minder flüssige Substanz. Die Nabelschnur mißt schon über 8 Zoll. — Im fünften Monate zeigen sich an den Fingern und Zehen die Nägel, den ganzen Körper bedeckt ein zartes Flaum, die Mutter bemerkt die ersten Bewegungen des Kindes, das jetzt bis zur Größe von 6 Zollen angewachsen ist. — Im sechsten Monat unterscheiden sich die Muskeln schon durch eine gesättigtere rothe Farbe, ein körniges, drüsiges Fett setzt sich an, die Hoden verlassen die bisherige Lage bei den Nieren, und steigen allmählich durch die Bewegung der Muskeln, in das für sie bestimmte Behältniß, außer dem Leibe. Eine Art von Zwischenkieferknochen, der, wie bei den meisten Säugthieren, an der jüngeren Frucht zu bemerken war, fängt jetzt an, mit den anderen Theilen der Oberkinnlade, zum menschlich schönen Mundgewölbe zu verwachsen; die das Auge (wie bei blindgeborenen Thieren) verhüllende Pupillenhaut, wie der Verschluß des äußeren Gehörganges, verschwinden. Während die Frucht in der ganz ersten Zeit bloß durch Auffaugung der eiweißartigen (unter anderm auch etwas phosphorsauren Kalk enthaltenden) Amnionsflüssigkeit, mitttelst der Nabelblase und der äußeren Haut, später noch mehr durch das Blut des Mutterkuchens ernährt war, scheint von hier an schon, wenn auch nicht immer, ein Auffaugen der umgebenden, jetzt verhältnißmäßig sehr sich vermindernden Flüssigkeit durch den Mund statt finden zu können. Die Galle und die schwärzlich zähe Substanz im Dickdarm (das Kindspech) werden jetzt deutlicher; in der Harnblase zeigt sich, wenigstens in der späteren Entwicklungszeit, eine harnartige Flüssigkeit. Noch immer, wie im ganzen Fötuszustand, erscheinen die Nebennieren, die beim Verschwinden der Allantois (Harnhaut) auftreten und anfänglich größer sind als die eigentlichen Nieren, so wie die gefäßreiche Schilddrüse (glandula thyreoidea, m. v. §. 16) und Brustdrüse (glandula Thymus) von verhältnißmäßig ausgezeichneterer Größe als bei Erwachsenen, bei denen sich von der nur bis zum ersten Lebensjahre noch fortwachsenden, vom dritten Jahre an aber abnehmenden Brustdrüse kaum noch eine Spur findet, die anderen aber nur in sehr verkleinertem Verhältniß angetroffen werden. — Der Fötus bildet sich dann auf diese Weise bis zum zehnten Mondenmonate der Schwangerschaft aus und erreicht bis dahin die Größe von 15 bis 20 Zollen, dabei ein Gewicht von 6 bis 9½ Pfunden, mithin etwa den vierten Theil der Länge, den neunzehnten Theil des Körpergewichts eines vollkommen ausgebildeten Menschen. Der Kopf des Ungeborenen ist jetzt nach dem Muttermund, Hinterkopf und Rücken in der Regel nach der Seite hin gerichtet, und zwar meist so, daß die Fersen nach der rechten Seite des Fruchtbehältnisses (uterus) gekehrt sind.

Nach einer öfter wiederholten Behauptung soll, wenigstens bei cultivirteren Nationen, unter etwa 180 Früchten eine Mißbildung oder Mißgeburt gefunden werden. Doch werden diese Verunstaltungen nur selten bis zur Reife ausgetragen, sondern sie werden unzeitige Geburten. Eben so werden auch (nach Cuvier) unter 500 Geburten nur Einmal Zwillinge gefunden, wiewohl es scheint, daß die Zwillingsgeburten in Deutschland etwas häufiger vorkommen als in Frankreich.

Die Mutter, nachdem sie das Kind zehn siderische Monden unter

dem Herzen getragen und mit den Kräften des eigenen Lebens ernährt hat, fühlt endlich, in der Regel am 273sten Tage oder am Anfange der 40sten Woche der Schwangerschaft, die Schmerzen der Geburt. Das zum Athmen der Luft reife, vollkommen ausgebildete Kind wird durch das heftige Zusammenziehen des Fruchtbehältnisses und der Brust= und Unterleibsmuskeln der Mutter ausgeboren, und es dauert die Zeit der Schmerzen, beim gesunden Verlauf, nur selten länger als 5 bis 7 Stunden. Einige (etwa 8) Minuten nach der Geburt des Kindes wird durch erneute Zusammenziehungen auch der Mutterkuchen entfernt, die membrana decidua jedoch, nebst den häufiger zugeströmten Säften, erst allmählich in der bis zur dritten Woche andauernden Reinigung der Kindbetterinnen. Es ist der gesunde oder krankhaft gestörte Verlauf dieser Periode der Absonderungen, eben so wie der einer anderen, bei dem nicht schwangeren Weibe etwa vom 14ten bis zum 49sten Lebensjahre ziemlich regelmäßig, jedesmal nach 3½ bis 4 Wochen wiederkehrenden Ausscheidung eines sehr kohlenstoffhaltigen, venösen Blutes, auch auf die Stimmung der Seele und ihre Fähigkeit sich zu äußern von sehr bedeutendem Einflusse.

Dem Neugeborenen reichet die Mutter an ihrer Brust die erste Nahrung. Die Milch des Menschen ist süßer, schwerer gerinnbar, dünner, ärmer an Rahm und Käse, reicher dagegen an Molken, als die Milch der näher bekannten (namentlich der wiederkäuenden) Säugthiere. Sie wird in zahlreichen, lappigen Drüsen, zu welchen verhältnißmäßig nur wenige Blutgefäße, dagegen desto mehr Lymphgefäße gehen, abgesondert, und dringet zuletzt aus 8 bis 12 Ausgängen an der Warze der Brust hervor. Es hat die wässerige, leicht gerinnbare, an Molken reiche, etwas mehr phosphorsauren Kalk enthaltende Milch der ersten Tage nach der Niederkunft (Colostrum genannt) für das Neugeborene eine wohlthätig abführende Eigenschaft, wodurch dieselbe das Entfernen des Kindspeches bewirkt. Am zweiten oder dritten Tage nach der Niederkunft tritt jedoch das 24 Stunden andauernde Milchfieber ein, welches die Absonderung der eigentlichen, gewöhnlichen Muttermilch zur Folge hat. In der Milch zeigen sich eben jene Kügelchen, welche im Blute sind, nur sind jene von weißer Farbe. Auch etwas Eisen, mit Milchsäure verbunden, enthält die Milch. — Die Absonderung der Muttermilch, welche im gewöhnlichen Verlaufe nur 7 bis 9 Monate nach der Geburt fortdauert, kann, wie dieß einzelne Fälle zeigten, auf abnorme Weise 9, ja 12 Jahre nach der Niederkunft unterhalten werden. Obgleich ein Einfluß der herrschenden Geistesrichtung und Gemüthsbewegungen der schwangeren Mutter auf die künftige innre Seelenrichtung des Ungeborenen ganz unverkennbar ist, scheint es dennoch nicht, als ob der Einfluß der verschiedenartigen Ammenmilch auf das Temperament des zarten Säuglinges so groß sey, als späterhin die Wahl der Speisen, vorherrschend mehr aus dem Thier= oder dem Pflanzenreiche.

Die Zeit des Unvermögens zu gehen und die ersten, deutlich unterschiedenen Laute zu stammeln, dauert bei den Kindern der gebildeteren Völker länger als bei denen der verwilderten. Doch wirkt auf den schnelleren Entwicklungsgang der Negerkinder, welche öfters schon im sechsten Monat gehen lernen, vielleicht auch das Klima ein.

Der Inhalt dieser Noten, welche von S. 279 Z. 29 bis 45, so wie S. 280 Z. 8 v. o. bis S. 281 Z. 16 u. Z. 38 bis Z. 50 von Döllingers meisterlicher Hand herrühren, hatte außer den bereits angeführten Werken auch Bertholds Physiologie von S. 828 bis 897 vor Augen. Ein reicher Vorrath von Thatsachen über diesen Gegenstand findet sich in Burdachs Physiologie, B. I, II, 1826 und 1828.

Von dem inneren Grund des Todes, von Gesundheit und Krankheit des leiblichen Menschen.

§. 22. Die Wiederauflösung des Leibes in seine Elemente und die letzte Verwandlung unsers Wesens im Tode, ist mit der Erzeugung und ersten Bildung desselben so nahe verwandt, daß wir von der Betrachtung der einen unmittelbar auf jene der andren geführt werden. Denn nur dieselbe Kraft, welche den wundervollen Kreis des Lebens geschlossen, vermag ihn auch wieder zu trennen.

Nicht selten knüpfet die gedankenvolle Natur im Thierreiche an das Geschäft der Zeugung jenes einer Verwandlung an, durch welche die langsam kriechende Raupe zur scheintodten Puppe und aus dieser zum geflügelten, erst nun zur Zeugung fähigen Schmetterling wird. Als wollte diese Zusammenstellung andeuten: daß es eine und dieselbe zeugende Kraft sey, welche dem Leben seinen jetzigen sichtbaren Leib gegeben, und welche demselben durch eine innre Verwandlung — deren Sinnbild schon das Alterthum in der Verwandlung der Raupe zum Schmetterling erkannte — den neuen Leib des Jenseits bereitet. Andeuten, daß es nur das Geschäft einer neuen mächtigeren Zeugung sey, welche das Werk der vorhergehenden, sichtbaren — den Leib — im Tode zerstört; daß Leben nur vom Leben, der Starke nur vom Stärkeren bezwungen werden könne, wie es nur der neue Leib des Schmetterlings ist, welcher mit seinen anwachsenden Flügeln den alten, engen Leib der Puppe zersprengt und zerstört.

Die alten Berge ragen noch mit derselben Gestalt in die Wolken, in welcher sie die ersten Väter unsres Geschlechts gesehen, und in den Kammern des Gebirges stehet seit dem Anfang seiner Aeonen mit unverändertem Glanz und Umriß der Bergkrystall. Was ist es, das zuweilen von diesen Felsenhäuptern ein hängendes Gewänd losreißt und ins Thal hinabstürzt? Ist es der Fuß oder der schlagende Flügel des Adlers, dessen Horst am Gewänd war, oder der Tritt der weidenden Gemse? — Thiere und Pflanze, sie vermögen nichts an jenen Gewalten, Hannibals künstlicher Weg verschwand an ihnen wie die Fußstapfen eines Käfers im Sande, und der zarte

Finger des Menschen würde dem harten Bergkrystall so wenig anhaben, als der Zahn des Salamanders, der im Krystallgewölbe schläft, nähme nicht die künstliche Hand gegen den harten Stein den noch härtern zu Hülfe. Denn das Harte wird nur vom Harten; die Gebirgsmassen, durch Schwere auf einander gethürmt und entstanden, werden nur durch einen noch mächtigeren Zug der Schwere bezwungen, nur durch dasselbe Gewässer aufgelöst, aus welchem sie sich gebildet. Den Flug der Wolken, welche der Windhauch der Höhen treibt, vermag das am Boden rinnende Wasser weder zu hemmen noch zu verändern, sondern nur ein neuer, mächtigerer Sturmwind, welcher jenem Windhauch begegnet. So würde auch das Leben keiner körperlichen Gewalt weichen und den Leib räumen, käme der körperlichen Gewalt nicht die Macht eines anderen Lebens zu Hülfe, welche das alte Leben überwindet und dasselbe dem Leibe entführt.

Wer hat es gezählt, wie oft und wie lange Jahre das Räderthier unserer Dachrinnen von der Sonnenhitze vertrocknet und getödtet und dann durchs Wasser von neuem aufgefrischt und wieder belebt war? Nicht nur das aalartige Gewürm des Kleisters, sondern die ungleich vollkommnere Larve einer Fliegenart wird vom Druck der Buchbinderpresse oder der schweren Steinplatte breit gequetscht und dann getrocknet, ohne zu sterben; denn ein Nachlassen des Druckes und ein wenig Befeuchtung gibt dem noch unbezwungenen Leben seine ursprüngliche Bewegung, und die Kraft zurück, in den dürren Häuten die kaum noch erkennbare Form des Leibes zu erneuen. So starb der Salamander, den das Gletschereis einschließt, schon seit Jahrhunderten den Tod der Erstarrung; die Kröte im Felsblock begann ihren Todesschlaf vielleicht vor Jahrtausenden, und dennoch, wenn die wärmende Sonne den Eisblock schmilzt, oder die Hand des Menschen den Felsen öffnet, leben jene beiden in dem warmen Luftstrom wieder auf, wie die Keimkraft des Pflanzensamens noch am Lichte und an der feuchten Luft erwacht, wenn das Gemäuer, unter welchem jener begraben lag, Jahrhunderte hernach hinweggenommen wird, und wie jene verdorrte Zwiebel, die man in der Hand einer ägyptischen Mumie gefunden, zwei Jahrtausende nach

ihrer Beerdigung noch aufschoßte. So trotzet im niederen Thierreiche das inwohnende Leben auch der Gewalt des zerstörenden Messers, und der Polyp erzeugt sich die ganze alte Form des Leibes aus einem einzelnen, abgeschnittenen Stücke; bildet sich das Aeußere zum Innern, den inwendigen Leib zur Außenfläche um, wenn ein gewaltsamer Versuch ihn zu dieser Umkehrung nöthigt. Zeigt denn schon im niederen Thierreich das Leben eine Kraft, welche weder von Hitze noch von Frost zerstört, von Dürre und Feuchtigkeit nicht bezwungen, durch die Zeit, sey sie so lang sie wolle, nicht aufgehoben wird, wie viel weniger sollten jene feindlichen Elemente es vermögen, das Leben da aus seiner Behausung zu vertreiben, wo dasselbe am vollkommensten und mächtigsten ist!

Fürwahr der Tod des Menschenleibes kann weniger als irgend ein anderes Ereigniß in der Geschichte des Lebens aus dem gewöhnlichen Wechselverhältniß dieses Leibes zu den Dingen der sichtbaren Natur erklärt werden, und weder das Ueberhandnehmen der feindlichen, noch die Entziehung der wohlthätigen, freundlichen Elemente kann ihn herbeiführen. Zieht doch der Wind, und strömt doch das Wasser ohne Aufhören durch die Kluft der Felsen, so lange die Kluft noch offen ist; was hemmet denn das Blut so plötzlich in seinem Laufe durch die noch immer offenen Gefäße; was nimmt so schnell den belebenden Odem aus der noch gesunden, kräftigen Brust hinweg?

Die meisten Thiere und Pflanzen, so sagt man, stürben zuletzt aus Mangel an Nahrung. Die alte Eiche, wenn ihr Stamm und seine Aeste den weitesten Umfang erreicht, vermöge für diese Masse der Nahrung begehrenden Theile nicht mehr genug Säfte herbeizuführen und zu bereiten. Daher stürbe der innre, am weitesten von der einsaugenden Außenfläche abgelegene Kern des Stammes am frühesten ab, und nach ihm der übrige Baum. Der alte Löwe, wenn er am harten Knochen der zermalmten Beute das Gebiß abgenutzt, ja dieses zuletzt verloren, könne die Beute nicht mehr ergreifen und zerreißen; selbst das gras- oder körnerfressende Thier vermöge endlich mit den abgeriebenen Zähnen oder Schnabel das Futter nicht mehr zu nehmen oder zu zerbeißen.

Könnte auch im Thierreich ein bloßes Entziehen der Nah-

rung Ursache des Todes werden, wie möchte es dieß beim Menschen? Es bedarf dieser weder der ergreifenden und fangenden Klauen, noch der zermalmenden Zähne zum Erwerben oder Zertheilen der Nahrung; denn dem Begüterten würde die Nahrung, begehrte er es, durch fremde Hand in den Mund gereicht und den Abgang der Zähne ersetzte in jeder Rücksicht die künstliche Bereitung der Speisen. Dennoch stirbt der Fürst mitten in der Fülle aller nur erwünschten Nahrung und Pflege, und selbst dem greisen Araber, welchem nach Riley's Erzählung der sorgsame Enkel die Milch der Kamele noch reichlicher uud unausgesetzter darreicht, als sie derselbe vielleicht im Mannesalter genossen, nimmt das Alter, sey es auch erst im dritten Jahrhundert der Lebenszeit, zuerst die Haare und Zähne, dann den Gebrauch der Sinnen, zuletzt das Leben.

Das Aufhören der nöthigen Ernährung, so sagt man ferner, hänge zunächst nicht von der Außenwelt ab, oder von der Beschaffenheit der augenfälligeren Organe; sondern mehr von innen, von der überhandnehmenden Unfähigkeit der einsaugenden und Nahrungssaft oder Blut führenden Gefäße, zu ihrer gewöhnlichen Bestimmung. Im höheren Alter nähme die Menge der erdigen Theile im thierischen Leibe überhand; der Knorpel und die Senne würden zum festen Knochen, und selbst der Strom des Blutes, gleich unseren Flüssen, welche das Gestein der Höhen in ihr Bette hinabführen, setze zwischen den zarten Fibern der Gefäße zuletzt Knochenerde an. So werde die nöthige Beugsamkeit und Beweglichkeit der innern Theile allmählich aufgehoben und das künstliche Werk des lebendigen Leibes endlich zum Stillstehen gebracht.

Allein abgesehen davon, daß dieser Verlauf nicht ohne Ausnahme und beständig ist, und daß bei manchen Alten das Leben scheinbar durch Hinwegführen und Entziehen der erdigen Theile des Leibes und durch Erweichung, selbst der harten Knochen, endigt, so ist auch nicht erklärt, wie derselbe lebendige Leib, der im jugendlicheren Alter so kräftig die erdigen, festen Stoffe ausgeschieden und aufgelös't, dieses Vermögen auf einmal verliere?

In vielen Fällen, so sagt man weiter, werde das Leben des Leibes durch das Aufnehmen von Stoffen, welche die Fäul-

niß und hiermit den Tod herbeiführen, allmählich oder plötzlich zerstört. Thiere, welche sich von Fleisch nährten, stürben daher früher, als solche, welche Pflanzenkost genössen, und der von Vegetabilien lebende Elephant erreichte ein zehnmal höheres Alter als die größten Thiere aus dem Geschlechte der Hunde und Katzen, weil aus der Fleischspeise der letzteren Nahrungssäfte hervorgingen, welche der fauligen Gährung und Auflösung früher unterlägen, als die aus der Pflanzenspeise entstandenen. Diese Fäulniß, welche der Genuß des Fleisches nur unvermerkt befördere, werde durch einige Stoffe: die sogenannten Gifte, plötzlicher herbeigeführt.

Allerdings ist der Lebenslauf vieler, vom Fleisch lebenden Thiere von kürzerer Dauer als das Leben der ihnen verwandten pflanzenfressenden Arten, und die gewöhnliche Lebenszeit des Todtengräberkäfers, vom Auskriechen aus dem Ei an, währet kaum so viele Wochen als die Lebenszeit des Maikäfers Jahre. Allein es gilt auch diese Regel bei weitem nicht allgemein, denn das Alter des fleischfressenden Raben übersteigt öfters das Alter des eben so großen, meist körnerfressenden Haushuhns um mehr als das Zehnfache. Eben so das Alter der aasfressenden Krähe jenes der reinlichen Taube, und der Hund wird wenigstens eben so alt, denn der gleich große Widder; der Löwe in seiner Gefangenschaft eben so alt, als das Roß.

Auch in dem Verhältniß der Gifte zu den Elementen des Menschenleibes scheint eine tiefere Bedeutung zu liegen, als die ist, welche jene Ansicht hineinlegt. Der größere Theil der Gifte stehet in auffallender Uebereinstimmung und Verwandtschaft mit jenen Elementen, an welche im Leibe die belebende — bewegende Kraft des Nerven gebunden ist: mit den eigenthümlichsten Bestandtheilen des Gehirns und der Nerven, so wie des männlich zeugenden Samens (nach S. 276). So scheint vor allen andren der Phosphor ein wichtiges und wesentliches Element des Nerven. Dieser aber, so wie der nahe mit ihm verwandte Arsenik sind dem lebenden Leibe schnell tödtende Gifte und jener eigenthümliche, an den verbrennenden Phosphor erinnernde Geruch, welchen der elektrische Funke verbreitet, deutet auch die Verwandtschaft jener Medien, durch welche das elektrische Princip in der äußern Natur wirkt, zum Phosphor an.

Der Grund, aus welchem Arsenik und Phosphor, in den lebenden Leib gebracht, so schnell tödten, wird dann kein anderer seyn, als jener, der dem verstärkten elektrischen Schlage, oder dem Blitz seine augenblicklich lähmende und tödtende Kraft gibt. Es gleichen jene Gifte, mit den Säften des Leibes in Berührung gebracht, den metallenen Stangen und Spitzen, welche die Entladung eines am Himmel stehenden Gewitters auf den herunterlenken, der sie berührt. Denn gleich einem drohenden Gewitter stehet beständig über dem Bewegen des besondern Lebens ein übermächtiges, allgemeines Bewegen, welches neben der Seele, und zugleich mit ihr, die Leiblichkeit anregt. Sein gewöhnlicher Weg zu dem lebenden Leibe gehet wie jener der wirkenden Seele durch den Nerven, in welchem die mitwirkende Seele den fremden Einfluß auffasset und ihn als wohlthätig hülfreiches Element zur Verstärkung der eignen Kraft benutzt. Wird aber ein andrer freierer Zugang zu der bewegten Tiefe der leiblichen Elemente gefunden, oder steigert sich die Kraft jenes zugleich mit der Seele wirkenden, allgemeinen Bewegens bis zum Uebermaß, so dringt dasselbe übermächtig in das Gebiet des besondern Lebens herein, und reißet die ihm verwandte Kraft der selbstthätigen Seele aus der bisherigen Bahn hinaus.

Es bedarf indeß im gewöhnlichen Verlauf des Lebens nicht der Gifte, um die Seele ihrem Leibe zu entreißen, sondern bei dem natürlichen Gange der Entfaltung der Wesen, von der Geburt bis zum Tode, ist ein dem Einzelleben selber inwohnendes Princip thätig, welches durch eignen Trieb die Bande der Leiblichkeit, die es knüpfen half, wieder auflöset. Ein Ferment, das zuerst in wohlthätiger Mäßigung, gleich der milderen Frühlingssonne, die Saat der Leiblichkeit aufkeimen und wachsen machet, hernach aber in ihrem Innren selber zum Gifte wird, das „die Blume des Grases" versenget und zerstöret.

Bemerkenswerth erscheint es, namentlich an dem Gifte der Insecten, daß dasselbe dem bei der Zeugung thätigen Princip so nahe verwandt und mit ihm im Bunde ist. Wir sehen hier das Gift in denselben Organen sich erzeugen und durch dieselben Theile nach außen wirken, welche zunächst

dem weiblich gebärenden Vermögen dienen. Es ist bei vielen Arten der Legestachel des Weibleins selber, oder ein dem Legestachel nahe verwandtes Organ, aus welchem das Gift hervordringt. Und das, was dieses Gift zunächst bewirkt, erscheint als das Geschäft einer fortgesetzten Zeugung. Denn wo jenes in die Säfte einer gestochenen Pflanze oder eines verwundeten Thieres hineindringt, da erzeugt es alsbald durch Umwandlung des vorgefundenen Stoffes eine wie durch Gährung entstehende neue Masse, welche der jungen, aus dem Ei hervorbrechenden Brut zur ersten Nahrung und Verleiblichung dient.

Verwandt mit dem Princip der ersten Erzeugung, schon durch den gemeinsamen Punkt ihres Ausgehens, zeigen sich dann auch jene Gifte, welche nicht selten, gleich einem ziehenden Gewölk, von Land zu Land gehen, und als verheerende Seuche Tausende von Menschen und Thieren ergreifen. Die meisten allgemein zerstörenden Seuchen kamen aus dem Geburtsland unsers Geschlechts und seiner gewöhnlichen Hausthiere: aus dem Morgenland herüber, und ihr Zug über die Länder und Völker ging von Ost nach Westen. Einige bedürfen, um ihre ansteckende Gewalt zu äußern, wie das Princip das bei der Zeugung wirkt, einer unmittelbaren, oder durch greifbare Zwischenmedien vermittelten Berührung, des von der Krankheit ergriffenen Leibes, mit dem noch gesunden; bei andern geschieht die Mittheilung auf unmerkbare Weise, durch die Luft. Einige Seuchen zeigten unmittelbarer, andre mittelbarer durch die sie begleitenden Symptome die innre Verwandtschaft ihres wirksamen Princips mit dem bei der Zeugung thätigen. Die Organe, welche dem letztern dienen, und die mit ihnen in näherer Wechselbeziehung stehenden Gebilde, wurden zunächst und am meisten ergriffen. Oder durch einen metastatischen Weg der Uebertragung, von den verwandten, innern Organen auf die äußerlichen, wurde jene außerordentliche Fruchtbarkeit der Geschlechter bewirkt, welche öfters eine unmittelbare Folge der am furchtbarsten verheerenden Pestkrankheiten war.

So wird in diesem allem, von der Quelle der Verleiblichung an, bis zu dem Ausflusse des Einzellebens in das

19 *

Meer der Auflösung, derselbe, an innrer Art und Richtung des Laufes sich gleichbleibende Strom der Lebensbewegungen wieder erkannt. Es ist ein und derselbe Grund, welcher die anfängliche Verleiblichung, und welcher zuletzt den Tod bewirkt. Dieses hat uns zum Theil schon der frühere Gang unserer Untersuchungen über das Leben und die Gestaltung des Leibes gelehrt.

Das selbstthätige Wirken, welches uns in der uns zugeordneten Leiblichkeit als Leben erscheint, würde an sich selber, als Abtrennung von dem einigen und allgemeinen Grund alles Seyns und Lebens, sogleich und in jedem Augenblick seines neuen Hervorbrechens sich wieder verzehren und in Nichts auflösen, würde ihm nicht durch ein über die ganze Sichtbarkeit waltendes, mütterlich bildendes und erhaltendes Vermögen: durch das öfter (m. v. die §§. 3, 4 und 11) erwähnte Band ein bleibender Leib gegeben. Nur so lange dieser hülfreiche Geist mit dem selbstthätigen Princip des Lebens zusammengesellt und verbunden bleibt, kann das sichtbare Wesen desselben bestehen.

Wie ein durch den inwohnenden Zug der Eigenschwere nach dem Boden getriebener Körper nur so lange an irgend einem Punkt der hinabwärtsführenden Bahn behangen bleibt, als die Hand ihn hält, die ihn in seinem Laufe ergriff, alsbald aber, wenn diese ihn entläßt, hinabstürzt und sich zerschmettert; so wird das Wesen, das ein Etwas für sich seyn will: das selbstthätige Eigenwesen, nur durch das hemmende Band, in seinem natürlichen Verlauf zum Nichts aufgehalten.

Es ist dieses Band der allbedenkende Geist einer Liebe, welche alles das, was ist und wird, um eines Andern, ja um aller der andern seyenden und werdenden Dinge willen seyn und werden lässet. Wenn denn ein Einzelwesen in der Entfaltung seines Lebens allen andern das geworden, was es ihnen seyn konnte, dann wird sich etwa, so könnte es scheinen, der Zug, der es am Bestehen erhalten, von selber lösen, wie die Verbindung zwischen einem anziehenden Magnet und einer mit Eisenstaub gefüllten, hölzernen Capsel, wenn aus dieser das Eisen, um dessen willen sie vom Magnet gezogen und getragen wurde, herausgefallen ist. Wir bemer=

ken jedoch, bei einer aufmerksameren Betrachtung, einen andern, näher liegenden Grund der Auflösung des Bandes, welches das Leibesleben erhält.

Wie in dem Urbild und in der ewigen Wurzel alles Wesens und Seyns (nach §. 3) das Eine nur in und mit dem Andern und dem Dritten ist, und das Dritte wie das Andre nur durch und für das Eine; so wird auch im sichtbaren Abbild des ewigen Seyns die von einem allumfassenden Geist ausgegangene, der Natur anerschaffene (nach §. 30) Kraft des Bandes nur so lange wirksam bleiben, als der, wie in Fulgurationen (nach S. 15) von oben nach unten gehende und das Einzelleben immer von neuem bekräftigende Einfluß der Schöpferkraft fortwährt. Dieser aber wird von dem Einzelwesen nur aufgenommen, so lange in diesem das Sehnen des Mangels, die weiblich aufnehmende Empfänglichkeit für den höhern Lebenseinfluß noch wach ist. Es sind mithin die selbstthätig bewegende, von oben nach unten wirkende, wie die von unten nach oben gekehrte Richtung des Lebens (nach §. 2) auch hier die beiden Grundfäden, an deren gleichmäßige Wirksamkeit sich die des beide durchwebenden Bandes knüpft.

Dieses Verhältniß des Bandes zu einer andern, nothwendig mit ihm verwebten Gewalt führt uns an eine andere Seite der Betrachtung über den Grund des leiblichen Todes.

Nach einem, allgemein anerkannten Naturgesetz zeugen nur gleichartige Wesen mit und unter einander fruchtbare Junge. Je ungleichartiger die Lebendigen unter einander sind, desto vergeblicher bleibt das Bemühen derselben, mit einander zu zeugen, oder desto vergänglicher und unfruchtbarer ist wenigstens das neuentstandene Leben. Jene beiden Richtungen des Lebens, durch deren Zusammenwirken der lebende Leib mit allen seinen Theilen entsteht und beständig erhalten (erneut) wird; jene beiden Richtungen, welche wir bei dem früheren Gang dieser Betrachtungen in der Form von Empfindung und thierischer Bewegung, männlich zeugendem und weiblich empfangendem Vermögen kennen lernten, sind bei ihrem Zusammentreffen auch nur so lange wirksam und fruchtbar, als sie beide sich gegenseitig angemessen und gleichartig sind. So lange sie beide in harmonischem Ebenmaß und Gleichgewicht stehen,

bleibet der Leib in allen seinen Theilen und Verrichtungen gesund; wird die eine der andern ungleich, so entstehet Krankheit.

Wir dürfen bei diesem sich ungleich werden nicht an die Veränderung irgend eines bloß quantitativen Verhältnisses denken. Es beruhet diese innre Entfremdung des gegenseitig sich nothwendigen, wohlthätigen Paares auf einem Vorgange, welcher mit dem Treuebruch einer Ehe verglichen werden könnte. Ein anderer, ein fremder Gegensatz ist es, dessen der aus dem bisherigen Verband sich lösende begehrt, und dessen er sich zum Nachtheil oder zum Untergange des leiblichen Lebens bemächtigt.

Im Verlauf des leiblichen Lebens sehen wir, von der Kindheit bis zum reiferen Alter hin, jenes eigenmächtigere, eigenwilligere Princip des innren Wesens immer kräftiger und vorherrschender werden, welches anderwärts als willkürlich bewegende oder männlich zeugende Kraft erscheint. Es deuten hierauf öfters selbst die äußeren Züge hin, womit die gestaltende Seele bei manchen Thieren das zunehmende Alter ankündigt; wie denn mehrere weibliche Vögel im Alter das Gefieder und die Stimme des Männchens annehmen und zugleich unfähig werden zu gebären. Das weibliche Princip des belebenden Nerven — die Empfindlichkeit — ist im Alter der zarteren Kindheit am vollkommensten und höchsten, und die Wahrnehmungen unserer Sinnen sind in dieser Zeit am schärfsten und tiefsten.

Dieses Uebergewicht des weiblich aufnehmenden Vermögens über die selbstthätig schaffende Kraft ist auch der Grund der vielfältigen Krankheiten und der großen Sterblichkeit, denen das Alter der Kindheit ausgesetzt ist.

Hierauf im zunehmenden Alter der Kindheit und reiferen Jugend wächs't denn auch die selbstthätig bewegende Kraft allmählich zum harmonischen Gleichgewicht mit dem empfangenden und aufnehmenden Princip heran; beide entfalten sich neben einander, und so lange ihr gemeinsames Wachsen sich gleicheren Schritt hält, wächset und entwickelt sich der Leib zu immer größerer Vollendung. Bald aber, mit dem männlichen Alter, tritt jener Wendepunkt ein, jenseits welchem die willkürlich von innen nach außen waltende Kraft vorherrschend

wird über die Richtung der Empfindung. Der Leib hört nun auf zu wachsen, nimmt zuletzt ab und stirbt.

Diesem Abnehmen, diesem Verlassenwerden des Leibes von der belebenden, bildenden Seele, stehet jedoch noch ein Vorgang zur Seite, welchen uns die Natur vielfältig, an sichtbaren Beispielen, erläutert. Man könnte die letzte Wendung, welche das Leben in seinem regelmäßigen und gesunden Verlaufe nimmt, ein Innerlichwerden der schaffenden Thätigkeit der Seele nennen. Bei solchen Thieren aus der Classe der Amphibien, die eine Verwandlung durchlaufen, vermöge welcher die Kiemen, die der Quappe zum Athmen dienten, so wie der fischartige Schwanz abgelegt, und an ihrer Statt die Lungen und Füße ausgebildet werden, sehen wir diese Umgestaltung dadurch begründet, daß die Richtung des Blutumlaufes eine mehr innerliche wird. Jene Arterienstämme, welche nach innen zu den Keimen der künftigen Lungen gehen, werden immer größer, während die nach außen zu den Kiemen verlaufenden immer kleiner werden, und dasselbe zeigt sich in dem Verhältniß der mehr innerlich gelegenen Füße zu dem Schwanz der Quappe. Zuletzt sterben die Kiemen, wie der fischartige Schwanz, gänzlich ab, denn die bildende und erhaltende Thätigkeit der Seele hat sie verlassen und sich nach innen, auf die Gestaltung der noch künftigen, vollkommneren Form des Thieres gewendet.

Bei den Larven einiger unsrer Zweiflügler, wie der Singmücken, wendet sich die bildende Thätigkeit, wenn sie der Larvenform den Untergang bereitet, damit aus dieser die vollkommnere Gestalt des geflügelten Insects hervorgehe, von unten nach oben. Die athmenden Organe der im Wasser lebenden Larve liegen am untersten Ende des Leibes: am After, und dieses unterste Ende ist beständig nach oben gekehrt. Wenn hierauf die Zeit der Vollendung naht, kehrt sich auf Einmal diese Richtung um. Bei der Puppe liegen die Athmungsorgane nach oben, in der Nähe des Kopfes, und der Obertheil des Leibes ist nun auch, bei der gewöhnlichen Stellung des Leibes, nach oben, der Aftertheil nach unten gekehrt.

Jene Umkehrung der Aussonderungen, vermöge welcher die Raupe, wenn ihrem Larvenleibe der Tod naht, den Ueberfluß der innren Säfte aus dem Munde von sich gibt, und aus

ihnen das Gespinnst bereitet, ist in mehrfacher Hinsicht beachtungswerth und sehr bedeutungsvoll. Das Gespinnst, an sich ohne sichtlichen, unmittelbaren Zusammenhang mit dem Leibe der Puppe, scheint so wesentlich zu diesem zu gehören, daß seine Zerstörung fast jederzeit nachtheilig auf die äußere Entwicklung und Zeugungsfähigkeit des künftigen Schmetterlinges wirkt. Es spiegelt sich in der Bildung jenes äußerlichen Leibes des Gespinnstes, wie durch einen Reflex, der Bildungsproceß des innren Leibes ab, durch welchen bald hernach auch der Tod der zweiten Verwandlungsstufe: der der Puppe, herbeigeführt wird. Denn jede dieser Verwandlungen ist ein wirklicher Tod des vorhergehenden, niederen Lebens: ein Tod, welcher jedoch hier nicht in der Trostlosigkeit erscheint, in welcher er bei andren Lebendigen gesehen wird. Denn er trägt jenes künftige Leben, das ihn eigentlich herbeiführte, dem beobachtenden Auge schon sichtbar, in sich. Statt der das Gespinnst bauenden Organe bilden sich, mehr nach innen, jene Organe, aus welchen ein ganzes künftiges Geschlecht dieser Lebendigen erbaut wird; die Spinnerin stirbt, damit die Begründerin und Regentin eines neuen Reiches der Zukunft lebe.

An dem Leibe der vollkommneren Thiere und des Menschen wird ein solcher Vorgang des Innerlichwerdens der bildenden, schaffenden Thätigkeit, öfters unter der mehr beschränkten und einseitigen Form der sogenannten Metastasen beobachtet. Es wird etwa am Leibe einer säugenden Mutter, durch irgend eine äußre oder innre Ursache, welche den gewöhnlichen Lauf der Natur stört, die Milch absondernde Thätigkeit in den Brüsten unterbrochen. Da bildet sich eben diese Thätigkeit an einem andern Ort des Leibes: in der Brust- oder Unterleibshöhle, ja selbst in der Region des Gehirns, neue Organe, welche ein milchähnlich Flüssiges absondern. — Jene Thätigkeit stirbt in ihrer anfänglichen Form, weil sie nach einer andern Richtung auflebt. — Etwas Aehnliches geschieht dann auch bei andren Absonderungen und Bildungen.

Bei einer etwas seltneren Begebenheit aus dem Leben der Seele, bei dem sogenannten Hellsehen, erzeugt und bildet sich die Seele in einer andren Region, als die des Hauptes ist, ein ganz neues System der wahrnehmenden Sinnen; ein ganz

neues, die Stelle des Gehirns vertretendes Nervencentrum. Sie sieht dann offenbar die Außenwelt nicht mit dem gewöhnlichen und sichtbaren Auge, das in diesem Zustand meistens fest geschlossen ist, und dessen Vordertheil gefühllos nach oben starrt, sondern mit einem andren, unsichtbaren Auge, eines neuen und unsichtbaren Leibes. Es stehet auch das Sehen durch dieses neue Auge keineswegs unter den Gesetzen des gewöhnlichen Sehens, sondern dasselbe gehet durch weite Räume, und durch eine ganze dazwischenliegende, undurchsichtige Körperwelt, so hindurch, als wäre diese für den neuen Leib der Seele gar nicht mehr vorhanden, sondern es wäre nur noch jene eigenthümliche Welt der Dinge und Begebenheiten geblieben, in welche ein innrer Zug, der von Raum und Zeit nicht beschränkt wird, die Seele führt.

In der Entwicklungsgeschichte des Menschenleibes, so wie der durch ihn waltenden, begehrenden Seele, bemerken wir ein, wie nach dem Gesetz des Falles sich beschleunigendes und verstärkendes Hinabsinken der bildenden Thätigkeit, vom Haupte nach der unteren Region des Leibes. Es bildet sich, noch am Leibe des Ungebornen, das Haupt mit seinen Sinnen in bedeutender Vollkommenheit aus, und es ist, in der Zeit der Kindheit, die wirkende und begehrende Seele am vorherrschendsten mit dem Haupte und den Sinnen thätig. Hierauf, im Jünglingsalter, vollendet sich am Leibe das System der Brust und der bewegenden Organe, und im Leben der Seele wachen jene Gefühle und Bestrebungen auf, welche innerlich dieser äußeren Region entsprechen. Später noch als die Region der Brust, erreichet die der verdauenden Eingeweide, zuletzt aber die unterste: die der Geschlechtstheile, ihre Vollendung. Auf jeder dieser neuen Entwicklungsstufen äußert sich der begehrende Wille in immer zunehmender Kraft. Denn es sind die Begierden, welche das Bedürfniß der Sinnen, Neues zu sehen und zu hören, begleiten, schwächer als der Trieb nach Bewegung und nach dem Athmen der frischen Luft; sie sind ungleich schwächer als die Begierde nach Speise und Trank, oder als die heftigste und übermächtigste, welche im Thierreich das Bedürfniß der niedrigsten Region des Leibes begleitet. Auf dieser letzten Entwicklungsstufe des Lebens zeigt sich die will-

kürlich bewegende, begehrende Richtung der Seele in wundervoller Kraft und Höhe. Hier erwachen mächtige Regungen der Streitlust und der Herrschsucht des Männchens öfters über eine größere Zahl von Weibchen; Regungen, an welchen sich das oben erwähnte Zunehmen des selbstthätigen, egoistischen Princips, im Alter, am deutlichsten zeigt.

Es ist mithin das immer vorherrschender werdende Begehrungsvermögen der Seele, welches das wirkende und bildende Leben immer weiter von seinem anfänglichen Mittelpunkt: dem Gehirn, hinwegführt, nach einer unteren Region hin, in welcher auch bei der Zeugung das neu aufkeimende Leben gebildet wird. Eine Region, aus der, während der eben erwähnten Zustände des Hellsehens, die Seele den neuen, innren Leib hervorruft, über welchen der Tod des sichtbaren Leibes keine Gewalt hat. Wie das zerbrechliche Glas durch den starken Ton einer singenden Menschenstimme zersprengt wird, wenn dieser Ton im Mißverhältniß mit dem eigenthümlichen inwohnenden Tone ist, so kann der zerbrechliche Menschenleib augenblicklich durch eine starke Aufregung der inwohnenden Seele zerstört werden, sey nun diese Aufregung von der widrigen Natur des Schreckens, der Furcht und des Zornes, oder von der scheinbar verwandteren der heftigen Freude. Ein Zeichen, daß die Thätigkeit der Seele es sey, welche ihren Verband mit dem Leibe eben so selbstkräftig löst, als sie ihn knüpfte.

Dennoch vermöchte, wie bereits erwähnt, die Seele das Wunder ihrer Befreiung vom Leibe und ihrer letzten Verwandlung nicht zu wirken, würde ihre eigenthümliche Kraft nicht durch eine äußere, allgemeinere Kraft, verstärkt; stünde ihr bei ihrem Beginnen nicht ein Zug bei, welcher in der unsichtbaren Region des Lebens eben so mächtig wirkt, als in der sichtbaren der Zug der Schwere. Denn die Anziehung der wägbar körperlichen Massen: die planetarische Schwere, hat zwar an dem innren Menschen, hat an dem neuen Leibe, den sich die Seele während des Lebens bildet, keine Macht, wohl aber wirkt auf ihn die Anziehung einer andren, unsichtbaren Welt der Kräfte, welche seinem Wesen so nahe verwandt ist, als die planetarische Welt der Massen dem sterblichen Leibe.

Nach einem vorhin gebrauchten Vergleiche begehrt eigent-

lich der Kalkstein, wenn er durch starkes Brennen zum sogenannten lebenden Kalk (zur ätzenden, reinen Kalkerde) geworden, zunächst, zu seiner Wiederergänzung, des verlorenen Krystallisationswassers und der entflohenen Kohlensäure. Und während sich derselbe beim Löschen mit dem zu ihm gesellten Quarzsand zum festen Mörtel verbindet, zieht er auch wirklich zugleich das Wasser und allmählich auch die Kohlensäure der Luft an sich und hört nun auf ein lebender Kalk zu seyn; hört auf gegen andre Körper jene kräftige Anziehung zu äußern.

Eben so gehet auch das Begehren der Seele, wenn es diese auf die vielfachste Weise zu dem Wesen der Sichtbarkeit hinführt und mit diesem verkettet, eigentlich zunächst nicht nach diesem sichtbaren Wesen hin; sondern wie alles Bewegen in der Natur durch einen von dem Höheren ausgehenden und zuletzt nach ihm hinführenden Zug des Sehnens gewirkt wird (nach S. 259); so ist auch das Begehren der Seele eigentlich nach dem verwandten, psychischen Element hingerichtet, es wird durch die Leiblichkeit nur scheinbar, allein aber durch die angemessene Nahrung wirklich gesättigt.

Während dann, im Verlaufe des leiblichen Lebens die Seele aus dem Bereich ihrer sichtbaren Umgebung eine scheinbare Sättigung nach der andern erhält, während sie den Becher der leiblichen Lust wie der Schmerzen kostet und genießt, empfängt sie mit und unter der scheinbaren Ergänzung auch die wirkliche, angemessene. So gestaltet sich unsichtbar, in der Mitte des leiblichen Lebens ein Gewicht, welches zuletzt, wenn es sein Maß erreichte, den Zug des Lebens hinwegwärts von der irdischen Leiblichkeit, nach einem andren Centrum führet.

Denn wie der Leib, wäre er in einer Weite des Weltalls, zu welcher die Anziehung des heimathlichen Planeten keinen merklichen Zugang mehr hätte, als eine kleine, selbstständige Welt schweben und sich um die Sonne bewegen würde; nahte sich ihm aber die alte, mütterliche Wohnstätte: so würde sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu sich hinabziehen; so hält sich auch die Seele im künstlichen Schifflein des Leibes über den Wogen ihrer eigentlichen, unsichtbaren Heimath. Wird aber das emporhaltende Fahrzeug zerstört, oder dringen die Wellen des verwandten Elementes herein (nach §. 21 u. S. 290),

da wirkt unbezwingbar der Zug nach der unermeßlichen Tiefe. Gleich einem Wasserhuhn, welches, kaum dem Ei entsprungen, aus dem Neste genommen und in einem eng ummauerten Hofe gehalten worden, wenn die Wellen durch das Gemäuer brechen. Denn es erwacht sogleich die angeborene Neigung, und jauchzend vor Lust stürzt sich das schwimmende Thier in das Gewässer. Wohl ihm, daß es zum Schwimmen geschickt ist, denn auch der innre Mensch des Jenseits darf sich des Hereinbrechens der Wogen der Ewigkeit nur dann freuen, wenn er einen Leib hat, für dieses neue, unermeßliche Element gemacht. Vielen wird das Zerbrechen des sichtbaren Leibes nur das seyn, was dem auf künstlichem, hohem Gerüst Stehenden das Zerfallen dieses Gerüstes ist: ein Anfang langer Schmerzen.

Was wir Krankheit nennen, das gründet sich dann auf ein Hinaustreten der einen der beiden Bewegungen, durch welche das Leben entsteht, aus dem harmonischen Gleichgewichte mit der andern und hiedurch mit dem erhaltenden Bande der Leiblichkeit. Im Tode aber wird dieses Band ganz zerrissen.

Es wird übrigens im beschränkteren Kreise der Krankheit, eben so wie in dem allgemeineren, umfassenderen des gesammten Lebenslaufes, die Uebermacht jener äußeren, das Leben von hinnen ziehenden Gewalt am öftersten durch das Vorherrschendwerden des von innen nach außen wirkenden, egoistischen Lebensprincips begründet. Durch jede Leidenschaft, durch jedes heftige Bewegen der Lust und der Traurigkeit der Welt wird den Wogen, welche um das Schifflein brausen, ein Zugang in dieses geöffnet; sie dringen ein und erfüllen dasselbe, bis das Fahrzeug sinkt. Und dieses allmähliche Anwachsen des Zuges der unsichtbaren Welt, auf den allmählich sich bildenden Leib des innren Menschen, ist der natürliche Verlauf der letzten Verwandlung.

Bei einem ähnlichen Grade der innren und äußren Entwicklung wird ein Wesen, zu welchem Lust und Schmerz weniger Zugang haben, der letzten Auflösung länger widerstehen als ein andres, dessen Seelenleben ein bewegteres ist. Der Haifisch der Gewässer lebt deßhalb länger als der kampflustige Adler, der ruhigere Elephant länger als der zornmüthige Tiger. Jener König, welcher des Lebens Freuden in vollem Maße genossen, welcher „Alles was seine Augen wünschten,

ihnen ließ, und seinem Herzen keine Freude wehrete, welcher bauete und sammlete und schaffete sich Wollust der Menschen"*), reichte in seiner Lebensdauer kaum an die Jahre der Müllerin, welche mühsam für ihn und die fröhlichen Gäste das Brod bereitete. Seine Jahre waren kaum die Hälfte von denen, welche jener Mann Gottes durchlebte, der vierzig Jahre nicht die Lust, sondern nur die Last eines Königshofes, hernach eben so lang das Heimweh der Verbannung von seinem Volke empfunden, endlich aber noch vierzig Jahre lang das Elend eines halsstarrigen Volkes und die Verirrungen desselben auf seiner Seele getragen. Und dennoch heißt es von diesem: seine Augen waren nicht dunkel worden, seine Kraft war nicht verfallen**).

Das Ende des Weges, welchen die Seele aus der Sichtbarkeit hinaus in ein unsichtbares Jenseits nimmt, erscheinet schon da sehr ernst, und Furcht, aber auch Hoffnung erweckend, wo es, noch diesseits des Berggipfels, der das Jenseits vom Diesseits scheidet, dem leiblichen Auge bemerkbar ist. Es kommen da die Tage, welche jener alte Prediger die bösen Tage nennt. „Wenn auf dem greisen Scheitel der Mandelbaum erblühet, wenn die Heuschrecke beladen wird und alle Lust vergehet. Neue Wolken kommen immer wieder nach dem Regen, die Sonne und die Gestirne scheinen finster, denn es werden trübe die innren Lichter, welche durch die Fenster schauen; die vernehmenden Thüren nach der Gasse werden geschlossen. Müßig stehen die zermalmenden Müllerinnen im Munde, weil ihrer so wenig worden ist, die Stimme der Mühle wird leise, es bücken sich alle Töchter des Gesanges. Das ist die Zeit, da die Hüter des Hauses zittern und sich krümmen die Starken; die Zeit, da man erwachet, wenn der frühe Vogel singt: und siehe, es ist eitel Schrecken auf dem Wege, die Kläger, bereit zur Todtenklage, gehen umher auf der Gasse, der Mensch soll nun wandern in sein ewiges Haus. Denn nur noch um ein wenig und der silberne Strick (des lebendigen Odems) wird wegkommen, die goldene Quelle wird

*) Eccles. II. v. 10.
**) Deuteronom. 34. v. 7.

verlaufen, der Eimer und das Rad am Borne zerbrechen. Und der Staub kommt wieder zur Erde, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. O Eitelkeit der Eitelkeiten, sprach der Prediger, es ist Alles eitel." *)

Der Zustand des hohen Alters, in seiner Abgeschlossenheit und Abgestorbenheit nach außen, wird mit Recht mit jenen krankhaften Zuständen verglichen, da die Seele noch am hohen Tage des Lebens sich in die Nähe des Schattenreiches verirrt. Erreichbarer jedoch und näher noch der rufenden Menschenstimme, als da, wo sie am Abend des Lebens ihren einsamen Weg über das ferne Gebirge der Gränze geht.

In diesen Zuständen des Schlafwachens und sogenannten Hellsehens erscheint der Mensch, bei der innerlich regesten, kräftigsten Thätigkeit der Seele, für Jeden, der nicht mit ihm in psychische Wechselbeziehung gesetzt ist, wie ein gefühl- und bewußtlos schlafender Leib. Er hört nicht und beantwortet nicht, was die fremden Stimmen ihn fragten. Spricht aber zu ihm der innerlich (magnetisch) verbundene Arzt, oder findet ein Sachkundiger zu der Seele, welche mitten in dem scheintodten, starren Leibe eines Kataleptischen helle wacht, den Zugang; dann zeigt sich bald, daß die Denkkraft und Wirksamkeit des Geistes in solchen Zuständen nicht entwichen sey, sondern nur in ein tieferes Innres sich zurückgezogen habe, zu dem die Außenwelt keinen Zutritt hat, von welchem aber auch, ohne Hülfe besonderer Mittelglieder, die Thätigkeit der Seele nach außen sich nicht kund geben kann. Hellsehende wußten in diesem Zustand öfters, was um sie her und mit ihnen, während der Dauer einer starken, tiefen Ohnmacht geschehen war.

So gründet sich auch die geistige Verschlossenheit und Beengtheit des hohen Alters auf ein Zurückgezogenseyn in diesen innren Kreis, der sich, noch während des Lebens des jetzigen Leibes, zum künftigen Leibe der Ewigkeit bildet. Das innre Auge öffnet sich, während das äußre dunkel wird. Darum ist „Weisheit, die ins Verborgene siehet, bei einem frommen Alten und kluger Rath bei den Greisen."

---

*) Ecclesiast. 12.

Es trägt in jede genossene Freude, in jeden Schmerz der Erde unsere Seele etwas von ihrer ewigen Natur und Kraft hinein. Darum ist das empfundene Entzücken in der Erinnerung so viel größer und süßer, der Schmerz so viel ernster und geistiger, als beide in ihrem Erscheinen gewesen; Hoffnung öfters viel süßer als die Erfüllung selber. Aus diesem eigenthümlichen Anbau, welchen die Seele auf ihr irdisches Leid und ihre Lust, auf ihre Sorgen und Hoffnungen gründet, wird dann jener innre Kreis gewoben, welcher von leichterer, geistigerer Natur als die sterbliche Hülle, gleich der Luftblase, die am Boden des Wassers sich bildet, emporsteigt und durch die Hülle hinausdringt in die Region des Gleichartigen. Es ist der Zug eines Heimwehes nach der heimathlichen Luft; eines Heimwehes, welches zuletzt in der umgebenden Fremde nichts mehr siehet und bemerkt, und welches, wie der Ungeborne, wenn der Drang nach dem Athmen der Luft erwachet, der Nahrung aus dem bisher ihn tragenden Mutterleibe nicht mehr begehrt. Denn wie das Auge, das hinaus in die helle Sonne gesehen, das Moos und Gestein der tiefen, finstern Kluft nicht mehr unterscheidet, so hat zuletzt das innre Bedürfniß der Seele nach angemessener, ewiger Nahrung, wenn es unter Lust und Schmerzen groß gewachsen, zu den Dingen der äußren Sinnenwelt keine anziehende Kraft mehr, und diese nicht zu ihm.

Sehr bemerkenswerth ist es, daß bei gedächtnißschwachen Greisen öfters gerade solche Abschnitte und Partien des vergangenen Lebens gänzlich aus der Erinnerung entschwunden und verloschen waren, welche der tiefste Schmerz, das bitterste Leid getroffen hatte, oder welche überhaupt die innerlich bewegtesten gewesen waren. An solchen Stellen hatte sich das Leben der Seele am frühesten von dem äußren, in jenen innren Kreis zurückgezogen, dessen rastloses Bewegen und Wirken das leibliche Auge nicht mehr sieht, und welchem es in sich selber an Mitteln fehlt, sich vernehmbar zu machen.

Bei einigen Greisen, welche nach andren Seiten ganz für die Außenwelt verschlossen schienen, waren es gewisse Menschen, welche den Schlüssel zu dem verborgenen, innren Leben hatten, und jener fast hundertjährige Schieferdecker, welcher aus seiner gewöhnlichen, später gebornen Umgebung kaum noch eine Stimme

vernahm und verstund, lebte ganz auf, und verstund und beantwortete jedes Wort, wenn der Genosse seiner Jugend, der mehr als neunzigjährige Jäger zu ihm kam. Bei andren Greisen ist es nur der oberste Alpengipfel des innren Seelenlebens, welcher noch von der Sonne beschienen wird: der Felsengrund der Zuversicht auf Gott. Es war für solche Greise alles unverständlich und dunkel, was zu der tieferen Region des bloß sinnlichen Lebens und seiner Ergötzung gehörte. Bei jedem Worte aber, das von jener Zuversicht sprach, in welcher solche Menschen noch allein lebten, wurde der Geist lebendig, der verstummte Mund geöffnet.

In jedem Falle ist das, was der Mensch auf seinem Wege durch die Sichtbarkeit erlebt, erfahren und innerlich erworben hat, unter der Schneerinde des Alters nicht verloren gegangen, sondern nur verborgen, und ein Sturmwind zerstreut öfters noch am Sterbebette diese verhüllende Decke. Dieß hat die Beobachtung auch bei solchen Greisen erwiesen, in denen die Zuversicht von oben, der Stern in der Nacht, nicht lebte, bei solchen, mit deren krankem, nicht gereinigtem Vorhof, zuletzt, während der Zurückziehung des selbstbewußten Geistes ins Innre, widerliche Mächte des Wahnsinnes und der Thierheit spielten. Die scheidende Seele blickte noch einmal mit voller Klarheit in ihre Vergangenheit hinein und sprach ihre Hoffnung oder ihre Furcht aus. — Wir nehmen die Erinnerung so wie die Folgen jeder That, jedes Wortes, aus dem Leben unsres Leibes mit uns hinein in den unsichtbaren, ewigen Kreis des Lebens der Seele. Die Hülle fällt, und der neue Mensch steht da, mit Allem, was er durch das sterbliche Leben geworden. Auch hierinnen läßt sich die letzte Verwandlung unsres Wesens mit jener vorübergehenden Einkehr der Seele in ihren innersten Kreis vergleichen, welche bei dem sogenannten Schlafwachen und Hellsehen statt findet.

Möge jedoch immer das, was der Seele im Tode begegnet, in vieler Hinsicht mit dem vergleichbar seyn, was ihr, nur auf unvollkommnere Weise, in jenen Zuständen widerfährt, es wird zwischen beiden immer ein tief bedeutender Unterschied gefunden. Die Hellsehenden, wenn sie, noch am hellen Tage des Lebens, in dem innren Kreise ihres ewigen Seyns erwachen, haben über

sich die glänzende Sonne, die das Leben erleuchtet. Ihnen ist es wie Jenen, welche am hellen Tage aus einer dunklen, nur von Lampenlicht erleuchteten Höhle heraustreten ins Freie. Den innren Menschen durchdringt Wohlgefallen und Wonnegefühl, denn siehe der Adler ist noch da, der während des Lebens über der verschlossenen Hülle des Jenseits erbarmend brütet: die Henne, welche die künftige Brut liebend unter dem Fittige trägt; und die Kälte der Nacht kann nicht hineindringen auf das nackte, hülflose Leben. Wie aber, wenn der hinausziehende Geist seiner Höhle erst dann entsteigt, wenn die Sonne schon sank; wird dann nicht die Mitternacht noch dunkler seyn, als der Schein der Kerzen? Wohl ihm, wenn er jene Leuchte bei sich trägt, deren Licht keine Mitternacht verlöschet, und wenn er beim Zerbrechen des Eies sich festhält am Fittige des Adlers.

Der Weg zum Grabe gleichet zuletzt dem Steige über hohe, öde, wolkenbedeckte Gebirgsgipfel. Bei jedem neuen Absatze, der des Weges Ende schien und doch nicht war, verhallt immer mehr das Getön der lebendigen Stimmen aus dem Thale, die freundliche Nähe der mitlebenden Welt verschwindet, statt der Bäume und Gesträuche nur noch niederes Moos und Flechten. Zuletzt ist da der Mensch mit Dem, der ihn richtet, allein.

Ein Steig über diese Gebirge, so sauer und mühsam er ist, gehet nach einem ewigen Osten hin. Es fallen da öfters, noch diesseits des Gipfels, Strahlen der ewigen Morgensonne auf den nächtlichen Weg herüber, und ein erquickender Duft steigt von den Lebensbäumen des jenseitigen Thales der Ruhe auf.

Erläuternde Bemerkungen. Wo kein Grund der Auflösung und des Vergehens da ist, welcher mächtiger ist als der des Lebens und Bestehens, da ist auch kein Tod möglich. Darum besteht die Welt ewig. (Philolaus ap. Stob. ecl. I, 418). M. v. dieselbe Lehre bei Plato im Timäus 33, a. — Die Erzeugung ist nach Aristoteles (de respirat. c. 18) eine Zusammengesellung der ernährenden Seele mit der (belebenden) Wärme; der Tod ist ein Auslöschen dieser Wärme. Außer dem Vergehen der Wärme ist aber noch ein anderer Grund des Todes das Vertrocknen der zum Fortleben nothwendigen Feuchtigkeit (Probl. S. XIV, 9). Denn schon die Erscheinungen des hohen Alters gründen sich auf das Ueberhandnehmen der erdigen, trocknen Natur, wie selbst die Verwandtschaft des Wortes γῆρας mit γεηρὸν (Alter mit erdig, das deutsche Graw mit Grab, oder der alte Reim „Greis" und „dürres Reis") bezeuget, nach Aristot: de gen. anim. L. V, 3. Das Austrocknen wird gerade durch das andre zum Fortleben nothwendige Element, durch das Feuer, durch die inwohnende Lebenswärme bewirkt (de respirat. c. 8), so daß man sagen kann, der Tod entsteht durch Kälte und Ueber-

treibung (Probl. S. I. c. 17). Nach Diog. Apoll. entsteht der Tod eben so gut durch ein Uebermaß als durch Mangel der dem Leibe inwohnenden Luft (Arist. de respir. c. 3).

„Gesundheit ist es, wenn in einem wohlgestimmten Leibe alle Gegensätze im Einklange stehen: das Feuer mit dem Wasser, die Erde mit der Luft, und so alle mit allen, wobei dennoch jedes scharf in seinen Gränzen bleibt, so daß nicht eins ins andere hinübergreifen kann. Dagegen entsteht Krankheit, wenn jenes Einverständniß aufgehoben wird, wenn die einzelnen Elemente sich unter einander bekämpfen — auf vielfache Weise — bis zur gänzlichen Auflösung im Tode. Denn es gibt nur Eine Gesundheit, aber viele Krankheiten, wie in der Musik nur Eine Harmonie, aber viele Dissonanzen." — „Gesundheit ist es, wenn alle Lebensbewegungen dem gemeinsamen Lebensimpuls so folgen, wie die Ruderer eines Schiffes dem Klange der Pfeife." (Max. Tyr. Diss. XXIII, ed. Davis. p. 234, 236.)

Alles Werden und Bestehen, das Leben und sein Fortdauern sollte schon nach der von den Schriftstellern des Alterthums vielfach nachgesprochenen Lehre des Herakleitos, durch das allvereinende Band und aus der Wechselwirkung der Gegensätze kommen (Diog. Laert. IX, 7, *πάντα τε γίνεσθαι καθ' εἱμαρμένην, καὶ διὰ τῆς ἐναντιοτροπῆς ἡρμόσθαι τὰ ὄντα*; Stob. ecl. I, 60: *Ἡρ. τὸ περιοδικὸν πῦρ ἀΐδιον, εἱμαρμένην δὲ λόγον, ἐκ τῆς ἐναντιοδρομίας δημιουργὸν τῶν ὄντων*; m. v. das oben S. 293 über das nothwendige Zusammenwirken des Bandes, welches Heracl. *εἱμαρμένη* nennt, mit den beiden dem Leben inwohnenden Gegensätzen, zur Erhaltung des Lebens Gesagte). Von einem Dritten, durch dessen Vermittlung nur das Göttliche mit dem Menschlichen verbunden seyn kann, redet auch Plato (Conviv. 202, d). So kann man sagen, daß die Harmonie zwischen dem Entgegengesetzten alle Erscheinungen zusammenhält, und daß aus entgegengesetzter Spannung wie aus jener zwischen Leyer und Bogen die Harmonie der Welt sich erzeuge. (Plut. Is. et Osir. 55; Aristot. Ethic. Nicomach. VIII, 1; Met. III, 6.)

Dasselbe Unendliche, welches der Grund alles Entstehens ist, das ist, nach Anaximander, auch (durch seine ewige Bewegung) der Grund des Vergehens. (Plut. de plac. ph. I, 3; Euseb. praep. ev. I, 8.)

Jedes Wesen kann nur an einem ihm eignen, nicht an einem ihm fremden Uebel seinen Untergang finden. (Plat. rep. X, 608, d; Phaed. 107, c.)

Die Erhaltung und Ernährung der lebendigen Wesen gleicht nach Aristoteles einem fortgesetzten Zeugungsproceß. Denn die Ernährung geschieht durch das Entgegengesetzte. — — Mitursache der Ernährung ist die Lebenswärme — Hauptursache die Seele; darum geht die Ernährung nicht ins Unendliche, wie das Wachsen des Feuers, sondern strebt nach einem gewissen Zweck und Verhältniß (*λόγος*) der Größe, was allein der Form und der Gränze zugeschrieben werden kann (de anim. II, 4). — Der Ernährung folgt zuletzt ein Vergehen des lebenden Körpers. Dazu gehört eine Mitwirkung der umgebenden Natur. Diese, ein Entgegengesetztes des lebenden Körpers, wirkt zu seiner Ernährung mit, gleichfalls aber auch zu seiner Auflösung, und die letztere tritt dann ein, wenn die im Körper begränzte oder geformte Materie der begränzenden Form mächtig wird, was durch Mitwirkung der umgebenden Natur geschieht. (Aristot. de long. et brev. vit. 3; de juvent. et sen. 6; Meteor. IV, 1, bei Ritter Gesch. der Philos. 3ter Band.)

Ueber das Alter, welches mit seiner die Leidenschaften stillenden Macht (*σώματος παρακμὴ καταστολὴ παθῶν*) einem sichern Hafen gleichet (*ἀκύμαντος λιμὴν πολιά*), in welchem endlich die wilden Wogen der Leiblichkeit sich zur Ruhe geben, vergl. m. Phil. (in Fragm. ed. Mang.

II, 650). Mit einem sichern Hafen wird indeß der Tod selber verglichen, bei Plutarch consol. ad Apollon.

Ὦ θάνατε, παιὰν ἰατρὸς μόλοις
Λιμὴν γὰρ ὄντως ἄϊδος ἀν' αἶαν.

bei welcher Stelle noch mehrere andere, sinnvolle Aussprüche des Alterthums über den Tod gefunden werden. — Ennius nennt das Grab einen Hafen (ap. Cicer. Tusc. I, 44); erinnernd an jenen oft wiederholten Vers der Gräber:

inveni portum, Spes et Fortuna valete.

Endlich fügen wir hier noch die Stelle aus Euripides bei (in Chrysippo ap. Clem. Alex. Strom. VI, 627; Phil. de mund. incorrupt. 948, ed. Mang. II, 498):

Χωρεῖ δ' ὀπίσω τὰ μὲν ἐκ γαίας
φύντ' ἐς γαῖαν, τὰ δ' ἀπ' αἰθερίου
βλαστόντα γονῆς εἰς οὐράνιον
πόλον ἦλθε πάλιν
θνήσκει δ' οὐδὲν
τῶν γινομένων, διακρινόμενον δ'
ἄλλο πρὸς ἄλλο
μορφὴν ἰδίαν ἀπέδειξε.

M. v. die Stelle im Pred. Salom. 12, 7.

Das Räderthier (Rotifer), eben von dieser Eigenschaft R. redivivus genannt, kann bei — 19° und noch größerer Kälte eingefrieren, kann Jahre lang im Sand eingetrocknet liegen, ohne zu sterben. Wärme und Feuchtigkeit beleben es immer von neuem. (M. v. G. H. Schuberts allgem. Naturgeschichte, S. 665.) Ebenso stirbt das Essigälchen (Vibrio anguillula) weder durch Gefrieren noch Jahre langes Vertrocknen des Kleisters, worinnen es lebte (ebendas. S. 661); die in faulichtem Wasser lebende Rattenschwanzmade, die Larve der Schlammfliege: Helophilus tenax, kann zwischen Papier gehämmert, vom Buchbinder gepreßt werden, ohne dadurch umzukommen (S. 897).

Ueber das Schlangengift als Ferment, das die Verdaulichkeit fördert, s. m. a. a. O. S. 1051. Ebendaselbst §. 72 Classe V über das Gift, das sich besonders bei den sogenannten Geschlechtslosen (verkümmerten Weibchen) der bienen- und wespenartigen Thiere (der Piezaten) findet, welches aber dem gebärenden Weibchen öfter dazu dient, in den Gegenständen, in welche es die Eier legt, jene Gährung, oder, wenn es lebende Wesen sind, jenen Zudrang der ernährenden Säfte zu erregen, welche der ausschlüpfenden Brut zum Lebensunterhalt nöthig sind. Die Entwicklung der Amphibienlarven zum vollkommen gestalteten Thier ihrer Art s. m. ebendas. S. 1046 u. f.; die der Stechmückenlarven S. 890 und abgebildet in Swammerdams Bibel der Natur. Ueber die innren Veränderungen, welche bei der Verwandlung der Schmetterlinge im Leibe der Raupe und Puppe vorgehen, s. m. S. 876, noch besser aber unmittelbar in Herolds Entwicklungsgeschichte der Schmetterlinge 1815. Ueber den Gang, welchen sehr allgemeine, verheerende Seuchen durch die Länder und Völker nehmen, vergl. m. Dr. Fr. Schnurrers geographische Nosologie 1813. Der Gang der Ausbildung und des innren Auflebens der einzelnen Organe und Systeme des Menschenleibes ist in m. Ahndungen einer allgem. Gesch. des Lebens II, 2 ausführlicher beschrieben. Ueber das Hellsehen und andre verwandte Zustände s. m. die spätern §§. 26 u. 27; über Gedächtnißschwäche der Alten die Bemerk. zum §. 26; die Geschichte des alten Schieferdeckers in meinem Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten, S. 261.

Vom scheinbaren und wirklichen Sterben und von der Verwesung.

§. 23. Es fällt in nächtlicher Stille eine leuchtende Kugel, welche vom Gebirg her über unser Thal zog, zu Boden. Wir wissen nicht, woher das Meteor gekommen und aus welchem Quell es sein Licht gezogen. Das aber, was zu Boden sank, betrachten wir, sehen es noch einige Augenblicke leuchten und berühren dann den nicht mehr leuchtenden Kern mit den prüfenden Händen.

Der Menschenleib, den wir bisher nur in Beziehung auf die ihn belebende Seele und in der ehrenvollen Zusammengesellung mit dieser betrachtet, scheint es auch werth, daß wir ihn noch weiter zu seiner letzten Verwandlung begleiten und bei seinen späteren Schicksalen, die ihm nach der Trennung von der Seele begegnen, einige Augenblicke verweilen.

Diese Trennung selber ist an keine augenfällige Erscheinung gebunden. Der Leib kann bewegungslos und starr seyn, der Odem ist entwichen, die letzte, bemerkbare Zusammenziehung des Herzens hat aufgehört, die goldene Quelle des Lebens scheint versiegt, die Glieder sind kalt und bleich, und dennoch ist das Band, das die Seele an den geliebten Leib knüpft, noch nicht zerrissen, sie kehrt noch einmal, wie aus tiefem Schlaf erwachend, zurück.

Die Krankheit, an welcher der Leib scheinbar gestorben, hat auf die Leichtigkeit oder Schwierigkeit dieses Wiedererwachens keinen ganz entscheidenden Einfluß. Man hat schwer Verwundete, man hat Pestkranke aus ihrem Todtenschlafe eben so leicht wieder erwachen gesehen, als Solche, welche ein anderes Uebel bleich und starr gemacht. Auch das Lebensalter entscheidet nicht über die Möglichkeit des Wiedererwachens. Bei Säuglingen schien zwar in einigen Fällen die Lebenskraft länger und inniger an den starren Leib gebunden, als bei Erwachsenen, doch hat man, wenigstens eben so oft und allem Anschein nach öfter, Männer und Frauen von reiferem Alter und selbst Greise auf dem Todtenlager oder im Sarge wieder aufleben gesehen, als zarte Kinder. Im Ganzen und nach der Zahl der genauer bekannten Fälle zu urtheilen, scheint jedoch

das weibliche Geschlecht leichter zu jener empfindungs= und bewegungslosen Erstarrung geeignet, welche dem Tode gleicht, ohne wahrhafter Tod zu seyn, als das männliche.

Wir wissen nicht genau, wie lange Zeit der Zustand des scheinbaren Todes bei dem Menschen dauern und an welchem Tage man den Leib dem Grabe überlassen könne, sicher überzeugt, daß er nun wirklich der bergenden und mütterlichen Erde und nicht mehr dem belebenden Element der Luft angehöre. Man hat Menschen aus der Erstarrung des Todes nach 5 oder 6, andere nach 16 und nach 18 Stunden wieder aufleben sehen, während bei mehreren das Aufwachen aus diesem tiefsten Schlafe am zweiten, am dritten, am siebenten und neunten Tage erfolgte. Bei jenem verwundeten Jüngling, dessen Wunden (deren ärztliche Pflege man vielleicht doch zu frühe aufgegeben) bis zur siebenten Woche nach dem Tode noch bluteten; bei jenem seligen Greise, dessen Leib noch lange nach der Beerdigung nur zu schlummern geschienen, so wie bei Jenen, deren Wunden nach dem Tode noch verharscht waren, scheint die bildende und erhaltende Seele noch lange Zeit um den scheinbar von ihr verlassenen Leib bemüht und bei ihm zugegen gewesen zu seyn. Etliche, wie der Ablåder Brocke in Halle, hatten das Schicksal des Wiedererwachens vom scheinbaren Tode mehr als Einmal im Leben.

Nicht ohne Bedeutung erscheint die Unverletzbarkeit eines solchen scheintodten Leibes für den sonst zerstörenden Einfluß der äußeren Elemente. Menschenleibern, welche tief im Wasser versenkt gewesen, ist auf Einmal, selbst noch mehrere Tage nach ihrem Hinabsinken, die natürliche Lebenswärme wiedergekehrt, und mit ihr jene Leichtigkeit, die sie augenfälliger zur Oberfläche emporhob, sammt der Beweglichkeit der Glieder. Die Kälte des Winters hatte in einem zarten, scheintodten Kinde die letzte, schwache Spur des Lebens eben so wenig vernichten können, als in den Puppen unsrer Schmetterlinge, welche die rauheste Zeit des Jahres hindurch frei am Gemäuer hängen.

Aufmerksamkeit und Nachdenken erweckend ist auch die ganz besonders heilende, schmerzenstillende Kraft, welche in jenem tiefen, todesähnlichen Schlafe liegt. Die aus schweren Krankheiten in Scheintod Verfallenen erwachten vollkommen genesen

und sehr gestärkt, und bei einer an den bösartigen Blattern Erblindeten hatten die Augen ihre Sehkraft, bei einer an der Pest scheinbar Verstorbenen, der Leib so viel Stärke wieder erhalten, daß die Neubelebte zu Fuß vom Kirchhof nach der Stadt gehen konnte. Auch solche, bei denen die Starrsucht mit andauerndem Bewußtseyn verbunden gewesen, erzählten, daß mit dem Eintritt der Erstarrung alle Schmerzen und Beängstigungen der vorangegangenen Krankheit aufhörten. Es hat im kleineren Maße schon der gewöhnliche Schlaf, noch mehr die Ohnmacht, ähnliche, schmerzstillende und heilende Kräfte.

Etlichen jener Wiedererwachten erschien der Scheintod, in welchem sie eben noch gewesen, gleich dem bewußtlosen Zustande des tiefen Schlafes oder der Ohnmacht. Sie hatten keine Erinnerung an das, was während der Erstarrung mit ihrer Seele geschehen war. Bei Andren ist in der einsamen Todtenkammer und im Sarge die entsetzliche Gabe des gewöhnlichen, wachen Bewußtseyns geblieben; das Ohr hörte, was die Umstehenden sprachen, die noch im Hirne wirkende Seele dachte sich den Gedanken der Beerdigung eines lebenden Leibes, und konnte die Glieder dieses Leibes nicht bewegen, ihr Inwohnen in ihm nicht kund thun. In den meisten Fällen jedoch fand sich die Seele während der Dauer des Scheintodes in einem Zustand der Entzückung und Versetzung in eine heimathliche Region, für welchen das Maß der Zeit und die Scheidewand des trennenden Raumes unsrer diesseitigen Welt nicht mehr vorhanden ist, denn es hatte der heimwärts gewendete Geist die Seligkeit, so wie die, Furcht und Zittern erweckenden Kräfte einer ganzen Ewigkeit gekostet. Viele behielten nach dieser oberen Stätte eines kurzen Verweilens ein Heimweh, welches durch keine Lust des späteren leiblichen Lebens gestillt, durch keinen Schmerz der Erde verlöscht werden konnte.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß selbst der an Altersschwäche entschlafene Leib, in einigen Fällen, durch künstliche Mittel, am Einschlafen gehindert, oder, bereits scheinbar entschlafen, wieder zu einigen Lebensbewegungen genöthigt werden könne. Doch hat die Beobachtung gezeigt, daß ein solcher grausamer Versuch nur die Qualen des Sterbens verlängern, nicht das eigentliche, selbstthätige Leben zurückführen konnte.

Denn ein gewisser, aus der schon eingetretenen Erstarrung gewaltsam wiedererweckter Greis, war, statt zum eigentlichen Athmen, nur noch einmal zum letzten Röcheln des Todes und zu den jetzt nur heftigeren und furchtbareren Zuckungen des Sterbens gezwungen worden.

Allerdings verbreiten diese Erfahrungen, von glaubwürdigen Augenzeugen gemacht, über das ohnehin schon Furcht erregende Dunkel der Gruft noch einen neuen Schauder und Schrecken. Das selbstbewußte Leben kann sich nicht ohne Entsetzen unter den schlafenden Todten denken; die athmende Brust bei dem Geruch der modernden Leichen. Dennoch sind die Fälle des Wiedererwachens, aus dem Anschein des Todes ungleich seltner, als man früher geglaubt, und es verrathen gewisse Anzeichen am Leibe, daß nun das Geschäft der bildenden Seele an ihm vollbracht und daß derselbe der Macht eines andren, gewaltigeren Einflusses übergeben sey, aus dessen Schoß ihn nur ein wiedergebärendes Wort der Allmacht zurückrufen kann.

Die ersten Anzeichen und äußeren Erscheinungen des herannahenden und des bereits eintretenden Todes, sind, nur in sehr verstärktem Maße, dieselben, welche bei dem Einschlafen nach tiefer Ermüdung gefunden werden. Die Kraft der willkürlichen Bewegung entschwindet, das Vermögen der Empfindung erlischt, und die nervichten Arme des verwundeten Kriegers, eben so wie die Arme jener Soldaten, welche man mehrere Tage gewaltsam am Einschlafen gehindert, vermögen nicht mehr die Waffen, die Füße nicht mehr den Leib zu tragen; das entschlafende Ohr vernimmt nicht mehr den Donner der nahen Kanonen. Es wird zugleich das Athmen erschwert, der Kreislauf des Blutes verlässet sein gewöhnliches Zeitmaß. Zuletzt versinkt die Seele des Sterbenden, wie die des Entschlummernden, in Phantasien und Bilder des Traumes, von mehr oder minder bedeutender Art.

Ein gänzliches Ermatten der willkürlich beweglichen Muskeln tritt, bei lebensgefährlichen Krankheiten, oft mit augenblicklicher Schnelle ein. Der lähmende Einfluß hat hierbei, nicht selten, nur die Wirksamkeit des Nerven, auf den an sich noch kräftigen Muskel, gebunden, und demselben Kranken, welcher wenig Augenblicke vorher unfähig geschienen, nur den Arm zu

erheben, gibt die Raserei des Fiebers wieder Kräfte von ungewöhnlicher Art, welche freilich bald einem nur noch tieferen Ermatten weichen. Auch solche, welche an tödtlichen Verwundungen starben, erfüllte zuweilen, fast schon im Augenblicke des Entschlafens, ein heldenmüthiger Eifer mit außerordentlicher Kraft, und ein scheinbar schon Verscheidender, vom Schlachtfeld noch einmal sich erhebend, bestrafte den unmenschlichen Hohn eines triumphirenden Feindes mit dem Tode.

Unter den Sinnen scheint der des Gesichts zuerst zu erlöschen. Das Auge sieht unsicher flimmernde Lichter, die ferneren Gegenstände verschwinden gänzlich, die näheren scheinen wie mit Fäden und Flocken eines herbstlichen Gespinnstes überzogen, welche der halberstarrte Finger vergeblich zu entfernen sucht. Endlich gestaltet sich dem Auge der helle Schein eines Sommermittages zum trüben Schimmer eines späten Herbstabends, und das Licht der nahen Kerze erscheint nur noch wie ein rothglühender Punkt auf dunkelschwarzem Grunde, unfähig selbst die bleiche Hand zu beleuchten, welche das Licht hält. Noch aber, wenn die Sehkraft des Auges bereits erloschen, dauert im Ohr das Vermögen zu hören fort, und der Sterbende vernimmt die Stimme der Weinenden um sein Bette her, deren Gestalt das Auge nicht mehr sieht; er versteht die Worte, zu ihm gesprochen. Mit dem Sinne des Gehörs spielen auch zuletzt noch am längsten die Kräfte eines fliehenden oder vielleicht die eines herannahenden Lebens; Sterbende glaubten Musik und den Triumphgesang lieblicher Stimmen zu hören, und wenn zuweilen selbst die Umstehenden diese Töne zu vernehmen schienen, dann mußte solchen lieblichen Phantasien wenigstens eine magisch-ansteckende Kraft, auch auf die Gesunden zugestanden werden.

Wenn das Gesicht, und auch dann, wenn selbst das Gehör erloschen, scheint zuweilen die Seele noch durch eine Art von Gemeingefühl mit der Außenwelt verbunden. Dieses Gemeingefühl verrieth dem allmählich absterbenden Mädchen, von welchem James Eccles erzählt, annoch die Nähe bekannter Personen, als dem Ohr auch der stärkste Laut der Menschenstimme unvernehmbar geworden. Was die ältere Zeit von

dem Bluten der Wunden bei der Annäherung des Mörders erzählt und geglaubt, das hat sich auf eine dunkle Kunde von jenem Gemeingefühl gegründet.

Die Zunge spricht zuletzt nur stammelnde Worte und die Stimme eines sterbenden Cid, einst wie „von Eisen" hat nur noch einige heisere, kaum vernehmbare Laute. Zuweilen hat noch das schon dunkelnde und dem Erstarren nahe Auge der Sterbenden eine lieblich oder furchtbar sprechende Kraft, wenn die Zunge nicht mehr zu reden vermag. Diese sprechende Kraft des sich noch einmal öffnenden Auges wurde selbst an dem Kopf eines Enthaupteten bemerkt, mit dessen Reizbarkeit und Gefühl die Aerzte unziemliche Versuche gemacht. Die Muskeln, welche das Auge und die Augenlieder bewegen, scheinen auch noch einer Wirksamkeit fähig, wenn weder die Zunge noch der deutende Finger sich ferner regen. Eine an Hektik Verschiedene, welche seit länger als einer Viertelstunde aufgehört hatte zu athmen und aus deren kalten Gliedern alles Leben entflohen schien, schloß noch aus eigener, inwohnender Kraft der Augenliedermuskeln die offen starrenden Augen, als die Umstehenden, aus übertriebener Empfindsamkeit, eines das andere vergeblich zu diesem letzten Dienst ermahnten.

Zu den Wirkungen, welche der eintretende Tod auf das Haupt des Menschen hat, gehört auch das plötzliche Grauwerden der Haare, im letzten, mühevollsten Kampf des Lebens, und das Veralten und Verändern der Gesichtszüge. Jungfrauen und Jünglinge, wenn der Tod dem Angesicht die jugendlichen Reize genommen, glichen im Sarge den veralteten Ahnen; während ein Greis, der nach schmerz- und sorgenvollem Alter sanft verschieden, im Tode wieder einem Gemälde ähnlich geworden war, das ihn in seinem fröhlichen Jugendalter darstellte, einem Gemälde, in dessen Zügen Niemand den Alten, wie er in seinen letzten Jahren ausgesehen, erkannt hätte.

Aus einigen Beobachtungen schien hervorzugehen, daß bei Sterbenden die empfindende und vernehmende Seele selbst dann noch in der Region der sogenannten Gangliennerven wirksam und zugegen sey, wenn sie die obere Region des Gehirns und seine Sinnen bereits verlassen. Dieses länger verweilende Leben vermag übrigens nichts mehr über die gewöhnlichen, gesunden

Lebensbewegungen der dem Gangliarsystem zugeordneten Organe, denn das Herz hört auf sich zu bewegen, nachdem es von den beiden Eimern, welche es seit dem Beginn des Lebens ohne Aufhören bei Tag und Nacht abwechselnd „am goldenen Born" gefüllt und entleert, den einen noch einmal vollgeschöpft. Die Muskelkraft des Schlundes versagt den in den Mund geschütteten Flüssigkeiten das gewöhnliche Geleit nach dem Magen; jene fallen, mit hörbarem Laute, wie durch einen todten Schlauch hinab: das verdauende Gedärm, das jetzt bald selber zur Speise werden soll, verhält sich so leidend zu den Speisen und Arzneien, wie diese vorhin zu ihm, und wird, statt jene aufzulösen und zu zersetzen, vielmehr von ihnen aufgelöst. Die athmende Lunge vermag die sonst so heftig begehrte Luft nicht mehr aufzunehmen und zu behalten: das „Rad am Brunnen" steht still. Einige Zeit schon vorher, ehe das herrschende Leben die Lungen und das Herz aus ihrem langen Dienst entlassen, erlischt die Bewegung der Gefäße, welche vornehmlich vom Gangliarsystem der Nerven ausgegangen. Der im Blute wohnende Aushauch des Lebens, welcher den Gliedern die natürliche Farbe und dem Zellgewebe der Haut die gesunde Völle gegeben, höret auf, oder erscheint in veränderter Gestalt. Mit der Kraft der Bewegung und Empfindung entschwindet zugleich die Wärme aus den bleichen Gliedern, und das nach der Außenfläche hinausgetriebene Flüssige, statt noch einmal zum Blute werdend, nach innen zu kehren, tritt als kalter Schweiß aus der Hautfläche hervor. Hierbei glaubt dann das noch wache Bewußtseyn ein Absterben des Leibes von unten nach oben, von außen nach innen zu bemerken.

Wenn indeß auch eine Beachtung dieser Thatsachen weniger geneigt machte, dem Gangliarnervensystem eine längere Andauer des Lebens zuzugestehen, als dem System der Gehirn- und Rückmarksnerven, so scheinen doch andere Spuren auf diesen letzten Verlauf des innren Entschlafens hinzudeuten. Man hat selbst am todten Leichnam die Wirkung der genossenen Arzneien noch fortwähren gesehen, und schweißtreibende Mittel, so wie heftige Purganzen, brachten in den entsprechenden Organen die gewohnte Bewegung hervor. Vornehmlich in dem niedrigsten System der thierischen Lebensthätigkeit, in jenem der Zeugung, werden noch

öfters Nachklänge des vorübergegangenen Lebens bemerkt, bei welchen es jedoch ungewiß erscheint, ob sie nicht vielmehr schon zu dem später zu betrachtenden Werk der eigentlichen Verwesung gehörten.

Ein solches Hinüberflüchten des Lebens, aus dem selbstthätigen, gleichsam angreifenden Kreis des Lebens in den bloß negativen, abwehrenden: aus dem Cerebralsystem der Nerven in jenes der Ganglien, würde übrigens auch mit dem übereinstimmen, was wir zu gleicher Zeit an den Gefäßen und Muskeln beobachten. Das Leben nährende Blut entweicht, beim letzten Kreislauf, aus dem positiv, von innen nach außen sich bewegenden Kreise der Pulsadern, in den der negativ aufnehmenden Blutadern, und diese wechseln zuweilen in den letzten Augenblicken mit jenen ihre Rolle: treiben das Blut auswärts, statt es nach innen zu führen. Jenes Dehnen und Strecken, zu welchem die Glieder schon durch tiefe Schläfrigkeit getrieben werden, bemächtigt sich in höherem Grade der Glieder des Sterbenden. Die ausstreckenden Muskeln äußern noch zuletzt, wenn die beugenden nicht mehr wirken, die inwohnende Kraft, und geben den Gliedern jene Starrheit und Steifheit, welche, während der ganzen Zwischenzeit, zwischen dem letzten Pulsschlag und dem Eintritt der Verwesung, fortdauert. Es muß dieses letzte Ausstrecken wirklich noch als eine Aeußerung der leiblichen Lebenskräfte, nicht als ein sicheres Zeichen des eigentlichen Todes betrachtet werden. Denn auch Scheintodte, mit fortdauerndem Bewußtseyn, wurden von diesem Vorboten des Todes ergriffen; während dagegen der Blitz, so wie der Anfall der Pest und einiger anderer schnell tödtender Krankheiten, jene letzte Spur der Lebensthätigkeit fast augenblicklich vertilgen, weil sie, unmittelbar nach dem letzten Hauche, die Auflösung des Leibes — den eigentlichen Tod desselben — herbeiführen.

Einem solchen noch einmal Aufathmen und Lebendigwerden des innren Menschen, in der Region des Gangliarsystems, hat man unter Andrem einige Erscheinungen an Sterbenden zugeschrieben, welche mit jenen des Hellsehens verwandt schienen. Es sahen Sterbende Dinge, wie einer andren Welt, für welche das gewöhnliche Auge nicht gemacht ist; das Ohr

vernahm Unaussprechliches, und der singenden Stimme, der sprechenden Zunge wurden Töne und Worte gegeben, deren der noch gesunde Leib vorhin niemals mächtig gewesen. Dieses Aufblitzen eines neubeginnenden jenseitigen Lebens war indeß an keine Gränzen jener sogenannten „Systeme" gebunden, von denen unsere Bücher wissen, sondern ein Leben, das nicht dem Staube gehörte, durchdrang und ergriff den sterbenden Leib, wo und in welcher Richtung es wollte. Es ist auch ein solches Offenbarwerden der Kräfte einer künftigen Welt eines der gewissesten Vorzeichen, nicht des scheinbaren, sondern des wirklichen Todes, denn bei Scheintodten war immer das Leben in tiefster Ohnmacht erloschen.

Aus dem Bericht solcher scheintodt Gewesenen, welchen wir überhaupt großentheils die Kenntniß des eben erwähnten innren Verlaufs des Sterbens verdanken, geht unter Andrem auch eine merkwürdige Uebereinstimmung jener Bilder hervor, welche der einschlafenden Seele zuletzt noch vorschweben. Ein Brausen großer Gewässer: das Bewegen von Strömen, „über welche der einsame Weg zur andren Heimath führet," erschreckte die Seele einer scheinbar sterbenden heidnischen Königstochter in Mexico, so wie jene des europäischen Christen. Es scheint auch die jenseitige Welt zu dem Geist des Menschen noch in jener großen Bildersprache zu reden, deren Werk und Ausdruck die ganze sichtbare Natur ist.

Es sind dieß alles Züge aus der Geschichte des letzten Schlafes, in welchem sich der Leib, so wie vielleicht selbst die Seele, zu dem neuen Geschäft stärken und bereiten, durch welches der Leib zum fruchtbaren Samenkorn, die Seele aber zu einem Licht werden sollte, dessen Glanz ferner kein Schmerz trübt, kein Tod verlöschet.

Die Gränze, jenseits welcher die Geschichte des Scheintodes ferner kein Wiedererwachen zum vergangenen Leben für möglich halten kann, wird durch das Eintreten der Verwesung des Leibes bezeichnet. Der ganze Körper erleidet im Verlauf der Verwesung dieselbe Veränderung, welche bei der Zeugung nur einzelne Bestandtheile desselben erfahren.

Es wird indeß auch dieses sicherste Zeichen eines unweichbaren Todes *scheinbar* trügen, wenn eine flüchtige Beobach-

tung die Fäulniß, welche bei noch fortdauerndem Leben der innren Theile einzelne, abgestorbene Glieder, oder Stellen der Außenfläche getroffen, mit der wirklichen, allgemeinen Verwesung des Leibes verwechselt. Denn man hat Menschen vom todtenähnlichen Schlaf erwachen sehen, bei denen das faulende Fleisch der Füße von Würmern angefressen war; in einem andren Falle dauerte das elende Leben noch fort, als schon Würmer die Augen des im Freien liegenden Leibes zerstört und die Höhlen der Nase und Ohren erfüllt hatten.

Zu den ersten Zeichen der beginnenden, letzten Auflösung gehört ein Wiederflüssigwerden des beim Sterben nach innen zurückgezogenen und gleichsam erstarrten Blutes. Die geöffneten Adern, aus denen kein Tropfen mehr hervorgekommen, fließen von neuem; denn die letzte krampfartige Erstarrung der Glieder, welche das Einströmen in die kleineren Gefäßzweige gehindert, hat nun aufgehört. Ein verständiger Arzt betrachtete daher das Hervorträufeln des Blutes aus der geöffneten Ader eines apoplektisch Verstorbenen als einen Beweis für den nun wirklich eingetretenen Tod. Denn daß jetzt die Flüssigkeit der Gefäße eine andre geworden, als sie im lebenden Leibe war; daß nicht das Beweglichwerden der Säfte eine Folge oder Vorbote des zurückkehrenden, lebendigen Kreislaufes sey, lehret die Betrachtung eines solchen faulicht zersetzten Blutes gar bald.

Dieses Flüssigwerden, oder vielmehr diese Auflösung des Blutes, gibt zuweilen, besonders dem Leichnam zarter Kinder und Jungfrauen, eine Röthe auf die erblichenen Wangen zurück, welche wohl von Unerfahrenen für ein Anzeichen des wiederkehrenden Lebens gehalten worden.

Die vorhin verfallene Gestalt des Todten wird alsdann von einem schauderhaften Anschein von Lebensfülle aufgetrieben: unter allen Theilen des Leibes schwillt der Unterleib, von den Luftarten, welche die Fäulniß erzeugt, empor, und es verräth sich hier, so wie an andren Theilen der Außenfläche, der innre Tod durch die dunkle, brandartige Färbung und das Losgehen der Oberhaut.

Dieses ist der äußerste Zeitpunkt, bis zu welchem der todte Leib noch unbeerdigt bleiben durfte; die Natur gebeut nun mit unbeugsamem Ernst die Werkstätte ihrer geheimnißvollen Ver-

wandlungen ins Verborgene zu stellen und das Samenkorn der mütterlichen Erde zu geben.

Diese erste Periode der Verwesung tritt, bei einem mittleren Grad der Wärme und Feuchtigkeit, und bei sonst nicht ungünstigen Umständen, am dritten Tage nach dem Tode ein. Doch zerstörten manche Krankheiten, so wie Gifte und der Blitz, die letzten Reste der Lebenskräfte, welche sonst die Verwesung noch aufhalten, schneller, und dieselbe tritt dann fast augenblicklich ein. Auch die Wärme, Gewitter, welche am Himmel stehen, und, wie Einige glaubten, selbst die Zeit des Vollmondes, wirken beschleunigend auf den Vorgang der letzten Auflösung ein. Diese, so wie die Gährung weinartiger Flüssigkeiten, wird übrigens auch da in hohem Grade beschleunigt und in ihren Wirkungen verstärkt, wo mehrere todte Körper beisammen liegen, denn es ist in der Fäulniß eine selbst auf das Lebende, noch mehr auf das Todte wirkende, ansteckende Gewalt.

In anderem, entgegengesetzten Falle vermag auch die Kälte oder ein schnell austrocknender Luftzug die Fäulniß eines todten Körpers ungewöhnlich lange aufzuhalten, und dieselbe, frisch erhaltende Kraft haben auch die Salze, die metallischen Oxyde, ätherische Oele und eine Menge anderer Stoffe. Der Kälte des Landes allein ist es zuzuschreiben, daß in Sibirien, so wie unter den beständigen Eismassen des Nordpols jene Rhinozeroten und Elephanten sich noch mit Fleisch und Haar bedeckt erhalten konnten, von deren geschlechtsverwandten Zeitgenossen wir in unseren Klimaten nur noch Gerippe finden. Aus jenen vergangenen Jahrtausenden der Urwelt, in denen die Mammuthe lebten, sind auch die thierischen Ueberreste aus der Classe der Weichthiere, welche Ramond auf dem Gipfel des Montperdu gefunden, und in denen die Kälte der Schneeregion den thierischen Leimen so unzerstört erhalten hat, daß ihn der Geruch der Verwesung bei jedem Fußtritte verräth. Selbst den zarten, leicht verweslichen Leib des Menschen vermag die Kälte ungewöhnlich lang frisch zu erhalten. Dieß zeigte der Leichnam jenes bärtigen Alten, dessen ungewohnte, alterthümliche Tracht ein früheres Jahrhundert ankündigte, als ihn das Gewässer aus dem Eise eines Gletschers der Schweiz noch frisch zu Tage führte. Weder die Chroniken, noch die im Munde

des Volkes lebende Kunde, wußten die Zeit anzugeben, wann jener alte Gebirgsbewohner in eine Spalte des Eises hinabgesunken und da verunglückt sey. Für eine ähnliche, wenn auch nicht so lange wirksam gewesene, aufbewahrende Kraft der Kälte zeugte auch der Leichnam jenes Bergmannes, welcher im Grubenwasser eines tiefen Schachtes zu Ehrenfriedersdorf verunglückt war und an dessen Sarge ein Prediger die Leichenrede hielt, welcher damals, als der Bergmann starb, noch nicht geboren gewesen war. Jener Bergmann, dessen nachmals oft wiederholte Geschichte ich an einem andern Orte erzählt habe, so wie der Leichnam, den man im Salzburgischen in einem Sohlenwasser gefunden, waren nicht allein durch Kälte, sondern auch durch den Vitriol- und Salzgehalt des Wassers, so lange unverwes't erhalten worden.

Feuchtigkeit erscheint bei dem Vorgang der Verwesung eben so nothwendig, als Wärme; Leichname, welche einem beständigen, frischen Luftzug oder einer sehr austrocknenden Umgebung ausgesetzt waren, sind daher öfters zu natürlichen Mumien geworden. Dergleichen todte Thiere und Menschen, an denen Haut und Fleisch in fest zusammengedorrtem Zustande sich erhalten, hat man in den heißen Sandfeldern der afrikanischen Wüste; durch Luftzug ausgetrocknete Leichname auch in unsren Begräbnißgewölben gefunden. Eine solche gewaltsame Hemmung des Fortgangs der Verwesung wird leichter, wenn dem todten Leibe die Eingeweide genommen sind, denn diese geben gewöhnlich zuerst das Ferment, von welchem die Bewegungen der letzten Auflösung ausgehen.

Jene Stoffe, welche die Verwesung gewaltsam aufhalten, oder sie gänzlich hindern, sind meist solche, welche, wenigstens in verstärktem Maße, auch auf die Verdauung und Ernährung des lebenden Leibes hemmend wirken; ja sogar solche, welche für den ganzen Leib zerstörende Gifte sind. So die metallischen Oxyde, und selbst, nach S. 125, der Weingeist, von welchem es bekannt ist, daß er, auch in minderer Stärke genossen, das Wachsthum des Leibes und seine Ernährung hindere. Selbst die Salze, so oft sie auch in unsren Speisen als wohlthätiger Zusatz wirken, sind, im Uebermaß genommen, der Ernährung nachtheilig.

Das erste Erzeugniß der Verwesung ist, ähnlich jenem, das die Gährung wirkt, ein brennbares Wesen. Es ist der Phosphor, welchem seine leichte Entzündlichkeit den Namen des Lichtträgers erworben. Der Phosphor, in der Verbindung mit dem Wasserstoffgas, wird zuerst aus der sich auflösenden Körpermasse entbunden, und er ist es, welcher der Fäulniß und der dunklen Gruft nicht selten jene Lichterscheinungen mittheilt, welche daran erinnern wollen, daß auch bei der letzten Verwandlung des Leibes der alte Vorgang der anfänglichen Schöpfung sich wiederhole, nach welchem zuerst Licht ward. Denn es ist auch die Verwesung in ihrem Kreise das Werk einer neuen Schöpfung.

Zu den Erscheinungen, welche das Freiwerden des brennbaren Wesens bei der letzten Auflösung der Körper hervorruft, darf auch das Farbenspiel, und überhaupt das Hervorgehen eines irisirenden Schimmers, besonders an der Oberfläche der verwesenden Dinge, gezählt werden. Der Kupferkies und viele andre Erze, deren metallische Grundlage mit dem brennbaren Schwefel verbunden ist, laufen bei ihrer Verwitterung mit bunten Farben an, und es deutet das Farbenspiel und der aus dem Innren kommende, farbige Schimmer, bei dem Opal und andren Steinen, auf eine angehende Zersetzung (öfters Zerklüftung) hin. Es verwandelt sich das einfache Grün der Blätter im Herbste, bei ihrem Absterben, in allerhand bunte Farben, und der Goldbrachsen des Mittelmeers zeigt im Tode eine Wandlung und Aufeinanderfolge der Farben, welche schon an den Tafeln des alten Roms ein Gegenstand der Beachtung gewesen.

Augenfälliger noch, als das Spiel und die Veränderung der Farben, ist an faulenden und verwesenden Körpern die Eigenschaft des Selberleuchtens. Viele Steine zeigen ein phosphorisches Licht, wenn ihre Zersetzung, sey es auch nur im schwächsten Grade, durch Brennen im Feuer, durch Einwirkung des Sonnenlichtes, ja durch bloßes mechanisches Zerstücken und Zerstoßen herbeigeführt worden. Es leuchten das faulende Holz, so wie andere verwesende Stoffe aus dem Pflanzenreiche, mit phosphorischem Lichte, und an faulenden Fischen, ja selbst an einzelnen Schuppen derselben, gleichet jener Schimmer der

angehenden Verwesung, an Stärke, dem Licht der Johanniswürmchen. Man hat den feuchten Beschlag, der sich, durchdrungen von faulenden Theilen, an den Wänden der Zergliederungssäle angesetzt, eben so in phosphorischem Lichte schimmern gesehen, als die Wände der Fleischbänke, bei schwülicht feuchtem Wetter. Einer solchen Lichtentwicklung aus faulenden thierischen Stoffen verdanket selbst das Meer, wenigstens in den meisten Fällen, sein nächtliches, phosphorisches Scheinen.

Das brennbare Wesen, dessen Erzeugung das erste Werk der Verwesung ist, entzündet sich nicht selten zur wirklichen, zerstörenden Flamme. Ein solches Entflammen, durch Annäherung eines brennenden Lichtes, hat man nicht allein öfters in Steinkohlengruben, in der Nähe der sich zersetzenden Pflanzenstoffe, oder in Kellern, welche an Todtengrüfte angränzten, beobachtet, sondern solche Luftarten, die sich mit Blitzesschnelle entzündet, sind auch aus verwesenden Leichen, ja aus dem Leibe tödtlich Kranker, deren Eingeweide bereits Brand und Fäulniß ergriffen, hervorgedrungen; ja in einigen sehr seltenen Fällen der sogenannten Selbstverbrennung hat der scheinbar noch eben gesunde Mensch die Flammen der Verwesung aus seinem Leibe hervorbrechen sehen, welche die Glieder in wenig Augenblicken zur Asche verwandelt. Der unmäßige Genuß geistiger Getränke hatte in den meisten dieser Fälle den innren Scheiterhaufen bereitet, auf welchem der noch lebende Leib verbrannt worden. Auch, wie es scheint, ohne Annäherung von brennenden Lichtern, ist zuweilen aus Todtengrüften eine Flamme hervorgebrochen, als deren Urheber man beim Eröffnen der Decke einen selber brennenden Leichnam erkannte.

In ihrer ersten Periode gleichet demnach die Verwesung einem Verbrennungsproceß, und in Zeiten, so wie bei Völkern, welche diese gewaltsame Beschleunigung der letzten Auflösung, der natürlichen, stillen Verwandlung des Leibes, in der mütterlichen Erde vorgezogen, geschah und geschiehet die letzte Bestattung der Verblichenen durch ein Verbrennen auf dem Scheiterhaufen. Wo der Verwesungsproceß, auch der Pflanzenwelt, durch ein Bedecken mit Erde in dieser ersten Periode zurückgehalten worden, wie bei unsren Steinkohlenlagern, gleichen seine Wirkungen immer einem unvollkommnen Verbrennen.

Es wird das brennbare und leuchtende Wesen, welches zur letzten Auflösung ein anfängliches Ferment gibt, vornehmlich in jenem Gebiet und in jenen Theilen des Leibes erzeugt, welche während des Lebens zur Region des Gangliarnervensystems gehörten: in den Eingeweiden und Eingeweidehöhlen der Verdauung und Zeugung. Doch haben auch, wie es scheint, das Gehirn und das Rückmark an dem ersten Hervorbrechen des Funkens, aus welchem die den Leib zerstörende Flamme entsteht, einen nicht unbedeutenden Antheil, und hierauf deutet schon das Vorkommen des Phosphorus unter den Bestandtheilen des Nerven hin. Mit Recht wird jenes dampfartige Ferment, das den Leichnamen und den Grüften der Todten entsteigt, unter die furchtbarsten Gifte gezählt, welche die uns bekannte Natur hervorgebracht. Lebende und gesunde Menschen, die sich Leichnamen von Menschen oder Thieren in dem Augenblick genaht, wo die im Innern entstandenen Luftarten ihre Höhle zersprengten, sanken, wie vom Blitze getroffen, leblos nieder, oder erkrankten gefährlich. Dieses Geschoß aus der Rüstkammer des Todes hat auch bei verheerenden Pestseuchen jene Tausende von Lebendigen gefällt, an denen sein Zug vorübergegangen. Denn es scheint allerdings, in älterer Zeit, das Versäumen oder die nachlässigere Weise des Begrabens der todten Thiere und Menschen, wie noch jetzt im Morgenlande, häufig die erste Ursache der Seuchen gewesen zu seyn. Auch die faulichte Flüssigkeit, welche aus dem verwesenden Körper und einzelnen Theilen desselben hervordringt, wirkt auf den lebenden Leib, den sie berührt, öfters wie ein furchtbares Gift, welches selbst dann, wenn es am schwächsten ist, wenigstens die Oberhaut zerstört.

Die Bestattung unter die Erde benimmt der eben beschriebenen, ersten Periode der Verwesung ihre ganze, dem lebenden Auge schreckhafte Gestalt, und jede schädliche Wirkung auf die Welt der Lebendigen. Die verdauenden Eingeweide, deren Geschäft den übrigen Leib ernährte und gestaltete, sind jetzt selber zur Speise geworden, deren innre Kraft den ganzen Leib in ihren Verwandlungsproceß hineinzieht. Es wird nun im ruhigen Verlaufe der Verwesung jene zweite Periode der Auflösung herbeigeführt, welche durch das Erscheinen der Alkalien und der

ätzenden Grundlagen von verwandter Natur bezeichnet ist. Mithin von Stoffen, welche die fortgesetzte Zerlegung des Leibes eben so befördern, als dieses, in gewaltsam beschleunigtem Gange, der ungelöschte Kalk thut, wenn man thierische Leiber mit ihm begräbt und beschüttet.

Die letzten Erzeugnisse der Verwesung sind da, wo diese in ihrem Gange gehemmt und zurückgehalten worden, deutlich in die Sinnen fallende, talgartige oder öhlichte Stoffe. Es wird das Gestein, selbst von kieslichter Natur, durch eine innre Auflösung, welche jenem Vorgang der Verwesung gleichet, in eine talk- oder specksteinartige Masse verwandelt, und hieraus wird unter Andrem das Vorkommen der sogenannten Afterkrystalle im Speckstein, die von der verschiedenartigsten Abkunft sind, erklärlich. Die Dammerde, aus verwesenden Pflanzentheilen entstanden, ist von fettigen und öhlichten Theilen durchdrungen. Das Uebergehen des faulenden Fleisches, der Menschen und Thiere, in einen wallrath- oder talgähnlichen Zustand, hat schon Gaber und nach ihm Fourcroy beobachtet. Dieser Uebergang findet vornehmlich dann statt, wenn die thierischen Stoffe bei ihrer Verwesung unter Wasser, oder in feuchtem Gewölbe, übereinander gehäuft waren.

In der dritten Periode der Verwesung, welche durch die Entstehung der Oele bezeichnet scheint, verlieren sich dann auch die furchtbaren und ekelhaften Gerüche der Fäulniß, welche jedoch schon Gaber in einen moschusartigen Duft verwandeln lehrte. Der Geruch wird nun erdartig, und in einigen Fällen, die an den Versuch von Gaber erinnern, bisamartig und gleichsam aromatisch.

Der eigentliche und ungehinderte Gang der Verwesung endet, nach der Meinung einiger älterer Chemiker, mit dem Entstehen einer Substanz, welche die Alchymisten prima materia genannt, und welche nach ihrer Ansicht der Anfang und das Ende aller sichtbaren Leiblichkeit unserer Natur, in der Zeugung und Verwesung seyn sollte. Immerhin möge dieses, der wissenschaftlichen Beobachtung nicht standhaltende Wesen, unter die mehr oder minder sinnvollen Traumbilder der Vergangenheit gezählt werden: hierin hatten die „Träumer" Recht, daß sie zwischen dem ganzen Vorgang der Verwesung und jenem der Erzeu-

gung eine große innre Uebereinstimmung und Verwandtschaft annahmen.

Bei der Zeugung, wie bei der Verwesung, verräth das Erscheinen der Farben, und in manchen Fällen selbst ein augenfälliges Leuchten, das Hervortreten des Phosphors. Der Geruch der bunten Blüthe, selbst dann, wenn er der Nase am lieblichsten däuchtet, der Gesundheit nachtheilig, ja in gewissen Fällen tödtlich, ist durch die flüchtigen Stoffe, an denen er haftet, so wie durch seine Wirkung, dem Aushauch der Verwesung verwandt. Auch er wird öfters von Gasarten getragen, welche die Annäherung der Lichtflamme entzündet. Von dem Zusammengeselltseyn von Giften, mit den Absonderungen des Zeugungsprocesses, sprachen wir bereits oben. Es endet auch im Pflanzenreich jener Gang, welchen die Geschichte der Zeugung, von der Entfaltung der Blüthe bis zur Bildung der Frucht nimmt, nicht selten mit dem Hervorbringen blichter oder talgartiger Substanzen.

Es ist der gleiche Zug der Wolken über das Gebirge nach dem Thal, aus welchem wir auf eine gleiche Richtung des Sturmwindes schließen, der das Gewölk bewegt. So ist es auch die Uebereinstimmung der einzelnen Erscheinungen und ihrer Aufeinanderfolge, aus welcher wir in zwei verschiedenen Fällen die Gleichheit des innren Grundes vermuthen, der die Erscheinungen hervorrief. Jene allgemeine, schaffende Naturkraft, welche bei der Zeugung geschäftig ist, und welche dort aus dem Absterbenden das neue Leben bereitet, verräth sich uns an ihrem Gange, auch da, wo ihr Schritt durch das Dunkel der Gruft gehet. Ihr Finger wird hier, wo er die Auflösung des dem Staube vertrauten Samenkornes vollbringt, mit der gleichen Kraft wirken, als da, wo er im Schoß der Blüthe das Samenkorn aus Staub erbaute, und sein Wirken wird überall zu dem gleichen Ziele gehen: das Leben zu schaffen und dasselbe immer höher zu entfalten.

Ueber diesem letzten, längsten Schlafe des Leibes schwebt allerdings ein tiefer Ernst; Furcht und Schrecken steigen an beiden Seiten von ihm empor. Während des Schlafes stößet das Fahrzeug vom Lande; es verlässet die befreundete, bekannte Küste, und eilt nach einer andren. Jedoch getrost! hat sich

nur die Seele den rechten Führern vertraut, so gehet die Fahrt nicht nach einem Lande der Schrecken und neuen Todesgefahren, sondern die vielgewanderte sieht sich bei ihrem Erwachen in der längst ersehnten, beseligenden Heimath, und um sie her die bleibenden Güter, welche sie im Lande der Fremdlingsschaft errungen und empfangen.

Bemerk. Der Verfasser berührte fast ungern den Gegenstand der nächst vorstehenden Seiten, weil derselbe so oft gemißbraucht worden ist, um, besonders in neuerer Zeit, die Kinder des eitlen Tages damit zu ängstigen und zu erschrecken. Dennoch dürfen uns weder der Mißbrauch, noch die lächerlichen Uebertreibungen, deren man sich in dieser Beziehung zu Schulden kommen lassen, davon abhalten, die freilich sehr abnormen und außerordentlich seltnen Fälle des Scheintodes zu beachten, weil dieselben über das Wechselverhältniß der Seele zum Leibe nicht unbedeutende Aufschlüsse geben. Ausführlicher findet man indeß den ganzen Inhalt des vorstehenden §. behandelt in meinen Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens, zweiten Theiles erstem Band von S. 1 bis 145.

Wiederauflebende (παλιμβιοι) aus dem Scheintode nennen uns schon die Schriftsteller des Alterthums mehrere. So Herodot (Melpomene) den Aristeas; Plato den Heros (Ἡρὸς) Armenius, den Pamphylier (Plato de republ. X; Macrob. in somn. Scipion. L. I; Plutarch. Symposiac. L. IX, quaest. 5; Valer. Maxim. L. V, c. 8), Plinius (nat. hist. L. VII, c. 52) den Gavienus, Admiral des Cäsar; den Aviola, welcher auf dem Scheiterhaufen erwachte. Der schon vor etlichen Tagen gestorbene Lamia schreit, wiedererwacht, noch laut in den Flammen des Scheiterhaufens auf (m. v. Valer. Maxim. memorab. L. I c. 8 u. 12); mehrere andere Fälle erwähnen noch Plinius (L. XXVI, c. 3; L. XXV, c, 2), Lucian (in muscae encomio), Plutarch (de his qui sero a Numine puniuntur 563, ed. Reisk. VIII, 229, welcher daselbst die Geschichte des Thespesius-Aridäus erzählt, der, nachdem er an den Folgen eines harten Falles scheinbar verschieden und am 3ten Tage wieder erwacht war, aus diesem Zustande einen so tiefen Eindruck ins Gemüth mit sich genommen hatte, daß er von nun an sein vorhin ausschweifendes Leben besserte); Varro, welcher drei Fälle von Scheintod erzählt, davon der eine sich an dem Gemahl seiner Tante zutrug (Plin. l. c.); Diogenes Laërt. (in prooem. in Empedocl.); Philostrat (de vit. Appollon. L. IV, c. 16); Maximus Tyrius (diss. XXVIII, p. 288 ed. Davis, welcher daselbst den Scheintod und die Visionen eines Prokonesischen Mannes beschreibt). — Von zwei Wiedererwachten, die an demselben Tage verstorben waren, schreibt Augustinus (de civitat. dei L. XXII, c. 28). Ein gewisser Maris lebte 3mal oder gar noch öfter auf (vid. Fulgosum L. I, c. 6; Phleg. Trallian. de mirabil. et longaev.).

Wir gehen nun auf die nähere Betrachtung der hierher gehörigen Fälle über.

Auffallender fast als die Geschichten, die wir bei älteren Schriftstellern, z. B. Diemerbroeck, Camerarius, Velsch, Zwinger, Hildan u. A., von dem Wiedererwachen, selbst einzelner Pestkranker, aus dem Scheintod lesen, ist die spätere, von Köppen (über den Scheintod) erzählte, von dem Bauer zu Rahnenwerder, der (im Jahr 1797) scheinbar durch den Blitz getödtet war, und am dritten Tage nachher, durch Klopfen an dem Sarg, erwachte. Das Wiederaufleben von Verwun-

deten erzählen van Swieten, Borellus C. II. obs. 20. p. 120 u. A. — Greise, eben sowohl als ganz zarte Kinder hat man aus Scheintod wieder aufleben sehen. Der durch Verblutung scheinbar verstorbene Willis (im Hause des Consuls Baldwin zu Alerandria) war schon 70 Jahre, die Spinnerin zu Greenwich, die Frau zu Mainbernheim, davon jene am siebenten, diese am vierten Tage aus scheintodartigem Zustand erwachte, waren beide schon in sechzigjährigem Alter. Fast ans Unglaubliche gränzt der Fall, welchen Köppen dem Olivier de Villeneuve nacherzählt, von einem neugebornen, für todt gehaltenen und begrabenen Kinde, bei welchem sich der schwache Lebensfunken einige Wochen (gegen vier) erhalten haben sollte. — Bei einem Vergleich der in neuerer Zeit bekannt gewordenen Fälle von Wiederbelebungen scheint sich zu ergeben: daß der Zustand der tiefen, für Tod gehaltenen Ohnmacht, am längsten beim weiblichen Geschlecht dauern könne; denn die erst am vierten, ja am siebenten Tage nach dem vermeintlichen Sterben wieder Aufgewachten waren fast immer Frauen. Bei diesem Geschlecht, welches die für den Zug einer jenseitigen, geistigeren Region sehr empfängliche Seele in einem zarten Gefäß trägt, bildet das Vorherrschendwerden der Kräfte der Seele über die des Leibes: die leichtere Entbindbarkeit der Seele aus der Abhängigkeit vom Leibe, öfters Erscheinungen, wie sie bei unserm Geschlecht, dem die äußersten Enden einer geistigen und grobkörperlichen Entwicklung viel näher liegen, als die Entwicklung der Seele, niemals, oder nur unvollkommen bemerkt werden. Denn die häufigsten Beispiele einer langen Entbehrung von Nahrung oder Schlaf, von tiefer Ohnmacht und Entrückung der Seele aus dem Leibe, werden bei dem vieldulbenden, zärteren Geschlechte des Menschen gefunden.

Der an Kohlendämpfen Erstickte, den William Tossach (Edimb. med. Essays V. art. 55) durch Einblasen von Luft wieder belebte, hatte noch keine ganze Stunde in todähnlichem Zustand gelegen, während in einem andren, diesem ganz ähnlichen Falle, welcher in den Abhandlungen der kaiserlichen Akademie der Naturforscher erzählt wird, die Erstarrung mehrere (gegen acht) Stunden gedauert hatte. Nach mehreren Stunden sind überhaupt öfters gewaltsam Erstickte, so wie Solche wieder erwacht, welche an einer besonders schmerzhaften, schweren Krankheit gelitten hatten, wie das von Johann Schmidt wieder belebte Kind und das Judenkind in Breslau. Bei dem Gärtner, der in Trottningholm unters Eis gerathen war (Abhandl. der röm. kaiserl. Akad. der Naturf. T. VI), hatte der Zustand der Erstarrung 16, bei dem Provisor Spalding zu Berlin (nach Köppen) 18, bei der erfrornen Magd zu Leuscha 19 Stunden gedauert. Nach 24 Stunden oder überhaupt am zweiten Tag erwachten der scheinbar an den Folgen einer tiefen Verwundung verstorbene Bauer, den van Swieten beobachtete, Capitän Noddings, der im Wasser, obgleich man ihn sogleich herausgezogen, erstickt schien; der scheintodte Taglöhner zu Wiskau am Petersberge, die Schneidersfrau zu Rostock und das junge Mädchen zu Halle (nachmalige geh. Räthin Röder), welche Fälle Köppen berichtet. Einen Tag hatte die Jungfrau, von welcher J. G. Hoyer erzählt, in einer todähnlichen Starrsucht gelegen, wobei sie innerlich sehr wach und hellsehend gewesen; fast zwei Tage lang die Künstlersfrau bei Missonius; am zweiten Tage erwachte eine scheintodte Frau (nach Brinkmann), als das Stroh, auf dem sie lag, durch ein Licht entzündet war. Nach zwei Tagen lebte nach Brühiers Bericht (sur l'incertitude des signes de la mort) eine Kaufmannsfrau zu Lyon wieder auf, als der jetzt erst von seiner Reise zurückgekehrte, geliebte Gemahl den schon geschlossenen Sarg öffnen und mit anhaltendem Eifer, so vergeblich es auch anfangs geschienen, ärztliche Hülfe (warme Bäder und Schröpfköpfe) anwenden ließ. Auf ähnliche

Weise wurde die treue Liebe jenes Knechtes belohnt, der nach Borellus (Hist. et observ. medic. physic. Cent. III. obs. 58) seinen Herrn, am dritten Tage nach dem Verscheiden, durch anhaltendes Einhauchen von Luft in die Lunge wieder belebte, und die Freundschaft eines Andren, der auch dem verlassenen Leichnam des langjährigen Genossen (eines italiänischen Klostergeistlichen) noch brüderliche Sorgfalt bewiesen. Von glücklichem Erfolg zeigten sich die Versuche an dem scheintodten, im Wasser ertrunkenen Edelmann (Cent. II, obs. 2), so wie an jenen Ertrunkenen, von denen Alexander Benedictus (de cur. morb. L. X. c. 9. p. 396) berichtet, und die beharrliche mütterliche Sorgfalt jener Frau in Ferrara, die sich den starren, kalten Leichnam der am Schlagfluß verstorbenen Tochter schlechterdings nicht (vor wirklichem Anfang der Verwesung) nehmen lassen wollte. Ueberhaupt hat in den meisten bekannt gewordenen Fällen von Wiederbelebung der Zustand von Scheintod am dritten Tage, entweder von selber, oder durch eine äußere Aufregung geendet. So bei dem Schlagflüssigen, dessen eine zu Coburg (1790) erschienene Abhandlung über den Scheintod erwähnt; bei dem Fabricanten, welcher 1797, so wie bei einem Knaben, der 1791 in Wien scheinbar verstorben war. Am dritten Tage erwachten der Schulmeister Wenzel zu Mohlstädt bei Saarbrücken, die Wöchnerin (M. Zerenner) und der Schuhmacher Koch in Halle, die Gemahlin eines hessischen Gelehrten, die Buchhändlersfrau zu Leipzig, der Schloßküster Wuth zu Hannover, Madame Lacour, der mailändische Geistliche, der Tischlermeister zu Paris, so wie des Kochs Sohn zu Haag und der oben erwähnte, vom Blitz getroffene Bauer zu Rahnenwerder; wie man diese Fälle sämmtlich in Köppens Schrift über den Scheintod zusammengestellt finden kann. Am dritten Tage erwachte das Knäbchen des Wittenberger Glasers, das durch Theod. Kirchmayers Dissertation (de homin. appar. mort. c. 1. §. 6. De vitrario Witembergensi, Augusto Schwenke) bekannt geworden; am dritten Tage die Metzgerstochter, deren mit innerlichen, lieblichen Visionen verbundenen Scheintod Joh. Ludw. Hannemann beschrieben. Der dritte Tag war der des Wiederauflebens für den scheintodten Fischer bei Zacutus Lusitanus, für die Gärtnersfrau in Paris, für den an der Pest verstorbenen und zufällig bis zu dieser Zeit unbeerdigt gebliebenen Mann nach Diemenbroeck, so wie für die ebenfalls pestkrank gewesene Frau zu Köln, ferner für die Bäuerin zu Görlitz (nach (Hagedorn histor. med. phys. p. 267), welche nachher, wie die scheintodt gewesene Frau zu Auerbach im Voigtlande, ein beständiges, schwermüthiges Heimweh behalten. Bis zum dritten Tage hatte der todesähnliche Zustand der Starrsucht bei der ins Wasser gefallenen Marg. Larsdotter (nach Tilesius in den Abh. d. röm. kais. Akad. d. Nat. T. VI) angehalten, eben so lange bei der Jungfrau zu Hermannstadt, welche nach Fincelins (de prodig. p. 1), schon auf der Bahre stehend, mit Blutschwitzen erwachte, so wie die Jungfrau in Böhmen und der Knabe, von denen Balbin und Valvasor berichten. Wahrscheinlich am dritten Tag (am Tage der Beerdigung) erwachte das an den Blattern scheinbar verstorbene Mädchen, von welchem Brühier (a. a. O.) erzählt, als der Sarg zufällig von der Bahre fiel, so wie die schon begrabene Jungfrau zu Dole, deren Retter die eben am Begräbnißplatze weilenden Soldaten waren, und die zu Bar le Duc. Schon ganz nahe der Gefahr begraben zu werden, erwachte die noch jetzt lebende, ernste Wohlthäterin und Pflegerin der Armen und Kranken, Fr. v. H...t in St. Zum zweiten Male in seinem Leben erwachte aus dem Scheintod (der ihn schon einmal in seiner Kindheit befallen) am dritten Tage der Hallor Petsch zu Halle; zweimal in seinem Leben, einmal als Kind durch bösartige Blattern, das zweite Mal als Jüngling durch das

Auftreffen eines Steines auf seinen Kopf, war scheintodt gewesen und beide Male am dritten Tag wieder aufgewacht der Abläder Brocke aus Quedlinburg (nach Köppen): dreimal sogar war durch den todesähnlichen Zustand, an, ja in das Grab geführt und jedes Mal daraus gerettet worden der normännische Edelmann, von welchem Ziegler in seinem Labyrinth der Zeit Nr. 404. S. 816 erzählt. Dieses öftere Wiederkehren der Erstarrung muß sich in solchen Fällen auf eine ähnliche Disposition des Leibes gegründet haben, wie bei jenem Geistlichen, von welchem Caelius Rhodiginus: lection. antiqu. L. 20. c. 16 berichtet, daß er diesen Zustand willkürlich habe hervorrufen können. — Die Fälle von einem Wiedererwachen nach dem dritten Tage sind ungleich seltener, sey es nun, daß sie, wie bei der Dame aus dem Hause Lasso, die Gruft und die Verwesung dem Auge verbirgt, oder, was bei weitem wahrscheinlicher ist, weil der dritte Tag der eigentlich kritische für diesen Mittelzustand ist, welcher sich dann entweder zur Verwesung oder zum Wiederaufleben wendet. Denn auch die eigentliche Verwesung beginnt in der Regel am dritten Tag nach dem Tode, und bei Solchen, welche (scheintodt) aus dem Wasser gezogen wurden, sah man zuweilen, auch wenn sie bald nachher wieder belebt wurden, die tiefste Entkräftung erst am dritten Tage weichen (so in einem Falle, den Moulin beobachtete). Am vierten Tage erwachte ein, durch den Genuß der Belladonna in Erstarrung Gerathener, so wie die oben erwähnte, sechzigjährige Frau zu Mainbernheim; am siebenten, beim Geläute der Glocken, Mylady Russell, deren Leichnam der zärtliche Gemahl auch nicht eher beerdigen lassen wollte, bis die gewissen Zeichen der Verwesung es geböten, so wie die Frau eines Tübingischen Gelehrten, nach Camerarius, und das achtjährige Hirtenmädchen, das den Mißhandlungen seiner Stiefmutter durch Entfliehen in den Wald entgehen wollte (nach Ludovici). Am siebenten oder neunten Tage erwachte die schon oben erwähnte Spinnerin zu Greenwich.

Bei mehreren dieser Scheintodten waren zwar Puls und Odem unmerklich gewesen, aber die Glieder (wie bei dem oben erwähnten Hirtenmädchen) noch biegsam, zuweilen auch noch etwas warm, wie bei der von Hannemann beobachteten Metzgerstochter und bei vielen hier gar nicht angeführten Fällen vom Scheintode der Hysterischen, wie sie Salmuth, Jonston, Caspar a Rejes, Botton, Forest, Hildan, Cornaro (hist. admirab.), Pictor, Amat. Lusitanus und Andere erwähnen. — An dem Leibe des erschossenen Jünglings, den Gregorius Horst beobachtete, zeigten sich sieben Wochen lang keine Spuren von Verwesung, und die für tödtlich erkannten Wunden fingen in dieser Zeit öfter von selber wieder an zu bluten. Eben so blieb der Leichnam des zu Dorneck an den Wunden, welche er bei Steenkerken empfangen, verstorbenen Jünglings mehrere Wochen lang so frisch und von jugendlich blühendem Aussehen, daß der Bischof ihn in einem offenen Gewölbe beizusetzen befahl. Dieses frische blühende Aussehen zeigte sich auch (nach Heinr. Engelgrav. coel. empyr. 552. und Fernando disquis. 2. reliqu. c. 2. art. 2) an dem Leichnam des ehrwürdigen, in seinem 106ten Jahre verstorbenen Thaddäus a Tacto. Die Glieder waren biegsam, das Angesicht, wie bei einem fröhlich schlafenden Kinde. Papst Urban VIII. ließ ihn sechs Tage nach der Beerdigung wieder ausgraben und eine Ader öffnen, aus welcher das Blut wie bei einem Lebenden floß. Bei dem Theatiner Andr. Castaldius war nach Santorellus c. 9. p. 75 diesem frischen, biegsamen Zustand der Glieder und dem Anschein des Schlafes (sogar mit noch einiger spürbaren Wärme) eine Erstarrung und Todtenkälte vorausgegangen, welche aber nur einige Stunden angehalten hatten. An dem Leichnam des ungarischen Tyrannen Aba sollen nach Zwinger (theatr. vit. human.) sogar die Wunden nach dem Tode noch

verharscht seyn. Sehr merkwürdig ist ohnehin die Schmerzen stillende und heilende Kraft des Scheintodzustandes, eine Kraft, welche schon der gewöhnliche Schlaf zeigt. Der oben erwähnte Abläder Brocke konnte, da er als Kind an bösartigen Blattern verstorben schien, beim Erwachen aus dem Scheintod auf dem vorhin schon ganz erblindeten Auge wieder sehen; das Wittenbergische Knäblein (August Schwenke), dessen zarten Leichnam man mitten im Winter, bloß mit dem Hemdlein bekleidet, an einen kalten Ort gelegt, verlangte, als es am Morgen der Beerdigung erwachte, sogleich zu trinken. Das Geräusch, welches der Hausgenosse beim Holen des Holzes neben der Leiche gemacht, schien das Kind wie aus einem gesunden Morgenschlummer erweckt zu haben, und es schadete dem vorhin schon krank gewesenen und nun genesenen nicht einmal die Unvorsichtigkeit der Freunde, die den Knaben aus der Winterkälte herein sogleich zum warmen Ofen brachten. Schlagflüssig, ja sogar an der Pest und andren, vorhin alle Kräfte lähmenden Uebeln Verstorbene, konnten, wenn sie aus dem todähnlichen Schlummer erwachten, die Glieder von neuem brauchen; das oben erwähnte Weib zu Köln ging unbeschwert den Weg vom Begräbnißplatze zu ihrer Wohnung; der höchst merkwürdige Hans Engelbrecht in Braunschweig, der vor seinem Verscheiden durch die lange Krankheit so abgemattet gewesen, daß er kein Glied rühren, kein vernehmliches Wort mehr reden können, fand sich beim Wiedererwachen vom Scheintod so gestärkt, daß er aufstund wie ein Genesener und nicht aufhören wollte, das, was er innerlich erfahren, laut zu erzählen. — In vielen der angeführten Fälle fehlte das Bewußtseyn, wie bei tiefem Schlummer oder Ohnmacht, gänzlich. Der oben angeführte Gärtner zu Trottningholm, der 16 Stunden unter dem Eis gewesen, erinnerte sich jedoch, nachdem er aus der Erstarrung gerettet worden, wie im Traume, daß er unter dem Wasser die Glocken der benachbarten Stadt gehört habe. Deutlicher noch, denn er war bei vollkommenem Selbstbewußtseyn, hörte der Holländer, von welchem Kunkel erzählt: daß er, vermeintlich ertrunken, acht Tage unter dem Wasser gewesen, in seiner Starrsucht das Läuten der Glocken, fühlte (schmerzlich) das Aufschlagen auf der über ihm gelegenen Wasserfläche und die neben ihm niedergestoßenen Stangen, unfähig, diese zu ergreifen. Aehnliche Geschichten von scheintodten Menschen, welche in ihrer Starrsucht alles fühlten und vernahmen, was mit ihrem Leibe und neben demselben vorging; welche alle die Anstalten zu ihrem nahen Begräbnisse bemerkten, ohne im Stande zu seyn, ein Zeichen des Lebens von sich zu geben, erzählt Boerhave de morbis nervor. II. 378, 443 u. a. Hiervon ist jedoch der Zustand der innren Entzückung oder Ekstase zu unterscheiden, welcher, bei gänzlich mangelndem äußerem Gefühl die Seele der Scheintodten zuweilen ergreift. In vielen Fällen, davon einige bereits oben erwähnt worden, war nämlich die äußere todähnliche Erstarrung innerlich mit einem Zustand der lebendigsten Bewegung der Seele und mit so übermächtigen, — lieblichen Gefühlen oder mit Schrecknissen — zusammengesellt gewesen, daß die Wiedererwachten den Eindruck davon nie wieder aus der Seele verloren, und daß Mehrere schon die Erinnerung an diesen Traumzustand der höheren, geistigen Art so beredt machte, wie jenen Pamphylier Eris oder wie den oben erwähnten Hans Engelbrecht. Schon mit tiefen Ohnmachten ist, wie einige in den medicinischen Anekdoten erzählte Fälle bezeugen, öfters ein Gefühl von unbegreiflich süßer Ruhe verbunden.

Der hochbejahrte, ganz abgelebte Herr von Adel, an welchem man die oben S. 311 erwähnten Wiederbelebungsversuche machte und ihm hierdurch die Qualen des Sterbens auf mehrere Tage hinaus verlängerte, hatte diese Versuche schon einige Zeit vor seinem Tode selber anbefohlen

und angeordnet. Das Faß mit der zu den warmen Bädern bestimmten aufregenden Flüssigkeit, das er, so wie alle nöthigen Manipulationen, den Seinen bezeichnet hatte, stund schon längst bereit. Der Verfasser kennt diesen Fall, der in seiner ganzen, merkwürdigen Ausdehnung nicht hieher gehört, durch eine gemeinsame Freundin, aus der Erzählung der einzigen Tochter des Greises selber, welcher, wie dieß vielleicht einige Leser schon erriethen, ein Freund des berühmten Mesmer war und in Frankreich lebte. Wenn auch wirklich in mehreren Fällen nach dem letzten Odemzuge und selbst nach dem Erstarren der Glieder noch ein Mittelzustand zwischen Ohnmacht und Tod stattfindet, in welchem die bisherige Einwirkung der Seele auf den Leib noch nicht unwiderruflich aufgelös't ist, so gehet dennoch jener bewußtlose oder tief träumende Mittelzustand bald in das eigentliche Reich des Todes hinüber. Die zum Theil auch oben erwähnten, immerhin außerordentlich seltenen Geschichten eines Wiederauflebens, besonders am dritten Tage nach dem scheinbaren Verscheiden, ermahnen allerdings zu großer Vorsicht, in Beziehung auf die Zeit der Beerdigung solcher Leichen, an denen noch keine sichren Zeichen der Verwesung sichtbar sind; wie ungegründet und übertrieben jedoch die gewöhnliche Furcht vor dem Scheintod sey, das hat sich seit der Einrichtung der Todtenhäuser und der Anordnung aller nur ersinnlichen Vorsichtigkeitsmaßregeln in neuerer Zeit gezeigt. Die hierbei wieder zum Leben Gekommenen waren fast immer solche, an deren wirklichem Tode die Aerzte gleich Anfangs gezweifelt hatten.

Das oben erwähnte kranke Mädchen, das James Eccles beobachtete (Edimb. medic. Essays. T. V.), verlor, nachdem man ihm wegen krampfhafter Verschließung des Schlundes und wegen des furchtbaren Tetanus, der bei jeder mit ihr vorgenommenen kleinen Bewegung eintrat, gegen vier Wochen lang gar nichts hatte beibringen können, zuerst das Gesicht, wobei die Augapfel convulsivisch nach oben gezogen waren, später das Gehör, erkannte aber dann noch ihre Freunde, sobald sie ihre Hand berührten und nannte sie beim Namen. Nachdem dieser Scheintod der oberen Sinnen und die Bewegungslosigkeit aller Glieder, außer dem Sprachorgan, einen Monat gedauert hatte, erwachte sie wieder und verlangte etwas flüssige Nahrung. Hierbei aber war es bemerkenswerth, daß sie, da sie doch während ihres bewegungslosen Zustandes gar nicht abgemagert hatte, jetzt bei dem Genuß der Pflanzennahrung (Fleisch konnte sie nicht vertragen) zusehends abzehrte und nach einigen Monaten plötzlich starb. — Eine noch zurückgebliebene Fähigkeit, die Schließmuskeln der Augenlieder zu bewegen, als der ganze übrige Leib schon starr und stumm war, zeigte sich an Frau Günther in Dresden. — Die Erzählung bei Marcell. Donat. histor. mir. p. 138 von der am Schlagfluß gestorbenen Nonne bedürfte wohl noch anderer, bekräftigender Zeugnisse, als jenes der liebenden Freundin. — Davon, daß jung Sterbende auf einmal im Tode ihren Eltern und Ahnen sehr gleich werden, erzählen Peter Pasqueur, Fasch und Borellus Fälle; das Grauwerden der Haare in der Stunde des letzten Kampfes bemerkten Ben. Gründel und viele Andere; dagegen wurde der selige Mollenbrok einige Stunden nach dem Tode in seinem jugendlich sich erheiternden Angesicht einem Portrait ähnlich, das ihn als 23jährigen Jüngling abbildete, obgleich schon seit Jahren kein Mensch mehr in diesem Bilde ihn erkannt hätte (m. v. Th. Bierling in seinem thesaur. theoret. pract. p. 350). — Von dem Fortwirken mancher (etwa gewaltsam durch Arzneimittel aufgeregten) Thätigkeiten des Darmcanals, der Haut, selbst der Thränendrüsen, vorzüglich aber des Systems der Generationsorgane, s. m. mehrere Fälle zusammengestellt in meinen Ahndungen einer allgem. Gesch. des Leb. 2ten Theiles 1sten Band, S. 39 bis 44, meist aus Garmann; de

miraculis mortuorum. Am merkwürdigsten sind hierunter die von einem Gebären nach dem Tode, welches nicht bloß an gewaltsam getödteten Müttern (z. B. an der Hochschwangeren, welche das spanische Inquisitionsgericht hatte hängen lassen, nach Camerarius) beobachtet worden, sondern auch an solchen, welche natürlichen Todes gestorben. Unter andern geben diese Fälle über das selbstständig abgegränzte Verhältniß, in welchem das Leben des Kindes zu dem der Mutter steht, vielen Aufschluß. Bei zusammengewachsenen Zwillings- oder vielmehr Doppelmenschen erfolgt der Tod des einen, eben noch gesunden und muntren, augenblicklich nach dem Tod des andern; dagegen verrieth nach Doläus (observ. p. 279) ein ungebornes Kind noch 12 Stunden nach dem Tode der Mutter sein Leben durch lebhafte Bewegungen; und Gregor Nimmann (dissertat. de vita foet. in utero), Bartholin (cent. II. obs. 99. p. 350) haben Beispiele von einem noch längeren Fortleben des ungebornen Kindes in der todten Mutter aufgeführt, denn ein solches im kalten Leichnam lebendes Kind wurde noch am zweiten Tage nach dem Verscheiden der Mutter gesund ans Licht gebracht, wie das Kind, das, nach Levrets Bericht, aus der sterbenden Herzogin geboren worden, obgleich die Eingeweide schon in Verderbniß übergegangen gewesen, und jenes, das ein Wundarzt nach dem Journal des savans auf 1744 noch aus der todten Mutter rettete. So hat man mehrmalen „noch im Sarge, vor dem Begräbniß der Mutter, das Geschrei der aus dem Tode geborenen Kinder gehört. *) Ein zärtlicher Gatte, welcher den Leichnam der geliebten Beerdigten noch einmal zu sehen verlangte, hat auf diese Weise den glücklichen Augenblick getroffen, und das lebendige und gesunde Kind aus dem Sarge der Todten empfangen" (m. Ahnd. ein. allgem. Gesch. d. L. II. 1, S. 41, und die Geschichte des Julius Civilis bei Er. Franziscus und in den medicinischen Anekdoten). Insgemein waren jedoch solche nach dem Tode der unbeerdigten oder auch schon beerdigten Mütter ans Licht getretene Kinder todt und sogar schon in Fäulniß übergegangen, wie in den meisten Fällen, welche angeführt werden bei Harvaeus, de partu p. 345; Salmuth. obs. 36, p. 75; Wolf. obs. chirurg. med. 41, p. 131; Joh. Riolan. L. 6. Anthrop. p. 398; Watson, synops. Philos. Bartholin V, 2, Act. Hafn. obs. 35, p. 92; Heyer, obs. 44, p. 50; D. Cornaro hist. admirab. 15, p. 48. — Ueber die Umkehrung der natürlichen Bewegungen des Blutes in den Venen, so wie über die letzte Wirksamkeit der Muskeln im Sterben, s. m. ebenfalls m. Ahnd. II, 1. Bemerkenswerth ist der von Mitlacher (dissert. de part. difficil.) erzählte Fall von einer noch 1½ Stunden nach dem wirklich erfolgten Tode sich zeigenden convulsivischen Bewegung an einigen Fingermuskeln der linken Hand. Ueber große Muskelkräfte, noch in den letzten Augenblicken des Lebens entfaltet, vergl. m. m. Ahnd. u. f. S. 55 und 36.

Das oben S. 315 erwähnte, höhere Aufleben des innren Menschen in der Todesstunde des äußeren, zeigte sich unter andren auch bei dem trefflichen, alten Kirchenlehrer: Johann Arndt. Als dieser, unmittelbar vor dem Beginnen des letzten Kampfes, aus einem kurzen Schlummer erwacht war, sprach er mit nach oben gewendeten Augen, von einer Herrlichkeit, die er gesehen, von einer Herrlichkeit, „als des eingebornen Sohnes vom Vater." Und als die treue Hausfrau ihn fragte, wann er diese Herrlichkeit gesehen, antwortete der Greis: eben jetzt habe er sie gesehen, sie, die kein Auge bemerkt, kein Ohr gehöret, die in keines Menschen Herz gekommen. — Fälle, wo bei Sterbenden, mehr noch,

*) Ein solches Kind war Franz Arevallos de Suasso.

als bei sogenannt magnetisch Hellsehenden, Sprache und singende Stimme sich veredelt und gleichsam verklärt hatte, sind dem Verfasser selber, zum Theil aus eigner Beobachtung bekannt.

Die sehr merkwürdige Uebereinstimmung der Aussagen scheintodt gewesener Menschen, von den verschiedensten Völkern und Religionen, über die Gesichte und innren Gefühle, welche ihnen in jenem Zustand geworden, ist weiter auseinandergesetzt in m. Ahnd. e. a. G. d. L. II, 1. S. 14. Die scheintodte (heidnische) Mexicanerin, von welcher Clavigero in seiner Gesch. von Mexico erzählt, hatte da dasselbe erfahren, was der scheintodte Fleischer in Stuttgart, was Hans Engelbrecht u. A. erzählten.

Fäulniß an einzelnen Theilen kann noch zugleich mit den letzten Regungen des inwohnenden Lebens zusammenbestehen; dieß zeigte die bekannte Geschichte des Sohnes der Madame Godin, so wie die des Bettlers in Paris (m. v. Frorieps Notizen a. d. Gebiete d. Nat. u. Heilk.). Ueber das neue Flüssigwerden des Blutes, die wiederkehrende Röthe oder das Anschwellen des Angesichts, besonders aber das Aufschwellen des Unterleibes — eines der ersten Zeichen der eigentlichen, allgemeinen Verwesung, so wie über die Beförderungsmittel der Fäulniß, vergl. m. m. Ahnd. u. f. S. 50 bis 53, so wie 71 bis 73. Der Aushauch, welcher sich besonders in den Eingeweiden des Unterleibs und der Brusthöhle der verwesenden Leichname entwickelt, zeigt sich an Lebenden öfters als ein schnell tödtendes Gift. In einem merkwürdigen Falle, den Edmund de Meara (in den Observ. Med. rar. p. 137) beschreibt, hatte ein Kuß, womit in unschicklicher Zärtlichkeit ein Ehemann sich den Lippen seiner schon seit 4 Tagen verstorbenen Gemahlin genahet, zwar nicht tödtende Wirkung gehabt, aber so oft später der Mann von einer heftigen Gemüthsbewegung ergriffen oder vom Genuß des Weins erwärmt war, nahm sein Odem einen für die Umstehenden unerträglichen Leichengeruch an. Ueber die lange unverwest gebliebenen Leichname v. m. m. Ahnd. II, 1 S. 62, und meine Ansichten von der Nachtseite der Natur in der achten Vorlesung. Ein seltsames Schicksal hatte unter andren die in der ersten Auflage jenes Buches (1808) und hieraus in einer damals zu Dresden erschienenen Zeitschrift, Phöbus genannt, von mir, dem alten ehrwürdigen Toberville Bergmann nacherzählte Geschichte des Bergmannes zu Fahlun. Einige Zeitungen nahmen diese alte Geschichte auf, als sey sie „erst jetzt geschehen," und so lief sie als Tagesneuigkeit auch in andre als deutsche Blätter, hatte das Glück von dem trefflichen Hebel nacherzählt zu werden, wurde zuletzt sogar „dramatisch."

Ein Beispiel von einer außergewöhnlich schnell „verwesten," ohne alle Spur aus dem Sarge verschwundenen Leiche, gab die des ehrwürdigen Erzbischofes Hover zu Hamburg (a. a. O. S. 68 und 69, nach Zwinger, a. a. O.). Ueber das Erscheinen des Phosphors und der dieses Erscheinen begleitenden bunten Farben u. s. w. S. 81 u. f. Entwicklung des giftigen, oft plötzlich tödtenden Gases aus Leichnamen S. 65 u. f., wie Beispiele von Selbstverbrennung S. 68, phosphorescirenden, ja brennenden Leichnamen, S. 69; Zerbersten des Schädels, besonders bei Solchen, die an der Pest gestorben waren (so bei der in Polen 1622 grassirenden heftigen Pest nach W. Rolfink), S. 70; größerer Brennbarkeit der weiblichen Leichen vor den männlichen schon den Alten bekannt, S. 71. Wohlriechende Stoffe aus verwesenden thierischen Theilen erhalten S. 90. Das Entstehen der talgartigen Substanzen von S. 105 bis 129; die prima materia der Alten S. 130 bis 145. Uebereinstimmung der begleitenden Erscheinungen bei der Verwesung und Erzeugung S. 95 und an vielen andern Stellen des angeführten Buches.

Zu vielem in diesem §. Gesagten gibt auch noch weitere erläuternde

Belege die höchst sonderbare, gerichtliche Untersuchung, welche am 7 Jan. 1732 im Dorfe Medwedia des Königreichs Serbien mit einer Anzahl, zum Theil schon seit etlichen Monaten begrabenen Leichnamen vorgenommen worden, weil man diese Leichname für Vampyren gehalten. M. v. Mich. Wagners Beiträge zur philosophischen Anthropologie, B. II, S. 20 u. f.

Der äußere Unterschied des leiblichen Menschen von den Thieren.

§. 24. Es ist nicht das, was zum leiblichen Genuß lockt, es ist nicht das sinnlich Liebreizende, was der denkende Geist dieses Reizes wegen schön findet und schön nennt, es rühret denselben auch nicht das Riesenhafte und Gewaltige, bloß weil es riesenhaft und massig ist; sondern das im Dunkel wohnende, aber für das Licht gemachte Auge wird nur von dem Anblick solcher Gegenstände gerührt, auf welche von oben ein Strahl des Lichts fällt.

Wäre nur das sinnlich Liebreizende schön, so würde das arme Auge sich nie über das Gleichartige und leiblich Verwandte erheben, der häßliche Tartar würde von dem Anblick der harmonischen Formen einer edleren Menschengestalt nicht gerührt werden, das Menschenauge würde nicht mit solchem Wohlgefallen vom grünenden Boden hinauf nach dem blauen Himmel und seinen Gestirnen blicken.

Wäre es nur das Massige und Gewaltige, was den beachtenden Sinn so an sich zöge und rührte, so würden die steilen, gähen Klippengebirge Californiens, von deren Höhen täglich die glühende Mittagshitze aus unbewölktem Himmel herabsteigt in das nackte Thal, nicht geringeren Eindruck machen, als die Alpengebirge der Schweiz oder der mächtige Aetna. Wäre es nur eine Erschütterung unserer Seh- und Hörnerven, welche das Bedürfniß nach Aufregung der innern Lebensthätigkeit befriedigte, so müßte ein flammend helles Roth oder Gelb, das sich über eine ganze, weite Fläche ergossen, oder der laute Hall einer eintönigen Pfeife, die gleiche Wirkung auf unsre Sinnen machen, als der Anblick oder das Hören mehrerer zusammengesellter Farben und Töne; oder es müßte dem vernehmenden Sinne wenigstens die Art und Weise dieser Zusammengesellung gleichgültig seyn.

Der Sprache des Geistes liegt eine Mathematik der höheren Ordnung zu Grunde, von welcher unsre Mathematik ein schwaches, leises Schattenbild ist. Die Schrift, in welcher jene Sprache zu uns redet, und deren Sinn der Geist ahndet, bestehet in bedeutungsvollen, harmonischen Zahlen und symmetrischen Zeichen. Alle ihre Worte sind verschiedene Ausdrücke nur für einen und denselben Namen, und nur dieser Name ist es, von dessen Zügen und inwohnender magischer Kraft das Auge des innren Menschen, welches nach Dem verlangt, was schön ist, gerührt wird und erfreut.

Es ist ein allgemeiner Grund alles Seyns und Lebens: eine ewige allwaltende Liebe. Ihr Wesen ist Harmonie und unwandelbare Ordnung. Ueberall, wo ihr Odem wehet und wohin ihr Fuß tritt, verkündet sich ihr Naheseyn durch den Rhythmus der Farben wie der Gestalten. Diese Harmonie des Sinnlichen, welche der Abglanz einer höheren Ordnung ist, verstehet, wenn sie zum Ton wird, nicht allein das Ohr des Menschen, sondern die weidende Heerde, wenn sie nach dem lieblichen Liede der Hirtenflöte hinhorcht, bezeuget durch ihr freudiges Bewegen, daß der Lebenshauch, der im Thiere wohnet, dasselbe Gesetz über und in sich vernehme, welches die ganze Sichtbarkeit regieret und gestaltet. Es ist diese harmonische Stufenleiter, auf welcher der betrachtende Sinn vom grünenden Rebenhügel des Thales zu dem Mittelgebirge der Castanien, und von diesem zu der äußersten, ernsten Felsenwand der Tannenwälder mit dem nackten Felsengipfel emporsteigt, wenn ihn der Anblick der wundervollen Welt zu dem Gefühl eines Oberen und Göttlichen erhebt.

Auf der Menschengestalt ruhet der Abglanz einer Schönheit und Majestät, für deren stilles Walten selbst das Thier nicht ohne Sinn scheinet, wenn der hungernde Löwe des langsameren Menschen verschonet, und das Lastthier im Sprunge fähet, oder wenn auf unbesuchten Inseln das niegesehene Wunder dieser Gestalt die Geflügel der Wüste neugierig umschwärmen (nach §. 7).

Wir verweilen zuerst bei einigen Maßverhältnissen des Menschenleibes, welche nur demjenigen unwichtig und gering erscheinen können, welcher es nicht weiß, wie bedeutend in

der Sprache des Geistes Zahl und Form sey. Der menschliche Leib stellet, einzig unter allen Leibern der Lebendigen unserer Sichtbarkeit, in seinen Dimensionsverhältnissen ein vollkommenes Abbild des Planetensystemes dar, zu welchem seine Erde und seine Sonne gehören. Wie die Organe und Geschäfte des Hauptes und Rumpfes, so sind im Planetensystem zwei Ordnungen oder Geschlechter der Planeten von einander verschieden: die kleineren, sonnennäheren, und die größeren, in weiteren Intervallen angeordneten, sonnenferneren. Am Haupt unterscheiden wir vier Sinnen: Auge, Nase, Zunge, Ohr. So sind der nahe an einander gelegenen sonnennäheren Planeten, jenen ganz entsprechend, viere: Mercur, Venus, Erde, Mars, deren Umdrehungszeit um die eigene Axe eben so wie das tägliche Wiedererwachen der Thätigkeit der Sinnen, übereinstimmend an eine 24stündige Dauer gebunden ist. Der Systeme des Rumpfes sind drei: jenes der Brust (des Athmens und der Bewegung), der Verdauung und der Zeugung. Diesen entsprechend sind der sonnenferneren Planeten drei: Jupiter, Saturn, Uranus. Zwischen der Region des Hauptes und des Rumpfes ist als vermittlender Indifferenzpunkt beider Gegensätze der Hals gelegen, dessen Stimmorgane, wie wir oben sahen, eine abbildliche Wiederholung des Gesammtleibes im Kleinen sind. So findet sich zwischen dem Gebiet der vier sonnennäheren und jenem der drei sonnenferneren Planeten, ein abbildliches Planetensystem im Kleinen: das Gebiet der Asteroiden. Es enthält dieses vier kleine, planetenartige Weltkörperchen, zu denen noch wahrscheinlich drei jener kleinen Kometen von fast vierjährigem Umlaufe gehören, auf welche man erst in neuerer Zeit genauere Rücksicht genommen. Die Bahnen dieser Mittelwesen sind so durch einander verschlungen, daß sie allesammt ein zusammengehöriges Ganzes bilden. Das Abweichen der Ebenen einiger dieser Bahnen, von der Ebene des Sonnenäquators und der Bahn der sieben Hauptplaneten erinnert übrigens an das Abweichen des rücklaufenden Nerven von der gewöhnlichen Richtung des Laufes der Nerven.

Das ganze Planetensystem erscheint in seinen Raum- und Zeitverhältnissen nach der bedeutungsvollen Siebenzahl angeordnet. Es beträgt die gesammte Ausdehnung, von der Sonne

bis zur Bahn des Uranus, siebenmal so viel, als der Abstand des Asteroidengebietes von der Sonne, und es ist der Durchmesser der Uranusbahn siebenmal siebenmal größer, als jener der Bahn des Mercur. Setzen wir jedoch die Gränze des Gebietes der vier sonnennäheren Planeten, welches das Haupt des großen Leibes darstellt, in die Gegend, bis zu welcher das Zodiakallicht der Sonne reichet: jenseits oder in die Nähe der Vesta-Bahn; so beträgt die gesammte Ausdehnung des Planetensystemes, von der Sonne bis zum Uranus, gegen acht solche Weiten.

Eben so enthält die gesammte Länge der aufrechten Menschengestalt gegen acht Kopflängen. Berücksichtigen wir jedoch bei diesen Messungen die Ausdehnung des eigentlichen Systemes des Hauptes, zu welchem das mit der Zunge verbundene Gebiet der Stimmorgane bis an die Gegend des Kehlkopfes gehört; so ist diese eigentliche Hauptlänge gerade siebenmal in der Gesammtlänge des Menschenleibes enthalten. Auf ein beständiges Wiederkehren der bedeutungsvollen Zahl Sieben auch in andren Bildungsverhältnissen des Menschenleibes haben wir bereits oben an verschiedenen Stellen aufmerksam gemacht.

Diesen sinnvollen Siebenklang wiederholt dann auch die bildende und lebendig bewegende Kraft in den Zeitverhältnissen des Planetensystemes beständig von neuem, und wenn sie auch zuweilen einen andern, harmonisch verwandten Accord gegriffen, so kehrt sie doch immer wieder zu jenem Grundton zurück. Denn es dauert ein Jahr des äußersten der drei sonnenferneren Planeten sieben Jupiter-, ein Jahr des äußersten der vier sonnennäheren Planeten zwischen sieben und acht Mercurjahre, und wenn anderwärts statt der Zahl Sieben die Neunzehn auftritt, so wird der Einklang beider Zahlen bald nach dem dritten Kepplerischen Gesetz erkannt. Denn der Cubus von sieben stehet nahe dem Quadrat von neunzehn.

Auf dieselbe Weise wird denn auch in den Zeitverhältnissen der Entwicklungsgeschichte des Menschenleibes und seiner innren Lebensbewegungen, im kranken wie im gesunden Zustande, eine Abtheilung durch Sieben in durchgehender Beständigkeit gefunden, und die Wichtigkeit der sieben- und viermal siebentägigen, der siebenjährigen und anderer harmonisch hiermit verbundener

Perioden in der Naturgeschichte des Menschen ist von mir schon an einem andern Orte (in den Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens II, Band 1 und 2) ausführlich betrachtet worden. Selbst an den oben (§. 12) erwähnten Zeitverhältnissen der Blutumläufe und Athmungen, so wie der gewöhnlichen Dauer des Menschenlebens, zeigt sich eine Abspiegelung allgemeinerer, umfassenderer Naturperioden in den Zeiten des Menschen. Denn wenn das gewöhnliche Maß der Lebenszeit unsres Geschlechts, schon nach jenem alten Lied, siebenzig Jahre beträgt, so wiederholt sich in dieser Zeit nach verjüngtem Maßstabe die Zeit jenes bedeutungsvollen Aeons, welchen man öfters das Platonische Jahr genannt. Es enthält dieser 25920 Erdenjahre, wie das Menschenleben, das von diesem Jahre gerade ein einzelner Tag ist, 25920 Erdentage.

Ein solches Hindurchgehen und beständiges sich Wiederholen der hehren Siebenzahl durch das ganze Reich der Sichtbarkeit, bis zu der harmonischen Stufenleiter unserer Töne, unserer Farben, Gestalten und Ordnungen der Lebensreiche, ja bis zu den Intervallen des Raumes und der Zeiten des Planetensystemes und des Menschenleibes, läßt uns vermuthen, daß jene Zahl gleichsam ein Namenszeichen, eine hieroglyphische Andeutung jenes Wesens sey, durch dessen Kräfte die ganze Sichtbarkeit geschaffen und gestaltet ist, und noch jetzt beständig erhalten und bewegt wird. Ein Schattenriß jener Grundform alles Seyns ist das Planetensystem; ein Gleichniß und Ebenbild derselben, im Reiche der Sichtbarkeit, ist die Gestalt des Menschen.

Wenn die bildende Natur in die aufrechte, gen Himmel gekehrte Stellung des Menschenleibes, wie dieß schon das Alterthum erkannte, ein Hauptvorrecht des leiblichen Menschen vor dem Thiere setzte, und in diese Stellung eine solche Wichtigkeit legte, daß sie bei der Anordnung und Bildung aller einzelnen Theile unsres Leibes, bis ins Kleinste, auf diesen Zweck hinarbeitete, so verräth sie auch hierdurch, daß die Sprache des in ihr waltenden Geistes eine Mathematik der höheren Ordnung sey. Die Arbeitsbienen eines Bienenstockes bilden, wenn ihnen mit dem lebenden Weisel zugleich alle Brut der künftigen Weisel genommen worden, die kaum

dem Ei entschlüpfte Larve einer werden sollenden Arbeitsbiene unter andern auch dadurch zum künftigen Weisel um, daß sie die Richtung der Brutzelle, worinnen die Larve liegt, aus der horizontalen (liegenden) in die senkrechte (stehende) umändern. Als sey in diesem Bildungs- und Umwandlungsgeschäft nicht allein die Veränderung des Futters, sondern auch die Stellung des wachsenden Thieres von wesentlich wichtigem Einfluß.

Der Mensch ist nicht durch allmähliches Angewöhnen (wie Einige wollten) von dem vierfüßigen Gange zu dem aufrechten gelangt; sondern er ist so unausweichbar zu diesem geboren, als der Fisch zum Schwimmen, der Wurm zum Kriechen. Denn er sähe sich, würde er etwa zum Gehen auf allen Vieren gezwungen, in dieser Bewegung schon durch die unverhältnißmäßige Länge seiner Hinterfüße zu den vordern, oder Armen, durch die vorwärts geneigten Kniee, durch den weiten Abstand der Arme an beiden Seiten der breiten Brust, auf qualvolle Weise gehindert. Bei einer solchen, für ihn unnatürlichen Stellung würden die nach vorn stehenden Augen beständig zum Boden sehen, denn solche starke Nackenbänder, welche den Kopf des vierfüßigen Thieres emporwärts und nach vornen richten, sind dem kurzen Halse des Menschen versagt. Es würde hierbei selbst die eigne, innre Lebensfülle des Blutes diesem vollkommensten unter allen Lebendigen zur drückenden Last werden, weil die Anordnung und Verästelung der Gefäße, welche das Blut vom Herzen zum Gehirn führen, bei ihm bloß für die aufrechte Stellung berechnet ist, und in den niedren und vorwärts gebognen Kopf würde das Arterienblut mit solcher Macht einströmen, daß ein beständiges Gefühl von Dumpfheit und Ueberfüllung die Thätigkeit des Gehirnes beengte. In der That, der Mensch als Vierfüßer wäre, nach dem Ausdruck eines trefflichen Naturforschers, das unglückseligste und lächerlichste von allen Thieren.

So aber sind zu diesem aufrechten Gange die Gestalt der breitsohligen, nicht wie bei dem Affen zum Zugreifen geschickten Füße, das breite Becken, die nicht mehr kahnförmig zusammengedrückte, sondern nach beiden Seiten hin erweiterte Brust gemacht; jene Muskeln, welche beim Gehen und Stehen das

Kniegelenk geradstrecken und die Last des Leibes tragen und fortbewegen sollen, sind von ausgezeichneter Kraft und Stärke, und mit der richtig gewählten Stellung fügen sich nun auch alle andern Theile zum schönsten Ebenmaß. Die Augen sehen unter der breitgewölbten Stirn nach vornen, und können durch eine leichte Bewegung des Hauptes nach oben gewendet werden; die Hände treten in die schicklichste Lage zu ihrem angewiesenen Geschäft, und die Einrichtung der Blut führenden Gefäße erscheint nun gerade als die günstigste von allen, für einen so gebauten und gestellten Leib.

Jene ganze Gestaltung des Leibes, welche unter andrem auch den aufrechten Gang möglich machet, gründet sich übrigens auf die kräftiger hervortretende Ausbildung der beiden Hälften oder Seiten des Leibes. Bei der Bildung des Leibes aller Lebendigen sehen wir nämlich zwei Richtungen der gestaltenden Kraft thätig, wovon wir die eine die magnetische, die andere die elektrische nennen könnten. Jene entfaltet die Gliederung des Leibes, seiner Länge nach, und begründet den Gegensatz zwischen Haupt und Rumpf; diese ruft die Theilung in zwei, sich vollkommen ähnliche Hälften, eine rechte und linke, hervor. Es wird in der Gestaltung der äußren so wie der innren Theile — selbst des Gehirns — beim Säugthier ungleich mehr, als beim Menschen, die magnetische Richtung (der Länge) über die Entfaltung des Leibes nach beiden Seiten hin vorherrschend gefunden. Hierauf gründet sich unter andrem selbst jene Verschiedenheit des Profilumrisses beim menschlichen Haupte und Angesicht von dem thierischen, deren physiognomische Bedeutung schon längst anerkannt worden. Am Antlitz des Thieres zeigt sich jener Umriß in die Länge, von vorn nach hinten gedehnt, es tritt das Gebiß als vorherrschender Bestandtheil vor den Vorderschädel heraus; während sich beim Menschen der ganze untere Theil des Gesichts: die verhältnißmäßig zarten Kinnladen mit ihrem Munde zurückziehen und dem breit nach beiden Seiten gewölbten Vorderhaupte, so wie der Oberhälfte des Antlitzes mit seinen lebensvollen Augen sich unterordnen.

Ueberhaupt haben die Kinnladen des Menschenleibes eine edlere und leichtere Bestimmung, als jene des Thiers, und das Haupt des Menschenleibes, als Siebentheil seiner ganzen Länge,

erinnert auch dadurch an die uralte Eintheilung der siebentägigen Woche, daß es, mehr als bei allen andren sichtbaren Lebendigen zur leiblichen Ruhe, zur stillen innren, geistigen Betrachtung gemacht ist. Dieser feine Mund, mit seinen zarten Kinnbacken und symmetrisch gestellten Zähnen, erscheint nicht, wie beim pflanzenfressenden Säugthier, zum Abrupfen und Abbrechen der Gräser und Zweige, nicht wie beim Raubthier zum Erfassen und Tragen der Beute geeignet; sondern die Hände, am arbeitenden Theil des Leibes, sind auch hier dem Haupt zum Dienst gegeben, für welches sie die Speise gewinnen und bereiten, und welchem sie zuletzt dieselbe darreichen. Denn es ist der Mund des Menschen schon mehr zum Dienst der denkenden Seele, als des Leibes geschaffen, und wie dieses Organ beim Thier dem übrigen Leibe seine Speise gibt, so gibt der sprechende Mund unsrer Seele ihre Nahrung.

Bei diesem Sprechen sind nicht allein die Zunge, der Mund und die Werkzeuge der Stimme geschäftig, sondern es sind alle Theile des leichtbeweglichen Menschenangesichtes zum Mitsprechen gemacht. Hierauf arbeitet die bildende Natur, vorbereitend schon im Thierreich hin. Denn während nur bei einigen vollkommneren Vögeln die Kinnladen (der Schnabel), und auch dieß nur nach der Wurzel hin, mit einem fleischartigen Wesen bekleidet, bei den andren aber nackt sind, bedeckt sich allerdings bei dem Säugthier das ganze Gebiß mit einer Lage von Muskeln und dem Fell. Es sind aber jene Muskeln an den meisten nur zu den Bewegungen des Mundes und der Nase beim Fressen und beim Riechen bestimmt, und erst an dem menschen-ähnlichen Affen beginnen sie die Vorübungen zu ihrem neuen Geschäft. Wie jedoch jede neue, höhere Richtung in der Natur, ehe sie das rechte ruhige Ebenmaß findet, zuerst mit dem augenfälligeren Extrem beginnt, so erscheint das Spiel der Gesichtsmuskeln ohne eine denkende, ordnende Seele, als widerliche Grimasse, ähnlich dem unwillkürlichen Zucken eines krankhaft angeregten Gliedes. Nur bei dem Menschen gestaltet sich jene Decke der Kinnladen zu einem Organ der denkenden Seele, auf welchem sich, wie die Bewegungen der Luft auf einem klaren See, alle Regungen und Leidenschaften des innren Menschen abspiegeln. Die Sprache der Mienen am Angesicht

seines Herrn versteht selbst das Hausthier. Nicht ohne besondere Bedeutung erscheint es auch, daß nur der Mensch, durch einen eigenthümlich ihm hiezu gegebenen Muskel, zu lachen vermag, welche Bewegung kein andres Thier nachahmet; während jene des Weinens, wozu freilich in vollkommnerem Maße auch nur der Mensch befähigt ist, noch eher von dem menschenähnlichen Orangutang nachgemacht werden kann.

Ein besondres Gewicht scheint bei dem Menschen auf die vielseitigste, vollkommenste Entwicklung des scheinbar niedrigsten Sinnes — des Gefühls — gelegt. Seine Haut ist großentheils frei von der thierischen Verhüllung, und es sind die zarten Nervenenden seiner Außenfläche nicht durch Schuppen, oder Federn, oder durch Wolle in ihrer selbstthätigen oder empfangenden Wechselwirkung mit der umgebenden Natur gehindert. Auf diesen Vorzug des Menschenleibes, vor dem Leibe des übrigens nahe stehenden Säugthieres und Vogels, gründet sich zunächst unsre Befähigung zu den wundervollen Erscheinungen, welche wir später in der Geschichte des sogenannten Lebensmagnetismus und des Hellsehens betrachten werden. Es ist jene Eigenthümlichkeit unsrem Leibe angeboren, nicht etwa erst künstlich durch die Gewohnheit der Bekleidung erzwungen worden. Dieß beweis't uns das Beispiel jener halbthierischen Bewohner der Tropenländer, welche seit vielen Generationen die Haut unbekleidet gelassen und ihr hiedurch Zeit und Gelegenheit genug gegeben haben, sich mit ihrer, vermeintlich ursprünglichen, thierischen Decke zu überziehen.

Selbst ein solcher scheinbar minder wichtiger Zug in der Geschichte des äußren Menschen deutet auf einen Hauptzug in der Geschichte des innren hin: auf die Bestimmung unsres Wesens, das Ungenügende der Sinnlichkeit, in welche der strebende Geist sich versenkte, zu erkennen, und noch in der Zeit des leiblichen Lebens sich mit einem, den Mangel erstattenden, geistigen Leibe zu überkleiden. Die Kräfte des innren und äußren Lebens gehen leichter und ungehinderter, als bei irgend einer andren leiblichen Form, durch die zarte Hülle aus und ein, und eben der scheinbar drückende Mangel gibt Veranlassung, daß die Seele, wenn auch nur abbildlich und an einem vergänglichen, äußren Material, jene innren Kräfte offenbare und

übe, durch welche ihr später der neue, selbstständigere Leib gebildet wird.

Dieses wundervolle Kundwerden der Geheimnisse, der verborgensten Bedürfnisse und Bestrebungen des innern Menschen, in den selbst erwählten Geschäften und Werken des äußren, wird uns später beschäftigen, wenn wir von der Geschichte der Kunst reden. Hier beachten wir nur noch einige äußerste Anfänge jener Fäden, welche sich von unsrer leiblichen Natur hinein in das Wesen und Wirken der geistigen verweben, und daselbst aus scheinbar kleinem, vergänglichem Anfange, große und unvergängliche Folgen anspinnen.

Zu jenen Erscheinungen, welche zunächst durch dieselbe Ursache herbeigeführt werden, aus welcher die angeborne Nacktheit der Menschenhaut hervorgeht, gehört unter andrem auch das unläugbare, eigenthümliche Gefühl des Menschen für Metalle und die sonderbare, wechselseitige Anziehung, in welcher er mit der Welt der Erze steht. Einige Züge, welche sich in der Geschichte des thierischen Magnetismus öfters wiederholen, scheinen unter andrem für eine ganz besondre Wirkung der edlen Metalle auf den Menschenleib zu sprechen. Diese erregen in jenen Zuständen ein sehr auffallend angenehmes Gefühl. Der uralte Werth, welchen der sinnliche Mensch auf den Besitz des Goldes und Silbers gelegt, der Reiz, welchen der Glanz einer metallenen Fläche auch für den halbthierischen Wilden hat, scheinen sich auf diesen natürlichen Zug unsres Leibes zu gründen. Eine magische Aufregung der inneren Kräfte, ähnlich dem Hellsehen, wurde öfters bei reizbaren Personen bloß durch das anhaltende Hineinblicken in eine glänzende Metallmasse herbeigeführt, wie dieß unter andrem der bekannte Jacob Böhm an sich erfahren.

So scheint denn auch, von diesem Fein- und Ferngefühl für die umgebende Körperwelt, bewußtlos, manche Zu- oder Abneigung herzukommen, welche sich selbst bei der Wahl und dem Entfernen der scheinbar gleichgültigsten Befriedigungsmittel unsrer sinnlichen Bedürfnisse zeigen, und welche uns späterhin, in der eigentlichen Seelenkunde, als ein zu lösendes Räthsel beschäftigen sollen.

Wäre der Mensch, so wie der bunt befiederte Vogel, gleich

bei seinem Auftreten in dieser jetzigen sichtbaren Gestalt mit der bekleidenden Decke versehen gewesen, so würden mehrere Hauptrichtungen seines Wesens, deren Aeußerungen eben so wunderlich und lächerlich, als in andren Fällen wunderbar und ernst erscheinen, niemals kund geworden seyn.

An den Mangel der natürlichen und angebornen Bedeckung der Haut knüpft sich auch großentheils die Befähigung des Menschen, in den verschiedensten Klimaten und Höhen auszudauern und zu gedeihen.

Unter den Sinnorganen des Hauptes ist, wie wir bereits oben gesehen, abermals der scheinbar niedrigste — der Sinn des Geschmackes — im Vergleich mit allen Thieren, am augenfälligsten und vorherrschendsten ausgebildet. Denn an dieses Organ, welches vor allen andren Sinnen zu einem wahrhaften materiellen Aufnehmen und Assimiliren dient, ist zugleich vorzugsweise die Möglichkeit der Verleiblichung und Kundmachung der Welt des innren Sinnes geknüpft.

Die andren Sinnorgane des Hauptes scheinen, wenn wir bloß das Quantitative der Eindrücke beachten, an Empfindlichkeit und Feinheit weit hinter denen der angränzenden Thiere zurückzustehen, und bei dem Geruch dürfen wir auch ohne Widerrede zugeben, daß seine äußere Function am Menschen, durch eine Verwandlung, welche uns später beschäftigen soll, ins Innre zurücktrete: zu einer innren werde. Beachten wir jedoch am Auge und Ohr des Menschen das Qualitative der Eindrücke, zu denen sie gemacht sind, so wird es sehr zweifelhaft, ob ein einziges Thier, sey es auch mit der höchsten Schärfe jener Sinnen begabt, hierin zu einem Vergleich mit dem Menschen geeignet sey. Denn das Ohr des Auerhahns unterscheidet bloß zunächst das Geräusch, würde es aber, oder würde das Ohr irgend eines andren Vogels jene feinsten Abstufungen der Laute, beim Aussprechen der Menschenworte, und selbst jene zarten Unterschiede der Töne bemerken, welche der Mensch, auch wenn er sie zum ersten Male hört, so leicht und schnell auffaßt und nachahmt? Eben so und noch viel mehr ist es zu bezweifeln, daß irgend ein thierisches Auge, sey es auch schärfer als das des fern blickenden Falken, vermögend seyn könnte, von jenen zarten Unterschieden der Farben

oder des Lichts und der Schatten gerührt zu werden, welche, wie dieß die nachahmende Hand zeigt, das Menschenauge erkennt. Wissen wir doch kaum, wie sich das Auge der Thiere zu dem Lichte des Fixsternenhimmels verhält, bis zu dessen fernsten Tiefen der Menschenblick sich erhebt.

Das Werkzeug der Stimme, dieser kleinere Leib im größern, dieser engere organische Kreis, eingeschlossen in den umfassenderen, weiteren, ist wohl ohne Vergleich am Menschen am vollkommensten ausgebildet. Derselbe wetteifert nicht allein an Mannichfaltigkeit und Lieblichkeit der Töne mit jedem singenden Vogel, sondern es vermag seine Kehle die Töne auch der leblosen Natur nachzuahmen. Eine solche wundervolle Entwicklung der Stimme, an einem Organismus, welcher sonst ganz dem der Säugthiere gleichet, befremdet um so mehr, da gerade die menschenähnlichsten Formen dieser Classe nur einiger wenigen plärrenden oder brummenden Töne fähig sind. Das beobachtende Auge irgend eines geistigen Wesens, welches die Thierwelt unsrer Sichtbarkeit und ihr allmähliches Entfalten und Vervollkommnen von Form zu Form bemerkte, würde, ehe es den Menschen kennen lernte, den Schluß machen: die Stimme, welche am Vogel so herrlich ertönte, gehe bei den Säugthieren allmählich ihrem Erlöschen entgegen, und ein Wesen, das noch jenseits dem Affen stünde, müsse gänzlich lautlos seyn.

Dieß ist aber öfters und fast immer die Weise der oberen schaffenden Kraft, daß sie die Segnungen und Wunder eines neuen, höheren Lebens da ausstreut und hervorkeimen lässet, wo das alte Leben verloschen und erstorben schien, und daß sie ihre neuen Schöpfungen aus dem Todten hervorruft.

Anders ist es bei der Hand, in deren Besitz schon das Alterthum mit Recht einen Hauptvorzug des Menschen vor dem Thiere gesetzt. In der einen Abtheilung der Säugthiere, deren Gipfelform der Elephant ist, werden die Enden der Füße großentheils durch Hufe umschlossen und hierdurch zum Fühlen wie zum Greifen unfähig. In der andren, welche die menschenähnlichen Formen enthält, wird zuerst (bei den Raubthieren) die Muskelkraft der Hand in gewaltigem Maß entfaltet, ohne daß dieselbe vorzugsweise Organ des Gefühls ist. Die

Entwicklung der fühlenden Finger beginnt abermals mit einem sehr augenfälligen Extrem, in der Classe der Fledermäuse, bei denen auch das Gefühl in höherem Maß ausgebildet scheint, als sonst irgendwo im gesunden Zustande des Leibes. Hierauf werden bei den menschenähnlichen Affen vier Hände, statt zweier, gefunden, und es vertritt bei einigen selbst der Wickelschwanz noch die Stelle einer Hand.

Das Zusammenfallen zweier scheinbar so verschiedner Befähigungen, wie das Fühlen und die hohe Beweglichkeit und Lenksamkeit der willkürlich beweglichen Muskeln, wird uns durch das begreiflich seyn, was wir oben (S. 204) über das Gefühl bemerkten. Die Hand ist vor Allem das Organ, durch welches die bei dem Menschen leiser und leichter, als bei irgend einem irdischen Wesen, an den Leib gebundne Seele gleichsam hinauszutreten und in der einen ihrer Eigenschaften, als bildende Seele sich zu offenbaren vermag. Es ist die Hand, durch welche der Mensch in den Werken der bildenden Kunst die Verwandtschaft des in ihm wirkenden Geistes, mit jenem Geist kund machet, durch welchen die ganze Sichtbarkeit und alle Herrlichkeit des Himmels und der Erde geschaffen ist. Durch die Hand bauet sich der Mensch ein Paradies mitten in die erstorbene Oede, und verleihet den Farben oder dem Erdklumpen wenigstens die leibliche Gestalt des Thieres, oder selbst die hehre der Menschen, denen er, wenn auch nicht den lebendigen, laut sprechenden Odem, doch die stumme Sprache der Mienen und Gebärden einhauchet. Wäre es auch nur noch ein Schatten der alten, ursprünglichen Herrschergewalt: es erkennen die Macht der durch diese künstliche Hand wirkenden Seele alle Lebendigen und alle Elemente der Erde.

Die Füße sind, wie wir schon oben gesehen, aufs vollkommenste für die aufrechte Stellung und den Gang gemacht. Hierbei dürfen wir jenes freilich sehr bekannte Verhältniß, in welchem die gewöhnliche und mittlere Geschwindigkeit der gehenden Menschenfüße mit den Bewegungen unsres Planeten steht, nicht ganz unerwähnt lassen. Es wußten nämlich schon die alten Chaldäer, daß die gewöhnliche mittlere Größe und die hiermit zusammenhängende, mittlere Geschwindigkeit des Menschenleibes in einem so merkwürdig abgewognen Verhält-

nisse zur Größe und Geschwindigkeit der Erde stehe, daß wenn ein Mensch immer fortgehen könnte, er gerade in so viel Zeit um den ganzen Umfang der Erde herumkommen würde, als die Erde nöthig hat, einmal um die Sonne zu laufen, nämlich in 365 Tagen. Es ist dieß abermals eines von jenen, bereits oben erwähnten Verhältnissen, welche uns im Menschenleibe ein genaues — nach Zahl und Maß abgewogenes — Ebenbild der uns umgebenden Welt der Gestirne erkennen lassen.

Im Ganzen sind die Muskelkräfte der Arme und Füße, was das bloß Quantitative betrifft, bei dem Menschen nicht außerordentlich hervorragend, und im Vergleich mit den Säugthieren gehört derselbe hierin weder zu den vorzugsweise begabten, noch zu den versäumten. Denn obgleich in einzelnen Fällen der Mensch den Wettlauf mit dem schnellen Gespann der Rosse unternommen, und, wenn der Weg nicht zu kurz war, durch die Ausdauer seiner Muskeln das Lob einer gleichen Schnelle errungen hat, so ist doch nicht zu läugnen, daß die gewöhnliche Geschwindigkeit der Fortbewegung bei vielen Säugthieren größer sey, als beim Menschen. So will zwar der Herr der Natur den Vorzug der Muskelkräfte auch nach andren Richtungen hin den Thieren der Wildniß streitig machen, denn er fordert, hinanklimmend auf die Zacken der Gebirge, selbst die Gemse und den Steinbock zum Kampfe auf, begibt sich schwimmend und tauchend in die Wohnung des Seeotters, erreicht nicht selten, das gleich große Säugthier, in der Fähigkeit die aufgelegte Last zu tragen; er sieht sich jedoch, werden die Leistungen bloß nach Gewicht und Zeitmaß verglichen, bald in diesem, bald in einem andren Gebiet von seinen Mitkämpfern übertroffen. Denn es hat im Verhältniß der Größen selbst der Affe eine stärkere Muskelkraft als der Mensch.

Abgesehen jedoch davon, daß die Bewegungen der Seele — Leidenschaften jeder Art, noch mehr aber der Moment einer hohen Begeisterung — auch die Muskelkräfte des Menschen weit über das gewöhnliche und natürliche Maß erheben; so ist es eine Region der Muskeln an unsrem Leibe, auf deren Entwicklung und Bewegung vorzugsweise alle Kräfte der bildenden und bewegenden Seele hingewendet scheinen: das ist abermals die Region der Stimm- und Sprachorgane. Hier sammeln

sich, wie in einem Brennpunkte, alle jene Fähigkeiten, welche der Muskel bald hier, bald da im Thierreiche offenbaret; der Mensch übertrifft mit der Schnelligkeit der sprechenden Muskeln die Schnelligkeit des gleich einem Pfeile fliegenden Vogels; an Ausdauer und Stärke (wenn hierbei die Größe der Muskeln beachtet wird) die Muskeln des gehenden und tragenden Kamels und des kräftigen Löwen. Denn es trauet der nachforschende Verstand kaum seinen eignen Berechnungen, wenn er die Bewegungen der Muskeln unsrer Sprachorgane und ihren Wechsel beachtet, wie sie nur die anhaltende Rede einer Stunde hervorgerufen und erfordert hat. Es sind in diesem kleinen Kreis der Menschensprache und Menschenstimme alle jene Gaben zusammengehäuft, welche die schaffende Hand einer ewigen Liebe vereinzelt in die andren Lebendigen legte; denn in diesem magischen Kreise liegen die bewegenden Fäden, welche von dem Herrscher und Mittelpunkt der Erdbewohner ausgehen, in das ganze Gebiet der Sichtbarkeit.

In der Bildung der innren Theile finden wir den Menschenleib nur wenig von dem des Thieres unterschieden. Es zeichnet sich das Gehirn des Menschen in seinem äußern Umriß durch eine größere Entwicklung nach den Seiten — Rundung — von dem Gehirn einiger sonst ziemlich menschenähnlicher Säugthiere aus. Uebrigens ist es fast nur der räthselhafte und scheinbar unbedeutende Hirnsand, der beim Menschen als etwas Neues, zu den übrigen schon beim Säugthier vorhandnen Theilen hinzukommt. In der Bildung des Auges zeichnet sich der Herrscher der Erde, wenigstens vor den meisten Säugthieren, durch den oben (S. 219) erwähnten citronengelben Fleck aus, in dessen Mitte der dunkle Centralpunkt gelegen ist. Denn nur im Auge der Affen zeigt sich noch etwas Aehnliches.

Das Herz liegt im Menschenleibe etwas mehr nach der linken Seite hin, während es im Säugthier seine Stellung genauer in der Mitte der Brust hat.

Der Magen und Darmcanal, von mittlerer Größe und Erstreckung, deuten schon durch ihren Bau auf das oben erwähnte Vorrecht des Menschen hin, seine Nahrung aus den verschiedensten Reichen und Ordnungen der belebten Dinge zu nehmen. Obgleich der thierische Mensch an unmäßiger Eßlust mit dem

gefräßigsten Thier zu wetteifern vermag, weil durch eine nur dem Menschen mögliche Versetzung (Metastase) des Innren aufs Aeußere, die Seele ihren eignen, durch das Leibliche nie zu stillenden Trieb nach Sättigung auf den Körper überträgt, so erscheint doch in andren Fällen unser leibliches Leben und seine Kraft ungleich weniger von der Masse der Speise abhängig, als das der Thiere. Denn während die Kuh zu ihrer vollkommnen Befriedigung an Nahrungsmitteln täglich den achten Theil ihres Gesammtgewichtes verlangt, begnügt sich der Mensch von gesunder Eßlust mit dem vierzigsten Theil seines Körpergewichtes, und es reicht in sehr vielen Fällen der siebente, ja der zehnte Theil dieser gewöhnlich vorausgesetzten Normalportion zur Ernährung und leiblichen Bekräftigung hin. Von der Eigenthümlichkeit des Menschen, seine Speisen durch Feuer und andre verwandte Naturkräfte bereiten zu lassen, sprachen wir schon oben.

Es wird mit Recht als ein Vorzug unsrer Natur gerühmt, daß der Leib des Menschen in den Aeußerungen und Bedürfnissen des Geschlechtstriebes nicht so wie das Thier an eine bestimmte Zeit des Jahres gebunden ist. Obgleich in andrer Hinsicht der Lauf der Gestirne, vornehmlich des Mondes, von Einfluß auf die innre Thätigkeit des Generationssystemes erscheint, so ist doch der Mensch jener unbeugsamen und ehernen Gewalt, mit welcher das Gestirn dem Thiere der Wüste das Werk der Zeugung anbefiehlt, nicht unterworfen. Auch dieses ist ein äußeres Zeichen jener höheren, innren Herrscherkraft der wollenden und begehrenden Seele, welche selbst nach dieser Richtung hin den Leib und sein Bedürfniß zu bemeistern vermag. Denn es wird ohne Nachtheil der Gesundheit, jener im Thiere übermächtige Trieb ein ganzes, langes Leben hindurch unbefriedigt gelassen, wenn nur der Mensch seinen Leib an andrem, leichter zu überwindenden Bedürfniß den Gehorsam gegen das Gesetz der höheren Ordnung: die Unterwürfigkeit unter die Zucht des Geistes gelehrt.

Die Herrschermacht des Menschen, auch über jenen mächtigsten Theil seiner Sinnlichkeit, ist auf eine Eigenthümlichkeit seines innren Baues gegründet. Es wird nämlich die zeugende Flüssigkeit zwar im kräftigeren Lebensalter beständig, jedoch in

einer verhältnißmäßig so geringen Menge abgesondert, daß die Thätigkeit der einsaugenden Gefäße ihn alsbald in den Kreislauf zurückzuführen, und zu höheren, geistigeren Bildungen zu verwenden vermag.

Der Mensch wird auch deßhalb in einem hülfloseren Zustand geboren, und verweilt länger in demselben, als die Jungen andrer Säugthiere, damit sich hierdurch das Band des gegenseitigen Bedürfnisses und der Liebe zwischen den Eltern inniger verknüpfe. Denn der erste Laut des Neugebornen, womit dieser die Liebe und Pflege der Eltern begehrt, scheint dieselben zu einem wechselseitig treuen, durch kein fremdes Bündniß gestörten Zusammenhalten aufzufordern. Es verlangt schon die nothwendige leibliche Pflege und Erziehung des hülflosen Kindes ein ungetheiltes Zusammenwirken der Liebe beider Eltern. Dann aber, wenn dem erwachten Geiste die Aufgabe dieser Pflege nicht mehr eine bloß leibliche ist, sondern zu einer geistigen wurde, geschieht dieses Gebot der ungetheilten Liebe mit dringenderem, unausweichbarerem Ernste an den Menschen, und schon der bloß sinnliche und leibliche ahndet, der geistige aber weiß es, daß eine göttliche Ordnung dem Manne nur eine Gehülfin zugesellen wollte, wie der Erde, welche er bewohnt, nur Einen Mond.

Eine Neigung zur Zusammengesellung, welche das Entstehen der Städte und Staaten begründet, scheint unsrer Natur allerdings näher zu liegen, als in seltnen Fällen eine Neigung zur Vereinzelung und Absonderung. Es vereinigen sich übrigens in dieser Hinsicht in dem innerlich so wie äußerlich so vielgestaltigen und wandelbaren Menschen die Eigenschaften des einsam wohnenden Adlers und jene der geselligen Gazelle.

Es ist keine Gegend der Erde, welche der Mensch nicht als Heimath lieben lernen könnte, wenn sie dem Leibe nur den spärlichen Bedarf der Nahrung, vor allem aber der Seele die Befriedigung des meist vorherrschenden Bedürfnisses nach Gesellung mit gleichartigen Wesen gewährt. Unsre beugsame Natur erträgt, vermöge der oben erwähnten Eigenthümlichkeit der nackten Haut, höhere Grade der Hitze und eine mächtigere Kälte, als die jedes andren Säugthieres; athmet und gedeiht eben so leicht in der dünnen, leichten Luft der Hochgebirge, als unter der schweren, drückenden der tief gelegenen Ebene: und

selbst die feuchte Wärme der afrikanischen Sümpfe wird von den Eingebornen ertragen. Das Auge hat sich zuletzt eben so an das beständige, schwache Grubenlicht der unterirdischen Wohnungen von Wieliczka, als an den blendend hellen Reflex der weißen Kreidefelsen von England gewöhnt, und das Ohr des Anwohners bemerkt zuletzt kaum mehr den Donner des Niagara-Wasserfalles oder das beständige unterirdische Geräusch des Stromboli.

So stehet dem Herrscher der Erde, schon durch die äußere Einrichtung seines Leibes, der Zugang zu allen Regionen des ihm angewiesenen Gebietes offen. Es begleiten ihn in die Tiefen des Bodens wie auf die Höhen des Gebirges; in die lieblichen Gefilde des ostindischen Himmels, wie unter die Schnee und Eis gewohnten Felsenthäler von Grönland, jene Kräfte seiner Natur, welche ihn zum selbstthätigen Herrscher adeln: ein Geist der Ordnung und der Verschönerung, welcher auch in seinem halbgelungnen Bestreben die Erinnerung an ein Paradies ausspricht, aus welchem der Mensch entsprossen, und dessen er, bei allen seinen Irren und Mühefahrten nicht vergessen kann.

Der Leib des Menschen selber erscheinet als ein wundervoller Verein aller Grundgestalten und Kräfte des sichtbaren Weltalls. Selbst in dieser seiner armen, vergänglichen Natur ist er noch ein Abglanz und Ebenbild: ein in die Gestalt des Fleisches geschriebener Name Dessen, von welchem alles Seyn und Wesen seinen Anfang genommen. Er gleichet einem reich und vielbesaiteten Instrument, in welchem alle Töne schlummern, welche in dem alten und ewig neuen Lied der Schöpfung gehört werden. Es gefällt dem Geist des Lebens zuweilen seine Stimme auf diesen bewegten Wassern zu vernehmen und sein Angesicht in ihnen zu spiegeln. Alsdann durchdringen ganze Völker und Zeiten, so wie einzelne, hochbegabte Naturen, die Kräfte einer Begeisterung, welche überall, wohin sie trifft, neues Leben wecket. Wenn jedoch die Saiten dieser Aeolsharfe auch lauter ertönen, sobald der Fittig des Sturmwindes sie trifft, so wird doch selbst ihr leiseres Beben vernommen, so oft die Sonne zum Aufgang sich erhebt, und vor ihr her ein Hauch des lebendigen Windes. Es war keine Menschennatur so arm und verödet, welche nicht etwa einmal in ihrem Leben dieses

Mittönen ihres ganzen Wesens mit den Klängen einer oberen und ewigen Harmonie empfunden hätte; sollte sie auch den Geist des Entzückens, der sie dann durchdrungen, aufs Beschränkteste und Niederste gedeutet und gemißbraucht haben. Keine ist, welcher nicht dieses Besuchtwerden von einem Aufgang aus der Höhe, in der armen Hütte des Leibes, auch wenn sie es noch nicht erfahren, noch zukünftig seyn und in deren Kraft und Willen es nicht alsdann stehen könnte, dem Fremdling einer höheren Ordnung eine Stätte in sich anzuweisen, zu welcher er gern und öfters wiederkehrt.

Jedoch dieses Bewegen zweier Welten und Ordnungen des Lebens im Wesen des Menschen führt uns unmittelbar auf die Fragen von der Seele.

Erläuternde Bemerkungen. Wir geben züerst einige mit dem Inhalt des vorstehenden §. verwandte Stellen der Alten. Die Vollkommenheit der Menschen besteht nach Plato allein in der Aehnlichkeit mit Gott (Theaetet. 176; Diog. Laërt. III, 78, Clem. Alexandr. Strom. II, 482, 703; m. v. Philo: de mund. opif 35; de migrat. 456; de dec. oracul. 192, de eo quod omn. prob. 470). Der letzte Zweck des menschlichen Seyns ist, nach Plato's Lehre, die Verähnlichung mit Gott (τέλος μὲν εἶναι τὴν ἐξομοίωσιν τῷ θεῷ Diog. L. III, 78). Der Mensch allein, von allen uns bekannten Thieren, ist nach Aristoteles der Göttlichkeit theilhaft (de part. anim. II, 10). Zwar diese Göttlichkeit und Gottähnlichkeit des Menschen liegt zunächst nicht in dem vergänglichen Leibe, sondern in seinem Geiste (m. v. die Widerlegung von Melito's Gott verkörpernder Lehre bei Origines: Selecta in Genes. ed. Paris. Op. II, 25, und in Genes. Homil. I, 13, Opp. II, p. 57), und das Ebenbild Gottes in uns wird erst recht hergestellt, wenn wir die Geschäfte des Fleisches tödten (select. in Genes. II, 26). Jene Lehre aber, daß der Mensch eine ganze Welt sey, in welcher Gott und sein Sohn und der Geist eben so ihre Wohnung machen wie im Weltall (Orig. in Levitic. Homil. V, 2, ed. Paris. II, 206), gehet den ganzen Menschen an, auf dessen, als des Herrschers der sichtbaren Dinge (nach Ps. 8 V. 7, 9), Leiblichkeit in mehrern Stellen der heiligen Schrift (m. v. 1 Cor. 11 V. 7) der Ausdruck „Bild Gottes“ bezogen wird. Der Mensch ist durch den Bau und die Stellung der Theile seines Leibes, nach Aristoteles (hist. an. II, 15) ein Abbild des Weltganzen.

Der eigenthümliche Vorzug des Menschen vor dem Thiere ist nach Aristoteles auf den Bau seiner feinen, zarten, leicht beweglichen Zunge begründet (de part. anim. II, 16), und bestehet in der Sprache, auf deren Ausbildung daher zunächst aller Fleiß zu wenden ist (Rhetor. ad Alex. c. 1). — Das Sprechen ist dem Menschen noch eigenthümlicher als der Gebrauch des Leibes (Rhetor. L. I, c. 1). — Er allein (unter allen Thieren) ist der Sprache, allein aber auch des Stammlens und der Stummheit fähig (Probl. XI, 55, 57; vergl. de gen. an. V, 7); seine Stimme wird später vollendet (als bei andren Thieren), ist jedoch auch mannichfacherer Modulationen fähig (ib. 58).

Der Mensch kann am meisten und leichtesten Thränen vergießen (Probl. X, 60), lacht aber auch allein (de part. anim. III, 10, wo

Aristoteles diese Eigenthümlichkeit mit der Empfindlichkeit der dünnen Haut des Menschen in Beziehung setzt). Er hat das feinste Gefühl (de part. anim. II, 16), ist nach Verhältniß unter allen Thieren das zarthäutigste (gener. anim. L. V, c. 2).

Der Mensch allein steht aufrecht, weil seine Natur und Substanz göttlich ist. Bestimmung aber des Göttlichen ist es zu erkennen und zu denken (νοεῖν καὶ φρονεῖν Ar. de anim. L. IV, c. 10). Wir sind nach Anaxagoras (Diog. L. II, 10) gemacht, um die Sonne, Mond und den Himmel zu beschauen. Der Mensch allein schaut (vollkommen) vorwärts; sendet seine Stimme nach vorn heraus (de part. anim. III, 1). Der Mensch wird zwar hülflos und des fremden Beistandes bedürftig geboren (Probl. s. X, 45; Aristoteles setzt dieß mit der großen Blutmenge und dem Bau des Nabels in Beziehung), nackt und ohne Vertheidigungswaffen, aber seine Hand und seine Kunst ersetzen ihm Alles (de part. anim. IV, c. 10). Die Hand, ein vielartiges Werkzeug, macht schon nach Anaxagoras den Menschen zum klügsten unter allen Thieren (ib.) Er ist ἀμφιδέξιος, mit beiden Händen rechts geschaffen (de hist. anim. L. II, c. 1). In jüngeren Jahren hat am Menschen das Haupt über die andern Theile des Leibes das Uebergewicht (de part. anim. II, c. 1;) er ist nach Herder (Id. z. Ph. d. G. d. M. I) als Invalid des Hauptes geboren.

Gedächtniß (μνήμη) kommt zwar vielen Thieren zu, nur der Mensch hat aber das Vermögen der Rückerinnerung (ἀναμιμνήσκεσθαι, hist. anim. I, 1); er träumt am meisten und lebhaftesten (L. IV, c. 10).

Die Gattung der Menschen ist in keine verschiedenen Arten getrennt (Arist. hist anim. I, 6).

Noch im 80sten Jahre bekamen Männer wie Frauen die letzten Backzähne mit Schmerzen (ib. II, 4).

Die Siebenzahl an den Theilen und Kräften des Menschenleibes sucht nachzuweisen Philo de mund. opif. 27, ed. Mang. I, 28 u. 29. In sieben Alter oder Hauptabschnitte soll Hippokrates (in dessen auf uns gekommenen Schriften diese Aussage übrigens nicht gefunden wird) das Leben des Menschen abgetheilt haben; der erste umfasse das Alter des Kindes (παιδίον) und daure bis zum ersten Wechsel der Zähne im 7ten Jahre; der andere sey der des Knaben (παῖς) und daure bis zur Pubertät im 2mal 7ten Jahre: dann komme die Zeit des Jünglings (μειράκιον) und daure bis zum Bärtigwerden im 21sten Jahre, dann beginne die Zeit des jungen Mannes (νεανίσκος) und daure bis zur Vollendung des ganzen Wachsthums im 4mal 7ten Jahre; Mann (ἀνήρ) heiße der Mensch bis zum 7mal 7ten Jahre, dann bis zum 8 (oder 9) mal 7ten sey er Aeltermann oder Senior (πρεσβύτης), dann Greis (γέρων); m. v. Phil. de mund. opif. 24, ed. Mang. I, 26; Jul. Polluc. Onomast. II, 1; Joh. Damasc. in Parallel. Sac. Titul. περὶ τοῦ ἀνθρώπου πλάσεως καὶ κατασκευῆς. — Nach Pirke Avoth. c. 5 wurden übrigens von den Juden nur 70jährige Männer mit dem Namen der Greise oder Grawen beehrt.

Mit der Beschreibung der einzelnen Lebensalter des Menschen, vom ersten bis zum vierten, stimmt jene überein, welche in einer, dem Gesetzgeber Solon zugeschriebenen Elegie (Clem. Alex. Strom. IV, Censor. de die natal. c. 14) gegeben wird. Das Menschenleben wird daselbst von Solon in 10 Jahreswochen getheilt: die Ankunft der 5ten Jahreswoche (im 35sten Jahre) ermahne zur Vermählung; mit der 6ten wird die Einsicht des Mannes fest und sicher; in der 7ten und 8ten erreicht er an Macht der Sprache und an Verstand den Gipfel der Vollendung; mit der Vollendung der 9ten fängt an die Thatkraft nach-

zulassen, mit dem Ende der 10ten ist das gewöhnliche Ziel des Lebens erreicht.

Wir setzen die Worte jener Elegie selber aus Phil. de mund. opif. 24. ed. Mang. I, 25 hieher:

Παῖς μὲν ἄνηβος, ἐών ἔτι νήπιος, ἕρκος ὀδόντων
Φύσας ἐκβάλλει πρῶτον ἐν ἕπτ' ἔτεσιν.
Τοὺς δ' ἑτέρους ὅτε δὴ τελέσει θεὸς ἕπτ' ἐνιαυτοὺς
Ἥβης ἐκφαίνει σήματα γεινομένης.
Τῇ τριτάτῃ δὲ γένειον ἀεξομένων ἐπὶ γυίων
Λαχνοῦται, χροιῆς ἄνθος ἀμειβομένης.
Τῇ δὲ τετάρτῃ πᾶς τις ἐν ἑβδομάδι μέγ' ἄριστος
Ἰσχὺν, οἵ τ' ἄνδρες σήματ' ἔχουσ' ἀρετῆς·
Πέμπτῃ δ' ὥριον ἄνδρα γάμου μεμνημένον εἶναι,
Καὶ παίδων ζητεῖν εἰσοπίσω γενεήν.
Τῇ δ' ἕκτῃ περὶ πάντα καταρτύετο νόος ἀνδρὸς,
Οὐ δ' ἔρδειν ἔθ' ὅμως ἔργ' ἀπάλαμνα θέλει·
Ἑπτὰ δὲ νοῦν καὶ γλῶσσαν ἐν ἑβδομάσι μέγ' ἄριστος,
Ὀκτὼ τ' ἀμφοτέρων τέσσαρα καὶ δέκ' ἔτη·
Τῇ δ' ἐνάτῃ ἔτι μὲν δύναται μαλακώτερα δ' αὐτοῦ,
Πρὸς μεγάλην ἀρετὴν σῶμά τε καὶ δύναμις.
Τῇ δεκάτῃ ὅτε δὴ τελέσει θεὸς ἕπτ' ἐναυτούς,
Οὐκ ἂν ἄωρος ἐὼν μοῖραν ἔχοι θανάτου.

Wir gehen nun zu einigen speciellen Erläuterungen des Inhaltes des vorstehenden §. über. Wir sehen die Eigenthümlichkeiten der leiblichen Natur des Menschen auf ein Eigenthumsrecht der Seele über diesen ihren Leib hindeuten, welches der Tod nicht aufheben kann; wie die bloße genaue Betrachtung des leiblichen Menschen und seine Verschiedenheit vom Thiere schon die Hoffnung einer künftigen Wiederbringung (Auferstehung) des Fleisches begründen könne, darüber sind im 3ten Bande meiner Geschichte der Natur, vornehmlich am Ende des §. 6 so wie im §. 7 u. f. mehrere Andeutungen enthalten.

Das Uebereinstimmen der Menschengestalt in ihren Dimensionsverhältnissen und den wechselseitigen Beziehungen der einzelnen Hauptorgane und Systeme auf einander, findet sich weiter entwickelt in m. Ahnd. einer allgem. Gesch. des Leb. zweiten Theiles erstem Band; die bedeutungsvollsten Zahlenverhältnisse, der Räume und der Zeiten unsrer Sichtbarkeit überhaupt, berücksichtigt der zweite Band jenes Buches; das Uebrige, zunächst die Naturgeschichte des Planetensystemes Angehende, findet sich in m. Handbuch der Kosmologie. (Nürnberg 1823.)

Der Kopf des Menschen, z. B. nach Gerard Audrans Messungen des Apolls von Belvedere, wird seiner Höhe nach in vier gleiche Theile getheilt: 1) vom Scheitel bis zum Anfang der Stirn, oder zur Wurzel der Haare; 2) vom Anfange der Stirn bis zur Nasenwurzel, in der Höhe des oberen Augenliedes; 3) von da bis unter die Nase; 4) von hier bis unter das Kinn. — Jedes Auge mißt seiner Breite nach einen halben Theil dieser Art, und eben so viel beträgt der Zwischenraum zwischen beiden Augen; die größte Breite des Kopfes mißt 5 Breiten des Auges (an den Schläfen nur $4\frac{1}{2}$). Die größte Tiefe, von der Stirn bis zum Hinterhaupt, beträgt $2\frac{2}{3}$ der erwähnten Höhentheile, oder $5\frac{1}{3}$ Breiten des Auges. Die Höhe der ganzen Bildsäule mißt $7\frac{7}{8}$ Höhen des Hauptes. Beachten wir die Messungen von Albrecht Dürer (vier Bücher von menschlicher Proportion, durch Albrechten Dürer von Nürnberg erfunden und beschrieben 1528), dann sehen wir immer das erste Siebentheil der ganzen Höhe, vom Scheitel bis zur Sohle, in der Gegend des Schildknorpels am Halse, oder wie Dürer es zuweilen

bezeichnet, in der Höhe des Schulterfleisches (a. a. O. C.) sich enden. Die Länge des Kopfes im engeren Sinn (vom Scheitel bis unter das Kinn), welche in den ersten Lebensjahren ein Viertheil der ganzen Länge ist, wird bei wohlgebildeten Erwachsenen im Mittel $7\frac{1}{2}$ bis 8 gefunden. Sie verlässet diesseits 7 und jenseits $8\frac{1}{2}$ das Verhältniß, welches unsre Sinnen schön finden. Sehr bemerkenswerth ist auch das Maß der ausgestreckten Menschenarme, welches dem der ganzen Körperlänge entspricht, das mittlere Verhältniß der Länge der Hand und der Fußfläche, welches $\frac{1}{10}$ und $\frac{1}{7}$ ist, so wie an der aufrechten Gestalt die Schenkel und Füße $\frac{1}{2}$ der ganzen Länge, die Breite zwischen den Hüftknochen $\frac{1}{7}$. Die Höhe vom Scheitel bis zu dem Halsgrübchen am oberen Ende des Brustbeines beträgt eben so wie die Breite in dieser Gegend $\frac{1}{6}$, die Höhe der eigentlichen, das Gehirn enthaltenden Schädelhöhle misset beiläufig $\frac{1}{10}$ der Gesammthöhe, die Länge des eigentlichen Gesichts, von dem obersten Theil der Stirn bis unter das Kinn, so wie die Länge der Hand ein Zehntheil. M. v. über die Proportion, aus Fiorillo's Nachlaß, das Kunstblatt von Dr. L. Schorn 1828. S. 351. u. f.

Wie oben erwähnt, begegnen sich, vermöge des dritten Keppler'schen Gesetzes in den Zeit- und Raumverhältnissen des Planetensystemes häufig die Zahlen 7 und 19. Ein Jahr der Ceres und Pallas dauert 19 Mercurjahre; der Abstand jener Asteroiden ist siebenmal der Abstand des Mercur. Dasselbe Verhältniß ist dann zwischen Venus und Jupiter, zwischen Juno und Uranus, und es begegnen sich auch in den größeren Mondperioden die siebenmal sieben und neunzehnjährigen Cyklen.

Was das gewöhnliche äußerste Ziel des Menschenlebens zu 70 Jahren betrifft, so wird es allerdings zuweilen selbst unter Europäern um das Doppelte überschritten. Denn der Engländer Effingham (gest. 1757) war zweimal 72, der Däne Drackenberg (gest. 1770), welcher im fast hundertjährigen Alter noch das Elend der türkischen Gefangenschaft erduldet, war zweimal 73; Thomas Parre (gest. 1635) zweimal 76; endlich H. Jenkins (gest. 1670) gar zweimal $81\frac{1}{2}$ Jahre alt geworden. Dagegen fand James Riley (Schicksale und Reisen an der Westküste und im Innern von Afrika, 1815, auch als Auszug im Ethnographischen Archiv I.) unter den Mauren der heißesten Wüste Greise, welche bei einem Alter von dreimal 70 Jahren (fünf Zillahs, eine zu 40 Jahren) noch so rüstig und kräftig waren, wie der wackere Reitersmann Christoph Ill in seinem 109ten (m. v. meine Einleitung zu „Martelli's Schicksalen," Erlangen bei Heyder 1823), oder die eben erwähnten Langlebigen in ihrem fast anderthalbhundertjährigen Alter. Die mumienartig zusammengeschrumpften Greise und Greisinnen, ohne Haare und Zähne und mit ganz zusammengefallenen Augen, welche jene Mauren so zärtlich pflegten und beachteten, daß sie in Zeiten des Mangels zunächst nur die Ahnen und die kleinen hülflosen Kinder mit Kamelmilch versorgten, waren gegen 8 Zillahs, mithin gegen oder über 300 Jahre alt, hatten demnach das gewöhnliche Endziel des Menschenlebens von 70 oder 80 Jahren um das Vierfache überschritten. Sie hatten in diesem langen Leben nur selten etwas Andres genossen, als Kamelmilch.

Ueber die natürliche Befähigung und Einrichtung des Menschenleibes zum aufrechten Gang s. m. meine allgem. Naturgeschichte §. 86. u. f. Auch die in die Wildniß gerathenen Menschen, mit Ausnahme einiger Blödsinnigen und hierbei leiblich Verkümmerten, gingen aufrecht. —

Wenn nach Hallers Beobachtung und Berechnung ein Mensch in einer Minute 1500 Buchstaben ausspricht, so kommt hierbei auf die Zeit der Zusammenziehung des den Buchstaben bildenden Muskels der 3000ste, auf die Schwingungen der Griffelzungenmuskeln beim Aussprechen des Buchstabens R der 30000ste Theil einer Minute.

Oben S. 110 wurde das gewöhnliche Quantum der festen Nahrungsmittel, bei einem erwachsenen Menschen auf etwa 2½ Pfund angeschlagen. Es genügten aber auch in vielen Fällen 9 ja 7 Unzen zur gesunden Erhaltung des Lebens und der Kräfte, bei Solchen, deren Lebensweise keine starke Anstrengung der Muskeln forderte.

Bei dem kaukasischen Hauptstamm der Menschen werden im Ganzen mehr Knaben als Mädchen (bei uns ungefähr im Verhältniß von 21 zu 20) geboren. Diese geringe Ueberzahl des männlichen Geschlechts über das weibliche wird indeß im spätern Verlaufe des Lebens, durch die größere Sterblichkeit und die Mühen des Lebens, denen das erstere ausgesetzt ist, wieder unmerklich gemacht und ganz aufgehoben. Wenn dagegen bei einigen Bewohnern der heißeren Länder gewöhnlich eine viermal größere Zahl der Mädchen geboren wird, als der Knaben, so ist dieses unnatürliche Verhältniß, wie dieß aus Niebuhrs Beobachtungen hervorzugehen scheint, nur eine Folge der unnatürlichen und unmenschlichen Sitte der Vielweiberei.

Den tiefsten Grad der Thierheit an menschenähnlichen Wesen, in Beziehung auf Ehe und alle höheren gesellschaftlichen Verhältnisse, schildert Sonnerat in s. Reis. 2r Bd. S. 83 u. 86, 87 an den Bewohnern des Innren von Manilla und Luzon.

III.

Die Seele des Menschen.

Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

§. 25. Es fällt ein Sonnenstrahl in die dunkle Kammer, und das Auge siehet alsbald im Strome des Lichtes Stäublein, aufgescheucht vom Odem und Fußtritt des Menschen; Stäublein welche emporsteigen und durcheinander wirbeln, als bewegte sie ein selbstständig inwohnendes Leben. Der Strahl entweicht, und der bewegte Wirbel ist verschwunden. War es vielleicht nur die hineinscheinende Sonne, welche das Gebilde von Staub emporhob vom Boden, da es vorhin bei andrem Staube geruht, und gab nur sie ihm die wirbelnde Bewegung, oder war das Gebilde vorhin schon da und in Bewegung, und der Sonnenstrahl macht es nur sichtbar, so oft und so lange er da hineindringt?

Das Leben des Leibes ist ganz etwas Andres, Selbstständigeres, als das Bewegen der Stäublein von fremdem Hauche; der Weg der Seele zum Leibe und der Verkehr mit diesem ist etwas Näheres, Innigeres, Lebendigeres, als alles Wirken des Lichtstrahles auf die todte Masse. Und dennoch lässet für die Fortdauer eines lebensähnlichen Bewegens der Anblick der Sonnenstäublein in der Kammer noch mehr Hoffnung, als der Anblick des Menschenleibes im Tode. Denn gleich einem wandelnden Thurme von Sand, welchen der Wirbelwind in der Wüste gestaltet, sinkt das wundervolle Gebilde zum Boden und bewegt sich nie mehr; der Wind aber, jetzt die Distel, dann den Wipfel der Palme bewegend, ziehet weiter seines Weges, über Gebirg und Meer.

Der Mensch, eben noch so bewegt von Lebensmuth und Hoffnung, der Mund überfließend von Gedanken, das Auge voll Begeisterung; da ergießen sich einige Tröpflein Blutes ins Gehirn, der Mund verstummt, die Gedanken weichen wie Spreu vor dem Winde, und das bleiche Angesicht des Todten scheint nur sagen zu wollen: es ist aus, Alles aus.

Es trifft die Leber, oder die wichtigsten Eingeweide der Verdauung ein langsames Leiden, und siehe, derselbe Mensch, in dessen Seele der Zorn ein selten oder nie hindurchwandelnder Fremdling schien; derselbe Mensch, der das Grämen und die Neigung zum Sorgen nicht kannte, wird jetzt von einem am Wege liegenden Stein, oder durch das Lachen, das er vorhin geliebt, zum Zorn gereizt: ein fliegendes Gewölk weckt die leise schlafenden Sorgen, ein fallend Blatt das Grämen auf. „Wir selber dann ein aus unbekannter Höhe zu Boden fallendes Blatt, mit welchem ein durch die Leiblichkeit gehender Wind spielet, welcher kommt, wir wissen nicht woher, und gehet, wir wissen nicht wohin?"

„Nimmt uns doch schon das Alter eine dieser sogenannten Kräfte der Seele, eine der mühsam errungenen Erfahrungen und Erkenntnisse nach der andern hinweg; die erlernten Worte entfallen dem Gehirn, wie dem greisen Scheitel die Haare; die, wie es schien, auf ewig festgestellten Bilder, die Gedanken, welche der Mund aussprach, vergehen und entweichen von ihrer Stätte, wie die Zähne, welche vorhin den Mund geziert. Mit dem Augennerven und dem Sehehügel zugleich vertrocknen und versiegen die letzten Erinnerungen, auch an die Farben und Gestalten der Dinge; mit dem Hörnerven das Andenken der Stimme und Töne. So schwindet Alles, was der Mensch geliebt und gehofft und erkannt; denn es gehörte so wenig sein, als die wandernden Vögel dem Lande, das sie, sich aufmachend vom Boden, im Herbst verlassen. Was da noch zurückbleibt, nahe an dem Eingang zur Gruft, das träge Bewegen der Muskeln unter der zusammengeschrumpften Haut, welches aus alter Gewohnheit das blinde Auge eben so nach der Sonne als nach dem Dunkel hinstarren macht; das leise Athmen das noch immer an diesem Gerippe aus- und eingeht, das ist ferner nicht das, was die denkende Seele Leben nannte, es

ist nur das letzte Verrinnen der leiblichen Lebenssäfte am verdorrenden Gebein."

„So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele, oder vielmehr dem Gehirn des Menschen die ganze inwohnende Welt der vermeintlich ewigen Güter; der trefflich gelehrte Mann hat auf einmal die ersten Anfangsgründe der erlernten Sprachen, ja die Buchstaben, und selbst den eignen Namen vergessen. Wie die Gicht, wenn sie zwischen den Knochen der Hand die krankhaften erdigen Ansätze erzeugt, dieser Hand zugleich alle die erworbenen Künste und Fertigkeiten der Finger nimmt, so entzieht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnschädels dem Gehirn mit einmal alle ihm eigenthümlich geschienenen Gaben; es kann nun dieses seine Außenwelt eben so wenig fassen und in sich bewegen, als die kranke Hand; das Leben der Seele wird von den Träumen des Wahnsinnes zerrissen, oder versinkt in Blödsinn."

„Wie? sollte vielleicht alles das, was wir Seele und Kräfte der Seele nennen, nichts Andres seyn, als ein feinermaterielles Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das bloß mit und durch den Leib entsteht, und mit ihm wieder aufhört; oder gleicht die Seele der Stimmung eines besaiteten Instruments, welche nur währet und möglich ist, so lange das Instrument vorhanden ist, an welchem sie haftete und mit welcher es ein Ende hat, wenn jenes zertrümmert wird?"

„Das Denken und das Empfinden sind dann etwa auch nur ein solches leibliches Bewegen, in den Säften und luftartigen Flüssigkeiten des Gehirns, als das Geschäft der Verdauung und Ernährung ein Bewegen der Speise und der Speisesäfte in den Gedärmen und Gefäßen: die Speise und die Säfte werden entzogen, und das Verdauen und Ernähren hören für immer auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und was wir Seele nannten, das ist nicht mehr. Die Hoffnung und die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und Lust sind dahin und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück."

„Oder bin ich es etwa nicht selber, dieser Todte, welcher starr im Sarge liegt, und den man unter dem Geleite ernster Worte und vielleicht auch der Thränen ins Grab senkt? bin ich nicht der Staub, welcher da bei den andren Todten verwest?

der Staub, mit welchem vor kurzem noch ein warmer, belebender Lufthauch gespielt; ein Hauch, der nun zurückgekehrt ist in das große Meer der Luft, und von dem Spiele, das er eben noch getrieben, so wenig weiß, von den geäußerten Kräften so wenig zurückbehält, als der Wind, der durch die Flöte drang, von den Tönen, welche er erzeugt, sobald er die Flöte verlassen?" — —

So sprachen und stritten, in den tieferen Stunden der Nacht, denen kein Stern der höheren Zuversicht geschienen, denen noch kein Morgenlicht des Geistes getagt, Fleisch und Blut.

„Blume des Feldes, schöner bekleidet, als Salomo in aller seiner Herrlichkeit es gewesen, heute saugend den Thau des Himmels und morgen nicht mehr; ungeborne Frucht der Mutter, unter dem liebenden Herzen entstanden und vergangen noch ehe du etwas Andres, als die wärmende Liebe erfahren, warum ward ich nicht wie du? Was will denn der närrische, denkende Staub in mir, der zum Lachen sagt: du bist toll, und zur Freude: ich bin deiner satt? — Närrischer Staub, willst du lieber den Schmerz, warum drängst du dich denn so unersättlich zur Lust, die deiner nicht begehrt? Eilst du so wie der hinabfallende Stein zu seinem mütterlichen Boden, zu deinem alten Vater, dem Tod aus dem du genommen worden, was sträubst du dich denn und schauderst, wenn der Vater dich zieht, daß du wieder seyest, was er ist und was du warst? Ich sahe den Reigen, welchen die Freude und des Lebens Lust um einen Schlafenden tanzten. Der Schlafende in der Wiege war der Schädel eines Todten. Die Freude lachte, und die Lust erjauchzete laut; der Schlafende aber schwieg und lachte nicht. Da ward nach wenig Tagen die Freude zum Schmerz, die Lust zum Aechzen des Jammers; der Schlafende aber schwieg und weinte noch ächzte nicht. Schlafender, hätte dein Angesicht für den denkenden Staub nur nicht diesen thörichten Schrecken, ich möchte mit dir seyn, da kein Leid noch Geschrei ist, da die Stimme des Drängers nicht mehr gehört wird."

„Dränger, warum stirbst du nicht auch, wie mein denkender Staub, was willst du hier bei der armen, bunten Wasserblase, bei dem fallenden Laube? Wärmte ich mich am heimlichen

Herde und wollte entschlafen, da weckte mich deine Stimme: — schaue hinaus zur Sonne, die Sonne ist höher und unvergänglicher, als das Feuer des Herdes, und du sollst hinaus zur Sonne, selber von Sonnennatur! — Erfaßte ich endlich mit beiden Armen die lang gesuchte, die ersehnte Lust des Lebens und wollte an ihr ruhen, da schreckte mich dein Ruf: — siehe, das ist nicht das, was du willst, was dein Sehnen suchte. — Mein Dränger, was will ich denn und was will mein Sehnen, als die kurze Lust des Hinabfallens aus der Wiege ins Grab; warum hält deine Hand meine Seele in diesem Laufe auf? Ich bin ein Vogel, der am kalten Winterabend den Weg gefunden hinein zu der Königshalle, erleuchtet und erwärmt vom gewürzhaft duftenden Feuer; ich komme und eile zum andren Thore hinaus, und vergesse alsbald, wenn ich hinaus bin in das kalte Dunkel, deines Feuers und deiner glänzenden Halle, warum säumest und quälest du, alter Dränger, die Seele, auf ihrem kurzen Fluge durch die Halle? Siehe, das starre Auge im Sarge, das nicht mehr weinen kann, der letzte Hauch des Sterbenden fragt dich: warum peinigst du mich?"

Die Seele, so nackt, so unbewehrt ihren Schmerzen und den Qualen des innren Rufers hingegeben, saß am Morgen: sie saß und spann sich ein Kleid, das die Kälte von außen; sie schmiedete sich Waffen, welche den Ungestüm des alten Drängers abwehren sollten:

„Der Lebenshauch aber in mir, der sich in seinem kräftigsten, innersten Bewegen Selbstbewußtseyn nennet, sagt und weiß es gewiß: ich bin Derselbe, den die Mutter geboren. Derselbe, der als Kind gespielt, als Jüngling gestrebt, als Mann gewirkt. Der Leib, in allen seinen Elementen und Säften und Fasern, starb in jedem Augenblick und erzeugte sich wieder; er ist, seitdem ich weiß, daß ich bin, mehr als ein- und mehr als zehnmal ein ganz neues Gebäu und Gefüge von leiblichen Stoffen geworden; ich aber bin noch, der ich war. Der Verstümmelte, welchem äußere Verletzung oder die Krankheit ein Glied nach dem andren genommen und fast keines mehr gelassen, als das Haupt und die den Lebensfunken nährende Brust, sagt: diese Glieder waren mein und sind es nun nicht mehr, ich aber bin auch ohne sie noch der ich war. Ja

— denn was sind alle Glieder gegen das die Seele in ihrer Mitte hegende Gehirn — es sagt die Beobachtung der glaubwürdigsten Forscher, daß zuweilen noch eine selbstbewußte Seele in Menschen war und durch willkürliches Bewegen und Sprache sich äußerte, wenn dieser oder ein andrer Haupttheil des Gehirns, und selbst wenn fast das ganze Gehirn durch krankhafte Gebilde verdrängt oder zerstört war. Aeußerte sich doch sogar noch am unvernünftigen Vieh die thierische Seele in ihrer ganzen, gewöhnlichen Thätigkeit, wenn statt des Gehirns, wie sich nach dem Schlachten gezeigt, eine todte, kalkige Masse von der Schädelhöhle Besitz genommen."

„Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölk des Fiebers und des Wahnsinnes, ja was hat ihr selber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nachtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahnes das klare, wache Leben des Geistes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel steht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht machten. Die Sonne, immer dieselbe, gehet unter an ihrem Ort und gehet wieder auf; so wird dieses wache Leben des Geistes, auch wenn es nicht mehr scheinet, dennoch dasselbe seyn, was es war und was es ewig ist."

„Wenn aber denn eine Seele ist, selbstständig und gesondert vom Leibe, mit welchem Wesen aus dem Kreise meines Erkennens darf ich sie vergleichen? Wer ist sie und woher des Landes? Ist sie ein Feuer, wie Einige gesagt, warum verlischt sie so lange nicht; ist sie ein Wasser, warum verrinnt sie nicht? ist sie, nach einem öfters erwähnten Wort des Alterthums, eine Stimmung des Leibes, gleich der Stimmung, welche etwa die Hand des Künstlers dem Holz und den Saiten einer Lyra mittheilt, warum ist jene, auch wenn der Leib derselbe blieb, heute wie gestern so wandelbar?"

„Wäre sie ein Feuer, das würde unaufhaltsam brennen, nach inwohnendem Gesetz, stärker, wenn die Nahrung in Fülle da wäre und der Luftzug die Flamme triebe, schwächer, wenn die Nahrung mangelte und der Luftzug entwiche. Das aber, was wir Seele nennen, das ist ein Ding, welches durch Kraft seines Willens die Flamme der Leidenschaft besprechen und

stillen, oder durch innre Kraft auch in dem sterbenden Gebein die Gluth des Wollens anfachen kann."

„Wäre sie ein Ton, den irgend eine Hand oder ein stärkerer, äußerer Ton der Lyra des Leibes entlockt, und wäre sie ihrem Wesen nach nur eine Stimmung dieser Lyra, wie käme es dann, daß sie selber, die Meisterin, durch eigne Kraft dem Ton jetzt seine Stimme geben, dann ihn zum Schweigen bringen könnte; wie vermöchte sich doch eine Stimmung, die am Leibe haftet, durch eigne Macht, ohne Mitwirkung eines Leiblichen, von der Mißstimmung und schwachen Spannung der Alltäglichkeit zu dem hehren, mächtigen Einklang mit dem ewigen Loblied der Gottheit zu erheben; wie vermöchte ein Etwas, das nothwendiger an den Leib gekettet wäre als der Schatten an den rollenden Stein, statt selber mit dem rollenden bewegt zu werden, diesen vielmehr, dem Lauf seiner Natur entgegen, mit sich hinauf zu reißen nach der Höhe? Oder wie vermöchte im entgegengesetzten Falle eine bloße Stimmung der Lyra sich selber zu verderben und an dem Körper, zu welchem sie nur gehört wie der Glanz zum geschliffenen Metall, zum fressenden und zerstörenden Gifte zu werden? — Wie denn das Laster durch eigne Schuld der Seele das schöne Gebäu des Menschenkörpers zerstört und wilde Leidenschaft, gleich einem unbesonnenen Reiter das edle Roß zu Tode jagt."

„Nicht demnach als Etwas, das der Körper, als Urheber, durch die Mischung und Bewegung seiner Elemente erzeugt, sondern als Etwas, das vor und über dem Körper ist, erscheint uns die Seele; denn es wäre kein Fortgang des Lebens und der Bewegung am Leibe, so wäre auch kein Anfang des Lebens ohne sie. Zeigt uns ja schon die alltägliche Erscheinung einer Unterbindung oder Lähmung des Nerven, daß das einzelne Glied, ja der ganze Leib ohne Empfindung und Bewegung, ein todtes Gemisch von Trocknem und Feuchtem wäre, ohne einen belebenden Anstoß, der von innen und oben, von der Seele kommt. Nur der Leib demnach, das an sich Todte, wird seiner Natur nach des Todes sterben, die Seele, deren Natur das Leben ist, kann eben so wenig sterben, als das Licht als solches finster, die Flamme des brennenden Holzes kalt, der Schnee jemals heiß seyn."

„Wenn dann im Tode die Seele vom Leibe sich scheidet, wird uns dieser sich zeigen als das was er ist: ein an sich Lebloses und Todtes; die Seele aber bleibt was sie immer war: ein sich selber bewegendes Leben. Und jedes dem natürlichen Zuge folgend, kehret der Leib zurück zu dem andren Staube, aus dem er genommen war, die Seele aber zu dem oberen Ursprung, aus welchem sie gekommen."

„Staub zu andrem Staube, bald kein Gebeinchen mehr, das die Menschengestalt verräth — Seele zu Seele. — — Wie? fließt da vielleicht auch der glänzende Tropfen: mein geistiges Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seyns, und — Gott Alles in Allem, Ich aber bin nicht mehr? Wie die Flamme, die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Seyn alles Seyns mich und die Andren mit unsren Verirrungen und Befleckungen in sich hinein? Das scheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz am Asbest, wenn die Flamme ihn läutert; da ist ein Tropfen wie der andre Tropfen: der Glaube an ein Gutes, das gut ist und bleibt, und an ein Böses, war ein Wahn des staubgebornen Auges; die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr, daß und was sie wähnte oder wußte und that; der Gedanke eben noch Ihm gegenüber, ist auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen und kehret als derselbe nicht wieder." —

„Krümmt sich doch der elende Wurm, wenn der vollkommnere, gesangreiche Vogel ihn angreift; schmerzvoll zappelt das Fischlein am Angelhaken, wenn der Herr der Natur es heraufzieht aus dem Bache, damit er das unvollkommne Fischfleisch in sein eignes, edleres Fleisch verwandle, und ich sollte nicht beben vor dem Gedanken an einen solchen Alles verzehrenden Gott?"

„Jener Kronos der alten Heiden fraß doch die eignen Kinder auf, noch ehe sie ihn und sich selber erkannt, ehe sie erfahren, was Hoffnung und Furcht, was Liebe und Haß sey; ein solcher zuletzt Alles verschlingender Gott schlachtet aber und ißt die Kinder, die ihn schon bei dem süßen Vaternamen genannt, die ihm vertraut, die sich liebend an sein Herz gelegt."

„Der Mensch getrieben von mannichfacher Noth, der Mensch voll Irrthum und Schwäche, ihm zittert die Hand, und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das in seinem Hause groß

gezogne Lamm schlachten soll, das ihn so oft zutraulich zum Garten begleitet und wiederkäuend sich zu seinen Füßen gelegt. Und doch weiß dieses Lamm nichts vom Tod, es verstehet nichts von des Menschen Schuld, durch welche ihm der Tod kommt. Es läßt sich willig ergreifen wie sonst — ein einziger Stich des Messers, ein kurzes Zucken, und es fühlt nicht mehr. Der kaum halb gesättigte Bettler entzieht sich selber den Bissen, um den treuen Gefährten, seinen Hund, vom Hungertod zu retten; wie möchte er, mitten in seinem Mangel, den Gedanken ertragen, sich mit dem Fleische des liebenden Thieres zu sättigen! — Jener aber, der Phantheisten Gott, kennet dieses Erbarmen nicht. Den Menschen, der die Freude am Leben und den Schauder vor dem Vergehen fühlt, wie keine andre Creatur, der Ihn näher erkannte als der Hund den pflegenden Bettler, verschlingt dieser große Pan, den kein Mangel, keine Noth zu solcher That treibt; der — das zeigen die Werke — von den Schwächen und Irrungen des Menschen nichts weiß. Und nicht schnell tödtet der Pan seine Opfer, wie der Schlächter das Lamm, sondern öfters unter lange dauernden Martern; unter Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum Grabe begleiten.“ —

Doch dieses Nachtgespenst eines allverschlingenden Gottes ängstet die weiter sinnende Seele nicht lange. Es verschwindet, sobald die Seele es näher und schärfer betrachten will, wie ein wunderliches Traumbild; unstatthafter und lächerlicher zusammengedichtet, als jene phantastischen Gestalten, welche zum Theil Fisch und Frosch, zum Theil Vogel sind und Jungfrau.

„Wie? — sollten jener oberen, unsichtbaren Welt, nach welcher ein mächtiger Zug die Seele führt, nicht wenigstens dieselben Rechte, derselbe feste Bestand zukommen, wie die sind, welche nach der gewöhnlichen Annahme in der sichtbaren Welt der wägbaren Stoffe herrschen? Bei dieser niedrern Region, welche doch die Menschensprache die vergängliche, die wandelbare nennt, ist es anerkannt, daß in und aus ihr sich kein Stoff, kein einzelnes Stäublein ganz verlieren, ganz vernichtet werden könne. Das Wasser, wenn es auch als Dampf in die Luft sich erhoben, wenn es durch den Nordwind

zum Eis verwandelt worden, oder wenn es beim Festwerden des Steines als Bestandtheil in das Gefüge des Krystalls sich gewebt, bleibt noch immer dasselbe Wasser: eben so viel und so wenig in der einen als in der andren Gestalt. Das Eisen, wenn es jetzt mit Schwefel verbunden den Kies, oder von jenem getrennt und mit dem Oxygen vereint den Rotheisenstein gebildet: bleibt immer so viel und dasselbe Eisen, das es gewesen. Die Chemie, noch auf ihrem jetzigen Standpunkte, verlachet den alten Wahn, daß aus reinem Wasser Kieselerde, aus Quecksilber oder Spießglanz Silber werden könne, oder daß Kupfer durch die Kunst sich in Gold verwandlen lasse. Und dennoch kennet unsre Chemie bei weitem nicht alle die verschiednen Erscheinungsformen, unter denen vielleicht ein und derselbe Grundstoff auftreten könnte. Wenn aber auch in dieser Beziehung ein späteres wissenschaftliches Forschen noch zwischen verschiednen, für einfach gehaltnen Stoffen einen ähnlichen Zusammenhang entdecken sollte, als der zwischen der Larve und dem Flügelthier einer und derselben Insectenart es ist; so bleibt doch schon auf dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft ein Beweis für die Unvergänglichkeit und gleichsam Unsterblichkeit des wägbaren Stoffes jene allbekannte Erfahrung: daß die Elemente in allen ihren verschiednen Verbindungen und Verwandlungen immer dieselbe Beziehung zu ihrem planetarischen Ganzen: dasselbe Gewicht behalten. Denn wenn jetzt die metallische Grundlage des Kalkes und Sauerstoffgas, sammt Kohlensäure und Wasser, oder wenn Sauerstoffgas und Kupfer und Kohlensäure in der chemischen Werkstätte zusammengeführt und vereint werden; so erkennt zwar das Auge weder in der Kalkerde mehr die alte Natur des Kalkmetalls oder der säurenden Elemente, noch im Malachit das Kupfermetall und die Kohlensäure; aber auch in dieser neuen Verbindung hat keines der Elemente auch nur ein Stäublein des anfänglichen Gewichtes verloren: sie wiegen vereint noch eben so viel als vorhin das Gesammtgewicht der einzelnen betragen, und es kann unsre Kunst die Stoffe alle wieder gesondert darstellen, noch ganz in demselben Maß und Gewicht, das sie vorher gehabt."

„Die Chemie denn, bedächtigen Sinnes, spottet des

Wahns, als ob irgend ein wägbar leibliches Element ganz vernichtet, irgend ein für anfänglich und einfach erkannter Grundstoff vollkommen aufgehoben oder in einen gänzlich anderen verwandelt werden könnte, und eine sogenannte Philosophie wollte in der Geschichte der Seele und ihres Hinübergehens das alte Mährchen erneuern, und hier eine Auflösung und Verwandlung geltend machen: in ein großes „göttliches" All oder Nichts!"

„Zeigt sich doch selbst da, wo sich in anfänglicher, unverstellter Offenheit die obere, unwägbare Welt der Principien mit bewegender und gestaltender Kraft zu den wägbaren Elementen gesellt, eine Unsterblichkeit jener Principien, welche noch ungleich geistigerer, wundervollerer Art ist, als die eben erwähnte Unzerstörbarkeit der gröber leiblichen Stoffe. Jener bekannte Versuch von Davy an der Voltaischen Säule gemacht, ist in dieser Beziehung ein sinnvolleres Abbild von dem Uebergehen der Seele aus der sichtbaren Region der Elemente in die unsichtbare der Geisterwelt, als die Verwandlung der Raupe, durch den Scheintod der Puppe zum Schmetterling. Denn bei dieser Verwandlung vermag der Beobachter das Thier vor seinen Augen zu behalten und den ganzen Verlauf sichtlich und handgreiflich sich darzustellen; wenn aber in Davy's Versuch die Säure, welche durch den oxydirenden Pol der Voltaischen Säule in einem Becher mit salziger Auflösung gebildet war, dadurch zerstört und gleichsam getödtet wird, daß man jetzt den alkalisirenden Pol in sie eintaucht, und umgekehrt die alkalische Natur der Flüssigkeit in dem Becher der entgegengesetzten Seite durch den in sie gebrachten oxydirenden Pol erstirbt, da zeigt sich ein Hinübergehen, eine Versetzung jener beiden Gestorbenen, in eine andre Region; vorbildlich vielleicht an das erinnernd, was mit der Seele im Tode geschieht. Die Säure verschwindet von ihrer bisherigen Stätte, und eben so verschwindet das alkalisch Flüssige von der seinen. Aber der diesseitig verstorbene Stoff lebt dagegen alsbald, vollkommen als derselbe und in der ganzen Eigenthümlichkeit seiner Stärke und Beschaffenheit, in welcher er diesseits bestanden, an der jenseitigen Stätte auf: es bildet sich die Säure in dem Becher, den vorhin das Alkali bewohnte;

dieses aber tritt von neuem auf im vorherigen Becher der Säure. Oefters schien, wenn der Versuch auf andere Weise, in Glasröhren angestellt ward, in denen die Flüssigkeit, darin der eine Pol versenkt war, von jener des andern durch feste Zwischengränze geschieden war, eine Wanderung von leiblicher Art eben so wenig gedenkbar, als das Hinauskommen eines wägbaren Elementes aus einem hermetisch verschlossenem Gefäß oder Sarge.

„Ist denn schon in der untren, materiellen Welt den einfachen Grundstoffen eine solche Unzerstörbarkeit und Unveränderlichkeit ihrer Natur zuerkannt, wie sollte nicht die Seele, welche „ursprünglicher und selbstständiger, einfacher und unveränderlicher" ist, als jedes Element der Leiblichkeit, jedem Untergang, jeder Auflösung trotzen? Ist schon den beiden wägbaren Elementen irgend eines Salzes: der Säure und dem Alkali, eine solche Versetzung von der einen, ganz abgeschiednen Stätte an die andre oder wenigstens ein solches Unmerkbarwerden (Verschwinden) für die zwischenliegenden Medien möglich, daß wenn hier der säurende, dort der alkalisirende Pol einer Voltaischen Säule in die Mischung tritt, an der einen Seite das Alkali vergehet, an der andren die Säure, beide aber, ohne daß nur das Gewicht eines Stäubleins an der Mischung fehlte, und ohne für die dazwischen gestellte Lackmus-Auflösung gleichsam sichtbar zu werden, sich die eine hier, das andre dort zusammengehäuft finden; ist hierauf, bei der obenerwähnten Umtauschung der Pole ein solches, nicht auf materiellem Wege erklärliches Wandeln der gesammten Säure, wie des gesammten Alkali's nach der andren Stätte möglich: wie sollte es uns in der höheren Region der Lebensprincipien unmöglich däuchten, daß die Seele, wenn sie hier aufgehört zu wirken, auf einmal auf ganz andrer Stufe wieder da seyn und wirksam werden könne?"

„Oder ist denn etwa die ganze Eigenthümlichkeit des Wollens und Denkens, wodurch Ich ich selber und kein Andrer bin, etwas weniger Feststehendes und Unveränderliches, als die Beschaffenheit jener Tröpflein von Säure oder Alkali, welche bestehen, und von neuem an einer andren unvermutheten Stätte werden, wenn sie das Auge hier vergehen sah?"

„Ein weiter forschender Sinn findet in seiner Sichtbarkeit noch mehrere und andre Zeugnisse für die jenseitige Fortdauer der Seele. Wie sich in der Zwiebel oder im Samenkorn schon das künftige Gewächs mit seinen Samenblättern, ja mit dem Keim der Blüthe findet, so zeigt sich schon in der Larve und Puppe des Insects die Anlage der künftigen Flügel, in der Larve des froschartigen Thieres der Keim der Lungen, durch welche späterhin das ausgebildete Thier athmen wird. Alle diese Keime, im jetzigen Zustand so nutzlos, so müßig dastehend, werden sich in einem künftigen, vollkommneren Zustand so gewiß entfalten, als das Thier lebt. Das verborgne Innre wird dann öfters zum sichtbaren Aeußren. So erscheinen auch an vielen Uebergangsformen des Pflanzen- und Thierreiches Organe und Anlagen, deren das Thier auf seiner jetzigen Stufe des Daseyns nicht bedarf, welche aber in einer nachbarlich angränzenden, verwandten Thierform in ihrer eigentlichen Bestimmung und Wechselbeziehung hervortreten. Es kommt jeder in der Natur aufstrebenden Anlage eben so gewiß die Zeit und die Stätte ihrer Entwicklung und Vollendung, als dem Bedürfniß nach dem Athmen und Nahrungnehmen eine anderswo vorhandne Luft oder Speise entspricht; selbst die spät blühende Herbstzeitlose (Colchicum autumnale), welche, wenn der Winter naht, scheinbar ohne alle Frucht verwelkt, findet eine künftige Zeit des Frühlinges, da der im Verborgnen bereitete Stängel aus seinem Grabe hervorgeht und seine Früchte trägt. Und der Mensch, das Mittelwesen zwischen zwei Welten: halb schon hinüberragend in ein Reich des Geistes, halb noch dem Staube gehörig, sollte all dieses hienieden vergeblich nach Erfüllung fragende Sehnen, all diese tausendfältigen Anlagen für ein Seyn der Ewigkeit umsonst in sich tragen? Allenthalben bliebe sonst die bildende, Künftiges und Fernes bedenkende Natur ihren Versprechungen so treu, und hier, wo sie endlich den höchsten Gipfel ihrer sichtbaren Schöpfungen erstiegen, sollte die alte Treue und Wahrheit auf einmal aufhören, zur Lüge werden?“

„Die Seele weiß es, sie weiß es schon aus den Werken: daß ein Gott sey, voll Weisheit und erbarmender Liebe, der „des Verlassenen und Verstoßenen,“ der aller seiner Creaturen

gedenkt. Ein Gott, der alle Dinge abwäget in seiner Hand, gerecht und wahr und treu. So wahr denn dieser gerechte Gott ist, so wahr wird für meine Seele nach dem Tode ein Leben seyn, da sich das hienieden zu Boden getretne Gute ans Licht erheben, das wuchernde Böse aber versinken wird: ein Gott, ein Vergelter!"

Dieß und noch vieles Andre spann und webte die sinnende Seele, um damit die Blöße und geheime Schande ihrer Zweifel zu bedecken: ihrer Zweifel an dem eignen Leben, durch das sie doch spann und dachte, an der ihr eingebornen Macht des Erkennens, welche, wie dieß schon die Weisheit des Alterthums gelehrt, von ewigem Geschlecht ist; ihrer Zweifel an der alltäglichen Gewißheit, daß der Tag heller scheine als die Nacht, und daß auf Morgen der Mittag, auf den Mittag der Abend folge. Da erhub sich die Sonne, und die Ungewißheit der Zweiflerin war vergangen. Denn es erwachte der Geist zu seinem Leben in Gott. So gewiß aber als der Leib im Verlauf des Lebens das Fortleben im Schlafe und das Wiedererwachen aus demselben erfahren, hat es auch der wache Geist in und an sich selber erfahren: daß in ihm ein Leben sey, welches hervorging und erwachte, mitten aus dem Tode; ein Leben, welches die Wandelbarkeit und der Tod des Leibes nicht anrühren, denn es ist ewig und ohne Wandel, wie Gott, in und aus welchem es ist. Es ist hier ein Stillstehen auf dem felsenfesten Lande der Heimath, ein Erfassen desselben mit den eignen Händen, ein Beschauen desselben mit den eignen Augen, ein Vernehmen der heimathlichen Töne, welches keinen Zweifel mehr übrig lässet. Der Hafen, nach langem Herumtreiben auf dem Meere, ist gefunden: unsichres Glück und Hoffen, des aus der Ferne das Land begrüßenden Schiffers, fahret hin!

Die Keime und Grundlagen einer sichtbaren und unsichtbaren Welt, eines diesseitigen und jenseitigen Lebens, welche in der Seele liegen, wird uns nun die weitere Betrachtung der Geschichte der Seele kennen lehren. Von dem Leben der Ewigkeit, das aus Gott ist, und von den Kräften dieses Lebens, welche mitten durch die Zeit des Leibes hindurch wirken, vermag die Wissenschaft nur einige unvollkommne Andeutungen zu ge-

ben, mit denen ein späterer Abschnitt dieses Buches sich beschäftigen wird.

Erl. Bem. Auf so unsterbliche Weise hat der Menschengeist sonst nie und nirgends von der Unsterblichkeit der Seele gezeugt, als im Phädon von Plato. Der in diesem Buche enthaltene Hauptbeweis für die ewige Fortdauer des in uns lebenden, erkennenden Geistes, wird uns noch weiter unten begegnen; vorläufig sollten einige Stellen des vorstehenden §. nur an einzelne Stellen jenes Buches erinnern, welches nächst dem griechischen das Eigenthum keines andren Volkes so sehr geworden als des Volkes der Deutschen, seitdem Schleiermacher es zu einem Meisterwerk auch unsrer Sprache machte. — Die Seele in der Sprache des sinnlichen Augenscheines ein im Tode zerfließender Windhauch und Rauch (πνεῦμα ἢ καπνός), welcher hinfort nichts mehr ist (Platon. Phaed. 70, a). — Wohin schwand, fragt Philo (als Greis) das Kind, der Knabe, der Jüngling, der vollendete Mann? — — Wohin kommt die Seele, wenn sie scheidet? — Wie lange wird sie bei uns wohnen? Was ist ihr Wesen? Wann empfingen wir sie? — Vor der Geburt — da waren wir nicht. — Wird sie auch nach dem Tode seyn? — Da sind wir nicht mehr als dieselben — wir gehen dann einer neuen Geburt entgegen (de Cherub. 127, ed. Mang. I, 159). — Die Seele ist nach Heraclit ein Theil des oberen Feuers, welcher gleichsam als Fremdling und Gast Herberge genommen im Leibe (m. v. Sext. Emp. contrad. VII, 130; Plut. de Is. et Os. 76). Die Seele mit einer Harmonie oder Stimmung des Leibes verglichen nach der Lehre der Pythagoräer (m. v. Claud. Mam. II, 7) vom Simmias in Plato's Phädon 85, e und 86, a, welche Lehre Sokrates geistvoll widerlegt (ebendas. 93, 94 u. f.), wie denn diese Widerlegung auch oben S. 362 aus Plato entlehnt wurde. — Eben so wurde das, was Plato's Sokrates des Kebes philosophischem Mährlein entgegensetzt, dem Mährlein von dem alten Weber, der zwar viele von ihm selber gefertigte Gewänder überlebte, endlich aber eher verging, als das letzte, das er sich gefertigt, oben S. 362, benutzt: die Seele, weil sie ihrem Wesen nach Leben ist, kann eben so wenig sterben, als der Schnee (als solcher) heiß werden; wie der Schnee sich davon macht, wenn die Hitze kommt, so die Seele, wenn der Tod den Leib ergreift (Plat. Phaed. 106. Tritt der Tod den Menschen an: so stirbt, wie es scheint, das Sterbliche an ihm, das Unsterbliche aber und Unvergängliche zieht wohlbehalten ab, dem Tode aus dem Wege. Ἐπιόντος ἄρα θανάτου ἐπὶ τὸν ἄνθρωπον, τὸ μὲν θνητὸν, ὡς ἔοικεν, αὐτοῦ ἀποθνήσκει· τὸ δ'ἀθάνατον, σῶν καὶ ἀδιάφθορον οἴχεται ἀπιὸν, ὑπεχωρῆσαν τῷ θανάτῳ. M. v. auch über denselben Gegenstand Plat. Phaedr. 245, c).

Auf eine sinnvolle Weise vergleicht Philo (55. Leg. Alleg. III, 73, ed. Mang. I, 101) die Seele in ihrer höheren Kraft mit einem Athleten. Dieser vermag nur kurze Zeit seine Statue zu schleppen, die Seele trägt ihren Leib wohl bis zum 100sten Jahre. — Die unsterbliche Natur der Seele wird nach Maxim. Tyrius (diss. XXVIII, p. 292 ed. Davis.) schon aus dem Festbleiben ihres Wissens und ihrer Erinnerungen erkannt und erwiesen. Der Leib, in immerwährender Veränderuug und Bewegung begriffen, kann dergleichen Eindrücke weniger noch festhalten, denn ein zerfließend Wachs die Eindrücke des Petschafts. — Darum gleicht (nach demselben, diss. XXVII. ed. Dav. p. 280) die Seele einem Felsen, der mitten im wogenden Meere feststehet. M. v. auch noch diss. XXV, p. 262.

Jenen Ansichten des Aristoteles, nach welchen die einzelnen Seelen-

thätigkeiten eben so vielen Wirksamkeiten der leiblichen Theile entsprechen, die Seele die vollendete Wirklichkeit (Entelechie) des Leibes ist (m. v. de part. anim. I, 5; Met. VIII, 3; de gen. anim. II, 4; de anim. II, 1; 4), haben sich schon unsre vorhergehenden Untersuchungen über die Bedeutung des Leibes angeschlossen, und jene über die Seele im engeren Sinn werden dasselbe noch mehr thun. — Die Seele ist eine nicht zusammengesetzte, unkörperliche Einheit (de anim. I, c. 5; II, 1), welche als solche der Vielheit des leiblichen Theiles entgegensteht (II, 2) u. s. f. — Aus dem unsichtbaren, alle Theile mit wunderbarer Kraft durchdringenden Wesen der Seele können wir (sagt Basil. magn. Homil. in illud.: attende tib. ips. ed. Paris. Opp. II, 23) auf Gottes Wesen und Natur schließen. Der Leib empfängt seine Kraft von der Seele, hinwiederum die Seele vom Leib die Mitgenossenschaft des Leidens; der Leib nimmt Leben von der Seele, die Seele Schmerzen aus dem Leibe.

Wir gehen nun auf einige weitere Erläuterungen des Inhalts des vorstehenden §. über:

Solche Krankheitsfälle, welche als Beweis für eine gänzliche Unterworfenheit der Seele unter die Veränderungen des Körpers betrachtet wurden, wie die, auf welche wir oben hindeuteten, sind sehr allgemein bekannt, und mehrere davon sollen auch noch in einem spätern (im Vten) Abschnitt erwähnt werden. Minder bekannt sind jene Fälle, welche zeigen, daß es der Seele in ihrem Verhältniß zum Leibe öfters eben so ergehe, wie dem Kriegsmann, von dessen innrer Beharrlichkeit es gar sehr abhängt, ob er einen vom Feinde angegriffenen Posten schnell verlassen oder oftmals das unmöglich Scheinende möglich machen, und auf den Trümmern der gewesenen Wohn- und Bergungsstätte sich noch vertheidigen und festhalten will. Bei jenem 64jährigen Greise, von dessen Tod und Leichenöffnung Thom. Schwenke (rari casus explicatio anatomico-medica. Hag. 1733, in Hallers collect. disp. pract. Vol. VII. Part. I. p. 469) erzählt, war die innre Verletzung des Gehirns, die er drei Jahre vor seinem Tode durch einen heftigen Fall mit dem Kopf gegen einen Baum erlitt, unfehlbar, dieß zeigten die Folgen so bedeutend, daß sie in den meisten ähnlichen Fällen schon für sich allein einen plötzlichen Tod bewirkt hätten. Dennoch kam der Alte aus seinem ziemlich lange dauernden Zustand der Bewußtlosigkeit wieder zu sich, und schien nicht unwohl; bis nach einiger Zeit ein öfteres, plötzliches Niederfallen zum Boden die noch fortwährenden Wirkungen der Hirnverletzung verrieth. Aber auch diese Zufälle und der höchst ungünstige Einfluß einer von jetzt an zwei Jahre lang fortgeführten, völlig ungewohnten, sitzenden Lebensweise, bei reichlicher Nahrung und langem Schlaf, überwand seine kräftige Natur. Eben so eine sehr gefährliche Krankheit im 63sten Lebensjahre, die vorzüglich das Gehirn heftig afficirte. Wenn von nun an auch von Zeit zu Zeit Schwindel, Schwere im Kopfe, vorübergehende Schwäche des Gesichtes, Stumpfheit des Gefühles in diesem oder jenem Theil auf ein Leiden des Gehirnes hindeuteten, so mußte dieses dennoch den beobachtenden Aerzten nicht besonders stark erscheinen, denn der Mann erholte sich gewöhnlich bald wieder, sprach und benahm sich wie sonst. Als er endlich, nachdem dieser wechslende Zustand ein halbes Jahr gedauert hatte, bei einem heftigeren, mit Fieber verbundenen Anfall jener Art gestorben war, fanden die Aerzte das Gehirn um fast $\frac{1}{3}$ seines sonstigen Umfanges verkleinert, ganz in eine saftlose, sennige Masse verwandelt und mit 10 bis 12 Unzen Wasser umgeben. Wie lange mochte hier der eigentlich hirn- und doch nicht seelen- oder geistlose Zustand schon angedauert haben, ehe der Tod erfolgte? Einen ähnlichen Fall erzählt Watson (Medic. Communicat. Vol. I.) von einem alten Podagristen, dessen Hirn bei der Leichenöffnung fest und zäh

wie Wachs gefunden wurde. — Zuweilen fand sich sogar das Gehirn oder der größte Theil desselben ganz zerstört, ohne daß man, bei schon lange andauernder Zerrüttung dieses Organs, von welchem man die Kraftäußerungen der Seele so unmittelbar abhängig glaubt, eine Abnahme des geistigen Vermögens bemerkt hätte. Jener Soldat, dem eine Flintenkugel zwischen Schädel und feste Hirnhaut gedrungen, und dessen Gehirn, in Folge dieser Verletzung, zur Hälfte vereitert war, hatte nach seiner Verwundung noch die Fußreise aus Italien nach Paris gemacht, wo er 9 Monate hernach starb (Morands verm. Schriften S. 1). Ein Geschwür, so groß als ein Hühnerei, in der rechten Halbkugel des Gehirns, das Portal (Samml. auserles. Abh. für prakt. Aerzte X. S. 418) bei der Leichenöffnung eines Mannes fand, hatte während des Lebens nur einen leichten Kopfschmerz erregt. Eine Frau, welche doch hierbei 64 Jahre alt wurde, hatte seit dem Anfange ihrer vierziger Jahre eine Vereiterung im Gehirn gehabt, die sich dreißigmal in zwanzig Jahren durch metastatische Eitererzeugungen in Ohren und Nase kund machte (Plenciz act. et obs. med. 51). Einen noch merkwürdigern Fall, wo eine heftige Kopfverletzung im dritten Jahre des Lebens die Vereiterung und Zerstörung eines großen Theils des Gehirns herbeigeführt hatte, die jedoch 13 Jahre lang (bis der Fall eines Wagens auf den Kopf des Kranken den Tod herbeiführte) nichts als periodische Kopfschmerzen bewirkte, erzählt Stoll. Bei einem Mann von 46 Jahren, der bis zu seinem plötzlichen Tode, nach einer starken Mahlzeit, bloß an Kopfweh und vorübergehenden Anfällen von Schwindel und Neigung zum Erbrechen gelitten, fand man bei der Leichenöffnung das kleine Gehirn so ganz zerstört, daß in den zusammengerunzelten, häutigen Bedeckungen desselben nur noch ein wenig (kaum eine halbe Unze) Wasser und Eiter war. (De Lamare in den Samml. für prakt. Aerzte, B. 1, St. 3, S. 127.) Jener Jüngling, von dem Morgagni L. I. Ep. LI. 19 berichtet, daß er an den Folgen der Verletzung am Stirnbein zwei Monate nachher gestorben, hatte bis zu seinem Ende auch keine Spur von Unordnung oder Verminderung der Geistesthätigkeit verrathen, obgleich die Zergliederung zeigte, daß unter der Pfeilnath und dem cariös zerfressenen Stirnbein ein Geschwür im Gehirn war. Noch augenfälliger erscheint jedoch ein andrer Fall, der sich in den Samml. auserlesener Wahrnehmungen aus d. Arzneiw. B. II, S. 102 aufbehalten findet, von einem jungen Manne, bei welchem ein durch geringe Quetschung entstandenes, bösartiges Geschwür am Schädel zuletzt das Gehirn ergriff, dessen zerstörte, doch noch immer kenntliche Masse täglich ausfloß, ohne daß sich eine merkliche Veränderung der Verstandeskräfte gezeigt hätte. Erst 4 Tage vor dem Tode verlor er die Sprache. Bei der Section fand man statt des Gehirns nur noch auf dem Grund der Hirnschale einen kleinen Antheil von einer schwärzlichen, faulichten Materie. — Zuweilen scheint die Natur selber Geschwüre, durch welche ein sehr großer Theil des Gehirns zerstört worden war, wieder geheilt zu haben. So unter vielen andren Fällen bei jenem Manne, der von einem Schlagfluß glücklich genesen, später an einer andren, damit gar nicht zusammenhängenden Krankheit gestorben war, und bei welchem (nach Bianchi in Morgagni's Ep. II, 16) ein ansehnlicher Theil der rechten Halbkugel des Gehirns fehlte. Von Zerstörungen, Verhärtungen und Verwandlungen eines großen Theils der Hirnmasse: so der grauen Substanz, nach Pachioni und Reil (Memorab. clin. fasc. III. p. 39), der gestreiften Körper nach Morgagni (Ep. L, 55), der Zirbeldrüse (ebend. Ep. XXI, 24. Ep. LXI, 4), welche sogar zuweilen ursprünglich ganz fehlte (nach Lieutaud. L. III. Sect. VIII. obs. 550. Tom. II. p. 466), und so fast aller einzelnen Theile des Gehirns (nach Sömmerings Hirn- und Nervenlehre 1800, §. 330 und Arnemanns Versuchen B. II.), ohne

einen merklichen Nachtheil für das Leben und die Geistesthätigkeiten erzählen uns die Beobachter eine Menge Fälle. Das Gehirn war bei dem Mädchen, von dem Borellus (Obs. med. phys. Cent. I. obs. 58) berichtet, daß es an langwierigem Kopfweh gelitten habe, großentheils, durch eine Wassermasse von zwei Pfund, die sich in seinem Innersten (in dem hintern Paare der Vierhügel) gebildet hatte, verdrängt. Die Schädelhöhle eines Ochsen war ganz von einer Steinmasse ausgefüllt (nach Büttners anat. Wahrnehm. S. 93 und Schenk in d. Miscellan. Nat. Cur. Dec. I. An. I. obs. 26). Einem Knaben von 12 Jahren wurde durch einen Windmühlenflügel eine große Portion von Gehirn herausgeschlagen, und er genas, ohne die mindesten nachtheiligen Folgen für seine Geisteskräfte (Eller. in den Mém. de l'acad. des Scienc. de Berl. 1752). Ein Andrer genas, nachdem er einen ähnlichen Verlust der Gehirnsubstanz bei dem Zerschmettern des Schädels von einem herabfallenden Ziegel erlitten (nach Hofmann in Hallers coll. diss. chir. Vol. I. nr. 7), und einen ähnlichen Fall berichtet Grandchamp (in Hufelands neuesten Annalen der franz. Arzneiw. B. III, St. 1. S. 1). Eine Menge hieher gehörige Fälle s. m. zusammengestellt in Voigtels Handbuch der patholog. Anatomie mit Zusätzen v. Meckel. B. I. S. 586 u. f.

Von einem plötzlichen Wiederaufflammen der innren, geistigen Thätigkeit, nach lang anhaltender Lähmung oder Gebundenheit derselben, gab unter andrem der Greis zu Bützow ein Beispiel, dem nach 28jähriger Lähmung die Sprache plötzlich wiederkehrte. Beispiele eines innren, geistigen Hellwerdens vor dem Tode waren: das Kind, von dem Michael Sachs erzählt; die Wöchnerin; die Euphrosyne Elers; die Predigerstochter zu Schmöln, bei Seelmann, und mehrere Andre, von denen sich in meiner Symbolik des Traumes u. m. Ansichten von der Nachts. d. N. W. eine weitere Erwähnung findet. Mehreren ähnlichen Fällen werden wir auch in den Bemerkungen zu den spätern §§. begegnen.

Der Glaube an eine Fortdauer der Seele findet sich bei allen, auch den rohesten und verwildertsten Völkern; er ist öfters fast zuversichtlicher ausgesprochen, als der Glaube an das Daseyn Gottes. Nicht nur das Buch der Natur (der Anblick eines aus der scheinbaren Erstorbenheit des Winters wieder auflebenden Baumes, eines aus der Puppe hervorgehenden Schmetterlings, die Aeußerungen der Seelenkräfte im Schlaf- und Traumzustand), sondern eine feste, in der Seele selber gegründete Zuversicht von einem jenseitigen Daseyn; so fest als die Zuversicht des Hungers: daß es eine Speise geben müsse, fähig ihn zu stillen, läßt die Hoffnung auf ein neues, künftiges Seyn nach dem Tode nirgends erlöschen. Jene unwissenden und rohen Indianer, von denen Loskiel in s. Gesch. d. Mission. S. 48 erzählt, behaupteten zuversichtlich: wir Indianer können nicht für immer sterben. Geht ja doch das Welschkorn, wenn es unter die Erde kommt, wieder auf und wird lebendig. Die Grönländer (nach Cranz Historie von Grönland und C. Simons Geschichte des Glaubens an eine Fortd. d. Seele n. d. Tode, Heilbr. 1803) glauben an zwei Seelen im Menschen: an den Athem, der das Leben in dem Schlafenden erhält, und den Schatten, der sich schon im Traume, noch mehr nach dem Tode ganz vom Körper frei macht. Auch die Wilden in Canada erkennen zwei Seelen im Menschen an, davon die eine, nach dem Tode, beim Leichnam bleibet, die andere in das Land der Seelen wandert, und diese Meinung von dem Daseyn mehrerer Seelen findet sich nach de la Borde bei mehreren nordamerikanischen Völkern. Die Chinesen nehmen eine empfindende Seele (Pe) und eine denkende (Hang-Hoen) an. Bei vielen verwilderten Völkern knüpfte sich selbst der grausame Gebrauch der Menschenopfer an den Glauben an eine Fortdauer der

Seele (ganz als derselben) nach dem Tode an; die, oft lächerlich sich äußernde Furcht vor dem Wiedererscheinen der Verstorbenen und vor Gespenstern findet sich fast bei allen, auch den rohesten Völkern. Am seltsamsten erscheint daher wohl die Meinung einiger Gelehrten (auch so geistvoller wie Lessing war) des vorigen Jahrhunderts, daß die alten Hebräer: daß die Verfasser der Schriften des alten Bundes nicht an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode geglaubt hätten. Man könnte mit derselben Sicherheit sagen, daß die alten Hebräer nicht gewußt hätten, daß Gold schwerer sey, als Spinnweb, oder auch nur als Wasser, denn man findet diese Gewichtsverschiedenheit nirgends in der heiligen Schrift alten Bundes erwähnt. Vielleicht hat auch bei dem damaligen Menschengeschlecht die Nase hinter den Ohren gestanden, und an jedem Fuß waren 4 oder 7 Zehen; denn wir finden wohl erwähnt, daß ein gewisser langer Mann (2 Sam. 21, 20) 6 Zehen hatte, nirgends aber die Behauptung, daß an den Füßen der Königstöchter und des übrigen Volkes nur 5 Zehen gestanden. — Es erzählt wohl selten oder nie den Bürgern seiner Vaterstadt ein andrer Bürger von den Merkwürdigkeiten dieser Stadt, sondern von denen der andren, fernen Städte, die nur er, vor mehrern Andren gesehen. Da erst, wo der Unglaube sich zu regen beginnt: nach der Babylonischen Gefangenschaft, wird unter den Hebräern von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode, wie von einem streitigen und doch gewissen Satze gesprochen. — Wie könnte der Mensch, wäre er ein leicht verwehender Staub, nach dem Ebenbild eines ewigen Gottes erschaffen seyn; der Sterbende zu den Vätern versammelt werden; das Leben des Leibes mit einer Reise im Fremdlingslande — mit einer Wallfahrt — verglichen werden; wie könnte sich der Seher Bileam (denn Tod ist ja überall Tod) sein Ende — seine Zukunft — wünschen, wie die Zukunft des erwählten Volkes, wie könnte (5 B. Mos. 13, 11) von einem Befragen der Todten, von einem Hinunterfahren mit Herzeleid zu dem geliebten Sohne, von einem Gedenken des ewigen Gottes an die im Scheol verborgne Seele (Hiob 14, 13), von einem Erlöser, der siegreich und erweckend über dem Grabe lebt, von einer Hoffnung Israels auf die Wiederkehr des gen Himmel gefahrnen Elias die Rede seyn? Der Gerechten Seelen, sagt das Buch der Weisheit (3, 1) sind in Gottes Hand, und keine Qual rührt sie an. Von den Unverständigen werden sie angesehen, als stürben sie, aber sie sind in Frieden; ihre Hoffnung ist der Unsterblichkeit voll. — Es ist in jenen alten Schriften allerdings von des Todes und der Finsterniß Thoren, von Banden, welche die scheidende Seele umfangen, von den Bächen des Jenseits, welche die hinabfahrende Seele umrauschen, von einem traurig stillen Zustande (Predig. Salom. 9, 10) der abgeschiednen Seelen die Rede, nie aber (als nur dann, wenn dieses Wort den Thoren in den Mund gelegt wird) von einem Aufhören des Seyns der Seele mit dem Leben des Leibes, vielmehr werden nach Jes. 26, 19 die Todten leben und auferstehen, und es ist die Zeit des Todes (nach Daniel 12, 1—3) die Ruhe eines Schlafenden in seiner Kammer. Fortlebende Seelen der Gestorbenen sind es, welche über Babels Fall frohlocken, Jes. 5, 14. C. 28 u. f. Ferner hierher gehörig sind Ez. 32, 21 u. f.; Ps. 16, 10 u. 11 u. f. Wie hätte die ganze Gotteslehre des alten Volkes der Hebräer einen eigentlichen Sinn, setzte sie nicht die große Wahrheit (so gewiß, als der Tag heller ist, denn die Nacht) voraus: daß ein Leben nach dem Tode sey. Glaubten doch auch die alten Magier nach Diog. Laërt. 1 (Proëm. §. 9) an eine Auferstehung der Todten, und es wußten die Celten von keiner Todesfurcht δι' ἐλπίδα ἀναβιώσεως. Es unterscheiden die späteren Cabbalisten im Menschen 3 Seelen; das leiblich-anregend Flüssige (Nephesch), welches bei dem Leibe verweilt, bis derselbe verwes't ist; Ruach, die Seele, welche

im untren Paradies ihre Heimath hat; und Neschamah, der Geist, der zu Gott zurückkehrt. „Des Leibes Leben ist im Blute."

Die oben (S. 366) besprochenen Versuche mit der Voltaischen Säule, in denen sich gleichsam eine Seelenwanderung der niederen Art zeigt, lassen sich vielfach verändern. „Füllt man z. B. von drei neben einander stehenden Schalen aus Quarz die erste mit schwefelsaurem Kali, die zweite mit verdünnter Salpetersäure, die dritte mit Wasser, verbindet dann die beiden Endschalen mit der mittlern, in welcher die Salpetersäure etwas niedriger, als die Flüssigkeit in den beiden andren Schalen steht, mittelst angefeuchteten Asbestes, und senkt hierauf in die Schale mit dem schwefelsauren Kali den vom + Pole kommenden, in die Wasserschale den vom — Pole kommenden Platinadrath eines Voltaischen Apparates; so wird sich nach einiger Zeit das Wasser am — Pole alkalisch zeigen, ungeachtet die mittlere Schale noch immer freie Säure zu erkennen gibt. Es ist hier demnach das Kali des Duplicatsalzes mitten durch die Salpetersäure zum — Pole geführt worden. Schüttet man in die mit dem negativen Pole verbundene Achatschale Kochsalzlösung, in die mittlere eine Lösung von salpetersaurem Silber, und in die mit dem positiven Pole verbundene Schale Lackmusaufguß; so wird die Salzsäure, ohne die geringste Trübung zu verursachen, durch die Silberauflösung geführt, und färbt nach kurzer Zeit die blaue Flüssigkeit am + Pole roth. Ist in der mittlern und in der + Schale Lackmusaufguß, so wird die Säure durch die mittlere Schale durchgeführt, ohne den Lackmusaufguß im geringsten zu röthen, sammelt sich am + Pole, und färbt hier den Lackmusaufguß roth." M. v. Scholz Anfangsgründe der Physik, dritte Auflage, S. 262. Auch vergl. m. Berzelius' Lehrbuch der Chemie, übersetzt von Wöhler I. S. 122 und 123, wo der Versuch der Trennung und Absonderung der Flüssigkeiten beider Pole mittelst einer Blase beschrieben ist.

Gesetzt auch, daß man in diesen und andren Fällen ein materielles Hinüberwandern der polarisirten Stoffe von der Stätte des einen Poles zu jener des andren annehmen wollte; so ist der Umstand, daß die Säure und das Kali mitten durch die Lackmustinctur gehen, ohne diese roth oder grün zu färben, oder daß sie durch andere, sonst von beiden sehr augenfällig veränderliche Auflösungen ihren Weg nehmen, ohne in diesen die gewöhnliche Veränderung hervorzubringen, fürs erste eben so wunderbar als die Aeußerungen des Instinctes bei beseelten Wesen, wenn diese z. B. über Länder und Meere fliegen, ohne dem gewöhnlichen Zug zum Ruheort des Bodens zu folgen, oder beim Brüten den sonstigen Hang zum Nahrungnehmen verläugnen. Aber jene Wanderung mitten durch ein sonst für den Wanderer sehr empfindliches Medium, ohne für dieses merklich zu werden, ist noch auf andre Weise für die Geschichte des letzten Ueberganges unsres Wesens aus dem Zustande der jetzigen Verleiblichung in den einer andren Verwirklichung sehr lehrreich. Man kann nämlich mit Recht sagen, die hinwegziehende Säure oder das Kali sind durch ein leibliches Medium gegangen, welches sonst eine deutlich wahrnehmende Kraft für dieselben hat, ohne von diesem (wenigstens auf einem großen Theil ihres Weges) wahrgenommen zu werden; sie sind gleichsam nur unsichtbar und unfühlbar geworden, ohne deßhalb aufgehört zu haben als dieselben, die sie waren, vorhanden zu seyn.

Die Herbstzeitlose (nach S. 368) schien, wie ihr sinniger, deutscher Name sagt, wirklich „außer der rechten Zeit" gekommen; ihre Stätte wird bei angehendem Winter nicht mehr gefunden, wohl aber in dem Frühling eines andren, jenseitigen Jahres die Früchte der Blüthe, welche während des Winters im Schoße der Erde verborgen gewesen. So ist der Mensch mit aller seiner geistigen Anlage eine Saat, welche der Säemann

am Ende des Sommers, als schon alle andren Gewächse ihre Frucht getragen und gereift hatten, am Gipfel der Zeit des Jahres auf Hoffnung, auf Hoffnung eines nachkommenden Frühlings und Sommers — der die Keime reifen wird — ausstreute. Der elende Maikäfer, wenn er sein Leben als Larve endet, kriecht (statt höher hinauf zum Lichte), tiefer in den Boden hinab, um sich da sein Puppengrab zu graben. Er thut dieß auf Hoffnung eines kommenden Frühlinges, der endlich aus dem sichren, von der Kälte geschützten Grabe ihn wecken wird. Der Zugvogel, selbst die schwerfällige Wachtel, erhebt sich, leicht geflügelt, wenn die Zeit zum Fortwandern gekommen. Da ist ein weites Meer, jenseits welchem das Menschenauge kein gastliches Ufer keine Ruhestätte erblicket. Der Vogel aber, auf Hoffnung, schwingt sich hinüber über das Meer, und findet so das Land, wo ein neuer Frühling, neue Lebensfülle ihn erwarten. Die emsig arbeitenden Ameisen pflegen, wenn im Herbste von den schöngeflügelten Männchen und Weibchen nichts mehr zurückgeblieben, als die Stäubchen ähnlichen Eier, diese, so wie die zarten Larven und nachmals die Puppen, auf Hoffnung. Sie tragen und wenden die todtscheinende Hülle, bringen sie zur Sonne und in den Schatten — und ihre Hoffnung wird nicht zu Schanden, denn aus den bewegungslosen Puppen gehet das neue Geschlecht hervor. Auf Hoffnung kehret die Schaar der arbeitenden, ihres Weisels und der Weiselbrut beraubten Bienen eine gewöhnliche Brutzelle mit der Oeffnung nach unten und versorgt die Larve mit königlicher Speise. Und die Hoffnung wird erfüllt; denn aus der künstlich veränderten und neu versorgten Zelle gehet der neue Weisel hervor. Und der Mensch, der ein Sehnen in sich trägt, welches auf Erden nie erfüllt worden, sondern welches, je mehr das Niedrige und Thierische schweigt, je näher die Zeit des Abscheidens herankommt, desto heißer und unstillbarer wird, der sollte sich auf Hoffnung niederlegen ins Grab, und sein Hoffen, hierin einzig vor dem Hoffen aller andren Creatur, sollte zu Schanden werden?

Von mehrern Uebergangsformen in der Natur, welche, wie oben erwähnt, auf eine nächst höhere Entwicklungsstufe, noch in der sichtbaren Natur hindeuten, s. m. Mehreres in m. allgem. Naturgeschichte §. 60, 61 u. f. und in m. Ansichten von der Nachts. d. Naturw. die 12te Vorlesung.

Die Gewißheit des Geistes im Menschen über sein Fortleben nach dem Tode des Leibes gründet sich auf eine innre Erfahrung, so fest und sicher, als die äußere: daß die Glieder eines lebendigen Leibes in einem nothwendigen Zusammenhang und innigen Verband mit ihrem Haupte stehen, und daß sie da seyn müssen, wo ihr Haupt ist.

Zu dem ganzen Inhalt des vorstehenden §. vergl. m. übrigens vor allem eine reiche Schrift der neuern Zeit: C. Fr. Göschel, von den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele, im Lichte der speculativen Philosophie; eine Ostergabe 1835. Diese Schrift hat die Fragen der Menschenseele über ihre Fortdauer eben so zur Ueberzeugung des Verstandes als zur Beruhigung des Herzens beantwortet. Allerdings würden, das bekennt ihr Verfasser schon im Eingange seiner Schrift, alle Beweise, die der Verstand darreicht, unserm Forschen noch kein Genüge gewähren, wenn uns nicht vor und über diesen Beweisen noch ein anderer, der historische, in der Offenbarung gegeben wäre. Dennoch ist und bleibt es eine eigenthümliche Bestimmung der Menschenseele, von dem ewigen Gegenstande ihres Erkennens und Denkens nicht bloß erfaßt zu werden, sondern ihn selber zu erfassen: das was dem Auge des Geistes offenbar ward, auch mit dem Verstande zu begreifen. Denn dieses Erkannte soll nicht bloß den Geist, sondern sammt ihm die Kräfte der Seele, ja selbst den Leib durchdringen, erneuern und vollbereiten. Was diese Durchdringung sey, das hat der Verf. der genannten Schrift nicht nur in die-

ser besprochen, sondern er hat es, so wie er sich uns gab, an seinem eignen Beispiele, durch die That gezeigt. (Münchner gelehrte Anzeigen vom 27sten October 1835.)

Die Seele in ihrer Geschiedenheit und Besonderheit vom Leibe.

§. 26. Von dem, was aus der Seele wird, wenn der Leib in Staub versinkt, erfähret das sterbliche Auge nichts; was wir daher von einem Seyn der Seele für sich, abgeschieden vom Leibe, bemerken können, das sind nur einzelne Schlüsse, vom Kleinen aufs Große, vom Einzelnen aufs Ganze.

Wenn der belebende Nerv, der nach einem Gliede gehet, hinweggenommen oder unwirksam gemacht worden, erkennen wir, was das Glied ohne den Nerven, oder vielmehr was es ohne die höhere Wirksamkeit der Seele sey, welche das Nervengebilde durchdringt: eine Fleischmasse ohne Gefühl und willkürliche Bewegung. So erkennen wir auch nach dem Hinwegnehmen der Fleisch- und Hautdecke vom Nerven, was dieser abgesondert und allein für sich gelassen wäre: bewegungslos und ohne abwehrende Kraft nach außen, so sehr auch jede Berührung der Außenwelt aufs schmerzhafteste ihn aufregte. Beide Zustände der Abtrennung, wie sie etwa sonst das künstlich zerlegende Messer darstellt, sehen wir in einigen krankhaften Fällen ohne äußre Gewalt, von selber, an den Organen des lebenden Leibes hervortreten, und es erscheint zuweilen an einem Gliede das Leben und die Thätigkeit des empfindenden und bewegenden Nerven so vorherrschend, daß jener Theil des Leibes wie bloßer, nackter Nerv sich verhält, oder auch umgekehrt, es ist die niedre, bildende Thätigkeit in der Fleisch- und Fettmasse so vorherrschend geworden, daß ein solches Glied wie nervenlos erscheint.

Wir können durch unsre Kraft die Seele nie vom Leibe entblößt der Beobachtung darstellen, auch den lebenden Leib keinen Augenblick dem Einfluß der eignen oder einer fremden Seele vollkommen entzogen und allein sehen; wohl aber kennen wir Zustände, in denen die Seele, noch während ihres Lebens im Leibe, so selbstmächtig und ungehemmt, in solcher vorherrschenden Kraft wirkt, daß der Leib gleichsam selber zur Seele geworden scheint, wie bei einem verwandten Vorgang, welcher

freilich einer niedren Stufe angehört, selbst der sonst gefühllose Knochen durch eine Entzündungskrankheit so empfindlich werden kann, als ein bloßgelegter Nerve. Es sind dieß Zustände, in denen der Leib so durchwirkt von der Seele und gleichsam so durchscheinend geworden ist, daß die eigenthümlichen Kräfte der innren, unsichtbaren Natur allenthalben hindurchbrechen; wie die eigenthümliche Natur des tief verborgnen Nerven durch den Knochenkern und Schmelz des schmerzenden Zahnes.

Wenn an einem zu üppig ernährten Baume allenthalben nur Zweige und Blätter, nirgends die höheren Bildungen der Blüthe und Frucht hervorbrechen; dann wird das Emporkommen und Vorherrschendwerden der höheren, vollkommneren Richtung der bildenden Kraft durch Beschränkung und Mäßigung der andren, niedren erlangt. Dem Uebermaß der Ernährung wird durch Versetzung in andren Boden, oder selbst durch gewaltsames Erschweren des zu häufigen Andranges der Säfte gewehrt, und statt der Knospen der Blätter oder Zweigsprossen, erscheinen nun Blüthen und Früchte.

So besteht auch die eine Weise, auf welche die Seele, sey es nun durch äußre Führung, oder durch den eignen, besseren Willen, vom Leibe freier, enthüllter zu werden vermag, in dem Mäßigen und Beschränken der etwa vorherrschenden, niedren Richtung aufs bloß Leibliche und Sinnliche. Es wird die äußre Nüchternheit und Stille der Entfaltung und Entbindung der innren Kräfte immer günstiger gefunden, als üppige Ueberfüllung, oder das laute Toben der leiblichen Lust.

Krankheit und äußrer Mangel, Schmerz und Noth, haben auf diese Weise das innre Seelenleben öfters so hoch gesteigert, sein Sichtbarwerden so begünstigt, daß schon aus der leicht zu habenden Betrachtung dieser Zustände Vieles für die Erkenntniß der Seele gewonnen wurde.

Es wirkt aber auch im gewöhnlichen, täglichen Verlauf des Lebens schon der Schlaf auf diese entbindende Weise; auch er lüftet in seinem Maße den Schleier der Leiblichkeit, und die Seele wird im Traume nicht selten in ihrer eigenthümlicheren Wirksamkeit gesehen. Diese natürliche Art und Weise unsres innren Menschen läßt sich von der des äußren leicht unterscheiden. Sie gleichet abermals in etwas jener des bloß und nackt

gelegten oder des krankhaft an einem Gliede vorherrschend gewordnen Nerven. So lange der Nerv noch mit dem gesunden Fleisch und seinen Decken umgeben ist, und die Richtung seiner bewegenden Kraft im gewöhnlichen Verlauf ungehemmt nach den Knochen geht (nach §. 17), empfindet und bemerkt er nur jene Gegenstände der umgebenden Körperwelt, welche unmittelbar mit der Außenfläche seines Gliedes in Berührung kommen, oder etwa das Einwirken einer von der innren Leibeswärme sehr verschiednen, äußren Temperatur. Sobald er aber bloßgelegt oder krankhaft aufgeregt worden, tritt er in einen sehr merkbaren Wechselverkehr mit Potenzen der Natur, welche nicht für sich allein, sondern immer erst durch ihre Wirkungen in unsre Sinnen fallen. Es sind dieß die Elemente einer oberen, der leiblichen Schwere nicht unterworfenen Natur; die Principien oder Anfänge der unteren, sinnlichen. Die Anfänge: denn wie etwa die Handlungen und Bewegungen des Leibes vorher, ehe sie geschehen, erst in der unsichtbaren Region der Gedanken überdacht und begonnen werden, und aus dieser erst nachher in die sichtbare der Nerven und Muskeln herabsteigen, so beginnen alle Bewegungen und Veränderungen der äußren Natur zuerst in der oberen, unsichtbaren Region der Principien, und sind in dieser Region eher vorhanden, als sie in der untren hervorkommen. Wenn nun der Nerv in krankhaftem Zustand, statt nur durch die herrschende Kraft der Seele, durch jene, dem Wesen der Seele verwandten Principien berührt und angeregt wird, bemerkt er weniger, oder in seiner gewaltsamsten Absonderung vom Fleisch gar nicht mehr die secundären Bewegungen der untren Region, sondern nur die anfänglichen und vorhergehenden der oberen: er hat z. B. ein Vorgefühl der künftigen Witterungswechsel.

So ist es auch die eigenthümliche Art der Seele, welche überall offenbar wird, wo die Decke des hemmenden Leibes in etwas gehoben, oder die Kraft des Geistes durch innre Gründe aufs Höchste gesteigert ist: daß sie alsdann nicht mehr mit dem leiblichen und gewöhnlichen Auge das Hervorbrechen und Abstrahlen des Lichtes in der gröberen Körperwelt siehet, sondern jene nach einem gemeinsamen, oberen Mittelpunkt emporsteigende Richtung alles Seyns und Lebens, aus welcher das sicht-

bare Licht (nach §. 18) hervorgeht. Sie bemerket diesen immer und ohne Aufhören emporwärts gehenden Zug auch da, wo er dem leiblichen Auge sich entzieht, mit dem innren, geistigen Auge; bemerket das von oben nach unten gehende Bewegen eines allgemeinen Lebens, in seinem Wechselverkehr zu den leiblichen Dingen unmittelbar, mit dem innren Ohre, ehe es dem äußren, als eine körperliche Erschütterung zum hörbaren Ton geworden.

Im Traume, wenn die Seele, sey es auch nur im geringen, vorbildlichen Maße, vom Leibe etwas frei geworden, geschieht es uns öfters, daß wir uns auf einmal bemühen wollen, mit dem gewöhnlichen, leiblichen Auge zu sehen. Es scheint jedoch über diesem eine schwere Decke zu liegen, und tiefe Dämmerung der Blindheit umhüllt es. Oder es dünkt uns im Traume, wir wollten auf gewöhnliche Weise Schritt vor Schritt mit den Füßen des Leibes gehen, aber diese Füße versagen den Dienst, sie sind wie von Blei, wir bringen sie nicht zu der so oft im Leben geübten Bewegung. Da entschließt sich plötzlich die Seele, jene äußeren und fremden Wege, welche jetzt ungangbar geworden, zu verlassen, und die angemesseneren Wege ihrer eignen Natur zu gehen: sie betrachtet die Dinge mit dem selbstständigen, innren Sinne, und augenblicklich wird die Welt wieder tageshell und Alles klar; statt zu gehen Schritt vor Schritt, erhebt sie sich vom Boden, und schwebt ihrer leichten, geisterhaften Natur gemäß, gleich einem durch eignen Willen bewegten Gewölk von Ort zu Ort, oder noch öfter versetzt sie sich, mit der Schnelle des Gedankens, in eine ferne, fremde Gegend, zu fernen Menschen, und sie ist mit unaufhaltsamem Bewegen alsbald da, wohin sie will.

So fühlet sich in allen ähnlichen Fällen, am meisten in jenen krankhaften, bei welchen das Freiwerden der Seele vom Leibe immer vollkommner statt findet, als im Traume, unser innrer Mensch beengt und schmerzhaft gebunden, sobald er den gewöhnlichen Weg seines Wirkens und Bewegens in der Sichtbarkeit gehen will. Ihm geschieht dann wie Einem, dessen Augen plötzlich geblendet oder verbunden worden sind, und der überall in seiner sonstigen bekanntesten Umgebung anstößt, weil er sie nicht mehr sieht. Denn die Anziehung der umgebenden,

schweren Massen auf den Leib, ihr Vor- und Hinter- und Nebeneinanderstehen, wodurch sie eine die andre gegenseitig sich verdecken und unsichtbar machen, wird von dem wach und frei gewordnen innren Sinne nicht bemerkt, sondern dieser folgt nun einem andren, eigenthümlichen Zuge, der ihn auf einmal, unaufgehalten durch das für ihn durchsichtig gewordne oder vielmehr gar nicht vorhandne Gemäuer und durch alle dazwischen gelegnen, trennenden Räume nur das sehen und bemerken läßt, was seine Welt ist. Es fällt unter andrem den Hellsehenden schon peinigend schwer, wenn sie den Menschen nicht zunächst in seiner geistigen, selbstständigen Erhobenheit über die Schranken der äußren Corporation und des Ranges betrachten und anreden sollen.

Die Wirksamkeit und Weise der Seele wird demnach, sobald sie in mehr oder minderem Grade unabhängig vom Leibe sich zu äußern vermag, eine so ganz eigenthümliche und von der gewöhnlichen verschiedne, daß wir daraus schließen können, was die Seele für sich allein, in ihrer Besonderheit vom Leibe seyn möge.

In einigen Fällen, so dürfte man sogar hinzufügen, lassen uns solche Zustände die Seele in ihrer Besonderheit und Verschiedenheit selbst vom Geiste erkennen, und es ist unter andrem auffallend, wie die Sprache der Seele so ganz nur in Bildern und Anregungen von Gefühlen, statt der Worte besteht, während die Sprache des Geistes die eigentliche, gedankenvolle Menschen- und Wortsprache ist. Wenn dann beim Einschlafen oder im Irreseyn des Fiebers der Geist in seine innren Tiefen zurücktritt, und nun bloß noch die Strahlen der Seelenthätigkeit in das leibliche Leben herabfallen, nur noch die Seele spricht; da verwandeln sich sogleich die Worte, in denen wir beim Wachen und im gesunden Zustand denken, in eine Reihe von Bildern. Wenn dagegen der Geist beim Erwachen die ihm gebührende Herrschaft zurücknimmt, dann gibt er der Sprache wiederum das Gepräge seiner Natur: welche ursprünglich in Zeichen, Zahlen und Tönen nicht bloß das Erscheinen der Dinge für das äußre Auge, sondern ihre innre Bedeutung für eine höhere Ordnung des Seyns und Lebens erkennt und darstellt. Doch wir erinnern uns hier nur vorläufig an diese Gränzen der Seele

nach einer andren, höheren Richtung hin, als die nach dem Leibe ist, denn diese Untersuchungen werden an ihrem Orte auch jenen ferneren Gränzen sich zu nähern suchen. Einstweilen begreifen wir noch das ganze inner und ober dem Kreis des Sinnlichen und Leiblichen gelegne Gebiet des Lebens unter dem beide, Seele wie Geist, zusammenfassenden Namen der Seele.

Es wird, so sahen wir bereits, die Seelenthätigkeit auf einem zweifachen Wege zu jenem vorherrschenden Verhältniß gegen ihre Leiblichkeit gebracht, in welchem der Mensch gleichsam ganz Seele, der Leib wie nicht mehr vorhanden ist. Einmal dadurch, daß die Bewegung des Lebens in der leiblichen Region sehr gehemmt und geschwächt, ja wie vernichtet wird, dann aber auch dadurch, daß die geistige Thätigkeit bis zu einer Höhe aufgeregt und gesteigert ist, auf welcher sie nicht mehr vom Gefäß des Leibes gehalten und erfaßt werden kann, sondern frei aus diesem hervortritt oder dasselbe zersprengt. Wie denn auch der oben erwähnte vorwaltende Charakter des Nervenlebens einem kranken Glied auf zweifache Weise gegeben werden konnte: einmal dadurch, daß eine äußre Verletzung die den Nerven umhüllende Masse zerstörte oder hinwegnahm, dann aber auch, und noch öfter, dadurch, daß die Thätigkeit des Nerven zu krankhaftem Uebermaß gesteigert und aufgeregt wurde.

Wir werden, dem gewöhnlichen Verlauf der Natur nach, erst im Tode des Leibes in vollkommnem Maße erfahren, wohin das Seelenleben auf dem ersteren Wege, auf jenem des Hinwegnehmens der äußren Hemmung, geführt werde; Nüchternheit und äußre Stille, so wie eine durch lange Gewohnheit begründete Unterwürfigkeit des Leiblichen unter das Geistige lassen uns schon im gesunden Zustand des Lebens erkennen, was die Seele für sich seyn und vermögen werde. Die Höhen, zu denen der andre Weg emporführt, werden uns zuweilen im gesunden Gange der innren Entwicklung, wenn auch nur auf einige schnell vorübergehende Augenblicke, durch das Aufflammen einer Begeisterung von rechter und göttlicher Art beleuchtet, durch welche der innre Mensch wieder in seine alten Rechte tritt, und zum Besitz seiner ursprünglichen Kräfte gelangt. Wir wählen jedoch in unsern Betrachtungen wiederum

den Weg, den wir öfters im vorhergehenden somatischen Theil der Untersuchungen genommen, und wie wir dort zuerst den Bau und das innre Gefüge der Organe, so wie dasselbe das zergliedernde Messer im Tode darlegt, betrachteten, und hernach von den eigenthümlichen Lebenserscheinungen an diesen Organen sprachen, so beginnen wir auch hier mit etwas Niedrerem, deutlicher in die Sinne Fallendem: mit Erscheinungen, welche die zertrennende und den gesunden, innren Zusammenhang auflösende Krankheit aufdecket und hervor ans Licht zieht. Ohnehin bilden diese Erscheinungen den schicklichsten Uebergang von der bloß äußeren, sinnlichen Betrachtung der menschlichen Natur zu einer andren, tiefer ins Innre gehenden.

Als im letztvergangenen Jahrhundert ein frecher Sinn der Empörung gegen jedes fest, in einer höheren Ordnung Begründete, der Seele Alles genommen hatte, was ihr theuer und werth, ja was das eigentlich Ihrige ist: den Glauben an einen Gott und an seine des Menschen sich erbarmende Vorsorge; den Glauben an eine Kraft des Gebetes, ja an das selbstständige Daseyn und Fortbestehen des Geistes im Menschen, da trieb der Schmerz des großen Verlustes die kranke Seele in ihr Innres zurück. Es wurde ihr hier, denn ungewöhnliche Krankheiten fordern ungewöhnliche Heilmittel, gegen den gewöhnlichen gesunden Gang ihrer Natur, das im Schlafe wieder gegeben, was man ihr im Wachen genommen, und wenn auch das theure Geschenk häufig, ja bei den Meisten, so vergänglich und ohne tiefer gehende Nachwirkung geblieben, wie ein liebliches Traumbild; so hatte es doch zugleich in jener armen Zeit auch die tröstende, aufrichtende Kraft eines schönen, reichen Traumes. Wenn jene Stimmen schweigen, denen es zukäme zu sprechen, da werden die Steine schreien; wenn die Wachenden sich zur Lüge verkehren, da muß wenigstens der ungeschminkte Traum die Wahrheit reden, ja die Todten müssen gegen die Lebenden zeugen.

Welche Wirkung die Entdeckung des sogenannten animalischen Magnetismus und aller mit ihm verbundnen Erscheinungen in ihrer Zeit gehabt, das werden Die leicht begreifen, welche den verarmten, trostlosen Zustand der Menschenalter und der Völker kennen, für welche jene Entdeckung gemacht

war. Der Materialismus wollte gern das ganze Gebiet dieser Erscheinungen wie einen Traum der Nacht verlachen und hinwegweisen, aber in dem Traum und in der Nacht war eine furchtbar wirkende Kraft, welche sich nicht hinwegweisen, nicht verläugnen ließ. Die kranke Zeit, welche selbst den eigentlichen Namen des Lebens vertilgen wollte und sich hierbei auf das Zeugniß des stummen Schlafes und des Todes berief, mußte auf einmal den gefürchteten und gehaßten Namen zu ihrem Schrecken aus dem Munde eines Todtenschlafes selber hören.

Wir betrachten zuerst, ohne noch eigentlich zu erklären, die Erscheinungen des magnetischen Schlafwachens und ihre Aehnlichkeit mit andren, bereits beschriebenen Zuständen.

Man hatte jene Erscheinungen, wie der gewählte Name zeigt, mit dem des Magnetismus in der unorganischen Welt verglichen, nicht bloß deßhalb, weil man sich zum Hervorbringen derselben zum Theil des gewöhnlichen Magnets bedienen wollte, sondern weil sich diese Erscheinungen, wie sich bald ergab, auf eine ähnliche Anziehung und Wechselwirkung zweier lebendiger Wesen auf einander gründen, als die Wechselwirkung zwischen Magnet und Eisen ist.

Denn es wird, bei dem gewöhnlichen Verfahren, der Leib eines kranken oder von außen leichter aufregbaren Menschen, mit dem Leibe eines gesunden und lebenskräftigeren in eine ähnliche Verbindung gesetzt, als die zwischen Haupt und Gliedern, zwischen den Nerven und andren Organen ist. Es bewegt der Gesunde die Spitzen seiner Finger in der Richtung des Laufes der Nerven, am wirksamsten vom Haupte abwärts, gegen den kranken Leib, und jene von innen nach außen, von oben nach unten ausströmende Kraft des (zunächst nur thierisch menschlichen) Lebens, welche wir im vorhergehenden Theil dieser Untersuchungen auf mehrfache Weise betrachtet, wirkt aus dem gesunden Körper so mächtig auf den kranken ein, daß sie bald durch Kleidung, ja durch Bettdecken hindurch sich merkbar machet. Sie reißt in den Strom ihres Bewegens die gehemmte und vorhin unregsamere Kraft der Nerven des kranken Leibes mit hinein. Wenn hierbei, wie ein hindurchziehender Wind, der Strom des Lebens durch den kranken

Körper wieder abfließt, der Strom, welcher wie ein Bach der Gebirge von obenher vom Quell immer neu gefüllt wird, sobald nur die vorhergehenden Wellen abfließen und hinweglaufen ins Meer; da erfüllt den ganzen Leib ein ähnliches, tiefes Wohlbehagen, als jenes ist, das die athmende Brust fühlt, wenn auf Einmal durch die erstickende, zu lange unerneuert gebliebene Luft eines Zimmers ein frischer Zugwind wehet. Die alte Luft von innen fährt hinaus, die belebende von außen dringt hinein: so sind es auch die Kräfte eines höheren, allgemeinen Lebens, welche, durch die Wesen strömend, diese immer neu beleben und bekräftigen, sobald die Lebendigen durch selbstthätige Aeußerung des innren Lebens sich in die Richtung, in den Zug jenes belebenden Stromes begeben.

In der Regel zeigt sich bald nach dem vorhin erwähnten Verfahren an dem Kranken eine Neigung, wie zum gewöhnlichen Schlafe. Die Augenlieder schließen sich zuletzt, und es versinkt der Leib in seinen alltäglichen, scheinbar bewußtlosen und etwa nur dunkel träumenden Zustand der Ruhe.

Es hat dieser künstlich herbeigeführte Schlaf auf die Leidenden eine ähnliche (vielleicht nur noch erhöhtere), stärkende und erquickende Wirkung, als der tägliche Schlaf auf die Gesunden. Beide Arten des Schlafes werden auch auf die gleiche Weise herbeigeführt. Denn der gewöhnliche, gesunde, ist eine natürliche Folge der selbstthätigen Bewegung der von innen nach außen wirkenden Nervenkraft, oder der sogenannten Anstrengung derselben. Das Hineinströmen der allgemeinen, mitbildenden Kräfte (nach §. 20) bei einem solchen frischen, kräftigen Abzug der besondren, wird zuletzt so übermächtig, daß es die selbstständig regierende Kraft in diesem besondren Lebenskreise besiegt, und Seele wie Leib der Anziehung des gewaltigeren Elementes sich hingeben, in seinen neubelebenden Strom sich versenken. Eben so wird auch der magnetische Schlaf dadurch herbeigeführt, daß die von innen nach außen gehende Bewegung der Lebenskraft erneut und in rascheren Gang gebracht wird. Beide Arten des Schlafes gleichen dann zuletzt auch in der Weise ihres Entstehens dem Tode. Denn auch dieser wird, wie wir oben sahen, durch das immer vermehrte Anwachsen und Uebergewicht der selbstthätigen

Lebensthätigkeit, über die empfangende, von außen nach innen gerichtete, bewirkt.

In der That, mehr als irgend ein andrer, ist der Zustand des magnetischen Schlafes ein Bild des Todes, mit allen seinen Schrecknissen und mit seinen Hindeutungen auf einen siegreichen Ausgang des Lebens aus diesen Schrecknissen. Mitten in dem Zustande, der schon selber einem tiefen Schlafe gleichet, scheint es öfters, als kündige sich ein noch tieferer, gleichsam eine zweite, höhere Potenz des Schlafes an. Die Kranken reiben sich die Augen, gähnen und geben alle Zeichen der äußersten Schläfrigkeit von sich; zuweilen geht hierbei der Odem so schwer aus und ein, wie bei dem angehenden Röcheln des Todes. Aus einem solchen todtenähnlichen Zustand des Schlafes entwickelt sich aber nun ein Erwachen, welches ebenfalls jenem, das der Seele aus dem Tode widerfahren wird, näher zu stehen scheint, als das gewöhnliche Wachen. Plötzlich bewegt das bleiche Gesicht, dessen Augen fest geschlossen sind, ein innres Leben, welches die Züge des Schmerzens oder der gleichgültigen Ruhe in die des Entzückens und des wachesten Bewußtseyns umwandelt. In der That, es hat öfters ein solches Aussehen jenen Schein, welchen die Augenblicke der höchsten Begeisterung über das Menschenangesicht verbreiten, oder es gleichet der Verklärung, welche zuweilen in den letzten Augenblicken des Lebens über das Antlitz der Sterbenden heraufsteigt.

Der Leib ist jetzt mehr noch als im tiefsten Schlafe, ja zuweilen so sehr als in der Starrsucht und dem Scheintod, nach jener Richtung, in welcher sonst das Gehirn auf die Sinnorgane und Glieder, und diese rückwärts auf das Gehirn wirken, gelähmt und gebunden. Es zeigt schon die Stellung und das Aussehen, der wie bei einem Todten nach oben starrenden Augäpfel, einem Beobachter, welcher die Augenlieder des magnetisch Schlafenden gewaltsam von einander zieht, daß die Versicherung solcher Schlafenden gegründet sey, nach welcher sie, wie bereits oben erwähnt, nicht mit diesem gewöhnlichen Auge zu sehen vermögen. Die völlige Taubheit der Somnambulen gegen alle, auch noch so laute Stimmen, außer jener des Magnetiseurs und andrer mit ihnen magnetisch

verbundnen Wesen, beweis't auch, daß der gewöhnliche Weg des Hörens bei ihnen nicht statt finde, und so ist es mit der Thätigkeit aller andren Sinne.

Einige Kranke, deren Zustand übrigens offenbar jenem des magnetischen Hellsehens glich, sprachen nicht, und die Umstehenden erfuhren bei diesen eben so wenig, was in ihrem Innren vorgegangen, als wir erfahren, was in der Seele eines Ohnmächtigen oder eines fest Schlafenden geschehe. Ueberhaupt muß den durch die gewöhnliche magnetische Behandlung schlafwachend gewordnen Kranken der Gebrauch ihres eignen Leibes öfters erst durch den Willen und Befehl einer fremden Seele gegeben werden. Diese unter andrem, vermag auch da die Sprache zu ertheilen, wo dieselbe durch eigne Kraft nicht gefunden werden konnte. Wiewohl es in den meisten Fällen als eine Auszeichnung dieses Zustandes erscheinet, daß, bei sonst verschlossenen, andren Aus- und Eingängen der Kraft des Wollens und Empfindens, der ganze Apparat des Sprechens, der Gebrauch des Wortes, in der Macht der wie durch einen vorbildlichen Tod abgeschiednen Seele bleibt. Es sprechen an solchen Hellsehenden die Züge des Gesichtes mit einem so lebendigen Ausdruck, daß man die Mitwirkung der festverschlossenen Augen kaum vermisset; die Stimme ist lieblicher und wohlklingender, als im Wachen, und in ihrem Wechsel der Töne eines viel geistigeren Ausdruckes fähig; Zunge und Lippen sprechen so geläufig, der Ausdruck der Rede ist so edel, so bezeichnend, und öfters so tief bedeutend, daß nach diesem allen die Seele ganz zum Worte, zur Sprache geworden scheint.

Oder vielmehr, es ist hier vorbildlich das eingetreten, was das jenseitige Leben und den neuen Leib von dem jetzigen unterscheiden wird, und was wir schon jetzt in der leiblichen Natur des Menschen eben so klar angedeutet und vorbereitet sehen, als die Gestalt des künftigen Schmetterlings im Leibe der Raupe oder Puppe. Denn, wie wir oben sahen, mitten im äußeren, größeren Leib des Menschen ist es der kleinere Leib der Stimmorgane, welcher im vollsten Maße alle jene Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer der bewegenden Nerven und Muskeln in sich vereint, die wir in den angränzenden

Formen des Thierreiches vereinzelt und vertheilt sehen. Diese Kräfte, welche die Natur im Säugthiere entwickelt und dem Auge dargelegt hat, sind da, wo nun der Gipfel der Gestaltungen im Menschen erreicht ist, keinesweges verloren gegangen, sondern sie sind nur ins Innre zurückgetreten, haben sich hier einen andren, mit allen Vollkommenheiten der willkürlichen Bewegung ausgestatteten Leib gebildet. Das Wort, die Rede ist dann das einzige, was den Menschen (den selbst sein deutscher Name als den Denkenden bezeichnet) vor dem Thier unterscheidet; es ist schon in den Zuständen des magnetischen Scheintodes das Einzige, was der wollenden und bewegenden Seele als gehorchender Leib zurückbleibt. Darauf hindeutend, daß nur das recht und seinem Ursprung gemäß gebrauchte Wort es sey, was den Menschen des Geistes, was den innren Menschen, vollenden, und für ein höheres Seyn gestalten könne; ja daß dieses ihm gegebne und von ihm angenommene Wort der neue Leib selber seyn werde, welcher allein für ein Leben der Ewigkeit gemacht ist.

Wenn denn, in den Zuständen des magnetischen Scheintodes, die Seelenthätigkeit sich ganz aus dem Kreise des äußern Leibes und Lebens zurückgezogen hat: in den innern der Stimme und Rede und in einen innersten, aus welchem die gewöhnliche Menschensprache hervorgegangen, und in welchen dieselbe auch wieder zurückführt, dann sieht und erkennt die Seele, wie bereits erwähnt, nicht mehr zunächst nur die äußere, sinnliche Welt, aus deren Gestaltungen und Bewegungen der Mensch, in seinem gewöhnlichen Zustand, nur unsichre Schlüsse auf die innren, wirkenden Ursachen machet; sondern sie sieht unmittelbar diese Region der innren Anfänge, und erkennt in ihr alles das deutlich vorgebildet, was hernach in der äußern Natur abbildlich zum Vorschein kömmt. Wie sich dem äußern, gewöhnlichen Auge das darstellt, was die äußere, leibliche Hand thut und bildet, so sieht jetzt das innre Auge das dem äußern unsichtbare Geschäft der bildenden, den Leib und alle seine Bewegungen schaffenden Seele; sieht das gesunde Gelingen oder das krankhafte Mißlingen jenes Geschäfts. Von dem Standpunkt aus, von welchem sie jetzt die Dinge betrachtet, bemerkt sie denn das sonst noch nie mit dem leiblichen Auge

gesehene, wundervolle Gefüge der Nerven, der Gefäße und andrer innrer Theile; bemerkt den Sitz und gewöhnlichen Ausgangspunkt der leiblichen Schmerzen und krankhaften Bewegungen, überblicket die ganze Reihe der vergangenen, und nicht selten mit großer Sicherheit auch der künftigen Veränderungen.

Was hierbei öfters am meisten überrascht hat, ist das Hineinblicken solcher innerlich wach gewordnen Menschen in den Leib, ja in die Region der Gedanken der andren Menschen, welche sich dem psychischen Lichte genähert haben, bei welchem der Schlafwache siehet. Denn es verhält sich hier in diesem Gebiet eben so, wie in dem des äußern Leibes. Wir sehen da, mit dem leiblichen Auge, nur solche Gegenstände, welche in der Richtung des Lichtstromes stehen, der unser Auge beleuchtet; so sieht das innerliche Auge der magnetisch Scheintodten nur solche Gegenstände, welche sich dem Lebensstrome nähern, der sich in ihnen, entweder von selber, oder durch die Einwirkung des Magnetiseurs wieder eröffnet hat, diese Gegenstände mögen nun nahe oder fern, dem äußern Auge erreichbar oder nicht erreichbar seyn. Besonders wird deßhalb der ganze Kreis der Sorgen und Bedenken, des Erkennens und Fühlens des Magnetiseurs beleuchtet: zwei Wesen sind in diesen Zuständen, zwar nicht wie in andren Fällen ein Leib, aber eine Seele geworden.

Es wäre vergeblich, hier jene vielfach bekannten Thatsachen, welche aus dem magnetischen Hellsehen hervorgingen, ausführlicher aufzuführen. Bei solchen Zuständen zeigte sich unter andrem, daß der Seele auch kein einziges Wort, kein Gedanke aus der Erinnerung verloren gehe. Sie siehet alles das, was sie gethan, und was ihr, so lange sie im Leibe war, geschehen, in klarem Lichte um und neben sich, sobald sie innerlich erwachet. Auch zeigt sich da der innre Mensch in seiner eigentlichen freien, ungehemmten Kraft des Denkens, Fühlens, geistigen Auffassens und Darstellens.

Aber diese ganze reiche, innre Welt ist auf Einmal erloschen, und bis auf die letzte Spur aus der Erinnrung vertilgt, wenn die magnetisch Scheintodten wieder aus ihrem todesähnlicheren Schlafe in den gewöhnlichen, alltäglichen, und dann aus

diesem in das gewöhnliche Wachen zurückkehren. Denn dieses ist insgemein der Ausgang jenes Zustandes: daß das innerliche hellere Wachen in den Mittelzustand des Schlafes übergeht, der zwischen beiden Arten des Wachens, dem äußeren und innren, die gemeinsame Gränze bildet. Alsdann, in einem Augenblick, der öfters vorher, im Zustand des Hellsehens genau vorhergesagt und bestimmt war, wacht der Mensch wieder zu seinem gewöhnlichen, alltäglichen Thun und Leben auf und weiß kein Wort mehr von allen den Tiefen des innren Anschauens und Erkennens, welche er noch eben in seinen Gesprächen durchwandelt hat.

Es wird hieraus, wie wir dieß bereits im Vorhergehenden andeuteten, klar, daß noch eine andre Welt der innren Wirksamkeit für die Seele vorhanden sey, in welche sie sich zurückzuziehen vermag, wenn an dem schlafenden Leib keine Spur jener Wirksamkeit sich zeigt. Was dann in uns geschehen, das wissen wir beim Wiederaufwachen zum gewöhnlichen Leben nicht, öfters aber wird es in seinen in das wache Leben hinüberwirkenden Folgen errathen und geahndet.

Das Erinnern an das, was wir während des gewöhnlichen Wachens gethan und erfahren, entsteht, wie wir später sehen werden, in seinem geistigeren Kreise auf eine ähnliche Weise, als im leiblichen das Riechen. Der Geruch bemerkt (nach §. 18) jenen, den andren Sinnen verborgnen Einfluß, welchen der lebende Nerv bei jeder durch ihn gewirkten Bewegung, bei jeder Annäherung und Berührung auf die umgebende Körperwelt hat; er bemerkt öfters nicht bloß die äußern, durch den Muskel gehenden, sondern auch die bloß innerlichen Regungen des Nervensystemes, bei dem Erwachen thierischer Leidenschaften und Begierden. Auf diese Weise erkennen der nachspürende Hund, wie auch der scharfriechende Indianer, noch viele Tage nachher die unsichtbare (elektrische) Einwirkung eines vorübergehenden Menschen auf den Boden oder auf andre Gegenstände, welche sein Fuß, seine Hand berührten.

In einer noch viel näheren, innigeren Beziehung, als das feinspürende Thier mit dem Leib seines Herrn, stehet die Kraft der gewöhnlichen, wachen Erinnerung mit allen Bewegungen und Rührungen der empfindenden und wirkenden Seele, welche

durch die Wahrnehmungen der Sinnen aufgeregt und durch die Thätigkeit der Glieder äußerlich offenbar geworden. Diese nachspürende Kraft der Erinnerung ist noch viel weniger, als die des Geruches, an eine Zeit gebunden, und wenn jene durch die Macht des Willens oder durch irgend eine äußerliche Veranlassung wieder auf irgend einen innren Weg der Reihenfolge der Eindrücke und Handlungen zurückgeführt wird, welchen die Seele vor länger als fünfzig Jahren durchwandelte, so findet sie öfters die Spuren dieses Vorüberwandelns noch so leicht und frisch, als wäre der Weg erst gestern gemacht; sie bemerkt und erkennt die Gegenstände am Wege wieder in derselben Zusammengesellung und Abwechslung, in welcher sich dieselben damals gefunden. Wie bei einigen Menschen der Geruch durch das Spiel der sogenannten Sympathien und Antipathien mehr für diese oder jene Gegenstände empfindlich ist, so wird auch die Kraft der Erinnerung bei einigen Seelen mehr für die Eindrücke, welche durchs Ohr kommen, bei andren mehr für die Bilder des Auges und ihre Aufeinanderfolge geeignet und befähigt gefunden.

Im gewöhnlichen, wachen Zustand nimmt dann das dem Vorübergegangenen nachspürende Gedächtniß denselben Weg, an welchen die fühlende und wirkende Seele durch ihre Verbindung mit dem Leibe gebunden ist; den Gang, in welchem der Zeit nach Handlung auf Handlung, Empfindung auf Empfindung sich folgten, mit einigen leichten vorübereilenden Blicken auf das, was zugleich geschehen, und was unmittelbar darneben empfunden worden. Es läßt sich dieser Gang mit jenem eines Thieres vergleichen, welches auf Füßen gehet, und welches auf seinem Wege langsam jetzt an diesem, dann an jenem Gegenstande vorüberkommt. Ein solches Thier wird die Gegenstände, welche sich zunächst an seinem Steige finden, bemerken; während ihm andre, oft ziemlich nahe gelegne, ein vorstehender Fels oder ein dichtes Gesträuch verdecken. Die Gränzen des Einwirkens auf die Außenwelt sind dann, so lange die Seele an den gewöhnlichen Verlauf des Bewegens und Fühlens, vom Gehirn aus durch die Nerven nach den Gliedern, von diesen rückwärts nach dem Hirn gebunden ist, eben so beschränkt, als die des Erkennens und der Erinnerung.

Die Seele, sobald sie, mehr oder minder vom Leibe frei geworden, der eigenthümlicheren Weise folgt, hat, so sahen wir bereits oben, einen andren Weg des Wahrnehmens und Erkennens, als den durch die Sinnorgane, einen andren des Wirkens nach außen, als den durch die Nerven und Muskeln. Wie uns im Traume die gewöhnliche Art des Gehens, bei welcher ein Fuß nach dem andren fortgesetzt wird, äußerst schwer, ja unmöglich fällt, leicht dagegen die des unmittelbaren, schnellen Versetzens unsres Wesens an einen fernen Ort, oder das freie Schweben über dem Boden (S. 380); so gleicht auch das eigentliche geistige Bewegen der Seele in den Zuständen des Hellsehens mehr einem Fluge, als einem langsamen Gange; das Wahrnehmen und Erkennen der Außenwelt geschieht wie von oben, aus einer höheren Region her, und die betrachtende Seele überblickt, gleich dem schwebenden Vogel, zugleich und mit einem Male die ganze Aufeinanderfolge der Empfindungen und Handlungen, welche sie im gewöhnlichen, wachen Zustande langsam und allmählich erfährt. Daher wurde in einem von Moritz erzählten Falle, in einem Hellgesicht, welches kurze Zeit vor dem Tode eingetreten, das ganze vergangne Leben, mit allen seinen reichen Erfahrungen und Führungen, mit seinen tausendfältigen Handlungen, in geisterhafter Nebeneinanderstellung und Blitzesschnelle überblickt, und in andren Fällen schien die Geschichte einer ganzen Vergangenheit wie durch eine einzige bedeutungsvolle, nur der Seele verständliche Zahl, oder durch ein einziges Bild ausgedrückt. Wenn dann die Seele im Hellsehen diesen eigenthümlichen Flug genommen, so vermag seinen Spuren der gewöhnliche Gang der Erinnerung eben so wenig zu folgen, als ein vierfüßiges Thier dem Fluge des Vogels. Denn die Aufeinanderfolge und Verkettung des Gesehenen wie des Geschehenen ist hier eine ganz andre, als dort.

Die Seele kann bei dem gewöhnlichen Geschäft der Erinnerung nur das in die leibliche Natur abspiegeln, was sie selber durch den Leib und seine Sinnen erhalten, nicht das, was ihr auf unmittelbarere Weise geworden.

In gewisser Hinsicht darf allerdings der Somnambulismus, in seiner jetzigen Allgemeinheit und besondren Form, als eine

moderne Erscheinung betrachtet werden, welche im Gebiet des Psychischen der neueren Zeit eben so eigenthümlich angehört, als, im Gebiet des Leiblichen, manche Krankheiten, welche, vorher nur in unvollkommener Form und in sehr einzelnen Fällen beobachtet, auf einmal, zu ihrer bestimmten Zeit, als allgemeine Seuchen auftraten. In beiden Gebieten haben dergleichen besondre Ereignisse eine gewisse Zeit ihres allgemeinen Ausbruches und des Abnehmens, und es mag wohl auch die Wirksamkeit des animalischen Magnetismus ihren Gipfel bereits überstiegen haben.

Wenn aber auch jene, für die letzvergangenen Menschenalter so höchst bedeutungsvolle Erscheinung nicht als dieselbe den früheren Zeitaltern und den gesammten Völkern der Erde angehören sollte, so gibt es dagegen andre, welche dem Wesen nach unter sich selber und mit ihr nahe verwandt, in der Form jedoch ebenfalls unter einander verschieden sind und welche in großer Allgemeinheit bei allen Völkern und Zeiten gefunden werden.

Der Leib wird, wie wir oben sahen, im Ganzen auf zweifache Weise für die Seele leicht und durchsichtig gemacht und hierdurch die Seele bis zu einem gewissen, noch im Sinnenleben möglichen Grade, von ihrer Hülle entblößt. Bei der einen negativen Weise wird die Entkleidung von außen, durch leiblichen Mangel und Entziehung aller Sinnesaufregungen herbeigeführt, bei der andren, positiven von innen, durch ein Uebermächtigwerden der selbstthätigen Kraft der Seele über die Kräfte des Leibes. In gewissen Fällen wirken beiderlei Ursachen der Entkleidung der Seele zugleich und gemeinsam, und die Erscheinungen der psychischen Entbundenheit werden dann desto augenfälliger.

Zu der letzteren Art mögen unter andrem viele von jenen Gesichten gehören, welche sich nicht selten an Sterbenden oder gefährlich Kranken ereignen. Nicht selten war an solchen ein Ferngesicht, wie an magnetisch Hellsehenden entwickelt, und eine sterbende Mutter, welche noch in ihren letzten Stunden sehr bekümmert um den weitentfernten Sohn war, hatte auf einmal, durch einen innren Blick die Ueberzeugung von dem Wohlbefinden ihres Sohnes erhalten, so fest und gewiß, als hätte sie bei ihm stehend, ihn mit ihren eigenen Augen gesehen

(m. vgl. auch weiter unten den §. 41). Jener gelehrte Engländer, welcher über Phantasmen viel geschrieben und gedacht hatte, sah sich, wie er dieß in Nicholsons Journal (Bd. XV, S. 295) erzählt, selber, plötzlich von einer visionären Welt umringt, als er einst in großer Gefahr zu ertrinken, alle Kräfte anstrengte den Wellen durch Schwimmen zu entgehen. Denn siehe, mitten im Wasser erblickte er seine Wohnung und andre Gegenstände seiner gewohnten Umgebung vor sich, so lebhaft als schaute er sie genaht, mit leiblichen Augen. Auch Stuart sah, in ähnlicher Gefahr des Ertrinkens, seine Familie vor sich, in so täuschendem Anschein, als wäre sie wirklich bei ihm zugegen.

Auf ähnliche Weise sind auch Schmerz und Noth von außen, zusammen mit der innren heftigen Bewegung des Gemüths nicht selten die Erzeuger der Cassandrischen Weissagungen gewesen, und äußere Enthaltsamkeit hat im Bunde mit einer innren Aufregung von religiöser Art, die Begeisterung der Pythia gewirkt. Zur Verstärkung des innren, aufregenden Momentes haben, scheint es, die zu solchem Geschäft Bestimmten, allerdings auch Einflüsse leiblicher Art, wie etwa, nach einer Aussage des Alterthumes, Dämpfe, der Erde entsteigend, benutzt, doch sind jene leiblichen Einflüsse nie von der Natur der gröber berauschenden Mittel oder der narkotischen Gifte gewesen, wie die es sind, durch welche die Schamanen des nördlichen Asiens den nach ihnen benannten Zustand der psychischen Auflösung erzwingen, welcher vielmehr dem getrübten Hellsehen des Wahnsinnes als dem Somnambulismus verwandt ist. Ein siecher Leib, ein bleiches, aufgedunsenes Gesicht, Augen welche wie von innrer Gluth und äußerlichem Weh zugleich entzündet sind, pflegen den, zum Schamanischen Wahnsinn Geneigten, dem Blick eines erfahrnen Beobachters leicht zu verrathen. Die Mittel, deren sich der Schamane bedient, um seine verarmte Seele aus der krankhaften Dumpfheit des Leibes herauszureißen und sie in die Entzückung des Wahnsinnes zu versetzen, sind nicht bloß die ungeheuren Anstrengungen des Körpers, dessen Glieder zu den widernatürlichsten Bewegungen gemißbraucht werden; sondern zugleich solche Aufregungen, welche der gesunde Mensch als Gifte verabscheut. Denn während in dem Verlauf des immer wilder tobenden Tanzes der Kopf so schnell hin

und her bewegt wird, daß er einer an einem Bande geschwungenen Kugel gleicht; während das wilde Zucken der Glieder, die im Kreise wirbelnde Bewegung des Leibes, in einem, des Anblickes ungewohnten Zuschauer Schwindel erregen, wird noch immer, in den Zwischenaugenblicken des Ausruhens, von dem Tolltänzer ein betäubendes, aus Fliegenschwamm bereitetes Getränk, oder doch starker Branntwein verschluckt, wobei derselbe zugleich Dampf von starkem Tabak in sich haucht. So tritt auch die Schamanische Entrückung nicht mit jenen stilleren, lieblicheren Erscheinungen ein, welche dem innren Wachwerden des Somnambulismus vorauszugehen pflegen; sondern ihre Ankunft wird durch jene furchtbareren Symptome angekündigt, welche die Epilepsie oder die Anfälle des Schlagflusses begleiten. Der Tolltänzer fällt bewußtlos zu Boden; hierauf folgen heftige Zuckungen; ein furchtbares Stöhnen, aus der wie zum Tode gebrochnen Brust, dazwischen Töne welche thierischen Stimmen oder dem fernen Geheul des Sturmwindes gleichen, zuletzt ein Zustand, welcher eher dem Starrkrampf als der Ohnmacht ähnelt. Nicht selten bricht in diesem oder auch schon in einem vorhergehenden Stadium des Tolltanzes ein blutiger Schweiß aus der Haut, besonders des Angesichts hervor. Aus solchem Zustand erwacht der Schamane zuweilen von selber, öfter aber wird er von Andren durch das Klirren metallener Geräthe, oder das Gegeneinanderwetzen von Messern erweckt, zu seinen Zaubersprüchen. Wie ganz anders erscheint aber dieses Erwachen denn jenes, welches wir vorhin beim Somnambulismus beschrieben. Das Gesicht glühet, die Augen, als hätte sie ein ungeheures Entsetzen ergriffen, starren wild vor sich hin, die Glieder hat ein unstillbares Zittern, wie in der Nähe eines ernsten Todtenrichters befallen. Endlich verrathen die erneuten, wilden Bewegungen der Zaubertrommel, daß es Zeit sey dem Sprecher des Verborgenen zu nahen. Die Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen bezeugen es indeß, wie dieß noch aus dem Bericht eines neueren Reisenden hervorgehet, daß nun wirklich in dem Schamanen ein Ferngesicht erwacht sey, dessen nur die Seele, in ihrer (theilweisen) Entbindung vom Leibe fähig ist. Als v. Matjuschkin, welcher den Oberst Wrangel auf seiner Nordpolexpedition begleitete, im Jahr 1820 im Alar

Süült, eine Tagereise von Werchojansk, ein unvermutheter und anfangs unwillkommner Zeuge eines solchen Schamanischen Tolltanzes war, fand er, bei seinem Eintritte in die Jurta den Schamanen bereits mitten in seinem Geschäft der gewaltsamen Selbstbegeisterung begriffen. Dieser Mensch hatte den Fremden nie, noch dieser ihn gesehen; dennoch gab er auf die von Matjuschkin an ihn gerichteten Fragen solche Antworten, welche der spätere Erfolg wirklich als die eines Fernsehers rechtfertigte. Denn, gleich den magnetisch Hellsehenden, gab er eine nachmals richtig befundene Auskunft über die Begegnisse und das jetzige Befinden eines weit entfernten, eben erst aus Wassersnoth erretteten Freundes, so wie über das Befinden Andrer, dem Frager theurer, in der fernen Heimath verweilenden Personen. — Auf dieselbe Weise wie der Zustand einer solchen Entrückung eingetreten, pflegt er sich auch wieder zu enden. Der Schamane stürzt abermals zum Boden, geräth in heftige Zuckungen und Krämpfe und kehrt dann, nur mühsam sich ermunternd, zu der Dumpfheit seines gewöhnlichen Wachens zurück. Auch hierbei wird bemerkt, daß der Wiedererwachte gar nichts mehr von dem Allen weiß, was er während seiner psychischen Entrücktheit gesprochen und gethan hat. Der erwachte Schamane, in dessen Nähe doch nun Matjuschkin schon seit mehreren Stunden verweilte und vor welchem er eben noch als Frager gestanden war, staunte jetzt den Fremden als eine ganz neue, unerwartete Erscheinung an und schien die neuen Fragen, welche jener Beobachter zur weitern Erläuterung der vorhin erhaltnen Antworten an ihn that, so wenig zu verstehen, als jeder andre, der in der Jurta anwesenden Tungusen.

Obgleich dergleichen psychische Erscheinungen, nur noch als schwache Nachwirkungen eines vormals kräftigeren und leichter in die Menschennatur eingreifenden, geistigen Miasma's betrachtet werden können, welches in seiner jetzigen Halberloschenheit meist gewaltsamer Beihülfen bedarf, um zur Wirksamkeit zu gelangen, und obgleich öfters ein leicht zu durchschauender, grober Betrug sich in die Schamanischen Verdrehungen und Verzuckungen der Glieder einkleidet; so wird doch in den meisten Fällen eine ähnliche Unverstelltheit und, wenn man hier den Ausdruck brauchen darf, innre Wahrheit der krankhaften

Erscheinung bemerkt, als die ist, welche der Wahnsinn, oder die Mondsucht haben. Auch die Gaukelpriester der Südseeinseln haben, als sie sich nachmals zum Christenthum bekehrten, es bekannt, daß zwar zuweilen jener Zustand der Entrückung, in welchem sie das Ferne und Künftige zu sehen und zu weissagen pflegten, ein verstellter war, daß sie aber viel öfter, wirklich alsdann außer sich und ihrer selber unbewußt gewesen seyen.

In einem Falle, den ebenfalls Matjuschkin beobachtete, zeigte der Schamanismus jene besondre ansteckende Gewalt, welche nicht selten an den heftigen Gemüthsbewegungen der sogenannten Inspirirten beobachtet worden. Das junge Mädchen, welches für jenes psychische Miasma so empfänglich war, fürchtete sich übrigens vor dieser ihrer innern Beweglichkeit so sehr, daß sie auf jede Weise den aufregenden Einfluß von sich abzuhalten suchte.

Zum Theil von scheinbar reinerer Art sind die Zustände der psychischen Entzückung bei den sogenannten Inspirirten gewesen, welche in verschiedenen Formen, bis in die neueste Zeit, in ihren Umgebungen Staunen und mannichfache Verwirrung erregt haben. Auch hiermit war gewöhnlich, und zwar in ausgezeichnetem Maße, ein prophetisches Hell= und Ferngesicht verbunden. Es ist indeß hier schwer das wahrhaft aus der Natur der Seele Gekommene von dem ihr Angekünstelten zu unterscheiden; noch schwerer aber die feine Gränze zu bemerken, wo sich dem noch eben geistig gesund und heil Erscheinenden eine Gefahr nahet, vor welcher es nicht noth ist zu warnen, da dieselbe in ihrem ganzen Maße in der Geschichte der Schwärmereien und religiösen Meutereien unsrer Tage, so wie mancher früherer Zeiten, offenkundig vor Augen liegt. Hier war es, wo sich häufig Lüge und geistige (wie leibliche) Mordlust am unbemerktesten dem unbewachten Menschenherzen nahten, wenn diesem das einfache Brod des Lebens nicht mehr genügte, sondern wenn es nach einer seltsameren Speise lüstern geworden war.

Eine Hauptgefahr gehet bei allen dergleichen Fällen immer aus jener Verirrung des Erkenntnißvermögens hervor, welche eine ungleich niedrere und bloß krankhafte Erscheinung für eine höhere und gesunde hält: das convulsivische Zucken eines krankhaft aufgeregten Gliedes, für ein Bewegtwerden desselben,

durch den selbstbewußten Willen. Denn wie die Glieder unsres Leibes zu ihren regelmäßigen Bewegungen der hülfreichen und herrschenden Einwirkung des Willens bedürfen, der sich mittelst des Nerven ihnen mittheilt, sonst aber, wenn dieser herrschende Einfluß fehlt, nur in convulsivische Zuckungen gerathen können; so bedarf die Menschenseele bei jener ächten und göttlichen Begeisterung, welche einst die der Propheten war, unausgesetzt des leitenden und herrschenden Einflusses von oben. Das Treiben aller sogenannt Inspirirten der neueren Zeit, ohne Ausnahme, ist, aufs gelindeste geurtheilt, aus einem gemischten Quell geflossen, wobei menschliches Selbstwirken und Machwerk das etwa noch zu ihm gesellte, bessere Element verunreinigten. Dieses unreine Beigemisch offenbart sich dann auch mehr noch im weiteren Verlauf der Erscheinungen, denn es sind wenig Fälle bekannt, wo das Treiben der Inspirirten nicht in Unsauberkeit, ja in Mordscenen geendigt hätte. — China's Jongleurs, so sehr sie sich dessen rühmen, können nicht das Wetter machen noch verändern: und wenn bei den vorhin erwähnten Schamanentänzen die Umstehenden, mitten unter dem Stöhnen des von Krämpfen befallenen Gauklers das Geheul eines fernen Sturmwindes zu vernehmen glauben, so beruht dieses auf einer akustischen Täuschung. Der Wind aber des Himmels, ein Bote Gottes, wehet wann und wo er will, und seinen Gang bezeichnet ein gesundes Athmen und die innre Bekräftigung des Lebens aller Creaturen.

Wir gehen nun wieder zu minder gefährlichen und harmloseren Erscheinungen dieses psychischen Gebietes über: zu jenen Erscheinungen der Entbundenheit der Seele vom Leibe, welche auf negative Weise, durch äußern Mangel und Entziehung der gewöhnlichen Sinnenreize des wachen Lebens begründet werden.

Das Entbehren von fast allem Dem, was in südlicheren, reicheren Ländern der Erde, die Seele beständig wach erhält und zur Selbstthätigkeit antreibt, lässet den Lappländer in seiner mitternächtlich stillen, öden Natur empfänglich werden für einen psychischen Zug, welcher dem Zuge zum Schlafe, ja zum völligen Entweichen der Seele im Tode gleichet. Denn obgleich der Zustand der mit Willen herbeigeführten Entrückung der Seele, welchen namentlich Olaus Wormius bei den lapp=

ländischen Jongleurs beobachtete und beschrieb, einige Aehnlichkeit hatte mit der vorhin beschriebenen Ekstase der Schamanen, so unterschied er sich dennoch dadurch wesentlich, daß ihm sein Ferngesicht in einer Art von tiefer Ohnmacht kam, welche dem Scheintod glich. Diese todtenähnliche Erstarrung dauerte gewöhnlich gegen 24 Stunden, und die Freunde der Schamanen mußten, wie Schäffer versichert, sorgfältig jede Berührung des starren Leibes, jedes laute Getös, vor allem das Aufrufen des Schlafenden bei seinem Namen zu verhüten suchen, weil ein gewaltsames Erwecken desselben Zufälle öfters zu erregen pflegte, welche plötzlich den Tod herbeiführten.

Auch die jetzigen Lappländer sind nach Högström's Beschreibung noch von einer ähnlichen psychischen Disposition. Ein plötzlich und unvermuthet entstehender Schall, ja das laute Abspringen eines Funkens vom brennenden Holze, vermag ihnen Zuckungen und Ohnmachten zu erregen; die stark und heftig lautende Stimme eines Redners versetzt sie außer sich selber; unwillkürlich ahmen sie die auffallenden Bewegungen und Mienen eines vor ihnen stehenden Fremden nach.

Wenn sich auch, wie wir dieß später (im §. 51) betrachten wollen, ein und dasselbe innre, psychische Geschäft bei dem hierin allerdings ganz eigenthümlich gestimmten mongolischen Menschenstamme äußerlich anders gestaltet als bei den Völkern eines andren Stammes; so gehet dennoch das in neuerer Zeit wieder viel besprochene Doppelgesicht der Bewohner der schottländischen und Färder-Inseln aus dem gleichen Grunde der äußerlichen Entblößung und Beraubung hervor, als der ekstatische Zustand der Lappländer. Jene Eilande, welche wenigstens früher als ein vorzüglicher Wohnsitz oder eine Bildungsstätte der Fernseher erschienen, werden den größten Theil des Jahres von der übrigen Erde durch ein stürmisches, mit Klippen durchzogenes Meer, und selbst von den Lichtern des Himmels durch ein nur selten zerreißendes Gewölk und kalte Nebel geschieden. Die einförmige Stille, selbst des Sommers, wird nur durch das Anschlagen der Brandung und das Geschrei der Seevögel unterbrochen; der ganze Winter gleichet dem Grauen der Nacht. Der Besuch und die Nähe eines Fremden wirket (so sagt man) auf einigen dieser Inseln als ein solcher außerordentlicher Reiz

ein, daß sich alsbald, mit ansteckender Gewalt, eine Neigung zum Husten der Eingebornen bemächtigt. Ja ein solches Ereigniß werde öfters Mehreren, wenn das Schiff mit den Fremden noch fern im Meere ist, durch ein Vorausgesicht angekündigt, welches den Seher aufs genaueste die Zahl und Gestalt der neuen Ankömmlinge erblicken lasse. Doch sey dieses nicht der einzige Gegenstand der Voraussicht, sondern diese gehe viel öfter das Schicksal der Befreundeten oder Bekannten an. So sey nicht selten, wie dieß das Zeugniß vieler Menschen, ja ganzer Gemeinden bekräftigte, von einem solchen Seher ein ganz unvermuthetes Ereigniß, welches irgend eine fern abwesende oder auch in der Nähe verweilende Person betraf, mehrere Stunden, ja mehrere Tage vorher verkündigt worden, oder das Doppelgesicht habe Begebenheiten geschaut, welche sich eben jetzt, in einer durch Meer und Klippen geschiedenen, abgelegenen Gegend zutrugen. Der Wille vermöge nichts über diesen seltsamen Zug der Seele; denn ein solcher Seher, welcher, nach Martins Zeugniß, von seinem Seelsorger wegen jener zweideutigen und gefahrvollen Gabe gewarnt und zum Kampf dagegen ermahnt worden war, hatte selbst während des Gottesdienstes den Leichnam des damals noch lebenden Menschen an derselben Stätte vor sich gesehen, wo man diesen bald nachher beerdigte. Zuweilen erscheinen die künftigen Geschichten, welche das Vorausgesicht schauet, von so seltsamer und zugleich unbedeutender Art, daß auch der geschäftigste Witz eines Müßigen nicht auf die Vermuthung eines solchen Zufalles gekommen wäre.

Von den bisher betrachteten Erscheinungen der etwa verwandten Art unterscheidet sich das Doppelgesicht dadurch, daß es meist mitten im Wachen und plötzlich über den Seher kommt; daß es fast immer nur bei Männern, ungleich seltner bei Frauen gefunden wird; daß ihm nur sehr selten krankhafte leibliche Bewegungen oder innre Erschütterungen vorausgehen, und daß es eben so plötzlich und von außen unbemerkbar wieder vergeht. Es gleichet einem Traumgesicht, welches sich unversehens und ohne allen Zusammenhang mit ihnen, mitten in die Begegnisse des wachen Lebens hineindrängt.

Noch mehr und näher dem nächtlichen Traume verwandt ist

der Zustand des gemeinen Nachtwandelns oder der Mondsucht. Hierbei, wie beim Veitstanz, theilet die Seele selbst den Händen und Füßen etwas von ihrer eigenthümlichen Kraft und Weise mit. Der Leib wird in solchen Zuständen öfters zu fast unbegreiflichen Bewegungen und Fertigkeiten geschickt, vermag sich ziemlich lange in Stellungen zu erhalten, welche im wachen Zustande augenblicklich zum Fall führen würden, an Wänden empor zu klettern, findet mit verschlossenen Augen den gefahrvollen Weg über Dachgiebel und hohe Mauergesimse, schmiegt sich durch enge Oeffnungen und Klüfte, welche dem wachen Menschen nie zugänglich schienen. In der That, es scheint hier selbst auf den Leib die Anziehung einer oberen, unsichtbaren Natur zu wirken, welche der Anziehung der unteren, grobkörperlichen Welt: der gewöhnlichen Schwere, so das Gleichgewicht hält, daß diese ihre sonstige Uebermacht über den Körper verliert. Auch den Dingen der Außenwelt theilt die Seele in solchen Fällen öfters eigenthümliche Kräfte mit, läßt die genossenen Speisen und Getränke anders auf ihren Leib wirken, nimmt der Winterkälte ihre lähmende Macht, verwandelt sich, wie im Traume, das nächtliche Dunkel in hellen Tag. Sehr bedeutungsvoll ist dabei die Kraft, welche das Rufen beim Namen auf viele Nachtwandler hat, wenn diese dadurch augenblicklich in das gewöhnliche Wechselverhältniß des wachen Leibes zu seiner Körperwelt zurückgezogen werden.

Bei dem Starrkrampfe mit innrem, geistigen Hellseyn, wie in einem Falle, der in Hufelands Journal erzählt ist, verräth sich, wie im magnetischen Hellsehen, ein neues, die Erkenntniß der Außenwelt vermittlendes Organ in der Gegend der Herzgrube: ein Organ, welches die Stelle der Sinnen des Hauptes vertritt. Von dieser metastatischen Auswanderung der empfindenden Seele in eine ganz andre Region des Leibes ist schon oben die Rede gewesen und wird es noch später seyn.

Viele der hier im §. erwähnten Erscheinungen wiederholen sich in den Zuständen des träumenden Irreseyns der Seele und des Wahnsinnes, zu deren Betrachtung wir einen eignen §. bestimmen.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorstehenden §., so wie der des nachfolgenden, wird zum Theil durch den späteren Verlauf dieser Untersuchungen noch weiter aufgehellt werden; auch vergl. man die Bem. zum §. 27.

Die Seele kann, nach Philo (quod a Deo mitt. somn. 571 — 572 ed. Mang. I, 627), die Behausung des Körpers verlassen — — — sie erlangt dann das nur durch den Geist Erfaßbare (τὰ νοήσει μόνον καταληπτὰ ἔλαχε), während sie durch den Leib nur das Sinnliche empfindet. — M. vergl. Porphyr. vit. Plotin. c. 23. Andre hiemit verwandte Stellen älterer Schriftsteller werden wir bei spätern §§. finden.

Anton Friedr. Mesmer, der wissenschaftliche Begründer der sogenannten magnetischen Heilart (geb. 1734, gest. zu Mörsburg am Bodensee 1815), weckte, besonders in Frankreich, wo er mehrere Jahre lebte und wirkte, bis die Stürme der Revolution seine dortige Thätigkeit unterbrachen, in vielen Seelen, welche allen Glauben an etwas Geistiges verloren hatten, diesen wieder auf. Ueber die oben angedeuteten Erscheinungen des Hellsehens vergl. m. unter den älteren Schriften: Kluge's Versuch einer Darstellung des animal. Magnetismus, Berlin 1811; Gmelin, über den thier. Magnetism. 1788, und desselben Materialien für die Anthropologie; Wienholts Heilkraft des thier. Magnetism. 1802, und desselben Beitrag zu den Erfahrungen des thier. Magnetism. 1787; Heineckens Ideen und Betracht., den thier. Magn. betreffend, 1800; Wolfarts Darstell. einer lebensmagnetischen Cur, 1812; die Zeitschriften, diesen Gegenstand betreffend, von Eschenmeyer, Kieser und Nasse. Höchst bedeutungsvoll und wichtig sind zwei Schriften unsrer Tage, auf deren Inhalt wir noch öfters zurückkommen werden: die Seherin von Prevorst von Justinus Kerner 1829, und die Wahrnehmungen einer Seherin von F. v. Meier, Hamburg 1827 u. f.

Zu mehreren der im §. beschriebenen Erscheinungen, welche durch eine (theilweise) Entbindung der Seele vom Leibe bewirkt werden, vergl. man Olaus Wormius, Mus. L. IV, c. 12 p. 385; Ol. Magn. Epitom. histor. septentr.; Joh. Schaeffer. descript. Lappon.; Meiners Religionsgeschichte; derselbe üb. symp. Reizb. as. Völk. im Götting. Hist. Mag. II, St. 1 S. 40 u. f. Georgi's russische Völkersch. S. 329; Kranz Missionsgesch. v. Grönl. S. 268; Pallas' Reisen Th. III S. 62 u. f. 83, 84, 305 u. f.; Plessings Memnonium. — Die schetländischen und Färöer Inseln waren schon in alter Zeit als eine Heimath seltsam psychischer und dämonischer Erscheinungen bekannt, m. vergl. Euseb. praepar. ev. L. V, c. 9; Beda venerab. h. e. IV, c. 28. In neuerer Zeit haben sich Dan. Martin und Hippert in s. Andeut. zur Phil. d. Geistergesch., so wie Horst in s. Deuteroskopie mit dem sogen. zweiten Gesicht der Schottländer ausführlicher beschäftigt. Diese psychische Erscheinung scheint wenigstens nach MacCulloch Beschr. der westl. Eilande II, S. 32 sehr im Abnehmen, wo nicht gar am Verschwinden.

Ob die seltsamen Berichte über das sich selber Sehen, über das Doppelt- oder an verschiedenen Orten zugleich Erscheinen, welches, nach der Aussage des Alterthums, schon an Pythagoras beobachtet worden (m. vergl. über diese und andre ähnliche Aussagen über jenen wundervollen Weisen: Porphyr. vit. Pythagor.; Jamblich. de vit. Pyth.; Ael. var. hist. II, 26; Diog. Laërt. VIII, 1—50), überhaupt, oder ob gerade hier bei diesem §. erwähnt werden sollten? lassen wir unentschieden. Wollen wir übrigens auch auf diese merkwürdigen bis in die neueste Zeit sich fortsetzenden Erscheinungen hier einen Blick werfen, so werden sie sich nur von zweifacher Art zeigen. Die einen könnte man als Folge einer fast vollkommnen Scheidung der noch mit dem sichtbaren Leibe bekleideten Seele aus ihrer gewöhnlichen Behausung betrachten,

die andern erinnern an die alte Lehre von den Schutzengeln (nach §. 4), oder sie scheinen selbst in einigen Fällen im Gebiet des Psychischen jenen krankhaften Verdopplungen ähnlich, welche zuweilen am leiblichen Menschen beobachtet werden, wenn der eine mit der sichtbaren Außenwelt in Berührung stehende vollkommen ausgebildete Leib in seinem Innern noch einen andern mit ihm zugleich erzeugten verborgenen Leib trägt und ernährt (m. vergl. oben beim §. 21 die S. 271). Mehrere Fälle von Doppelerscheinungen eines und desselben Menschen erzählt Horst a. a. O., darunter einen von ihm selber beobachteten II, 140.

Das Nachtwandeln oder der Zustand der Mondsucht ist näher als der Traum mit dem eben erwähnten magnetischen Hellsehen verwandt. Es ist ein Traum, mit der Befähigung zur willkürlichen, geregelten Bewegung, und zur sinnlich wahrnehmbaren Mittheilung nach außen. Es sind auch hierbei die Kräfte des Leibes in einem vergeistigten ungewöhnlichen Zustand; jene der Seele auf ganz eigenthümliche Weise entbunden und erhöht. So kletterte der adelige Jüngling, von welchem Greg. Horst erzählt, als Nachtwandler an einem Seil empor, auf den Giebel des Daches, um da ein Nest junger Vögel auszunehmen, das er im Wachen bemerkt hatte. Ein Andrer bewegte im Zustand des Nachtwandelns eine, sonst für seine Kräfte zu schwer scheinende Leiter, und kletterte dann noch, auf eine den Wachenden unbegreiflich scheinende Weise, jenseits dem Ende der Leiter gegen zwei Mannshöhen hoch, an der Wand eines Thurmes bis zu einem Fenster empor, an welchem er am Tage ein Nest der Mauerschwalben gesehen. Bei dem jungen Mädchen, von welchem Unzer in seinem Arzt, 71stes Stück S. 295, berichtet, fanden sich, während des Nachtwandelns, die Geisteskräfte in sehr hohem Grade verstärkt. Sie vermochte dann Melodien, die sie nur ein oder etliche Male gehört, vollkommen richtig nachzusingen, und antwortete auf alle ihr vorgelegten Fragen sehr angemessen und verständig. Eben so vermochte der Schlafwandler, von welchem Feder in Moriz Magazin II. B. 2tes St. S. 85 erzählt, so wie er es im Wachen nie konnte, Stücke auf dem Clavier frei aus dem Kopfe zu spielen, und er war dann auch der fremden Sprachen, deren Erlernung ihn auch im Wachen beschäftigte, in ungewöhnlichem Maße mächtig. Wenn jedoch la Mothe le Vayer von dem Bürger le Ferre zu Rouen versichert, daß er im Zustand des Schlafwandelns auf Fragen, welche in den verschiedensten — auch außereuropäischen — Sprachen an ihn geschahen, in denselben Sprachen wieder geantwortet, so möchte dieses wohl nur Wenigen glaubwürdig und begreiflich erscheinen, während die Geschichte der Madame de Pile in Gascogne, welche als Schlafrednerin das Spanische, das sie im Wachen kaum verstanden, fertig gesprochen, sich eher noch an die anderwärts beobachteten Thatsachen von verwandter Art anschließen läßt. Eben so jene Erzählungen von Schlafwandlern, welche in Nudows Theorie des Schlafes, so wie in Muratori's Werk über die Einbildungskraft Th. 1 S. 515 (nach Meghellini's und Pigatti's Beobachtung im Journal encyclopédique 1762, Jul.) mitgetheilt sind. Besonders auf die Geschichte des Haushofmeisters eines Grafen (bei Nudow) beziehen sich mehrere der oben aufgestellten Bemerkungen über das Nachtwandeln. Das 20jährige Mädchen zu Montpellier, das S. de la Croix (Hist. de l'Academ. royale des sciences, an 1742 p. 409) beobachtete, war zuerst kataleptisch, und auch der Zustand des Somnambulismus entwickelte sich jederzeit aus dieser todtenähnlichen, kataleptischen Starrheit, und endete dann wieder in derselben. M. v. auch noch die Geschichte eines merkwürdigen Nachtwandlers in der Histoire et Mémoires de la Société des sciences physiques de Lausanne, Tom. III, Mémoire p. 34 und p. 98 (1787), und jene des 17jährigen Mädchens, welche

Digitized by Google

Unzer a. a. O. aus den Breslauer Sammlungen entlehnt hat. Besonders merkwürdig erscheinen jene Zustände des Nachtwandelns, davon ein Beispiel in meiner Symbolik des Traumes erzählt ist, jene Zustände, worin sich mit auffallender Treue alles das wiederholt und nachbildet, was dem Nachtwandler während des vorhergehenden Wachens begegnet war.

Vom psychischen Irreseyn und dem Wahnsinne.

§. 27. In der Geschichte des Leibes hat öfters der kranke Zustand über die inwohnenden Kräfte und Wechselbeziehungen der einzelnen Organe tiefer gehende und bessere Aufschlüsse gegeben, als die Beobachtung des gesunden Verlaufs des Lebens. Auch über die Geschichte der Seele verbreitet die Betrachtung der krankhaften Abweichungen und Verirrungen ein dämmerndes Licht, welches dann von einem weiteren, wissenschaftlichen Forschen die nöthige Klarheit und Sicherheit empfängt. Wir verweilen hier vor der Hand bloß bei der äußren Betrachtung der Erscheinungen, deren innrer Grund uns erst später durch die Lehre vom Selbstbewußtseyn deutlicher werden kann.

In einigen Krankheiten, von welchen zum Theil oben schon die Rede gewesen, spielet gleichsam ein fremdes Leben mit unserem Leibe; erzeugt und bildet sich mitten in diesem seinen eignen, neuen Leib. Es dienet der Entwicklung dieses krankhaften Afterorganismus ein Theil der bildenden Kräfte und Säfte des Leibes; selbst die Thätigkeit der Nerven nimmt nach den neuen Gebilden der Beulen und wuchernden Auswüchse eine vorwaltende Richtung, und es ist in jenen eine eigenthümliche Kraft der Fortpflanzung und Weiterzeugung der Art, wie in den Geschlechtern der Pflanzen und Thiere.

Wie in diesen Krankheiten der bildenden Seele eine andre, fremde Leiblichkeit, statt der eignen, aufgedrängt wird, in der Tollwuth selbst die Natur des Hundes; so geschieht dieß beim geistigen Irreseyn und beim Wahnsinn selbst der empfindenden und denkenden Kraft der Seele.

Wenn es uns zuweilen im Traume begegnet, daß die Seele vom eignen Leibe frei geworden, mit einer ganz fremden, äußeren Persönlichkeit sich überkleidet, — wenn jener Jüngling, von welchem ein Psycholog erzählt, im Zustand der leiblichen Trunkenheit plötzlich so ganz in das Wesen eines

gegenwärtigen Freundes sich versetzte, daß er den Verlust, den dieser erlitten, für seinen eignen hielt und als solchen beweinte; so sind dieses nur Versuche der aus ihrem Leibe entrückten Seele, sich mit einer neuen Leiblichkeit zu versorgen: Versuche deren Einfluß auf die fremde, begehrte Persönlichkeit wir freilich nicht ganz kennen, welche jedoch für den weiteren Verlauf des innren Lebens ohne augenfälligen Erfolg bleiben. So ist es nicht im Wahnsinn. Die fremde und falsche Persönlichkeit, mit welcher hier die Seele sich überkleidet, ist so bleibend und fest stehend, als die eigentliche und eigne.

Fälle, wie jene, welche Darwin, Gmelin und Abel erzählen, wo die fremde Persönlichkeit noch abwechselnd mit der eignen angezogen und wieder abgelegt wurde, bilden den Uebergang aus dem gewöhnlichen wachen Leben in das Scheinleben des Wahnsinnes. Das Mädchen bei Gmelin war abwechselnd an jedem andren Tage in ein Wahnleben entrückt, in welchem sie ihre eigne Umgebung, ihr ganzes früheres Seyn und Leben nicht mehr kannte, oder sich fremd dagegen fühlte. Sie war in diesem Wahnleben eine unglückliche, ausgewanderte Französin, auf deren Herzen die Erinnerung einer ganzen, langen Leidensgeschichte lastete, sprach dann geläufiger, als jemals sonst im Wachen, Französisch, und gebrochen Deutsch. Ihre Eltern und Freunde waren wohlthätige, gute Menschen, die sich hier im fremden Lande ihrer angenommen hatten, sonst aber ihr völlig fremd. Bis dann jederzeit am darauf folgenden Tage die wahre, von der innren Wahngestalt verdrängt gewesene Persönlichkeit wieder aufwachte, welche von Alle dem, was jene gestern gethan und gesprochen, nichts mehr wußte, sondern mit klarer Erinnerung wieder in die Reihe des gewöhnlichen, gesunden Verlaufs des Lebens, von Kindheit an bis jetzt, eintrat, während die innre Wahngestalt, wenn sie am dritten Tag erwachte, ihre Erinnerungen da wieder anknüpfte, wo sie vorgestern abgebrochen war.

Hier, so wie bei dem nervenkranken Mädchen, welches Heinecken beobachtete, als dasselbe den Schieferdecker des benachbarten Thurmes in seiner gefahrvollen Stellung gesehen, war es Mitleid, welches die leicht bewegliche Seele in die fremde Persönlichkeit hineingezogen hatte.

Es reihen sich hieran solche Fälle der Versetzung und Entrückung der Seele, wie die sind, welche neuerlich Justinus Kerner in seiner Seherin von Prevorst mittheilte. Die Kranke wurde durch Berührung mit einem fremden, kranken Körper so ganz in die Natur desselben verbildet, daß sie im hohen Maße alle Leiden, alle Schmerzen desselben fühlte, und daß an ihrem Leibe, auch dem Arzte und allen andern Umstehenden sichtbar, alle die krankhaften Erscheinungen hervortraten, wozu die Anlage und Neigung im fremden, von ihr mittel- oder unmittelbar berührten Körper war. In einigen andren Fällen hat die Verbildung der Seele in eine oft mit Rührung betrachtete Gestalt, an der äußren Hautfläche, statt der fremden Wunden, blutende Stellen hervortreten lassen, und in den eignen Körper die Schmerzen des andern übergetragen.

Wenn auch in krankhafter Ausartung, zeigt uns doch der Wahnsinn im hohen Grade jene merkwürdige Kraft unsrer Seele in ein fremdes Bild sich zu verwandeln, und dieses statt des eignen Leibes an sich zu tragen. Was die Seele beim Entstehen ihres Irrganges der eignen, äußren Persönlichkeit entfremdet, ist zum Theil ein leiblicher, öfter jedoch ein geistiger Grund. Bei dem letzteren verweilen wir zuerst.

Es ist in einigen Fällen jene „Traurigkeit" gewesen, von welcher die Schrift sagt, daß sie „den Tod wirke," welche die Seele, der man Alles genommen, was ihr lieb und theuer gewesen, zur Auswanderung aus ihrer eignen, verarmten Persönlichkeit, in eine fremde angetrieben. Da hat sich dann die verlassene und gequälte einen neuen Wahnleib und eine Welt des Traumes geschaffen, in welche sie die dunklen Erinnrungen ihrer empfundenen Lust und Schmerzen hineingetragen, oder nach eignem Gefallen das sich wiedergegeben, was ihr im gewöhnlichen Leben genommen worden. Jene Esther L** hatte auf diese Weise all ihr früheres Unglück, von welchem sie gar keine Erinnrung mehr zu haben schien, mit einem fremden, erträumten vertauscht, welches gegen das vorhergegangene, wirkliche, noch immer ein sehr erträgliches war. Denn jetzt, in diesem Wahnleben, hatte man sie doch nicht des geliebten Gatten und Kindes, so wie der Freiheit beraubt, sondern bloß des vermeintlichen, väterlichen Erbgutes, das

Kind aber (eine Puppe von Holz, welche die Unglückliche mit Zärtlichkeit beachtete und pflegte) lebte doch noch. Bei der Betrachtung solcher Seelenkranken freut sich der theilnehmende Geist der Hoffnung, daß diesen Armen der Wahnleib mit allen seinen Qualen im Tode werde abgenommen, und statt seiner ein wahrer in ein höheres Bild verklärbarer solle wieder gegeben werden.

In andren Fällen trug die Traurigkeit jenen Charakter, in welchem sie den Tod wirkt, noch ungleich furchtbarer an sich. Ein ungerechter Mißmuth über das Mißlingen der eignen Wege, ein unersättlicher Hochmuth und Ehrgeiz, welcher in dem Bereich des gewöhnlichen Lebens keine Befriedigung finden konnte, führte hier jenen innren, dem Selbstmord ähnlichen Act herbei, dessen unmittelbare Folge der Wahnsinn ist. Denn gleich dem Selbstmörder, der das eigne Fleisch auf unnatürliche Weise hasset und umbringt, stoßen jene Unglücklichen Alles, was ihrer innren Persönlichkeit angehört: jeden Gedanken des Trostes, der Freude, der Lust am täglichen Geschäft von sich. Wie jener Cassenamtmann, welcher Tag wie Nacht nichts Anderes mehr hören und sehen wollte, als seine durch einen unbegreiflichen Fehler im Addiren verunglückte Rechnung, sein Ohr und Herz der liebenden Stimme der Gattin und Kinder und jedem höheren Trost verschloß: so ziehen sich die aus Mißmuth oder Hochmuth an der Seele Verunglückenden selber und freiwillig in den dumpfen Kerker ihres irrenden Sehnens zurück. Alles, was ihr war, das wollen sie nicht, das hassen sie; sie wollen ein Fremdes, das nicht für sie gehört. So wird zuletzt, zwar auf andre Weise als durch das tödtende Messer und den Strick, durch dieses Abstoßen und harte Verläugnen der eignen Persönlichkeit, die Seele entleibt wie im Selbstmorde.

Der des eignen Leibes ledigen wird nun der neue, ersehnte: ein Wahnleib gegeben. Der Geisteskranke ist jetzt zu einem Fürsten oder König, ja zu einem Gott geworden. Es ist ein geisterhaftes Dunkel, in welches uns der weitere Verlauf des Wahnsinnes blicken läßt. Zuweilen ungewöhnliche Fähigkeiten und Kräfte der Seele, im Erkennen wie im Wirken; ein Vorausgesicht der Zukunft, ein Hineinblicken in fremde

Seelen und Leiber, eine ungemeine Fertigkeit im Ausdruck, selbst in gebundner Rede, ein Witz und Scharfsinn, welcher sich öfters in den treffendsten, schlagendsten Antworten verräth.

Auch dem Leibe theilt der Wahnsinn jene ungewöhnlichen Kräfte mit, in denen alsbald das Vorwalten der eigenthümlichen Natur der Seele erkannt wird, wie am krankhaften Zahn, wenn selbst der Knochen Empfindlichkeit empfängt, die vorherrschende Weise des Nerven. Selbst die kräftigsten Arzneimittel, wenn sie der Wahn des Seelenkranken in Wein oder ein andres Getränk sich umgestaltet, verlieren ihre gewöhnliche Wirksamkeit; Kälte und anhaltendes Fasten, in einem Grade, worin sie andre Male tödtlich seyn würden, schaden dem innerlich verwandelten Leibe nicht mehr. Die Glieder haben dieselbe Beweglichkeit und Beugsamkeit, wie bei Nachtwandlern und Hellsehenden: die Nacht wird durch ein von innen kommendes Licht erhellt.

Eine gewisse Eigenthümlichkeit des Wahnsinnes erinnert an die Weise des Traumes. Im Traume denkt und spricht nämlich die Seele, statt in Worten der gewöhnlichen Sprache, öfters in Bildern. Wir errathen zuweilen, wenn wir beim Einschlafen uns selber in die Vorhallen des Traumdeliriums folgen, noch leicht die Bedeutung jener Bilder, wir wissen, daß unter ihnen die Seele jetzt dieß, dann jenes andeuten wolle. Neben jener eigenthümlichen Gestaltensprache, in welcher der jetzt sinnende Geist arbeitet und sich bewegt, läuft zuweilen auch noch die Wortsprache im Zustand des Halbschlafes her; irre, unverständlich und ohne Zusammenhang, vergebens sich abmühend, dem blitzesschnellen Gange der Seelensprache in ihre Tiefen und Höhen zu folgen.

In einigen Krankheiten hat man bei einem vollkommnen innren Klarseyn und Selbstbewußtseyn ein Unvermögen eintreten sehen, die innren Vorstellungen mit dem anpassenden Worte zu bezeichnen. Es wurde, statt des eigentlichen Ausdruckes, für das begehrte Getränk etwa das Wort Holz ausgesprochen; statt Bette: Gras; statt Fenster: Luft. Was der Kranke sprach erschien den Umstehenden sinnlos, und dieser quälte sich vergebens ab, das was ihm im innerlichen Bilde so klar und deutlich gewesen, auch den Hörenden deutlich zu machen.

So konnte auch in einigen Fällen beim Wahnsinne eine innerlich folgenreiche Fortbewegung und Thätigkeit der denkenden Seele, in ihrer eigenthümlichen Bildersprache statt finden, ohne daß sich dieselbe im hörbaren Worte nach außen zu offenbaren vermöchte.

Zu dieser Vermuthung führen uns die Geschichten von solchen Wahnsinnigen, an denen beim Wiedererwachen aus dem langen Irrwahn, eine wirkliche Weiterbildung der Seele merklich schien. Wie bei jener Frau, in der Uckermark, welche im November 1781 in ihrem sieben und vierzigsten Jahre starb. Sie war 20 Jahre wahnsinnig gewesen, doch hatte sie diese innre Verirrung nie zu wilden Ausbrüchen der Thierheit geführt, und in solchen freien Zwischenzeiten, in denen zuweilen das Selbstbewußtseyn wiedergekehrt war, bemerkte man an ihr eine rührende Ergebung des eignen Willens in einen höheren, der Alles lenkt. Als sie, vier Wochen vor ihrem Tode, ganz von ihrem Wahnsinne genas, setzte sie Alle, welche sich ihrem lehrreichen Sterbebette genaht, durch die Klarheit, Innigkeit und Tiefe ihrer eindringenden Reden in Staunen. Es war hier mehr, als jene oft bewunderte Fertigkeit im Ausdruck, welche man an gewöhnlichen Hellsehenden bemerkt; es waren die Worte einer Seele, welche mitten im tiefsten, innren Leid und Schmerz geläutert und in ein höheres göttliches Bild verklärt worden war, weil sie sich in jenem innersten Kreise, den kein äußres Auge durchschaut, fest auf einen Grund gestützt, welcher das Leben aufrecht hält und ernährt, weil er selber das Leben ist.

In diesem, wie in einigen ähnlichen Fällen, hatte der Wahnsinn eine materielle Ursache gehabt, welche den gewöhnlichen Wechselverkehr der Seele mit dem Leibe hemmte. Zuweilen, wie bei den sogenannten Versetzungen der Milch- und andrer Absonderungen der unteren Region des Leibes nach dem Gehirn, scheint allerdings die gesunde, vom Gehirn auswärts und abwärts durch die Nerven gehende Richtung der Seelenthätigkeit durch einen gröber körperlichen Stoff gehemmt, welcher dieselbe auf sich ablenkt; es sind aber hierbei immer ganz vorzüglich jene feineren, unwägbaren Principien geschäftig, welche das Mittelglied zwischen der Seele und dem Leibe bilden, und welche wir im nächsten §. betrachten wollen. Diese, an irgend einem krankhaft erregten Punkt des Leibes sich übermächtig ver-

stend, bewirken eigentlich die erwähnte Hemmung. Sie sind gleichsam ein äußrer Leib der Seele, durch welchen sie auf ihren Körper wirkt, wie an diesem selber die Nerven durch die Muskeln und Knochen der Glieder hinauswirken auf die äußre Umgebung. Wie selbst in dieser innren Region ein Uebermächtigwerden des untergeordneten Materials die Herrschaft des oberen, waltenden Princips beengen und beeinträchtigen könne, wird uns im Verlauf dieser Untersuchungen deutlicher werden. Wenn die Alten die wirksame Seele zum Theil mit einem Hauch verglichen, so könnte man, diesem Bilde weiter folgend, sagen, daß in solchen Zuständen der tönende Hauch nur darum nicht mehr hörbar sey, weil er einen Ausgang nach einer andren Richtung hin gefunden, als jene nach dem äußren Leibe ist. Die Seele, wenn sich zu ihrem Wirkungskreis jene vermittelnden Principien übermächtig hinzudrängen, welche ihr näher verwandt sind, als der wägbare Leib, findet in jenen einen geheimen Ausweg ihres Verkehres mit der Welt, auf welchem sie selber, und das was sie thut, dem gewöhnlichen Auge unverständlich und unbemerkbar ist.

Wie aus den Zuständen des gewöhnlichen Hellsehens, wenn auch alles das, was die Hellsehende sprach und that, beim Erwachen ganz aus der Erinnerung verschwunden ist, zuweilen ein Vorsatz, und die Thatkraft zu seiner Ausführung mit hinüber genommen wird ins wache Leben, so kann auch aus dem der Beobachtung unzugänglichen, innren Bewegen, der ohne ihre Schuld entleibten Seele, in solchen Fällen, wie der vorhin erwähnte war, der Gewinn, welchen der still erduldete Schmerz im Verborgenen getragen, und das Resultat, welches die ohne Aufhören thätige Seele in ihrem fortwährenden Bilden und Gestalten errungen, übergetragen werden auf das wiedererwachte gewöhnliche Leben der Leiblichkeit.

Auf den Leib eines Schlafenden setzen sich, ungescheut, die Fliegen unsrer Zimmer, die der Wiedererwachte ohne Mühe verscheucht; auf einen verwesenden Leichnam setzt sich jenes ekelhafte Geschmeiß, welches sich selber und seine noch künftige Brut aus der Fäulniß ernährt. So walten auch mit dem, beim Wahnsinn entseelten Leibe fremde Kräfte, wie eben zufällig erschallende Töne der Luft in einem besaiteten Instrument nach-

hallen. Es sind jedoch diese fremden Kräfte, in den Wahnsinnigen der verschiednen Art, selber von verschiedner Macht und Art: einige minder ekelhaft und furchtbar, andre sind dieses mehr, und diese zeigen sich offenbar in gewissen Zuständen dieser Art einheimischer und bleibender, als in andren.

Verwandt mit den Irrfahrten der Seele im Wahnsinn, ist in mannichfaltiger Hinsicht der Traum. Man hat deßhalb mit vielem Anschein von Recht den Wahnsinn eine Umkehrung des gewöhnlichen Wechselverhältnisses des Wachens und Schlafens genannt: der Wahnsinnige schlafe, träume und rede im Traum mit offnen Augen, und mit dem Anschein eines Schlafenden. Gewiß ist, daß die gewöhnlicheren und häufigeren Träume jener Classe, welche der wachen Erinnrung zugänglich ist, dem Irregehen des Wahnsinnes sehr ähnlich sehen. Es ist in ihnen eine Verkettung der Vorstellungen, welcher die gewöhnliche Ordnung des wachen Denkens eben so fremd ist, als jener des Wahnsinnes; ein blitzschnelles Hinüberspringen von Zeiten auf Zeiten, von Räumen auf Räume, welche in unsrer sogenannten Wirklichkeit durch fast unermeßliche Klüfte geschieden sind. Auch im Traume waltet zuweilen ein Etwas, wie ein fremder Wille mit unsrem Wesen: ein Wille, welcher diesem im Wachen fremd ist. Oder er versucht es wenigstens mit uns auf seine Weise zu walten, andeutend, durch den mehr oder minder gelingenden Versuch, daß seinem Einfluß auf unser Innres noch Zugänge offen stehen, welche der wache Wille nicht verwahrt, vielleicht nicht einmal bemerkt hatte. In dieser Hinsicht wird der scherzhaft gaukelnde Traum selbst dem tiefer wohnenden Ernst zum Lehrer und Warner.

Es sind auch im Traume, wie schon öfter erwähnt, die höheren Kräfte des innren Menschen vorherrschend: der Witz und die Schnelligkeit beim Aneinanderreihen der Vorstellungen, die Macht und Tiefe des Ausdruckes, das Ferngesicht, welches das längst vergessen geschienene Vergangene eben so hell beleuchtet, als das noch Künftige. Denn daß im Traume zuweilen prophetische Kraft sey, erkannte schon das Alterthum mit Recht an, und es hat die neuere Zeit die häufig wiederkehrenden Thatsachen, welche jenes Ferngesicht bestätigen, nicht hinwegläugnen können.

Dieses Ferngesicht des Traumes gehet zuweilen, gleich den Warnungen und Voraussagungen des Sokratischen Dämons, die näher oder ferner liegenden wichtigeren Schicksale des Träumers oder der ihm nahe verbundnen Personen an. Träume dieser Art, welche vor einer nahen Gefahr des innren Menschen warnten; Träume, welche mit voller Sicherheit und Klarheit den Tod eines damals noch gesunden, innig geliebten Menschen voraus verkündigten, oder welche unter stets sich gleich bleibenden symbolischen Bildern eine eigne, nahe Krankheit andeuteten, kenne ich aus eigner Erfahrung, und kann ihr wirkliches Vorkommen bezeugen. Dergleichen Fälle finden sich aus älterer wie aus neuerer Zeit eine große Zahl aufgezeichnet. Ein bedeutungsvoller Traum des Vaters war es, der dem Galen endlich zu seinem eigentlichen Berufe: der ausübenden Arzneikunde, den Weg bahnte. — Um nur aus neuerer Zeit ein hieher gehöriges Beispiel anzuführen: es wurde dem Professor der Theologie und ersten Director des Collegii Fridericiani zu Königsberg, Doctor Lysius, in dem trostreichen Ferngesicht eines Traumes, die Stätte seiner künftigen Wirksamkeit als Theolog gezeigt, zu einer Zeit, wo der durch mannichfache Noth gebeugte Mann nahe daran war den Beruf seines Lebens ganz aufzugeben. Ueberhaupt sah dieser Doctor Lysius, dessen innre und äußre Erfahrungen Reichardt in seinen Beiträgen (B. I.) auf eine vielen Seelen erfreuliche Weise bekannt gemacht hat, im Traume und traumverwandten Gesichten, mehrmalen Ereignisse mit Bestimmtheit voraus, an deren Eintreffen damals noch nicht zu denken war, obgleich die genaue Erfüllung, wodurch sich die Wahrheit jener Fernblicke bewährte, ihn niemals in seiner philosophischen Zweifelsucht an der Bedeutung der Träume störte, oder den seltsamen, natürlichen Widerwillen, welchen der nüchterne Mann gegen alle Erscheinungen dieser Art hatte, zu heben vermochte. Denn es wird nicht selten beobachtet, daß gerade solche Menschen, welche eine ganz besondere Anlage zu dergleichen psychischen Zuständen haben, mit allen Kräften ihres wachen und verständigen Zustandes dagegen kämpfen, wie die Pythia öfters dazu gezwungen werden mußte, daß sie dem innern Zug zum Weissagen sich hingäbe. — Dem Philologen Ernesti, damals kaum dem Knabenalter entwachsen, wurde im Traum mit größ=

ter Genauigkeit das Zimmer, das Behältniß und der Ort in diesem angezeigt, wo sich ein Actenstück aufbewahrt fand, durch dessen Ermanglung seine Familie, nach dem Tode des Vaters, in eine sehr peinliche Verlegenheit versetzt worden war.

Wenn in allen diesen Fällen das Vorausgesicht des Traumes einen etwas ernsteren, pythischen Charakter an sich trug; so hat es dagegen in andern ganz jenes leichtere Alltagsgewand getragen, welches bei dem magnetischen Hellsehen gefunden wird, wenn sich dieses auf ganz unbedeutend scheinende, künftige Ereignisse bezieht. Hievon erzählt uns Gassendus aus dem Leben des berühmten Peirescius ein Beispiel. Dieser gelehrte Mann, welcher ein leidenschaftlicher Sammler von Alterthümern war, befand sich einst (im Jahre 1610) in Gesellschaft des Jacob Raynerius auf einer Reise nach Nimes. Als in der Nacht vor ihrer Ankunft in Nimes beide schliefen, da wird Raynerius durch ein unverständliches, lautes Sprechen des Peirescius aufgeweckt und bemerkt, daß dieser wie im schweren Traume redet. Er ruft ihm und fragt ihn zugleich, was ihm denn Neues im Traume vorkomme? — Da antwortet Peirescius: „ei welch' angenehmen Traumes hast du mich beraubt. Ich war, so däuchtete mich, eben in Nimes, wo mir ein Goldschmied die goldene Münze des Julius Cäsar zum Auswechseln anbot.“ — Am Morgen wird denn die Reise nach Nimes fortgesetzt. Dort angelangt, beschließt Peirescius vor dem Mittagessen noch ein wenig in der Stadt umherzugehen. Siehe, da trifft er auf denselben Goldschmied, der ihm im Traume vorgekommen war, fragt diesen, ob er etwa seltene Münzen besitze, und erhält die Antwort: ja, er habe die goldene Münze des Julius Cäsar. Diese kauft denn Peirescius, fröhlich über den seltnen Fund, so wie über den Traum, der ihn erst zu jenem Goldschmied hingewiesen hatte.

Einer besondern Bemerkung scheinen noch jene Träume werth, welche mehreren Menschen zugleich und fast ganz in derselben Form kamen. Auf diese Weise träumte dem Dr. K. W. Justi und seiner Gemahlin in derselben Nacht ein und derselbe Traum, welcher den Tod eines geliebten Kindes vorausbedeutete. Das Auffallendste hiebei war, daß dieses Nachtgesicht nicht mit klaren Worten den Trauerfall ansagte, sondern ihn in einem Bilde

vorausbedeutete, welches sich beiden Eltern als dasselbe zeigte. Denn einem wie dem andern war das Kind auf einer grünen Aue aus den Händen und Augen verschwunden; im Traum Beider, erschien der Ort, wohin der Entflohene aufgenommen ward, als ein Palast.

Obgleich daher schon Aristoteles vor einem zu hoch Erheben und Ueberschätzen auch der richtig vorbedeutenden Traumgesichte warnt, aus dem einfachen Grunde, weil sie dem Ruchlosen eben so häufig widerfahren als dem Frommen, darf dennoch diese alltägliche Gabe der Seele in ihrem Werthe, vielleicht selbst als Bildungsmoment des innern Menschen, auch nicht zu tief herabgesetzt werden.

Wir fügen noch einige andere Bemerkungen über den Traum bei.

Die meisten Träume der Nacht finden zu der wachen Erinnerung eben so wenig Zugang, als die Gesichte und Reden des Hellsehens, und es ist öfters das Zeichen eines ganz vollkommnen und gesunden Schlafes, daß er, wie die Ohnmacht, ohne erinnerliche Träume ist. Jene Sprache, welche alsdann der selbst im Schlafe thätige Geist im innren Grunde der Seele vernimmt, ist eine andre, als die, welche das Ohr hört und die Zunge spricht; sie wird in der Region des gewöhnlichen, leiblichen Zustandes eben so wenig verstanden und vernommen, als das inwendige, geistige Selbstgespräch eines denkenden Mannes vom Ohr der Umstehenden. Es scheint beim tiefen Schlafe allerdings, als sey in ihm gar kein innres Aufmerken auf die umgebende Außenwelt und ihre Bewegungen. So wie aber, nach einer schon erwähnten Beobachtung, die Seele im Zustande des Hellsehens es wußte, was mit ihrem Leibe und um denselben vorgegangen und gesprochen worden war, während eben dieser Leib in bewußtloser Ohnmacht dagelegen, so weiß sie nach andren, verwandten Beobachtungen, in jenen Zuständen eines höheren Selbstbewußtseyns auch über das Rechenschaft zu geben, was während des Schlafes in Beziehung auf sie geschehen. Hierdurch bezeugt sie, daß sie auch dann in einem beständigen Verkehr mit der Außenwelt, und in einem Aufmerken auf diese verbleibe; nur geschieht dieser Verkehr auf einem andren Wege, als durch die Sinnen, und läßt sich deßhalb nicht von der Erinnerung

verfolgen (nach §. 26). Das Fortbestehen jenes Verkehrs auch im Schlafe verräth sich schon in dem sehr bekannten Vermögen vieler Menschen, genau um jene Zeit zu erwachen, welche sie sich beim Einschlafen vorher bestimmt hatten. Die Seele bemerkt also auch da, wo sie uns, außer allen Schranken der Gegenwart, bald im Vergangnen, bald im Künftigen herumzuirren schien, die Aufeinanderfolge und den Verlauf der Zeit. In andren Fällen hat sich das fortwährende Aufmerken auf die Außenwelt darin gezeigt, daß die Seele ihren Leib auch aus dem tiefsten Schlafe aufweckte, wenn sich Gefahr nahte, selbst dann, wenn dieses Annähern ungleich leiser und unbemerkbarer war, als ein andres Geräusch, das kurz vorher um den Schlafenden laut wurde.

Aus dem Seelenleben des tieferen Schlafes bildet, eben so wie aus jenem des Hellsehens, der gewöhnliche, erinnerliche Traum den Uebergang. Durch diesen scheint uns zuweilen auch jener Zusammenhang beleuchtet zu werden, in welchem die Schlafzustände eben so unter einander stehen, wie jene des Somnambulismus. Wir erinnern uns im Traume diese Empfindung, jenen innren Sinneneindruck schon sehr oft gehabt, in diesen oder jenen Verhältnissen des Wahnlebens uns schon sehr oft befunden zu haben, und doch war beides niemals im Wachen der Fall gewesen, der Traum konnte seine Erinnrungen nur an seine eignen, vorhergehenden Nachtgebilde geknüpft und angesponnen haben. So gehet eine ganze innre, dem äußren Sinn verborgne Geschichte der Entwicklung unsres Wesens, neben der des wachen Lebens her, und mitten durch dasselbe hindurch. Ihre äußersten Fäden knüpfen sich nach beiden Seiten hin an eine Ewigkeit, welche war, noch ehe das leibliche Leben seinen Anfang genommen, und welche seyn wird, wenn dieses endet. Dennoch, obgleich der Fels, aus dem die Baumeisterin ihr Haus errichtet, so alt ist als die Erde, und auch bleiben wird, wenn der Bau längst vollendet ist, bleibt der Seele von diesem ewigen Felsen nur das als ewiges Eigenthum, was sie aus ihm hienieden, in der Arbeit des Lebens, sich erbaute: ein Tempel zur Ehre oder ein Haus zur Unehre. Nicht das, was wir im Traume empfunden oder vernommen, sondern das, was wir im wachen Leben gewirkt und erworben, gehört der Seele selber

an. Wir blicken allerdings in solchen Zuständen zuweilen, wie ein Auge das durchs Fernrohr in ein fernes, schönes Gebirge und seine reichen Auen schaut, in eine höhere, geistigere Region. Aber die Früchte, welche auf jenem Gebirge wachsen, werden nur dann unser, wenn wir uns, nicht ohne Anstrengung, zu demselben hinbewegen und es ersteigen.

Wir nehmen übrigens auch aus dem Traume nicht selten einen Nachklang der innren Anregungen mit uns in die Thatkraft des wachen Lebens hinüber, ohne deutlich zu wissen, woher er uns kam: Heiterkeit oder Trauer aus unerklärlichem Grunde; ein plötzliches, deutlicheres Verstehen von Gegenständen und Aufgaben des innren Nachdenkens, mit welchen wir uns vorher lange und vergeblich abgemüht.

So erzählt ein Mann, der sich als ein treuer Zeuge der Wahrheit erwiesen hat, die sich zu seinem gesegneten Wirken bekennt, wie er sich zu ihr bekannt hat, der geh. Kirchenrath Schwarz in Heidelberg, daß er als 18jähriger Jüngling, wo er die mathematischen Vorlesungen des trefflichen Böhm besuchte, im Traum schwierige Aufgaben gelöst, ja einstmals, aus einem solchen Traum erwacht, sich an den Tisch gesetzt und einen schwierigen Lehrsatz der Dioptrik hingezeichnet und bewiesen habe. Hierauf legte er sich wieder nieder, und schlief von neuem ein. Als er zum zweiten Male erwachte, betrachtete er die nächtliche Arbeit, vermochte aber den vorher so mit Leichtigkeit geführten Beweis nur nach neuem Durchdenken zu begreifen.

Eine Mittheilung von derselben ehrwürdigen Hand, über einen mehrfach merkwürdigen Traum der Kindheit, soll als theure Gabe der Liebe hier wörtlich aufgenommen werden und so den Beschluß dieses §. bilden.

„Es mochte etwa in meinem 9ten Lebensjahre seyn, als ich anfing Griechisch zu lernen. In der lateinischen Schule des Städtchens Gr. war damals ein wackrer Rector, der für jene Zeit sich darin auszeichnete, daß er diese Sprache einführte. Sie zog mich an, unerachtet der Unterricht sehr dürftig war. Wir kleinen Knaben mußten sogleich an dem Evangelium Johannis uns versuchen, nachdem wir nur in das Decliniren und Conjugiren so einigermaßen hereingekommen waren. Indessen

lernten wir täglich in unserm griechischen Wörterbuch so gut als in unserm lateinischen Cellarius. Diese Freude dauerte nicht lange für mich. Denn ich kam in die lateinische Schule des Städtchens M., wo an das Griechische nicht gedacht wurde. Doch entfremdete ich mich nicht von meiner Hallischen Grammatik. Nach einigen Jahren war ich so glücklich anderswohin in einen bessern Unterricht zu kommen, nach A., wo ich ein Privatinstitut eines jungen tüchtigen Schulmanns besuchen durfte. Die griechische Grammatik, versteht sich nach damaliger Weise, die Etymologie mit aller Genauigkeit der Accente, wurde tüchtig auswendig gelernt, und ich war sogar so glücklich zuhören zu dürfen, wenn die größern Schüler in Geßners Chrestomathie übersetzten, und das Buch selbst zu besitzen. Um diese Zeit, ich war 12 — 13 Jahr alt, hatte ich einen Traum, worin mir meine verstorbene Großmutter (eine fromme Frau, auf die ich sehr viel hielt) mein Lebensschicksal auf einer Pergamentrolle in griechischer Sprache vorlegte. Ich verstand alles, als wäre es in deutscher Sprache, war aber nicht mit allem zufrieden, und wollte dieses und jenes anders wünschen. Hierauf aber erwiederte meine Großmutter Folgendes, das ich unten geschrieben las:

ταῦτα χρησμῳδηϑεῖσα χρησμῳδέω σοι.

Hierauf erwachte ich; alles war vergessen, Worte und Inhalt, ich mochte mich besinnen, so viel ich wollte, denn der Traum hatte mich sehr bewegt. Nur diese letzten Worte standen noch ganz vor meinen Augen mit allen griechischen Sprachzeichen, wie sie da oben stehen, und so schrieb ich sie augenblicklich auf die Papierdecke meiner griech. Chrestomathie, wo sie mir noch im männlichen Alter unter die Augen gekommen sind. Aber ich verstand sie nicht, denn ich mußte das Wort *χρησμῳδέω* erst im Lexikon aufsuchen, weil es mir damals noch ganz fremd war."

„Man wird die Genauigkeit bemerken, sogar im nicht accentuirten enklitischen *σοι*, und im Feminin des Partic. aor. I. pass., da es eine Frau war, welche das von sich sagte. Daher darf man wohl zurückschließen, daß ich auch das andere Griechische ganz richtig im Traume vor mir hatte. Wie war nun die Seele im Stande so etwas zu produciren, das sie

im wachen Bewußtseyn nicht verstand, und welches sie vielleicht kaum nach allen Schuljahren zu schreiben fähig geworden? Bewußtlos mochte sie allerdings die Worte wie jenes χρησμῳδεῖν gehört haben, aber zur Erklärung der Sache gehört doch da noch mehr."

Erläuternde Bemerkungen. Sehr bezeichnend sagt Basilius der Große über solche Seelenzustände, welche der vorstehende §., so wie auch §. 25 beschrieben: „Wenn die herrschende, das Gute klar beschauende Thätigkeit der Seele nachläßt, dann erheben sich die Affecten des Leibes gleich bösen und frechen Hunden und bellen die Seele an, ja sie zertheilen (zerreißen) die lebendige Kraft derselben unter sich (τὴν ζωτικὴν αὐτῆς δύναμιν πρὸς ἑαυτὸ μεριζόμενον. Basil. Caesar. constitut. Monastic. c. II ed. Par. T. II p. 541).

Wir fügen zuerst Einiges über den Traum bei:

Ueber Weissagungen im Traum meist nach Aristoteles vergl. m. Sext. Empir. contradict. L. IX, 21, ed. Fabr. 553. — Viele Stellen der Alten zusammengestellt von Jul. Caes. Scaliger ad Hippocr. de insomniis; Petr. Petit lib. de Sybilla; Meric. Casaubon. de enthusiasmo c. 2. — „Es träumen (nach Aristoteles) die Pferde, Hunde, Ochsen, Schafe und Ziegen und alle lebendig gebärenden Vierfüßer, bei den eierlegenden ist es ungewiß. — Der Mensch träumt am meisten unter allen Thieren — ganz kleine Kinder weniger; das Träumen fängt bei den Meisten erst im 4ten, 5ten Jahre an! (Aristot. hist. anim. L. IV, c. 10.) Oder nach einer andern Stelle (L. VII, c. 10), träumen zwar auch die kleinen Kinder, sie können sich aber erst später daran erinnern. — Spätere Schriftsteller über den Traum, wie Synesius, unterscheiden 5 Arten von Traum-Erscheinungen: 1) die Träumerei (ἐνύπνιος), besteht in einem Andrang der Sorgen und Geschäftigkeiten des Tages; 2) das Traumbild (φάντασμα), ein buntes Gemisch von riesenhaften oder sonst seltsamen Gestalten und Erscheinungen, wie sie uns etwa beim Einschlafen vorkommen; 3) die Warnstimme, der Orakelspruch (χρησματισμός), wobei der Träumende etwa durch die Gestalt des Vaters oder einer andern Ehrfurcht gebietenden Person vor naher Gefahr gewarnt wird u. s.; 4) das Gesicht (ὅραμα), wobei der Seele ein noch künftiges Ereigniß deutlich vorgestellt wird; 5) der symbolische oder gemeine Traum (ὄνειρος), wobei sich der Seele das Vergangne oder Künftige unter allerhand räthselhaften, schwer zu deutenden Bildern zeigt (Niceph. Schol. in Synes. de insomn. ed. Paris. p. 407). Phantastische Bilder erscheinen in der Seele wie die undeutlichen Bilder des Ufers in einem getrübten Wasser (ib. 378).

Den oben erwähnten, für das Schicksal seines Lebens so bedeutenden Traum seines Vaters erwähnt Galen selber (de praecognitione liber ad Posthumum c. 2). Der merkwürdige, im §. angeführte Doppeltraum kam dem Superintendenten Justi und seiner Gemahlin im Junius des Jahres 1812. Ein Mann, welchen Unzer wohl kannte, erfuhr bei vier Kindern, welche ihm starben, deren Tod durch ein deutliches Traumgesicht voraus (m. vergl. Unzers Wochenschrift: der Arzt, Th. III, 580). — Die rührend schöne Geschichte der innern und äußern Lebenserfahrungen des sel. Consistorialraths Dr. Lysius, von welchem oben nur ein Traum erwähnt wurde, findet sich aus Reichardts Beiträgen (wo sie auch nur im Auszug aus einem Manuscript steht) abgedruckt in Horsts Deuteroskopie B. 1, aus welchem Buche die Erzählung des Justi'schen Traums und mehreres Andre entlehnt ist.

Den überhäuft vielen Erfahrungen über Träume von vorbedeutender und überhaupt merkwürdiger Art sollte man auch jene fleißiger gegenüber stellen, welche Locke und in älterer Zeit schon Aristoteles (hist. anim. L. IV, c. 10, so wie de insomn.) und Plutarch (vom Cleo aus Daulis) aufführen: die Fälle von solchen Menschen, bei denen die innern Zustände des Schlafens und Wachens so gänzlich von einander abgeschnitten waren, daß sie sich nie erinnerten, einen Traum gehabt zu haben.

Die Seele scheint im Traume nicht bloß von dem Verbande mit dem Leibe freier und entbundner zu seyn, als im Wachen, sondern ihr scheint auch der Einfluß des waltenden Geistes bis zu einem gewissen Maße entzogen, so daß sie, nur der Leitung ihrer niedreren Sinnen überlassen, wie im nächtlichen Dunkel herumtappt. Vielleicht sind gerade diese Zustände bestimmt zur feineren Ausbildung jener niedreren Sinnesorgane der Seele, von denen wir in der Folge reden werden, mitzuwirken; nach demselben Gesetz, nach welchem sich an Blinden und Tauben die übrigen, niedrigeren Sinnen in höherer Vollkommenheit entfalten (nach §. 18). Auch das psychische Herumirren im Dunkeln, das Anstoßen, das Fallen dabei, dem die Seele in ihren (wachen oder schlafartigen) Traumzuständen überlassen ist, hätte dann seinen Nutzen: als Moment der Bildung und Erziehung des innern Menschen. Auch jene Perioden der leiblichen Entwicklung, in denen irgend ein neues Organ oder eine neue Function des schon vorhandenen Organs eintreten sollen, erscheinen uns öfters als etwas Krankhaftes; die oberen Kräfte der willkürlichen Bewegung und des Vorstellungsvermögens sind dabei oft getrübt, ja wie gelähmt. So beim Milchfieber u. f. Daß die Seele immer, selbst im tiefsten Schlafe, wenn auch nur mit ihren niedersten, innern Sinnen thätig sey und stets im Stillen fortarbeite, beweisen jene Gründe, welche Carus in seiner Psychologie II S. 184 zusammengestellt hat. Es fehlt ihr nur dann (wie dem Wanderer in ganz finsterer, sternloser Nacht) ein fester, klarer Punkt, nach welchem sie sich orientiren und ihre Schritte richten kann. Daher glaubte jener Schlafende, dem man (nach Nudows Theorie des Schlafes) Wasser in den Mund tröpfelte, sich mitten in einer großen Fluth, und machte die anstrengendsten Bewegungen eines Schwimmenden, bis er erwachte. Es erregt ein fieberhaftes Frieren die Träume von Winterlandschaften, ein Strohhalm, welcher einem Schlafenden zwischen die Fußzehen gekommen, veranlaßte einen grausamen Traum von Mördern, welche ihren Gefangenen durch einen am Fuße eingeschlagenen Pfahl festzuhalten suchten (Carus a. a. O. S. 202). Daß aber eben bei dieser Mangelhaftigkeit der meisten und gewöhnlichsten Traumzustände ein Sinn der Seele vorzüglich geschäftig sey, den man, wie am Leibe den Geruch (nach §. 18), so, im geistigen Gebiet, den Sinn für Sympathien und Antipathien nennen könnte, beweisen jene merkwürdigen Träume, in denen ein ähnlicher Zug der Seele gegen ein entferntes oder künftiges Heilmittel gefunden wird, als der mittelst des Geruches wirkende Instinct, der den verwundeten Hirsch und andre kranke Thiere zu dem heilsamen Kraut hinführt, dessen sie im gesunden Zustande nie begehrten. So, in jenem Falle, den Avicenna (Vol. VIII. s. II, cap. 15) erzählt, von dem Kranken, welchem im Traume das Heilmittel gegen die Entzündung der Zunge, woran er eben litt (Salatsaft), empfohlen worden, durch dessen Anwendung er bald genesen. Aehnliche, zum Theil ungleich auffallendere Beispiele haben unter den Neueren: G. G. Janitsch (dissertat. de somniis medicis. Argentorati 1720), Theod. Quellmalz (de divinationibus medicis. Freiburg 1723), und am meisten M. Alberti (dissert. de vaticiniis aegrotorum. Hal. 1724) zusammengestellt. Auf eine Kenntniß dieser Fähigkeit der Seele gründete sich schon die alte Sitte, die Kranken — damit sie das Heilmittel im

Traum erführen — in den Tempel des Aesculap zu legen, oder ihnen den Traum erregenden Amethyst (den Traumstein der Rabbiner) anzuhängen. — Nicht selten — so suchten dieß schon die Alten durch mehrfache Erfahrungen zu beweisen — bezieht sich dieses träumende Ferngefühl der Seele nicht bloß auf die Krankheit des eignen, sondern auch eines fremden Leibes. So in dem Traume Alexanders des Macedoniers, welcher für den gefahrvoll verwundeten Freund (Ptolemäus) das rechte Heilmittel andeutete (Curtius L. IX. c. 8), und in dem Traume einer Mutter, welcher diese antrieb, dem Sohne Wurzeln der Waldrose (wahrscheinlich Belladonna) ins Lager zu senden, und hierdurch ihn, der ohne Wissen der Mutter von einem tollen Hunde gebissen und bereits wasserscheu war, rettete (Plinius Hist. nat. LXXV. c. 11). Andre, das eigne und fremde, künftige oder verborgene Schicksal andeutende Träume s. m. bei Cicero (de divinat. L. II. c. 66). Mehrere andre hieher gehörige Thatsachen s. m. in Passavants reichhaltigem Werk über diesen Gegenstand und in m. Ansichten u. s. 13te Vorles. Zuweilen gründet sich das Vorhersehen der Seele auf ein regelmäßiges Fortarbeiten und Ausführen irgend eines Geschäftes im Traume, wodurch die Seele von selber auf den wahrscheinlichen Ausgang ihres Unternehmens kommt. Auf diese Weise erfuhr Franklin bisweilen den Ausgang eines Tagesgeschäftes im Traume; Condillac brachte, während er seine Cours d'études schrieb, öfters einen am Abend abgebrochenen Abschnitt im Traumzustande vollends zu Ende; ein theurer Freund von mir, Prof. Szl. in Sch. las als Jüngling im Traume in den Büchern des Herodot da weiter, wo er am Tage stehen geblieben war und erinnerte sich dann nach dem Erwachen, beim wirklichen Weiterlesen der ihm schon im Traum bekannt gewordnen Stellen; Mathematiker, z. B. Krieger, lös'ten sogar im Traume schwierige Aufgaben; der berühmte Buchdrucker Oporinus fuhr im Traum mit seinen Correcturarbeiten fort; Andre (wie dieß selbst von Haller bekannt ist. und von jenen beiden, über welche Blancard und Heinrich ab Heer) berichten, machten Gedichte. Daß indeß die dem Traume öfters zukommende Gabe des Fern- und Voraussgesichtes nicht immer auf diese Weise gleichsam erarbeitet werde, sondern der Seele auf dem oben erwähnten, näher liegenden Wege komme, zeigen jene Träume, welche Begebenheiten andeuten, die schlechterdings aus der Vergangenheit oder aus der Gegenwart nicht herzuleiten waren, wie die Art der Verwundung des Gemahles, welche ein Traum der Gemahlin Heinrichs des Zweiten angedeutet hatte, wie der oben erwähnte Traum des berühmten Philologen Ernesti in Leipzig (erzählt in Fr. von Meyers Blättern für höhere Wahrheit) u. a. — Ein Geschäft des Uebersetzens des am Tage über Erfahrnen und Gewirkten, in ihre eigenthümliche Sprache, übt die Seele im Schlafe; ein Geschäft, das besondere Beachtung verdiente. Es ist, als würden da die Bücher gebildet, in welche alles scheinbar längst Vergessene auf immer feststehend eingetragen wird, und aus denen in jenem Falle, den Moriz in seinem Magazin für Erfahrungsseelenk., IV. St. 1. S. 55—62, auf einmal das ganze vergangne Leben wie ein großes Bild überblickt wird. Es geschieht da jenes Uebersetzen in eine, dem wachen Bewußtseyn unleserliche Hieroglyphensprache der Zahlen und Zeichen, von welchen eine magnetisch Hellsehende sprach (m. vergl. J. Kerners Seherin von Prevorst B. I. S. 230, erste Aufl.). Ueber die gewöhnliche Sprache des Traumes s. m. meine Symbolik des Traumes.

Von der Verwechslung der eignen Persönlichkeit im starken Rausche s. m. Fälle in Manchards Repertorium I, 108 u. III, 74.

Von der doppelten Persönlichkeit, welche oftmals in den Zuständen des Traumes und des wachen Lebens parallel neben einander gehet und bestehet, wie bei magnetisch Hellsehenden die unter einander zusammen-

hängenden Zustände der sogenannten Krisen und die des gewöhnlichen Lebens, erzählt u. a. Abel in s. Samml. merkw. Ersch. aus dem menschl. Leben, Th. 2. Ein junger Mensch, der im Dienst eines Kaufmanns stund, erschien sich selber jede Nacht in seinem Traum als ein sehr ansehnlicher, reicher Kaufmann. Die Begebenheiten und innren Erfahrungen des Traumes knüpften sich, im vollkommen deutlichen Zusammenhang, an die fortgesetzte Traumgeschichte der nächsten Nacht an. Eben so war der Lehrling in einem Buchladen, der am Tage von seinem Herrn ausgescholten worden, in seinem hierauf folgenden Starrsucht ähnlichen Traumparoxysm ein Mann von Jahren, welcher für Weib und Kind zu sorgen hatte. Im wachen Zustande war er wieder ganz in seiner gewöhnlichen Stellung zum äußren Leben: Lehrling; in jedem neuen Paroxysmus war es dagegen, als erwache er jetzt aus dem gewöhnlichen Leben wie aus einem Traum, und ginge wieder an sein eigentliches Geschäft als Familienvater. Beide Zustände gingen so völlig abgeschieden von einander ihren Gang fort, daß er sich im Traume nie als Lehrling dachte, ins Wachen dagegen nichts von dem Allen aufnahm, was ihn eben noch in seinem geistigen Irreseyn bekümmert und beschäftigt hatte. Mischte sich in seine Paroxysmen irgend ein Anklang von seiner wirklichen, wachen Persönlichkeit, so hielt er dieß für ein Traumbild; dagegen erinnerte er sich an Alles ganz klar, was er in den vorgehenden Paroxysmen gethan und gesprochen hatte. Dieß erscheint allerdings in beiden Fällen schon als ein angehender Grad von Wahnsinn, welcher jedoch äußerlich noch von einer schlafähnlichen Gebundenheit umhüllt war. Uebrigens deuten auch schon jene Erinnerungen an andre, frühere Traumzustände, die uns auf einmal in unsren Träumen kommen, auf einen durchgehenden Zusammenhang solcher Erscheinungen unter einander hin, welcher wohl nach dem weiter oben über die Bestimmung des Traumes Bemerkten, ganz mit dem Zustand der Seele zusammenbestehen kann.

An die eben erwähnten Thatsachen aus dem Traumgebiet schließen dann die oben im §. angeführten Fälle sich an, in denen die beiden Persönlichkeiten: die wahre und die erdichtete, beide aus dem Schlafzustand hinaus, ins Wachen treten (Gmelins Materialien für die Anthropologie I. und Kluge's Vers. einer Darst. d. animal. Magnetism. S. 180, Darwins Zoonomie II. und Reils Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen). Dieses Doppeltseyn unsres Wesens, das sich so mannichfach durchkreuzt, ohne sich wechselsweise zu stören, erinnert auf seiner höheren Stufe an die Erscheinung des Doppelbildes beim Doppelspath.

Ueber den Wahnsinn findet man bei Galen (in Hippocrat. praedict. libr. I, commentar. 1, 2, 3; in Hippocr. progn. comm. 1, ed. Kühn. T. XVI, 489 seqq. T. XVIII. B. p. 1 seqq.) mehrere treffliche Bemerkungen, welche indeß mehr nur ein ärztliches als psychologisches Interesse haben.

Beim eigentlichen Wahnsinn nimmt zuletzt die erdichtete, falsche Persönlichkeit ganz oder großentheils die Zeit des Wachens ein, die wahre dagegen scheint öfters im Traume ihr altes Recht zu behaupten; und in diesem ihr voriges Wesen fortzusetzen (m. v. m. Symbolik des Traumes 2te Aufl. S. 217 u. 218). Ueberhaupt wirkt und besteht diese wahre und wache Persönlichkeit eben so neben der erdichteten fort, als die Lebensbewegungen des Herzens und des Nervensystems eines leidenden Körpers neben dem falschen Bildungsproceß fortbestehen, der irgend einen mächtigen Auswuchs am Leibe hervorbringt, oder der den Zustand heftiger Entzündung in irgend einem Organe begleitet. Die Schmerzen können hierbei so heftig seyn, daß sie jedes andre Gefühl im Leibe übertäuben und die gesammte Thätigkeit des Nervensystems befangen nehmen;

der irre geleitete Zudrang des Blutes nach einem solchen Asterorganismus hin kann mächtiger seyn, als nach irgend einem normalen Organ, dennoch ist das ganze Astergebilde in sich selber ohne selbstständiges Leben; es weicht den angewendeten Heilmitteln oder es stirbt, sobald der Leib, durch den es besteht, aufhört es zu ernähren. Zuweilen können solche Asterorganisationen eine, für die Erhaltung des gefährdeten Lebens wohlthätige Ausscheidung des Fremdartigen seyn; eine Krisis, wodurch ein lange erduldeter, allgemeiner Zustand der Kränklichkeit gehoben wird. Dann erinnern sie an eine Bemerkung von Cox (über Geisteszerrüttungen S. 115 u. f. d. deutsch. Uebers.), nach welcher zuweilen bei wahnsinnig Gewesenen nach der Heilung eine vortheilhafte Veränderung des Charakters, im Vergleich mit dem, was sie vor ihrem Verrücktwerden gewesen, wahrgenommen wird, so wie sich auch an Blödsinnigen, die durch eine zufällige Verletzung des Kopfes genasen, nachher zuweilen eine auffallende Erhöhung der Seelenkräfte zeigte.

Die Geschichte der aus dem Wahnsinn genesenen Frau in der Uckermark s. m. ausführlicher in m. Symbolik des Traumes S. 218 u. 219.

In den Astergebilden oder Pseudorganismen des Leibes ist auch öfters im Kleinen eine Art von schlagendem Herzen, ein Nervensystem im Kleinen, als eine Nachbildung des eigentlichen, größeren Organismus; aber dieser Pseudorganismus stellt sein Urbild so unvollkommen und unstatthaft dar, daß er noch vergänglicher ist, als die bastardartigen Mittelwesen, von denen später (im §. 39) die Rede seyn wird. Der Leib des Menschen ist das Ebenbild eines höhern Urbildes; auch die Seele kann und soll — übrigens mit einer eben so abgeschiednen, selbstständigen Individualität, als der Leib — das Abbild eines höheren Vorbildes werden. Der Wahnsinn deutet auf die Möglichkeit dazu, nur auf eine ähnliche, krankhaft unvollkommnere Weise hin, als die innre Gestaltung eines Pseudorganismus am Leibe, auf die innre Beschaffenheit des eigentlichen gesunden Organismus.

Die Behauptung von Rush, daß die nordamerikanischen Wilden nie wahnsinnig würden, die südamerikanischen sehr selten, ist durch G. M. Burrows Commentaries on the causes etc. of the Insanity, so wie durch eine in Turnbulls Reise und eine andre in Frorieps Notizen VIII, S. 109 erzählte Thatsache widerlegt. Die ihres Kindes beraubte Wahnsinnige wurde nach Turnbull durch die Indianer bald getödtet.

Wie die falsche Persönlichkeit zuweilen so plötzlich durch ein zufälliges äußres Begegniß hervorgerufen und gebildet werden könne, zeigt unter andrem jener Fall, den P. Sl. Knight in seinen Observat. on the causes, symptoms and treatment of derangement of the mind (Edimb. Journ. of the med. scienc. N. VI. 1827) erzählt. Ein von ihm beobachteter Wahnsinniger, William Faulkner, der sich immer als ein harmloser, stiller, melancholischer Narr gezeigt hatte, wurde einst plötzlich von einem andren Narren, dem William Y., für die „hohe Person des Königs" gehalten, als solche ehrfurchtsvoll und demüthig von Y. angeredet und als mächtiger Monarch um Verwendung seines Ansehens zur Befreiung Y's aus seiner ungerechten Gefangenschaft gebeten. Faulkner betrachtete den Bittenden einige Augenblicke aufmerksam, erhob darauf allmählich sein gesenktes Haupt, antwortete mit der angenommenen Würde eines mächtigen Königs, und von nun an nahm der Stolz von seiner Seele Besitz; er blieb in seinem Wahne, bis zum Tage seines Todes, ein König.

Als eine tröstliche Bemerkung über den Wahnsinn erscheint auch die einiger Beobachter, daß in den meisten Fällen der Wahnsinn jenseits des 70sten Lebensjahres die Leidenden, welche diese Zeit noch überleben, verlasse, obwohl man auch Beispiele bei Greding, Cox u. A. von einem noch bejahrteren Wahnsinn findet. Die Beispiele, welche Greding in

seinen medicinischen Schriften I. Th. S. 280 und Perfect in seinen Annals of Insanity (Nr. 62) von dem Wahnsinn bei Kindern anführen, sind immerhin sehr merkwürdig, wenn auch der Zustand des rasend toll gebornen Kindes, das am vierten Lebenstage mehrere Frauen kaum zu handhaben vermochten, einer andren Erklärung fähig seyn sollte. Corvisarts Beobachtung (bei Burrow, a. a. O.) hat gezeigt, daß auch dreijährige Kinder einer so heftigen und gefährlichen Seelenaffection fähig sind, als Erwachsene: z. B. der Eifersucht auf die Liebe der Mutter oder der Kränkung über anscheinende Vernachlässigung. Auch die Wuth der Hunde, die Tobsucht der Pferde und einige andre ähnliche Krankheiten der Thiere (besonders der zahmen) sind in psychischer Hinsicht verwandt mit der menschlichen Verrücktheit. — Manches Andre, zur weiteren Erläuterung des vorstehenden §. Gehörige findet sich ausführlicher in m. Symbolik des Traumes.

Von dem Verhältniß der Wirklichkeit der Seele zu den ihr etwa verwandt oder ähnlich erscheinenden Wirkungen der leiblichen Natur.

§. 28. Wir brauchen hier das Wort Wirklichkeit in demselben Sinne und aus demselben Grunde von der Seele, als wir dasselbe oben, S. 14 von dem göttlichen Wesen gebraucht haben.

Daß die Seele nicht ein Etwas sey, welches aus dem Zusammenklange und der Wechselwirkung aller Elemente und Theile des Leibes erzeugt wird, wie der Klang durch das Aneinanderschlagen der metallenen Becken zu Dodona, daß sie vielmehr selber die bewegende Künstlerin sey, welche das Zusammenschlagen des Metalles und hierdurch die vernehmbaren Harmonien erzeugt, ist schon, wie wir oben gesehen, durch Plato, so wie Aristoteles erwiesen. Die Seele hat (nach S. 8) ein Seyn und Wesen empfangen, welches ihr eigen ist, ihr ist von Gott die göttliche Kraft verliehen: zu bewegen und der Bewegung Stillstand zu gebieten, Sichtbares zu schaffen oder dasselbe der Auflösung in seine Elemente zu überlassen, sie selber ist aus freiem, innrem Antrieb Ursache der Wirkungen auf das sichtbar Leibliche, sie ist in ihrem Maße eben so wie das göttliche Wesen eine Wirklichkeit. Der Leib dagegen hat nicht die selbstständige Macht in sich, jetzt sich zu bewegen, dann zu ruhen, er hat kein Seyn und Wesen, welches sein eigen ist, sondern wie er eigentlich nur durch einen Vorgang des Sterbens entsteht (nach S. 9), so würde er in dem Augenblick des

Entstehens auch wieder vergehen, wenn ihm nicht eine allumfassende Macht, welche das Einzelne um der andren Einzelnen, Eines um Aller willen zubereitet und trägt, seinen Bestand gäbe und einige Zeit hindurch erhielte. Der Leib ist demnach nicht sein eigen, er ist nicht ein Ding und Wesen, das für sich, sondern für andre Wesen da ist; nur in Beziehung auf diese andren wird er gestaltet und erhalten.

Das Nächste, für welches der Leib da ist, das ist zwar die eigene ihm inwohnende und ihn bewirkende Seele, zugleich aber entstehet derselbe für alle andren werdenden und leiblich gewordnen Dinge (nach §. 11). Die vorhin erwähnte, allumfassende und zusammenhaltende Macht, welche auf solche Weise den Leib zu einem Werkzeug der Seele und der Wechselwirkungen der gesammten äußeren Natur zubereitet und erhält, gehet von jenem Geist aus Gott aus, welcher selber Gott ist (nach S. 8). Er hat sie als erhaltende Kraft (als Haltung nach §. 5 oder Selbsterhaltung) in das Wesen der Sichtbarkeit gelegt, und durch seinen Willen bestehet dieselbe. Sie, die Haltung, ist nicht der Geist selber, sondern seine Gabe, sie ist eine Kraft, welche von ihm ausgehet.

Und hier ist der Gränzpunkt, von welchem aus in beide Regionen: in die eigenthümliche der Seele und in die des Leibes im engeren Sinne, zugleich hinübergeblickt werden und die Frage beantwortet werden kann, ob die erstere ihrem Wesen nach selber etwas der Leiblichkeit Verwandtes sey, oder ob dieselbe bei ihrer Einwirkung auf den Leib sich etwa jener Zwischenmedien bediene, welche als Elektricität, Licht, Magnetismus unter dem gemeinsamen Namen der unwägbaren Agentien begriffen werden.

Jene Behauptung des Demokritus, daß die Seele selber Feuer und Wärme, oder des Diogenes von Apollonia, daß sie ein der Luft ähnliches Element und selber Luft sey, ist zwar schon von Aristoteles gründlich widerlegt worden; das große Meer des menschlichen Wähnens und Vermuthens hat aber bis auf unsre Tage nicht aufgehört ähnliche Seifenblasen der Vorstellungen aufzuwerfen, deren scheinbar tragender Grund hier beleuchtet werden muß.

In den oben (S. 195) erwähnten, Schauder erregenden

Versuchen von Ure erschien es, als könne der Galvanismus gleich der belebenden Seele dem todten Leibe nicht bloß die Bewegung der Glieder, sondern auch die Kraft des Ein- und Ausathmens, ja sogar die Macht der Mienen- und Gebärdensprache geben. In mehreren Fällen erregte der Galvanismus eben so den Zustand des magnetischen Schlafes und Hellsehens, wie ihn sonst etwa die Willenskraft des Magnetiseurs, vom Nerven zum Nerven gehend, hervorruft, und auch der gewöhnlich so genannte Magnetismus, der am Eisen haftet, erzeugt vielfältig am kranken Leibe Erscheinungen und Veränderungen, welche mit denen, die der thierische Magnetismus bewirkt, übereinstimmen.

So wirkt auch die Wärme, so wirkt das Licht öfters eben so und auf dieselbe Weise aufregend auf den Leib als etwa die Freude; Kälte wirkt gleich der Traurigkeit der Seele. Ueberhaupt zeigen sich Wärme, Elektricität und Licht auch darinnen dem Lebensprincip der Seele verwandt, daß sie eben so wie dieses das Gedeihen des Leibes fördern, oder doch die Seele bei diesem Werk der beständigen Erzeugung des Leiblichen aufs kräftigste unterstützen. Denn wenn auch weder Wärme, noch Elektricität und Licht, für sich allein die Kräuter oder die Geschlechter der Thiere nach ihrer Art erzeugen und gestalten können, sondern dieses überall, durch die, jedem von ihnen anerzeugte, bildende Seele geschieht; so würde dennoch diese inwohnende Seele ihr Wirken auf den Leib bald aufgeben müssen, wenn nicht Wärme und Licht und Elektricität jenem Wirken zu Hülfe kämen. Wie diese auch demselben öfters von ihrem Charakter ein sehr merkliches Moment einprägen, wenn sie den eigenthümlichen, klimatischen Unterschied der Abarten, und zum Theil selbst der Arten, begründen.

Aber eben so wie jene unwägbaren Principien auf das fortdauernde Leben gleich der Seele einzuwirken vermögen, so können sie auch, gleich der Macht der Seele selber, das Ende des Lebens herbeiführen. Der Blitz oder ein starker elektrischer Schlag tödtet eben so plötzlich als ein Uebermaß von Freude, oder des Schreckens, der Furcht, des Zornes. Alle diese Uebereinstimmungen machen es nöthig noch etwas genauer die Wirkungen eines durch alle Einzelnen gehenden, lebendigen Bandes der Sicht-

barkeit zu betrachten, und zu forschen: wodurch sich jene von dem unterscheiden, was von der (selbstständigen) Wirklichkeit der Seele selber ausgehet. Zu diesem Zwecke knüpfen wir zuerst den Faden an einige Punkte der vorhergegangenen Untersuchungen an.

Ueberall da, wo zwei verschiedene Regionen des Seyns und Lebens sich berühren und in Wechselwirkung treten; wo der höhere, belebende Gegensatz dem niederen, belebungsfähigen sich naht, um mit ihm sich zu vermischen, zeigt sich vor der neuern, höheren Gestaltung ein Zwischenzustand der Auflösung und scheinbaren Vernichtung der niederen Form. Die belebende Einwirkung des bewegenden Nerven auf den Muskel hat (nach S. 149) die Ausscheidung und Entstehung eines scheinbar Todten, mitten im Lebenden, zur Folge; wo der Speisesaft sich den Blutgefäßen, das nährende Blut sich dem Gehirn naht, wo der die Empfindung leitende Nerv aus Rückmark tritt, da finden sich überall die früher erwähnten Erscheinungen von Verschlingungen der Nerven- oder Gefäßenden, und von Knoten, in denen das niedre Organ seine eigenthümliche Richtung ganz aufgibt (S. 168 und 182), damit es hierdurch fähig werde, in den Kreis einer höheren Lebensbewegung einzutreten. Es gehen dem Sommer die Stürme und Ungewitter des Frühlinges, jeder neuen Periode der Gebirgsbildung die Zwischenzeiten der Zertrümmerung und Zerstörung voraus, deren Spuren in allen Gegenden der festen Erdoberfläche gefunden werden.

Zwischen der Welt eines oberen, unsichtbaren Lebens und ihren Bewegungen, und zwischen den Dingen der gröberen Körperwelt liegt eine Region von chaotischer Natur (§. 22), weder leiblich, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, noch auch geistig: die Welt der sogenannten unwägbaren Principien. Sie erscheinet, wenn Ungewitter und zerschmetternde Blitze, wenn Orkane und verheerende Seuchen aus ihr hervorbrechen, öfters als eine Region des Zornes und des Todes, in welcher ein oberes, übermächtiges Leben das niedere seine Uebermacht nur auf zerstörende Weise fühlen lässet.

Jene Welt der unwägbaren Agentien hat schon in der Art und Weise ihre Wirksamkeit auf die unorganische Körperwelt

etwas Verwandtes mit der Wirksamkeit und Weise der Seele; diese Agentien erscheinen selber von einer fast geisterartigen Natur. Wie für die Seele in einigen Zuständen der Entbindung vom Leibe, welche denen des magnetischen Hellsehens gleichen, nur das vorhanden und sichtbar ist, was mit ihr in lebendiger Beziehung (Rapport) getreten, dieses aber, auf eine mit dem Gesetz des gewöhnlichen Sehens unvereinbare Weise sichtbar ist, auch wenn undurchsichtige Mauern oder weite Räume den gesehenen Gegenstand von dem Leibe des Hellsehenden trennen; so dringt das Licht ungehemmt durch den durchsichtigen, festen Krystall, als wäre dieser gar nicht vorhanden. Der beleuchtende Strahl gehet von Weltkörper zu Weltkörper durch den lichtlosen Aether, als wäre nur der feste, dunkle Planetenkörper für ihn da und ein Seyendes, wie nur der eigne Leib und das was diesen berührt, ein Bewegungsfähiges für die wirkende Seele. So scheint auch die hölzerne oder steinerne Tafel für die magnetische Wirksamkeit wie gar nicht zugegen, wenn durch sie hindurch ein starker Magnet auf ein Stücklein Eisen wirkt; die Elektricität dringt ungehemmt durch das feste Metall, und offenbaret, in weiter Ferne, ihre Kraft an dem elektrisirbaren Körper: dem Nichtleiter.

Bei der oben im §. 25 erwähnten Wanderung oder Versetzung der Säure oder der alkalischen Basis, von der einen Entladungsstätte der Voltaischen Säule an die andre, zeigt die galvanische Wirksamkeit dasselbe den Leib bildende Vermögen, welches die Seele verräth, wenn sie in einigen krankhaften Zuständen, statt der Milch absondernden Brust, in welcher die eigenthümliche Lebensthätigkeit durch eine äußre Veranlassung unterdrückt und erstorben war, anderswo im Leibe ein neues, absonderndes Organ sich schaffet, und so der Thätigkeit, welche ihres eigentlichen, angemessenen Mediums beraubt worden, einen neuen Leib gibt. Dieselbe bildende Kraft, womit die Seele sich in ihren krankhaften Irren den Wahnleib schaffet, aber durch welche sie auch im gesunden Gange ihrer Entwicklung, den ewigen Leib des Jenseits empfängt.

Selbst die Schnelligkeit der Bewegung durch den Raum hat bei jenen unwägbaren Potenzen unsrer Sichtbarkeit etwas fast Geisterartiges. Das Licht durchmisset den Raum zwischen

Sonne und Erde, den die mittlere Geschwindigkeit eines gehenden Menschen erst in Tausenden von Jahren zurücklegen könnte, in wenigen Minuten und von der anziehenden Kraft der Weltkörper gegen einander (von der Schwere) ist es erwiesen, daß wenn ihre Wirksamkeit überhaupt irgend einer Zeit unterworfen ist, diese Zeit wenigstens um zehn Millionen Male kürzer seyn müsse, als jene, welche der Lichtstrahl zu seinem Durchgang durch den Raum gebraucht; die Schwere mithin um eben so viele Male schneller, als das Licht.

Wie in der leiblichen Region des Gehirnes und der Nerven, waltet in der Region der unwägbaren Principien ein unsichtbarer Anfang, dessen Bewegen und Wirken für den vorausberechnenden Verstand eben so schwer zu erfassen sind, als die noch künftigen Handlungen und Worte eines denkenden Menschen. Wir bemerken wohl, daß bei den Veränderungen der Witterung die Elektricität geschäftig sey. Das Gesetz aber, nach welchem plötzlich, mitten im Winter, ein warmer Wind aus Süden sich erhebt und den vorhin heitern Himmel mit Wolken überzieht; das Gesetz, nach welchem aus stiller Luft unversehens der Sturmwind hervorbricht, oder nach dem Sturm die anfängliche Stille zurückkehrt, kennen wir nicht. Wir wissen nicht, was das Auflodern des Nordlichtes jetzt häufiger, dann viele Jahre hindurch seltner werden lässet, denn seine Erscheinung ist offenbar eben so wenig an bestimmte Zeiten gebunden, als die Wechsel der Witterung. Auf diesen letztern ist zwar allerdings im Allgemeinen der Stand der Sonne, öfters auch jener des Mondes und selbst der andren Planeten von Einfluß; es gehet aber mitten durch die anscheinende Regel eine zahllose Menge der fast täglichen Ausnahmen hindurch, und das Bewegen der elektrischen Kräfte in unsrer Atmosphäre scheint wie das Bewegen des Thieres zuletzt nur von einer Willkür abzuhängen, deren Grund in einer unsichtbar waltenden Seele gelegen ist. Wie der Vogel, wenn es ihm beliebt, vom Boden, auf welchem er saß, sich aufmacht und an einen andren Ort fliegt, so zieht plötzlich ein Theil der Luftmasse von unsrem Lande hinweg, und erregt hier jene Ebbe, welche das Barometer sinken macht, und in dem luftförmigen Gewässer den Zug nach dem Boden und nach der Zusammenfügung zur tropfbaren Form

überhandnehmen lässet. Dagegen kommt plötzlich, aus unbekannter Stätte, eine neue Wogenmasse der Luft, erregt hier jene Fluth der Anschwellung, welche das Barometer steigen machet und dem Gewässer die Luftform von neuem verleiht. Wie Boten aus einer unsichtbaren, oberen Welt gehen die Sturmwinde und die Feuerflammen des Gewitters ihren Weg durch unsre Atmosphäre, wann und wo dieß der verborgne Grund will, welcher sie sandte; ihren Weg, den der Mensch nicht vorher gewußt, eben so wenig, als die Zeit, wenn die Ungewitter der Tiefe: die Erdbeben und vulcanischen Ausbrüche sich erheben, oder von neuem zur Ruhe legen werden.

So läßt es sich allerdings so ansehen, wie schon das Alterthum den Schein erfaßte: als sey die Welt der unwägbaren Principien von einer eignen, wollenden Seele belebt und bewegt, oder wie Thales lehrte, von vielen Seelen.

Dennoch ist das, womit wir es hier zu thun haben, nichts Anderes als jene „Haltung" (m. v. §. 5), welche auch als planetarische Schwere den Stein der durch irgend eine äußere bewegende Ursache vom Boden erhoben worden, mit zerschmetternder Gewalt wieder zu diesem hinabreißt. Wie überhaupt diese Haltung in der Geschichte des leiblichen Werdens dem Hinausstreben des einzelnen Seyns und Wesens nach der Vernichtung sich widersetzt, den leiblich-werdenden (sterbenden) Stoff mit hemmender Uebermacht ergreift, und ihn in den Bund für Alle und mit Allen hineinzieht; so thut sie dieses immer sich selber gleich bleibend auch in den oben erwähnten Erscheinungen der unorganischen Natur, so wie in den mit ihnen verwandten Vorgängen des organischen Lebens. Daher eben die Uebereinstimmung und Verwandtschaft dieser einen Haltung, da wo sie in der unorganischen Welt im Gefolge der Elektricität, der Wärme u. s. und wo sie in der organischen als Princip der Ernährung, der Bewegung auftritt. Die Einwirkung der Seele, wenn sie durch den Nerven zum Muskel geht, würde eben so bloß auflösend auf diesen wirken, wie der elektrische Funke, welcher in der äußern Natur durch Auflösung des Bandes erzeugt worden, das die Einzelnen in ihrem ruhenden Zusammenbestehen erhielt, oder durch das Streben nach einer neuern Art der Verleiblichung. Da tritt

der Auflösung die zusammenhaltende Kraft entgegen und gibt dem noch lebenden, reizbaren Muskel seine Zusammenziehung.

So ist das, was jenes allgemeine Band in Wirksamkeit setzte, zwar in beiden Fällen etwas Verschiedenes, die Wirksamkeit selber aber bleibt dieselbe. In dem einen Fall ist es die Wirklichkeit der Seele, welche, wie der mit Willen bewegte Finger eines Künstlers, die Springfeder drückt und in Bewegung setzt, in dem andern eine zufällig bewegende Einwirkung der leblosen Natur. Eben so wenig aber, als daraus, daß ein auf die Saite fallender Stein diese klingen machet, wie der mit Willen sie anschlagende Finger, gefolgert werden kann, daß der Stein und der Finger von gleicher Art und von demselben Willen bewegt seyen; so wenig ist der Schluß erlaubt, daß das Wesen der Seele oder das Mittel ihrer Wirkung auf den lebenden Leib gleich sey der Elektricität oder irgend einem andern der obenerwähnten unwägbaren Principien.

Erläuternde Bemerkungen. Die oben erwähnten Stellen aus Aristoteles finden sich de anim. L. I, c. 4, so wie 2. — Das Gleichartige könne, nach Empedokles, nur das Gleichartige empfinden, daher müsse die Seele aus den Principien der Sichtbarkeit bestehen, deren jedes gleichsam eine besondere Seele sey. Denn durch Erde nur erkennen wir die Erde, durchs Wasser das Wasser, durch den Aether den göttlichen Aether, Feuer durch Feuer, wie Liebe und Haß wieder nur durch Liebe und Haß:

γαίῃ μὲν γὰρ γαῖαν ὀπώπαμεν, ὕδατι δ'ὕδωρ
αἰθέρι δ'αἰθέρα δῖον, ἀτὰρ πυρὶ πῦρ ἀΐδηλον.
στοργῇ δὲ στοργὴν, νεῖκος δέ τε νείκεϊ λυγρῷ

Nur das Gleiche vom Gleichen erkennbar, nach Sext. Emp. VII, 92.

Die Seele des Menschen nach Pythagoras aus Aether gebildet (Diog. Laërt. L. VIII, 28) *εἶναι δὲ τὴν ψυχὴν ἀπόσπασμα αἰθέρος.* — Dieselbe Behauptung bei Phil. SS. Alleg. L. III, 90, ed. Mang. I, 119. — Doch deutet schon Cicero an, was hier unter Aether gemeint sey. Cicero de senectute: Audiebam Pythagoram Pythagoreosque nunquam dubitasse, quin ex universali mente divinâ delibatos animos haberemus. — Horat. L. II, Sat. 2: Atque affigit humo divinae particulam aurae. — M. v. Clem. Alex. Strom. V, 689.

Wie das Feuer, auch wenn es seine Flamme auf unzählige Fackeln fortpflanzt (indem es sie entzündet), immer dasselbe bleibt, so blieb Moses' Geisteskraft dieselbe, obgleich von seinem Geist auf die 70 übergetragen wurde. Ebenso verhält es sich mit dem Geist Gottes (Phil. de Gigant. ed. Mang. p. 266). — Der Geist Gottes, hierbei an Kraft immer derselbe bleibend, Origen. Hom. VI, in Numer. — Contra Cels. VI, 323.

Statt des Aethers setzt Vettius Valens, L. IV, Antholog. c. 5, die Sonne, wenigstens als einen Quell der Kräfte der Seele. Die Sonne sey ein Dämon, welcher den Seelen die Kraft des Wirkens gebe

und sie dazu aufrege. M. v. Seldenus de diis Syris, Synth. I, c. 1. — Meni als Sonne bei Huetius, annotat. ad Origen. Comment. in Johann. XIII, 17, ed. Par. IV, 226.

Leib und Seele stehen in einer unwandelbaren Wechselbeziehung (Ar. de anim. I, c. 3). Diese bestimmte Seele kann immer nur diesem bestimmten Leibe angehören (ib. II, 2). Die Seele ist kein Körper, aber sie ist etwas des Körpers (σῶμα μὲν γὰρ οὐκ ἔστι, σώματος δέ τι) und darum inwohnend im Körper (II, 2 fin.); eben so ist sie keine ausgedehnte Größe, aber etwas der Größe (m. v. I, 2, 3). Sie ist nicht das Feuer, wie die Säge nicht der Werkmeister ist, aber sie bedarf der Wärme, wenn sie mit dem Leib wirken soll (de part. anim. L. II, c. 7). An sich selber ist die Seele nicht im Raum, hat darum auch keine Raumbewegung, sondern sie nimmt nur an der des Leibes Theil, wie der in einem bewegten Schiffe sitzende Schiffer an der Bewegung seines Fahrzeuges (de anim. I, 3).

Die drei Elementarrichtungen der Wirksamkeit der Seele, abgebildet in den drei Reichen der planetarischen Natur.

§. 29. Wir betrachteten im §. 11, am Eingang der Untersuchungen über den Leib des Menschen, die elementaren Formen der Zelle, der Faser und der Kugel, in welche das zergliedernde Messer die Gebilde der organischen Körper zuletzt zu zerlegen scheint. An der Seele sind es drei Grundrichtungen der innren Thätigkeit, wodurch sich dieselbe in der Leiblichkeit kund machet: die Kraft des Bildens und Gestaltens, jene des Empfindens, und die des Bewegens.

Bis hinauf in die oberste, unserm Erkennen noch zugängliche Region des Seelenlebens, bis zu seiner höchsten Verklärung im Menschen, sind diese drei Grundrichtungen erkennbar: bis dahin, wo die leiblich gestaltende Kraft zur selber schaffenden Einbildungskraft, das thierische Empfinden zum geistigen Erkennen, das Bewegen zum freien Willen wird. Sie sind es auch, welche im leiblichen Abbild dem Steine seine Verschiedenheit von der Pflanze, dieser die ihrige vom Thiere geben.

Bei der ersten der drei genannten Richtungen verweilen wir zuerst. Auf diese: das Geschäft der Bildung, hat weder der bewegende Wille einen Einfluß, noch steht dieselbe in dem gewöhnlichen Bereich der Empfindung. Dieser Leib, öfters so gebrechlich, so unscheinbar und verkümmert, er wird dem kräftigsten Geiste, wir bemerken nicht durch welches Gesetz? zugeordnet und gegeben, und es ist etwa nur noch das seelen-

volle Auge oder der Reiz der Sprache, durch welchen die Schönheit und Herrlichkeit des eigentlichen: des innren Menschen hervorblickt. In der That, unser Leib wird uns „zugerichtet“ ohne unser Zuthun, durch eine obere und äußere Naturmacht, welcher dieser Theil der Seelenthätigkeit von der Zeugung an und von der Geburt des Leibes anheimfällt. Eine freilich nur dem Menschenverstand so erscheinende, blinde Gewalt scherzet mit uns von unsrem ersten Tage an, und sie ist es, welche öfters dem innerlich und wahrhaft Lieblichsten eine äußere Erscheinungsform anfüget, welche für die Sinnen sehr unlieblich und unerwünscht ist. Scheint es doch hierbei öfters, als träfe einige Seelen, wenn sie der Leiblichkeit sich zugesellen, dasselbe Loos, das ihnen oder andern im nachmaligen Verlaufe des Lebens begegnet: daß die innerlich Reichesten ein elendes äußres Gewand umhüllt, den Besten das Schlechteste auf ihren Theil zufällt. Als hätten (wenn anders hier eine Art von Wahl war) die Seelen, deren innrer Natur die Sinnlichkeit ferne lag, schon damals, wie öfter hernach, bei der Zusammengesellung am leichtesten fehl gegriffen. Ja, es kann das Sehnen des innren Menschen seiner äußren leiblichen Gestalt eben so wenig eine Elle zur Größe zusetzen, als dieselbe vor jenen Einflüssen schützen, welche jetzt auf diese, dann auf andre Organe des Leibes bildend und mißbildend wirken. Denn nicht nur das Klima und der Boden prägen der Menschengestalt eine bestimmte, eigenthümliche Form auf, sondern es kommen zuweilen, wie mit epidemischer Gewalt, verunstaltende Einflüsse über ganze Völker und Zeitalter. Dem Leibe Nahrung und Getränk geben oder versagen, das kann der Wille, aber ob diese Nahrung zum innren Gedeihen gereichen, ob sie die gesunde Kraft des Leibes stärken, oder ob sie nicht vielmehr einen schon im Organismus liegenden Keim der Krankheit und des Todes anfachen und vermehren werde, das kann kein Wille bestimmen. Dieser kann dem schlaflosen Leibe keinen Schlummer geben, noch den Schlaf so wie den Tod, wenn ihre Stunde kommt, vom Leibe abwehren. Eine andre Macht, wie sie der Seele den Leib gewährte und ihr denselben nach ihrem eigenen, nicht nach der Seele Wohlgefallen bilden half, nimmt ihr auch denselben wieder.

Wir werden es noch in einem späteren Abschnitt dieses Buches, welcher von der Herrschaft der Seele über den Leib handelt, genauer erkennen, daß auf die Art der Gestaltung des Menschenleibes die (fremde) Seele der Mutter einen größeren, mächtigeren Einfluß habe, als nachmals im ganzen Verlauf des übrigen Lebens die eigne Seele. Wenn diese, auch in Fällen einer leichtern Verunstaltung, mit heilender Kraft auf den Leib einwirken soll, bedarf sie gewöhnlich noch der Mitwirkung einer fremden lebenden Seele, oder der Berührung und Wechselbeziehung mit gewissen Körpern der unorganischen Natur. In gesundem wie in krankem Zustande, sey es daß die bildende Kraft des Lebens einen höheren heilsamen Aufschwung nimmt, oder wie bei verheerenden Seuchen zur Vernichtung fortgerissen wird, zeigt sich die große Macht, welche ein fremdes Leben über den zunächst doch unserer Seele anvertrauten Leib hat.

Es fragt sich nun, hat die Seele auf das Entstehen und die Gestaltung des Leibes einen unmittelbaren und vollständigen, oder einen nur mittelbaren und theilweisen Einfluß?

Das Entstehen des Leibes überhaupt und seine Gestaltung müssen hier als zwei verschiedene Momente betrachtet werden. Das was die Seele zum Entstehen und was die ganze mitwerdende und mitseyende Welt der Sichtbarkeit zur Gestaltung des Leibes wirkt, dieses Beides verhält sich nach §. 11 wie das Licht der Sonne, welches aus blauem Himmel herunterstrahlt zum Boden, zu dem erquickenden Schatten oder zu den bunten Farben, den die irdische Körperwelt dem Lichte zugesellt. Es würde kein Schatten sich zeigen, keine einzige Farbe würde sichtbar werden, wäre das erhellende Licht nicht da. Dieses aber, das Licht, von der Sonne ausstrahlend, würde spurlos in den unermessenen Räumen des lichtlosen Aethers vergehen, wenn ihm nicht die dunklen Massen der planetarischen Körper entgegenträten, an welchen sich das Wirken der Sonne erst zum sichtbaren Lichte fixirt.

Nach der weiter oben, im 11ten §. gegebenen Erläuterung könnte es erscheinen, als wenn das, was die Seele zum Entstehen gerade dieses bestimmten und besonderen zu ihr gehörigen Körpers beitrüge, auf einem bloß quantitativen Verhältniß der allgemeinen, ihr wie allen andern Seelen inwohnenden, Kraft

des Werdens beruhe. Wie etwa der Schatten desto dunkler, die Farben desto deutlicher werden, je heller das sie hervorrufende Licht ist; wie das Sonnenlicht sie alle klärer scheidet und darstellt als das Mondlicht.

Die Macht der Seele wirkt jedoch, bei der Gestaltung des Leibes nicht bloß auf quantitative, sondern auf qualitative Weise. Wie das Sonnenlicht nicht bloß die Farben der Blumen und Blätter sichtbar machet, sondern dieselben auch erzeugt; wie die Wärme, welche der Sonnenstrahl in der niedern Luftschicht wecket, den kühlen Aushauch aus der schattigen Gebirgskluft an sich ziehet.

Der klimatische Einfluß, der zunächst von dem höhern oder niedern Stand der Sonne ausgehet, bewirkt auch, nicht bloß das Bekräftigen oder Verkümmern einer und derselben Pflanzen- oder Thierform, sondern mit wahrhaft verwandelnder Kraft bildet er aus der anfänglichen Form eine ganz andere neue Art des Seyns. So bewirket die Seele bei der Gestaltung des Leibes, daß der Einfluß jenes Andern, unter dessen Walten der Leib sich bildet (nach §. 11), selber auch für diesen Leib und um seinetwillen etwas werde und in dieser bestimmten Form sich zeige, nicht aber nur daß der Leib für ein Andres werde.

Und hierinnen beruhet ein Hauptunterschied zwischen den unbeseelten, weder mit Empfindung noch mit eigenthümlicher Bewegung begabten Dingen, von deren Geschlecht mitten im lebenden Leibe der starre Knochen zu seyn scheint. Die Bewegung des Werdens ist beim Steine in demselben Augenblick geendet, in welchem er aufhörte die Gestaltung zu empfangen. Diese aber, die Gestaltung, wird ihm lediglich von außen, durch die Einwirkung jenes allgemeinen Bandes, welches alle Einzelnen zu einem vollendeten Ganzen vereint, gegeben; das in ihm liegende Princip der Verleiblichung verhält sich hierbei ganz passiv, während dasselbe bei den beseelten Wesen durch selbstständig inwohnende Kraft sein eignes Wirken mit dem Wirken jenes Bandes vereint und nicht bloß sich selber (sein eignes Wesen) nach dem Einfluß von außen gestalten läßt, sondern diesen nach sich gestaltet. Doch begegnen wir hier abermals einer doppelten Richtung: jener einen, welche die aus den Banden der bloßen Haltung freigewordene, aufwärts steigende

(nach S. 181) der Empfindung, und der andern, welche die von oben nach unten wirkende Macht des Bewegens umfasset.

Die eine der beiden Grundbewegungen in der Natur (nach §. 2), die von unten nach oben gekehrte, ist die des Sehnens nach dem oberen, allbelebenden Einfluß, und sie erscheint an den lebenden Wesen überhaupt als Empfänglichkeit, Fähigkeit zum Aufnehmen. Hiermit, mit der fortwährenden Empfänglichkeit für den belebenden Einfluß und für die mannichfachen bewegenden Reizungen von außen, beginnt und erhält sich das Leben; es endet, wenn die Empfänglichkeit verlischt.

Im Leben der Pflanze sind bloß zwei von jenen drei Grundrichtungen wirksam, welche, wie wir vorhin erwähnten, der Seele überhaupt zukommen. Doch ist nur die eine von beiden: die der Bildung und Gestaltung schon als dieselbe erkennbar, als welche sie auch noch am Menschen erkannt wird, die andre, welche erst mit und neben der willkürlichen Bewegung zur eigentlichen Empfindung wird, erscheint hier noch in ihrer einfachsten Form: bloß als Empfänglichkeit für den oberen, lebenschaffenden Einfluß.

Die Gränze zwischen beiden Kreisen: zwischen jenem des Bildens und Gestaltens und dem andren, welcher später zum Empfinden wird, ist scharf gezogen. Es ist dem Grunde nach dieselbe, welche das Unorganische vom Organischen, den Stein von der Pflanze scheidet (nach §. 6). Betrachten wir hier diesen Unterschied noch von einer andern Seite:

Die unorganische Natur, als deren deutlichster Repräsentant das Steinreich erscheint, stehet unter der Macht der „Haltung" (nach §. 5). Das was der Stein mit dem äußern Wesen der Pflanze und des Thieres einzig noch gemein hat: eine eigenthümliche, sinnlich wahrnehmbare Gestaltung empfängt er, wie wir oben sahen, lediglich von außen, durch die Wirkung des um alle Einzelnen geschlungenen, sie eines für und an das andre heranziehenden Bandes. Hierbei regt sich bei ihm keine selbstständig inwohnende Kraft des Mitwirkens wie in den belebten Wesen (nach S. 165), er ist und wird, das was er ist und wird, ohne sein Zuthun, durch das Walten eines allbeherrschenden und ordnenden Gesetzes, in dessen Wesen kein Mangel, kein Abweichen von der unfehlbaren Norm gefunden wird.

Anders verhält es sich in dieser letzteren Hinsicht bei jenen Wesen, in denen ein selbstständig inwohnendes Leben sein eignes Wirken mit dem Wirken des äußeren, gestaltenden Einflusses (der Haltung) vereint, und nicht bloß diesen Einfluß mit sich walten lässet, sondern selber mitwaltet. Hiemit ist das einzelne Seyn und Werden aus den Banden der Haltung (nach §. 7) entlassen, aus der Region der bloßen Nothwendigkeit und des Gesetzes hervorgetreten in die der Freiheit.

Das Gesetz, das als „Haltung" die Wesen der unorganischen Natur umschlingt, ist keiner Irrung, keinem Abweichen von der unfehlbaren Bahn unterworfen, denn es ist in einer allgemeinen, höheren Ursache des Seyns aller Einzelnen begründet. Das Mitwirken des einzelnen und besondern Lebens ist der Irrung und Unordnung unterworfen, weil es ein besondres und einseitiges ist. So entstehet durch dieses Mitwirken der Mangel, mit dem Mangel zugleich aber das Sehnen nach dem, was diesen Mangel ausfüllt. Das Hervortreten des Werdens aus dem Kreise der bloßen Haltung wird hiemit der Grund des Entstehens der von unten nach oben gehenden Richtung der Empfänglichkeit, womit das Leben beginnt.

Die Einseitigkeit des besondern Wirkens gestaltet sich (durch die Rückwirkung des Bandes, welche alle Viele zu Einem vollendet, nach §. 21) zum Unterschied des Geschlechts; das Streben nach dem, was den Mangel ausfüllt, wird zum niedersten und anfänglichsten Vorbilde dessen, was später sich zur Liebe verklärt; schon das Pflanzenreich hat mit dem Thierreiche jenes Vorrecht und Kennzeichen gemein, wodurch sich das irdisch Lebende vom Leblosen unterscheidet: das Vermögen fruchtbaren Samen in sich zu erzeugen, woraus ein Wesen der gleichen Art entstehet.

So ist als Seele (nach §. 6) in dem Wesen der Pflanze ein Zug erwacht, welcher, vom Mangel herrührend, zunächst nach dem Quell aller Ergänzung und Erfüllung hingehet; nach jenem allbelebenden Strom, welcher, von oben und innen kommend, der rege gewordenen Empfänglichkeit überall begegnet (nach §. 2). Alles Leben, das nur auf dieser Stufe des pflanzenartigen Wesens stehet, erscheint als ein Versenktseyn in den Strom jenes allgemeinen Mitwerdens, welches, nach einer Lehre des

Alterthums, als Physis in der Pflanze dasselbe ist, was die Seele im Thiere.

Die Glieder eines Leibes, welche unter dem Walten einer gemeinsamen Seele entstehen und wachsen, zugleich mit einander gesund oder krank, fröhlich oder schmerzhaft leidend sind, werden dieses ihres gegenseitigen Mitgefühles dadurch fähig, daß in jedem von ihnen ein Theil von allen ist. Nicht bloß die Zweiglein des aus einem und demselben Herzen kommenden Systemes der Blutgefäße durchdringen jedes von ihnen; sondern derselbe Tropfen Blutes, der jetzt mit auflösender Kraft das Auge durchdrang, kommt bald nachher als ergänzende Lebensfülle zur Hand und schaffet, daß in der Hand ein Theil vom Auge oder von der Zunge sey. Es ist derselbe Nervenäther, welcher vom Gehirn und Rückmark aus jetzt den Fuß zu seinem Gange bewegt, dann dem Ohre das Vermögen des Hörens darreicht. So hat, durch gemeinsamen Grund der lebendigen Wirksamkeit, der Fuß Theil an dem Geschäft des Ohres, das Ohr Theil an dem Tagwerk des Fußes, so wie jedes andern Gliedes.

Dieses ist das Wesen der alldurchdringenden, Alle umfassenden Physis, daß sie jedem Einzelnen nach seinem Maße gibt zu seyn was Alle sind; sie ist es, welche macht, daß in jedem von ihr durchdrungenen Einzelnen, der Kraft und dem Wesen nach, Alle sind.

Hätten wir hier ein Reich der geistigen, mit Willen und Selbstbewußtseyn begabten Wesen vor uns, so würden wir das Band des Mitwerdens, welches alles Leben dieser Ordnung vereint, das Band der Freundschaft und Liebe nennen. Der von unten, von dem Grund des Mangels, nach oben, nach der Erfüllung gerichtete Zug des Sehnens, ist auf jeder Stufe des Seyns von der Art und vom Geschlecht der Liebe.

Wäre in der Pflanze jene selbstständige, durch die Richtung des allgemeinen Stromes des Mitwerdens hindurch oder ihr entgegengehende Bewegung, welche im Thiere vorhanden ist; so würde uns das Mitwerden als Grund der Empfindung erscheinen. Betrachten wir dieses hier etwas näher:

Die Seele des Thieres und des Menschen vermag (nach §. 31) nur zu empfinden, weil in ihr selber nicht bloß eine

Aehnlichkeit mit dem Empfindbaren, oder ein Zug des Verlangens nach diesem, sondern weil ein Theil vom Wesen des Empfindbaren selber in ihr ist. Die Glieder unsers Leibes würden niemals es vermögen den Kohlenstoff oder Stickstoff, oder alle die andern Hauptbestandtheile der Nahrung an sich zu ziehen und in ihr Wesen aufzunehmen, wenn sie nicht selber, ihrem leiblichen Wesen nach, aus Stickstoff und Kohlenstoff, so wie aus allen den andern Elementen beständen, woraus die Nahrung zusammengesetzt ist. Nur weil das Thier, von seinem ersten Entstehen an, den Stickstoff als einen Hauptbestandtheil seines Körpers in sich enthält, ist es vermögend diesen Stoff allenthalben aus der ergriffenen Speise sich zuzueignen; nur weil dasselbe in allen seinen Theilen von der Lebensluft durchdrungen ist, vermag es Lebensluft einzuathmen und sie dem Getränk zu entnehmen.

Wir müssen hierbei in dem Geschäft der Ernährung das Werk eines beständigen Austausches anerkennen. Neuer Stoff einer gewissen Art, wird zu dem gleichen, schon im Leibe vorhandenen Stoffe aufgenommen und dagegen ein Theil des schon zum Leibe gewordnen aufgelöſt und ausgestoßen; es stirbt das schon Gewordne ab, damit das zum Werden Fähige, zum Seyn und Wesen komme. Dieses Absterben ist, wie uns der nächste §. lehren wird, auf Sättigung, auf Ausfüllung des Mangels durch das gesuchte und nun gefundene Ergänzende gegründet.

Jener magnetische Strom, welcher, durch die sichtbare Natur gehend, die Speise zu dem Esser, den Hunger zur Sättigung führt (nach §. 4 und §. 13), und Alles, wo hindurch er seinen Lauf nimmt, mit Leben und Wohlgefallen erfüllet, gehet auch durch das Reich der Seelen und vereint hier das Empfindende mit dem Empfindbaren, das Erkennen mit dem Erkennbaren. Der Magnet würde das Eisen nicht anziehen, wäre in ihm nicht selber die Art des Eisens; das Erkennende würde seine ihm gegebene Welt nicht erkennen, läge diese Welt nicht schon ihrem ganzen Wesen nach in ihm.

So wird das Empfinden, wie wir dieß auch später noch betrachten wollen, nach dem Gesetz jenes Mitwerdens vorbereitet, welches der Pflanze ihr eigenthümliches Leben: das

Vermögen der Ernährung und des Wachsthums, vor allem aber das der Erzeugung verleihet.

Dieses ist die zweite unter den drei Hauptrichtungen der eigenthümlichen Wirksamkeit der Seele; der erhaltende und tragende Stamm für die beiden andren, ohne welchen die Fortdauer des Lebens und des Wechselverkehrs zwischen jenen andern beiden eben so wenig bestehen könnte, als der Wechselverkehr zwischen der Wurzel und der Krone eines Baumes ohne den zwischen beiden liegenden Stamm, betrachten wir nun auch noch die dritte: die Blüthe von jenem.

Die Pflanze kann bloß das Ergänzende begehren, sie kann bloß lieben; das Thier kann lieben und kann auch hassen. Auf einer höheren Stufe nur wiederholt sich hier dasselbe, was das Belebte zum Belebten machet. Denn das Unbelebte, so sahen wir (schon bei §. 1), kann den chemisch verwandten Stoff nur anziehen, nicht aber durch eigne Kraft ihn wieder abstoßen; das Belebte kann anziehen und abstoßen, aufnehmen und wieder ausscheiden, durch eigne, inwohnende Kraft.

In dem Thiere wohnt ein Vermögen, welches dem Bewegen des allgemeinen Mitwerdens zu folgen oder ihm auch entgegen zu streben vermag; ein Vermögen, welches selber von gleicher Art mit der Ursache ist, durch welche jenes allgemeine durch die Sichtbarkeit gehende Bewegen entstehet. Wie in der Pflanze das nach dem oberen, belebenden Einfluß gerichtete Sehnen als weibliche Empfänglichkeit inwohnend geworden ist, so hat sich dem Thier die männlich schaffende, von dem Höheren zum Niedern gekehrte Kraft eingesenkt und in ihm verleiblicht.

Die Pflanze hat, wenn das Wort von höherer, weitrer Bedeutung, abbildlich für etwas Niedreres, Beengteres gebraucht werden darf, nur einen Sinn für das, was ihr befreundet und begehrenswerth ist, nicht für das Feindliche und Verabscheuungswürdige. Wie bei einer, die Bande des pflanzenartigen Lebens der Ernährung und des Wachsthums des Leibes am sichersten auflösenden Krankheit, welcher auch der Menschenleib nicht selten erliegt: bei der Abzehrung, kein Gefühl von Leid und Schmerz, kein Gefühl für das ist, was die innern Theile des Leibes allmählich zerstört, so ist in der

Pflanze kein Sinn für das da, was das Leben auflöst und zerstört: das Thier allein fühlet das feindliche Element, fühlet den Tod kommen.

So verhält sich das Wesen der thierischen Seele, dieser seiner Eigenthümlichkeit nach, zu dem der Pflanze inwohnenden Lebensprincip, wie sich das Vermögen der Seele zu unterscheiden Gutes und Böses, überhaupt aber Urtheilskraft und Verstand zum Empfinden verhalten.

Deutet doch auf diesen innern Unterschied selbst jener äußere hin, welcher am Leibe des Thieres den deutlichen Gegensatz zwischen einem Rechts und Links, Oben und Unten, Vor und Nach eintreten lässet. Ein Scheiden in zwei immer ähnlichere und gleichartigere Pole, welches, wie wir im §. 20 sahen, auch mit dem Entstehen des Schlafes im Zusammenhange gefunden wird; des Schlafes, welcher, je vollkommner das Thier ist, desto nothwendiger für die Wiedererneuung seines Lebens erscheint.

An Thieren verräth sich die dritte Hauptrichtung der eigenthümlichen Thätigkeit der Seele als willkürliche Bewegung; erst im Menschen wird sie wahrhaft zum freien Willen.

Betrachten wir nun noch an allen diesen drei Richtungen die nähere oder fernere, unmittelbarere oder mittelbarere Abhängigkeit, in welcher sie von dem selbstständigen, individuellen Wesen der einzelnen Seele, und zwar der Seele von vollkommenster Art: der menschlichen stehen.

Was die Seele zur Bildung und Gestaltung des Leibes beitrage und wie dieser Beitrag wichtig zwar von der einen, aber sehr beschränkt von der andern Seite sey, haben wir oben gesehen. Auch das Empfinden, begründet durch das allgemeine Gesetz eines Zusammenwerdens der für den obern Einfluß, welcher das Werden schaffet, empfänglich gewordenen Wesen, hängt nur, in seinem Maße, eben so weit von dem unmittelbaren Einfluß der besondern Seele ab, als das Ernähren von dem im Thiere oder in der Pflanze wohnenden Lebensprincip. Daß durch die aufgenommene Speise der Leib ernährt und wiedererstattet werde, das bewirkt freilich zunächst die Kraft des Lebens, das im Leibe ist; aber diese Lebenskraft ist nicht zugleich selber die Nahrung, sie bedarf vielmehr der letztern eben so

wie der beim Geschäft der Ernährung dienenden Organe, damit sie selber als das erscheinen könne, was sie ist. Eben so trägt denn zu dem Werk der Empfindung die lebende Seele nur das eine nothwendige Element bei: den Mangel, oder das Bedürfniß nach dem, welches die eigne Einseitigkeit ergänzet, das Sehnen nach dem äußeren Lebenseinfluß; das andere Element, welches nothwendig ist, damit Empfindung zu Stande komme, liegt außer dem Wesen der Seele. Denn dieß ist eben das, was sie selber nicht hat, das zu ihr, als nothwendig integrirender Bestandtheil gehörende Andre.

Selbst im Wesen der Menschenseele, in deren höherer Region das, was beim Thier Empfindung ist, sich zum Gefühl veredelt hat, kommen und entfliehen die Gefühle, gleich flüchtigen Vögeln, ohne daß die Seele über das Kommen oder Gehen dieser Gäste und Fremdlinge einen mehr als mittelbaren Einfluß hat.

Anders dagegen verhält sich dieses bei der dritten Hauptrichtung der Wirksamkeit der Seele. Die Blume kann sich nicht schließen, wenn die Sonne auf sie scheint und die Stunde zum Oeffnen ihrer Blätter kam; das Thier kann aus eigner Macht ruhen, wenn die wärmende Sonne die meisten Wesen auch seiner Art zur Thätigkeit und Bewegung aufreget. So kann auch in der Menschenseele der Wille noch wirksam seyn und in einer sich gleich bleibenden Weise bemerkbar werden, wenn die Macht zur Bildung und Gestaltung des Leibes oder die Stärke der Empfindungen sehr vermindert, ja der innren Auflösung nahe gekommen ist.

Dieses Verhältniß werden wir auch in der allgemeinen Geschichte der menschlichen Seelenthätigkeit wieder erkennen: die selbstthätig-schaffende Einbildungskraft, zu welcher sich im Menschen das leiblich gestaltende, bildende Vermögen der niedern Wesen verklärte, hat zu gewissen Zeiten, als Schöpferin der Künste, die Fülle ihrer Gaben über Schaaren von Seelen ergossen, oder es hat sich ein übermächtiges Gefühl ganzer Zeiten und Völker bemächtigt. Andre Male war die Macht jenes selbstständigen, geistigen Bildens ganzen Zeiten entrissen, das lebendig aufwallende Gefühl, welches vorhin Tausende bewegt hatte, war erloschen. Oder beide, die selbstthätig

bildende Kraft der Seele, wie die Macht der Gefühle, war und ist, wie gewöhnlich, nur einzelnen Seelen verliehen; die, mit der dritten Richtung der Seelenthätigkeit verwandte Kraft des Unterscheidens und Urtheilens aber, welche die Wissenschaft begründet, blieb noch als unzerreißbarer Faden zurück. Die Wissenschaft in gewissem Maße ist vielen Seelen, das künstlerische Schaffen so wie das tiefe warme Gefühl nur Wenigeren zugänglich, darum ist die erstere, wie dieß schon ein oben (bei §. 20) angeführter Ausspruch des Heraklit andeutet, das Sichrere, einer ewigen Wahrheit unmittelbarer sich Annahende. Uebrigens gibt es auch in ihrem Gebiet ein zwar Wenigen, aber diesen Wenigen für Viele verliehenes Selberschaffen, welches vom bloßen Aufnehmen sehr zu unterscheiden ist (m. v. d. §. 60). — Das Werk der Entfaltung und höheren Ausbildung der Seele, nach der dritten Richtung hin, liegt auch der Menschenseele vor allem als Berufsgeschäft ihres Lebens ob, und dieser Zweig unsers Wesens (nicht aber der Stamm oder die Wurzel) ist es, welcher allein den Samen für ein künftiges Seyn, Früchte der Ewigkeit trägt. Denn nicht die bildende Macht, welche die Seele am Leibe geübt, noch das, was sie empfunden, sondern der, das Gute oder das Böse wählende Wille ist es, dessen Werk stehen bleibt, wenn das Leibliche vergehet.

Jene drei Grundrichtungen der Seelenthätigkeit gleichen nicht bloß abbildlich, sondern verhalten sich selber wie Leib, Seele und Geist, welche drei das eine Wesen des Menschen ausmachen. Nothwendig die eine bei und mit der andern, wie die drei Gemengtheile des ältesten Körpers der Erdoberfläche, des Granites beisammen sind, oder wie die drei Reiche der Natur: Thier- und Pflanzen- und Elementenreich eines in Beziehung aufs andre da sind.

Wie aber am menschlichen Leibe das zergliedernde Messer zuletzt alle Theile zwar in die drei Grundformen der Kugel, des Plättchens und der Faser aufzulösen vermag, die Gebilde aber, welche aus jenen dreien zusammengesetzt sind, unter sich selber wieder von sehr verschiedener Art und Eigenschaft erscheinen: so gehen auch aus den drei Grundrichtungen des Seelenlebens sehr verschiedene Kräfte unsers innern Wesens hervor. Der Knochen ist etwas Anderes als der Muskel; der Nerv etwas

Anderes als die Blutgefäße und diese letztern selber wieder von doppelter Art und Bestimmung; vom Organ und der Thätigkeit des Sehens sind die des Hörens, des Riechens u. s. zu unterscheiden. So ist auch der Verstand etwas Anderes als das Gedächtniß; die Einbildungskraft verschieden von der Vernunft, der Wille vom Gefühl.

Die genaue Unterscheidung der verschiedenen Kräfte der Seele und das Erkennen ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit scheint dem menschlichen Geist nicht weniger schwer geworden zu seyn als den Zergliederern der Vorzeit das Unterscheiden der einzelnen Hauptgebilde des Leibes und ihrer Functionen (nach S. 149 und 187). Dennoch hat die Uebereinstimmung der Aussagen verschiedener Beobachter der ältern und neuern Zeit für den Forscher der Seelenkunde etwas Beruhigendes.

Die Grundeintheilung in drei Hauptvermögen der Seele lag schon der ältesten Zeit sehr nahe, und ist deßhalb eine der gewöhnlichsten gewesen. Es wurde von Plato und seiner Schule dem höchsten unter den dreien: dem Vermögen zu erkennen und zu urtheilen, als dem regierenden Herrscher, sein Wohnsitz in der erhabensten Stätte des äußern Menschen, in der Akropolis des Leibes, dem Haupte angewiesen. In der Mitte der Stadt, in der Region der Brust, im Herzen, wohnet als Stand der Krieger die selbstthätige, abwehrende Kraft des Gemüthes; weiter nach unten die zum Dienen und Gehorchen bestimmte, auf das Geschäft der Leiblichkeit gerichtete, an sich sinnlose Seele.

Von Andren wurde auch die sinnlose, pflanzenartige Seele als der eine, die thierische als der zweite, die göttliche, dem Menschen als höheres Vorrecht seiner Natur angehörige Seele als der dritte Haupttheil unsres unsichtbaren Wesens betrachtet. Jeder dieser drei Seelen kommen dann wiederum drei Vermögen zu, nämlich der Pflanzenseele das auf Ernährung, Veränderung und Vermehrung gerichtete; der thierischen die Empfindung, die Phantasie und das Begehrungsvermögen; der göttlich-menschlichen das Vermögen zu erkennen, zu wissen, zu urtheilen. Wurden dann die Kräfte der obersten, erkennenden Seele in Eines zusammengefaßt, und diese selber als nur Ein Theil, unter dem Namen des erkennenden und richtenden Nus oder

Geistes aufgeführt, so konnte, wie dieß bei Plato geschehen, die Seele als in sieben Kräfte ausstrahlend betrachtet werden, während Chrysippus acht Hauptvermögen des innren Menschen unterschied. Nur der Theil des innren Menschen, welcher selber von göttlicher Natur auf das Göttliche gerichtet ist, wurde als unsterblich, die andren als sterblich betrachtet.

Fünf Kräfte des innren Menschen sollten nach der Lehre der Stoiker den fünf Sinnen des äußeren, leiblichen Menschen entsprechen, die sechste der Rede oder Sprache, die siebente der Kraft zu zeugen, die achte sollte jene herrschende (des selbstbewußten Geistes) seyn, welcher die andren alle, wie Arme des Polypen als Werkzeuge untergeordnet sind.

Es hat hier die Vergleichung der Seele mit dem Leibe allerdings viel für sich und alle jene Hauptthätigkeiten oder Geschäfte des Lebens, welche wir am Leibe bemerken, werden, wie in einem höheren Vorbild, auch in der Seele wieder erkannt. Denn wenn wir die Mitwirkung des vorhin erwähnten, alle Einzelnen vereinenden Bandes oder des allgemeinen Lebensgeistes zu dem Werk der leiblichen Bildung betrachten, welches die Seele übt; wenn wir beachten, welchen Antheil ein allgemeiner Strom des Bewegens zum Werden an dem Entstehen der Empfindung habe, und die Nothwendigkeit, daß Viele und Alle seyen, damit das Eine seyn könne (nach §. 4), so wird uns klar werden, daß das Seyn und Wirken der einzelnen Seele nur durch einen Wechselverkehr mit den andern allen bestehen könne, welcher in seiner Region dem Athmen des Leibes entspricht. Dieses beständig fortwährende, stille Wirken der Seele, welches sich nur in einigen seiner Nebenwirkungen gleich einem Bewegen der Sympathien und Antipathien vernehmbar machet, könnte man mit einem bildlichen Ausdruck die Spannung (τόνος) nennen.

Wie der Leib, so bedarf auch die Seele der Ernährung. Diese geschieht durch die Wahrnehmungen und Gefühle. Hier ist der Ursprung der Affecten.

Was uns am sichtbaren Leibe als Organ der Bewegung, als Muskel und Sehne und als Verrichtung dieser Theile erscheint, das wird an dem innern Anfang und Vorbild aller Leiblichkeit, an der Seele, als ursprünglich bewegende Kraft, als

Vermögen des Begehrens und Wollens erkannt. Es empfangen die äußern Organe des Bewegens, es empfängt das Fleisch, seinen bestimmten Umriß und seine feste Stütze durch Theile, welche als ein Ruhendes aus der Bewegung, als fest Bleibendes aus dem Veränderlichen ausgeschieden sind: durch die Knochen. Man darf wohl sagen, daß jenes Eigenthümliche des innren Menschen, welches wir Temperament und Charakter nennen, sich zu der Richtung des Wollens und Begehrens eben so verhalte, wie der Knochen zum Muskel.

Dem merkwürdigen, alle Bewegungen und Kraftäußerungen des übrigen Leibes wie ein gemeinsamer Brennpunkt in sich auffassenden Organ der Stimme und Sprache entspricht an unserm innern Wesen das wundervolle Mitgefühl, welches der Geist des Menschen zum Gewissen verklärt. Hierin ruhet ein das Fremde beherrschendes, Kraft aus Kraft erzeugendes Vermögen.

Daß das Empfinden vom Denken sehr verschieden sey (verschiedner noch als das Fühlen, welches bloß leiblich ist, vom Gefühl, welches nicht dem Leibe, sondern der Seele zukömmt) hatten schon die Alten gezeigt. Jene innren Vermögen, welche als Einbildungskraft oder Phantasie, als Sach- und Namensgedächtniß und als das hiervon sehr unterschiedene Erinnerungsvermögen unterschieden werden, so wie als ästhetischer Sinn oder Geschmack im engeren Verstand des Wortes, entsprechen am innren Menschen den Sinnorganen des äußern; Selbstbewußtseyn, Verstand und Vernunft, den Centralorganen alles Empfindens und Bewegens des Leibes: dem Gehirn und Rückmark.

Uebrigens sind alle diese verschiedenen Vermögen, von vermischtem Geschlecht, aus dem Zusammenwirken der drei erwähnten Hauptrichtungen der Thätigkeit der Seele hervorgegangen; das mit dem Athmen verglichene durch eine Wechselwirkung der beiden niederen Richtungen mit dem allumfassenden geistigen Band; das Vermögen des leiblichen Gestaltens hat sich im Menschen zur selber schaffenden Phantasie verklärt; die Richtung des Mitwerdens wird zum Empfinden und zum Gefühl; aus der Vermischung der obersten Richtung mit den beiden andern, entstehen die übrigen Vermögen der Seele.

Wir haben uns lange bei den drei Grundrichtungen des

Seyns und Wirkens der Seele verweilt. Sie sind die dreifache Wurzel jenes Baumes der alten nordischen Sage: die Wurzel des Seyns der drei Reiche unsrer sichtbaren Natur. Sie aber werden uns auch in jedem einzelnen Moment der Geschichte der Seele wieder begegnen, und es wird uns dann, wie öfters die unsichtbare Welt in den Bewegungen und Gebilden der sichtbaren, so das Höhere, Geistigere, in seinem niedreren Abbild begreiflicher werden. Was wüßten wir von dem Lichte, wäre die Welt des Dunkels nicht, zu welcher jenes mit unaufhaltsamem Zuge hineilt, und an welcher es sich sichtbar machet. So wollen wir uns auch in dem weitern Verlaufe dieser Untersuchungen immer mehr zugestehen, daß es nur der sterbliche Leib sey, in dessen Geschichte die unsterbliche Seele uns ihre eigne Geschichte nachbildet und kund machet.

Erläuternde Bemerkungen. Bei dem, was oben von dem Verhältniß der Seele zum Vorgang der Gestaltung des Leibes gesagt worden, erinnere man sich an die häßliche silenenartige Gestalt, welche in Sokrates mit der schönsten Seele verbunden war (Xen. Symp. II, 19; IV, 19; Plat. Theaet. 143; Sympos. 210). — Nicht eine in der Seele selber wohnende bildende Kraft, sondern eine höhere Hand hat, nach der Lehre einer ältesten und ewigen Weisheit, dem Menschen den Leib bereitet, m. vergl. Ps. 119 (118), 73; Jerem. 1, 5; Hiob 10, 8.

Plato in seinem Timäus legt der Seele 7 Grundkräfte bei, eben so Aristoteles, der (de anim. II, 3) als verschiedene Kräfte δυνάμεις oder Vermögen der Seele ein ernährendes, empfindendes, begehrendes, bewegendes, erkennendes (θρεπτικὸν, αἰσθητικὸν, ὀρεκτικὸν, κινητικὸν, διανοητικὸν) nennt, wozu noch (L. III, c. 9) das Princip der Einbildungskraft (φανταστικὸν) und c. 10 der Ueberlegung (βουλευτικὸν) kommt. — Anderwärts theilt Aristoteles die Vermögen der Seele nach ihren beiden Hauptrichtungen auf das sittliche Thun und aufs Erkennen ein. Oder er scheidet die Seele in einen irrationellen und rationellen Theil, welcher letztere theils Solches erkennt, das seinen Principien nach nicht anders seyn kann, theils auch Solches, das so oder anders seyn kann. Jenes führt zum Wissen, dieses zum Denken und Ueberlegen (Ethic. Nicomach. L. VI, c. 2). — In der Lehre der Stoiker erscheint die Seele in acht Vermögen getheilt: 1 bis 5 umfaßt die Thätigkeit der fünf Sinne; 6 die der Stimme; 7 die Zeugungsfähigkeit; 8 die herrschende Kraft (ἡγεμονικὸν), der die andern, wie die Arme den Polypen, als Organe dienen (Plut. de plac. ph. L. IV, c. 4). Die ersten 7 Thätigkeiten der Seele erkennt auch in jener Ordnung Philo an (deter. potior. insid. 186, ed. Mang. I, 223 und ss. Leg. Alleg. I, 42 ed. M. I, 43).

Anderwärts ertheilt er der Pflanzenseele drei Kräfte, welche Ernährung, Veränderung und Vermehrung bewirken, der Seele des Thieres kommt Empfindung, Phantasie, Begehrungsvermögen zu (αἴσθησις, φαντασία, ὁρμή, in libr. quod Deus sit immutabil. 298, ed. Mang. I, 278). Wie die Sonne zwischen den 6 Planeten (3 unteren und 3 oberen), so waltet herrschend das heilige göttliche Wort zwischen den je zwei-

fach getheilten drei Hauptkräften der Seele (quis rer. divinar. haeres. 511, ed. Mang. Vol. I, 504). — Die Seele ist in drei Theile getheilt, davon hat der vernünftige seinen Sitz im Haupte, der Muth (das Gemüth) wohnt in der Brust, der begehrliche Theil im Unterleib. Diesen entsprechen drei Tugenden: Weisheit, Edelmuth, Mäßigung (ss. Leg. Alleg. I, 52 seqq. ed. Mang. 56 seqq. III, 82, c. M. 110; de confus. lingu. 323, ed. M. 408).

Maximus Tyrius (diss. VI. p. 66, ed. Davis), dem Plato folgend, zählt drei Hauptkräfte der Seele. Der erstern, welche in der Herrscherburg (Akropolis) wohnt, kommt das Geschäft des vernünftigen Urtheiles zu, die andere, mit der erstern vereint, ist die selbstthätige Kraft, die dritte, die träge, ungemäßigte, unfreie Menge, von Genußsucht, Uebermuth und Wollust bewegt, gleichet dem trägen, vielstimmigen, veränderlichen, sinnlosen Pöbel. — Derselbe (diss. X. p. 108), mit Plato und Aristoteles übereinstimmend, theilt die Seelenkräfte in Vernunft und Affecten (einen rationalen und irrationalen Theil); oder auch (diss. XL. p. 418) in einen (thierisch) menschlichen, welcher sterblich ist, und einen göttlichen und aufs Göttliche gerichteten (φρόνησις), der unsterblich ist.

Tertullian. c. 14 de anima sagt, alle diese Lehren zusammenfassend: dividitur autem in partes, nunc in duas a Platone, nunc in tres a Zenone, nunc in quinque et in sex a Panaetio, in septem à Sorano, etiam in octo penes Chrysippum, in novem penes Allophanum; sed et in decem apud quosdam Stoicorum; et in duas amplius apud Posidonium, qui a duobus exorsus titulis, principali, quod aiunt ἡγεμονικὸν, et a rationali, quod aiunt λογικὸν, in duodecim exinde prosecuit.

In der Seele ist ein unwillkürliches Vermögen, das den Leib belebt, und eine selbstbewußte, erkennende Kraft. Basil. Caes. constit. Monast. c. 2; ed. Par. II, 541 seqq.

Von einem Vorgang in der Geschichte der Seele, welcher jenem des Athmens und des Kreislaufes der Säfte im Leibe ähnlich ist und entspricht.

§. 30. Der Inhalt dieses §. soll großentheils nur zu einer weiteren Beleuchtung des Gegenstandes dienen, dessen wir bereits oben im 4ten §. dieses Buches erwähnten. Vielleicht daß die hier gebrauchten Beispiele vermögend sind, die Abhängigkeit, in welcher alles sichtbare Seyn von einem unsichtbaren, belebenden Einfluß stehet, auch noch von einer andren Seite anschaulich zu machen.

Das Leben des Einzelnen könnte nicht bestehen, würde es nicht in jedem Augenblick durch einen allgemeinen Quell des Lebens immer wieder von neuem gegeben und geschaffen. Damit die lebende Seele diesen Einfluß von oben aufnehmen könne, bedarf sie der Empfänglichkeit für ihn; die aufnehmende Empfänglichkeit kommt aus dem, was wir oben (im §. 4) den

(scheinbaren) Mangel oder nach einem Ausdruck des Aristoteles die Entleerung nannten; der Mangel aber kommt durch die Verleiblichung.

Wir bemerken bei dem gesunden und ungestörten Verlaufe des Kreislaufes kaum daß wir athmen, noch weniger aber daß unser Blut in den Adern sich bewege. Fünfmal gehet das Blut aus der rechten Herzkammer hinüber, nach der auch nach dem Ausathmen noch mit vieler Luft erfüllten Lunge, um hier seine aus dem Absterben des Leibes entstandene Kohlensäure gegen die beim einmaligen Einathmen hineingekommene Lebensluft auszutauschen; ein einmaliges Ausathmen führt den sterbenden Stoff hinweg, den das Blut des Herzens auf fünf seiner Gänge mit sich gebracht, und von all diesen Hin- und Hergängen bemerken wir nichts; nichts von dem wohlthätigen Werk des Blutes, den immer wiederkehrenden Tod aus den Gliedern hinwegzunehmen und ihnen sein eignes belebendes Wesen dagegen zu geben. Selbst im Schlafe und in den gefühllosen Zuständen der Ohnmacht behält dieses wohlthätigste und nothwendigste Geschäft des Lebens seinen ununterbrochenen Verlauf; daß es so sey, zeigt seine Folge: denn siehe wir leben noch.

So zeigt sich auch im Leben der Seele das, was dem Athmen des Leibes entspricht zunächst zwar durch seine Folge, durch die Fortdauer dieses Lebens, und das Aus- und Eingehen des schaffenden Lebensodems, der von oben kommt, der Kreislauf seines innren Bewegens ist dem Gefühl wie dem Selbstbewußtseyn nur wenig bemerkbar; dennoch gibt es sich auch für diese beiden durch einige Zeichen kund.

Selbst am ruhig schlafenden Menschen erkennen wir das Athmen daran, daß die eben noch gesenkte Brust sich hebt; an allen lebenden Seelen wird das Athmen des belebenden Einflusses durch etwas erkannt, was wir lieber Erhebung als Spannung (τόνος) nennen möchten. Diese Erhebung ist es, welche die an dunklem Orte wachsende Pflanze mit geradem Zuge hinausführt, aus einer Spalte ihres Kerkers nach dem Licht; welche der singenden Lerche den Aufflug nach oben lehrt; welche die Menschenseele beständig zu dem Fragen und Sehnen nach einem Göttlichen aufwecket. Merken wir auf den (pausenweise oder gleichsam wie in Pulsen nach §. 31) gehenden

Verlauf unserer Gefühle und unsers Denkens, so werden wir immer auf den Moment eines Nachlassens oder Zerstreuens einen neuen Moment des Zusammenfassens und der erneuten innren Spannung folgen sehen. Dieses sind die Athemzüge und Pulsschläge des innren Lebens, welche da am fühlbarsten werden, wo dieses Leben seinen höchsten und besten Aufschwung nimmt.

Der künstliche Magnet athmet, damit sein innres, lebendiges Wirken fortbestehe, einen unsichtbaren, durch alles Irdische gehenden magnetischen Strom ein; die Kraft, welche die lebende Seele athmend in sich aufnimmt, damit sie fortlebe, das ist die Mitwirkung jenes Bandes (S. 17), welches der Geist um alles Wesen des Sichtbaren und Unsichtbaren geschlungen hat; die Kraft, womit Er alle Dinge, die sichtbaren wie die unsichtbaren, hält und trägt. Diese Kraft ist nicht die Wirklichkeit (nach §. 3) jenes Geistes selber, aber sie ist und bestehet in jedem Augenblick durch und aus jener Wirklichkeit.

Wie die von ätherischen Kräften erfüllte Luft des Himmels Alles umfaßt, so umfasset das Band des Geistes alle Wesen, und wie die Luft überall eindringt, wo sich ihr unter den schweren, dichteren Massen ein leerer Raum eröffnet, so zeigt sich auch die mitwirkende Kraft jenes Bandes überall bereit Leben zu ergießen und Kraft, wo eine Empfänglichkeit für dieses Leben wach wird.

Wir knüpfen nun den weiteren und eigentlichen Inhalt des §. an einige früher schon gegebene Grundzüge dieser Betrachtungen an.

Abermals begegnen wir hier zuerst dem alten, schon öfters betrachteten Räthsel: wie sich überall in der Welt des Seyns ein Leben der höheren Ordnung zum Tode der niederen Form, die Fülle zum Mangel geselle. Der alten Frage: warum ein oberes, belebendes Vermögen das an sich Leblose und Unvermögende begehre, ein Kräftiges das hülflos Schwache? Denn ein mächtiger Drang, gleich jenem des Bräutigams zur Braut, ziehet überall die Lebensfülle zum Mangel, die Hülfe zur Noth und eine durch die ganze Natur gehende, heilende, die Mangelhaftigkeit des Einzelnen ergänzende Kraft, eifert

mit dem mächtigsten Eifer grade um die Erhaltung des Verlassensten, mühet sich am heißesten um die Pflege des Gebrechlichsten und Elendesten. Wie denn kein andrer, eben dem Nest entflogener, hungernder Vogel, von allem Geflügel des Waldes so eifrig versorgt, mit solchem freudigen Zudrange gepflegt wird, als der junge Kukuk, wenn jetzt die bisherigen Pflege-Eltern durch das häufige Zutragen des Futters so geschwächt und ermattet sind, daß sie allein dem Geschäft nicht mehr zu genügen vermöchten; oder wie im Frühling ein wetteiferndes Bewegen die ganze Schaar der Arbeitsbienen durchdringet, wenn jetzt die hülfsbedürftige Brut der Königin dem Ei entschlüpfet, nach Speise und sorgfältiger Wartung verlanget.

Ein Weiser des Alterthums — einer der tiefsinnigsten von allen, Herakleitos — redet von einer εἱμαρμένη: von einer Weltordnung, welche selber unwandelbar und ewig, durch das Reich des Wandelbaren und Vergänglichen hindurchgehet, und die Einzelnen und Getrennten wie Dissonanzen zu einem melodischen Einklange verwebet. Wie der belebende Odem, welcher in der Brust auch des Schlafenden aus- und eingehet, wenn die Glieder ruhen, und die Pforten der Sinnen verschlossen sind, so waltet jener Zug, der die Einzelnen beständig zu einem harmonischen Ganzen verwebt, auch in den bewußtlos Schlafenden. Denn das Geschäft jener εἱμαρμένη an den Seelen gleichet dem Geschäft der Lebensluft am athmenden Leibe: es wirket ohne Aufhören, ungefühlt und ungewußt, ein herabwärts von der oberen Einheit zu dem Einzelnen und Getrennten gehender Zug, und ein andrer Zug, welcher von dem Einzelnen aufwärts gehet, zur Einheit. Dieser wechselseitige, sich begegnende Drang ist der Lebensodem, welcher der Seele das Entstehen und Bestehen ihrer Wirksamkeit an dem sichtbaren Wesen gab und erhält.

Wir müssen uns über dieses Geschäft eines gleichsam Athmens der Seele etwas weiter erklären.

An den vollkommneren Gebilden unsrer Sichtbarkeit sehen wir, wie schon oben erwähnt, ohne Ausnahme, nach allen Richtungen und Wechselbeziehungen hin, eine Paarung und Verdoppelung hervortreten, vermöge welcher ein Oberes sich zu einem Unteren, ein Rechtes zu einem fast vollkommen gleich-

gestalteten Linken gesellt. Das eine vermag nur zu seyn und zu wirken in Beziehung auf das andre und in Gemeinschaft mit ihm; die rechte Seite vermöchte sich nicht zu bewegen ohne die linke, aus deren Hirnmasse, wie es scheint, ein großer Theil des sie belebenden Nervenäthers entspringt; das linke Auge würde nicht sehen, wäre nicht eine rechte Seite da, welche ihm den sehenden Nerven gibt. So reicht immer der eine der Gegensätze dem andern ein nothwendiges Element seiner Wirksamkeit, ja seiner Wesenheit dar; der eine hat gerade das, was dem andern fehlt, der eine verhält sich zum andren als ergänzendes, den Mangel ausfüllendes Complement (nach §. 4).

Das Complement jedoch, von welchem wir hier reden, welches bestimmt ist die Mangelhaftigkeit des Einzelnen zu erstatten und auszufüllen, ist nicht allein von sichtbar leiblicher, sondern mehr noch von geistiger Natur. Die Hand wird zum Dienst des Hauptes durch die unsichtbar über beiden waltende Seele bewegt, und diese Bewegung ist dort am äußren, vom Lebensmittelpunkt abgelegenen Organ augenfälliger und merklicher, als an den mehr innerlich gelegenen Blutgefäßen und Eingeweiden. Gerade an jenem äußerlicheren, zum Fortbestehen des Lebens minder nothwendigen Organe, wirket die Seele die vollkommenste willkürliche Bewegung und das feinste Gefühl für die äußere Körperwelt.

Dem Vogel, im Vergleich mit dem vollkommneren Säugthier, mangelt im Innern seines Leibes jene Bergungsstätte, in welcher die Frucht des Leibes bis zur Geburt getragen und ausgebildet wird; es mangeln ihm die Milch absondernden Brüste, welche dem neugebornen Jungen die erste Nahrung reichen. Aber diesen Mangel erstattet ein oberer, mit dem unvollkommnen Einzelnen waltender Wille: eben jenes unsichtbare Complement, das der für sich allein gebrechlichen Einseitigkeit zu Hülfe kommt. Dieses tritt hier als Instinct auf, welcher den Vogel zum kunstreichen Bau des Nestes antreibt und ihn über Berg und Thal zu dem Futter führt, das den nackten, zarten Jungen ihr erstes Gedeihen gibt. Wie in den weit entfernteren Muskeln der Hand die Bewegungen der wirkenden Seele augenfälliger sind und mächtiger, als an den

Muskeln des Schädels, in deren nächster Nähe das Gehirn thront; so waltet das unsichtbare Ergänzungselement des sichtbaren thierischen Lebens am merklichsten und kräftigsten über die scheinbar unvollkommensten Wesen. An diesen, wie die Geschichte der Insecten lehrt, zeigen sich die meisten und wundervollesten Bewegungen des Instincts, zeigt sich am häufigsten der von innen kommende Zug, welcher, gleich einem prophetischen Vorausgesicht, dem noch Verborgenen, Künftigen und Fernen begegnet. Wie die Mutter sich mit der wärmsten, thätigsten Liebe zu dem hülflosesten und zartesten der Kinder gezogen fühlt, so wird ein über alle Einzelnen waltendes Bewegen in der ganzen Natur am geschäftigsten und besorgtesten um das Verlassenste und scheinbar Versäumteste gefunden, wie dieß schon die Geschichte des jungen Kukuks bezeuget, gegen welchen sich das kleine Geflügel des Waldes mit besondrer Zärtlichkeit bewegt fühlt.

So ist denn das Complement, das den Mangel des Einzelnen erfüllet, zugleich ein unsichtbares und ein sichtbares. Auf beiderlei Weise wird es, wenn auch nur als unvollkommnes Abbild, in jenen Krystallen, wie etwa des Zinnsteines, erkannt, an denen von der Säule oder irgend einer andern regelmäßigen Gestalt nur einige Flächen verwirklicht und sichtbar geworden, die andren aber, durch den messenden Verstand, ergänzt und errathen werden müssen. Dieser Mangel wird öfters noch auf andre, sichtbare Weise ausgefüllt. Denn abgegränzt etwa durch den einspringenden Winkel, schließt sich an den nur zur Hälfte verwirklichten Krystall ein andrer an, an welchem die jenem mangelnde andre Hälfte verwirklicht worden, so daß nun beide Unvollendete zusammen ein Vollendetes werden.

Der sichtbar ergänzende Gegensatz ist für das hülflose Kind die Nahrung gebende Mutter; für das innerlich, von der denkenden Seele bewegte Gehirn, sind es die äußerlich dem Willen und der Empfindung dienenden Glieder und Sinnen: für das eine der beiden Geschlechter ist es das andre. Eine durch alles Leben waltende Liebe hat sich dort in die Gestalt der Mutter, hier in die Form des begehrten Gegensatzes verkleidet, um durch den Zug des einen Getrennten zum andren, den Drang nach

der eigenthümlichen Wirksamkeit zu erfüllen, wie sich, am thierischen Leibe, der eigenthümliche Drang nach Bewegung den Muskel erzeugt, und in ihm sich verleiblicht. Es ist die Mutter selber, welche sich den Gegenstand ihrer zärtlichsten Beachtung geboren hat.

Das, was die Gegensätze des Geschlechts, welche in der Stunde des Blühens ein allgewaltiger Drang zusammenführt, zuerst weckte und begründete, das war freilich, wie wir oben gesehen, die Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit des eignen, inwohnenden, lebendigen Wirkens der Dinge. Daß aber diese einseitige Richtung eine solche Gestalt annahm; daß sie sich zu solchen harmonischen Einklängen vollendete, das war (nach §. 21) das Werk jener εἱμαρμένη, welche als höhere, unsichtbare Form über der Sichtbarkeit schwebet, der sie als bewirkende Ursache und Vorbild vorangeht. Denn nicht in Beziehung auf einen künftigen, leiblichen Gegensatz, welcher, als noch nicht vorhanden oder fern, seiner leiblichen Natur nach ohne Wirksamkeit seyn muß, kann sich der eine oder der andre Pol des leiblichen Seyns gestalten; sondern, wie der Nordpol des Magnets durch den unsichtbaren Strom einer Süd-Polarität, durch eine dem Entstehen und Werden unmittelbar gegenwärtige, hülfreiche, bewegende Kraft.

Diese — das geistige Band der Sichtbarkeit — ist es auch, welche dann der Vereinigung des Getrennten die Kraft ertheilt, in dem sterbenden Stoff ein neues Leben der gleichen Art zu wecken. Sie ist die Feder, deren lebendiges Bewegen die Trennung der Gegensätze jetzt zur Vollendung, dann die getrennten wieder zur Vereinigung führt.

Wir nannten dieses Bewegen, wenn es, von einem Mittelpunkt aller Lebensregung ausgehend, durch das Vereinzelte und Niedrere hindurchwirkt, ein fortwährendes Athmen dieses vereinzelten Lebens. Nur das, was athmet, lebt und erhält sich am Leben. Wie aber gerade die Abgetrenntheit und Geschiedenheit der metallischen Grundlage der Erden am leichtesten und schnellsten die Vermischung mit der Lebensluft herbeiführt, so begünstigt die Entgegensetzung und Vereinseitigung der Ordnungen der organischen Wesen jenes, Leben und Bestehen gebende, Athmen der Seele, von welchem wir vorhin sprachen.

Dieses ist denn (wie wir auch noch an einem andern Ort sehen werden) der Grund des „Vergehens und Bestehens der Gattungen und Arten in der organischen Natur.“ Wenn wir einen genauer beachtenden Blick auf jene Geschlechter von Thieren und Pflanzen richten, welche einst in großer Menge — dieß bezeugen die in unsren Gebirgslagen bewahrten Reste — die Erdfläche bewohnten und nun, bis auf wenige unsichre Spuren, aus den Reihen der noch fortbestehenden Gestaltungen verschwunden sind; so erkennen wir, daß diese nun ausgestorbenen Familien und Gattungen meist zu jenen Wesen von zweideutiger Art gehörten, welche an Form und Eigenschaften gerade in der Mitte zwischen den jetzt herrschenden Hauptformen standen: in der Mitte zwischen den nach beiden Seiten auslaufenden, einander entgegengesetzten Richtungen der gestaltenden Natur. Das Thier, welches die einst überaus zahlreichen, in vielfachen Gattungen und hundertfältigen Arten vorhandnen vielkammerigen Schneckengehäuse bildete und bewohnte, das Thier der Ammoniten, Orthoceratiten, Belemniten u. s. gehörte, dieß zeigt sich an dem noch jetzt in heißeren Meeren lebenden Nautilus, zu jenen Uebergangsformen, welche, weder Fisch noch Schnecke, Züge und Eigenschaften von beiderlei Formen an sich tragen. Uebergangsformen zwischen den Palmen und Nadelhölzern, zwischen den Farrenkräutern und Palmen, ja zwischen den beiden, jetzt herrschenden Hauptordnungen des vollkommneren Gewächsreiches: den Monokotyledonen und Dikotyledonen, waren die meisten jener untergegangenen und ausgestorbenen Pflanzenarten, welche vormals in ganzen, großen Waldungen Berg und Thal bedeckten. Zu den Uebergangsformen zwischen Blume und Thier, zwischen Korallengewächs und Muschel, zwischen Amphibien, Vögeln und Säugthieren, oder zwischen jenen beiden Hauptordnungen der Classe der letztern, welche sich eben so zu einander verhalten wie die Monokotyledonen der Pflanzen zu den Dikotyledonen, mit Einem Wort: zu den „Mittelwesen“ zwischen den divergirenden Hauptformen der jetzt lebenden Natur, gehörten fast alle die Gattungen und Arten des Thierreiches, welche, mitten unter den schon gleichzeitig mit ihnen vorhandnen, noch jetzt bestehenden Geschlechtern, das Loos des Vergehens und Aussterbens betroffen hat. „Wie ein Baugerüst,

dessen man sich beim Aufeinanderfügen der Steine und Bögen eines Tempels bediente, sind jene Zwischenformen abgebrochen, und das eigentliche, symmetrisch zusammengefügte Gebäu, das anfangs von dem Gerüst fast verdeckt war, steht allein und frei da."

Neben jenen ausgestorbenen Gattungen und mitten unter ihnen zeigen sich die Ueberreste der jetzt noch fortbestehenden: unser jetziger Stier so wie viele andre, den noch jetzt lebenden Wiederkäuern, Nagethieren und Raubthieren nahe verwandte Arten neben den untergegangenen Thierformen; Schwarzpappeln und Weiden neben den Resten der nicht mehr vorhandnen Bäume und Gesträuche. Wie die einen hätten dann auch die andren ausgehen müssen, wäre nicht ein innrer Grund, bei den einen des Vergehens, bei den andren des Fortbestehens vorhanden.

Gewiß ist es, jene unentschiedneren Mittelwesen zwischen den entschiednen Hauptordnungen der sichtbaren Gestaltungen erscheinen, wo sie noch in unsrer jetzigen Natur gefunden werden, nicht als die vorzüglich begünstigten. Zwischen den beiden Geschlechtern der eigentlichen Planeten von entschieden planetarischer Natur: den vier sonnennäheren und den drei sonnenferneren, finden sich die Mittelwesen zwischen Planeten und Kometen, ja, so könnte man wenigstens von Vesta sagen, zwischen Sonne und Planet, für welche man den eigenthümlichen Namen der Asteroiden gewählt hat. Sie sind so zwergartig klein, daß man sie für die Trümmer eines Weltkörpers gehalten, welcher, gleich den vorhin erwähnten Uebergangsformen der vormaligen organischen Schöpfung, durch einen in ihm selber gelegenen Grund zerstört und aufgelös't worden sey. Kometenartig erscheint bei einigen dieser Mittelwesen die Atmosphäre und die Gestalt der durch einander geschlungenen Bahnen; ein eigentlicher Kern ist von der mächtigen Dunsthülle kaum zu unterscheiden.

Da, wo in unsrem Steinreiche die Classe der Metalle den Uebergang zu der Ordnung der brennbaren Körper macht, erscheinen Mittelwesen von sehr leicht zerstörbarer Natur: spröde und leicht zersprengbar, der Verbindung mit dem Oxygen der Luft und mit Säuren schnell unterliegend, sehr flüchtig im Feuer. Diese Mittelwesen tragen den Charakter der Zerstörung und Auf-

lösung, der in ihnen selber liegt, auch auf andere Dinge über, zu denen sie sich gesellen: sie gehören, wie dieß vorzüglich, an ihrer Spitze stehend, der Arsenik zeigt, zu den stärksten Giften der Natur.

Auch in unsrer organischen Welt tragen die Uebergangsformen, welche noch jetzt, wenn auch nur sehr vereinzelt, zwischen den bestehenden Hauptrichtungen gefunden werden, fast durchgängig den Charakter der Kränklichkeit oder des innren Zwiespaltes an sich, und in einem großen Theil von ihnen liegt ein heftiges Gift verborgen. Diese Mittelformen können nur unter sehr engbeschränkten, ganz besonders begünstigenden äußren Verhältnissen leben und gedeihen; eine geringe Veränderung der äußren Temperatur, so wie der Mangel an Feuchtigkeit, versetzt sie in einen Zustand der tiefen Ohnmacht oder Erstarrung; eben so das bei den meisten sehr mühsam erschwerte Geschäft der Verdauung.

Nur auf einen einzigen Punkt der Erde, auf einen kleinen Theil von Neuholland beschränkt, erscheint das Schnabelthier, die Uebergangsform zwischen Vogel und Säugthier, welches zugleich das einzige giftige Thier ist, das in diesen beiden Classen gefunden wird. An den Amphibien, diesen Mittelwesen zwischen den Classen der Fische und der vollkommneren Wirbelthiere, sehen wir die vorhin erwähnte Empfindlichkeit gegen Kälte und Trockenheit, so wie gegen die Einwirkung der von außen aufgenommenen Nahrung auf den verdauenden Leib am augenfälligsten hervortreten. Das Geschlecht der Schlangen erstarret großentheils bei der jährlich wiederkehrenden Abnahme der Wärme, und viele seiner Arten müssen jede vollkommne Sättigung mit dem Zustand einer Ohnmacht büßen, während welcher sie der Empfindung wie der Kraft der freien Bewegung fast ganz beraubt erscheinen. Der innre Zwiespalt der Eigenschaften und die Selbstauflösung theilt sich von solchen krankhaften Wesen leicht auch andren Lebendigen mit: jenes Geschlecht der Thiere entspricht durch seine öfters sehr giftige Natur, dem Arsenik der unorganischen Körperwelt: in beiden kommt die verderbliche, allzerstörende Kraft, aus einer und derselben Ursache her.

Das vorhin häufigere Vorkommen und bessere Gedeihen

der zweideutigen Uebergangsformen hatte allerdings auch einen äußerlichen Grund in dem Zustand der damaligen Erdoberfläche. Das Geschlecht der Schlangen, wie fast die ganze Classe der Amphibien, gedeiht noch jetzt am besten da, wo eine mittäglich schwüle Luft über einem Gewässer brütet, in welchem die aufgelös'ten Elemente organischer Körper durch einander gähren. Unter ähnlichen Verhältnissen lebt und gedeiht auch das vorhin erwähnte, zweideutige Schnabelthier. Solche begünstigende, äußre Bedingungen des Bestehens und Gedeihens der Mittelformen, mußten sich in jener Vorzeit, da eine Luftwärme der Tropenländer das feuchte, von Lebenskeimen durchdrungne Land und Gewässer bewegte, allerdings in vorzüglichem Maße finden. Es geschah im Großen und Ganzen, was dem Menschen noch jetzt im Kleinen geschieht, wenn er ein noch niemals von der Cultur berührtes Land zuerst mit Hacke und Pflug aufreißet und für eine neue Welt der Keime zugänglich macht. Da zeigt sich, nach Lichtensteins Bemerkung, selbst in Südafrika, alsbald ein Gewächs, das auf seltsame Weise Eigenschaften der Brodfruchtbäume, und namentlich des Feigenbaums, sammt jenen des Arons und Pfeffers mit einer dem Hanfe verwandten Form vereint: die Nessel, mit brennendem Gifte. — So wie dann die äußerlichen, das Gedeihen begünstigenden Verhältnisse sich veränderten, mußten auch die erwähnten Uebergangsformen vergehen; wie die Riesenschlange und Brillenschlange des heißen Erdgürtels auf den Felsenhöhen, selbst unsrer gemäßigten Zone, bald aussterben würden.

Aber, wie schon oben erwähnt, es war ein tiefer gelegner, allgemeinerer Grund, der jene Mittelwesen absterben machte, den wir uns hier noch an einem andern, allbekannten Beispiel aus der uns zunächst umgebenden Natur deutlich machen wollen:

Bei unsren Hausthieren, so wie bei den Blumen der Gärten, wird zuweilen, durch die Kunst des Menschen, eine Brut von Mischlingen erzeugt, welche, wenn sie etwa aus dem Vereine des Pferdes und Esels entsprossen war, Eigenschaften der beiden verschiedenartigen Eltern vereint. Die Gestalt, für sich selber, ist dauerhaft und kräftig; an ihr zeigt sich die edlere

Form und der Muth des Rosses, wie die Festigkeit des Ganges, und die andern Gaben des gebirgsbewohnenden Esels. Aber dieser Form, so lebenskräftig und muthig sie auch erscheint, gehet fast gänzlich die Kraft ab, nach dem gewöhnlichen Verlauf der Natur sich wieder zu erzeugen und bestehend zu erhalten. Jene Kraft, welche die beiden Geschlechter scheidet und den gegenseitigen Zug des einen zum andern begründet, konnte solchen künstlichen Mischungen bloß das Entstehen und die Gestaltung geben, nicht aber den vollkommnen, zeugungsfähigen Gegensatz der Geschlechter. Der Magnet weckt im reinen Eisen oder Stahl bald die Trennung in die beiden Pole, und die Kraft der magnetischen Anziehung; nicht aber in dem Eisen, das jetzt die Abgeschiedenheit seiner Art verlassen, und, mit dem Oxygen der Luft vermischt, den Eisenkalk gebildet hat.

So verschwanden und erloschen die Formen, in denen sich die Eigenschaften und die einzelnen Züge des äußren und innren Baues der noch jetzt bestehenden Hauptrichtungen vermischt und verbunden fanden, deßhalb so leicht, weil ihnen der oben erwähnte, innre Lebensodem ausging, dessen Bewegen eben durch die scharfe Trennung und Scheidung der Geschlechter und Ordnungen der Wesen, durch eine scheinbare Einseitigkeit in den Dingen der Natur erhalten wird.

Wie? ist es denn aber bloß die Einseitigkeit, als solche, welche in der Natur das Leben begründet und erhält, besteht der Wechselverkehr der lebenden Organe des Leibes: der Nerven und Muskeln bloß dadurch, daß etwa in jenen der Kohlenstoff, in diesen der Stickstoff ein wenig vorwaltet; der Verkehr zwischen dem Blut und der festen Fiber, bloß durch den Gegensatz des Flüssigen und Starren? Diese Entgegensetzung der Organe ist noch dieselbe in dem vom Blitz getödteten Thiere als im Lebenden, und doch liegt jenes starr da und verwest, während dieses sich vielseitig regt und bewegt. Das Glied lebt und bewegt sich nicht vermöge seiner Entgegensetzung mit einem andern Gliede, sondern durch den beide ergänzenden, über beide waltenden Einfluß der Seele. So ist es auch in der gesammten, organischen Welt nicht die Entgegensetzung und Vereinseitigung der Formen und einzelnen Lebensrichtungen,

welche an sich diesen ihr Fortbestehen und kräftiges Gedeihen sichert, sondern die Wechselbeziehung, in welche die einzelnen Wesen, eben durch ihre scheinbare Mangelhaftigkeit, mit einem allgemeinen, oberen, den Mangel ergänzenden Lebensprincip treten. Das gesunde Glied, in seiner polarischen Einseitigkeit, ist der belebenden Einwirkung der Seele leicht zugänglich und dienend, während der Afterorganismus, der in irgend einem kranken Theile sich bildet, und welcher sein eignes schlagendes Herz, seinen eignen, empfindenden Nervenmittelpunkt hat, jenem Einfluß widerstrebt, und deßhalb durch die gesunde Rückwirkung der andren Systeme des Leibes aufgelöſ't und entfernt wird.

Auch der belebenden Seele kommt dann in ihrem Kreise ein Athmen zu, wie dem Leibe, den sie bewegt, und das Fortbestehen ihrer belebenden Kraft hängt so unmittelbar und nothwendig von dem Fortgange jenes innren, psychischen Athmens ab, wie der Kreislauf des Leibes von dem Athmen der Lebensluft. Ein übermächtig aufregendes, psychisches Moment, wie heftiger Schreck, Zorn, Freude, hemmt aus demselben Grunde so blitzesschnell den Lebenskreislauf der Seele, aus welchem das Einathmen von phosphorhaltiger, brennbarer Luft den Kreislauf des Leibes hemmt und auflöſ't. Dem athmenden Organ geschieht in beiden Fällen etwas Aehnliches, als dem einzelnen Magnet geschieht, dessen Nordpol gewaltsam mit dem gleichnamigen Nordpol eines ungleich stärkeren Magnetes in Berührung gesetzt wird: die bisherige Polarität und magnetische Kraft des schwächeren wird vernichtet. Dieß wird uns deutlicher werden, wenn wir das Athmen und den damit verbundnen Lebenskreislauf unsrer psychischen Natur noch etwas näher betrachten.

Ein magischer Zug wechselseitiger Zuneigung führt die Kranken, welche ein und derselbe Arzt magnetisch behandelte, zu einander, und verbindet sie innig. Es ist derselbe Zug, welchen die magnetisch Erweckten auch gegen solche Personen fühlen, mit denen der Magnetiseur leiblich nahe verwandt ist, und selbst gegen die leblosen Dinge, welche mit ihm in Berührung waren. Diese Neigung, welche keineswegs den Personen oder Dingen an sich selber, sondern nur der an ihnen

haftenden Kraft des Magnetiseurs gilt, erscheint am mächtigsten, wenn der Magnetiseur entfernt ist, und wird in seiner unmittelbaren Nähe mehr nach ihm selber hingeleitet, als nach den nur mittelbar wirkenden Trägern seiner Kraft.

Ein ähnliches stellvertretendes Verhältniß der einzelnen Körper zu einander finden wir in der Geschichte des gewöhnlichen Erdmagnetismus. Es ist hier nicht das Eisen, welches, als solches, von allem magnetisch gewordnen Eisen begehrt und angezogen wird, sondern der Wechselverkehr mit einem Strom der Lebenskräfte, welcher durch die ganze planetarische Natur gehet, und welcher alle für ihn empfänglichen Körper in Bewegung setzet. Das magnetische Eisen begehrt andres Eisen oder den entgegengesetzten Pol eines andren Magnetes, damit es an diese Medien das inwohnende Lebensprincip hinüberströmen und mittheilen könne; denn es ist ein durch alle Regionen des Seyns gehendes, unabänderliches Gesetz des Lebens: daß nur Dem ein Leben von oben gegeben werden könne, welches selber an andre empfängliche Wesen Leben mittheilt; daß nur das empfangen könne, welches gibt.

Der animalische Magnetismus, so sahen wir oben, bewirkt mittelst der ihm eigenthümlichen anziehenden Kräfte eine Wiedererneuerung und Verstärkung des Hindurchströmens der Lebensprincipien durch den kranken Organismus, und wird eben hierdurch zum wohlthätig stärkenden Heilmittel (nach §. 26). Der gesunde Organismus gleichet einer im magnetischen Meridian aufgestellten Magnetnadel, durch welche der Strom des allgemeinen, magnetischen Fluidums ungehindert aus- und eingeht. Wie der Zug der magnetischen Kraft bald nach dem fernen Erdpol, bald nach den näheren Eisenmassen hingelenkt wird; so gehet der Zug des thierischen Instinctes bald nach dem ferngelegnen Ziel der Wanderung und dem noch künftigen Bedürfniß der ungebornen Brut, bald nach dem näheren Futter oder Geschlechtsgegensatz hin. Dieser Zug einer Alles weislich zusammenfügenden εἱμαρμένη ist es, welcher die Larve des Goldkäfers (Cetonia) zu der sonst Alles zerstörenden Ameise führt und beide so friedlich harmonisch vereint, wie die verschiedenartigsten Somnambulen eines und desselben Magnetiseurs. In jedem Augenblick, wir mögen schlafen oder

wachen, wirkt der Zug der planetarischen Schwere in gleichem Maße auf unsern Leib; so wirkt der Zug der befreundeten Lebenskräfte der umgebenden Natur in jedem Augenblick (wenn auch nicht immer im gleichen Maße, sondern mehr in undulirender Weise) auf die im Leibe lebende Seele ein, und erzeugt in ihr jenes Hinneigen nach dem mit ihr in Beziehung stehenden Gegensatz, welches (wie in der schlafenden Mutter der Zug nach dem Säugling) immer und ohne Aufhören fortwirkt, auch wenn es sich durch kein äußerliches Bewegen verräth. Wir dürfen dieses Hinneigen der psychischen Kraft nach ihrem Zielpunkt mit einem beständigen magnetischen Ausströmen vergleichen, welches eben so nothwendig und unaufhörlich ein Wiedereinströmen der allgemeinen belebenden Kraft zur Folge hat.

Die Bemerkung, daß jene Bewegungen, welche der Instinct, namentlich bei wandernden Thieren, hervorbringt, öfters in der Richtung des magnetischen Meridians geschehen, hat früher sogar die Frage erregt: ob nicht vielleicht der „psychische Kreislauf,“ von welchem wir hier sprachen, abhängig sey von dem planetarisch magnetischen. Eine solche Ansicht erscheint freilich, bei näherer Prüfung, eben so unzureichend und wenig tief gründend, als etwa die seyn würde, daß die Richtung der freien Magnetnadel nach Nord und Süd von den öfters herrschenden Nordwinden herrühre. Wohl aber mag in beiden Fällen, ein Höheres, Drittes, anzuerkennen sey, von welchem jene verschiedenartig scheinenden Bewegungen gemeinsam ausgehen. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß hier nur von einem Athmen und Kreislauf des Lebens in der Seele des Menschenleibes, welche dieser mit dem Thiere gemein hat, die Rede sey, nicht von dem Lebensathmen des Geistes. Dieser, der Geist aus Gott, sobald er im Menschen zu seinem eigentlichen, gesunden Leben erwacht, athmet auch: sein Athmen ist das Gebet zu Gott. Die thierisch menschliche Seele aber erfasset das Göttliche, gleichwie die Glieder des Leibes für sich allein, ohne das Auge, das Licht, nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar in seinen Wirkungen. Wir dürfen uns daher wohl bei dem Geschäft des Athmens der Seele noch von einer andren Seite an das leibliche Athmen erinnern.

Die Atmosphäre, durch deren Athmen der Leib lebt, wurde

oben, im Verhältniß zu der festen Körpermasse des Planeten mit dem Gehirn und den Nerven, im Verhältniß zum übrigen Leibe verglichen. Gleich diesen ist der Luftkreis ein noch in uranfänglicher Reinheit und Freiheit zurückgebliebenes Element, durch welches die oberen, kosmischen Einflüsse ungehemmt, wie lebende Vögel, ihren Lauf nehmen und in die dunklen, starren Massen hinabwirken. Die Luft, alle Höhen und Tiefen der Planetenoberfläche umhüllend und erfüllend, erscheint allerdings der Zusammenfügung der festen Massen, durch Schwere und Cohärenz, gegenüber, als ein Complement, welches abbildlich an das vorhin erwähnte psychische Ergänzungselement erinnert. Ueberall da, wo der Zusammenhang der festen Massen sich auflöst, überall wo der geschlossene Kreis sich öffnet, dringt augenblicklich das ergänzende Element der Luft ein und erfüllt den leeren Raum. Selbst im lebenden organischen Leibe ist es diese, das Zellgewebe und alle flüssigen wie festeren Theile durchdringende Luft, welche von innen her dem äußren Druck der Luftsäule das Gegengewicht hält, und dem letzteren hierdurch seine vernichtende Gewalt nimmt.

Noch mehr zeigt sich das Oxygengas der Atmosphäre in seiner Function, als ergänzendes, das Bedürfniß erfüllendes Complement bei der chemischen Wechselwirkung mit den festen Massen. Wo diese, durchs Feuer oder durch Elektricität von dem Band des gewöhnlichen Zusammenhaltes befreit sich zersetzen und gestaltlos verflüchtigen wollen, begegnet dem aufwärts gehenden Drange der von oben kommende, gestaltende Zug. Denn hier vor Allem zeigt sich die Säure als Grund der festen Gestaltung. Dem Blut des lebenden Leibes, wenn dieses beim Kreislauf, zur Verflüchtigung und innren Auflösung geneigt, die Lungen erreicht hat, begegnet hier, beim Einathmen, das Sauerstoffgas, welches mit seinem nach unten, zur Leiblichkeit gerichteten Zuge, das Hinwegstrebende ergreift, und so das Blut neubelebt, zu dem alten Wechselverkehr mit dem Leibe zurückführt.

Wie die eigenthümliche Schwere der Körper diese stets hinabwärts führt zum Verein mit der Gesammtmasse des Planeten, so führt das eigenthümliche Leben der Seele diese stätig und hinaufwärts nach einer oberen Einheit des Lebens.

Um so mächtiger, je vollkommner die Absonderung und Entgegensetzung gewesen (nach S. 453). Diesem aufwärts strebenden Drange begegnet aber der von oben nach unten, zur Leiblichkeit gehende Zug (§. 18): das Alles ergänzende, obere Complement. Wir werden dieses Complement in seinem Verhältniß zu einem Göttlichen, welches nur der Geist erfasset und erkennt, noch an einem andern Orte etwas näher betrachten.

Die einzelnen Lebendigen stehen zu dem allgemeinen psychischen Princip, welches Alle durchweht, wie der lebendige Odem die Glieder des Leibes, in einem Verhältniß, welches auch den Gliedern ihr hohes Recht in Beziehung auf den bewegenden Nerven oder das Blut sichert, durch und aus dem sie sich bilden. Das Licht, so hehr und gewaltig, was wollte es ohne die Augen, welche dasselbe sehen; was könnte es beleuchten, wäre keine planetarische Welt da, die seinen Strahlen erst Wirksamkeit und Wesen und das Gewand der Farben verliehe. Die athmende Seele, sey es die im einzelnen Lebendigen wohnende, oder die allgemeine, welche alles Besondre umfasset, kann nur das erhalten und erneuern, was der anfänglich schaffende Geist hervorgerufen und gegeben.

Nach dem gewöhnlichen, naturgemäßen Verlaufe des leiblichen Lebens, bewegt und bildet dieses in den Eingeweiden, ohne es zu empfinden; es bewegt und empfindet in den Gliedern, ohne es zu wissen und zu bedenken: es bedenkt aber und weiß im Gehirn. So gehet durch die Welt der Lebendigen ein weislich geordnetes Bewegen, welches für sich selber nicht wüßte und bedächte, wäre nicht ein höherer Mittelpunkt alles Seyns und Lebens da, der in und für jenes Bewegen bedenkt und weiß.

Der Geist, der im Menschen lebt, bedenkt und weiß selber mit dem Anfang alles Seyns und Lebens; die Seele empfängt und erhält, was dieser Anfang gibt und schafft.

Erläuternde Bemerkungen. Die Creaturen, sagt Philo (de Cherubim 126, ed. Mangan Vol. I, p. 159), sind eine der andern zum Nutzen da: keine ist deßhalb von Gott vollkommen geschaffen, so daß sie keiner andren bedürfte (sondern alle sind durch den Zug des wechselseitigen Bedürfnisses unter sich verbunden). Wie verschiedenartige Töne einer Lyra gemeinsam die wohllautende Harmonie

erzeugen, so gereicht dieses wechselseitige Geben und Empfangen zur Vollendung des Weltganzen (πρὸς τὴν τοῦ κόσμου παντὸς ἐκπλήρωσιν).

Die Aeußerung des Herakleitos über das als εἱμαρμένη alles Einzelne umfassende, geistige Band, s. m. unter andrem bei Diog. Laërt. IX, 8; Plut. de plac. L. I, 27. Das alldurchdringende Band wird von Diogenes von Apollonia ein Erkennen (νόησις) genannt, welches Alles lenkt und beherrscht (Simpl. Phys. fol. 33, a), ein Unendliches, dem Endlichen gegenüber (Stob. Ecl. I, 304); der Wechselverkehr des Bandes mit der von ihm umschlungenen Vielheit mit einem Athmen verglichen (m. v. auch Heraklits Lehre hierüber bei Plut. de Is. et Os. 76; Sext. Emp. contrad. L. VII, 126. und VIII, 266; Stob. ecl. 500; Philost. ep. 18). Dieses Athmen des Lebensprincips beruht nach der Lehre der Pythagoräer auf einem wechselsweisen sich Anziehen der getrennten Gegensätze (Arist. Met. XIV, 4) auf einer Anziehung des begränzenden Einen gegen das Unbegränzte (des Leeren gegen die Erfüllung?), Arist. phys. IV, 6; Plut. plac. ph. II, 9. Mit diesem Athmen tritt erst die Zeit — nach Archytas das Intervall der ganzen Natur — in die Sichtbarkeit ein (Simpl. Phys. fol. 165, a). Auch bei den Stoikern erscheint der alldurchdringende Lebenshauch zugleich als allzusammenhaltendes Band (Alex. Aphr. de mixt. p. 141), als Verhängniß oder εἱμαρμένη (Diog. L. VII, 138), ewige Vernunft (Cic. nat. D. I, 14; Plut. stoic. rep. 31), ein vernünftiger Athem (Plut. de plac. ph. I, 6, 7; Stob. ecl. I, 64; Diog. L. VII, 139).

Ein Theil des Inhaltes dieses §. ist aus meiner kleinen Schrift: Von dem Vergehen und Bestehen der Gattungen und Arten in der organischen Natur (München, bei Weber 1830) genommen. — Ein Athmungsproceß der unorganischen Natur, der sogenannte Galvanismus, stellt das, was oben über das Athmen der Seele und ein allergänzendes, allgemeines Lebensprincip gesagt worden, noch deutlicher dar. Der Gegensatz zweier verschiedener Metalle begründet hier, bei gemeinsamer Berührung eines flüssigen Mediums, in dem einen Metall ein Ausathmen (Desorydation), in dem andern ein Einathmen (Orydation). Dieses Geschäft wird um so kräftiger und besser von statten gehen, je stärker und mächtiger die polarische Entgegensetzung zwischen den beiden Metallen ist, desto unkräftiger und langsamer, je weniger jene beiden Gegengesetze verschieden sind. — Bei den Einzelwesen der organischen Natur ist es nicht die zarte, noch unentwickelte Form des Kindes, welche der Erneuerung und Fortpflanzung der Art dient, sondern die Form des reiferen Alters, mit scharf geschiedenem Geschlecht. — Uebrigens fügen wir zur weitern Erläuterung dessen, was oben über das Aussterben einiger vormaligen Geschlechter organischer Wesen gesagt worden, hier noch einige Stellen aus der erwähnten kleinen Schrift bei:

Das Thier der Ammonitengehäuse war, wie alle Sepien, eine Uebergangsform zwischen Fischen und Schnecken. Selbst die Benennung: Tintenfisch, welche unsre Sprache für jenes Mittelwesen wählte, scheinet die Zweideutigkeit der Form andeuten zu wollen. Wie ein Pfropfreis der edleren Art auf unvollkommnerem Stamme, sitzet, durch einen Hals gesondert, auf dem unförmlichen Leibe ein Kopf, mit hornartigen, schnabelförmigen Kinnladen, gleich jenen einiger Knorpelfische; es haben die großen Augen nicht bloß den äußren Anschein, sondern auch den innren Bau mit jenen der Fische gemein, und diese Uebereinstimmung mit dem innren Bau des Fisches zeigt sich am Gehirn wie in den Organen des Gehörs. Ein Knorpel, welcher ringförmig das Gehirn umschließt, erinnert an den Schädel der vollkommneren Thiere; an dem Schalengehäuse, mit dem räthselhaften, durch die einzelnen Kammern führenden Siphon, scheint die bauende Natur den ersten Entwurf zu

einem System der Rückenwirbel zu machen. Einen Entwurf, welcher hier vorerst an einem äußeren, unwesentlicheren Theil des Leibes vor Augen gelegt wird, bald hernach aber, in der nächst angränzenden Classe der Wirbelthiere, in das Innre des Leibes, als wesentliches Element der Gestaltung eingeführt erscheint. So ist das ganze Geschlecht der vielkammrigen Schalenthiere ein Durchgangspunkt der Formen, an welchem die weiterstrebende Natur die bisherige Bildungsstufe, als eine ihr nicht mehr genügende, verläßt, ohne sich jedoch vollkommen zu der nächst höheren erheben zu können. Ein Durchgangspunkt, an welchem das früher Bestandene in seiner Auflösung begriffen, das Nachkommende aber noch nicht zur festen Gestaltung gelangt ist. Was hier nur von einer Familie der vormaligen Thierwelt gesagt worden, das gilt, fast ohne Ausnahme, von allen denen, welche, obwohl sie in der früheren Weltperiode an Zahl der Arten und Individuen sehr bedeutend gewesen, nun gänzlich ausgestorben, oder, bis auf wenige Gattungen, aus der jetzt lebenden Natur verschwunden sind. Sie waren Wesen von zweideutiger Art, welche an Form und Eigenschaften gerade in der Mitte zwischen den jetzt herrschenden Hauptformen stunden; in der Mitte zwischen den nach beiden Seiten auslaufenden, einander entgegengesetzten Richtungen der gestaltenden Natur. — In großer Menge, dieß bezeugen die verschütteten Reste, bedeckten das alte Festland die Gruppen und Waldungen von Gewächsen, deren Bau auf gleiche Weise an die eine wie an die andre Hauptordnung der phanerogamischen Pflanzen erinnert. Denn es zeigt sich, wie dieß Link (in s. Urwelt S. 46 u. a.) bewiesen, in der größeren Zahl der nun ausgestorbenen Gewächsformen eine Anordnung der Gefäße, welche in der Mitte zwischen der steht, die bei den Monokotyledonen gefunden wird, und zwischen jener der Dikotyledonen. Zwei Hauptformen von Bäumen theilen sich jetzt in die kältere und heißere Region der Erdfläche: die Ebenen und Gebirge der nördlichen Länder bekleiden die Waldungen der Nadelhölzer, die heiße Zone erzeugt die edle Form der palmenartigen Gewächse. In den vormaligen Waldungen aber, von der Küste des Eismeers bis zu der Palmenzone von Afrika, herrschten sehr häufig jene Geschlechter von Bäumen vor, welche, weder Palme noch Nadelholz, Eigenschaften von beiden an sich trugen. Mit ihnen zugleich gediehen da solche Bäume von gegliedertem Baue der Stämme und Zweige, welche, am nächsten den Casuarinen von Neuholland verwandt, als Mittelformen zwischen den Equiseten und den Dikotyledonen erscheinen; zugleich, in mächtigen Massen, die Uebergangsformen der Filicineen zur Palme: die baumartigen Farrenkräuter.

Damals erfüllten das Meer die merkwürdigen Mittelwesen zwischen Blume und Thierform, von denen nur noch wenige Spuren unter den jetzt lebenden Geschlechtern gefunden werden; auf langem, gegliedertem Stängel ein lilienartiges Gebilde, statt der Blätter und andrer Bluthentheile jedoch ein Gewimmel von unzähligen kleinen Thierlein, welche, unter sich verwachsen, den gemeinsamen, größeren Thierleib bildeten. (Die Gattung Encrinus umfaßte allein 16 von Parkinson beschriebene Arten. Link a. a. O. S. 41.) Andre Mittelwesen zwischen Korallenthieren und zweischaligen Muscheln, wie die Hippuriten, oder zwischen Krebsen und Käferschnecken, wie die Familie der Trilobiten, lebten, in vielfältigen Geschlechtern und Arten, auf dem tieferen Seegrunde und an der felsigen Küste, während der jetzigen Thierwelt diese Formen fast gänzlich abgehen. Die Eigenthümlichkeit des Baues der Säugthiere, des Vogels und der Eidechsen, scheinen, auf den ersten Blick, in dem Pterodactylus der Vorwelt so verschmolzen, daß einige unsrer größten Naturforscher in Zweifel gewesen, ob dieses nun gänzlich untergegangene Thiergeschlecht als fliegende Eidechse oder als Fledermaus

die Höhlen und Klüfte der Felsen bewohnt, oder schwimmend, mit den flügelartig verlängerten Flossen, auf dem Wasser gelebt habe. Salamanderartige Thiere, Uebergangsformen zwischen Eidechsen und Fröschen, erzeugte und hegte das Landgewässer der Vorzeit in riesenhafter Größe, mit ihnen die mannichfaltigsten Arten der andren eierlegenden Vierfüßer.

Die meisten der untergegangenen Säugthierarten des ehemaligen Festlandes gehörten zu den anjetzt sehr vereinzelt stehenden Mittelformen zwischen den beiden Hauptreihen ihrer Classe: es waren elephanten- oder flußpferdartige Thiere. An einigen dieser ausgestorbenen Geschlechter werden Züge von dem Bau des Kamels mit dem vom Bau des Fischotters und der noch jetzt lebenden Dickhäuter vereint gefunden. (So beim Anoplotherium commune.) Andre stunden zwischen Tapir und Pferd (so die Paläotherien nach Cuvier), während noch andre (z. B. die Megatherien) im Bau des Skelettes an die Faulthiere, diese Mittelthiere zwischen Affen und grasfressenden Thieren, erinnern.

Das vormalige Meer und Festland ernährten aber in jener frühern Periode nicht bloß Wesen aus allen Ordnungen und Classen der Thiere und Pflanzen: Fische wie Mollusken, Säugthiere wie Vögel, sondern es wuchsen auch, unter den oben erwähnten, ausgestorbenen Uebergangsformen des Gewächsreiches, in großer Menge Palmen, welche nur sehr wenig von den jetzt gedeihenden Arten verschieden waren; Bäume, nahe verwandt mit den noch bei uns wachsenden Eichen und Wallnüssen, Schwarzpappeln und Weiden. (M. v. Ebels Anleitung die Schweiz zu bereisen, 3te Aufl. 4ter Th. S. 526, und Schlotheims Petrefactenkunde, S. 390.) Eben so gab es neben den ausgestorbenen Familien der Säugethiere auch Arten aus dem Geschlechte der Katzen und Hunde; gleichzeitig mit der capischen Hyäne die Arten der Nagethiere, und selbst der Wiederkäuer, welche in der jetzigen Natur noch fast gänzlich als dieselben wiedergefunden werden.

Von plötzlichen, nach S. 459 durch heftige Gemüthsbewegungen erregten Todesfällen erzählt unter Anderm M. Wagner in seinen Beiträgen zur phil. Anthrop. mehrere Fälle. So starb zu E. in Ungarn eine über den Tod ihres zweijährigen Kindes aufs höchste betrübte Mutter in dem Augenblick, wo man ihr erlaubte, den Leichnam noch einmal zu sehen. Man erzählte, „es sey ihr das Herz zerborsten.“ — Man denke an die Geschichte der Frau des Hassan Aga bei Goethe. — Eine reiche Frau in A., die ein Kästchen mit Pretiosen verloren hatte und darüber fast untröstlich war, starb plötzlich an Entzücken, als man ihr das Kästchen wiederbrachte.

Die Gefühle.

§. 31. Jener alten Lehre folgend, daß die Sichtbarkeit der Dolmetscher und Ausleger des unsichtbaren Wesens sey, und daß die einzelnen Richtungen der Seelenthätigkeit den verschiedenen Theilen und Verrichtungen des Leibes entsprechen, betrachten wir hier, in der Geschichte der Gefühle einen Vorgang der Stärkung und Bekräftigung der Seele, welcher vollkommen in seinem Kreise dem Ernährungsproceß des Leibes entspricht.

Was dem lebenden Leibe Speise und Trank, das sind der Seele die Gefühle. Ehe wir jedoch dieses an der That des

Seelenlebens selber zeigen, müssen wir zuerst untersuchen, was Gefühl heiße?

Der Doppelsinn des Wortes, welcher (nach §. 18) zugleich auch ein Geschäft der leiblichen Sinnen umfasset, könnte zu der Meinung verleiten, daß unsre Gefühle eins seyen mit den Empfindungen des Leiblichen, und daß etwa die Ernährung der Seele durch das Wohlbehagen oder die Lust des Leibes geschehe. Diese Meinung wird sich jedoch, bei genauerer Betrachtung als unhaltbar zeigen.

Das was wir an der Seele Gefühl nennen, wird freilich öfter mit einer leiblichen Empfindung zusammengesellt und in einer Art von Beziehung auf diese gefunden, doch hängt weder die Macht und Gewalt des Gefühles von der Stärke der leiblichen Empfindung ab, zu welcher sich jenes etwa gesellt, noch ist die Art und Beschaffenheit des Gefühles an die Art und Beschaffenheit der zugehörigen leiblichen Empfindung gebunden. Ein mächtiges Gefühl von Freudigkeit und innrem Frieden wird nicht selten durch eine andre Male kaum bemerkbare äußere Empfindung hervorgerufen; die stärksten Erschütterungen der Sinne lassen die Seele öfters, wie ein Donner der Kanonen, ohne eigentliches Gefühl: die Wollust des Leibes hat nur selten und in sehr geringem Maße das bei sich, was wir Gefühl der Seele nennen, dagegen hat man öfters mitten in den Flammen der leiblichen Martern in der Seele des Gepeinigten ein Gefühl von Freudigkeit und Wonne erwachen sehen, welches den Leib selber und Alles, was ihm geschah, unbemerkbar machte. So begegnet es uns auch täglich, daß eine und dieselbe leibliche Empfindung das eine Mal ein Gefühl von freudiger, andre Male von mißbehaglicher Art erregt, noch andre Male uns ohne alles Gefühl lässet; es geschieht uns, daß solche Eindrücke, welche an sich selber dem Leibe von wohlgefälliger Art sind, ein Mißfallen der Seele nach sich ziehen, oder umgekehrt.

Ein gewisser Mensch, in welchem ein Hang ist zur Beschauung der sichtbaren Natur und zur Beachtung der Wirksamkeit der Seele, litt an einem entkräftenden Heimweh, welches freilich eben so sehr von leiblicher als von geistiger Art war. Da blickte er einst, in einer besonders traurigen Stimmung, am Boden

sitzend in das Innre einer kleinen Blume des Feldes. Weder dachte er in diesem Augenblick mit irgend einer Deutlichkeit an die Symmetrie und Schönheit des kleinen Tempels, welchen er hier vor Augen hatte, noch war er sich irgend einer bedeutenden Empfindung des äußern Sinnes bewußt, dennoch erwachte bei dem Anblick dieser kleinen organischen Welt ein Gefühl von innrer Ruhe und Freudigkeit, welches lange andauerte. Ein andres Mal haben in einem Jüngling, welcher zur Schwermuth geneigt war, die Töne einer singenden Menschenstimme, in deren Worten für ihn kein Sinn lag, und welche er, nahe vorübergehend, nur auf einige Augenblicke gehört hatte, ein viele Stunden lang anhaltendes Gefühl von Traurigkeit erregt. Mag es seyn, daß wir diese beiden Fälle als von krankhafter Art betrachten dürfen: wird nicht aber auch der Gesunde, der geistig Kräftige und Starke öfters durch eine höchst unbedeutend scheinende äußere Veranlassung in Gefühle versenkt, deren Macht und Dauer in gar keinem Verhältniß stehen mit dem äußern Eindruck, welcher scheinbar zu ihnen die Veranlassung gegeben? So vermag ein einziges Wort, ja die freundliche oder gleichgültige Miene eines geliebten und verehrten Menschen unser Herz freudig emporzuschwellen oder niederzubeugen; ein kleiner Vortheil oder ein unbedeutendes, andre Male uns gar nicht auffallendes Hinderniß, erfüllt uns zuweilen mit einem Gefühle von innrer Kraft oder mit dem von Bangigkeit.

So bemerken wir auch, daß die Gefühle, selbst wenn sie als Folge eines Momentes der Empfindung erscheinen, öfters noch fortdauern, wenn jener Moment längst vorüber ist, und zwar nicht nur in der Art, in welcher die Erschütterung an einer Glocke noch fortbebet, wenn der Schlag, der sie veranlaßte, längst vorbei ist, sondern vielmehr in jener Art, in welcher ein lebendiges Wesen, das man aus dem Schlaf erweckte, nun aus selbstständiger, innrer Kraft fortwachet, auch wenn der Anstoß, der es erweckte, nicht bloß längst vorübergegangen, sondern sogar vergessen ist. Denn hierin bestehet eine Eigenthümlichkeit unsrer Gefühle: daß die Kraft derselben noch wirksam ist, auch dann, wenn die Seele kaum mehr weiß, was die Veranlassung zu dieser ihrer Stimmung gegeben. Eben so wie die Kraft der genossenen Speisen in unsrem Leibe noch andauert, ja sogar

erst dann bemerkbar wird, wenn der Bissen, den wir zu uns nahmen, nicht mehr geschmeckt noch bemerkt wird.

Gefühl ist mithin nicht ein und dasselbe mit der sinnlichen Empfindung oder auch mit der Wahrnehmung; aber aus beiden kann die Seele gleich der Biene, welche den Nektar jetzt der einen, dann der andren Blume kostet, den nährenden Honig der Gefühle bereiten. Auch mit der Bewegung, sowohl der äußern des Leibes als der innern des Begehrens, ist das Gefühl nicht ein und dasselbe, oder nothwendig davon abhängig. Ist doch selbst die äußere Empfindung von der leiblichen Bewegung so getrennt, und beide sind einander so entgegengesetzt, daß bei einer heftigen und gewaltsamen Anstrengung der Glieder durch den bewegenden Willen, den unvermuthet empfangenen Wunden ihr gewöhnlicher Schmerz benommen wird, so daß sie das Auge früher bemerkt, als sie von dem fühlenden Nerven empfunden werden. So ist es zwar auch ein feststehendes Naturgesetz, daß nur solche belebte Wesen eine Empfindung in ihnen selber und für sich selber haben, welche durch sich selber und für sich selber sich bewegen (nach §. 7); aber beide (das Bewegen und das Fühlen) sind auf dieselbe Weise zusammengesellt und zugleich so gänzlich von einander verschieden, wie die beiden Pole eines Magnets. Schon aus ihren Grundrichtungen gehet dieses Verschiedenseyn hervor; denn die Bewegung wird durch eine von innen nach außen, die Empfindung durch eine von außen nach innen gerichtete Thätigkeit hervorgebracht. Wie sich unter den sichtbaren Dingen gewöhnlich bei und neben dem männlichen Einzelwesen auch das weibliche findet, und von wechselseitiger Anziehung getrieben, das eine dem andern folget; so folgen abwechselnd auf einander, jetzt nach dem Moment der selbstständig gebenden Bewegung, jene der passiv aufnehmenden Empfindung, oder beide gehen, der gleichzeitigen, zusammentreffenden Wirksamkeit nach vereint und dennoch dem Wesen nach verschieden neben einander her.

Dasselbe Verhältniß denn, was zwischen der leiblichen Empfindung und Bewegung, bestehet auch zwischen dem Gefühl und dem Begehren der Seele. Daß eine heftige Begierde oder Leidenschaft die Seele, wie hier der gemeine Ausdruck mit vollem Rechte sagt, gefühllos mache, lehret uns jede alltägliche Erfahrung. Die Bewegung des Begehrens wecket allerdings

öfters ein Gefühl auf, oder es wird umgekehrt von diesem das Begehren aufgeregt, aber das was aufregt stehet hierbei öfters in einem so abweichenden Verhältniß der Stärke oder der Art zu dem was aufgeregt wird, daß schon hieraus die innre Verschiedenheit beider zur Genüge erhellet. Nur im niedern Thierreich, nicht im Menschen, erscheinen beide sich noch entsprechender.

Das Begehren bestehet in einem Bewegen, das Empfinden gehet von einem leiblichen Gewordenseyn aus; das Erkennen ist auf ein Seyn der höheren Ordnung: auf ein Mit- und Zusammenseyn des Erkennenden mit dem Erkannten, das Gefühl auf ein Werden gegründet.

Dem Gefühl der Menschenseele verwandt ist schon jenes innre Werden eines künftigen noch unausgebornen Leibes, das die Larve des Schmetterlinges oder eines andren Insects ergreift, wenn dieselbe, in der aus dem Gefühl erzeugten Bewegung ein Gewand spinnt oder ein Gehäuse baut, welches nicht für ihre Wurmgestalt, wohl aber genau für den ganz andersartigen Umriß der noch nicht vorhandenen Puppe, oder des geflügelten Insectes paßt. Ein Gefühl, verwandt dem freudig erhebenden der Menschenseele ist es, was die jungen Vögel noch im Neste zum Bewegen der kaum halbbefiederten Schwingen treibt, oder was dieselben, wenn sie das Nest verließen, zu den emporwirbelnden Bewegungen in die Luft bekräftigt, worinnen sich das junge Leben schon zu dem künftigen, schweren Geschäft des Wanderns über Land und Meer vorbereitet. Das tiefe Gefühl, das sich in dem Gesang der Nachtigall verräth, gilt nur dem Werden eines leiblich noch nicht Vorhandnen: dem Werden der Jungen; der Gesang verstummt, wenn dieses neue Geschlecht gereift, wenn es geworden ist, was es werden sollte.

So werden wir bei einer genauern Beachtung unsrer Gefühle immer finden, daß sie auf ein noch nicht Gewordnes, Künftiges gerichtet sind; daß sie ihrem Wesen nach auf ein innres Werden sich gründen. Es ist nicht der gegenwärtige Genuß, sondern die Hoffnung des künftigen Genusses, aus welchem das Gewebe auch der niedreren Gefühle bestehet; wenn die etwa ersehnte, leibliche Lust vorhanden ist, erregt sie leibliche Empfindung, in welcher das eigentliche Gefühl der Seele erstirbt, wie einige

Arten der Bäume, wenn sie vorhin eine Reihe von Jahren in Kraft der Hoffnung gelebt haben, alsbald sterben, sobald das von ihnen erstrebte Wesen der Blüthe und der Frucht zu Stande gekommen. Aus diesem Grunde sind jene Gefühle in uns die mächtigsten, die andauerndsten, welche auf ein Werden, nicht des jetzigen, sterblichen, sondern des künftigen, ewigen Menschen gerichtet sind, dessen Keim mitten in dem Wesen des irdischen Lebens geboren und entfaltet wird.

Es bestehet, wie wir schon am Anfang dieser Untersuchungen (im §. 1 und 4) gesehen, das Beseeltseyn und Leben selber nur in einem beständigen Suchen und Sehnen nach einem unsichtbar Ergänzenden, was über und mit dem leiblichen Stoffe ist. Darum wird von den belebten Wesen das leibliche Element des Odems oder der Nahrung nicht bloß wie von den unbelebten angezogen, sondern auch, durch eigne innre Kraft, wieder abgestoßen, weil es eigentlich und zuletzt nicht das körperlich Gewordene, sondern ein der Seele selber verwandtes Werdendes war, was diese begehrte und suchte.

Wie denn jener Theil des lebenden Wesens, der vor Augen liegt: der sinnlich wahrnehmbare Leib, die gleicherweise sinnlich wahrnehmbare Nahrung in sich nimmt und dieselbe zur Ernährung: zum Geschäft des Werdens des Leibes verwendet, so nimmt die Seele ihrerseits die Principien und unsichtbaren Anfänge des leiblichen Gewordenseyns zu ihrer Nahrung auf. Man könnte, vorläufig bei der niederen Region der Gefühle verweilend, wohl sagen, daß die Seele jederzeit, als Herr des Hauses, zuerst ihr Mahl hält, ehe dem Leib, dem Diener vergönnt wird auch seiner Sättigung zu gedenken, oder auch umgekehrt, daß sie zur späteren Stunde als der arbeitende Leib, fast niemals aber mit diesem zugleich und an demselben Tische speise. Denn unsre Gefühle, auch in dieser Region, sind ein Vorgenuß des Hoffens, oder ein Nachgenuß der Rückerinnerung von einem wirklich leiblich werdenden oder ehemals gewordnen Genuß, welcher, wenn er da ist, oder als er da war, öfters unserer Seele wie kein Genuß erschien.

Die Wirkung der Gefühle erscheinet uns gewöhnlich als eine kürzer oder länger andauernde Spannung oder Bekräftigung

(auch Schwächung) der Seelenthätigkeit. Wie wir oben gesehen, ist es nicht ein leibliches, sondern ein psychisches Element in dem Empfindbaren, was den Grund unserer Gefühle bildet. Dieses psychische Element bewirkt die innre Bekräftigung und Spannung der Seelenthätigkeit vielleicht auf eine ähnliche Weise, als dieselbe durch den Umgang und die geistige Mittheilung eines Freundes oder einer andern mitlebenden Seele in uns bewirkt werden kann. Ein Seyn und Werden, welches mit jenem der Seele von gleichem Geschlecht ist, wird von derselben hereingezogen in den Vorgang des Gefühles, und theilet, wie der geistig genahete Freund oder Feind, dem Wesen der Seele den anregenden Einfluß seiner eignen, psychischen Wirksamkeit mit; einer Wirksamkeit, von deren Geschlecht schon die einer niedreren, leiblichen Ordnung ist, welche zu dem Entstehen der regelmäßigen Krystallgestalt des Steines den ersten Anstoß gab, und diesen noch immer, wie das Licht das durchsichtige Glas, durchdringet.

Und dasselbe allvereinende Band, welches (nach §. 13) bei der Ernährung des Leibes den magnetischen Zug der Speise zu dem Esser wirkt; jenes mütterliche Walten einer Liebe, welche schon die Sättigung zu bereiten anfängt, ehe der Hunger noch geboren worden, ist auch bei dem Vorgang der Ernährung der Seele auf eine sehr augenfällige Weise geschäftig. Sein Werk allein ist es, daß der bedürfenden Seele aus dem Boden der Empfindungen die Fülle der Gefühle hervorquillt, welche jene zu ihrer Ernährung bedarf. Durch seine magnetische Gewalt, welche den Strom der psychischen Kräfte jetzt hier=, dann dorthin leitet, geschieht es, daß sich, nach dem vorhin erwähnten Beispiel, in den kleinen Kelch einer Blume des Feldes eine Erquickung ergeußt, nach welcher die in der Irre gehende Seele schmachtete. Denn es ist auch hier jenes Ohr für die Stimme des innern Sehnens geöffnet, welches in der äußren, sichtbaren Welt das Schreien der jungen Raben höret.

Es ist mithin, wie wir dieß auch schon im §. 29 gesehen, nicht die eigne Kraft der Seele, welche die Fülle oder den Mangel, die Stärke oder Stumpfheit der Gefühle begründet. Eben so wie es im Leiblichen nicht die Muskelkraft des hungernden Thieres ist, welche die Früchte des Sommers und

Herbstes, oder die Schaaren des nährenden Gewürmes aus dem Boden hervorzieht; sondern eine andre, höhere Kraft, welche nach ihrem eignen Gesetz jetzt Fruchtbarkeit, andre Male Dürre und Mangel über die Auen ausstreuet und nach ihrem Wohlgefallen Alles sättiget, was da lebet. Wie übrigens der Magnet nicht die Luft, sondern nur das schwere Eisen an sich ziehet; so kann jenes wechselseitige Anziehen des Psychischen, worauf sich das Gefühl und der Vorgang der Ernährung der Seele gründen, zuletzt nur durch ein wirklich für uns und mit uns Werdendes gewirkt werden.

Ein solches Mitwerdendes, welchem der Zustand des leiblichen Gewordenseyns noch ferne stund, scheint es auch gewesen zu seyn, was den Stoff des Leib und Seele neubelebenden und bekräftigenden Gefühles bildete, dessen heilbringende Gewalt Sir Humphrey Davy an sich selber erfahren.

Dieser tiefgründende Forscher der innern Natur des Menschen, so wie der ihn umgebenden äußern Natur, erzählt in einem Werke, das er kurz vor seinem Tode geschrieben *), von einer innren Erscheinung, die ihm einst auf wundervolle Weise die verlornen Kräfte wieder gegeben und am Leben erhalten. Er war, mitten in seinen kräftigsten Jugendjahren, vom gelben Fieber befallen, und lag so hart darnieder, daß die Aerzte die Hoffnung zu seiner Wiedergenesung aufgaben. Da erscheint ihm, in dem Zustand des Hinscheidens, eine lieblich jugendliche Gestalt, die er später immer seinen guten Engel nannte. Fünf und zwanzig Jahre vergingen, seitdem er jene Erscheinung hatte, und noch waren ihm die Umrisse des schönen, jungfräulichen Wesens so gegenwärtig, als hätte er es erst heute gesehen: lebendig gegenwärtig das von frischem Jugendroth gefärbte Angesicht, das mild blickende, lasurblaue Auge. Dieser weibliche Schutzgeist denn kommt, wie ein pflegender, die Schmerzen stillender Besuch, zu der Seele des scheinbar Sterbenden; schon seine Gegenwart, noch mehr seine tröstenden Gespräche, voll geistig hohen Inhaltes, erregen Gefühle, welche der Seele die Kraft zum Leben und Wirken wiedergeben; der

*) Consolations in Travels, or the last days of a Philosopher, by Sir Humphry Davy 1830. p. 69—72. — Deutsch übersetzt durch v. Martius, Nürnberg bei L. Schrag 1833.

Kranke genes't weniger durch leibliche Heilmittel, als durch diese psychischen, welche der sonderbare, innre Krankenbesuch ihm darreicht, der ihn, während der größten Gefahr, fast nie verläßt, und erst bei der Genesung verschwindet. Ein Besuch wie aus einer fernen künftigen Welt; denn in der ihn umgebenden Gegenwart kannte Davy keine ähnliche Gestalt. Seine Neigungen waren damals eben auf ein wirklich lebendes, weibliches Wesen gerichtet, das auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der innren, heilenden Erscheinung hatte, vielmehr in Manchem das Gegentheil von dieser war. Zehn Jahre hernach auf einer Reise an den Küsten des adriatischen Meeres, begegnet ihm zum ersten Male die Gestalt seines „guten Engels" als wirklich lebendes Mädchen. Doch nur auf einige schnell vorübergehende Blicke, gleichsam als wollte sie ihn nur an ihre ehemalige Bedeutung in seinem Leben erinnern, und auf ihre noch künftige Bestimmung ihn vorbereiten. Denn abermals zehn Jahre hernach, zwanzig Jahre nach der ersten Lebensrettung, als ihn wieder eine schwere Krankheit dem Tode nahe gebracht, da nimmt sich seiner, pflegend und tröstend, ein wirklich lebendes, weibliches Wesen an, das so ganz seiner ehemaligen rettenden Erscheinung glich, daß es schwer zu entscheiden gewesen, ob es das Urbild oder das leibliche Abbild derselben genannt werden sollte. Es erwachen von neuem jene Gefühle, welche der Seele die Kraft zum Leben und Wirken zurückgeben und sie wieder in die fast schon verlassene Leiblichkeit zurückführen.

Möge man diese Erzählung des trefflichen Davy hier nehmen für was man wolle; uns erscheint dieselbe zur Erläuterung der Lehre von den Gefühlen nicht unbedeutend. Zuerst spricht sie, selbst in ihrem scheinbar das Gegentheil bezeugenden Falle, für die Realität des psychischen Stoffes, wodurch alle unsre Gefühle erst ihre eigenthümliche, Leib und Seele ernährende Kraft empfangen. Außer diesem läßt uns jene Erzählung des merkwürdigen, wahrheitliebenden Mannes das eigenthümliche Wesen des Gefühles, welches auf ein Werden, auf ein erst künftiges Gewordenseyn gerichtet ist, auf eine augenfällige Weise erkennen; endlich gibt uns dieselbe einen Aufschluß über die Macht und den Weg der Wirk-

samkeit der Gefühle, zuerst an der Seele und durch diese an dem Leibe.

Was demnach für den Leib und seine Erhaltung Speise und Getränke: das ist für die Seele die Region der Gefühle. Gefühle sind es, welche in dem innren, psychischen Leben die erste Kraft zum Wirken erwecken, und welche nachmals diese Kraft nähren, wachsen machen und vollenden. Ein einziger Augenblick voll lebendiger Gefühle, und die matte, zum Wirken unfähige Seele empfängt neue Kraft und neuen Muth; die strauchelnden Tritte werden fester, die innren Augen wieder wacker zum Sehen, wie es die äußeren Augen jenes müden Kriegers wurden, als er seinen Stab in den fließenden Honig getunkt und diesen gekostet. Die innren Lebenskräfte des schon ersterbenden Davy kehren wieder, sobald die liebliche Erscheinung eine Fülle von tröstenden, nährenden Gefühlen über seine Seele ergießt; Joseph Haydn empfängt, wenn die Arbeit seiner Kunstschöpfungen ihn niedergebeugt und ermüdet, neue Kraft und Fülle der Gedanken, sobald er die matte Seele durch die Gefühle der Andacht genährt. Und diese Erfahrung, von der seelenstärkenden Kraft der Gefühle, hat gewiß jeder selbstthätige Geist öfter in seinem Leben gemacht, wenn er im Drang des äußeren Wirkens, oder der innren, geistigen Thätigkeit sich ermattet und gänzlich verarmt fühlte.

Hierbei machen wir noch etwas näher auf jene Weise aufmerksam, auf welche sich die Gefühle an den Kreislauf des Gesammtlebens unsrer Natur anschließen.

Wie nach §. 13 die Organe und der Vorgang der Verdauung an unserm Leibe der in die Tiefe versenkten Wurzel gleichen, aus welcher sich der Stamm und die Zweige mit all ihren Blättern und Blüthen erheben: wie der Stoff der dem Kreislauf des Blutes und der Erhaltung des Leibes zu Grunde liegt, immerhin zuerst in den Eingeweiden der Verdauung bereitet werden muß; so wird in den Gefühlen ein Quell der Wiedererneuung und der Erhaltung unsers Wesens gefunden, dessen Strahlen von innen nach außen, bis zu den niedersten Enden unsrer Leiblichkeit geführt werden. Darum gehet die Wirkung jenes Nahrungsquelles eben so wenig bloß auf die Seele, als die Wirkung der Nahrung sich bloß

auf die verdauenden Eingeweide erstreckt, sondern sie verbreitet sich über das ganze Geschäft, auch des äußeren Lebens.

Dürfen wir doch nie vergessen, daß die Seele zuletzt es sey, welche dem Leibe die Kraft des Nahrungnehmens und der Verdauung, die Bewegung der Glieder, die Empfindung der Sinnen gebe; denn sobald die herrschende Gewalt der Seele aufhört, ihre Strahlen jetzt auf die eine, dann auf die andre Region der Leiblichkeit fallen zu lassen, entschwindet zugleich den Sinnen (wie uns dieß schon der Schlaf oder krankhafte Seelenzustände lehren) die Macht zu sehen und zu hören; die Glieder ruhen bewegungslos, das Geschäft der Verdauung wird gehemmt.

Wie deßhalb ein freudiges Gefühl der Hoffnung, oder der Erwartung der neuen Dinge, die da kommen sollten, nicht selten (auf ähnliche Weise als in dem von Davy erzählten Falle) seine stärkende Kraft über die Seele hinaus auch auf den Leib ergossen, und die zur Ermattung des Todes herabgesunkenen Glieder neu belebt habe, das werden uns noch viele, im §. 57 zu erwähnende Beispiele lehren. Die vom belagernden Feinde eng umschlossene Besatzung von Breda war der lähmenden Krankheit (dem Scharbock) fast ganz erlegen, als die Hoffnung, welche ein Brief des geliebten Heerführers auf baldigen Entsatz gab, kräftiger als alle leibliche Nahrung oder Arznei, dem Uebel Einhalt that, und die hinsterbenden Krieger von neuem auf ihre Füße und den Angriffen des Feindes entgegenstellte. Jener alte Held erhub sich, wie in jugendlicher Frische, von dem Siechbette, an welches ihn Krankheit und die Entkräftung des Alters schon lange gefesselt hielten, als ihm die Nachricht kam, daß ihm der König die Führung der Flotte gegen den Feind übertragen habe; eine alte Mutter genas von ihrer Wassersucht durch das Gefühl von Freude, welches der ihr neugeschenkte Anblick der Söhne ihr gewährte.

Nicht minder als auf die Kräfte der niederen Ordnung äußern die Gefühle ihren verstärkenden, erhöhenden Einfluß, auch auf die Kräfte der höheren Art. Es sind Gefühle, welche unsre Empfindungen, so wie die Wahrnehmungen der Sinne schärfen und bekräftigen; denn wenn die Seele aus der Außenwelt den Stoff zu ihren Gefühlen empfängt, dann trägt sie auch

zugleich mit magischer Gewalt in die umgebende Sichtbarkeit eine Kraft des Mitfühlens hinein; es ist als würde in den Momenten der Aufregung der Gefühle und ihrer Genüsse die ganze Natur zu einem Mitgenießenden oder Mitgenossen der Menschenseele. Darum erscheint einem Sinne, in welchem ein Gefühl der Freude seine Kräfte ergossen, das Grün der Auen doppelt so lieblich und schön als sonst, ja die ganze Welt der Sinnen dünkt ihm herrlicher und veredelter. Gefühle sind es, welche (wie schon oben erwähnt) unserm Thun und Wirken Stärke verliehen und Ausdauer. Endlich so gibt unter andrem jenes Gefühl, welches wir einstweilen als das des Staunens vor dem Neuen bezeichnen wollen, nicht bloß dem äußren Sinn eine verstärkte Kraft, sondern es erhöht eben so sehr das Auffassungs= und Erkenntnißvermögen des innren Menschen.

Diese Macht, welche in dem Neuen, eben erst für die Seele Werdenden, eben so wie in dem noch fern Künftigen bei der Geschichte der Gefühle liegt, erinnert ganz besonders an einige Hauptmomente aus der oben (im §. 13) betrachteten Geschichte der leiblichen Verdauung und Ernährung. Das eben aus dem Ei hervorgehende Küchlein trägt die Nahrung der ersten Tage an dem noch unverzehrten Dotter in sich; man kann sagen, der ganze Leib des neugebornen Thieres oder Menschen ist selber von der Natur und Art der Speise, welche ihm im weiteren Verlauf zur Nahrung dienen soll. Es sind da (nach §. 29) derselbe Stickstoff und Kohlenstoff, es sind alle Elemente der täglichen Speise, schon zu Fleisch und dem andern Gewebe des Leibes verbunden. Würde aber nicht bald nach der Geburt dieser schon vorhandene und zum eignen Leibe gewordne Nahrungsstoff durch andren, neuen verdrängt und ersetzt: das Alte ausgeschieden, das Neue aufgenommen, wie bald würde das belebte Gebilde in Tod und Verwesung versinken!

Auch die Menschenseele tritt mit einem ähnlichen, ihr immer verbleibenden Bedürfniß der Aufnahme des Neuen und noch nicht eigen Gewordnen und der Abscheidung des Alten in das Leben, als der Leib. Ihre eigentliche, naturgemäße und gedeihliche Speise ist nicht die sinnliche Lust, nicht der Besitz und Genuß des leiblich Gewordnen, sondern das was ein Werden für die Ewigkeit, ein Künftiges ist. Wenn daher ein irregelei=

tetes Begehrungsvermögen und ein mißgebrauchtes Licht des Geistes in die Lust und den thierischen Genuß des Leibes, den Anschein eines geistigen Reizes hineinlegt: ein Zerrbild jener Schönheit der höheren Welt, deren die für die Ewigkeit geborne Seele zu ihrer Sättigung begehrt, dann kann der Seele dasselbe grausame Geschick widerfahren, was zuweilen den Seefahrern begegnet, wenn sie dem Mangel an Trinkwasser durch die ekelhaftesten Ersatzmittel abhelfen müssen, welche sonst die leibliche Natur als Auswurf von sich stößt. Nicht das eigne, schon zum dienenden Werkzeug gewordne Fleisch ist der verdauenden Kraft zur Nahrung bestimmt; das was einmal und öfter zur Lust des Fleisches geworden, das hat, wie wir schon oben (S. 470) gesehen, das eigentliche Element des Gefühles, das hat für die Seele die nährende und stärkende Kraft verloren.

Darum sind selbst die Empfindungen der Sinnen reicher an Nahrungsstoff für die Seele, so lange sie von einem Neuen, einem der Seele erst Kommenden und Werdenden ausgehen. Dieses lehrt uns jede Reise: jede neue Bekanntschaft mit bedeutungsvollen Menschen und Dingen. Dieses lehrt auch unter andern ein zwar viel bekannter, dennoch aber auch hier als näherer Beleg zu erwähnender Fall.

Bei jenem Blindgebornen, welchen Cheseldens glückliche Operation auf einmal sehend machte, waren die ersten Eindrücke auf den neugeschenkten Sinn mit einer mächtigen Bewegung des Gefühles verbunden. Er hatte von seiner schmerzhaften Cur keinen andren wohlthätigen Erfolg erwartet, als die Befähigung zum Lesen- und Schreiben-Lernen; der Garten, an welchem er so lange als Blinder sich gefreut, dessen Gänge und fruchttragende Bäume er auch ohne den Gesichtssinn zu finden gewußt, konnte, so meinte er, durch das Geschenk des Lichtes keinen neuen Reiz erhalten. Als ihm jedoch nun auf einmal das Sehen geworden war, da zog ihn die neue Welt der Eindrücke so gewaltig an, daß sie Alles, was die andren Sinnen bisher der Seele gegeben, ins Dunkle stellte. Es zeigte sich in diesem Falle, daß unsrer Seele ursprünglich kein einziger Sinneneindruck gleichgültig sey, sondern daß jeder Gegenstand, der sich ihrer Wahrnehmung nahet, entweder Zuneigung wecket oder Widerwillen, die wollende Kraft entweder auf sich hinlenkt oder

von sich abstößet. Der Sehendgewordne konnte eben so wenig seinen Abscheu gegen die schwarze, als die seltsame Zuneigung gegen die rothe Farbe unterdrücken; eben so wenig die Freude an glatten, als das Mißfallen an höckerigen und rauhen Flächen. Dinge, deren langgewöhnter Anblick uns völlig gleichgültig ist, und welche, wie es uns scheint, auch vorhin niemals anders als gleichgültig für uns seyn konnten, entlockten diesem Glückseligen die lautesten Aeußerungen der Theilnahme und Freude oder des Unbehagens. Noch ein Jahr nach dem Empfang des neuen Sinnes brachte eine erweiterte Aussicht an der Küste des Meeres eine ähnliche Aufregung der Gefühle hervor, und diese innren Bewegungen, welche sich an das Sehen der neuen Welt der Dinge knüpften, waren so übermächtig und leicht zu erregen, daß selbst der bloße Anblick des Mannes, durch dessen Hand das Gesicht geschenkt war, sie aufs lebhafteste hervorrief, und die überseligen Augen mit Freudenthränen erfüllte. — Auf dieselbe Weise zeigte sich die Kraft der noch nie gesehenen Farben- und Lichtwelt an der fühlenden Seele bei jenem bis nahe an sein zwanzigstes Jahr blind gewesenen Mädchen, dessen Geschichte Ozanan beschreibt.

So bewirkt aber nicht bloß der erste Anblick der Sichtbarkeit, sondern überhaupt jeder neue Eindruck seiner Art ein Gefühl des Wohlgefallens oder Mißbehagens, aber es fällt für die meisten Sinneseindrücke der erste Moment, welcher von diesen lebhaften Gefühlen begleitet war, in jene früheste Zeit der Kindheit, die unsrer Erinnrung unzugänglich ist. Der erste Eindruck ist es, welcher auch noch später so fest mit dem Wesen unsrer Seele verwächst. Es ist überhaupt nur das Gefühlte, was in dieses Wesen wahrhaft eingeht: Eigenthum desselben wird. Daher ist, wie bereits erwähnt, die Begierde des natürlichen Menschen, immer etwas Neues zu sehen und zu empfinden, ein Verlangen der Seele nach Nahrung, welches seine Stillung so lange in dem Wechselverkehr mit der Welt der Sinnen suchet, bis es den Zugang zu einer andren, innren Welt gefunden, deren Tiefe und Umfang so unermeßlich ist, daß jeder Moment des Betrachtens einen noch nie empfundenen Eindruck bringet.

Wie der leiblichen Nahrung in der früheren, empfängli-

cheren Zeit der Kindheit ein ganz besondrer Einfluß auf die eigenthümliche Entwicklung der leiblichen Organe zukömmt; so hat die erste psychische Nahrung eine ganz entschiedene Einwirkung auf die nachmals vorherrschende Richtung der Seele.

Ein dürftiger Vater legt seinem Kinde, wenn dieses zuweilen, vielleicht der ersehnten Wartung entbehrend, lange in der Wiege weilen muß, Blumen zur Ergötzung und zum Spiel der zarten Augen und Hände hin. Das Kind freut sich der bunten, duftenden Gebilde. Aber das dunkle Gefühl der träumenden Seele übt auf diese eine gestaltende Kraft aus, deren Wirkung in die spätere Zeit des erwachten Bewußtseyns hinüberreicht: aus dem mit Blumen spielenden Säuglinge wird der große Carl v. Linné. — Das Gefühl, welches der Gesang eines melodisch lautenden Sterbeliedes am Sarge des Vaters in der Seele eines fünfjährigen Kindes aufgeregt hatte, wird zur ersten und bald zur Lieblingsnahrung dieser Seele, welche dadurch zur Meisterschaft in der Kunst der Töne erwächset. Eine tausendfache äußre Noth und Armuth kann die Kraft und Wirkung der ersten Seelenspeise der Kindheit nicht mehr zerstören, aus dem, ernste Gesänge liebenden Kinde wird der treffliche J. A. Hiller. Eben so war die erste Nahrung und von da an die gewöhnliche, für die Seele des berühmten Joseph Haydn jenes Gefühl, das der Gesang der beiden Eltern, besonders die liebliche Stimme der Mutter in dem kaum lallenden Kinde geweckt hatte. — Es waren die Gefühle der theilnehmenden Freude an hoher Heldenkraft, die das Lesen der alten und einiger neueren Werke über die Thaten des Krieges in der Seele eines schwächlich scheinenden, dem geistlichen Stande bestimmten Knaben hervorgerufen, welche in dieses zarte Gefäß so ungewöhnliche Kräfte ergossen, daß der Thaten verlangende Geist durch alle äußeren Schwierigkeiten hindurchbrach und in Prinz Eugen der Retter von Europa wurde. Diese ersten Gefühle, welche der Anblick und der Genuß der Gegend aufregt, in welcher wir geboren worden, sind auf das innre Wachsthum und Gedeihen der Seele von einem gleich entschiedenen Einfluß, als die erste Nahrung auf die Gestaltung des Leibes, und der eigenthümliche Schwung, den nachmals einige Seelen in ihrem Schaffen und Wirken genom=

men, scheint in etwas durch die Natur des Geburtsortes bestimmt worden zu seyn: durch den Anblick eines erhabenen und zugleich milden Paradieses, wie Urbino und Siena, oder durch die hehre Stille eines einsamen Gebirgsthales und das Anwohnen am felsigen Meeresstrand. Es erkrankt der Leib, wenn ihm die Nahrung, an welche er von Jugend an gewöhnt ist, entzogen wird: so erkrankt die Seele am Heimweh, wenn ihr die gewohnten Eindrücke der umgebenden Sichtbarkeit genommen sind.

Die Speise und der Trank stärken am Leibe vor allem die bewegenden Organe, geben, im rechten Maße genossen, den Muskeln reichliche Kräfte. Sie sind es aber dann auch, welche die am öftersten wiederkehrenden Bewegungen der Glieder bewirken und diesen ihre Richtungen geben; denn das Erwerben und Genießen der Nahrung ist im Thierreich der gewöhnliche Endzweck des Bewegens. So gehen auch in der Seele die ersten Bewegungen des wollenden Vermögens von anregenden Gefühlen aus, und sind auch am öftersten wieder nach diesen Gefühlen hingerichtet; wie die jungen Raben, wenn sie die Morgenröthe zum ersten Fluge aus dem Neste geweckt, zuerst auch nach dieser weckenden Morgenröthe hin den Schlag der Flügel bewegen.

Wie die Luft, welche der Leib athmet, gröber ist, als das Licht und der Schall, welche die Sinnorgane vernehmen, die Nahrung aber wieder ungleich gröber als die Luft: so sind jene Einflüsse, die in uns die Gefühle wecken, von einer Natur, welche der Leiblichkeit näher verwandt ist, als jene innren Elemente, welche bei den Aeußerungen des Wollens und beim Erkennen wirken. Es wird indeß hier, wie bei den leiblichen Speisen nach den Lebensaltern, so nach den verschiedenen Entwicklungsstufen der Seele ein Unterschied bemerkt: denn es sind jene Gefühle, welche mit vorherrschender und eigenthümlicher Gewalt in die Seele des Kindes eingehen, solche Eindrücke, die auf das Auge, das Ohr, den Geruch wirken, und auch in der tieferen Region des Gemüthes wird das Kind am leichtesten durch Gefühle aufgeregt, welche von oberer, göttlicher Herkunft sind; denn diese Eindrücke, gleich guten Engeln,

gesellen sich am liebsten zu den noch nüchternen Seelen und nehmen am leichtesten in ihnen Wohnung.

Auch in der Jünglingsseele sind, bei einem gesunden Verlauf der innren Entwicklung, die Gefühle, welche da vorherrschend walten, noch von einer leichter beweglichen, geistigeren Natur, als später in der Seele des Mannes. Das jugendliche Leben gestaltet sich den Morgentraum der Liebe, des Thatendranges und der Ehre noch so luftig, leicht und lieblich! was dagegen den Mann zum Wirken stärkt und innerlich nährt, das lastet schwerer, stehet fester, und der Verlauf seines bewegenden Einflusses ist langsamer. Es wächset indeß das nährende Element, während es an Leichtigkeit seines Einwirkens verliert, desto mehr an andauernder, gesund oder giftig aufregender Kraft. Denn wie die Eiche, je älter sie wird, desto tiefer mit ihrer Wurzel hinabdringt in eine Gegend des Bodens, in welcher die nährende Feuchtigkeit niemals ganz versiegt; so dringt das Sehnen der Seele, nach einem umgekehrten Gesetz des Falles, immer mehr durch die äußre Leiblichkeit hindurch, in eine Region, welche der Natur jenes sehnenden Wesens näher verwandt ist, und die Richtung des gesunden Geistes gehet immer höher, nach einem göttlichen Mittelpunkt, dessen anziehende Kräfte bei der Annäherung immer wachsen.

Es sind die Gefühle ihrer Natur und Wirkung nach unter sich so verschieden, als die Speisen und Getränke, welche der Leib aufnimmt; einige von gesund nährender und stärkender, andre von bloß aufreizender Kraft. Wäre hier ein spielender Vergleich erlaubt, so könnte man sagen, jene Gefühle, welche aus einer Bewegung in der Region der oben erwähnten insensiblen Nerven (der Sinnes- und Bewegungsorgane) ihren Ursprung nehmen, oder auf eine solche sich beziehen, entsprechen in ihrer Ordnung den leiblichen Getränken, die aber, welche in der Sphäre der sogenannten sensiblen Nerven wurzeln, gleichen den Speisen. In jene erstere Reihe gehören dann die Gefühle, welche sich bei dem Thier auf die bloß aus Thätigkeitsdrang und Wanderlust hervorgehenden willkürlichen Bewegungen seiner Glieder und auf die Wirksamkeit der oberen Sinnen beziehen, bei dem Menschen mithin zugleich auf das Streben nach geistiger Freiheit und nach Erkenntniß. In der andern

Reihe der (speisenartigen) Gefühle stehen jene, welche auf die Lust und Schmerzen, Begierden und Geschäfte der niedren Region des Leibes, so wie die hinzugehörigen Bewegungen gerichtet sind. Obgleich beim Menschen (nach §. 32) in diese niedre Region die Verirrungen des Geizes, der Herrschsucht, der Zerstörungslust fallen, so wurzeln zugleich auch in ihr und durchdringen sie jene von oben kommenden Kräfte, welche nicht den eignen Willen, sondern den Willen und das Werk eines Höheren thun.

Die Gefühle aller dieser verschiedenen Arten werden dann, wie bereits gesagt, für unsre Seele eine desto stärker und gesünder nährende Kraft haben, je mehr sie selber von seelenartiger Natur, nicht auf ein Vergängliches, Gewordenes, sondern auf ein Ewiges, Werdendes gegründet sind. Doch dürfen nicht unbedingt alle Gefühle, welche wir geistig zu nennen gewohnt sind, darum für solche von gesunder Art gehalten werden. Von dieser Art von Gefühlen wollen wir hier nur einige Worte sagen:

Unter allen Lebendigen unsrer Sichtbarkeit ist der Mensch das einzige, welches seine Speisen und Getränke einer künstlichen Zubereitung unterwirft und mithin Nahrung einer andren Ordnung genießt. Es ist seine Vernunft, welche ihm dieses Vorrecht vor andren Lebendigen gewährt; sie allein veranlaßt und vollführt die künstliche Verwandlung, man könnte daher die menschlich zubereiteten Speisen und Getränke Nahrungsmittel einer höheren Potenz nennen. Der Mensch allein auch ist durch die Kraft des in ihm wohnenden Geistes für Gefühle einer höheren Potenz oder innerlicheren Art empfänglich. Dieß sind die mit Recht sogenannten geistigen Gefühle, welche die Seelenlehre insgemein als intellectuelle, ästhetische, moralische und religiöse von einander sondert. Die thierische Natur kennt bloß Gefühle, welche sich auf ein sinnliches Werden beziehen, und hat von den geistigen nur jene vorahnenden Spuren, welche allerdings auch noch bei dem Menschen zu der Sphäre der sinnlichen gezählt werden sollten. Allerdings ist auch hierbei ein innrer Assimilationsproceß geschäftig, welcher jedoch nur psychischer, nicht geistiger Art ist. Die innre Natur des Menschen vermag selbst die sinnlichen Gefühle

in geistige zu verwandeln, oder jenen etwas von ihren eigenthümlichen, höheren Kräften mitzutheilen.

Wir bemerken im Verlauf unsrer Gefühle einen Vorgang, welcher sehr an jenen der Ausscheidung und Abstoßung erinnert, wovon das Geschäft der Verdauung stets begleitet ist. Auf jenes Kraftgefühl, welches mit den willkürlichen Bewegungen verbunden ist, zu denen ein innres Bedürfniß uns getrieben, folget bald das ganz entgegengesetzte der Ermüdung; das Auge, wenn es einige Zeit hindurch den Eindruck eines rothen Farbenbildes aufgenommen, erzeugt sich durch eine selbstständig rückwirkende Kraft das Grün, so wie auf das Weiß, das es lange gesehen, das Schwarze; die Zunge, wenn sie von einer sehr starken Säure berührt worden, bildet sich, durch eine ähnliche, selbstständige Kraft, selbst aus jenem Eindruck, den das reine Wasser auf sie macht, den Geschmack des Süßen. So zeigt sich, vorzüglich bei dem Geschäft aller jener Nerven, welche zu der positiven Reihe des Magendie gehören, mithin bei denen der oberen Sinnorgane und der willkürlich beweglichen Theile, ein solcher Wechsel zwischen zwei entgegengesetzten Richtungen unsres Fühlens. Bei den Nerven der andren Reihe gehet jene rückwirkende Bewegung großentheils in ein wirkliches leibliches Bilden und Ausscheiden aus, welches auf jede starke Aufregung eben so beständig erfolgt, wie auf die Aufregung des Auges (des allvereinigenden Trägers aller unsrer Gefühle) die Bildung der Thränen. Dennoch wird auch hierbei, an einigen der empfindlichsten Gebilde des Leibes, die rückwirkende Bewegung der Nerventhätigkeit unmittelbar, als Gefühl der Ermattung, nach großer Erhebung des Gefühls empfunden.

Es zeigt sich dieselbe Aufeinanderfolge der beiden entgegengesetzten Richtungen des Fühlens selbst in der innren, geistigeren Region unsres Wesens. Ein Uebermaß der Freude lässet, besonders in jüngern Jahren, öfters, als Nachklang, das Gefühl einer tiefen, unerklärlichen Schwermuth zurück. Und zwar geschieht dieses auch dann, wenn die aufregende Ursache bloß psychischer Art war, kein leiblicher Genuß die Freude weckte, mithin auch kein gröber leibliches Rückwirken, wie etwa jenes des Darmcanals auf die häufiger genossene Nah-

rung, Ursache der veränderten Stimmung seyn konnte. Auf diese Weise bemüht sich öfters ein von beständigem Scherz überfließender Mund, die Züge des tiefen, unergründlichen Grames zu verbergen, welche eben dieses Angesicht in Stunden der Einsamkeit bedecken. Ariost, dessen Gesänge von Heiterkeit und Freude überströmen, war vor Andren zu einer tiefen Schwermuth geneigt, und es liegt gewöhnlich in den kräftigsten Seelen ein gleich mächtiger Zug zum Frohsinn und zum Ernst.

Dem Loos einer solchen Verwandlung sind selbst unsre höchsten und edelsten Gefühle unterworfen, und es ist eine bedeutungsvolle Bemerkung solcher Menschen, welche auf die Bewegung in ihrem Innren achten, daß gerade auf solche Stunden, in denen die Seele von ihren erhabensten und göttlichsten Gefühlen durchdrungen war, am leichtesten andre folgten, in denen sich ihr ganz entgegengesetzte Gefühle aufdrängen wollten. Der Geist bedarf gerade dann, wenn er die Seele zu ihrem höchsten Emporschwung bewegte, der ernstesten Wachsamkeit, damit aus dem lieblichen Fluge nicht ein zerschmetternder Sturz werde. Diese ernste Lehre hat die Erfahrung öfters Eltern und Erziehern gegeben, wenn sie, den natürlichen Weg verkennend, der vom innren Gefühle zur äußren That gehet, in jugendlichen Seelen jene Uebersättigung, selbst mit den erhabensten und besten Gefühlen herbeiführten, aus welcher nachmals, im weitren Verlauf des Lebens, das innre Widerstreben und der Haß gegen alles das emporwuchsen, was man solchen Seelen als das Theuerste und Köstlichste dargeboten.

Gegen solche Mißgriffe könnte schon die Beachtung des eigentlichen Vorganges der innren Ernährung und Entwicklung der Seelenkräfte, durch die Gefühle uns bewahren. Wir bemühen uns deßhalb noch, jenen Vorgang etwas näher zu beleuchten.

Wir nehmen die leibliche Nahrung als etwas polarisch von uns Geschiedenes auf, wie der Pol des Magnets den entgegengesetzten Pol eines andren Magneten an sich zieht, und durch diese Zusammenfügung des einen mit dem andren jene lebendige Reihe der Einzelnen entsteht, durch welche (nach §. 30)

ein allgemeines, höheres Leben hindurchwirkt. In einigen Krankheiten der verdauenden Organe treibt die Säure, die sich im Magen gebildet, unwillkürlich zum Genuß von Dingen an, in denen die alkalische Natur vorherrschet, oder im umgekehrten Falle die alkalische Schärfe zum Genusse säuerlicher Dinge. Wenn auch in minderer Deutlichkeit, so findet doch bei jedem Bedürfniß nach Speise und Trank, im gesunden Zustand ein ähnliches polarisches Verhältniß des begehrenden Organs und des begehrten Gegenstandes statt. Selbst beim Athmen nehmen wir den äußeren, polarisch verschiedenen Stickstoff und Sauerstoff auf, und hauchen dagegen die nämlichen Stoffe in einem Zustande aus, in welchem sie die Natur und Eigenthümlichkeit des Leibes, dessen Bestandtheil sie eben noch waren, an sich tragen (nach §. 12). Die in den Mund und Magen gehende, äußre Speise erregt alsbald die Thätigkeit der innren, aussondernden Organe, welche das Fremde mit dem Eigenthümlichen überkleiden und es hierdurch der Natur des Organismus aneignen. Das Fremde und eben noch äußerlich gewesene, und das Eigene, das eben noch innerlich war, vertauschen nun ihre wechselseitige Richtung; denn dieses als Absterbendes, Abgeschiedenes, wird, zusammt dem, was aus der Speise nicht anzueignen war, hinausgeführt aus dem Leibe, das Aeußere aber und Neue wird aufgenommen in den Kreislauf und Wechselverkehr der innren Elemente.

Bei dem Vorgang der leiblichen Verdauung ist das Geschäft der Leber vorzüglich wichtig und entscheidend, durch welche jener Widerstand gegen das Unverträgliche und Fremde wirkt, welcher, bei dem Ergießen der Galle in den Speisebrei die Sonderung des Gestorbenen von dem Lebenden bewirkt.

Diesem äußerlichen und leiblichen Vorgange ähnlich ist denn der Vorgang der innren Ernährung und Gestaltung der Seele durch den beständigen Austausch der von außen erregten und der von innen gewirkten Gefühle. Es wird auch hierbei ein fremdes und neues Element aufgenommen, ein eignes, absterbendes ausgeschieden.

Wie der äußerlich laut werdende Ton in einem besaiteten Instrument nicht bloß den gleichlautenden Ton, sondern auch die Octav und Terze und Quinte zum Mittönen aufregt, so

regen auch die äußeren Eindrücke nicht nur das ihnen zunächst entsprechende Gefühl, sondern auch die verwandten oder öfter mit jenen zusammengestellt gewesenen auf. Wichtiger indeß als dieses Gesetz der Zusammengesellung der Gefühle ist jenes andre, welches der von außen geweckten Empfindung beständig die ganz entgegengesetzte, innre Bewegung anfüget. Dem Eindruck, den die rothe Farbe aufs Auge macht, begegnet, in diesem selber, das im Innern erzeugte Bild des Grünen; das erste Einwirken der Sonnenstrahlen weckt in einem, der Kälte lange ausgesetzt gewesenen, lebenden Körper die Bewegungen des Schauders auf, welche vorher noch nicht ausgebrochen waren. So geschieht es auch in einer höheren Region unsrer Gefühle, daß zuerst, wenn der Augenblick der Freude kommt, wie etwa bei dem Wiedererblicken eines lange geschieden gewesenen, geliebten Menschen, die Erinnrung der seitdem erduldeten Schmerzen erwachet und die Thräne der Freude, in eine der Wehmuth verwandelt. Während umgekehrt zuweilen auch die Muthlosesten durch solche Ereignisse, deren eigentliche Natur es scheint, den Muth zu lähmen, zu Aeußerungen eines ungewöhnlichen Heldensinnes bewegt werden. Hier gleicht die innre Bewegung jener wohlthätig widerstrebenden, ausgleichenden, durch welche die aussondernden Organe des leiblichen Verdauungsganges, die schädliche Wirkung eines von außen aufgenommenen Stoffes aufheben, indem sie dem sauren das basische Element entgegenstellen, dem Salzigen das Wässerige.

Wenn in dem eben erwähnten Falle der erste, erwärmende Strahl der Sonne die Aeußerungen des Gefühles der Kälte, wenn der erste Eindruck der Freude den alten, schon vergangenen Schmerzen weckt, so ist es eben jene Kälte, eben dieser Schmerzen, der jetzt aus dem Kreis des innren Lebens abgeschieden und ausgestoßen werden soll. Statt der Kälte kommt die Wärme, statt der Schmerzen, welche Penelope oder Telemach an der Brust des wiedergekehrten Gatten und Vaters ausweinen, kommt die nun bleibende, beständige Freude; der Schmerz ist abgethan und vergessen.

Es erscheinet wie das Werk einer innren, widerstrebenden Kraft unsrer Natur, daß durch die geistig erhabensten, besten Gefühle unsres innren Menschen öfters die widersprechend-

sten, feindselig verschiedensten aufgeregt werden. Wie etwa Arzneien, welche mit entschiedener Kraft heilend auf die Leiden irgend eines Organes wirken, diese Leiden anfangs aufzuregen und zu steigern scheinen. Das, was hier aufgeregt wird, ist eben dasjenige, was durch den aufweckenden Einfluß gehoben und entfernt werden soll.

Das Geschäft der naturgemäßen Aussonderung des Eignen und Alten hängt jedoch, im gesunden Verlauf des Lebens, so genau mit jenem der Aneignung und Aufnahme des Neuen zusammen, daß keines ohne das andre möglich ist. Die genossene Speise wird erst dadurch zum Nahrungsstoff, daß die Lebenskraft des organischen Leibes selbstthätig schaffend und bewegend auf sie einwirkt. Das Blut, wenn es aus den letzten Verzweigungen der Gefäße zwischen die Muskelfibern eindringt, gestaltet sich erst durch die Kraft des bewegenden Nerven zur lebensfähigen Fiber, und dieselbe Kraft, welche das Neue schaffet, löst auch das Veraltete und Sterbende aus seinem bisherigen Verband mit dem Leibe, und stößt es hinweg. So werden auch unsre Gefühle zum Eigenthum des innren Menschen, durch eine innre Kraft, welche selbstständig verwandelnd und schaffend auf diese Elemente wirkt. Diese Kraft ist in einem gewissen Kreise schon die Sprache, welche, wenn sie dem äußeren Eindruck durch das entsprechende Wort das Gepräge ihrer geistigen Natur gegeben, denselben nun bleibend und feststehend für die Seele macht. Denn es lehrt uns die eigene Erfahrung, so wie das Beispiel verwilderter Menschen, ehe sie bei ihrer späteren Zähmung die Menschensprache erlernten, daß die Gegenstände, welche das Auge sieht und welche auch die andren Sinnen bemerken, großentheils ohne eine Spur in der Erinnrung zu lassen, an uns vorübergehen, so lange der in uns lebende, ewige Geist ihnen nicht dadurch eine Art von Ewigkeit mittheilt, daß er den äußren, sinnlichen Gegenstand, durch das Wort in einen innren verwandelt. Jenes schon erwachsene Mädchen, das bei Songi gefangen worden, erinnerte sich an alles das, was ihr seit ihrer frühesten Kindheit, welche sie doch unter sprechenden Menschen zugebracht, begegnet war, eben so dunkel und wenig, als wir uns auf das besinnen, was mit uns vorgegangen, ehe wir deutlich

sprechen lernten. Wir sahen vorher unzählige Male dieselben Blumen oder Gräser der Wiesen, ohne sie von einander zu unterscheiden, ja ohne sie fast nur zu bemerken. Da gab ihnen das Studium der Pflanzenkunde für unsre Seele einen Namen, und nun erhielt dasselbe Gewächs, dem unser Auge vorhin so oft begegnet war, ohne sich dessen zu erinnern, nicht bloß für unser Gedächtniß eine bleibende Gestalt, sondern es zieht, wenn wir vorübergehen, unsern Blick und unsre Aufmerksamkeit an sich.

Es ist aber nicht die Sprache allein, sondern überhaupt die selbstständig bewegende Kraft der Seele, welche dieser die Gefühle aneignet und zum nährenden Elemente macht. Selbst für die thierische Seele geschieht dieses bei allen Gefühlen, welche eine entschiedene Bewegung des Leibes zur Folge hatten, sey es daß sie diesen zu dem Gegenstand, der den Eindruck gab, hinzogen, oder daß sie ihn von demselben zurückschreckten.

Selbst unsre höchsten, geistigsten Gefühle werden erst dadurch für unsern innren Menschen zur heilsamen, stärkenden Nahrung, daß ihnen das erleuchtende, klar machende Wort von innen, noch mehr aber die That des Willens, welcher bei dem Empfang der Gabe nicht selbstgefällig ruht, sondern von dem Empfangenen alsbald Gebrauch machet, entgegenkommt und sie erfasset. Hierdurch verschwinden jene Gefahren, die mit dem Mißbrauch des Herrlichsten und Besten, das dem Menschen hienieden gegeben werden kann, unvermeidlich verbunden sind; jene Gefahren, welche nicht dem äußren, sondern dem innren Leben den Untergang drohen.

Schon aus dem bisher Gesagten ergeben sich denn Lehren der Diätetik der Seele, welche für das Leben und die Gesundheit des innren Menschen noch wichtiger sind, als die Lehren der äußerlichen Diätetik für das Leben des Leibes. Es erfordert der psychische Nahrungsstoff der Gefühle, wenn er dem innren Leben gedeihlich werden soll, nicht bloß die Beihülfe und Mitwirkung der selbstthätigen Kraft, sondern wie der wohlgenährte Leib die Bewegung der Muskeln, so bedarf die Seele, gestärkt durch die Kraft der Gefühle, ein Verarbeiten dieser Kraft in die lebendige That. Ein beständiges thatenloses Schwelgen in Gefühlen, seyen es auch Gefühle der geistigeren Art, führt das

innre Leben zu einer ähnlichen Erschlaffung und Lähmung, als das beständige Ueberfüllen des müßig ruhenden Leibes mit Speise und Trank den Leib zerstört und lähmt. Daß die Gefühle nicht allein dem äußerlichen (psychischen) Stoff ihre eigenthümliche stärkende Kraft verdanken, sondern der Mitwirkung eines innren, assimilirenden Vermögens, zeigt sich deutlich in solchen Fällen, in denen der Mensch sich von allem Gefühl verlassen, innerlich trocken und verödet erscheint, obgleich der äußre Stoff noch in derselben Fülle da ist.

Wie bei dem Nahrungsnehmen des Leibes, scheint auch bei jenem der Seele, eine gewisse Ordnung in der Zeit und so weit dieses in der Kraft des Willens steht, ein gewisses Maß des Genusses heilsam und nothwendig. Ein Uebermaß der Speisen und Getränke führt im Leiblichen einen Zustand der Betäubung oder Berauschung herbei, in welchem zuletzt der Leib seiner selber nicht mächtig ist, weil nicht er die Kraft der genossenen Nahrung, sondern diese ihn beherrscht. So führt ein Uebermaß des (psychischen) Gefühles die Affecten herbei, deren Wirkung auf die Seele bald betäubend, bald berauschend erscheint. Es gehört auch hier zuweilen ein aufmerksames Auge dazu, um einen solchen Zustand selbst der niederen Affecten — ähnlich jenem leiblichen, da der Mensch „voll süßen Weines ist" — von dem reinen, hehren einer göttlichen Begeisterung zu unterscheiden, zu deren näheren Betrachtung wir uns in einem späteren Abschnitte rüsten wollen. Die Früchte von jenen sind Luftgebilde einer eitlen Schwärmerei, die Früchte aber der ächten Begeisterung sind Leben und göttliche That und Wahrheit.

Erläuternde Bemerkungen. Zu diesem §. vergl. man vorzüglich Plato's Philebos. Der Empfindung der thierischen Lust wird dort (Phileb. 46) der ihr gebührende Rang, als einer bloßen Abwehr und Folge der Unlust angewiesen; das Wesen dessen, was wir oben im §. Gefühl nannten, ist daselbst (40) auf ähnliche Weise, als der eigentliche, der Seele zukommende Genuß bezeichnet, als dieß im §. geschehen. Es wird auch hier als eine nicht aus Unlust entstehende, ungemischte und reine Lust beschrieben (ib. 50).

Die Empfindung kann sich nur auf das Gegenwärtige beziehen (Plat. Theatet. 181). — Die Meinung ist ein Werden und in der vernunftlosen Empfindung gegründet, welche uns beiwohnt, weil unsre Seele dem Körper eingepflanzt ist: einem zusammengesetzten Dinge, welchem bald etwas abgeht, bald etwas zugeht, woraus dann gewaltsames Leiden und Veränderung unsrer Seele entsteht, so daß sie, zu dem niemals sich

Gleichbleibenden gezogen, schwankt und gestört wird, und wie trunken taumelt (Plat. Tim. p. 28, 42, a; Sophist. 248, a; Phaed. 79, c). Die Gemeinschaft des Körpers mit der Seele besteht eben darin, daß beide, zusammentreffend, Leiden und Thun vermöge ihrer Kraft sich einander mittheilen (Soph. l. c). Demnach überträgt sich das Leiden, das im Körper ist, auch auf die Seele. Hierbei kann es geschehen, daß ein solches Leiden nicht bis zum Erkenntnißvermögen der Seele durchdringt, sondern im Körper erlischt; oder es dringt durch. Nur im letzten Falle entsteht die Empfindung (Phileb. 33, d; 43, b; Tim. 64, a). Das Zusammentreffen der beiden Thätigkeiten des Empfundenen und des Empfindenden wird dadurch erklärt, daß ein körperliches Organ von einer äußerlichen Thätigkeit erregt wird, indem es selber dadurch in Thätigkeit geräth (Theatet. 153, e). Wir empfinden durch die Sinnen, aber mit der Seele (ib. 185). Einander entgegengesetzt sind das, was empfunden, und das, was durch den Verstand erkannt wird (Parm. 119, e; Phaed. 65, c; de republ. VII, 532, a).

Gegenstand des Gefühles ist der beständige Fluß des Werdens, das Veränderliche; Gegenstand der Erkenntniß ist das Feststehende, Unveränderliche (Parm. 152; Tim. 51). — Dieses Unveränderliche, welches der Gegenstand des Denkens der Seele durch sich selbst ist, ist das Seyn (Wesen), auf dessen Feststehen (βεβαιότης) sich alle wahre Erkenntniß, alle Philosophie gründet (Crat. 386). — Die Zuströmungen und Abströmungen des Leibes bringen in der Seele veränderliche Empfindungen hervor (Tim. 42, a; Phileb. 34, a), und so ist sie dem Vergänglichen zugewendet. So fern aber die Seele der Erkenntniß des Ewigen oder der Ideen theilhaftig ist, lebt auch etwas Göttliches in ihr: die Vernunft. Mithin ist Sterbliches und Göttliches in der Seele (Tim. 72, d; das θνητὸν heißt auch ἄγριον und ζωογενές oder θηριῶδες, de rep. IX. 589, d; Politic. 309, c; m. v. Ritters Gesch. der Philosoph. Bd. II).

Auch Aristoteles erkennt in der Empfindung ein Bewegen (Werden), im Denken ein Stehendes und Ruhendes an. Der unruhige Fluß der Empfindungen der Seele, wie er in der Kindheit vorhanden ist, muß erst zum Stehen gekommen seyn, wenn anders der Verstand zur Herrschaft kommen soll (Arist. Phys. VII, 3). — Das Sinnliche ist nur ein Erscheinendes in Beziehung auf die Seele, und das vom Verstande Gedenkbare ist das Seyende an und für sich ((Met. III, 4; IV, 6; Top. I, 14; de anim. III, 4, 8; magn. mor. I, 34). — Der Gegenstand des Gefühles erscheint von dem der Empfindung unterschieden (de anim. II, 6). — Die Thiere empfinden (fühlen), weil sie ein Centrum haben, welches die Form des Empfindbaren in sich aufzunehmen vermag, ohne seine Materie (de anim. II, 12; III, 2). Das Empfinden ist eine Veränderung, welche ein äußerliches Empfindbares in dem Empfindenden erregt. Vom Denken ist es dadurch unterschieden, daß es sich auf das Besondre bezieht. Auf ähnliche Weise wie bei dem Abdrucke eines Pettschafts in Wachs nicht die Materie, sondern nur die Form des Pettschafts vom Wachs aufgenommen wird, wird auch in der Seele bei der Empfindung eine Verähnlichung mit dem Empfindbaren bewirkt (de anim. II, 5; 12). — Affecten, so wie Leidenschaften, sind aus dem niederen, leidenden Theil der Seele herzuleiten (Ethic. Nic. II, 4). Anderwärts (Ethic. Eudem. II, 10) theilt Aristoteles die Affectionen (παθήματα) in unfreiwillige, in freiwillige und mit Bedacht erwählte.

Philo, der Lehre der Stoiker folgend, nimmt 4 Affectionen der Seele an, vergleichbar den 4 Füßen des Thieres (L. All. III, 86, ed. Mang. I, 114). — Er nennt sie Wollust, Begier, Furcht und Schmerz. Zwei von ihnen beziehen sich auf das gegenwärtige oder künftige Gute, zwei

auf das gegenwärtige oder künftige Böse (de Abraham. 382, Tom. II, p. 34; de praem. et poen. 921, T. II, 419 ed. Mang.).

Die Empfindungen werden von Philo (SS. Leg. Alleg. I, 44, 45, ed. Mang. I, 48) mit dem ernährenden, aufs Erdreich niederfallenden Regen verglichen. — αἴσθησις könne an εἴσθησις erinnern, denn der Sinn führe die Empfindungen hinein in den Verstand (Phil. quod Deus immutabil. 298, ed. Mang. I, 278). — Die Seele wird ernährt durch das Aufnehmen des Schönen und durch Rechthandeln (SS. Leg. Alleg. I, 58. ed. Mang. I, 63). — Die Seele, aus dem Aether gebildet, wird durch ätherische, durch Himmelsspeise ernährt, durch Erkenntnisse — durch die Worte Gottes (ib. III, 90 und 94, Opp. I, p. 119 u. 122). — Milchartige Kinderspeise der Seele sind die freien Künste und ihre Beschauung; die Nahrung des vollendeten Mannes sind die Tugenden (Phil. de cong. quaer. crudit. grat. 426, ed. Mang. I, 522); Nahrung des Geistes die Gesetze und Worte Gottes (de dec. oracul. 745, ed. M. II, 182; de praem. et poen. 929, II, 428). Wie neue Gefäße den Geruch und Geschmack des zuerst in sie Geschütteten, behalten die Seelen der Kinder unverlöschlich die ersten Eindrücke aufs Gemüth (Phil. quisq. virt. stud. II, 447).

Die Speise des Geistes ist nach Origines (de princip. II, 7, ed. Par. I. 107) das Anschauen und Erkennen Gottes, das Anschauen der Ursachen der Dinge. — Die Schrift enthält Seelenspeise für alle Alter und Individualitäten, wie der Erdboden leibliche Speise für alle verschiedenen Thiere trägt (id. in Numer Hom. XXVII, Opp. II, 374). — Speise sind für die Seele die Handlungen, Trank die Erkenntnisse (Orig. Comment. in Matth. XVI, 7, ed. Paris, I, 720). — Die Speise Christi ist es, den Willen Gottes thun, denn hierdurch wird sein Wille mit Gottes Willen, er selber mit Gott Eins (id. in Johann. XIII, 36, ed. Par. T. IV, 245).

Der alte Vergleich des Affectes (πόθημα ἐκστατικὸν) wie z. B. des Zornes, der Furcht, der Traurigkeit mit der Trunkenheit (μέθη) z. B. durch Wein wird auch von Basilius Magnus durchgeführt. Der Zornige ist in seinem Benehmen einem schwer Betrunkenen gleich (St. Basil. Caesar. de jejunio Homil. I, ed. Par. II, 9).

Ganz etwas Aehnliches als mir selber, wie ich oben erzählte, bei dem Anblick einer kleinen Blume, widerfuhr auch einem mir nahe geistesverwandten Freunde, dem Professor D. Spl.. in seinen Knabenjahren. Auch er entnahm in einer schweren Kummerstunde seiner Knabenjahre aus dem Hineinschauen in eine, einsam an der Mauer des Baches stehende Glockenblume, einen Trost, der ihm, wie dem leiblichen Bedürfniß die schon bereitete Speise, daraus entgegen kam.

Das obenerwähnte psychische Stärkungsmittel, dessen sich der treffliche Jos. Haydn bei seinen Arbeiten bekanntlich sehr fleißig bediente, erschien bei einer gewissen Gelegenheit durch den Contrast mit den Stärkungsmitteln, deren sich andere Künstler in solchen Fällen bedienen, noch bedeutungsvoller. Haydn war einst in einer Gesellschaft, in der sich zu gleicher Zeit noch mehrere namhafte Tonkünstler befanden. Es wurde die Frage aufgeworfen: was wohl die innre Kraft, wenn sie in der anhaltenden Arbeit ermattet und sonst unterlegen sey, am schnellsten und besten wieder beleben und stärken könne? Einer von den anwesenden Tonkünstlern sagte: in solchem Falle helfe er sich mit einer Bouteille Champagner Wein; ein andrer äußerte: er suche sich, wenn er sich abgespannt vom Arbeiten fühle, wieder aufzumuntern in der Gesellschaft. Haydn, den man jetzt auch befragte, welches Stärkungsmittels denn er sich bei seinen vielen Arbeiten bediene, antwortete bescheiden: er habe in seiner Wohnung eine kleine Hauscapelle; dahin gehe er und bete, wenn er sich

ermattet fühle. Und dieses Mittel habe seine stärkende Wirkung bei ihm noch niemals verfehlt.

Wie wirksam und aufregend für die Seele nach langer Entbehrung auch die alltäglichsten Sinneneindrücke werden, zeigte sich an Parry's Reisegesellschaft, wenn nur einmal eine arktische Gans über die öden Eisfelder hinwegflog.

Ueber die obenerwähnte blindgewesene, dann operirte junge Engländerin s. m. Ozanan: recréations mathématiques. Par. 1750. Vol. IV, p. 20—22.

Zu dem Inhalt des vorstehenden §. vergl. m. unter anderen neueren Arbeiten J. G. E. Maaß Versuch über die Gefühle, besonders über die Affecten, Halle 1811. Wie eine längere Dauer und öftere Wiederholung die Gefühle, und am meisten gerade die lebhaftesten schwäche, beweis't das Beispiel Jener, die sich beim Studium der Arzneiwissenschaft an den Anblick verstümmelter Menschenkörper und der ekelhaftesten leiblichen Gebrechen gewöhnen. Das hehre Paradies von Urbino und Assisi, die erhabene Natur von Siena, der Anblick des anbrandenden Meeres, oder eines feuerspeienden Berges, verlieren für die Anwohner fast alle ihre anfängliche, innerlich aufregende Kraft, so wie der Bewohner einer Mühle oder einer andern geräuschvollen Behausung ganz ruhig unter dem Getöse schläft. Auch die betastenden Fingerspitzen fühlen zuletzt den Umriß eines Körpers nicht mehr, auf dem sie lange unbeweglich ruhen. Einige Gefühle oder Affecten, wie Fröhlichkeit, Zorn u. s., wirken beschleunigend, andre, wie Traurigkeit, Furcht, retardirend auf die Bewegungen des Willens. Maaß nennt den Grund dieses beschleunigenden oder langsamer machenden Einflusses, den eigenthümlichen Rythmus der Gefühle. Die vom verwandten Rhythmus regen sich gegenseitig auf: so wilde Freude den Zorn, Traurigkeit die Furcht. — Ein öfteres sich Wiederholen gewisser Gefühle gibt der Seele eine herrschende Stimmung, z. B. zur Fröhlichkeit, zur Traurigkeit, und diese herrschende Stimmung theilt dann auch öfters auf eine täuschende Weise den andren gleichzeitigen Eindrücken ihre Farbe mit. — Bei einigen Gefuhlen wird der Genuß durch Theilnahme Andrer an ihm erhöht; dieß sind solche Gefühle, welche zugleich beredt machen, andre Gefühle machen stumm. — Die Gefühle, welche die selbstthätige Kraft des Willens erhöhen, schärfen meist auch die Thätigkeit der Erkenntnißkräfte; die Wechselwirkung, in welcher die Einbildungskraft mit den Gefühlen steht, ist am augenfälligsten. Hiervon, so wie von dem Einfluß des körperlichen Zustandes auf sie in einem späteren Abschnitt. — Die Eintheilung der Gefühle ließe sich nach denselben Gesichtspunkten geben, wie oben zum §. 13 die Eintheilung der Nahrungsmittel. Sie sind dem innren Sinn, aus demselben Grunde, wie die Nahrungsmittel der Zunge, angenehm und unangenehm oder gleichgültig, sind einfach oder gemischt, wie z. B. jene Schmerzen, denen die Seele gern nachhängt, weil sie etwas Angenehmes für sie haben, und jene Freuden, denen sich etwas Bittres beimischt. Ferner sind die Gefühle sinnlicher, intellectueller, ästhetischer, moralischer und religiöser Entstehung (wie Gefühle für Wahrheit, für Neuheit, die fürs Schöne, Gute, Heilige), und jede dieser Regionen der Gefühle ist einer Steigerung zum Vergnügen und Mißvergnügen, zum Wohlgefallen und zur Lust, so wie zum Mißfallen und zur Unlust, Freude und Schmerz fähig. Als Affecten werden benannt die Freude, das Entzücken, der Schmerz, die Furcht, die Verwunderung, Ueberraschung, Hoffnung und Verzweiflung, Reue, Scham, Zorn u. s. (Philo de dec. oracul. 764, ed. Mang. II, 201, vergleicht die Wirkung der Affecten auf die Seele mit der des Blitzes aufs Auge.) — Das Uebermaß und das unordentliche Schwelgen in Gefühlen führt häufig Schwäche der innren Sinnen — Schwärmerei —

herbei, wovon in einem spätern Abschnitt. Ueberhaupt sind die Gefühle für das Leben der Seele von mehr oder minder nährender, von gesunder und ungesunder Art. Beispiele der letzteren Art geben öfters die den berauschenden Getränken entsprechenden Affecte. Die Seele verliert dabei die Kräfte ihres eigenthümlicheren, innren Wirkungskreises, und zugleich auch den belebenden Einfluß auf den Körper, so daß dieser dabei ganz abzehrt. So in dem Falle, den M. Wagner a. a. O. S. 292 erzählt, von einem Bedienten, der seinen Herrn an heftigen Convulsionen sterben sah und von dem Eindruck so ergriffen wurde, daß er ihn gar nicht wieder loswerden konnte. Hier half zuletzt eine ärztliche Behandlung, welche, von der körperlichen Region herein, den Gefühlen ihre Kraft nahm. — Eifersucht, deren gefahrdrohender Ausbruch gewaltsam verhindert worden, erregte zuerst Verrückung (mit Haß gegen das ganze weibliche Geschlecht), und zog bald nachher den Tod nach sich. Bei der Leicheneröffnung fanden sich die Häute des Gehirns entzündet, und dieses selber zum Theil vereitert (a. a. O. S. 316). Muthlosigkeit und fortwährende Unzufriedenheit mit der äußeren Lage, eine Stimmung, welche auf die Seele unmittelbar so wirkt wie das Verschmähen aller Nahrungsmittel auf den Leib, zeigt auch an diesem die zerstörenden Folgen, führt zuletzt Abzehrung und durch sie den Tod herbei. Merkwürdig ist es, daß solche sich gleichsam freiwillig aushungernde Seelen, die kein nährendes (freudiges) Gefühl in sich einlassen, dabei eine Reizbarkeit gegen alle Eindrücke empfangen, wie leiblich Ausgehungerte (a. a. O. S. 319). Bedeutend erscheint es hierbei ebenfalls, daß der krankhafte Vorgang des psychischen Ernährungsprocesses, zunächst eine Krankheit des ihm entsprechenden leiblichen Geschäftes hervorruft. Verdruß und Mißmuth, wie alle psychisch ungesunden Gefühle wirken zunächst auf die Leber. — Eine tiefe Muthlosigkeit und Furchtsamkeit, welche die Folge eines heftigen Erschreckens beim Einschlagen des Blitzes gewesen war, zog auch die gänzliche Entkräftung der Seele und des Leibes nach sich, woran der Kranke nach einigen Jahren starb (a. a. O. II, 256). Aehnliche Wirkung, bei dem Einen mit Blindheit verbunden, hatte ein langanhaltender Gram auf 13 Japaneser, welche nach Verlust des Steuerruders 8 Monate lang im Meer herumgetrieben waren (S. 268). — Eine Aufregung, auch der sonst nährenden Gefühle, im Uebermaß, kann eben so ungesund wirken, wie das Ueberladen eines kranken Magens mit Speisen auf den Leib wirkt. So bei jenem alten, psychisch und geistig entkräfteten Freunde der Musik, der einst bei einem Concert, das seine Freunde zur Erquickung des Kranken gaben, selber ein Instrument mitspielte und an den Folgen dieser psychischen Aufregung starb (a. a. O. I, 264). — Nicht selten sind die krankhaften Bewegungen solcher Art zunächst durch psychische Heilmittel, z. B. religiöse Eindrücke, gehoben worden (a. a. O. I, S. 291).

Von den Temperamenten oder Naturarten und von dem Charakter.

§. 32. Wir lassen die alte Lehre von den vier Temperamenten oder Naturarten hier unmittelbar nach der Lehre von den Gefühlen und vor der Betrachtung der höheren Seelenvermögen folgen, weil sich wie das Gefühlsvermögen mit der nährenden Wurzel, eben so, und in mehrfacher Hinsicht die Naturart mit

dem festen Stamme vergleichen läßt: welcher die Blüthen und Früchte des Begehrens und Erkennens trägt. Oder um einen näher liegenden Vergleich zu brauchen: so wie es der Knochen ist, welcher dem ganzen Leibe seinen eigenthümlichen Umriß und selbst dem Menschenangesicht seine bestimmte Form gibt; so ist es die Naturart des Menschen, welche den Aeußerungen seines Begehrens und der Wirksamkeit seines Erkenntnißvermögens, ihr eigenthümliches Maß und ihre Form verleihet.

Schon das Alterthum unterschied vier Temperamente, und in der That, wenn wir die verschiedenen Naturarten des Menschen genauer beachten, finden wir bald, daß die Theilung in vier eben so wohl und fest begründet sey, als die Theilung der Sinnen des Hauptes in die Vierheit des Gesichtes, Gehöres, Geruches und Geschmackes. Es ist ein und derselbe Grund, welcher hier wie dort diese doppelte Zwiespaltung bewirkt, und welcher überhaupt in der ganzen Sichtbarkeit jene Vierheit entstehen lässet, der sich nicht selten als Gegengewicht und als Fünftes die chaotisch ungeschiednere Masse einer niedreren Region (wie das Gefühl der Haut den vier eigentlichen Sinnen) entgegenstellt.

Auch für den weiteren Gang dieser Untersuchungen wird uns die Erkenntniß jenes Grundes von Wichtigkeit seyn; wir betrachten ihn deßhalb hier zuerst.

Zwei Pole oder Angeln sind es, wie uns dieß schon der Inhalt des 3ten und 4ten §. lehrte, welche als die Grundfesten alles besondren Seyns erkannt werden: der eine Pol ist die Beziehung des Einzelwesens auf den allgemeinen Grund, durch den es ist (nach §. 3); der andre ist die Beziehung desselben auf die Welt der Dinge, für welche und zu welcher es ist (nach §. 4). Das Einzelwesen empfängt bei seinem Entstehen und in jedem Augenblick seines Fortbestehens seine selbstthätige Kraft aus dem Quell alles Seyns und Lebens; diese fortwährende neue Schöpfung und Belebung wird aber nur dadurch möglich, daß in dem Einzelwesen ein den obern Einfluß aufnehmendes Vermögen: Empfänglichkeit für denselben da ist. Es werden mithin an dem Verhältniß des besondern Seyns zu dem allgemeinen Grund alles Seyns, zwei Richtungen unterschieden: eine von unten nach oben gehende, der aufnehmenden Empfäng-

lichkeit oder des Sehnens, und eine von oben nach unten, von innen nach außen gehende der Selbstthätigkeit, die durch den oberen, belebenden Einfluß erzeugt ist.

Aber auch in dem Verhältniß des Einzellebens zu der Gesammtheit der Dinge außer ihm: zu der Welt, für welche und zu welcher es geschaffen ist, lassen sich zwei ähnliche Grundrichtungen, eine passive und eine active unterscheiden. Das Einzelwesen ist selber ein organisches Glied, für welches und in Beziehung auf welches die andern Dinge da sind, und als solches wirkt es selbstthätig auf die Welt des Mannichfaltigen ein und genießt derselben. Auf der andern Seite aber ist das Einzelwesen ein Etwas für Andre, ein ergänzendes Glied für die Gesammtheit der andern Wesen, hingegeben zum Dienst und Genuß der andren.

In der uns näher bekannten Sichtbarkeit entsprechen den beiden Richtungen, welche sich auf das Wechselverhältniß des Lebens zu seinem allgemeinen Grund beziehen, die Polaritäten des Magnetismus; am thierischen Leibe der Gegensatz zwischen oben und unten, zwischen Haupt und Rumpf, so wie der Gegensatz zwischen Gesicht und Gehör. Jenen andren beiden Richtungen aber, die sich auf das Verhältniß des einzelnen Geschöpfes zu der gesammten Schöpfung beziehen, entsprechen die beiden elektrischen (und chemischen) Polaritäten, am thierischen Leibe aber die Gegensätze der beiden Seitenhälften (der rechten und linken) und der Gegensatz zwischen Geruch und Geschmack.

Die vier Naturarten wurden seit älterer Zeit Temperamente genannt (m. v. die nachstehenden erl. Bem.), und man unterschied dieselben in das cholerische und melancholische, das sanguinische und phlegmatische. Es wird nachher noch gezeigt werden, daß die beiden erstern zunächst aus dem Verhältniß der Seele zu dem oberen göttlichen Einfluß, die beiden andern aus dem Verhältniß derselben zur Welt sich entwickeln. Hier aber wollen wir zuerst jene vier Temperamente auf die altgebräuchliche Weise beschreiben, damit es uns deutlich werde, in wie weit schon die ältere, unbefangene Ansicht, den innern Grund der erwähnten Viertheilung vor Augen gehabt habe. Wir wollen hierbei zugleich jene Behauptung der neueren Seelenlehre nicht unberücksichtigt lassen, daß die vier Temperamente etwas

Gemeinschaftliches hätten mit den vier Lebensaltern des Menschen und deßhalb mit der Beschreibung jenes Temperamentes beginnen, welches dem kindlichen Alter entsprechen sollte: mit der des sanguinischen.

Dieses Temperament voll lebendiger Beweglichkeit; gleich der zarten, thierischen Faser, nachgiebig und bildsam, empfindlich und reizbar, zum Aufnehmen geschickt, doch ohne feste Kraft des Widerstrebens und der Selbstthätigkeit, gehört nothwendig zu dem Zustande eines beständigen Werdens und innren Gestaltens. Wie der Leib in seinem ersten Wachsthum am öftersten Nahrung bedarf, diese selber aber von leichter Natur seyn muß, so bewegt sich in dem reizbaren sanguinischen Wesen ein beständiger Strom der wechselnden Gefühle; diese sind jedoch weder von bedeutender Tiefe, noch von Dauer, sondern es verlöscht der Zudrang der neuen Welle den Eindruck, welchen die vorhergehende empfing. Leichtbeweglich erscheint diese Form, gleich dem flüssigen Element, denn das Schwere, Feste übt an ihm noch nicht seinen hinabwärts gehenden Zug aus, gibt ihm aber auch noch nicht jenen Nachdruck und jenes Gewicht, wodurch jede Bewegung erst nach außen recht eingreifend und wirksam wird. Es sind daher bei dem sanguinischen Sinne die Bewegungen des Willens und Begehrens ungleich schneller zu erregen, und wechseln viel öfter, aber sie sind von geringerer Kraft, und werden selten oder niemals zur Leidenschaft. Oefters theilt auch diese Sinnesart dem späteren Lebensalter ihre Beweglichkeit und die heitre, leichte Natur mit, eben so wie bei den einzelnen Menschen, ja bei ganzen Völkern eine vorherrschend weichere Beschaffenheit des Knochens gefunden wird.

Es stehet, als andres Extrem, dem sanguinischen das phlegmatische Temperament gegenüber, welches öfters die herrschende Sinnesart des höheren Alters zu seyn pfleget. Dennoch, obgleich ein ganzer, langer Lauf des Lebens diese beiden Formen zu trennen scheint, liegt die eine der andren so nahe, daß wir ohne Aufhören die sanguinische Beweglichkeit, wenn dieselbe ihre Gränze erreichte, in ein phlegmatisches Ermatten, so wie das cholerische Hinausstreben in die Zurückziehung und Verschlossenheit der Melancholie übergehen sehen. Wie denn auch solche Naturen, in denen während des Lebens der cholerische

Sinn vorgeherrscht, im späteren Alter häufiger zur Melancholie sich neigen als andre.

Das Wasser, mit welchem die Alten das Phlegma unsres innern Menschen verglichen, ist für sich allein unter den übrigen Elementen des Leibes weder zur Empfindung noch zum selbstständigen Bewegen geschickt. Ueberall, wo im Leibe das eine der beiden flüchtigern Elemente vorherrschend wird und hier Entzündung, dort Afterbildung erregt, drängt sich seiner eigenthümlichen, wohlthätig ausgleichenden Natur gemäß das Wasser hinzu und hemmt dort die Wirkung des feurigen, hier des luftartigen Princips, so wie es anderwärts die Stockungen auflöst, welche ein Ueberhandnehmen des Festen herbeizuführen drohte. So ist auch jener Wechsel der innren Bewegungen, nach welchem auf übertriebene Anspannung die Abspannung eintritt, in seiner natürlichen Gränze gehalten, wohlthätig, wie der Schlaf des Leibes.

Wo sich das Phlegma während der sonst kräftigeren Zeit des Lebens zur bleibenden, vorherrschenden Form der Seele erhebt, läßt es diese Form als die niedrigste, ärmste, unter allen den andren erscheinen. Unempfindlicher als diese alle gegen den äußren Eindruck, gefühlloser und dumpfer, hierbei ohne Kraft und Nachdruck der Bewegungen, wird das phlegmatische Temperament nur dann, gleich einem nothwendigen Leiden, minder widerwärtig und erträglicher gefunden, wenn es, wie etwa im höchsten Alter, als ein Ermatten nach vielfältiger Mühe und Arbeit und zugleich als ein nothwendiges Ausruhen auf den neuen, höheren Anlauf eines künftigen Lebens erscheint. Dem phlegmatischen Temperament lacht weder die Freude des Fühlens noch des selbstthätigen Wirkens in recht vollem Maße, doch findet auch da der eigentliche, tiefste Schmerz keinen Eingang; Liebe und Haß sind in ihrer höchsten Feuerkraft diesem Zustand der Seele fremd. Ein beständig trüber, nordischer Himmel schützet zwar vor dem Ausbruch der verheerenden Gewitter, und lässet die Strahlen der Sonne in ihrer sengend heißen Kraft nicht einwirken; zugleich aber mit der sengenden Hitze nimmt er auch dem waltenden Gestirn den wohlthätigen Einfluß der Beleuchtung und lieblichen Erwärmung. Es ist eine Stille wie auf dem Grund

des Meeres, wo das Gewässer stets bis zur Nähe des Gefrierpunktes erkaltet ist, ohne wirklich zu gefrieren; von keinem Sturm bewegt wird, zugleich aber auch der belebende Einfluß der Sonne ohne Kraft bleibt. Eine Stille wie die, welche auf dem Eise der Gletscher ruhet, da kein Geschrei eines Lebendigen und kein unruhiges Getümmel gehört wird; die Aussicht nach dem grünenden und fruchtbaren Lande ist zuweilen erhaben und groß, aber zu fern und deßhalb von geringer Schärfe und Lebendigkeit.

Doch über dieser, wie über jeder andren Form des Seelenlebens, schwebet immer frei und waltend der Geist, wie der freie Vogel über dem Eise des Gebirges, und es ist zuletzt doch immer nur der Geist, welcher lebendig machet, obgleich dieser Herrscher im Menschen, gleich dem Herrscher der Erde, leichter seine Hütte baut und sein Tagewerk treibt, wenn er seine Wohnung im lieblichen Thale oder auf der reich bewachsenen Höhe aufgeschlagen, als wenn er sie auf nackten Felsen oder Eis gestellt.

Das cholerische Temperament ist feurig und mächtig in seinem Empfinden, rasch und heftig in seinem Bewegen. Es ist dieß die vorwaltende Sinnesart des Jünglings- und angehenden Mannesalters; die Sinnesart, welche auch im Verlauf des späteren Lebens ein heldenmüthiges Streben und das Geschäft des Herrschers sehr begünstigt und erleichtert. Nicht selten ist dieses die Form, in welcher jene Geister, die zur Geißel der Völker, zu Zerstörern des lange Bestandnen, aber auch zum Begründen einer neuen Periode der äußren Entwicklungsgeschichte unsres Geschlechts bestimmt sind, durch die Zeit gehen: verheerend, aber auch wohlthätig reinigend und erfrischend, wie der Fittig des Sturmwindes. Das Feuer oder Licht gibt zwar ausstrahlende Wärme, wenn es, wie bei der Sonne, von einem höheren, geistigeren Princip gehalten und beherrscht wird; wo dasselbe jedoch, übermächtig zum Ohnmächtigen, in der niedren Welt der Körper hervortritt, da zeigt sich an ihm vorwaltend nur die zerstörende, auflösende Macht. Wenn Schnelligkeit und Kraft des Wollens und der That es sind, wodurch die wirkende Seele vorzugsweise in ihrer Leiblichkeit sich kund machet, so erscheint diese

Seelenform als die vollkommenste unter allen, denn an keiner andren tritt jener eigenthümliche Vorzug der Seele so leicht, so stark, so deutlich hervor.

Das melancholische Temperament gleichet dem cholerischen an Tiefe und Stärke des Empfindens, ja es übertrifft dasselbe vielleicht noch hierinnen; dagegen steht es der cholerischen Form an abwehrender und zurückwirkender Kraft der Seele nach. Es ist, da wo es bis zu seinem fernsten Extrem sich gestaltet, einem Auge ähnlich, welches zwar vom Gehirn aus einen starken Nerven empfangen, von derselben Natur und Art wie die zu dem kräftigen Kinnbacken gehenden, aber die Wirksamkeit jenes Nerven ist eine tief verborgne, innre, welche sich der äußren Beobachtung öfters nur als stille Thräne kund machet. Eine Stimme des Klagens, wie um etwas Verlorenes, gehet durch die ganze Natur, und der Gesang der Vögel wie die natürliche Weise der singenden Menschenstimme lautet wie Töne des Traurens. Der Geist, der im Menschen waltet, wo er zum Selbstbewußtseyn reifte, fühlet gleich bei seinem Erwachen ein Sehnen nach einem höheren Etwas, das der Leib und die Seele, das der sichtbare Himmel und die Erde ihm nicht gewähren; ein Sehnen, welches, in die verschiedensten Formen verkleidet, seiner, über die Gränze der Leiblichkeit hinausgehenden Richtung nach, immer dasselbe bleibt.

Der Weise und natürlichen Aeußerung jenes Sehnens unsrer geistigen Natur ist denn die Form der Seele, welche wir die melancholische nennen, am nächsten befreundet. Denn diese Form, wo sie ihre höchste Entwicklung findet, hat, sich gegenüber, eine Welt der Empfindungen, so tief und weit wie die Welt der Lichter und Farben, welche das Auge sieht, oder die der Töne, welche das Ohr hört. Während der cholerischen Seele das, was sie empfindet, so deutlich, nahe, so erreichbar erscheint, als die Gegenstände, welche die fühlende Hand berührt, und deßhalb die Kraft der Rückwirkung auf diese nahe liegende Welt alsbald sich zu äußern weiß, erscheint der melancholischen das, was sie empfindet, öfters so fern und groß, wie die weit abgelegenen Gebirge, oder die Gestirne, welche das Auge erblickt. Die Kraft der Rückwirkung fühlt sich gegen eine solche Welt wie gebunden und gelähmt; wenn sie sich aber endlich aufmachet,

da erscheint sie riesenhafter, ausdaurender, tiefer greifend, als selbst die rückwirkende Kraft des Cholerischen. Die Sonnenstrahlen, wo sie auf die ihrem Ausgehen näher gelegenen Gebirgshöhen wirken, zeigen hier eine minder eindringende Wärme, als da, wo sie durch die dichtere Luft in die Tiefe des Thales hinabfallen, obgleich da öfters ihren Gang der Schatten vom Fels und Wald hemmt, welcher der frei gelegenen Höhe niemals ihr Licht raubt.

Die melancholische Seelenform, reich an tiefgefühlten Freuden, wie an selbstgeschaffnen innren Qualen, ein nach außen verschlossener Garten, zu dessen Innrem die Stürme der wechselnden Launen und mächtig wogenden Gefühle dennoch den Zugang finden, ist ungeachtet ihrer Mangelhaftigkeit, schon von den Alten als jene erkannt worden, durch welche ein nach der ewigen Heimath unsres Geistes gerichtetes Streben am öftersten und wirksamsten sich kund mache. Es ist die herrschende Seelenform der meisten und erhabensten Dichter und Künstler, der tiefsten Denker, der reichsten und größten Erfinder, der Gesetzgeber, vor allen aber jener Geister gewesen, welche ihrer Zeit und ihrem Volk den Zugang zu einer oberen, seligen Welt des Göttlichen eröffneten, nach welcher sie selber ein innrer Zug des unstillbaren Heimwehes emporgetragen.

Doch auch diese Seelenform des vorherrschenden und tiefen Empfindens, an sich weder gut noch böse, empfängt das Höhere und Bessere, das in ihr wohnet, nur durch den belebenden Geist. Sie wechselt vielfältig, an einem und demselben Menschen, mit den andren Formen ab, und der melancholische Tiefsinn wird, wie wir oben sahen, öfters durch den Anschein der sanguinischen Munterkeit und Fröhlichkeit verdrängt, welcher jedoch alsdann seine Strahlen meist nur auf die innre Welt der Gefühle und die Arbeiten des Geistes wirft, ungleich seltner zur äußren That wird.

An diesen, ihrem Hauptinhalt nach ziemlich alten Beschreibungen der vier Temperamente wird leicht erkannt, daß die beiden höheren: das cholerische und das melancholische, die beiden polarischen Richtungen der ersterwähnten Ordnung, das sanguinische und phlegmatische dagegen die psychischen Polaritäten der zweiten Ordnung in ihrer Geschiedenheit darstellen

sollen. Wählen wir lieber statt der alten, aus der Schule der Aerzte beibehaltenen Benennungen jene passenderen, welche ein gründlicher Forscher im Gebiet der Erziehungskunde, ein tiefer Kenner der Menschennatur, Fr. H. Chr. Schwarz, statt ihrer zu brauchen räth. Derselbe wählt statt des Wortes Temperament, welches ursprünglich eine krankhafte Mischung der Säfte des Menschenleibes bezeichnen sollte, den bereits oben von uns aufgenommenen Ausdruck Naturart. Schon an Kindern unterscheidet man entweder eine vorherrschend selbstthätige (herauswirkende) oder mehr empfängliche Naturart. Jene an solchen Kindern, welche leicht bewegt, unternehmend und geschäftig sind, und welche gegen das Einwirken einer fremden Kraft sich sträuben; diese an ruhigen, still aufmerksamen. Bei genauerer Beachtung dieser mehr positiven oder negativen Naturformen bemerkt man jedoch leicht, daß jede von beiden Arten wieder sich in zwei scheiden lässet. Die selbstthätige Naturart ist entweder eine feste oder eine lebhafte. Die feste erkennt man wohl schon bei Kindern an der Bestimmtheit und Ausdauer der Entschlüsse und ihrer Ausführung, die lebhafte an dem schnellen Aufflammen und wieder Verlöschen der innren Bewegungen, dem unstäten Ueberspringen von einem Spiel, von einem Geschäft zum andern, dem voreiligen Wesen und schnellen Wechsel der Gemüthsstimmungen. Die empfänglichen Naturarten lassen sich in die weichen (sanften) und die innigen oder tiefen unterscheiden. „Ruhiges Hinsehen, Hinhören, Aufmerken, Gehorchen, Hingeben, vielleicht bereitwillige Thränen im Auge, mit bald erlöschendem Eindrucke, bezeichnen mehr die erste, dagegen Festhalten des Eindruckes, stilles Nachsinnen, Anschein von Kälte, Verschlossenheit, zurückgezognes Wesen mehr die zweite Gattung.“

In dieser gründlichen Bezeichnung der Naturarten gehet offenbar die innige und tiefe mit dem oben beschriebenen melancholischen Temperament, die selbstthätige feste Naturart mit dem cholerischen Temperament parallel. Eben so die lebhafte selbstthätige und die weiche (hingebende) Naturart mit dem sanguinischen und phlegmatischen Temperament.

Von dem Sokrates behauptet Aristoteles, daß er von melancholischem Temperament gewesen sey. Nach dem vorhin

gewählten bezeichnenderen Ausdruck war mithin die Naturart jenes frömmsten unter allen Weisen des Alterthums die innige, tiefe. Und fürwahr, wenn Sokrates, nach jener Erzählung, welche Plato dem Alcibiades in den Mund legt, mitten im Geräusch des Feldlagers von einem so tiefen, innigen Nachsinnen ergriffen worden, daß er unbeweglich, von einem Morgen zum andern an einem Orte gestanden, bis ihn die wieder aufgehende Sonne zum Gebet erweckte; wenn derselbe ein andres Mal, in dasselbe Nachdenken versunken, auf dem Weg zum fröhlichen Gastmahle stehen blieb, bis die Gäste das halbe Mahl verzehrt hatten: so konnte der Gegenstand, der ein solches tiefes Staunen erregte, kein andrer seyn, als jenes Göttliche, welchem der fromme Denker bis zu seinem letzten Hauche innig angehangen und gedient hatte. An diesem Sokrates würde, da er noch Kind war, ein Kenner der Menschennatur die innige Stille, den Hang zum Nachsinnen, die Verschlossenheit, aus welcher zuweilen Blitze der tieferen Gedanken hervorbrechen, bemerkt haben, welche die Anlage zur Innigkeit und das mächtige angeborne Sehnen nach einem Göttlichen bezeichnen.

Denn dieses ist immer der Richtpunkt, wornach das eigenthümliche Streben und Sehnen der gesund gebliebenen, innigen und tiefen Naturart gehet: das Aufnehmen und Empfangen des Einen, Ewigen, Göttlichen. Man kann daher diese Naturart die glücklichste von allen nennen, wenn sie weiß, was sie soll und dem innren Zuge treulich folget. Zugleich aber auch die unglücklichste von allen, wenn sie, irre geleitet, jenen Zug mißkennt und verläugnet.

Eine selbstthätig feste Naturart hatte Gott jenem Manne geschenkt, von welchem bezeugt wird, daß er treu gewesen sey in seinem ganzen Hause: dem Moses. Eben darum erscheint das Streben und Wirken einer solchen Naturart als ein so festes, sichres, weil es nicht auf das Viele und Mannichfaltige, sondern auf nur Eines gerichtet ist; weil es da, wo sich diese Naturart in ihrer höchsten Reinheit und Vollkommenheit entfaltet, nur von dem ewig Einen, sich unwandelbar Gleichen ausgehet und ein irdischer Abglanz jener einen, ewigen Wirksamkeit ist. Das Wesen und Wirken der selbst=

thätig festen Naturart erscheint deßhalb nicht selten als einseitig und eintönig.

Dagegen gehet der Zug der beiden andren Naturarten auf ein Vieles und Mannichfaltiges: auf die Welt der Dinge. Daher vermag sich die lebhafte Naturart von ihrer ersten Entfaltung an weniger leicht in Eins zusammenzuhalten: es ist die ihr von Gott verliehene Bestimmung, daß sie ihre Wirksamkeit nach vielen, nach allen Seiten ausstrahlen lasse. Ein Mann, dessen gesegnetes, vielseitiges Wirken von seinen Zeitgenossen angestaunt war und noch jetzt von den Nachlebenden freudig bewundert wird: Johann Friedrich Oberlin, der gewesene Pfarrer im Steinthal, schildert in einer kleinen Schrift sein Temperament sehr treffend und genau als das sanguinische. Und in der That, wer lernen will, was die lebhafte Naturart in gesundem Zustand sey und zu werden und wirken vermöge, der betrachte das Leben dieses merkwürdigen, seine Umgebung nach allen Richtungen hin belebenden und aufregenden Mannes. Von derselben lebhaften Naturart sind viele große und vielgepriesene Geschäftsmänner; unter den Schriftstellern des Alterthums Männer wie der vielthätige Plinius (der Aeltere) und Cicero gewesen.

Die weiche, hingebende Naturart, oder das phlegmatische Temperament wird gegen dieselbe Vielheit und Mannichfaltigkeit der Dinge leidend und nachgebend gefunden, welcher sich die eben erwähnte lebhafte, selbstthätig verändernd und schaffend entgegensetzt. Auch diese Naturart vermag in ihrer besseren Entfaltung nicht bloß die stillen, treuen Arbeiter der staatsbürgerlichen, sondern solche einer andern, höheren Ordnung zu erzeugen, welche sich selber dahin gebend und verläugnend, ihr Glück nur darinnen finden, daß sie zu „Nutz und Dienst des Nächsten“ sind und wirken. Die fleißigen Erbauer und Vollender manches allgemein nützlichen und bewunderten Menschenwerkes sind von dieser Naturart gewesen. Sie war es, welche den in seiner Art bewundernswerthen Paul Rembrandt van Rhyn zu dieser seiner eigenthümlichen, kleinlich fleißigen Nachbildung der Natur führte. Doch hatte sich in diesem Manne die angeborne Naturart nicht auf edlere Weise entfaltet, sondern er hatte selbst jenen Hang zum Gemeinen und

das Streben nach Besitz (den Geiz), wozu allerdings die phlegmatische Naturart eine größere Disposition hat als die andren, nicht zu besiegen vermocht.

Außer den vier erwähnten, eigentlichen Naturarten unterscheiden Einige, als ein fünftes, der Gesammtheit jener vier gegenüberstehendes Element der Seele, die Sinnesart oder Gemüthsart. Diese pflegt der gewöhnliche Ausdruck öfters mit dem selbstständiger erworbenen Eigenthum unsres Wesens, mit dem Charakter zu verwechseln. Es hängt das anfänglich Empfangene der Gemüthsart nicht von unsrem Wollen ab, sondern nur das Beherrschen und Beschränken derselben. Sie erscheint wie angeboren oder wie etwas von außen Gekommenes, gleich jenen eigenthümlichen Gestaltungen oder Mißbildungen der Knochen, wozu die Anlage von den Eltern ererbt wurde, oder durch einen übermächtigen Einfluß von außen kam. Der Knochen, den wir schon oben als ein leibliches Abbild des feststehenden Grundtypus der Seele (der Naturart und des Charakters) betrachteten, kann an zwei verschiedenen Menschen seiner innren Kraft und Stärke nach derselbe seyn, aber es hat der eine, von der Geburt an, die Anlage zu einem regelmäßigeren, schöneren Umriß des Gesichts und der Glieder mit sich gebracht, als der andre, oder es ergreift die Glieder des einen, ohne menschliches Verschulden, in früher Kindheit ein Leiden, welches das Rückgrat verbeugt und den Knochen der Glieder eine veränderte Richtung gibt.

Die natürliche und angeborne Verschiedenheit der Sinnesart wird nicht bloß bei verschiedenen Menschen, sondern auch bei verschiedenen Thieren einer und derselben Art gefunden. Es gibt unter den Tauben, welche mit andren Paaren von denselben Eltern entsprossen und mit jenen in einem und demselben Sommer aus dem Ei gekommen sind, einzelne, deren Gemüthsart von ganz besondrer, abgearteter Richtung erscheint. Es wird an diesen weder die Treue der Gatten gegen einander, noch die Zärtlichkeit gegen die Brut gefunden, welche sonst ein Vorzug dieses Thiergeschlechts sind, während dagegen wieder andre, auch unter den Thieren dieser Art, sich durch ganz besondre Ausdauer und Innigkeit der Anhänglichkeit und verpflegenden Liebe gegen Gatten und Junge auszeichnen. Auch

unter Waldvögeln einer und derselben Art baut das eine Paar sein Nest mit größrer Sorgfalt als das andre, und es finden sich unter ihnen solche, denen ein Zug der Nachlässigkeit und der Unordnung wie angeboren scheint. Diesen ausgearteten Müttern vertraut selbst der Kukuk vergebens den sonst übermächtigen Drang des Instinctes und das verwais'te Ei an; sie versäumen die übernommene Pflicht so bald, daß entweder das fremde Junge noch im Ei, oder bald nach der Geburt umkommt. Hunde einer und derselben Art werden von Jugend an, diese von tückisch bissigerer, andre von gutartigerer Natur gefunden, und diese eigenthümliche Richtung, so wie selbst das Geschick und die Neigung zu gewissen Geschäften, erbt sich von den Alten auf die Jungen fort.

Verschieden von der Naturart oder dem Temperament, in welches und mit welchem die Gemüthsart auf die mannichfachste Weise sich vermischet und verschlingt, erscheint diese am Menschen vielfältig von der Beschaffenheit des Leibes abhängig und durch eine Rückwirkung des Leiblichen auf Seele und Geist entstanden. Es ist dieses ein Gebiet, in welchem das Menschenurtheil öfters irre gehet, wenn es das, was mehr nur mit dem Leibe ererbt und vergänglich ist, wie dieser, mit dem selbstthätig erworbenen, ewig bleibenden Eigenthum des Geistes verwechselt. Denn es hänget nicht selten das, was wir ein gutes Naturell und harmlos freundliche Gemüthsart nennen, so genau mit einer gesunden Kraft der Verdauung und mit dem leichten Fortgang des Blutumlaufes in der Leber zusammen, daß wir alsbald die ganz entgegengesetzte Stimmung hervortreten sehen, wenn dem Leibe irgend ein äußrer Einfluß jene Leichtigkeit der Verdauung und Ernährung hinwegnimmt. Eben so wie an dem sorgsamen Haushahn die sonstige Zärtlichkeit gegen die Hühner in Haß und bissigen Nahrungsneid sich umwandelt, wenn eine Krankheit jenen natürlichen Trieb hemmt oder vernichtet, von welchem der Anschein der aufopfernden Großmuth ausgegangen.

Die öfters wiederholten und kräftigen Bewegungen der Muskeln sind es, welche den Gliedern ihren eigenthümlichen Umriß und ihre Stärke verleihen. Selbst noch am Knochen, von welchem die Verwesung seit langen Jahren die einst so

kräftigen oder die schlaffen Muskeln hinweggenommen, wird erkannt, ob er vormals einem vielthätigen, arbeitsamen Leibe angehört, oder ob er bloß bestimmt gewesen, die Last einer stets trägen Fleischmasse zu stützen.

So ist auch der Charakter jene Gestalt der wirkenden und erkennenden Seele, welche durch ein öfters andauerndes Bewegen des innren Wollens nach einer gewissen Richtung hin begründet und ausgebildet wird. Diese Gestalt wird sich um so menschlich edler und vollkommner zeigen, je mehr die Kraft des Wollens und Wirkens auf etwas Geistiges, Innerliches ausgehet, um so niedriger und unvollkommner, je mehr dieselbe auf sinnlich niedrigen Vorwurf gerichtet ist.

Auf den Charakter oder die Denkart hat allerdings das Temperament, so wie die von außen empfangene Sinnesart einen rückwirkenden Einfluß, jener aber ist keineswegs von diesen beiden abhängig, sondern selber vom waltenden, freien Geist ausgehend, ist sein Wesen eine geistig schaffende und verwandelnde Kraft, welche das gegebene Material der Seelenformen nach ihrem Willen veredelt und ausbildet.

Nur der Mensch hat einen Geist, welcher aus freiem Willen diese oder eine andre Richtung des Wirkens wählen, das von seiner sinnlichen Natur heftig Begehrte, dieser entweder gewähren, oder aus höherer Rücksicht versagen kann; nur der Mensch hat deßhalb auch einen Charakter. Mit den anderen Lebendigen unsrer Sichtbarkeit spielen die Wellen und Stürme der sinnlichen Neigungen und Begierden, wie mit einem Fahrzeug, in welchem kein steuernder und rudernder Schiffer ist, bis das Gebäu am Felsengestade zerschellet; im Wesen des Menschen aber waltet ein umblickender, selbstkräftiger Geist, welcher das Schifflein weithin durch das Meer zum sichren Hafen zu führen vermag. Wohl erfährt dieser Steuermann, bei seiner Fahrt durchs Leben, jetzt die wohlthätig fördernde und beschleunigende, andre Male die hemmende Kraft der Stürme und Wogen seines Meeres. Es ist deßhalb nöthig, ehe wir das Tagewerk der Heimfahrt näher betrachten, zuerst die bewegenden Kräfte kennen zu lernen, welche bei jenem so entschieden mitwirken.

Erläuternde Bemerkungen. Die Temperamente (κράσεις) wurden von den Alten zum Behufe der Eintheilung der Krankheiten aufgestellt. Denn es besteht zwar der Leib weder aus Erde, noch aus irgend einem andern der vier Elemente allein, sondern aus allen vieren zugleich (Max. Tyr. diss. XVII, ed. Davis. 180); dieß hindert aber nicht, daß nicht eines der vier Elemente, oder daß nicht das eine der ihnen zu Grunde liegenden Principien: das Trockene oder Feuchte, Kalte oder Warme (ξηρὸν, ὑγρὸν, ψυχρὸν, θερμὸν; m. v. die erl. Bem. zum §. 10, so wie Phil. quis rer. div. haeres. 502, ed. Mang. I, 494), auf Kosten der andern vorherrschen könnte. Es kommen dann, schon nach Plato (Tim. 498) von einem Uebermaß des Feuers die anhaltenden, vom Uebermaß der Luft die täglichen, des Wassers die dreitägigen, der Erde die viertägigen Fieber her. Derselbe Weise nennt auch die schwarze Galle und das Phlegma als Erregungsursachen mancher schweren Krankheiten (ib. 497 und 498). — Nach der Theorie der Hippokratiker sollten es vier Hauptsäfte des Leibes seyn: die Galle, die in der Leber, das Blut, das im Herzen, das Wasser, das in der Milz, der Schleim, welcher im Kopfe erzeugt wird, aus deren Mischung im Gleichgewicht oder außer demselben Krankheiten und Gesundheit entstehen (Pseud. Hippocr. de morb. IV, 498). — Selbst noch bei Galen sind die Temperamente nur krankhafte Zustände; er nimmt daher in seiner Schrift über die Temperamente außer den vier einfachen, die als Hervortreten des Heißen oder Kalten, Trockenen oder Feuchten, und den vier zusammengesetzten, die als Vorstechen des Trocken-Heißen, so wie des Feucht-Warmen, des Trocken-Kalten, so wie des Feucht-Kalten bezeichnet werden, noch ein neuntes an, bei welchem alle jene Gegensätze in gesundem Gleichgewichte stehen (de temperam. L. I, c. 8, ed. Kühn. Vol. I, p. 559).

Schon als Naturart in unserm Sinn nimmt Aristoteles das Temperament an, wenn er (Problem. Sect. XXX, quaest. 1) die Behauptung aufstellt, daß alle die Männer, die sich in der Philosophie, Politik, Poesie und Kunst ganz besonders hervorthaten, Melancholiker gewesen seyen, und wenn er als Beispiele den Empedokles, Sokrates, Plato, unter den Heroën den Hercules und Ajax anführt.

Geneigt die nachmals herrschende Sinnesart, ja Denkart den ersten, in der frühesten Jugend empfangenen Eindrücken auf das Gemüth zuzuschreiben, scheint Philo (Lib. quisqu. virt. stud. 867, ed. Mang. II, 447).

Auf eine tief eindringende, dem Menschenkenner und Erzieher durch ihre Klarheit und leichte Anwendbarkeit sich empfehlende Weise, hat sich in neuerer Zeit Fr. H. Chr. Schwarz, in seiner Erziehungslehre, besonders im zweiten Band (Vorbegr. II, §. 7, 8, 18, 25; III, §. 25—29, noch mehr aber in demselben Bande, S. 231 bis 238, dann 321 u. f.) mit der Betrachtung und genauen Beschreibung der Naturarten beschäftigt. Wir schlossen hieran die im §. versuchte Begründung der vier Naturarten an; der Erzieher möge aber vor Allem das treffliche Werk selber kennen lernen, aus dessen Reichthum jene Tropfen geschöpft sind.

Eine genauere Beschreibung der Naturart des Meisters Rembrandt van Rhyn (geb. 1606, gest. 1674) s. m. in meiner Reise durch das südl. Frankreich und durch Italien, B. II, S. 248.

Das, was wir oben Charakter oder Denkart nannten, ist, in seiner besseren Art der Entstehung, die Mannhaftigkeit (ἀνδρία) der Alten. Plato beschreibt sie deßhalb, nach Diogenes Laërtius' Zeugniß, als δεινῶν καὶ θαῤῥαλέων ἐπιστήμην; Zenon (D. L. in Zen. segm. 93) als

ἐπιστήμην ἢ ἕξιν ὧν ἐμμενετέον καὶ μὴ, καὶ οὐδετέρων. — M. v. Clem. Alex. Strom. II, 470. — Aul. Gell. L. 12 c. 5: sed ea vera et proba fortitudo est, quam majores nostri dixerunt esse scientiam rerum tolerandarum et non tolerandarum. — Jamblich. in vit. Pythagor.: τὴν γὰρ ἀνδρεῖαν ἤδη φευκτέων τε καὶ ὑπομενητέων ἐπιστήμην.

Auf Temperament und auf Gestaltung der Sinnesart haben allerdings Klima, Beschaffenheit des Bodens und selbst Nahrungsmittel Einfluß, nicht aber auf den Charakter oder die Denkart. Diese, vom Geist ausgehend, ist bei ihrer Entwicklung nur Elementen von geistiger Art zugänglich; Erziehung und Verfassung des Staates, noch mehr aber Religion wirken auf das Vorherrschendwerden der einen oder andren Richtung ein, bestimmen dieselbe aber keinesweges unabänderlich und nothwendig. Der eigentlich bestimmende Grund geht hierbei ganz von dem freien Willen des Geistes aus (m. v. IV.). Auf Temperament und Sinnesart sind zum Theil Muth und Ausdauer, so wie Feigheit und Flatterhaftigkeit, Hang zur Geschäftigkeit oder zur Ruhe gegründet; vom Charakter hängt dagegen das Streben für oder gegen das, was geistig vollkommen, wahr und gut ist, ab, und dieser, der Charakter, kann auch dem zur Muthlosigkeit und Trägheit hinneigenden Naturell tapferen Muth und ausdauernden Fleiß verleihen. — Was Himmelsstrich und andre äußre Umstände an Temperament und Lebensweise der Völker zu bewirken vermögen, findet sich zusammengestellt in W. Falconers Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsstriches, der Lage, natürlichen Beschaffenheit u. s. eines Landes, auf Temperament, Sitten u. s. w. der Menschen. Aus dem Engl. übers. 1782. Es ist indeß in jenem Gemälde noch eine Seite des Gegenstandes unbeachtet geblieben, welche nur durch die Lehre vom Geist beleuchtet werden kann. — Ueber Charakteristik des Geschlechts, der Alter, der Temperamente, der Nationen, so wie über Charakter vergl. m. Carus' Psychologie II, 1 bis 162. Ueber das vom verschiednen Naturell der Vögel, einer und derselben Art Gesagte, vergl. m. Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands II, 1139 u. a.

Das Wesen und die Aeußerungen des Begehrungsvermögens der Seele, entsprechend den Muskeln und ihren Bewegungen am Leibe des Menschen.

§. 33. Wie etwa ein denkender Mann, stehend neben dem spielenden Kinde, in den Sand am Boden regelmäßige Gestalten und Worte zeichnet, welche ein innres Streben verrathen, das weit über das Geschäft des Spielens hinausgehet; so trägt der Geist im Menschen in das Spiel der Neigungen und Begierden seines Leibes Züge und Kräfte seiner eignen, ewigen Natur hinein, welche weit über das hinausliegen, was der Leib zu seiner Ernährung und Entwicklung bedarf und die in ihm lebende Seele erstrebt. Die Farbenpracht und der Glanz, mit welchen sich die Blume schmücket, wenn die Zeit der Vermählung naht, verbinden sich zu derselben Zeit im

selbstthätig bewegteren Thiere mit dem ausdrucksvollen Gesang und mit jener aus ihrem gewöhnlichen Ufer tretenden Fülle von Muskelkräften, welche zu den Wettkämpfen der Männchen unter einander aufreizt. Die bildende Kraft des Gewächses bereitet schon im voraus für den Keim, der im Samen liegt, die nöthige Nahrung, und fügt dem Embryo den Eiweißkörper hinzu; das Thier häufet für die Zeit des Mangels im Winter Vorräthe von Honig oder Früchten an. Der Geist des Menschen, dessen Begehren nur durch das gesättigt werden kann, was gleich ihm nicht mit dem Augenblick vergeht, sondern von ewiger Dauer ist, verklärt zwar, sobald er seiner Bestimmung gemäß frei und herrschend geworden, diese Richtungen der Seele in etwas unendlich Höheres (nach Absch. IV.), dagegen verwandelt er auch in seinem gebundenen, kranken Zustand das Streben der Seele, dem künftigen Mangel zu begegnen, in Geiz, welcher auf das vergängliche Gut den Schein der Unvergänglichkeit und Unermeßlichkeit übertragen möchte; er verwandelt den bewußtlos hervortretenden Liebreiz, welcher bei der Blume und dem bunten Schmetterling nur auf den Wechselverkehr der Geschlechter gerichtet ist, in Gefallsucht und Eitelkeit, welche selbst noch dem verwelkten Leibe die Gebärde der Jugend aufdringen, und die eifersüchtige Kampflust des Thieres in Stolz und unersättliche Herrschbegier, das Streben des Thieres nach selbstständiger Fortbewegung in Freiheitssinn, welcher freilich erst durch seine Ausartung zum Ordnungshasse den an sich selber edleren Charakter verliert.

Diese drei Naturen: der Leib, die Seele und der Geist, welche im Menschen verbunden sind, gleichen in ihrem wechselseitigen Verhältniß drei concentrischen Kreisen, an denen alle Punkte des Umfanges nach Graden, Minuten und Secunden sich entsprechen; aber das innre Wesen dieser Kreise und ihr wechselseitiger Abstand ist noch unermeßlicher verschieden, als der Umkreis des Erdkörpers, über Festes und tropfbar Flüssiges hingehend, von der Bahn der Sonne und von dem unergründbar fernen Umfang des Fixsternenhimmels, welcher über Sonnenbahn und Erdfläche sich hinzieht. Der Strahl der Sonne besucht im Verlauf des Tages jeden einzelnen Punkt des Planeten-

umfanges, jede Region des Thierkreises findet sich einmal im Jahre bei der Sonne; so nimmt auch das eigenthümliche Bewegen der Seele und deß Geistes eine Richtung, welche jener des leiblichen Bedürfnisses entspricht und in dieses ihre Strahlen senkt. Was am Leibe ein bewußtloses Anziehen und Gestalten ist, das wird in der bewegenden Seele zur Neigung und Begierde, durch das kranke Hineinwirken des Geistes zur Leidenschaft.

Aber eben dieser Geist, wie schon erwähnt, ist es auch, welcher durch die selbstständige Kraft des freien Willens die vielstimmigen Neigungen unsres äußren Menschen zu einem höheren Einklang verbindet, und welcher die Banden, womit Leidenschaften uns gefesselt, siegreich wieder lös't. Von diesem eigenthümlichen Geschäft des Geistes werden wir weiter hernach reden; hier betrachten wir zuerst die Neigungen und Leidenschaften unseres Wesens, während seiner Befangenheit in den Gränzen des bloßen Seelenlebens.

Die Aeußerungen des Triebes und des Begehrens gehen, wie das Bewegen der Muskeln, von innen nach außen, während unsre Gefühle gleich der Empfindung des Nerven, von außen nach innen kommen, auch dann, wenn der Wille des Geistes die Reihe der vorübergegangenen Gefühle noch einmal in den ursprünglich empfindenden Organen der Seele hervorruft. Denn er vernimmt diese dann auf dieselbe Weise, wie der Mensch die Töne eines Liedes, welches er mit kunstvoller Hand auf einem besaiteten Instrument sich wiederholt. Im niedren Thierreich fällt das Begehren so ganz mit dem Bewegen zusammen, daß beides gleich einer magnetischen Anziehung erscheint, welche die frei schwebende Nadel nach dem Eisen hinführt.

So verschieden wie die Arten der Bewegung am thierisch-menschlichen Leibe und vollkommen parallel mit diesen in ihren Richtungen, sind die Neigungen und Leidenschaften unsrer Seele. Die Muskeln des Hauptes und seiner Organe, vornehmlich des Auges und der Zunge, dienen meist dem Wechselverkehr mit einer höhern Ordnung der natürlichen Dinge: den Bewegungen nach dem Licht und nach der allumfangenden Luft hin, den Bewegungen der Mienen und Tonsprache. Jene

Richtungen der wollenden Seele, welche dem ersteren leiblichen Geschäft entsprechen, erscheinen in ihrer vergeistigten Form als Wißbegier, und zum Theil als Sucht nach Sinnen-Vergnügen und Zerstreuung; die innre Richtung, welche der Bewegung des Sprechens parallel steht, ist das Streben nach Mittheilung, welches wir nachher in der Geschichte des Gemeingefühls noch etwas näher betrachten werden.

Schon in den Gliedern des Ungebornen im Mutterleibe regt sich der Trieb, welcher das Thier von der Pflanze unterscheidet: der Trieb nach selbstständiger, freier Bewegung. Es ist noch nicht der Zug des Hungers oder Durstes, welcher das im Verborgnen keimende Leben nach der begehrten Nahrung hinbewegt, denn die Nahrung kommt demselben, ohne sein Zuthun, aus dem Herzen der Mutter; es ist nicht das Bedürfniß des Athmens, sondern in seiner ganzen Einfachheit und Reinheit das Streben nach Bewegung. Dieses regt nachmals die zarten Glieder des neugebornen Kindes und die Füße und Hände des Knaben zu ihrer beständigen Geschäftigkeit auf, und wird im Jüngling ein Trieb nach freiem Bewegen von Ort zu Ort, durch ferne, weite Räume.

Einem solchen leiblichen Bewegen entspricht an der Seele das inwohnende Sehnen nach Thätigkeit und Geschäftigkeit, nach ungehemmter Wirksamkeit. Wie das Thier von der Pflanze durch freie Bewegung, so unterscheidet sich der Geist im Menschen von der thierisch beseelenden Kraft durch die selbstständige Beweglichkeit des freien Willens. Das Sehnen nach einer ungehemmten Aeußerung des Willens wird selber von guter und göttlicher Natur seyn, wenn der Gegenstand, auf welchen jener Wille sich gerichtet, ein göttlicher ist; denn ein solches Sehnen will nur jene Freiheit des Geistes, welche das höchste und rechtmäßige Eigenthum von diesem ist: die Befreiung von dem anhaftenden Verderben und innren Elend. Ist jedoch die Richtung des Willens von verkehrter Art, so wird auch jenes Sehnen, nach ungebundner Bewegung des Willens, von gleicher Art seyn, und nichts Andres begehren, als die Auflösung und Vernichtung jener höheren, göttlichen Ordnung, welche die Aeußerungen eines bösen Willens verhindert. Jenes ist der wahre, geistige Freiheitssinn, dieses

der falsche. Die Bestrebungen der Seele, nach dieser Richtung hin, so lange sie in jener Gränze bleiben, welche ihnen das gleichzeitige Bewegen der andren Neigungen anweiset, erscheinen zwar dem beobachtenden Auge minder auffallend, steigern sich auch durch übermächtige Kraft des Geistes seltner zur Leidenschaft, als die nachher zu erwähnenden Neigungen; sie liegen jedoch desto tiefer an der Wurzel des innren Lebens.

Der Bewegung nach der Nahrung hin und dem Geschäft des Zermalmens derselben dienen am Menschenleibe viele und starke Muskeln. Dieser Zug des Bewegens ist mächtiger, als jener, welcher die bloße Ortsveränderung will, und wirkt häufig bestimmend und ihn sich unterordnend auf diesen letztern ein. Er erscheint schon im Thiere öfters als ein Zug, welcher nach der Speise an sich gehet, auch wenn der Leib derselben nicht mehr zu seiner Sättigung begehrt, und das Thier der Heerde sucht sich, wenn es satt ist, durch diesen Trieb der äußeren Zusammengesellung bewogen, mitten unter der Fülle des Futters die Stätte der Ruhe oder der spielenden Bewegung auf. Diese Neigung denn nach dem Futter, auch wenn der Leib von seiner Fülle gesättigt ist, treibt das muntre Nagethier zum Sammeln der Vorräthe an, wie die Seele des Menschen zum Zusammenhäufen der Gegenstände, aus deren Wechselverkehr sie ihre Nahrung — die Lieblingsgefühle empfängt. Denn parallel mit den Bewegungen des Leibes, die dem Ergreifen und Aufnehmen der Speise dienen, sind die Neigungen der Seele nach äußrem Eigenthum und Besitz; Neigungen, welche im gesunden Verlauf des innren Lebens harmloser und stiller Natur sind, dann aber, wenn der Geist seinen krankhaften Willen, statt auf den innren und ihm angemessenen Besitz, auf den äußeren, leiblichen wendet, zur Habsucht und zum verheerenden Geiz werden. Wie in einigen mährchenhaften Sagen von Gespenstern der Seele die Kraft angedichtet wird, den Steinen oder dem Holz den äußeren Anschein von edlem Metall zu geben; so gibt der Geist des Menschen wirklich, in seiner Verirrung zum Geize, dem Metall oder irgend einem andren vergänglichen Dinge die anscheinende Gestalt jener ewigen Güter, nach denen eigentlich das innre Streben gerichtet ist, weil es durch sie allein gestillt zu werden

vermag. Eine Selbsttäuschung, welche auf das Leben des innren Menschen eben so zerstörend einwirkt, als auf das Leben des Leibes die Täuschung des Nahrungstriebes durch aufreizende Gifte.

Jener Trieb, welcher die Geschlechter zusammengesellt, erscheinet, wenn er zu seiner Zeit im Thier erwachet, als der übermächtigste, furchtbarest waltende von allen. Denn er reißet alsdann alle andren Bewegungen des Leibes in den Strom der seinigen hinein, und wenn er sich aufmachet, schweigen auf einige Zeit die andren Triebe und Neigungen des Leibes alle; das Thier vergißt sogar der Nahrung und der sonst nie versäumten Ruhe. So sind auch die Bewegungen der Seele und des Geistes, welche dieser leiblichen Richtung entsprechen, mächtiger und tiefer gründend, als die vorhin betrachteten.

Es ist, wie wir oben sahen, das mächtige Bewegen, welches die Lebendigen zur Zeit der Liebe und Vereinigung der Geschlechter ergreifet, auf ein Entbundenwerden der Seele von dem Leibe gegründet, welches nicht selten ähnliche Erscheinungen begleiten, als jene sind, die wir beim magnetischen Hellseyn bemerken (m. v. §. 21, 26 u. 27). Die Seele, bis zu einem gewissen Grade der Abhängigkeit von dem eignen Leibe entledigt, wirkt nicht mehr allein in der Richtung und mit den Kräften, welche ihr der Leib darbeut, sondern mit den ihr eigenthümlichen Kräften einer höheren Ordnung, durch die sie dem Leibe Bewegungen mittheilt, deren derselbe, im gewöhnlichen Gange des Lebens, nicht fähig wäre; eben so wenig, als die Raupe vor der Zeit der Geschlechtsreife des Fliegens: Kräfte, durch welche sie zugleich die Kunde des Künftigen und Verborgenen erhält. So empfängt dann das vorher fast stumme Thier in der Zeit der Begattung die Stimme, ja den melodischen Gesang, das träge und furchtsame, Kräfte zu ungewöhnlichen Wanderungen und Muth zu blutigen Kämpfen, das gefräßige eine Enthaltsamkeit, welche Speise und Trank verschmäht. Wenn auch die Flügel, welche alsdann die Seele der leiblichen Kraft leihet, nicht als äußerlich sichtbare Gebilde, wie bei den Ameisen, wenn sie zum Schwärmen emporeilen, ins Auge fallen; so verräth sich der Zug nach einer höheren Region des Seyns und Wirkens in den vielfältigen Aeußerungen des

Kunsttriebes und Instinctes, welche nicht selten eben so vorübergehend und nur allein für diesen Moment gegeben sind, als die Flügel, die der weiblichen Ameise bald nach der Vermählung wieder entfallen.

An dem mächtigen Bewegen des Lebens zur Zeit des Verkehrs der Geschlechter unterscheiden wir deutlich zwei Momente, von denen der andre den ersten, vorbereitenden, nothwendig voraussetzt. In dem ersten erhebt sich die strebende Seele über den eignen Leib, macht sich aus der Abhängigkeit von demselben los, in dem andren senkt sich dieselbe hinabwärts, in eine fremde, neue, sichtbare Form. Jene erstere Richtung des innren Bewegens, welche das Wechselverhältniß der Seele zum Leibe bis zu einem gewissen Grade aufhebt, erscheint, ihrer Natur nach, wie eine zerstörende, ja wie ein Haß gegen das Leibliche, welches das Freiwerden und Emporstreben oder das Ueberkleiden der frei gewordnen Lebenskraft mit der neuen Form erschwert und hindert; die andere Richtung dagegen zeigt sich, jener ganz entgegengesetzt, als ein Streben nach der Leiblichkeit hin, als ein Drang diese Leiblichkeit zu schaffen und zu bilden. Es tritt deßhalb am Thiere, in der Zeit des Verkehrs der Geschlechter, Haß und Liebe in gleichem Maße hervor.

Die eine wie die andre Richtung kündigt sich öfters, in dieser unteren Region, durch das Hervorkommen und eigenthümliche Wirken besondrer Organe an. Das Absetzen und Entstehen der Knochensubstanz stehet, wie wir oben (S. 135) sahen, in einem nothwendigen, innren Zusammenhang mit der höheren Bekräftigung des empfindenden und bewegenden Nerven: mit dem Frei- und Entbundenwerden der selbstständigen, eigenthümlicheren Kraft des Nerven, von dem Geschäft des bloßen leiblichen Bildens. Eben so scheint auch bei einigen Thieren das Freierwerden der innren Lebenskraft vom eignen Körper durch das Ausscheiden einer Knochensubstanz bedingt zu werden, die sich außer den gewöhnlichen Gränzen des Leibes wie ein fremdes, neues Knochengerüst darstellt. Der männliche Hirsch setzt alsdann, wenn sich die Lebenkraft im Innren zu ihrer Auswanderung (S. 257) in eine neue, leibliche Form zurüstet, das Geweih an, welches in seiner Vollendung, zur Zeit der Begattung eben so frei aus dem Verkehr mit den bildenden Gefäßen und

Nerven, so wie mit den unmittelbar bewegenden Muskeln hervorsteht, als im Innren die centrale Lebenskraft aus denselben Beziehungen frei geworden ist. Beides, das Entstehen des Geweihes und des Zeugungsvermögens, sind hier so nothwendig verbunden, daß ein Hirsch, welcher am eben hervorsprossenden Geweih verletzt, oder sonst an der Ausbildung desselben gehindert worden, für dasselbe Jahr unfähig ist zum Zeugen, und umgekehrt, einer, welchen eine Verstümmlung von andrer Art unvermögend zum Zeugen gemacht, hinfort das alte Geweih weder abzuwerfen noch ein neues auszubilden vermag. Anderwärts scheint das Entstehen jenes Mediums, welches die Zeugung vermittelt, in Beziehung auf andre, gleichzeitige Aussonderungen, zum Theil von giftiger Natur, wie bei vielen weiblichen Insecten.

Das Geweih des Hirsches, so wie ähnliche äußere Knochengebilde, welche zur Zeit der Begattung aus dem thierischen Leibe hervortreten, sind jedoch nicht nur eine äußre Folge des Bestrebens der innren Lebenskraft, aus ihrem eignen, leiblichen Verband sich loszumachen, sondern sie sind zugleich zerstörende Waffen, deren sich das Thier zunächst und am meisten bei jenen Kämpfen der Eifersucht bedienet, die auf Vernichtung, nicht der eignen, sondern einer fremden, geschlechtsverwandten Leiblichkeit ausgehen, welche die auswanderungslustige Seele aus der Richtung ihres Zuges verdrängen, an dieser hindern will (nach S. 257). So nimmt die Kraft zum Hassen mit jener zum sinnlichen Lieben, jene zum neuen Schaffen und Bilden mit der zum Zerstören aus einer und derselben Wurzel ihren Anfang, und wir sehen in dieser niederen Region die Liebe stets neben dem Haß, und mit ihm zugleich hervorkeimen: das Leben neben dem Tode.

Folgen wir den Fingerzeigen, welche uns die unmündige Natur in dem Geschäft ihres stummen Bildens über die innre Verwandtschaft unsrer Neigungen gibt, noch nach andren Richtungen hin.

Dasselbe innre Bewegen, was bei einigen Thieren durch das Entstehen der festen, knöchernen Vertheidigungswaffen sich ausdrückt, ist bei andren durch das Hervorbrechen eines Federnschmuckes oder einer andren Verzierung der äußern Haut-

fläche angedeutet. Die aus ihren bisherigen Schranken hinausstrebende Seele verlässet das Geschäft des stillen, innren Bildens und Gestaltens, und tritt in die äußeren Vorhöfe ihres leiblichen Daseyns, hier eine neue weitere Region des Wirkens suchend. Denn es genügt dem innren Zuge, welcher die sichtbaren Elemente um sich versammlet, um aus ihnen den empfindenden und bewegten Leib zu bilden, dieser eigne Leib nicht mehr; die anziehende Kraft, in ihrem Kreise ungesättiget, erhebt sich über diesen und wird zu einer Anziehung der höheren (zweiten) Potenz.

In den Meeren der wärmeren Zone lebt ein Schalenthier, dessen bildender Trieb bei dem Geschäft der Gestaltung der eigentlichen, den weichen Leib umschließenden Schale nicht stehen bleibt, sondern an die Oberfläche derselben noch Steine und Schalenstücke von andren Mollusken anfüget. So gleichet auch der Liebreiz, welcher in der Zeit der Vermählung dem ganzen thierischen Leibe eine anziehende Kraft, nicht gegen ein einzelnes Element, sondern gegen einen ganzen lebenden Organismus gibt, dem Bewegen, welches Eisen an andrem Eisen wirkt, wenn das, was sonst innre Cohäsion der einzelnen Theile gewesen, als Magnetismus äußerlich hervorgetreten.

Verwandt mit jenem Hinaustreten des thierischen Bedürfnisses aus seiner eigentlichen, natürlichen Gränze, bei welchem die Eßlust zur Habsucht wird, die selbst den Nahrungsstoff, dessen der gesättigte Leib nicht bedarf, begierig anzieht und festhält, steigert sich alsbald die Anziehung des Geschlechts zu jenem Anschein von Herrschsucht, welcher uns öfters bei den geselligen Verhältnissen der Thiere begegnet. Unter dem Geschlecht der Hühner wie unter jenem der Seelöwen, suchet ein Einzelwesen der vielen sich zu bemächtigen, über deren Wesen und Wirken er eine ähnliche Herrschaft auszuüben strebet, als über die Glieder des eignen Leibes. Schützend und ernährend diese fremden, angefügten Glieder, wie das eigne Fleisch, wachet zugleich eine solche inwohnende Seele der zweiten Potenz eifersüchtig gegen jedes Hereindrängen einer fremden, wirkenden Kraft, in das Gefüge des neugebildeten Lebenskreises, und ein solches Hereindrängen ist für sie von ähnlichen Schmerzen begleitet, als das Eindringen eines Split-

ters oder eines andren fremden Körpers in das Muskelfleisch, welches Zuckungen und krankhaftes Erschüttern wirkt, an denen der eigentliche bewegende Nerv keinen Theil hat.

Die anziehende Macht der zweiten, höheren Ordnung, wenn sie als eheliche und elterliche Liebe in ihrer natürlichen Gränze geblieben, erscheint bei dem Menschen, wo Seele und Geist in diese Richtung ihren verklärenden Strahl geben, in einer lieblicheren Gestalt, als bei allen andren Wesen unsrer Sichtbarkeit. Es gestaltet sich hier auch der Liebreiz, welcher bei dem Thier nur ein leiblicher, schnell vergänglicher gewesen, zu einem geistigen, ewig dauernden. Die Seele wirbet, in dem Zug der Freundschaft und der höheren Liebe, um eine andre Seele, um an die neugewonnene das eigene geistige Bewegen und Empfinden, die innre Seligkeit wie den Schmerz mitzutheilen.

In dem natürlichen Geschäft der Geschlechter ist der innre Trieb nicht auf die Ernährung und Bildung des eignen Leibes beschränkt; er stehet nicht mehr vorherrschend im Dienst des besondren Lebens und der bloßen Selbsterhaltung, sondern unter dem Walten eines allgemeineren, höheren Lebens, welches für das Entstehen eines neuen, künftigen Geschlechts und für die Pflege der hülflosen Brut sorget. Wenn zuweilen, durch krankhafte Verirrung des natürlichen Triebes, dieser dem Walten des allgemeinen Lebens widerstrebt und statt der Sorge für ein andres und neues Leben nur die für das eigene, alte wirken lässet, sehen wir jene Entartungen hervorgehen, bei denen die höhere Sorge zu einer niedreren für die eigne leibliche Lust, ja sogar die Mutterliebe zur gefräßigen Wuth wird, welche die Alte anreizt, die eignen Jungen zu verzehren, statt sie an Brüsten zu nähren und zu wärmen. Diese Verirrung der innren Richtung aus dem ihr angewiesenen weiteren Kreis in den engeren, befangneren, bemerken wir öfters am Geschlechte der Katzen und an dem unreinsten Thiere unsrer Höfe; ja die Nähe und Pflege des Menschen scheint diese Krankheit selbst auf einige seiner zahmen Vögel übertragen zu können, denn wir sehen nicht selten den mütterlichen Canarienvogel die noch nackten oder halbbefiederten Jungen verstümmeln, statt sie zu füttern und zu wärmen. Selbst der Geschlechtstrieb im

engeren Sinn zeigt zuweilen eine ähnliche Verirrung, und jener männliche Bär, der gezähmt in einem Thiergarten gehalten worden, zerfleischte die geliebte Bärin und fraß sie begierig auf, wie denn umgekehrt das Weibchen der Spinnen und Fangheuschrecken das Männlein zerfleischt und verzehrt.

So stehet auch die Liebe und der Zug der Freundschaft beim Menschen, im gesunden Zustand seines Innern, unter dem Walten eines allgemeinen, höheren Lebens, dessen Wohlgefallen es ist, daß Leben an Leben, Geist an Geist sich stärke und erfreue. In seinem Dienste wird selbst das Streben, sich gegenseitig zu gefallen, zu einem gutartigen, und das Streben des Geistes, nach dem was ehrbar ist, zur Tugend. Wie jedoch schon unser äußrer Mensch öfterem Erkranken ausgesetzt ist, als der Leib des Thieres, so noch mehr der innre, auf dessen freien Willen ohne Aufhören der Zug zweier entgegengesetzter Welten wirket. Es entspricht hier jener leiblichen Lüsternheit, welche im Vogel das Versäumen der eben gelegten Eier herbeiführt, die eitle Gefallsucht, welche nur zum Vergnügen der eignen Selbstsucht andre Seelen zu reizen und anzuziehen strebet, ohne das Leben dieser Seelen zu wollen und zu lieben. Wenn die Verirrung aus dem weiteren Kreise einer oberen, allgemeinen Lebensbewegung in den eignen, engen, einen höheren Grad erstiegen und hartnäckiger geworden, dann gestaltet sich die Eitelkeit zum Hochmuth und zum Alles verachtenden Stolze. Die Seele will und suchet alsdann nicht andre Seelen, um in ihnen das Werk des Lebens zu wirken, sondern um das Leben in ihnen zu zerstören, und dasselbe dem eignen, armen Selbst auf ähnliche Weise zuzueignen, wie der Tiger das Fleisch der eignen, hülflosen Jungen verschlingt. Da schließet sich dann an den Stolz die Herrschsucht an: die Verderberin der Menschen und Völker.

Die Macht der Neigungen und Begierden, die Gewalt der Leidenschaften wächset, nach einem Gesetz, welches dem der Beschleunigung beim Fall der Körper gleichet, je ausschließender der Antrieb aus den zuletzt erwähnten (niederen) Regionen hervorgeht. Es ist die Neigung zum Sehen, zum Hören beim Thiere schwächer, als der Drang zur freien Bewegung; stärker als dieser Drang ist der Zug nach der Nahrung; mächtiger als

diese Neigungen alle ist die wilde Brunst des Geschlechts, wenn sie, seltner und auf kürzere Zeit, das Thier der Erhaltung des eignen Leibes vergessen machet. Eben so ist auch in der entsprechenden geistigen Region der Menschennatur die Wißbegierde zwar hehr, und wirket, so lange die Regungen der niederen Regionen schweigen, mächtig genug; aber jener hehre Zug wird öfters und leicht, wie das Licht der fernen Gestirne durch Nebel und Gewölke der Erdfläche, verdunkelt, wenn der Geist sich einer andren, abwärts gehenden Richtung hingibt. Die stillere, leiblichere Geschäftigkeit des forschenden, nach Erkenntniß strebenden Geistes wird verscheucht und übertäubt, wenn der Drang nach Befreiung von fremdem Joch die Völker ergreift; stärker als der Drang nach Freiheit und Selbstständigkeit wirkt in den meisten Seelen die Anhänglichkeit an dem Eigenthum und Erbe der Väter, an der geliebten heimathlichen Scholle; wenn aber Ehrgeiz und Herrschsucht in ihrer ganzen Macht erwachen, dann vergißt der Mensch der alten, natürlichen Anhänglichkeit und opfert der mächtigeren Neigung die minder mächtigen alle, ja das Leben selber.

Dieser Beschleunigung des Falles nach unten, im Gebiete des Seelenlebens, wirket jedoch ein andrer, aufwärts gehender Zug, im Leben des Geistes entgegen, ein Zug, welcher in seinen mächtigeren, allumfassenden Strom die einzelnen Bewegungen der begehrenden Seele eben so aufnimmt und verklärt, als die Anziehung der Sonne, wenn sie den Planeten um sich kreisen machet, zugleich mit ihm alle die einzelnen Steine und lebendigen Wesen, welche auf ihm lasten und wohnen, in der Bahn herumführt, und so die einzelnen, untergeordneten Bewegungen aller in der der allgemeinen höheren vereint. Aber zu einer solchen Verklärung des niedren, unvollkommneren Bewegens in das vollkommnere hätte weder die Menge der einzelnen Körper der Planetenoberfläche noch der Planet selber, für sich allein die Kraft, wäre nicht eben jene allgewaltige Sonne da, welche dieses wirkt.

Erläuternde Bemerkungen. Wir bezeichneten oben (S. 469) das Begehren als ein Bewegen, welches selber, seiner Natur nach, auf etwas Bewegtes hingerichtet ist. — Der Begehrungstrieb (ὁρμή) wird von Philo die erste Bewegung der Seele genannt (quod Deus sit immutabil. 299, ed. Mang. I, 279); dieses Wesens, das immer bewegt

(δεικίνητος) ist (Phil. SS Leg. Alleg. III, 104, ed. Mang. I, 134). — Einige Gewürmer unsrer Gewässer, welche der Augen beraubt sind, erfassen, auch wenn sie ihnen unmittelbar an den Mund gebracht wird, ihre Beute nicht eher, als bis sie sich bewegt. Auch in vielen Raubthieren der vollkommneren Thierclassen wird die Begierde auf ihre lebendige Beute loszustürzen und sie zu erhaschen, erst durch die lebhaften Bewegungen dieser Beute geweckt oder stärker aufgeregt; ja selbst in der menschlichen Seele entzündet oder verstärkt sich die Bewegung des Begehrens erst recht an der Bewegung eines fremden Begehrens, und selbst der Geizige trachtet nur nach dem Besitz seiner Schätze, weil diese, von Vielen begehrt, der Gegenstand eines allgemeinen Bewegens sind.

Die Region des sinnlichen Begehrens kommt nach Plato dem sterblichen Theil der Seele zu. Dieser, als das Begehrliche (ἐπιθυμητικὸν), besteht nur durch ein beständig ihm zuströmendes Neues: in einem Bewegen von einer Empfindung zur andern. Ein Begehren von höherer göttlicher Art wohnt dagegen im Gemüth (θυμὸς), welches zwar auch im vernunftlosen Thiere und ganz unverständigen Kindern gefunden wird, dennoch aber im Menschen öfters als mannhafter Muth, im Bunde mit der höchsten Macht der Seele: dem Erkennen, die thierische Begierlichkeit bekämpft und beherrscht. Freilich wird auch andre Male der θυμὸς vom Niederen fortgerissen, und diese drei im Menschen wohnenden Mächte sind nicht selten eine mit der andern im Kampfe (Plat. de rep. IV, 436—441; Tim. 69, c. d u. f.; m. vergl. die erl. Bem. zum §. 35). — Nach der schönen Darstellung im Philebos folgen die Gegenstände des Begehrens der Seele in folgender Ordnung auf einander: 1) als niedrigste Stufe, jene sinnliche Lust, welche aus der Unlust entsteht, mit dieser gemischt ist; 2) die nicht mit Unlust verbundenen, harmlosen Belustigungen der wahrnehmenden Sinne; 3) die Schöpfungen der Kunst; 4) das geistige Erkennen: die Philosophie; 5) das geistige Schöne; 6) die ewige Ursache des Guten selber (Plat. Phileb. 20, c; 62, a; 66 a u. f.).

Den Begehrungstrieb (ὁρμή) in seiner einfachen Form, als bloßen Bildungstrieb, betrachtet Aristoteles (de animal. mot. II.). — Das Begehren (ὄρεξις, ἐπιθυμία) wird durch ein Begehrungs- oder Verabscheuungswürdiges erregt (ib. 6; 8; de anim. III, 10). Ein Vorgefühl oder eine Voreempfindung von diesem muß schon früher in der Seele vorhanden seyn. Willkürliche Bewegung setzt immer Empfindung voraus: nur die empfindenden Thiere können jene haben. Denn wo Empfindung ist, da ist auch Lust und Unlust, denen nothwendig immer die Begierde (ἐπιθυμία) folgt (de anim. II, 2, 3) — Lust ist das Ziel des Begehrens (Ethic. Nic. X, 4); das Begehren kann aber von dem Verstand, gegen welchen es sich immer als ein Untergeordnetes verhält, beherrscht werden (Pol. I, 5).

Das Zunehmen und Wachsen der Begierde durch die Ausübung des Begehrens selber wurde schon in der Lehre der Stoiker mit der Bewegung eines vom Berge hinab rollenden Steines verglichen (Gell. VI, 2; Cic. de fato 18). — Jakob Amyot, der gewesene Lehrer von Karl IX und von diesem mit Wohlthaten überhäuft, bezeugte Anfangs gar kein Verlangen nach den ihm so freigebig zuertheilten Glücksgütern, erschien ganz uneigennützig. Je mehr er aber bekam, desto mehr fing er an sich zum Geiz zu neigen. Da er einst wieder Karl IX um eine ansehnliche Zulage bat, sagte dieser: „Mein Freund! Ihr sprachet ja sonst davon, wie zufrieden Ihr seyn würdet, wenn Ihr 1000 Thlr. Einkünfte hättet, und ich meine ja, daß Ihr bereits viel mehr habt als dieses.“ „Sire,“ erwiederte Amyot, „der Hunger kommt beim Essen.“

Ein Hinwegbegeben aus dem ruhig beharrenden Seyn durch das Wach-

sen der Leidenschaft (Arist. Topic. VI, 3: *πᾶν γὰρ πάθος μᾶλλον γινόμενον, ἐξίστησε τῆς οὐσίας*). — Leidenschaft und Affecten werden, wie schon erwähnt, von Aristoteles zusammengefaßt, m. v. Analyt. prior. II, 28 und de anim. I, 1, z. B. Zorn, Furcht, Liebe, Haß u. s. — Neigungen oder Gemüthsdispositionen, Affecten oder Leidenschaften und feststehende Gesinnungen (ἕξεις), von tugendhafter oder lasterhafter Art, werden unterschieden (Ethic. Nic. II, 4). Als Affecten werden dort genannt: Begierde, Zorn, Furcht, Muth, Neid, Freude, Liebe, Haß, Verlangen, Nacheifer, Mitleid, ja Alles, auf welches Lust oder Schmerz folgt. Unter die ἕξεις scheinen schon die Leidenschaften zu gehören. — Der Unterschied zwischen Zorn und Haß wird Rhetor. II, 4 auch darinnen gesucht, daß dieser gegen ganze Geschlechter, jener nur gegen Einzelne gerichtet; jener vergänglich, dieser fast unheilbar ist.

Wir verglichen im §. 32 die Affecten mit dem Zustand der Berauschung oder Betäubung, in welche ein ordnungswidriger Genuß der Nahrungsmittel den Leib versetzt. Ein fremdes Element waltet dann mit den Elementen des Leibes mächtiger als die bildende Seele. Eben so waltet, bei Convulsionen und Krämpfen, in den bewegenden Organen des Leibes eine fremde, vom Willen unabhängige Macht, welche den Muskel zu furchtbaren Zuckungen hinreißet. Es wirkt, in einigen dieser krankhaften Fälle, jede Aufregung des Leibes oder der Seele, durch Anstrengung, Schrecken, Kummer, ein lautes, convulsivisches Lachen oder Singen. Die Seele, innerlich gepreßt vom Schmerz, vermag diesem Schmerz keine Thräne zu geben, vermag dem furchtbar fremden, widersinnigen Bewegen zum Lachen oder Singen nicht zu widerstehen. Was denn am Leibe jene convulsivischen Bewegungen, das sind an der Seele die Leidenschaften. Auch in diesen spielt auf widernatürliche Weise eine geisterartige Gewalt mit den Kräften der Seele; ein irre geleiteter Geist, welcher seine gesunde Richtung, bei der eine göttliche Mitwirkung von oben ihm beistehet und stärkt, verlassen, und eine jener entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hat, in welcher Kräfte einer andern Schwere ihn begleiten. — In einigen Fällen schien es, als wenn das leidenschaftliche Bewegen der Seele mit seinem leiblichen Abbild, den Convulsionen der Muskeln, in einem abwechslenden, stellvertretenden Verhältniß stünde. So in jenem des kranken Soldaten, den Gall in Berlin beobachtete. Den, jeden Monat wiederkehrenden, heftigen Convulsionen ging ein so heftiger Trieb zu morden voraus, daß der Kranke, der dabei sich seiner bewußt war, bat, ihn in Ketten zu schließen. Den Leidenschaften stehen allerdings, in gewisser Hinsicht, die verwandten Affecten zur Seite; diese können jene aufregen oder verstärken, wie der Genuß der berauschenden Getränke oder andrer widernatürlich aufregender Dinge die schon vorhandne Anlage zu convulsivischen Zuckungen. Der Unterschied zwischen Affecten und Leidenschaften (z. B. Zorn und Haß) fällt übrigens leicht in die Augen. Der Affect, gleich den Bewegungen eines leiblich Trunkenen, kann sich nicht verbergen, er vergehet schnell wie ein Rausch, wird meist durch öftere Wiederkehr unkräftiger, endet mit Abspannung. Die Leidenschaft, welche ihren Ursprung nicht in einem äußeren Medio, sondern tief im geistigen Centro hat, wirkt da verborgen ihr Gewebe, wächs't durch jede Nahrung immer mehr und kräftiger an, wird sogar öfters durch die Befriedigung nur noch unersättlicher, wirket großentheils mit Bewußtseyn und kalter Ueberlegung, so daß die Kräfte des Verstandes und der äußren und innren Sinnen durch Leidenschaften sogar geschärft erscheinen können. Immerhin aber ist bei denselben die freie Thätigkeit des Geistes krankhaft entstellt oder gelähmt. Einige Leidenschaften haben allerdings in Ausdauer und äußrer Form der Wirksamkeit Aehnlichkeit mit den Trieben der Thiere; diese aber, durch eine obere, allgemeine Naturkraft geleitet, för-

dern das gesunde Leben der thierischen Seele, die Leidenschaften das Verderben der menschlichen.

Der Wißbegier und dem Streben der Seele nach freier Bewegung entspricht im Thiere der Trieb zum Reisen und Wandern. Dieser ist nicht von den Alten den Jungen angelernt, sondern angeboren. Gall setzte in seinen Garten junge Kukuke, die von den andern Vögeln gefüttert wurden. So lange die andern Kukuke im Lande blieben, verließen auch die Jungen den Garten nicht, thaten jedoch dieses sogleich, als die Alten fortzogen, obgleich sie mit diesen gar keine Berührung hatten. Auch bei der besten Bewirthung und dem reichlichsten Futter werden die aus dem Nest aufgezognen Nachtigallen, zur Zeit der gewöhnlichen Wanderung, sehr unruhig, und fliegen dann im Käfig hin und her, besonders bei Mondschein, bei welchem die Nachtigallen am liebsten wandern. Beispiele von einem leidenschaftlichen Hang zum Reisen und ungebundnen Herumstreifen von Ort zu Ort erzählen Falk, M. Wagner a. a. O. I, 267 u. A.

Anhänglichkeit an Eigenthum und den zum Leben nöthigen Besitz zeigt sich bei Thieren wie bei unschuldigen Kindern. Doch schon hier bei Verschiedenen in verschiedenem Grade. Einige Vögel, wie der Grünling, lassen im Gebäuer keinen andern Vogel zum Futter kommen, welches sie stets neidisch bewachen: der Specht verjagt alle andren Vögel der gleichen Art aus seinem Revier; der Hamster erscheint unter den Vorräthe sammelnden Thieren als Bild des Geizes. — An den Geizigen wird unter Andrem ein auffallendes Festhalten am Leben, ein Unwille und Abscheu gegen alle Gedanken des Todes bemerkt. Sie können, auch in den bedenklichsten Krankheiten, gar nicht zu dem Gedanken gebracht werden, daß sie sterben würden. M. v. Wagners Beiträge zur ph. Anthrop. I, S. 270. — Bei dem leidenschaftlichen Hang zum Diebstahl, wie bei andern menschlichen Leidenschaften, setzt Gall den veranlassenden Grund in ein besondres Organ des Gehirns (davon später, im fünften Hauptabschnitt dieses Buches). Gesetzt, daß auch wirklich in vielen Fällen eine leibliche Disposition mit einer andren psychischen in naher Beziehung stünde und die Entwicklung der letzteren begünstigte, so müßte doch schon das von Gall selber angeführte Beispiel der beiden, vorhin ehrbaren Bürger zu Wien, deren Diebsinn sich nie bei vernünftigem Zustand, sondern nur beim geistigen Irreseyn äußern konnte, zum Beweis für die Möglichkeit eines Beherrschens, auch solcher Dispositionen, durch den Geist zeugen. Als Beispiele von Solchen, welche jenem Hang unterlagen, sind bei Gall angeführt: Victor Amadeus I von Sardinien, der überall Dinge von geringem Werthe nahm; die Gräfinnen M. in Wesel und J. in Frankfurt, so wie die Frau des berühmten und reichen Arztes Gaubius; der Arzt, von welchem Lavater in seiner Physiognomik erzählt, daß er stets bei Krankenbesuchen gestohlen, später aber nicht mehr an das Gestohlene gedacht habe, so daß seine Frau, von ihm unbemerkt, wenn sie am Abend seine Taschen durchsuchte, die gestohlenen Schlüssel, Scheeren, Fingerhüte, Messer, Löffel an die Eigenthümer zurücksenden konnte. Jener leidenschaftliche Dieb, von dem Moritz in seinem Magazin erzählt, stahl seinem Beichtvater sogar noch unmittelbar vor der Hinrichtung die Dose. Ein Capuziner, der zuerst, um sich von seinem unglücklichen Hang zum Stehlen heilen zu lassen, Soldat, dann, der Todesstrafe für seine Diebereien kaum entgangen, Mönch geworden war, trug noch im Kloster, mit diebischer List, Putzscheeren, Leuchter, Tassen hinweg und verbarg sie in seiner Zelle. Ein Beamteter in Wien stahl Hausgeräthe, die er in eigens dazu gemiethete Kammern trug, ohne sie je zu verkaufen. Jener Feldprediger bei einem preußischen Kürassierregiment gab jederzeit,

was er unwillkürlich entwendet hatte, sehr gern an den Eigenthümer zurück. Der berühmte Saurin in Genf klagte bitterlich über seinen eignen Trieb zum Stehlen. — Oesters ist Krankheit des Leibes und der Seele auch bei diesem Hange. Der von Acrel trepanirte Kranke zeigte den Hang zum Stehlen erst nach der Operation; einige Frauen verriethen ihn während der Schwangerschaft.

Eitelkeit und Empfindlichkeit für Lob, das ihnen der Mensch ertheilt, findet sich öfters bei Hausthieren, z. B. Hunden, Vögeln, Mauleseln (die man in Südfrankreich durch Anspannen hinter den Wagen und durch Abnehmen des ihnen an die Seite gehängten Blumenstraußes für ihre Trägheit straft), am auffallendsten aber und zugleich widerlichsten bei Affen. — Bei vielen Thieren führt außer der Zeit der Begattung ein eigenthümlicher gesellschaftlicher Trieb die Männchen, so wie die Jungen vom vorigen Jahre zusammen, andre leben mehr in Familien. — Das furchtbarste Beispiel von eitler Gefallsucht, verbunden mit blutdürstiger Grausamkeit, findet sich, den Historikern Thurotz, Istwansy u. A. nacherzählt, in Wagners Beiträgen zur philosophischen Anthropologie B. II, S. 268, in der Geschichte eines weiblichen Ungeheuers, einer ungarischen Dame von hohem Adel. Anfangs hatte sich diese des Menschenblutes als eines Verschönerungsmittels der Haut bedient, dann aber, bloßes Werkzeug der in ihr herrschenden Mordlust, in Zeit von mehreren Jahren gegen 650 junge Mädchen, welche unter dem Vorwand einer vortheilhaften Bedienstung in das Schloß von Cseita (Tscheita) gelockt waren, umbringen lassen. Die Ermordung geschah unter den ausgesuchtesten Martern, zu denen das Ungeheuer selbst Hand anlegte, und an denen sie ihre Augen mit Wohlgefallen weidete. — Ein Beispiel der furchtbarsten Vermischung von Wollust und Grausamkeit, so furchtbar als nur die Zeit der französischen Revolution einzelne hervorgerufen, gab auch (nach Lacretelle's Geschichte von Frankreich) der Bruder des Herzogs von Bourbon-Condé, der Graf von Charolais. Die Opfer seiner Wollust brachte dieser Wüthrich meist um, oder marterte sie aufs furchtbarste. Eines seiner Vergnügungen war es, auf Dachdecker zu schießen, nur um sie zerschmettert heruntergestürzt zu sehen. — Jener Holländer, der bei den wilden Freudengelagen des Volkes die Violine gespielt, ward von einer Lust am Morden so ganz besessen, daß er nach und nach vier und dreißig Mordthaten, weder aus Rachsucht, noch um zu stehlen, sondern bloß deßhalb beging, „weil er ein außerordentliches Vergnügen dabei empfand.“ (Nach Serrurier, bei Gall.) — Die Mailänderin, von welcher Prochaska (Oper. min. T. II, p. 98 bei Gall) berichtet, hatte zugleich das Fleisch der von ihr gemordeten Kinder zu ihrer täglichen Kost gewählt. — Bei solchen Mordlustigen ist wenigstens noch im Anfang etwas im Innern da, was der That widerstrebt. Dieses Widerstrebende ist auch bei geistig Schwachen und Kranken ursprünglich so stark, daß ein Melancholischer, in dessen zerrüttetem Wesen durch den Anblick einer Hinrichtung ein heftiger Drang zum Morden entstanden war, sich selber die Hände fesselte und seine Freunde bat, ihn zurückzuhalten. Einen ähnlichen Fall erzählt Pinel von einem Wahnsinnigen und Gall von einem Mann zu Haina. — Ist ein solcher Kranker mit wachem Willen, schon auf irgend eine andre Weise dem nach abwärts gehenden Zug ergeben, dann vermag er gleich anfangs, trotz der innren entgegenredenden Stimme, der Lust am Morden und Zerstören nicht zu widerstehen. So die am 16 Aug. 1802 zu Schwabmünchen enthauptete Maria Frank, welche schon vorher, ehe in ihr durch den Anblick einer Feuersbrunst der Hang zum Brandstiften entstanden war, dem Branntweintrinken ergeben gewesen. — Hat der Mensch erst mehrmalen mit Willen der innren Stimme widerstrebt, dann schweigt sie zuletzt ganz, oder er wird so fest an seinen convulsivisch-psychischen Hang

gebunden, daß es ihm ergeht wie jener geistig Kranken in B., die in Gegenwart ihres Bruders und eines berühmten Arztes, wie sie bei ihrer Wiedergenesung erzählte, zum unendlichen Schmerz ihres ursprünglichen Bewußtseyns und besseren Willens, Worte des Wahnsinnes sprechen mußte, die ihr ein fremder, mit ihr waltender Geist aufdrang. Sie verstund dabei nicht bloß Alles, was der Arzt mit dem bekümmerten Bruder sprach, sondern erkannte auch ganz das Betrübende, was für diesen in ihren Worten lag, und doch war sie unvermögend, dieses innre, bessere Gefühl auch nur durch die mindesten Zeichen zu erkennen zu geben.

Das Stimmorgan der Seele: Gemeingefühl und Gewissen.

§. 34. Wir kommen nun zu der Betrachtung eines höchst bedeutungsvollen Organes unsres innren Wesens; eines Organes, an welchem zweier Welten Bewegung, wie an Ossians Harfe, sich kund machet. Denn diese ertönet, wenn bei der flammenden Eiche Ossians Finger die Saiten aufreget, daß er die Thaten der vormals geschlagenen Schlachten besinge und den Geistern der gefallenen Helden ihr Lob verkünde, und sie ertönet, ruhend in Fingals Halle, wenn die Geister der hingeschiedenen Helden sie berühren, damit sie den Lebenden das noch verborgene und künftige Ende der Kämpfe verkünden. So wird die aufmerkende Seele im Gemeingefühl das Bewegen des eigenen, innren, wie jenes eines fremden, äußeren Lebens gewahr, denn dieses Gefühl ist der — beiden gemeinsame — Punkt des Begegnens; wie in der athmenden Lunge, deren Hauch der leiblichen Stimme ihre Kraft gibt, das äußere, lebenskräftige Meer der Luft und die innre Woge des eigenen Blutes sich begegnen.

Wenn der Winter aus Feld und Wald entwichen und ein frischer Lebenshauch der Luft über die neugeöffneten Blumen geht, da fühlt das athmende Thier mit dem eignen, erhöhten Leben das erhöhte Leben der Natur, und, sitzend auf dem vom Morgenlicht bestrahlten Wipfel der Tanne, athmet die Singdrossel das Mitgefühl mit dem neuen Leben in Wald und Flur durch die tiefen Töne des Gesanges aus. Wenn, aus dem Ei entschlüpft, die zarte Brut der Henne das junge Grün, und in ihm das erste Futter suchet, da läßt sich das Gefühl der Mutter für das Bedürfniß der Jungen in den lockenden und warnenden Tönen der Stimme vernehmen. Es ist dieses gemeinsame Gefühl des eignen und des fremden, befreundeten

Lebens der Jungen, welches die lockende Mutter voran, nach dem Gewürm der Wiesen, oder zu den Körnern des Grases führt, dieses Gefühl, welches gegen die rauher wehende Luft die Küchlein unter das wärmend verbreitete Gefieder ruft, oder mit lauterem Tone den näher schwebenden Raubvogel verkündet.

Diese Stimme eines Gefühles, das nicht mehr dem Einzelwesen allein gehört, sondern mit ihm gemeinsam den Bewegungen einer andren, äußeren Welt der Lebendigen, verstehen dann alsbald diese Lebendigen alle, und es eilt nicht nur das zum ersten Male dem Stalle entschlüpfte Küchlein auf den lockenden Ruf der Alten zum Futter herbei; sondern den warnenden Laut der brütenden Grasmücke verstehen der Heher wie die Bachstelze; es beachtet ihn alsbald das ganze Geflügel des Waldes. Und wenn am Morgen aus dem benachbarten Kornfeld die Lerche singend sich erhebt, da erwacht von neuem der Gesang der kaum entschlafnen Nachtigall, und mit schmetterndem Tone stimmen der Grünling und Finke ein. Denn dieses ist die Stimme einer Lust, welche nicht die der Lerche oder der Nachtigall allein ist, sondern eine allgemeine alles Lebens, und wie am singenden Vogel alle Muskeln der Brust zugleich beim Gesang erbeben, so hallet jene Stimme der Lust, wo sie erwachte, alsbald in allen gesund fühlenden Lebendigen nach.

So lernen wir das merkwürdige Sprachorgan der Seele zuerst in jener nächsten und eigenthümlichsten seiner Eigenschaften kennen, in welcher es am Thiere den allverständlichen Naturlaut, am Menschen aber die Sprache der Begeisterung erzeugt. Wenn dein Mund die Worte eines Gefühles spricht, das nicht dein allein, sondern mein wie dein, das Aller ist, dann entbrennet in meinem Innren das gleiche Gefühl; die Seele, den Banden ihres eigenen, engen, armen Selbst enthoben, folget ohne Widerstand dem übermächtigen Zuge, der dich bewegt. Dieß ist die Sprache, nicht des Mundes und der Kehle allein, die am leiblichen Ohr verhallet, sondern die Sprache der Seele, die zur Seele dringt und diese bewegt. Ich dachte nichts als mein eignes, armes Selbst, seine eitlen Wünsche, seine Sorgen, sein Elend. Da kam aus deinem

Wort ein Leben, dessen Sehnen und dessen Kraft, dessen Lust und Schmerzen mächtiger waren, als das Sehnen und der Schmerz in meiner Brust. Das beengte Eigene war vergessen; ich gedachte Dessen, das nicht mehr mein allein ist, sondern dein und Aller, und ewig auch mein.

Im gastlichen Saale der Phäaken, als beim Mahle der Gesang ertönet, da entbrennt, vor Wehmuth und Lust, die Seele des Helden, und er verbirgt das thränende Auge im Gewand. Denn die Muse, welche Alles weiß, was fern und im Verborgenen geschehen, hat dem blinden Sänger gelehrt, was im zehnjährigen Kampfe die Helden bei Troja erlitten, und durch der Wahrheit Kraft, welche im Gesange liegt, lebt in Odysseus' Seele das alte Leid und die ganze Macht der vergangenen Sorgen von neuem auf. — Jene Sänger, von Gott begeistert, sahen und erkannten, wenn der Geist des Gesanges über sie kam, das, was einst geschah und was nachmals geschehen wird; mitten im Dunkel der Gegenwart das fern Künftige, in dem eitlen Wandel der Zeit, das was ewig bestehet.

So hat die alte Zeit der Heiden und Völker es schon gewußt und erfahren, daß die Sprache der rechten Begeisterung zugleich die Sprache einer Wahrheit sey, in deren Lichte das Gewesene wie das noch Werdende frei und offenkundig da liegen. Dieses führt uns zur Betrachtung einer andren Eigenschaft des Gemeingefühles, in welcher dieses als Ahndungsvermögen erkannt wird.

Jenes Gefühl, das in Spallanzani's Versuchen die Fledermäuse, denen man die Augen genommen und Nasen wie Ohren verschlossen, so mit ihrer Umgebung vereint, daß sie, gleich wie vormals mit den noch sehenden Augen, den Schlupfwinkel im Gemäuer finden und im Fluge die im Zimmer ausgespannten Fäden vermeiden; jenes Gefühl, das, mit verschlossenen Augen, den Nachtwandler sicher auf seinem gefahrenreichen Gange geleitet, nennen die Physiologen das Gemeingefühl. „Dieses sey es, wodurch das öfter erwähnte, von James Eccles beobachtete Mädchen in einem Zustande, welcher dem des angehenden Todes glich, von den Personen, die sich ihm genähert, noch Kunde empfangen, obgleich weder das

todtenstarre Auge jene gesehen, noch das erstorbene Ohr ihre Stimme vernommen. Das Gemeingefühl sey es, wodurch, in den Zuständen des magnetischen Hellsehens, die Somnambule mit dem Magnetiseur und andren magnetisch genäherten Menschen in eine solche innige Gemeinschaft trete, daß sie die noch nicht zum Wort oder zur That gewordenen Gedanken und innren Sorgen derselben erkenne. Das Gemeingefühl, auf einer höheren Stufe seiner Wirksamkeit, als in dem eben erwähnten Falle bei der verstümmelten Fledermaus, sey es, welches die magnetisch Hellsehenden über das belehre, was, von der dazwischen stehenden Wand verdeckt, im Nebenzimmer, oder selbst am weiter entfernten Ort geschehe; denn es gründe sich das Gemeingefühl auf das Daseyn und die Wechselbeziehung einer bald mehr, bald minder ausgedehnten Sphäre von unsichtbar ätherischer Natur, welche den lebendigen Nerven umgebe und von ihm ausgehe."

Wir kehren jedoch lieber zu dem gleich anfänglich zur Bezeichnung jenes wundervollen Seelenorganes gewählten Ausdruck zurück, weil uns derselbe unmittelbarer und näher zur Erkenntniß der einzelnen Eigenschaften und ihres innren Zusammenhanges zu führen scheint: das Gemeingefühl ist das Medium, wodurch Seele zu Seele spricht, Seele der Seele sich vernehmlich machet.

Die Seele ist es, in deren innrem Rath und Willen die verborgenen Anfänge der noch künftigen Handlungen und Worte liegen. Wenn das erhöhte Gemeingefühl der Spinne und andrer Insecten: jenes Gemeingefühl, das dem Einzelleben zugleich mit dem Gesammtleben der äußren Natur zukommt, den künftigen Witterungswechsel und andre Naturereignisse voraus bemerkt, wenn die magnetisch Hellsehende den nachfolgenden Ausgang der innren, krankhaften Bewegungen, in einer, mit ihr in Beziehung gesetzten Person, ja die Annäherung einer zufällig erscheinenden, äußeren Gefahr vorhersieht; so geschieht dieses dadurch, daß Seele in Seele liest, daß der eine verborgene Anfang eines noch künftigen, äußeren Werdens, den andren verborgnen Anfang des Werdens verstehet.

Machen sich doch schon durch die Wirksamkeit des äuße-

ren, leiblichen Sprachorganes Menschen einander bemerkbar und verstehen sich, welche von undurchsichtigen Scheidewänden getrennt, sich nicht sehen können; es hört oft und verstehet der im Zimmer Verschlossene, bei stiller Nacht, gerade die Worte dieser oder einer andren bestimmten Person, auf welche der Zug der Aufmerksamkeit ihn lenket. Hier, wie in der höheren Region der innren Seelensprache, erscheint jener Zug, der die Aufmerksamkeit jetzt dahin, dann dorthin lenket, nicht selten wie etwas unerklärlich Zufälliges. Es sieht jener Engländer, dessen zwecklos scheinendes Ferngesicht neulich in öffentlichen Blättern erwähnt worden, durch die Seele der dort Gegenwärtigen und Sehenden, den ganzen Verlauf eines Meuchelmordes, der noch an demselben Tage zu London in der Vorhalle des Hauses der Gemeinen an dem Lord Schatzmeister verübt wird; er sieht Alles so klar und deutlich, als sey er selber leiblich zugegen. Nicht ein überlegter Wille, sondern ein andres, äußerliches Gesetz der Anziehung ist es, welches das krankhaft reizbare Ohr eines auf dem Siechbett Liegenden, jetzt gerade mehr für dieses, als für ein andres, eben so lautes Geräusch öffnet.

Das Gemeingefühl ist indeß, selbst in seiner Aeußerung als Vorgefühl und Ferngefühl, nicht hörendes Ohr, sondern vielmehr eine innre, sprechende Stimme. Wiewohl es sich auch in diesem Gebiet des Seelenlebens so verhält, wie in dem ihm entsprechenden Leiblichen: es ist dasselbe vermittelnde Element (hier z. B. die Luft), dessen Erschütterung und Bewegung die Lunge bewirkt und das Ohr vernimmt. Ueberhaupt ist es die eigenthümliche Kraft und Bestimmung der Sprache: gleich einer innren Sonne, den von ihr beleuchteten Dingen erst deutlichen Umriß und Bestand zu geben, denn es wird die ganze Welt der uns umgebenden Sichtbarkeit erst dadurch zu etwas Bleibendem und deutlich Unterscheidbarem für den innren Sinn, daß die Sprache ihr Namen gibt und Worte. So wird auch die Welt der verborgnen Anfänge, welche das Gemeingefühl bemerkt, durch einen Act dieses Gefühles, welcher dem Namengeben und dem Aussprechen des gegebenen Namens gleicht, erst aus dem sie verhüllenden Chaos geschieden und selbstständig beleuchtet, und es tritt hier, wenn etwa die magnetisch Hellsehende die

noch künftigen Schritte der psychischen Wirksamkeit ihres Magnetiseurs besser bemerkt, als dieser selber, ein ähnliches Verhältniß ein, als beim Sehen und Gesehenwerden. Denn ich selber sehe nicht das Bewegen meiner Mienen, wohl aber ein Andrer, der mich beachtet.

Wenn um Islands nackte Felsen der Rabe unruhiger und wirbelnder als gewöhnlich herumkreiset, wenn er mit jenem eigenthümlich kollernden Geschrei, welches das Aufmerken des witterungskundigen Fischers erregt, die Schrecknisse eines nahen Orkans verkündet, während der Himmel noch ganz unbewölkt erscheint; da ist es, als verstünde das sinnige Thier den Blick dieses großen, über Alle geöffneten Auges der Natur besser, als ihn der Mensch versteht. Wie etwa der Hund, ruhend zu den Füßen des Herrn, die Blicke desselben beachtet und den innren Zug der Freundlichkeit oder des Unwillens selbst schon in den Augen und Mienen zu bemerken scheint. — Das Regen jener Schwinge, aus welcher Schrecknisse und Furcht hinab in die sichtbare Natur strömen, bemerket überhaupt das Gemeingefühl, der Thiere wie der Menschen, öfter und deutlicher, als das Annähern der Segnungen und der milderen Sonnenblicke des Lebens. Die Sprache dieses Stimmorganes der Seele nahet, wie der Hauch der Rede, der aus Merlins Grab oder aus dem Geisterbild zu Endor kommt, dem gewöhnlichen, leiblich wachen Ohre fast immer nur im Gefolge der Schauder und der Schrecken. Dieses führt uns zu der Beachtung einer andren Eigenschaft des vielkräftigsten Organes der Seele, wodurch dasselbe zu Dem wird, was die Sprache Gewissen nennt.

Schon in dem Doppelsinn des deutschen Wortes: Ahndungsvermögen deutet sich diese höchste Bestimmung des Gemeingefühles und ihr Zusammenhang mit der eben erwähnten, als Vorgefühl an. Denn es bezeichnet dieser Name zugleich den innren Rächer der krankhaften Verirrungen der Seele und das prophetische Vorausbemerken der Folgen, welche aus diesen, dem Menschenauge oft verborgnen Abweichungen entstehen.

Wenn sich schon beim Thiere, wie etwa bei unsrem Haushund oder beim gezähmten Elephanten, das Analogon eines Gewissens zeigt, welches noch vor dem Empfangen der Strafe

den Ungehorsam oder den wilden Ausbruch der nur künstlich gebundnen, thierischen Natur ahndet, so ist dieses gleichsamige Gewissen nur auf das Verhältniß des zahmen Thieres zum Menschen gegründet. Im ungezähmten Zustand beißt und zerreißt der Hund Alles, was seinen wilden Trieb aufreizte, und freut sich der zerreißenden Kraft; eben so tödtet der wilde Elephant den zu kühn ihm nahenden Menschen und erfreut sich seines Sieges. Wenn aber der Mensch das eigenthümliche Bedürfen und Begehren jener Thiere in die Gemeinschaft seines eignen Wollens aufgenommen; wenn er ihre Natur dem Gesetz seines denkenden Geistes unterworfen hat: dann gestaltet sich in der Seele des Thieres ein gemeinsames Gefühl für die Richtung und Bewegungen des fremden, höheren, und des eignen, untergeordneten Willens. Auf eine bemerkenswerthe Weise sehen wir bei einigen unsrer Hausthiere aus diesem psychischen Wechselverkehr mit dem Menschen eine eigenthümliche Sprache, man könnte sagen eine Sprache des thierischen Gewissens entstehen. Es drückt der fröhlich schmeichelnde Hund die Freude über das Wohlgelingen einer Handlung, welche der Mensch ihm geboten, eben so wie die Reue über ein Bestrafung erwartendes Vergehen, durch Gebärden und Töne aus, welche er sonst niemals im Verkehr mit andren Thieren oder selbst mit den ihm fremden Personen vernehmen lässet.

Wenn denn im Spiegel des menschlichen Willens das gezähmte Thier seinen eignen Willen und die abweichende Richtung desselben bemerkt und ahndet, da scheint allerdings noch vom Geist des Menschen aus ein andrer, mächtigerer Schrecken durch die Seele der ihrer selber nur mittelbar bewußten Creatur zu gehen, als der Schrecken oder die Furcht vor der bloß leiblichen Züchtigung. Selbst der mächtige Elephant, welcher die Furcht vor körperlicher Züchtigung von Menschenhand kaum kennet, wenn er in einem Aufwallen der alten Wildheit den Treiber getödtet, der ihn etwa zur Unzeit gereizt oder übermäßig angestrengt, stehet zitternd und die Schuld erkennend da, und ist dann insgemein so nachgiebig und lenksam, daß ein schwaches Kind über ihn gebieten darf.

In der Seele des Menschen wird das Gemeingefühl durch

einen Strahl des Geistigen und Göttlichen zum Gewissen und zur Sprache des Gewissens verklärt. Dieses ist ein gemeinsames Gefühl des unwandelbar guten, göttlichen Willens und des eigenen, so oft abirrenden Menschenwillens. So nothwendig wie mein Geist das, was er erfahren und sich vorstellet, in den Worten seiner Menschensprache bedenkt; so nothwendig spricht mein Gemüth über sein vormals und eben jetzt vollführtes Handeln in den Worten einer Sprache, welche nicht die gewöhnliche des Menschen, sondern die eines göttlichen Gesetzes ist. Die That, welche, ehe ich sie geübt, der begehrenden Seele so wenig bedenklich, so menschlich, so lieblich erschienen, wollte sich die Seele auch nachmals, als der langgehegte Wunsch zur Erfüllung gekommen, unter der ersten, harmlosen Gestalt darstellen. Da erschreckte mich eine Stimme aus dem Innren, wie die Stimme eines Donners vom Berge, und aus dem Donner Blitze, welche mein Handeln, sey dieses dem eignen oder fremden Menschenurtheil auch noch so harmlos erschienen, mit einem Lichte beleuchteten, das mich erkennen lassen, was mein Thun in Gottes Augen gewesen. Thräne des tiefesten Schmerzens, den meine Seele kennt, Thräne, nur zu oft vom Leichtsinn schnell getrocknet, dich hat mir nicht Furcht vor Menschenstrafe, nicht Furcht vor Menschenauge und Menschenurtheil, oder ein dem Herzen des Kindes eingeprägter Wahn ausgepreßt, sondern, so wahr ein Gott ist, mächtiger als ich bin, es war ein Schrecken von Gott, es waren Schauder einer Ewigkeit, die sich in das bebende Herz ergossen, als ich gethan, was kein Mensch, sondern was nur das Gesetz in meinem Innren mir verboten. Du Spiegel von Erz, in welchem mein Wesen sich selber siehet, wie es in Gottes Lichte ist, obwohl es so oft wieder dahin gehet und vergisset, wie es gestaltet war; Spiegel von unwandelbarem Erz, wie oft hat die Lust, wenn sie vom Gesetz gereizet war, deinen Strahl zu verdecken gesucht! Aber es ist die Kraft eines verzehrenden Feuers in diesen Strahlen; die Hülle, so künstlich sie auch die lüsterne Seele gewebt, verstob alsbald in Asche.

„Aber, warum hat denn der Mensch, den eine sogenannte Philosophie des Tages den Menschen der Natur nennet, jenen Spiegel eines göttlichen Willens, worinnen der geistig wache

sein eignes Thun erkennt, so gar nicht, oder doch so höchst unvollkommen und getrübt in sich? Ohne die Spur eines innren Widerstrebens mordet der Indianer den vermeintlichen Feind und verzehrt sein Fleisch, ja er mordet, wenn die Sitte seines Volkes ihm dieß erlaubt, die alten Eltern und den eignen hülflosen Säugling, oder gibt seinen eignen armseligen Leib verderbenden Gräueln hin. Scheint doch öfters selbst den Menschen, die gleiches Gewand der äußern Bildung mit uns deckt, und welche bei der Göttin Vernunft ihre Eide schwören, zur Benennung ihres eignen Thuns das rechte, bezeichnende Wort innerlich ganz zu fehlen. Denn wie Fieberkranke oder schlagflüssig Gelähmte, welche die Benennungen für die Gegenstände ihres Erkennens und Begehrens verwechseln, nennen jene geistig Lahmen das Verderben ihren Vater, den Fluch liebe Mutter; sie taumeln lachend um das Auge des Löwen, das zornfunkelnd auf sie blicket, und winden mit spielender Hand Blumen um die gifttrunkene Natter. Wo wäre da eine Stimme und Sprache im Innren welche das Wort „Gott" nennete, wo wäre da eine Sprache des Gewissens?"

Vergessen wir jedoch nicht, daß dieses nicht der ursprüngliche, sondern der krankhaft entartete Zustand unsrer Natur sey. Schon in jenen frühesten Menschenzeiten, welche die Geschichte mit Recht als die Kindheit unsres Geschlechts betrachtet, vernehmen wir aus der Brust des Schuldigen die Stimme eines Richters und Rächers, welcher mit dem vergänglichen Wesen von einer Ewigkeit spricht, die nur der unvergängliche Geist im Innren kennet; schon in jener Zeit der Kindheit ist es aber nur die Nähe eines göttlichen, in welcher und durch welche der Mörder das Rachegeschrei des unschuldig vergossenen Blutes vernimmt. Die Gabe des Gesetzes in die Menschenseele: des Gesetzes, welches unser Thun und Lassen richtet, ist so alt als die Gabe der Sprache, und ist selber nahe mit dieser verwandt. Ein Entfernen von dem Quell beider hat aber, hier wie dort, eine Verwirrung herbeigeführt, welche nur durch eine neue, geistige Schöpfung gelöst werden konnte. Denn immer ist es nur ein Auge, das Alles sieht, in welchem der Geist des Menschen seine eigne, innre Gestalt erkennt, wie das gezähmte Thier (nach S. 531) sein Fehlen in dem höheren

Spiegel des menschlichen Wesens gewahr wird. Unsre innre Natur verliert mit ihrer eigentlichen, lebendigen Sprache zugleich auch das Verständniß für die Stimme, die von oben kommt. Es geschieht dieses, nur in einem höheren Maßstabe, nach demselben Gesetz, nach welchem der Mensch, der lange Jahre auf einem wüsten Eilande, außer allem Umgang mit sprechenden Wesen, oder in einem fernen Lande unter anders redenden Menschen lebte, seine eigne Muttersprache verlernt.

Stets doch bleibt auch noch, bei einem solchen Verlernen und Vergessen, der Menschenseele das Organ, das zum Vernehmen der Stimme vom Berge und zum Antworten auf ihre Rede gemacht war. Es ist dasselbe nur übertäubt von dem Drange der Begierden und der Bewegungen der niedren Sinnlichkeit. Das äußere Getös schweigt, und die Stimme, welche ohne Aufhören ertönt, wird vernommen. Ein Mensch, welcher des göttlichen Gesetzes in seinem Innren durch tausendfältiges Uebertreten gespottet hatte — ihm schien diese alte Schrift im Herzen längst zerstört; — ein Mensch, lebendig begraben in Lüsten, stürzt, mitten auf dem Wege des Lasters, bei Nacht in eine Gruft, welche, nach der Sitte des Landes, Haufen von Leichnamen erfüllen. Da ist der lebende Leib mitten unter Todten, und athmet mit jedem Odemzug den Aushauch der Verwesung ein. Sein Geschrei aus der Tiefe, an so abgelegenem Orte, hört kein Mensch; kein Laut, der Hülfe verspräche, kommt von außen zu dem ängstlich horchenden Ohre. Aber dem lange trunken Gewesenen wird, in diesen Stunden der furchtbaren Nacht, das innre Ohr wieder geöffnet für die Stimme des Gesetzes, das er verachtet, und es erwacht in ihm die Kraft eines andren, innren Geschreies. Aus dem vom doppelten Tode Geretteten wurde nun ein Mann, der in viele Seelen das neue, innre Leben ausgoß und nährte, das seit jenen Stunden der Nacht in ihm begonnen: Benedetto Marcello, den die Geschichte der höheren, ernsteren Tonkunst unter ihren Meistern nennt. Nicht immer ist jedoch zum Wiedererwecken des scheintodten und gelähmten Organes ein so augenfälliger Anstoß nöthig gewesen, und es sind hierbei, wie wir dieß noch an einem andern Orte (im Abschn. VII.) sehen werden, die Heilmittel nach der Natur der Seelen und dem Grade der Krankheit verschieden.

Taubstumme, wenn sie das gesprochne Wort auch nicht mit dem Ohre vernehmen, verstehen doch die Sprache der äußeren Gebärden und Mienen, und vermögen durch diese sich selber verständlich zu machen. Es bedienen sich deßhalb die Erzieher mit Erfolg dieses Weges der Mittheilung, um solchen Verarmten und Verlassenen das geistige Erbtheil unsres Geschlechts mitzutheilen. So redet auch mit der Seele des Menschen, wenn in ihr das eigentliche Organ zum Aufnehmen und Mittheilen der Sprache des göttlichen Gesetzes gelähmt oder zerstört worden, dieses Gesetz eine äußerliche Zeichen- und Gebärdensprache, welche selbst der Schwerhörende noch verstehet. Oefters sind es die Schrecknisse der Natur, die auf ihn wie ein Angesicht mit drohender Miene blicken; ein Sturm auf offnem Meere, der den sonst furchtlosen Seefahrer auf einem leicht schwankenden, ausgehöhlten Baume findet, oder ein Ungewitter in finstrer Nacht. — Die Väter und Helden der Insel sind versammelt, um (nach menschlichem Wähnen) sich zu berathen, ob noch forthin Odin und die andre Macht der alten Asengötter Island beherrschen, oder ob sich dieses der hehren, Alles neu schaffenden Gewalt des Christenglaubens beugen solle; da kömmt Nachricht, daß zu Olves, nahe am Abhange des Gebirges der Roßweiden, Feuer aus der Erde gebrochen sey. Und der Donner des Vulcanes spricht dieselben Worte wie die donnernde Stimme vom Berge im Innern der versammelten Väter: Island wird von nun an der Predigt des Christenthums geöffnet.

Diese Zeichensprache der Natur, so leise wirkend und so bedeutungsvoll, verstehet öfters der Mensch mit gesundem Gehör und Sprachorgan nicht, wohl aber der psychisch Taube, zu dem sie gerichtet ist. So schreckt einen, auf dem Wege des Ehebruches Begriffnen der Ruf der Wachtel im Kornfelde, einen Mörder das Geschrei und Herabschweben einiger Krähen des Waldes, in welchem jener eben das Blut des Bruders vergossen, denn ihm scheint es, diese Stimme der gegen ihn fliegenden Vögel will ihn bestrafen und gegen ihn zeugen. Ein Andrer erkennt an einem zerstückten Thier von giftigem Geschlecht das Vorbild des Schicksales, das seinen Leib erwartet; so oft zu Thaten gemißbraucht, furchtbarer und abscheulicher als der Biß der Natter, und zugleich erwacht in ihm das innre Ver-

ständniß für das Gesetz aus Gott. — Ein Geschrei, das bei stiller Nacht ins Ohr dringt, ähnlich scheinend dem Angstgeschrei, das der Gemordete in seinem letzten Kampfe ausgestoßen; der Anblick des Blutes, selbst nur von einem geschlachteten Thiere, oder der Anblick der Stätte, wo der Mord geschah, so wie der öfter wiederkehrende Schrecken eines nächtlichen Traumes, haben nicht selten die entartete Menschennatur so mächtig und tief eindringend bewegt, daß sie den leiblichen Tod viel weniger gefürchtet, als die im Innren wach gewordne Angst. Wo diese wohnt und waltet, da macht sie selbst der leise Flug der Kraniche des Ibicus äußerlich kund und sichtbar.

So zeigt es sich öfters, daß das Organ der natürlichen Sprache der Seele nicht, wie dieß geschienen, vernichtet, sondern bloß gebunden oder von einem irrenden Wahnsinne, „welcher der Zunge falsche Namen und Worte, statt der rechten unterlegte," gemißbraucht war. Wie zuweilen, nahe an der Stunde des Todes, die Gebundenheit des Verstandes durch Wahnsinn oder Dumpfheit verschwindet und das gesunde Selbstbewußtseyn wiederkehrt; so wird auch, wenn sich der Seele der „König der Schrecken:" der Tod nahet, die Zunge des innren Sprachorganes wieder gelös't, und dieselbe spricht Worte, deren Sinn und Wahrheit durch Mark und Bein dringet. Ja, wenn zuletzt im Tode alles andre Bewegen, alle Kräfte der Seele schweigen, da bleibt und spricht noch diese Stimme mit dem Geiste allein.

Wir betrachten nun noch in wenig Zügen die Stellung und Wechselbeziehung des innren Sprachorganes zu den andren Organen der Seele und ihren Verrichtungen.

Die Organe der leiblichen Stimme und Sprache liegen bei dem Menschen mitten zwischen der oberen Region des Hauptes und seiner erkennenden Sinnen, und zwischen den Gliedern und Eingeweiden des Rumpfes. Und dennoch sind sie so scharf von beiden Seiten geschieden. Denn im Indifferenzpunkt des Leibes gelegen, stellen dieselben, wie wir oben im §. 16 sahen, einen kleinen, für sich bestehenden Organismus, eingeschlossen im größeren, dar. — Die Luftröhre, mit ihrer Stimmritze, ist zugleich zum Aufnehmen der belebenden Himmelsluft und zum Aushauchen des Tones; die sprechende Zunge

zugleich zum Schmecken der Nahrungsmittel bestimmt, und Speiseröhre und Luftröhre gesellen sich an ihrem Anfange wie in ihrem Verlaufe nachbarlich zusammen. Dennoch ist die Luftröhre durchaus nur zur Aufnahme des luftförmigen Stoffes geschickt, gegen alles Andre empfindlicher schmerzhaft als jedes andre nach außen geöffnete Organ. Endlich so erkannten wir an dem leiblichen Abbild des Seelenorganes, welches wir hier betrachten, daß der hörbare Ton nichts Andres sey, als das eigenthümliche Erbeben der Muskelfibern, bei der gewöhnlichen Bewegung des Muskels, welches hier, in dem kleineren, selbstständigen Organismus der Stimmorgane ungehemmt und frei hervortritt, während es anderwärts an dem überall von Fleisch und dem Gewebe der Gefäße und Häute umgebnen Knochen der Glieder eben so wenig zum Ton werden kann, als der Anstoß, der an eine, allenthalben von Sand und Schlamm umhüllte Saite geschiehet.

In der Seele, so sahen wir bereits und werden es noch weiter sehen, entsprechen die Gefühle den Nahrungsmitteln, und das innre psychische Fühlen dem Nahrungnehmen. Den Muskeln und ihrem Bewegen gehet das Begehrungsvermögen der Seele parallel; dem leiblichen System des Hauptes stehet die Region des Selbstbewußtseyns sammt Verstand und innren Sinnen gegenüber.

So wird dann in dem Wesen und den Eigenschaften des Gemeingefühles ein Angränzen, beides an die Natur des ruhigen Erkenntniß- wie des Begehrungsvermögens gefunden, so wie ein nachbarliches Zusammengesellen und Verwandtseyn mit den Gefühlen im eigentlichen, engeren Sinne. Und dennoch ist zugleich jenes innre Organ ein von allen übrigen Seelenvermögen so scharf abgetrenntes, selbstständiges Ganzes, daß weder das natürliche Ansehen, welches wir dem Urtheil unsres Erkennens beilegen, noch die Kraft der Gefühle das hinwegraisonniren und verlöschen kann, was die wundervoll beharrliche Stimme des Gemeingefühles spricht! — Allgewaltig, wie dem Thiere der Instinct, gebietet diese Stimme selbst dem Menschen. Die Vernunft empört sich, das Gefühl widerstrebt, aber die Stimme gebietet fort, bis der Hörer gehorcht.

Wie das gemeinsame Organ des Athmens und der Stimme am Menschenleibe, so dient auch das Gemeingefühl der Seele dem Verkehr mit einem oberen, allgemeinen Element des Lebens, durch welches und in welchem allein das Einzelleben beständig sich erneut und erhält. Wie endlich die bewegende Kraft des Nerven durch den Muskel hindurch am freier gestellten Stimmorgan zum hörbaren Ton wird, und wie das ausgesprochne und vernommene Menschenwort dem sinnlich Erkannten und Erfahrnen erst sein Verbleiben und seinen festen Bestand für die innre Region des Geistigen gibt; so wird jedes Bewegen und jede That unsres Begehrungsvermögens an und in dem Sprachorgan der Seele: dem Gewissen, zu einem innren Wort und Namen, welcher, so sehr dieß auch der schnell vorübereilende Leichtsinn verkennen mag, unsrem, scheinbar oft so bald vergessenen Handeln, ein unvergängliches, ewiges Seyn und Bleiben gibt. Hier hallet alles das, wobei der Mensch mit seinem eigenen Selbst sich allein glaubte, auch einer oberen, unsichtbaren Region des Geistigen vernehmbar nach; denn das Gewissen ist die Stimme eines Wechselgespräches der Menschenseele, nicht allein mit sichtbar lebenden Wesen ihrer Art, sondern mit einer Welt des verborgenen Lebens in Gott.

Allerdings ist es erst der Geist, der das Gemeingefühl der Seele im Menschen zu dieser seiner höchsten Bestimmung erhebt. Wie auch beim gewöhnlichen Sprechen der Leib den hörbaren Laut, die Seele den Ton und melodischen Gesang der Stimme, der Geist aber zu dem Laut und dem Ton das tief bedeutungsvolle Wort gibt. Aber daß jenes Organ zunächst der Seele, nicht dem Geist angehöre, zeigt sich darinnen, daß wir es, wenn auch minder hoch entfaltet, eben so beim Thiere und Menschen zugleich finden, als das leibliche Stimmorgan.

In seiner Stellung zu den andren Organen und Kräften der Seele, und in seiner scharfen Abgeschiedenheit von denselben, gleichet das Gemeingefühl — und zwar am meisten da, wo es im Menschen zum Gewissen wird — einem verschlossenen Garten, zu dessen Innrem der Herr des Hauses allein den Schlüssel in seiner Hand führet. Sein Odem webet da, unter den Bäumen des Lebens, und wecket in der Brust des Vogels den melodischen Gesang auf, gestaltet die Menschentöne der Harfe zum Liede

der Begeisterung, verklärt die innre Rede des Menschengeistes zum Gebet.

Erläuternde Bemerkungen. Obgleich das Gemeingefühl (κοινὴ αἴσθησις) von Nicephorus (Schol. in Synes. de insomn. ed. Paris. cm. not. Dion. Petav. p. 377) nur als das gemeinsame Centrum der Empfindungen der fünf Sinnen beschrieben wird, so soll es dennoch, als ein göttlicherer Sinn (αἴσθησις θειοτέρη), welcher, selber zwar von niederer Art, dennoch zugleich in unmittelbarer Beziehung steht auf die erkennende Seele (τῇ νοερᾷ ψυχῇ), etwas Aehnliches bezeichnen, als oben im §. mit dem Worte Gemeingefühl angedeutet wurde. —

Sowohl das griechische als auch das lateinische Wort, welches Gewissen bezeichnet (συνείδησις und conscientia), deutet in seinem Doppelsinn die Natur des im §. beschriebenen merkwürdigen Seelenorganes an; denn das Gewissen ist ein Mitwissen der Seele mit dem allgegenwärtigen, allwissenden Gott. — Eben deßhalb, weil das Gewissen zugleich an der Kraft des Göttlichen Theil hat, ist es, wie sein deutscher Name sagt, ein „Gewisses.“ — Es erscheint, nach Philo, in der Seele wie die noch gesunde und frische Farbe (an einem sonst aussätzigen Körper), neben welcher dann das Kranke und Todte erst als das, was es ist, erkannt wird (Phil. quod Deus sit immutab. 311, ed. Mang. I, 291 — das Gewissen heißt da, wie an mehrern andern Stellen ἔλεγχος, für welches Wort Origen. Hom. VIII in Levitic. λόγος las). — Das Gewissen ist ein Mensch im Menschen; der innre Mensch in der Seele des Menschen, und es zeigt sich hier bald als Herrscher und König, bald als Richter und Vergelter (id. i. L. deter. potior. insidiat. 159, ed. Mang. 195, 196). Es ist ein innrer, dem Menschen eingeborner Richter (id. de dec. Oracul. 756, ed. Mang. II, 195).

Das Gewissen ist der Geist, der im Menschen wohnt, 1 Cor. 2, 11; Röm. 8, 16; der unvergängliche Geist (Origen. Comment. in ep. ad Roman. L. II, 9 seqq. ed. Par. IV, 486, 487). Es ist die Stimme der Wahrheit in uns, die Wahrheit aber ist Gott (St. August. Serm. XII, de loc. Job. I, 6; Matth. V, 8, ed. Par. T. V, p. 73).

Das Seelenorgan, welches der Weissagung und der Begeisterung fähig ist, das ist zugleich auch das, wodurch das Göttliche erkannt wird; denn die Idee des Guten kann nach Plato (Phileb. 63, e) nur durch Weissagung erfaßt werden; die ächte Philosophie ist ein Werk der Begeisterung.

In ihrem wundervollen Vermögen des Gemeingefühles erscheint die Seele allerdings, wie Philo (quod Deus sit immutabil. 297, ed. Mang. I, 277) sagt, als das vollkommenste musikalische Instrument.

Während Sokrates die Mantik als Ergänzung für unsre Unwissenheit über zukünftige und ungewisse Dinge anempfiehlt (Xen. mem. I, 1 u. 6 vergl. mit Anab. III, 1), erscheint die Gabe zu weissagen schon dem Origenes (contr. Cels. III, 25, ed. Par. Vol. I, p. 461) bloß als etwas in der Mitte Schwebendes (μέσον) oder Indifferentes, was eben so gut dem Bösen als dem Guten zukommen kann.

Jener innre Richter und Rächer: das Gewissen hat eine lautere Stimme als die Liebe zum Leben. Das Wort des ewigen Richters selber: „wer Menschenblut vergeußt, deß Blut soll wieder vergossen werden,“ ist so mächtig tief in das Herz (im Hebräischen hat das Gewissen den Namen Herz לב) des Menschen eingegraben, daß Mörder, in denen das Herz wach und gesund geworden war, selber dringend

darum baten, man solle auch sie am Leben bestrafen. Denn, nach Plato, „bessert die Strafe, und der ist weniger elend, welcher, wenn er Böses that, die Strafe erleidet, als jener, welcher ungestraft dahin geht" (Plat. de republ. II, 380, a; IV, 439; Gorg. 479, c). Ueber diese Eigenthümlichkeit des Menschenherzens (לב) in dem Doppelsinne der Schriftsprache, nach welchem es zugleich Gewissen ist sagt, M. Fr. Rock in seinem tiefgründenden Buche: Fundamenta Psychologiae, ex sacra scriptura sic collecta ut dicta ejus de anima ejusque facultatibus agentia collecta, digesta atque explicata sint (1769) Folgendes: Cor hominis uniuscujusque a Deo ita formatur ut principium vitae moralis esse possit. Nam etiam aeternitatem dedit Deus in cor (hominis), ideo quod non invenit homo opus, quod fecit Deus a principio usque ad finem. (Coh. III, 11) — — Nimirum, quia homo non invenit Opus Dei, i. e. a priori non intelligit, ac tamen ei inservire atque se accommodare debet: propterea dedit Deus aeternitatem in cor ejus, i. e. indidit cordi ejus instinctum ad aeternam felicitatem spectantem, ut hunc sequens per fidem, quae est ὑπόστασις ἐλπιζομένων καὶ πραγμάτων ἔλεγχος μὴ βλεπομένων operi divino se conformet immo opus Dei insigne fiat. Addimus sententiam Pauli Rom. II, 15: ostendunt inquientis (gentes) opus legis scriptum esse in cordibus suis etc. Opus legis est ejus activitas, i. e vis jubendi, accusandi, approbandi cum auctoritate; quae est ejus essentia cum litera in quam lex relata est, accidens sit. Quod hoc opus legis in cordibus scriptum dicitur, ostendit, cor uniuscujusque hominis esse receptaculum divinarum operationum, quibus se Deus homini ut Deum ac Dominum adorandum ac timendum demonstrat (l. c. §. 5 p. 85 seq.)

Das Gemeingefühl: ein Gefühl, das schon über den beschränkten Kreis des bloßen Wahrnehmens und Fühlens dessen, was das Einzelwesen angeht und berührt, hinausliegt, über diesen Kreis frei erhoben ist (m. v. §. 16), gleicht einer frei ausgespannten Saite, oder vielmehr der frei schwebenden, leicht beweglichen Luft, welche, sobald ein lauter Ton erschallet, denselben nachtönt. Das eigenthümliche Verhältniß des Gemeingefühles, zu einer höheren Welt der unsichtbaren, geistigen Anfänge (Principien) und die Kraft der letzteren, zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise, ganze Zeitalter und Völker — wie zu einem gemeinsamen, harmonisch tönenden Liede — aufzuwecken, zeigte sich besonders in solchen großen Momenten der Geschichte unsres Geschlechts, wie der war, welcher der Ankunft und Verbreitung des Christenthums unter den Völkern voranging (m. v. m. Ahnd. ein. allg. Gesch. d. Leb. 2ten Theiles 2ten Band). Das gemeinsame, einstimmige Lautwerden des Ahndungsvermögens, bei den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Ländern, in dem erhabensten und größten Augenblick der Menschengeschichte, in der Zeit der Erfüllung alles Hoffens, glich dem tausendstimmigen Gesange aller Vögel eines waldreichen Landes, der zumal in allen Thälern und auf allen Hügeln umher ertönet, wenn der Frühlingsmorgen über das Land aufgeht. Der Inhalt des damaligen großen Liedes der Völker erscheint überhaupt als das Hauptelement aller Bewegung und Aufregung des Gemeingefühles im Menschen. Er ist der Anfang aller von oben herniederwärts, in die Sichtbarkeit gehenden Lebensbewegung (§. 18), und für dieses Bewegen ist das Gemeingefühl eben so ein leitendes Medium, wie der Metalldrath für die Elektricität, wie das Eisen für den Magnetismus. Das Eisen ist seiner innren Natur und Entstehung nach nicht bloß verwandt mit dem Magnet, sondern mit dem magnetischen Princip selber; es danket sein

eigenthümliches Wesen der in ihm freier gebliebenen, im ungebundenen Zustand wirksamen, magnetischen Kraft. Eben so ist auch das merkwürdige Seelenorgan des Gemeingefühles seinem innren Wesen und Ursprunge nach mit dem eben erwähnten Element verwandt, für dessen aufregende Einwirkung es zunächst vorhanden und gemacht ist. — Es steht indeß auch hier die Empfänglichkeit für den natürlichen und gesunden aufregenden Einfluß, eben so wie z. B. jedes lebende Organ des Leibes, auch für einen entgegengesetzten, feindseligen Einfluß offen: jenes Seelenorgan kann im kranken Zustande zu furchtbaren Bewegungen eines fanatischen Wahnsinnes aufgeregt werden, wie wir dieses an einem andren Orte noch weiter betrachten wollen.

Ueber das oben S. 525 gebrauchte Bild vergleiche man Ossians Fingal, 5ter Gesang von 487 bis 490 und anderwärts. — Bemerkenswerth ist das Eigenthümliche und Ausgezeichnete, das an der Sprache und Stimme des erwachten und eigenkräftig gewordnen Gemeingefühles im Vergleich mit der alltäglichen und gewöhnlichen Stimme und Sprache des beschränkten, eigenen und leiblichen Bedürfnisses gefunden wird. Die Stimme welche die Brut-Henne von dem ersten Augenblick des belebenden Brütens an, bis dahin, wo die schon kräftiger gewordnen Küchlein der mütterlichen Pflege entwachsen sind, von sich hören lässet, ist eine ganz andre, als die gewöhnliche, eben so die Stimme des Vogels, der seine Lieder des Frühlinges und der Liebe singt. — Eine Kraft der Mitaufregung des Gemeingefühles, bei Anderen, liegt nicht bloß in der Sprache der gesunden und ächten, sondern auch in der Sprache der falschen, fiebertrunkenen Begeisterung. — Ueber andre oben erwähnte, dem Gemeingefühl zugeschriebene Erscheinungen s. m. die §§. 26 und 27. Die oben S. 529 erwähnte Geschichte des geistig fernsehenden Engländers stund im Jahrgang 1829 der Times vom 16 August, mit der Bemerkung, daß alle Zeugen noch am Leben seyen; sie ist kürzlich folgende: In der Nacht vom 11 Mai träumt Mr. Williams zu Scorrierhouse bei Redruth in Cornwallis, er sey in der Vorhalle des Hauses der Gemeinen zu London und sähe da einen Mann, der mit einem Pistol einen eben hereintretenden Herrn niederschösse, einen Herrn, von welchem man sagte, er sey der Kanzler. Der Traum erschüttert ihn so heftig, daß er darüber aufwacht und auch seine Frau aufweckt, um ihr den Traum zu erzählen. Diese ermahnt ihn, sich das grundlose Nachtgesicht aus dem Sinne zu schlagen und wieder einzuschlafen. Er schläft auch wirklich bald wieder ein, fährt aber kurz hernach wieder auf und erzählt, daß ihm ganz derselbe Traum noch einmal geträumt habe. Auch jetzt zwingt er sich jedoch zur Ruhe und schläft wieder ein. Da ihn aber nun dasselbe Traumbild zum dritten Mal erschreckt, steht er zwischen 1 und 2 auf und kleidet sich an. Beim Frühstück ist von nichts die Rede, als von jenen Träumen, und Williams Seele ist davon so voll, daß er am Vormittag zu Falmouth, wohin er eben einen Weg gemacht, jedem Bekannten, der ihm begegnet, sein Traumgesicht mit allen seinen Nebenumständen erzählt. Am andern Tag besucht ihn sein Schwiegersohn, H. Tucker, von Trematon-Castle. Auch diesem erzählt Williams, ohne sich durch das Lachen der Seinen hindern zu lassen, sogleich seinen Traum. H. Tucker erwiedert: für ein bloßes Phantasiespiel der Nacht schicke es sich zwar wohl, daß der Kanzler in die Vorhalle des Hauses der Gemeinen komme, in der Wirklichkeit geschehe dieses jedoch niemals. Da indeß Williams im weiteren Gespräch das Aussehen des Ermordeten genau und umständlich beschreibt, erkennt H. Tucker darin mit voller Uebereinstimmung den Herrn Perceval, den Kanzler der Schatzkammer (Schatzmeister), so daß er verwundert seinen Schwiegervater fragt, ob derselbe wohl Herrn Perceval persönlich kenne?

Williams hatte jedoch weder den Schatzmeister noch die Vorhalle des Hauses der Gemeinen jemals in seinem Leben gesehen, auch hatte er jenen niemals beschreiben hören. Der sonderbare Träumer wird jedoch bald darauf noch viel mehr in der Meinung über die Bedeutung seines (übrigens ganz zwecklos erscheinenden) Ferngesichts bestärkt; denn es kommt noch während der Anwesenheit des Herrn Tucker die Nachricht, daß wirklich am Abend des 11 Mai's Hr. Perceval von einem gewissen Bellingham (auch diesen hatte der Träumer ganz genau beschrieben) in der Vorhalle der Gemeinen erschossen worden sey. Nach einiger Zeit reis't Williams in Geschäften nach London, besucht jetzt das Haus der Gemeinen und sagt schon beim Anblick: dieser Ort ist mir so genau durch meinen Traum bekannt, wie irgend ein Zimmer in meinem Hause, bezeichnet hierauf beim Eintreten, ganz mit dem wirklichen Ereigniß übereinstimmend, den Ort und jeden einzelnen begleitenden Umstand der Mordthat. — Von der ansteckenden Gewalt der Visionen s. m. ein merkwürdiges Beispiel in Beckers bezauberter Welt, herausgegeben v. Semler III, 245, von einer Schiffsmannschaft, welche ihre Vision sogar durchs Fernrohr fortdauernd bemerkte. — Aehnlich dem oben erzählten Ferngesicht des Hrn. Williams war das in Buchanans hist. Scot. L. XVIII erzählte Ferngesicht des im Sterben liegenden Jac. Lodin, welcher die Ermordung Jacobs V sah. M. v. auch ebendas. L. XIII. — Von der Kraft des Benennens der Gegenstände, von der Kraft der psychischen Zueignung, welche die Seele durch den Gebrauch des Wortes empfängt, wird noch später (schon im §. 35 und 36) die Rede seyn. — Auch der geistig verirrte Mensch erkennt, vermittelst des Gemeingefühles, zuweilen im Auge eines andren, geistig Wachen und Gesunden sein eignes Abweichen und Verirren wie in einem Spiegel. Als Beispiel diene hier eine Geschichte, für deren Glaubwürdigkeit mehrere noch jetzt lebende, treffliche Männer bürgen. Zu Berg bei Stuttgart lebte ein alter ehemaliger Müllermeister: Johann Georg Boley, der vom Schlagfluß gelähmt und ganz entkräftet das Bett hüten mußte, während aus den feurigen, durchdringenden Blicken und aus seinen Worten ein kräftiger, gesunder Geist sprach. Eines Tages war er allein im Zimmer. Da tritt ein fremdes Bauernweib herein, mit einem Fäßchen, und bietet ihm Branntwein zum Kauf an. Er bedarf keinen; er weis't das Anerbieten verneinend von sich. Sie fragt noch einmal, er antwortet dasselbe. Die Verkäuferin wird immer zudringlicher und unbescheidner mit ihrem Anerbieten, will nicht von der Stelle gehen. Boley schaut sie auf seine ernste, durchdringende Weise an. Das Weib, nachdem es mit frechem Auge eine Zeit lang diesen durchdringenden Blicken entgegengeschaut, wird auf einmal stumm und zugleich unruhig. Mit immer steigender Angst bricht sie zuletzt das Schweigen und fragt: Was sieht Er mich denn so an? — Boley antwortete ihr nichts. — Sie wiederholt mehrere Male ihre Frage, Boley schweigt noch immer. — Da ruft sie, wie außer sich: „Er braucht mich nicht so anzusehen, ich habe nichts Böses gethan." — Boley schweigt. — „Ich habe gewiß nichts Böses gethan! seh' Er doch einmal weg, man meint ja, Er wolle einen erstechen." — Boley blickt sie noch immer ernst und schweigend an. — „Ach lieber Gott, lasse Er mich doch gehen! — Was will Er denn von mir? Ach Gott, ich sehe schon, Er weiß es! Ich will's Ihm ja gerne gestehen! Eins habe ich gehabt." — Boley, noch immer sie ernsthaft anblickend, sagt: „So? so? Eines? ich habe Sie nicht gefragt." — „Ja, ein uneheliches Kind habe ich gehabt, aber gewiß nicht mehr." — Boley fragt mit immer ernsterem Blicke: „So? nur Eines?" — „Woher weiß Er denn Alles? Ja freilich hab' ich Zwei gehabt. Aber sag' Er's um Gotteswillen Niemand. Ich hab' ihnen gewiß nichts zu leid gethan!

gewiß nichts!" — „So," fragt Bolev, „nichts zu leid gethan?" — „Ach Gott im Himmel! nein, ich hab' Eins davon erstochen! was ist das für ein Mann, Gott behüt' einen vor diesem Manne!" — Mit diesen Worten läuft sie schreiend zum Hause hinaus und ist ihm schnell aus den Augen, ehe er sich nur besinnen kann, was zu thun sey. — Möge man solche unwillkürliche Bewegungen und Aeußerungen des Gewissens mit dem Wahnsinn vergleichen, mit welchem sie in einer gewissen Beziehung verwandt sind; sie bleiben deßhalb dennoch in ihrer ganzen, ernsten Bedeutung bestehen. Die Geschichte der Criminal-Untersuchungen ist voll von Fällen, welche die Uebermacht des Gewissens über den Willen und über alle Vernunft und Ueberlegung des Menschen beweisen. Oefters erwachen die unwillkürlichen innren Bewegungen durch irgend ein andres, lebhaftes Gefühl. In der Geschichte der furchtbaren Giftmischerin und Heuchlerin Anna Margareta Zwanziger, die am 11 September 1811 zu Culmbach enthauptet worden, ist es zuletzt die ruhige Erzählung des besonnenen Richters: daß man den Leichnam der (vergifteten) Justizamtmännin Glaser wieder ausgegraben habe, und der feste Blick des Richters auf diese Missethäterin, was alle heuchlerische Verstellungskunst der Letzteren überwindet und sie zum ersten Geständniß bringt (man vergleiche Feuerbachs actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen I, S. 1 — 53). — An den, mitten durch die Bewegungen des eignen Willens gehenden, diesen öfters widersprechenden Gang des Gewissens erinnern auch einige bemerkenswerthe Züge in der Geschichte des Thierreiches. Hier geschieht es öfters, daß vermittelst des innren Organes des Gemeingefühls ein Thier die Regung seines Instinctes, der es nicht für sich allein Genüge zu leisten vermag, auf ein andres überträgt oder auf dieses fortpflanzt. Dieses Letztere führt dann, selbst gegen sein eignes natürliches Interesse, ja scheinbar zum größten Nachtheil und Untergang desselben, das ihm übertragene, fremdartige Werk fort; wie die Grasmücke die ihm übertragene Pflege für das Ei und das Junge des Kukuks. So versiehet auch eine fremde Ameise für ein äußerlich verkümmertes und hülfloses Geschlecht von verwandter Natur den Dienst des Bauens, der Verpflegung der fremden, jungen Brut und selbst der schon erwachsenen Bewohner des Baues (m. v. m. allgem. Naturgesch. S. 867); das Weibchen des Goldkäfers erbt im Augenblick des Sterbens die Berücksichtigung der zarten, jetzt mutterlosen Brut auf die Bewohner des Ameisenbaues fort, bei denen diese Berücksichtigung ganz gegen die eigenthümliche Natur und Weise zu seyn scheint. Diese Art einer psychischen Fortpflanzung durch und auf das Gemeingefühl erinnert wirklich zuweilen an die gewaltsame Fortpflanzung der Hundenatur auf ein andres, sonst gar nicht zum Beißen geeignetes Thier, beim Biß eines tollen Hundes. — Auch beim Menschen treibt das Gemeingefühl, in seiner Function als Ahndungsvermögen, die Seele zuweilen zu Handlungen an, welche dem Verstand ganz zwecklos und selbst widersinnig erscheinen, so daß er sich der Ausführung zu widersetzen strebt. Meistens jedoch vergeblich; denn die sonderbare, innre Stimme, wenn sie in einem vielbekannten Falle einem besonnenen Manne (dem Prof. der Mathematik, Böhm in Marburg) gebot, das Bette, in welchem er zu ruhen pflegte, von seiner gewöhnlichen Stelle hinweg, an eine ganz andre zu rücken, läßt nicht nach aufzufordern und anzutreiben, bis der Verstand nachgegeben, und erst das Herabstürzen des Deckengemäuers, in der nächsten Nacht, auf die Stelle, wo vorhin das Bette gestanden, rechtfertigt die Zudringlichkeit der innren, prophetischen Stimme. Eben so rechtfertigte sich das Vorausgesicht einer Taubstummen, von welcher Madame Beaumont erzählt (m. v. den 8ten Band des Magaz. d. Nat. u. Kunst). Aehnliche Fälle des Vorausgesichts jenes

des Dr. Knape in Moritz's Magazin u. a. m. Von dem gestaltenden Einfluß des menschlichen Umganges auf das Gemeingefühl der Thiere finden sich in Heggelins Leben (beschr. durch Joh. Mich. Sailer) mehrere merkwürdige Fälle erzählt. Auch die beiden Rößlein des verstorbenen Notars Hofmann in Kornthal gaben ein Beispiel von der erziehenden Macht des Menschen über das Gemeingefühl der Thiere, indem sie dem Stalle bei Nacht entkommen, in den engen Gängen eines schönen Gartens mehrere Stunden lang sich ergingen, ohne an den Pflanzungen und Beeten den mindesten Schaden zu thun.

Selbstbewußtseyn, Vernunft und Verstand.

§. 35. Jene Kräfte und Wirksamkeiten der Seele, zu deren Betrachtung der Inhalt des hier beginnenden so wie einiger der nachfolgenden §§. bestimmt ist, werden unter dem allgemeinen Namen des Erkenntnißvermögens und des Erkennens begriffen. Wie wir oben, im somatischen Theil dieser Untersuchungen (§. 17) das Gehirn vor den Sinnorganen beschrieben; so wollen wir auch hier zuerst den innersten Grund und Anfang des Erkennens betrachten, ehe wir die Geschäfte desselben mit der Außenwelt erläutern.

Wie die Empfindung und das Gefühl auf ein Gewordenseyn und Werden, das Begehren auf ein Bewegen gegründet ist, so beruhet das Erkennen auf einem lauteren Seyn. In ihm wird der ruhende Mittelpunkt des Lebens der Seele gefunden, welcher selber unbewegt, dennoch der anregende Grund und Lenker aller Bewegungen, das Bildungsgesetz und die feststehende Norm alles Werdens ist.

Wir erkannten vorhin (§. 18) in dem Licht den in aller Sichtbarkeit liegenden Zug nach der Sichtbarkeit Quell und Ausgang an. „Wie der Gedanke, welcher des Geliebten gedenkt, das Bild dieses Geliebten in sich trägt, so trägt auch das Sehnen aller sichtbaren Creatur, wenn es ausgehet nach der Sichtbarkeit Ursprung, ein Bild dieses Ursprunges in sich, und dieses Bild erscheint uns als Licht.“ Noch vielmehr, inniger, tiefer, mächtiger, als in der sichtbargewordnen Leiblichkeit wohnet in der Seele des Menschen ein Mitgenosse und Abglanz des ewigen, seligen, vollkommenen Seyns, und dieser Abglanz ist der erkennende Geist in uns.

Die Kraft der innren Sinne: Einbildung und Erinnrung, offenbart auch das Thier. Dieses kennt die Bilder und die

Rührungen des Traumes eben so wie der Mensch, nur fehlt jenen Bildern die Sprache des Geistes, welche sie im Menschen empfangen. Auch der Zauber der Verwandlungen, durch welche die Phantasie einen äußern Gegenstand innerlich in einen andren, etwa heftig begehrten sich umschaffet, ist dem einsam lebenden Vogel nicht fremd, wie dieß Bechstein vornehmlich an männlichen Stubenvögeln beobachtete. Nicht abzusprechen ist dem Thiere selbst jenes Vermögen, welches, mit gewisser Vorliebe, jetzt mehr nach der einen, dann nach der andren Bewegung oder Gestaltung des innren Sinnes sich hinrichtet und dieselbe festhält, so wie die Kraft an die vorkommenden äußren Erscheinungen innerlich andre, jene öfters begleitende anzuknüpfen: an die Ursache das Bild der Folgen und Wirkungen. Der Fisch eilet, wenn das Glöckchen ertönet, das ihn öfters zum Futter gerufen, ans Ufer; Thiere der verschiedensten Art und Entwicklungsstufe erwecken, bei gewissen äußeren Eindrücken, durch selbstständige Rückwirkung der Seele, die verwandte Welt ihrer innren Sinnen. Der überlegende Elephant, wenn er das Hinderniß, das seinem Geschäft des Ziehens oder Tragens einer aufgebürdeten Last entgegenstehet, nicht bloß bemerkt, sondern demselben auszuweichen oder zu begegnen weiß, thut jedoch noch mehr, und so finden sich auch bei andren Thieren Spuren von einem Analogon von Urtheilskraft.

Dem Thiere überhaupt wohnt demnach jenes mütterlich bildende und ernährende Vermögen der Seele innen, welches den psychischen Keim, nachdem ihn der äußere Eindruck befruchtet hat, selbstständig gestaltet und erhält: das Vermögen der Einbildung. Es besitzt ferner die Kraft, bei äußerer Veranlassung ganze Reihen und Regionen der innerlich fortlebenden Welt der von außen erhaltenen Empfindungen aufzuregen und gegen einander zu bewegen: die Kraft der Erinnrung und der selbstständigen Aneinanderreihung der Vorstellungen. Wenn dann jener Homerische Hund, der den Herrn nach zwanzigjähriger Abwesenheit wieder erkennt, mit der geliebten Gestalt und der Stimme des alten Pflegers zugleich der vormals genossenen Wohlthaten und Beachtung sich erinnert; so dämmert hierbei in der Seele des Thieres eine

Spur von Selbstbewußtseyn. Eines Selbstbewußtseyns, das, mitten in dem Loos der jetzigen Verachtung und Entkräftung, der Jugend gedenkt, da eben dieser nun veraltete Leib und seine Kraft die Freude des Herrn war, zu dessen Füßen er jetzt stirbt.

Aber dieser Schein von Selbstbewußtseyn kommt dem Thier nicht an sich selber und in Beziehung auf den „unruhigen Fluß" seines Werdens zu, sondern dasselbe empfängt ihn nur durch sein Anhalten an das feststehende Wesen des Menschen, wie das Gehäufe der Blätter und Zweige, das ein Strom mit sich dahinreißt, einen Halt an dem Felsen findet, welcher mitten in den Wellen aufrecht und fest stehet. Anders dagegen und selbstständiger, nur auf ein göttliches Seyn, nicht auf irgend eine Kraft der Creaturen gegründet, erscheinet das wahre Selbstbewußtseyn in der Seele des Menschen. Hier ist ein Seyn, vergleichbar dem göttlichen, welches sich überall im Strom des Vergänglichen als ein ewig dasselbe Bleibendes erkennet und sich bei seinem Namen: „ich bin es" nennet.

Wie an der sichtbaren Gestaltung des äußeren Menschen, mit welcher wir schon bisher das Wesen und die Kräfte des innren Menschen öfters und gern verglichen, das Gehirn als die unbewegte Mitte, als der Anfang und das Ende erscheinet, von welchem alle Bewegungen ausgehen, und zu welchem alle Empfindungen zurückkehren, so erscheint das Selbstbewußtseyn im Menschen als der Anfang und das Ende aller der Geschäfte des Erkennens und der Wechselwirkungen der Seele mit der sie umfassenden Welt. Darum ward auch (nach Plato) dem selbstbewußten Geiste sein Herrschersitz in der Akropolis unsers sichtbaren Wesens — im Haupte — angewiesen. — Wie aber nun verhält sich dieser inwohnende Herrscher zu dem Beherrschten, wie das Erkennen in uns zum Erkannten? Was kommt der Seele beim Erkennen selbstständig, und als etwas ihr Eingebornes zu? Gleicht die Seele wirklich nur bei der Geburt jener mit Sand gescheuerten Tafel, bei welcher ein Blindgeborner, der keine Hand hat, angestellt ist: die vernunftlose Empfindung, wie Plato den Eindruck der Außenwelt nennet; ein Blinder und Handloser angestellt, damit er

auf das dunkle Leer die Erkenntnisse und das Erkennen aufschreibe, und, er selber vernunft- und bewußtlos, der Seele Vernunft und Bewußtseyn einhauche?

Das äußere Auge siehet niemals dasselbe wieder, was es heute gesehen, das Ohr höret das einmal Gehörte nimmer wieder, denn das, was heute in dieser Welt des Vergänglichen ist, wird morgen nicht mehr, oder ein Andres seyn; die Elemente des sehenden Auges selber waren gestern andre, als sie heute sind, dieser Augenblick, mit dem vergänglichen Schein, welcher ihn begleitet, vergehet und kehret ewig nicht mehr zurück. Wenn aber der Leib stirbt, bleibet die Seele unvergänglich und unveränderlich; eben so bleibet durch die Kraft des Selbstbewußtseyns in der Welt der innren Sinnen, wie in einem Reich der abgeschiedenen Seelen, die Kraft des einmal empfangenen Eindruckes, und sie lebet hier noch, wenn schon längst die äußere Erscheinung, welche den Eindruck machte, vergangen und zerronnen ist. Der wärmende Strahl der Sonne kann die Pflanzen nicht schaffen, sondern wenn der Frühling wiederkehrt, wecket er bloß im entlaubten Baume den neuen Trieb, im Samenkorn, das von außenher in den Boden kam, die Keimkraft auf, anderwärts aber bescheinet er fruchtlos den unfruchtbaren Boden. Kann vielleicht auf ähnliche Weise auch die in uns wohnende Kraft des Geistes, obgleich sie in viel höherem Maße ein innres Abbild der Schöpferkraft ist, als die Sonne ein äußeres, dem innren Sinne seine Welt nicht ursprünglich geben, sondern empfängt dieser etwa die Samen und Keime dazu von außen, und der Geist theilt denselben nur die Fülle seiner eigenthümlichen, unvergänglichen Natur mit, gibt ihnen das fortwährende Leben, das in ihm selber ist? Und wie die Hand des Menschen die Bäume und Kräuter, die er nicht selber schaffen, sondern nur pflegen konnte, zusammenpflanzt und versetzt wie er will; waltet, etwa nur so zusammenordnend und trennend, der selbstthätige Geist mit jenen innren Gebilden? — Wenn wir die Welt der innren Sinne mit einem Reich der abgeschiednen Seelen verglichen, so erschienen dann jene innren Gebilde als Seelen, die vorhin in einem Leibe wohnten, der nach dem Gesetz seiner elementaren Region sich gestaltete und bewegte,

so wie jene nun nach einem andren, höheren Gesetz bewegt werden.

Hören wir hier zuerst über diesen Gegenstand den Ausspruch eines Weisen, der uns schon mehrmalen auf dem Wege dieser Untersuchungen bedeutungsvolle Winke gegeben, den Ausspruch des Heraklit. Es erkennt dieser (nach S. 249) einen allgemeinen, göttlichen Verstand (λόγος) an, durch dessen Theilhaben allein wir selber verständig werden, und er nennt diesen Verstand das Allumfassende (Alles Bedenkende). Sodann weiter schließend sagt er: „Wenn aber das Allumfassende der Verstand (λόγος) ist, so sind die Menschen nicht verständig, ehe sie hören, und wenn sie zuerst hören. Denn sie sind, da diese aus dem (All-) Verstand kommen, der Worte und Werke unkundig, welche ihnen kund werden; nach meiner Erklärung, welche ein Jedes der Natur gemäß auseinandersetzt und aussagt, was sich so verhält. Andern Menschen aber ist unbewußt, was sie wachend gethan; wie dieselben das vergessen, was im Schlafe geschehen. Deßhalb (weil wir nur durch das Theilhaben an dem gemeinsamen, göttlichen Verstand handeln und erkennen) müssen wir dem Gemeinsamen folgen. — Obgleich nun ein gemeinsamer Verstand ist, leben dennoch Viele, als ob sie eine eigne Einsicht hätten. Diese jedoch ist nichts Andres, denn eine Auslegung (Exegese) der (Offenbarungs-) Weise einer allwaltenden Einsicht. Deßhalb, so weit wir des allgemeinen Verstandes eingedenk, an ihm Theil haben, sind wir wahrhaftig, was wir aber Eigenthümliches für uns haben, das ist Lüge."

Dieser Ausspruch, so hart er zu lauten scheinet, gibt der menschlichen Natur eben so viel, als er derselben nimmt. Er gibt ihr ein Theilhaben an dem göttlichen Logos selber, er macht sie zu einem Ausleger der verborgenen Wege einer allwaltenden Weisheit in der Welt des Sichtbaren; zu einem Abglanz der ewigen Wahrheit.

Nicht wie vorhin, obwohl nur fragweise der Vergleich gegeben worden, gleichet die Kraft des in uns wohnenden Geistes der Sonne, welche die Samen der Erkenntnisse im Boden der Seele belebt und aufkeimen machet, diese Samen selber aber kommen von außen her; sondern die zur Belebung, zur Erhaltung, zum Gedeihen der mütterlichen Keime nöthige Sonne ist

ein allwaltendes, göttliches Erkennen; die Keime aber unsrer Erkenntnisse sind dem Grund der Seele eingeboren. Denn, wäre der Seele des Menschen die Harmonie nicht eingeboren, läge nicht im Menschen selber das Gewebe, welches kunstreich einen Ton an den harmonisch zustimmenden andren knüpft; wie hätte derselbe von den Küsten des Nordmeeres an bis zu den Inseln der Südsee, auch in solchen Gegenden, wo kein singender Vogel wohnt, diese Volksgesänge sich erschaffen können, und diese Töne der Saiten, in denen allen der Nachklang eines ewigen Wohllautes vernommen wird. So auch würde der Geist des Menschen, wäre ihm nicht der Grundriß der ganzen Welt des Gedenkbaren eingeboren, niemals, nach dem allgemein anerkannten Gesetz des richtigen Denkens, das augenfällig schöne Gebäu der Gedanken, auch nur über das Sichtbare und Menschliche sich haben erbauen können, welches ein eben so nothwendiges Werk seiner Seele scheint, als das Hüttenbauen ein Werk des Leibes. Wie nach einem allgemeinen Vorbild, das ihm auf dem Berge gezeigt worden (Exod. 25, 40), errichtet der Geist des Menschen jenes hehre Gebäu (m. v. d. §. 37).

Der Vogel, den eine fremde Mutter ausgebrütet, und welcher hernach, in der Gefangenschaft des Käfigs erzogen, noch niemals sein eignes Bild noch seines Gleichen gesehen, gesellt sich, von unwiderstehlichem Trieb bewogen, sobald er dem Käfig entkommen, zu seines Gleichen. Er wird zu den Lebendigen seiner Art gezogen, weil er selber in seinem Aeußren und Innren die Gestalt dieser Art an sich trägt. So wird auch durch einen ihr tief eingepflanzten Trieb, die Seele des Menschen, sobald sie dem Käfig entkommen ist, in welchen sie gerathen, zu der Gemeinschaft des ewig Schönen, des Wahren, des Guten hingezogen, weil sie selber die Form dieser hehren Gewalten in und an sich trägt. Das unvollkommnere Abbild erkennet sich selber in dem vollkommneren Urbild, und hierinnen ist der Zug der Liebe und des gegenseitigen Sehnens gegründet (nach §. 21).

Aber das Bewegen des Sehnens, des Suchens wie des Fliehens, kommt der geschaffnen Seele zunächst nur in Beziehung auf das Geschöpf zu; im Erkennen ist, wie wir schon oben gesehen, kein Bewegen noch Suchen, sondern ein Ruhen

und Befriedigtseyn. Das Erkennen ist ein Theilhaben an einem ewigen Seyn; ein Mitseyn des menschlichen Wesens mit Gott. Wie demnach Heraklit nur mit andren Worten es gesagt: das Erkennen des Menschengeistes ist nicht ein Seyn desselben für sich, sondern ein Mitseyn desselben mit einem Allumfassenden, allerkennenden Göttlichen.

Es ist der Mittelpunkt nur ein unbewegbar Ruhendes, weil er selber Alles trägt, nicht von einem Andren getragen wird; weil nach ihm alles Einzelne, er selber aber nicht von dem Einzelnen gezogen wird. Gott ist die ruhende Mitte alles Wesens der sichtbaren und unsichtbaren Welt. In Ihm und zu Ihm ist Alles, was gemacht ist: die ganze Fülle des Erkennbaren.

Auch das Feststehende im Geist des Menschen: Selbstbewußtseyn und Selbsterkennen genannt, empfängt sein Ruhen und Stillstehen nur dadurch, daß es der tragende, über alle waltende Mittelpunkt ist, jener ganzen Welt des Begehrenswerthen, des Empfind- und Erkennbaren, welches sich im ganzen Verlauf des Lebens um diesen Mittelpunkt her offenbaren und kund machen soll. Wie schon an dem organischen Leibe die angeborenen Glieder und Theile in unmittelbarer Beziehung stehen auf alle einzelnen Regionen und Elemente der umgebenden Außenwelt, und mit diesen von gleichartiger innrer Stimmung sind; so ruhen noch vielmehr in der Seele die Beziehungen und Uebereinstimmungen mit der ganzen Welt der unsichtbaren Anfänge (nach §. 4). Sie könnte nicht Theil haben an dem allumfassenden, göttlichen Seyn, wenn ihr nicht selber, der Möglichkeit nach, ein solches allbegreifendes Seyn, eine solche das Viele umfassende Einsicht innewohnte, welche freilich nur durch das Mitwirken des göttlichen, allgemeinen Erkennens zu einer Wirklichkeit wird.

So ist denn in dem Innern der Seele, der Möglichkeit oder dem mütterlichen Keime nach, eine ganze Welt des Erkennbaren; aber sie bedarf einer Sonne von oben, damit sie offenbar werde. Es walten auch in dieser innren Welt, wie in der großen Welt Gottes, jene beiden Bewegungen, welche das Leben des Einzelnen schaffen und erhalten: die von oben nach unten, von innen nach außen wirkende, selbstthätig an-

regende, und die von unten nach oben, von außen nach innen gerichtete, passiv aufnehmende und empfangende. Diese beiden Mächte der Seele, welche zunächst von dem feststehenden Mittelpunkt des Selbstbewußtseyns aus und nach ihm hingehen, heißen Verstand und Vernunft.

Selbst der Seele des Thieres kommt in ihrem Kreise ein Analogon von dem zu, was wir Verstand und Vernunft nennen. Um hierbei aber scheiden zu können, was schon im Thier vorhanden und was eigenthümliche Gabe des nur im Menschen inwohnenden Geistes sey, bedarf es einer näheren Betrachtung jener beiden Seelenkräfte.

Wenn wir zuerst den Unterschied beider in seiner größesten Allgemeinheit bezeichnen wollen, so nennen wir den Verstand das messende, erkennende Vermögen der Seele für jenen Zug, welcher die Einzelnen und Besondren mit einem Allgemeinen und Höheren vereint, und ihnen hierdurch ihr bleibendes Wesen und Bestehen gibt; zugleich mithin das messende Vermögen für die Kraft, mit welcher sich die Dinge der Außenwelt unsrem eignen, bewegenden Willen entgegenstellen. Dagegen ist dann die Vernunft das messende Vermögen für jene Kraft des eignen Wesens selber, welche von innen heraus auf die Dinge der Außenwelt gerichtet ist: das erkennende Vermögen für das inwohnende, unsichtbare Princip der sichtbaren Bewegung. Sie ist mithin der bemerkende Sinn für den Zug, der von innen nach außen, von oben herniederwärts nach dem Unteren, von dem Ursprung alles Seyns zu den einzelnen Wesen gehet.

In der untergeordneten Region der uns umgebenden Sinnenwelt lernten wir (nach §. 18) den von unten, von dem Mannichfaltigen und Vielen nach einem Höheren, Allgemeinen gerichteten Zug als Licht, den von oben nach unten, von innen nach außen gehenden als Elektricität und Schall kennen. Für das Bemerken des Lichtes ist das Auge da, welchem, wie dieß der nächstfolgende §. weiter auseinandersetzen wird, als innrer Sinn die Einbildungskraft entspricht, so wie den leiblichen Sinnen für Elektricität und Schall das Gedächtniß. Dagegen ließe sich die Function des Verstandes eher mit jener der innerlich, im Schädel gelegenen Organe des Sehens, namentlich der Sehe=

hügel vergleichen, die Function der Vernunft mit jener der Gehirntheile, aus denen die Nerven des Gehörs hervorgehen.

Die Kraft des Sehens reichet über unermessene Räume, weit über die Gränze des planetarischen Bodens und der ihn umwölbenden Atmosphäre hinaus. Sie umfasset die Welt des nachbarlichen Mondes und des Sonnengebietes mit allen seinen Planeten und Kometen. Aber ihr Gang eilet weiter, bis in die Mitte, ja bis zur Gränze der anfänglichen Welt des Gestirnes, welche, wie eine Mutter das Ungeborne, das planetarische Seyn umfasset und in sich heget; es ist dieser Gang so unaufhaltsam und unumschränkt wie das Walten des Verstandes, wenn er das in den einzelnen Wesen erkannte Allgemeine zum Allgemeinsten, ja zum allgültigen Gesetz alles Seyns erhebt.

Auf den ersten Blick scheint es, die Kraft des Hörens, entsprechend als leibliches Abbild der Vernunft, stehe weit jener des Sehens nach; die Bedeutung des kleinen Gehirns sey eine minder hohe, als die des großen. Das Ohr vernimmt nur die Bewegungen, welche in die Gränzen der gröber körperlichen, planetarischen Welt hereindringen und dieser angehören. Durch das Ohr würden wir nichts erfahren von dem Daseyn der allerleuchtenden Sonne, welche das Gefühl erräth, das Auge erkennt; jene Millionen der Lichtwelten, höher und ferner als Sonne und als der sie begleitende Planet, blieben unbemerkt. Der lauteste Schall, welcher in den jetzigen Kreis des menschlichen Hörens fällt, der Donner der ostindischen Vulcane, wird nicht mehr jenseits der Weite von einigen hundert Meilen vernommen, und was nicht die feste Planetenfläche oder ihre Atmosphäre zusammt uns träget und umfasset, das vermag auf keine Weise dem Ohr sich hörbar zu machen.

Dennoch, so sahen wir oben, ist der vernehmbare Ton ein Offenbarwerden jener höheren, allbelebenden und bewegenden Kraft, welche von oben nach unten, von innen nach außen gehend, der Anfang alles Wesens und Lebens ist. Es nimmt diese von oben kommende Kraft, wenn sie der unteren, leiblichen Region sich nahet, die Natur dieser Region an sich: sie verleiblicht sich selber, und das Unvergängliche und Unbegränzte erscheinet in der Art des vergänglichen, engbegränzten Wesens. Während dagegen das sichtbare Licht: ein Zug, der die Crea-

turen zum Quell alles Seyns führt, eine Verklärung der Leiblichkeit in die Form des höheren, geistigeren Wesens ist (nach §. 18).

Eng und beschränkt, wie die Welt der hörbaren Töne und der Stimme, der Form ihres Erscheinens nach es ist, gibt sie deßhalb dennoch erst dem Sehnen, das nach oben geht, seine Erfüllung, wie die männlich weckende Kraft dem Keim der Frucht sein Leben gibt. Alles Verlangen der Seele nach dem Oberen, was wäre es ohne das belebende, sich mittheilende Wort, das von oben kommt. Das schärfste Auge des taub und hiermit stumm Gebornen ersetzt nimmermehr das, was die Sprache dem hörenden Menschen gibt. Der Nerv erscheint wohl dem betrachtenden Auge klein und gering, im Vergleich zu der Fleischmasse und den Knochen des Gliedes, welchem er angehört; das Gehirn ist nur von wenigem Umfang, gegen den gesammten Leib: dennoch ist es der kleine Nerv, der das große Glied bewegt, und die Lebenskräfte des Leibes gehen vom Gehirn aus. So ist auch die Stimme (das Wort), welche das Ohr vernimmt, der eigentlich bewegende Anfang alles Seyns und Lebens in dem unermeßbaren Reiche der Sichtbarkeit. Was das Auge sieht, das ist ein Gewordenes und Gewesenes, welches von hinnen eilt und vergeht; das Ohr ist der Sinn für das Bewegen einer Kraft, die ohne Aufhören und unverändert dieselbe, zum Werden gehet: der Sinn für jene dem Auge unsichtbaren Anfänge (Principien), aus denen alle Sichtbarkeit entstehet. Sobald das Auge die einzelnen Schwingungen der Saite bemerkt, hören diese auf, dem Ohre hörbar zu seyn; jenes Bewegen, das den Ton begründet, entziehet sich selbst dem schärfsten Blicke.

So, wechselseitig sich ablösend, verhalten sich auch in ihrer geistigen Region Verstand und Vernunft: das eine Geschäft schließet aus seinen Gränzen das andre aus, und sein Kreis beginnt da, wo jener des andren endet, obgleich beide Thätigkeiten so neben einander bestehen können, wie am Leibe Sehen und Hören, oder wie Fühlen und Bewegen. Der Verstand ist zuletzt der innre Sinn für ein allgemeines Gesetz der Unterordnung aller Einzelnen unter ein höheres Ganzes, er ist der Sinn für jenen von unten nach oben gehenden Zug, welcher die

Wesen nach dem Ursprung ihres Seyns hinführt, und welcher hierbei dem Mannichfaltigen und Verschiedenen die Weise jenes höheren Ursprunges einprägt (nach S. 196). Wie sich aber die Freiheit zum Gesetz, wie sich willkürliche Bewegung zur Empfindung verhält, so die Wirkungssphäre der Vernunft zu jener des Verstandes. Die Vernunft ist — selber von gleicher Natur mit jener Freiheit, und deßhalb Gleiches dem Gleichen gegenüber — die messende Kraft für das von oben nach unten, von dem allgemeinen Ursprung alles Seyns auf das Besondere und Einzelne gerichtete Walten der Freiheit.

Der Verstand ist das Vermögen zu einem geometrischen Erfassen und Ermessen der Dinge. Er erkennt das Allgemeine der Form, mitten unter den Verschiedenheiten der Bestandtheile der gebildeten Masse, ja er ergänzt diese einmal anerkannte Form, auch wenn ihm nur ein Theil derselben offenbar wird, wie der Krystallkundige, auch wenn sich ihm nur eine oder etliche Flächen eines übrigens verstümmelten oder verwachsenen Krystalles zeigen, aus diesen Flächen die zu ihnen gehörenden, sie ergänzenden übrigen bestimmt. Galilei hatte für alle Körper der Erde jenes allgemeingültige Gesetz der Schwere und des Zuges gegen den gemeinsamen Mittelpunkt erkannt, nach welchem die Kraft dieses Zuges bei fallenden Körpern in quadratischem Verhältniß der Zeiten wächset. Nachdem hernach Newton dasselbe Gesetz der Schwere, welches nicht bloß für die Zeiten des Falles, sondern auch für die Abstände der sich wechselseitig anziehenden Körper anwendbar ist, in der Bewegung des Mondes um die Erde nachgewiesen, dehnte der ergänzende Verstand den einzelnen Punkt, welchen er gesehen, alsbald zu einem Kreise aus, der das ganze Weltgebäude umfasset. Es wurde erkannt, daß jenes Gesetz eben so für alle Planeten, Monde und Kometen unsres Sonnensystemes, wie für alle wägbaren Körper der Erde gelte.

Das eigenthümliche Vermögen des Verstandes: an den einzelnen Dingen von ähnlicher Art, oder von verwandter Region den allgemeinen Zug anzuerkennen, wodurch sich dieselben gleichen, und die obenerwähnte, ergänzende, ausführende Kraft jener Seelenthätigkeit, begründet und entwickelt sich durch länger fortgesetzte Erfahrung, eben so wie das Entscheidungsver-

mögen des Auges über die Abstände und Umrisse der gesehenen Körper (das Augenmaß) sich im Kinde allmählich durch das Betasten der Gegenstände mit den Gefühlsorganen ausbildet. Es wird der eigenthümliche Glanz und die Farbe etwa für ein Merkmal des Metalles genommen. Wenn aber auf diesen Zug einer oberflächlicheren Aehnlichkeit hin der Glimmer zum Silber — als Körper gleicher Art — gestellt wird, der Schwefelkies zum Gold, dann bedarf es eines tieferen Ergründens der wesentlicheren und bleibenderen Merkmale des Metalles, durch weiter eindringende Beobachtung, um den anfänglichen Mangel der innren Beachtung zu ergänzen.

Jenem Geschäft des Verstandes zur Seite gehend, übt denn die Vernunft ein andres, das allerdings ungleich schwieriger, und leichterem Irren ausgesetzt erscheint, als das Geschäft des Verstandes. Wenn zum Beispiel dieser es anerkannt, daß alle Vögel Eier legen und diese, mit mehr oder minderer Sorgfalt, bebrüten, so wie die Jungen versorgen, und wenn hierauf die Erfahrung in der Geschichte des Kukuks eine augenfällige Ausnahme nachgewiesen, da wird allerdings der Verstand den Grund dieser Ausnahme bald (wenn auch zum Theil fälschlich) in der andersartigen Lage des Magens, bald im eigenthümlichen Futter des Kukuks, oder in den langen Zwischenräumen zwischen dem Legen des einen und andren Eies aufsuchen. Dagegen vermag nur die Vernunft das eigentliche Geheimniß jener bewunderns-würdigen Anhänglichkeit, mit welcher die fremden Pflege-Eltern das anvertraute Junge versorgen: das Geheimniß eines um alle Einzelnen geschlungenen Bandes der allversorgenden, Alle bedenkenden Liebe (S. 450) zu ergründen. Der Verstand verstehet allerdings die erhabenen Gesetze der Bewegung der Weltkörper um den gemeinsamen Centralkörper, und erfreut sich der hehren Ordnung; die Vernunft dagegen vernimmt die Bewegungen eines Willens, deren Gesetz der Verstand nicht ergründet, welche aber, auch wo sie scheinbar widersprechend durch die bestehende Ordnung des Sichtbaren hindurchgehen, zu einem harmonischen Einklang sich vereinen. Die Wirkungssphäre des Verstandes ist hierbei das Bestehende, das offenbar Gewordene; die Sphäre der Vernunft das Werden selber; die feste Basis, an welcher sich das Verständliche abspiegelt, ist der ge-

wordene Leib und seine offenkundige Geschichte; die Basis der Vernunft die innre, an sich selber dunkle Welt des Wollens und Strebens.

Wir wiederholen das eben Gesagte noch einmal mit Worten und Ausdrücken, welche schon anderwärts zur Bezeichnung des Unterschiedes zwischen Vernunft und Verstand gebraucht worden:

Mit Recht hat man die Vernunft das Vermögen der Principien genannt. Sie ist nicht bloß ein passiv aufnehmender, bemerkender Sinn für jene unsichtbaren Anfänge, aus denen alles sichtbare Seyn und Bewegen in der Natur hervorgeht (nach §. 4 u. a. O.), sondern eine Kraft, welche selbstständig diese Anfänge in sich trägt und bewegt. Verklärt im Menschen, durch das Walten des Geistes, erschaffet die Vernunft über und in der Welt der tausendfältig verschiedenen, erscheinenden Formen, auf dem Grunde der Seele selber, eine Welt des Idealen, und weiß diese innre Welt zur äußeren That zu machen. Wie immer das Gleiche nur vom Gleichen erkannt wird, so erkennet die Vernunft die innren, letzten Anfänge (Principien) aller sichtbaren Lebensbewegungen, weil sie selber von der Natur dieser Anfänge ist. Sie erfasset die Urbilder jener Bilder, welche die Einbildungskraft von außen empfängt, erkennet die obere Welt selber, deren umhüllende Lichtsphäre der Verstand nur siehet. Dieser erhebt sich zum Verstehen des Gesetzes, nach welchem die Sichtbarkeit gestaltet und regiert wird; die Vernunft aber zum Erkennen jener allwaltenden Kraft, welche dieses Gesetz gab und nach ihm regiert. Der Verstand betrachtet das höhere Allgemeine nur im Spiegel des Besondren; die Vernunft erfasset dieses Besondre, noch ehe es zu dem geworden was es ist, noch ehe es die sichtbare Gestalt nahm, in jenem höheren Allgemeinen, in jener mütterlichen Weisheit, aus welcher alles erscheinende Daseyn hervorgehet, selber.

Verständlich und erfaßbar ist dem Auge, wie in seinem höheren Kreise dem betrachtenden Verstand, das Abbild jenes Höheren und Allgemeinen, das sich in der vergänglichen Form spiegelt. Denn hehr und gewaltig wie auch dieses Abbild von Millionen der Lichtwelten widerstrahlt, ist es dennoch, als Ei-

genthum des vergänglichen Wesens, selber von vergänglicher Natur gleich dem betrachtenden Auge; es ist zu einem äußerlich Bestehenden geworden. Unermeßbar groß ist denn die Welt, welche das Auge wie der betrachtende Verstand überblicken; so groß als der Abstand der einzelnen Dinge von dem Ursprung alles Seyns, so hocherhaben als der Schöpfer über dem vergänglichen Geschöpf stehet. Wenn nun dagegen die Vernunft diese Schöpferkraft nicht nur mittelbar, im Abbilde, sondern unmittelbar, in ihrem Wesen selber erfasset, ihr Bewegen vernimmt, so gründet sie hierinnen zwar tiefer als der Verstand, stehet aber zugleich diesem an äußrem Umfang des Erfassens nach. Denn dieser Umfang ist klein, wie die Kraft, welche im endlichen Wesen wohnet, im Verhältniß zu der unendlichen Kraft des Schöpfers selber.

Im höheren Thierreich wird bemerkt, daß die Vollkommenheit und Feinheit des Gehörs in gleichem Maße mit der Ausbildung der Stimmorgane zunehmen, so wie umgekehrt ein stumpfes Gehör mit übeltönender oder schwacher Stimme verbunden ist. Statt der Stimme zeigt sich, bei einigen Classen, bald mehr, bald minder merklich, die elektrische Natur der bewegenden Kraft (nach S. 183). So entfaltet sich auch in der Seele die Vernunft in dem Maße, in welchem das vorhin (§. 34) erwähnte, innre Sprachorgan, und überhaupt die bewegende Kraft des Willens wächset, und erst wenn im Menschen der Wille zu göttlicher Kraft und Freiheit gelanget, erkennt der denkende Geist den eigentlichen Anfang des Bewegens, das die Vernunft vernimmt, unmittelbar in Gott an.

Wenn aber auch Verstand und Vernunft ihre höchste Entfaltung erst durch den Geist empfangen, der selber von göttlicher Natur, unmittelbarer das Göttliche erfasset, so lassen sich dennoch diese beiden Richtungen der erkennenden Seele schon in ihrem einseitigeren Verkehr mit dem sichtbaren Irdischen beim Thiere nachweisen. Wenn der oft gescheuchte Vogel mitten aus den besondren, eigenthümlichen Kennzeichen der einzelnen Person, den allgemeinen Charakter der Menschennatur, ja irgend eines ihm freundlichen oder feindlichen einzelnen Standes der Menschen herausfindet und anerkennt, so ist dieses eine, wenn auch unvollkommene Aeußerung des Verstandes. Diese Richtung der

wirkenden Seele regt sich schon, wenn auch versenkt in ein bewußtlos leibliches Bilden, in den bauenden Termiten und in den Bienen, wenn jene die Körnlein des Sandes oder des Thones, diese die Scheiblein des Bienenharzes (propolis) oder des Wachses, stets das Gleiche zum Gleichen, und hiermit jedes an seinen angemessenen Ort fügen. Dagegen ist dann jenes innre Aufmerken, womit der Steinbock der Alpen die eigne Kraft zum Sprunge, gegenüber der Kluft, über welche sein Weg ihn führte, abmisset; jenes Aufmerken, durch welches das gezähmte Thier, dem beherrschenden Menschen gegenüber, die eigne Unmacht und die Uebermacht der Menschennatur beachtet und hiernach das eigne Handeln und Bewegen einrichtet, eine vorbildliche Aeußerung der Vernunft. So wird auch in jenen mannichfachen Listen, durch welche der Fuchs oder einige ihm ähnliche Raubthiere ihre Beute berücken und erschleichen, das Aufdämmern eines vernünftigen Ueberlegens erkannt. Ueberhaupt wird jede erkennende Thätigkeit der Seele, wodurch diese die Dinge der Außenwelt in ihrem wechselseitigen Verhältniß zu einander abmisset, die Aeußerung eines dem Verstande ähnlichen Vermögens seyn, während jener gleichsam arithmetische Sinn, mittelst welchem die Seele ihr eignes innres Leben und seine Kraft, im Verhältniß zu diesen Dingen der Außenwelt abwäget und berechnet, der Vernunft entspricht. Beide, der geometrisch das Gebiet der Sichtbarkeit abmessende Sinn, von seinen verhülltesten Regungen an, in der webenden Raupe und Spinne, bis zu seiner Entfaltung zum Verstande, so wie das arithmetische Beachten des selbstthätigen Bewegens (gleichsam eines innren Tönens) und seiner Con- oder Dissonanzen, sind mithin ein beständiges Eigenthum der (thierisch) lebenden Seele.

Doch ist bei allen solchen Uebereinstimmungen zwischen jenen Seelenthätigkeiten bei dem Thiere und bei dem Menschen ein sehr tiefgreifender Unterschied nicht zu übersehen. Wir haben auf diesen zwar schon oben, im §. 32, bei der Lehre von den Temperamenten hingedeutet, haben auch vorhin bei der Betrachtung des Selbstbewußtseyns die Gränze des rein Menschlichen in der Vernunft und dem Verstand genauer bezeichnet; es wird jedoch nicht unzweckmäßig seyn, den Unterschied hier noch einmal ins Auge zu fassen.

Nur im Menschen ist jene Wirklichkeit des Seyns, welche sich auf ein unmittelbares Theilhaben am göttlichen Seyn gründet, darum ist auch bloß in ihm ein wahrhaftes Selbstbewußtseyn; im Thier ist zunächst nur ein beziehungsweises Seyn, für und zu allen andern Creaturen, ein Theilhaben an dem Seyn der ganzen Sichtbarkeit. Wenn im gezähmten Thiere ein Schein des Selbstbewußtseyns aufdämmert, so ist dieser nur ein fremdes Licht, das von der vollkommensten unter allen irdisch sichtbaren Creaturen, dem Menschen, ausgehet; ein Widerschein von dem Selbstbewußtseyn des Menschen. Die von innen nach außen gerichtete, gleichsam erkennende Kraft, welche wir als Analogon des menschlichen Verstandes betrachteten, beziehet sich im Thier, eben so wie die von außen nach innen, von unten nach oben gekehrte, vernunftartige, bloß auf den Wechselverkehr mit der sichtbaren Außenwelt. Dagegen kommt in dem Doppelstern der Menschenseele noch ein zweites Centrum, das wahre Selbstbewußtseyn; noch eine zweite höhere Potenz des Verstandes und der Vernunft hinzu, welche für das Erkennen einer unsichtbaren Welt des Geistigen und Göttlichen gemacht ist. Das Thier hat nur die eine, niedere oder irdische Art der Vernunft und des Verstandes; der Mensch hat hierbei zugleich auch die andre, göttliche Art, obgleich er viel häufiger nur von der irdischen Art Gebrauch machet als von der höheren.

Noch erwähnen wir, daß die Vernunft in vielen ihr zukommenden Functionen auch als Urtheilskraft, der Verstand in verschiednen seiner Aeußerungen als Scharfsinn bezeichnet wird, welche letztere Richtung in ihrer niedreren, aufs bloß sichtbare Wesen begründeten Erscheinungsform Witz genannt ist. Ueberhaupt ist auch bei allen diesen abgeleiteten Functionen der beiden erkennenden Grundkräfte überall eine niedrere (thierisch-menschliche) und eine höhere (göttlich-menschliche) Art zu unterscheiden. Die thierisch-menschliche Vernunft erscheinet in allen ihren Geschäften eigennützig und selbstsüchtig; durch sie beachtet die menschliche Natur das, was das Ihre ist, durch die höhere Art der Vernunft aber das, was Gottes ist. Der thierisch-menschliche Verstand erkennet, was die Dinge in Beziehung auf einander und auf die Gesammtheit der sichtbaren Welt sind; der höhere Verstand weiß, was

sie in Beziehung auf Gott oder auf ein höheres, göttliches Gesetz sind, welches der erleuchtete Verstand eines Keppler und Newton inmitten der Schöpfungen Gottes anschauten.

So ist es dann der Geist, nicht die eigene Kraft der Seele, welcher zuletzt im Menschen den messenden Verstand an die Gränze eines Unermeßlichen führt, das hoch und hehr, wie der Himmel mit allen seinen Sternen, über dem kleinen Erdball, um und in und über der Sichtbarkeit stehet: ein Ewiges und Göttliches über dem Wandelbaren und leiblich Gewordenen. So ist es auch nicht die eigne Kraft der Seele, sondern der Geist, welcher die abwägende und berechnende Vernunft fähig machet, über und in dem Bewegen des eignen Lebens, das Weben und Walten eines allgewaltigen und unbeschränkten: eines göttlichen Willens zu vernehmen, und dem alldurchwirkenden Geiste im Leben selber zu begegnen, von dessen Walten der messende Verstand die Spuren gesehen. Das weitere Verhältniß jener beiden herrschenden Kräfte, zu einander selber und zu den innren Sinnen, so wie eine nähere und genauere Betrachtung ihrer eigenthümlichen Wirkungsweise, soll uns in einem der nächsten §§. (im 37sten) beschäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Während als Gegenstand der Empfindung der beständige Fluß des Werdens erscheint, ist dagegen der Gegenstand des Erkennens nach Plato ein Feststehendes und Unveränderliches (Tim. 51, Parm. 152). Auf ein Feststehen (*βεβαιότης*), welches zugleich das Wesen (*οὐσία*) ist, begründet sich dann alles wahre Wissen, alle Philosophie (Crat. 386, d: *δῆλον δὴ, ὅτι αὐτὰ αὑτῶν οὐσίαν ἔχοντά τινα βέβαιόν ἐστι τὰ πράγματα*); das der Erkenntniß Fähige, was in der Seele wohnet, ist ein Göttliches (Tim. 72, u. a.). Ein Zug des Verwandten zum Verwandten ist es mithin, was den Menschen zu dem Göttlichen zieht, was ihn bewegt an das Seyn der Götter zu glauben und sie zu verehren (de leg. X, 899, d). Ein ewig Feststehendes denn ist Gott; denn dieser kann nicht werden; Er, das Schönste und Beste, muß unwandelbar Ein und dasselbe bleiben (rep. II, 380: d). Gott, der königlich waltende Geist (leg. X, 896, e; Tim. 28, b), ist das Urbild der ganzen Sichtbarkeit (Tim. fin.; m. v. ib. 29, a); er ist das Maß aller Dinge (de leg. IV, 716, c: *ὁ δὴ θεὸς ἡμῖν πάντων χρημάτων μέτρον ἂν εἴη μάλιστα*); denn es liegt zwar allem Dem, was wir als ein Vieles mit dem gleichen Wort benennen, das, was Plato Idee oder Urbild (*εἶδος, ἰδέα*) heißet, zu Grunde (rep. X, 596, a. 597. Phaedr. 100, 250, a; Tim. 28, a; 49, d), ein Wesen an sich, im Vergleich mit dem Sinnlichen, welches nur ein Wesen im Verhältniß zu dem empfindenden Wesen hat (Crat. 386), ein sich immer Gleiches (Phaed. 74. a), welches begründet, daß die Dinge durch ihr Theilhaben an ihm sind, was sie sind (ib. 100, 101); aber die Ideen des sichtbaren Wesens setzen selber wieder Ideen von höherem Range voraus (ib.), bis die Verkettung der Ideen, welche es möglich machen würde, daß Jemand, von Einer

Idee ausgehend, Alles finden könnte, wenn er nur tapfer und unablässig suchte (Menon. 81), zuletzt zu einem Letzten käme, jenseits welchem keine höhere Voraussetzung mehr möglich erscheint; zu dem Grund aller Dinge (de rep. VI, 511, b), zu Gott, der Idee des Guten, welche das Ende des Erkennbaren ist (VII, 517; ἐν τῷ γνωστῷ τελευταία ἡ τοῦ ἀγαθοῦ ἰδέα) und der Dinge Anfang, Ende und Mitte (de leg. IV, 715, e).

Das wahre Erkennen wird selber mit dem Erkannten (nach gewissem Maße) Eins. — Darum stellt die eine, göttliche Wissenschaft nicht nur das Schöne und das Werden dar, sondern sie ist selber das Schöne und das Wesen. Denn so wie die Sonne Ursache ist des Gesichtes, und Ursache nicht nur, daß die Dinge im Lichte gesehen werden, sondern überhaupt auch, daß sie wachsen und werden; so ist das Gute von solcher Kraft und Schönheit, daß es nicht nur der Seele Ursache wird der Wissenschaft, sondern daß es zugleich auch Wesen und Wahrheit Allem gewährt, was Gegenstand der Wissenschaft ist. Aber wie die Sonne nicht selber das Gesicht und das (irdisch) Gesehene ist, sondern über diesen stehet, so ist auch das Gute nicht die Wissenschaft und das Wesen, sondern es ist über beiden, und beide sind nicht das Gute (an sich), sondern nur gutartig (rep. VI, 506, e).

Empfindung und Wahrnehmung ist noch nicht Wissen. Denn wenn Empfindung Wissen wäre, so müßte der, welcher eine fremde, ihm noch unbekannte Sprache hört, sie beim Hören auch verstehen; der, welchem die Buchstaben unbekannt sind, würde dieselben, sobald er sie sähe, auch kennen ((Theaet. 163).

Das Denken ist ein Reden der Seele mit sich selber (Theaet. 189, e; Sophist. 263, d), das Reden aber die Verknüpfung des einen Wortes mit einem andren (Soph. 259), oder vermöge der innigen Beziehung der Worte auf das Gedachte, die Verknüpfung eines in sich selber feststehenden Begriffes (Ib. 252, d) mit einem andren. Das Höchste und Schönste kann, weil es unkörperlich ist, nur durch den Verstand erfaßt und durch verständige Rede dargestellt werden (Politic. 285). Eben dieses durch die Rede Darstellbare: das Schöne und Gute und alles Das, welchem wir ein wahres Seyn beilegen, steht zwar in einer Beziehung zu den sinnlichen Dingen; diese aber sind weit entfernt, jenem vollkommen zu gleichen, sondern die Empfindung jener sinnlichen Dinge bewirkt in uns nur die Erinnerung an das wahrhaft Seyende, welches wir schon früher erblickt haben. Denn alle sinnlichen Empfindungen sind uns nur Erinnerungen an die ewigen Ideen, deren Aehnlichkeit sie an sich tragen und deren Nachbilder sie sind (Phaed. 74, 75, 76). All unser Erforschen und Lernen ist nichts Anderes als Erinnerung an ein früher Gewußtes (Menon. 80, d; 82, a; Theaet. 191, c, 197; Phaed. 73, a). Dieses angeborne Wissen ist die der Seele eingepflanzte göttliche Vernunft, welche sich uns in der Welt des Sinnlichen und Werdenden und in ihrer Verbindung mit dem Leibe als eine werdende Vernunft darstellt (Tim. 34 u. a.).

Es wohnet mithin schon nach dieser Lehre des Alterthumes ein göttlich Erkennendes im Menschen. Aber dieses Erkennende, aus Gott Geborene, bedarf auch zugleich in jedem Augenblick einer neu belebenden Aufregung und Ernährung durch den göttlichen Lebenseinfluß, welcher als das allein Seyende ein mit uns Seyendes, ja in der Welt des Leiblichen ein mit uns Werdendes, ein Mitbewegendes wird. — Die Seele des Menschen, ein ausgewanderter Theil des allgemeinen Feuers oder der allumfassenden, allwaltenden Vernunft, wird nach Heraklit auch nur durch das immer wieder herzuströmende Feuer erhalten (Plut. de Is. et Osir. 76; Sext. Emp. contrad. VII, 129). Ueberhaupt scheint dieser ernste

Denker sehr gründlich erkannt zu haben, was „unser Wissen und Verstand“ mit Finsterniß umhüllet, in dem jetzigen Zustand unsrer Natur sey. Nach seiner Lehre hat die „menschliche Art“ keine Erkenntnisse, das Göttliche aber hat diese. — Der unmündige Mensch empfängt durch die Stimme des Dämons, was das Kind vom Manne. **Orig. contr. Cels. VI, 698:** *ἦθος γὰρ ἀνθρώπειον μὲν οὐκ ἔχει γνώμας, θεῖον δὲ ἔχει — ἀνὴρ νήπιος ἤκουσε πρὸς δαίμονος, ὅκωσπερ παῖς ἀνδρός.* — Die oben, S. 548 angeführte Aeußerung des Heraklit, deren Anfang wir schon beim §. 20 gegeben haben, f. m. bei **Sext. Emp. contrad. L. VII, 132, 133, ed. Fabric. p. 398 u. 399:** *„λόγου τοῦδε (scil. τοῦ περιέχοντος) ἐόντος, ἀξύνετοι γίνονται ἄνθρωποι, καὶ πρόσθεν ἢ ἀκοῦσαι, καὶ ἀκούσαντες τὸ πρῶτον. γινομένων γὰρ κατὰ τὸν λόγον τόνδε, ἄπειροι ἐοίκασι πειρώμενοι ἔπεων καὶ ἔργων τοιούτων, ὁκοίων ἐγὼ διηγεῦμαι, κατὰ φύσιν διαιρέων ἕκαστον, καὶ φράζων ὅκως ἔχει. τοὺς δὲ ἄλλους ἀνθρώπους λανθάνει ὁκόσα ἐνερθέντες ποιοῦσιν, ὅκωσπερ ὁκόσα εὕδοντες ἐπιλανθάνονται.“* (*διὰ τούτων*, so fügt Sextus Empiricus hinzu, *γὰρ ῥητῶς παραστήσας ὅτι κατὰ μετοχὴν τοῦ θείου λόγου πάντα πράττομέν τε καὶ νοοῦμεν, ὀλίγα προσιελθὼν, ἐπιφέρει·*) *„διὸ δεῖ ἕπεσθαι τῷ κοινῷ“ — „τοῦ λόγου δὲ ἐόντος ξυνοῦ, ζώουσιν οἱ πολλοί ὡς ἰδίαν ἔχοντες φρόνησιν. ἡ δ' ἔστιν οὐκ ἄλλο τι ἀλλ' ἐξήγησις τοῦ τρόπου τῆς τοῦ παντὸς διοικήσεως. διὸ καθ' ὅ, τι ἂν αὐτοῦ τῆς μνήμης κοινωνήσωμεν, ἀληθεύομεν. ἃ δὲ ἂν ἰδιάσωμεν, ψευδόμεθα.“* — Die Aeußerung des Heraklit, auf welche oben S. 547 angespielt war, und welche die Verwandelbarkeit unsres empfindenden Wesens, welches in jedem Augenblick ein neues wird, mit den immer sich erneuernden Wellen eines Stroms vergleicht, findet sich in Schleiermachers **Fragm. Nr. 20; Plut. de Ei ap. Delph. 18; Heraclid. Alleg. Hom. 443.**

Wie sich übrigens das Männliche zum Weiblichen, wie sich das ewig ergänzende Complement oder die Fülle zu dem einseitig Mangelhaften verhält, so verhält sich der Gedanke zu dem sinnlich wahrnehmbaren Stoff. Denn nach Parmenides (**v. 150**) ist der Gedanke jene Fülle selber: *τὸ γὰρ πλέον ἐστὶ νόημα.*

Nach Aristoteles ist der Theil der Seele, vermittelst dessen sie erkennt und denkt, der Verstand (*νοῦς* **de anim. III, c. 4**). Nur das vom Verstande Gedenkbare ist das Seyende und der Gegenstand der Wissenschaft das Seyende an sich; während das Sinnliche nicht an sich, sondern nur in Beziehung auf die empfindende Seele ist (**magn. mor. I, 34; Met. III, 4; IV, 6; Topic. I, 14; de anim. III, 4; 8**). Der Verstand verhält sich übrigens zu dem Denkbaren, wie der Sinn zum Sinnlichen. Damit er über Alles herrsche, Alles erkenne, muß er (nach Anaxagoras) ein Unvermischtes, Einfaches seyn (*ἀμιγή*). Sein Wesen ist die Möglichkeit (*τὸ δυνατόν*), nicht die Wirklichkeit (*ἐνεργεία*). Die denkende Seele ist dann das Behältniß der Formen (*τόπος εἰδῶν*). Während ein zu starkes Licht die Fähigkeit zum Sehen gleichsam lähmt (das Auge blendet), ist der Verstand, wenn er etwas sehr Tiefes gedacht hat, sogar noch besser befähigt, etwas Leichteres zu denken. — Der Verstand ist eine unbeschriebene Tafel (*γραμματεῖον, ᾧ μηδὲν ὑπάρχει ἐντελεχείᾳ γεγραμμένον*). — Der Verstand selber ist ein Denkbares (**de anim. III, 4**). — Die Worte *νοῦς* und *διάνοια* (Verstand und Vernunft) werden hier wie anderwärts von Aristoteles nicht scharf unterschieden, sondern öfters das eine statt des andren gebraucht, dagegen stehen sich (**de anim. L. III, c. 3**) *νοῦς* und *φρόνησις*, *νοεῖν* und *φρονεῖν* (**m. v. Probl. XXX, 2**), ungefähr auf dieselbe Weise entgegen und zugleich parallel, wie Verstand und Vernunft — (gleichsam) zwei Seelen, eine denkende und eine empfindende. Für die denkende Seele

sind die Vorstellungen (φαντάσματα) dasselbe, was für die empfindende die Empfindungen (αἰσθήματα) sind (c. 7). — Mit der empfindenden (die äußeren Eindrücke aufnehmenden) Seele scheint das nahe verwandt und verbunden, was bei Arist. (c. 5) der passive Verstand (παθητικὸς νοῦς) heißt, welcher Alles werden kann. Das was wir jedoch oben (S. 559) als Eigenthum der menschlichen Seele bezeichneten, heißt ihm der selbstthätige, leidenlose (ἀπαθὴς) Verstand, welcher Alles thun kann. Sein Wesen ist die Selbstthätigkeit oder Wirklichkeit (ἐνεργεία). Er allein ist was er ist (ἐστὶ μόνον τοῦθ' ὅπερ ἐστί), allein unsterblich und ewig, während der passive Verstand sterblich ist.

Die bloß sinnliche Einbildungskraft (αἰσθητικὴ φαντασία) findet sich auch bei andern Lebendigen, dagegen die (selbstthätig) beschließende Kraft nur in den vernünftigen (ἡ δὲ βουλευτικὴ ἐν τοῖς λογιστικοῖς, de anim. L. III, c. 11).

Empfinden und Denken sind verschieden. Das Denken (Urtheilen) ist der Täuschung (ἀπάτη) ausgesetzt. Das Empfinden ist allen, das Denken (Urtheilen) nur wenigen Lebendigen eigen. Aber auch das Erkennen dessen, was recht (ὀρθῶς) und nicht recht ist: die Beurtheilung, das Verständniß und die Meinung von dem, was richtig ist, sind verschieden vom Empfinden. Denn die Empfindung des Besondern ist immer wahr, das Urtheilen (διανοεῖσθαι) kann auch ein falsches seyn. — — Auch Einbildungskraft und Wahrnehmung (φαντασία καὶ ὑπόληψις) sind verschieden. Denn die Wahrnehmung hängt nicht von unsrer Willkür ab, wohl aber das Geschäft der Einbildungskraft. Das Denken, als das Höhere Umfassende, stehet über der Einbildungskraft und der Wahrnehmung (Aristot. de anim. III, c. 3).

Die Vernunft und der Verstand (hier λόγος und νοῦς) sind der Endzweck; die Vollendung unsrer Natur (Ar. Politic. VII, c. 15). — Der Verstand (νοῦς) wird mit dem Auge verglichen, welcher die Proportionen der Dinge unterscheidet (Arist. Ethic. Nic. I, 4). — Das Organon des νοῦς ist die Wissenschaft (Probl. XXX, 5). — Aristoteles erwähnt auch einer sinnlichen Wissenschaft (Ethic. Nic. VII, 5; Ethic. Eud. VI, 3) und nennt anderwärts die Unterscheidung ein Werk der Empfindung oder vielmehr des Gefühls (Met. I, 1; de anim. III, 2). Denn was er αἴσθησις des Guten und Bösen, des Gerechten und Ungerechten nennt (Pol. I, 2; Eth. Nic. IV, 11), haben wir oben (§. 31) als Gefühl bezeichnet, während anderwärts unter jenem gemeinsamen Namen des Gefühls und der Empfindung auch jenes Seelenvermögen begriffen scheint, das wir im nächsten §. als den „Geschmack" der Seele werden kennen lernen (so vielleicht selbst Ethic. Eud. V, 11; Eth. Nic. VI, 12).

Die größere Sicherheit der Geschäfte des Verstandes ist nachgewiesen und das Geschäft des Verstandes selber beschrieben: Met. IX, 10, de anim. III, 6; m. v. Anal. post. II, 7, 10, 14: Met. VI, 1; IX, 10; XI, 7. Das selbstthätig bewegende Erkennen oder die Vernunft in uns ist von der Art des selbstthätig bewegten Göttlichen, des unbewegten Bewegers (Phys. VII, 2; VIII, 5). Die Vernunft (übrigens hier auch νοῦς genannt) verhält sich auf ähnliche Weise zum sinnlichen Begehren als die Vorstellung zur Empfindung. Ihr Geschäft ist es, uns das Gute darzustellen und dasselbe auf die besondern Verhältnisse des Handelnden zu beziehen, so daß daraus der Schluß hervorgeht, dieses oder jenes sey zu thun oder sey nicht zu thun (de anim. III, 10).

Aristoteles, hierin übereinstimmend mit der Lehre der Pythagoräer (m. v. Plut. d. plac. philos. V, 20) mit Archelaos (Diog. Laërt. II, 17), Anaxagoras u. A. behauptet, daß auch in den Thieren eine Art oder Analogon von Vernunft sey (m. v. Origenes Philosophumena c. 9,

Opp. I, p. 890, und die übereinstimmenden Behauptungen mehrerer Weisen des Alterthums hierüber gesammelt in Bayle's diction. III, 2350 und 2601, so wie die Joh. Schmids dissert. de brutis, hominum doctoribus etc. Vitemb. 1688).

Das Selbstbewußtseyn oder das Ich wird von Chrysippos als die allbeherrschende Kraft in der Seele, als das ἡγεμονικὸν bezeichnet (Galen de Hippocr. et Plat. plac. L. II, c. 2, ed. Kühn. Vol. V, p. 215).

Nach Philo ragt der Verstand oder selbstbewußte Geist (νοῦς) in drei Zeiten hinüber; er denkt über das Gegenwärtige, erinnert sich des Vergangenen, erwartet und hofft das Künftige, während der wahrnehmende Sinn nur vom Gegenwärtigen gerührt und bewegt wird. — Das Gefühl oder Empfindungsvermögen ist von zweifacher Art: ein passives, welches nur der Fähigkeit nach, und ein selbstthätiges, welches der Wirksamkeit nach ist. Das erstere ist dem νοῦς anerschaffen, das andere wird erst aus ihm, wie Eva aus Adam (Phil. SS. Leg. Alleg. L. II, 1095, ed. Mang I, 74). — In unsrem Wesen wohnen nicht bloß die Grundkräfte der drei Naturreiche, nämlich die der Haltung, des Mitwerdens und der thierisch bewegenden Seele, sondern überdieß der verständige Geist (νοῦς). — — Ein Eigenthum dieses verständigen Geistes, welches er mit den göttlichen Naturen gemeinsam besitzet, ist die Urtheilskraft (δύναμις διανοητική) und die Kraft des Schließens (δ. λογική). In der letztern wird eine doppelte Richtung der Wirksamkeit unterschieden: eine innerliche, des Denkens und die äußerliche des Sprechens. Es findet sich aber, als Schwester von jenen, noch eine andre Kraft in der Seele: das Gefühl, mit welcher die Sprache in unmittelbarer Beziehung steht. Denn diese beschreibt nichts Anderes als die Erzeugungen des selbstthätigen Gefühles. — Wie eine Gehülfin und Gefährtin wurde die Kraft des selbstthätigen Gefühles nach dem νοῦς und zu demselben erschaffen, damit sie die Objecte aufnehme, und damit so die Seele zu einem Ganzen sich vollende (Phil. SS. Leg. Alleg. 1091, ed. Mang. I, 71).

Der Sinn (αἴσθεσις und εἴσθεσις) führt die Erscheinungen hinein in den νοῦς. In diesen, gleichwie in eine mächtige Schatzkammer, legen die Sinnen (Augen, Ohren) alle ihre Wahrnehmungen nieder. Die Einbildungskraft übt dann in Beziehung auf diese gesammelten Schätze das Amt eines Münzmeisters aus. Denn alle dem, was die Sinne überbringen, dem drückt dieselbe ihr Gepräge auf. Der νοῦς aber gleichet dem Wachse, welches die Eindrücke behält, bis die Vergessenheit dieselben verwischt. — Die empfangenen Eindrücke afficiren die Seele; hieraus wird das Begehren. — So viel die Thiere höher stehen als die Pflanzen, eben so viel steht auch der Mensch über das Thier erhaben. Er ist im Besitz des höchsten Gutes: der Vernunft (διάνοια), wodurch er alle Naturen der Körper und Wesen umfasset. Wie denn an unsrem Leibe das Auge der Herrscher ist, in der Außenwelt aber das Licht, so ist in unsrem Innern das Höchste der selbsterkennende Geist (νοῦς). Dieser ist das Auge der Seele, erhellt durch eignen Glanz. Er ist von derselben Wesenheit, aus welcher die göttlichen Naturen sind. Daher ist auch nur die erkennende und unterscheidende Kraft in uns unsterblich zu achten. Sie allein ward nach dem Gebot des Vaters frei, entnommen den Banden der Nothwendigkeit, begabt mit dem Geschenk des eignen, selbstständigen Wählens. — — Darum unterliegt auch nur der Mensch bei seinem freien Handeln dem Tadel, oder verdient Lob. — — Die selbstbewußte Seele des Menschen allein, aus den Banden der Nothwendigkeit befreit, verdient angeklagt zu werden, wenn sie ihren Be-

freier nicht ehrt (Phil. quod Deus sit immutabil. 299, 300; ed. Mang. 278, 280).

An der Wirksamkeit der Seele unterscheiden wir das Bemerken (νόησις), Begreifen oder Erfassen (κατάληψις), das sichere Erkennen oder Treffen (εὐστοχία), das in sich Hegen und Pflegen (μελέτη), nebst den Erinnerungen (μνῆμαι), daraus Charakter (ἕξις) und Disposition (διάθεσις) — — die mannichfachen Künste, die sichern Wissenschaften, der Inbegriff aller Tugenden (id. de plant. Noä 218, ed. Mang. I, 334). — Gott schuf den Menschen nicht als sein Bildniß, sondern nach seinem Bildniß schuf er ihn (οὐκ εἰκόνα ἀλλὰ κατ' εἰκόνα). Unser νοῦς ist mithin das dritte Gleichniß Gottes (Phil. quis rer. div. haeres. 513, ed. M. 505).

Maximus Tyrius (diss. XL, p. 418, ed. Davis.) nennt das Göttliche und Unsterbliche in der Menschenseele den Verstand (φρόνησις) oder den selbstherrschenden Geist (νοῦς). — Nur dieser gibt Gewißheit.

Der νοῦς, nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, vermag Gott zu erkennen (Orig. contr. Cels. L. VII, 33, ed. Paris. Vol. I, p. 717; ib. 37, p. 720). Derselbe (der νοῦς) muß unkörperlich seyn, weil er Geistiges zu erfassen und zu erkennen vermag (de princip. L. I, 7, ed. Par. I, 52).

Ein natürliches Kriterion (κριτήριον φυσικὸν) wohnt in dem Menschen, zur Unterscheidung des Guten und Bösen: eine natürliche Urtheilskraft (S. Basil. Caesar. Homil. in princ. proverb. ed. Paris. II, 106). Die Vernunft (hier λόγος) nimmt als Richter in uns den höchsten Rang ein, um über Alles zu entscheiden und zu prüfen, ob es zu wählen sey oder nicht? und ob den Entwürfen und Begierden der Seele Raum zu gestatten sey oder nicht? (St. Basil. Caes. Serm. XXI de prospera et advers. fortun. ed. Par. T. III, p. 579).

Der selbsterkennende Geist (νοῦς) hat Gemeinschaft mit der denkenden Seele durch den Verstand (λόγος), die denkende Seele mit der fühlenden durch den phantastischen Geist, die Seele selber ist ein Bild des νοῦς, nach Nicephorus' Schol. in Synes. de insomn. ed. Par. cm. not. Dion. Petav. p. 372. — Der Ausgang des νοῦς, da derselbe von Gedanken zu Gedanken sich ergeht, ist die Wissenschaft — νοῦς und λόγος innig nahe verwandt, Synes. de Dion. ex Phil. ed. Petav. p. 47. — Zwischen dem νοῦς und der ψυχὴ steht die Vernunft (διάνοια), zwischen der Seele und der Phantasie steht die Meinung, zwischen der Phantasie und dem Leibe die Empfindung (Nicephor. l. c. p. 394).

Der νοῦς enthält die Formen dessen in sich, was ist τῶν (ὄντων), die Seele die Formen dessen, was wird (τῶν γινομένων) Synes. de insomn. p. 134.

In der heiligen Schrift n. B. ist z. B. 2. Cor. 10, 5 νόημα für Vernunft gebraucht, und dieselbe Kraft der Seele scheint Eph. 4, 18 durch διάνοια angedeutet. Verstand im Allgemeinen ist (z. B. Luc. 2, 47; 1 Cor. 1, 16; 2 Tim. 2, 7) durch das Wort σύνεσις bezeichnet, in einem besondern Sinne, in welchem diese Kraft selbst Gott und seinem Gesalbten zugeschrieben wird (Röm. 11, 34; 1 Cor. 2, 16) wird derselbe νοῦς genannt (Luc. 24, 45; Apok. 13, 18). Auch Oetinger in s. biblischen und emblematischen Wörterbuch S. v. Vernunft nimmt an, daß Vernunft im Griechischen διάνοια, dagegen Verstand νοῦς und λόγος genannt sey. Uebrigens sind beide Kräfte der Seele, wenn sie vom Sinnlichen, in welchem sie von Natur befangen waren, hinweg, aufs Göttliche sich gerichtet haben, unter νοῦς zu verstehen; es könnte aber die durch den Geist von oben bewegte, selbstthätige Kraft des

Erkennens, welche auf einer niedrigern Stufe *διάνοια* war, dann als *λόγος*; die andere, welche in ihrer menschlichen Gränze *σύνεσις* war, als *νοῦς* unterschieden werden. — Schon bei Nemesios (de natur. homin. c. 14, ed. Matth. 208) ist das innre Sprechen des Geistes, oder das Denken in Worten, zu welchen der Verstand zwar gegen die Vorstellung, die selbstthätige Vernunft aber das bezeichnende Wort erzeuget, als der *λόγος* im Menschen beschrieben.

Bei den lateinischen Kirchenvätern scheint insgemein Vernunft durch ratio, Verstand durch intellectus, der sich selber erkennende Geist durch mens bezeichnet, welches Wort indeß eben so wie *νοῦς* zuweilen noch den Verstand in höherem Sinne andeutet. — Mens wird als Selbstbewußtseyn, von welchem, als einem höhern umfassenden Mittelpunkte, alle Kräfte der erkennenden Seele ausgehen (Erinnerung, Einsicht, Wollen, Denken, Urtheilen), als ein Spiegel, worin der Mensch sein eignes Selbst erkennt, beschrieben von Augustinus de Trinitat. L. X, c. 12 u. c. 14, ed. Par. T. VIII, p. 896 seqq. — Es ist dieser selbstbewußte Geist in seinen drei Hauptkräften: des Erinnerns, Erkennens, Wollens, ein Bild der Dreieinigkeit ib. L. X, c. 19, ed. Par. VIII, 899—900. — Nur durch sich selber kann der verständige Geist (mens) sich erkennen, kann dann lieben, was er erkannte (ib. IX, 4, p. 880). — Auch das Thier hat Empfindung, Erinnerung, Begehren; die Freiheit aber, über die Erinnerung nach Willkür zu walten, das Vermögen aus Principien zu urtheilen, hat nur der Mensch (ib. XII, 2, p. 913). Das Unwandelbare im Menschen, welches dieser vor dem Thier voraus hat, ist das vernünftige Wesen des verständigen Geistes (mens). Dieses ist ein doppeltes, gleichsam ein Männliches und ein Weibliches, eine erkennende und handelnde, rathende und ausführende, vernünftig überlegende und vernünftig begehrende Kraft, und diese zwei sind wie ein Fleisch (ib. c. 3, p. 914). — Der verständige Geist (mens), in so weit er Göttliches erkennt, ist ein Ebenbild Gottes; er ist es auch in seinem Handeln, so weit dieses Göttliches angeht, nicht aber wenn beide sich aufs Niedere wenden (ib. c. 10 p. 918). — Der Theil desselben, der nach oben, nach dem Unsichtbaren gerichtet ist, ist der Mann, der nach dem Sichtbaren gerichtete ist der weibliche Theil desselben; auf ihr Verhältniß gilt 1 Cor. 11, 7 (ib. c. 21 p. 923). — Die Kräfte, welche im mens enthalten sind, werden jedoch ohne eigentliche Unterscheidung als ratio, intelligentia: anima rationalis, intellectualis bezeichnet, ib. L. XV. c. 1, p. 966, 967. Uebereinstimmend mit de Genes. ad. litter. III, 30 (c. XX) ed. Par. III, 156 und de civitat. Dei L. XIV, c. 19, ed. Par. VII, 370. Die Erneuerung des Menschen nach Gottes Ebenbild müsse geschehen im Geiste des Gemüthes oder des Verständnisses (spiritu mentis (*τῷ πνεύματι τοῦ νοὸς* nach Eph. 4, 23). Aller mens sey Geist, nicht aber aller Geist sey mens, denn Gott sey ein Geist, bei welchem nicht von einer Wiedererneuerung die Rede seyn könne. — Anderwärts nennt Augustin das Vorrecht des Menschen vor dem Thier die Vernunft (ratio), welche eher da sey als die Erkenntniß (intellectus). — Erst durch die Vernunft wird das Erkenntniß möglich (Serm. XLIII de verb. Isai. c. 7, 3, ed. Par. V, 212). — Der Gegensatz zwischen dem selbsterkennenden Geist (mens) und dem Fleische wird, hindeutend auf die Worte des Vater unsers: „dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel," mit dem Gegensatz zwischen Himmel und Erde verglichen (Serm. LVI in Matth. 6, de orat. Dom., ed. Par. V, 325). — Der verständige Geist (mens) herrscht über das Fleisch, wenn er sich selbst von Gott beherrschen läßt (Serm. CLV, de verb. Apost. Rom. 8, 2, ed. Par. Vol. V, 712). — Der Verstand (mens), dem die Augen geöffnet sind,

ist innerlich ein Schüler der Wahrheit, äußerlich ein Richter der Rede (Aug. Lib. de Magist. 41, s. c. XIII, ed. Par. I, 562).

Ratio, mens und spiritus, Vernunft, Selbsterkenntniß oder Verstand und Geist als gleichbedeutend gesetzt de liber. arbitr. I, 18, ed. Par. I, p. 577. — Ratio für das Vermögen zu unterscheiden und zu schließen (mithin für die Functionen des Verstandes) gebraucht de ordin. II, 30, ed. Par. I, 343. — Anderwärts wird mens rationalis seiner Natur nach als ein Sehnen nach Gott beschrieben (August. enarr. in Ps. CXLV, 5, ed. Par. IV, p. 1627). Ueberhaupt mens als das Höhere, dessen Speise die Vernunft (ratio) sey (contr. Jul. Pelag. II, 10, ed. Par. X, 533). — Es kann einer bös seyn und ein vortreffliches Gedächtniß besitzen; niemand aber ist böse, in welchem ein guter, selbsterkennender Geist (bona mens) wohnt (de civ. Dei L. VII, c. 3, ed. Par. VII, 164). — Das Licht des Verständnisses (mens), bei welchem Alles erkannt wird, ist Gott selber, durch welchen Alles gemacht ist (ib. L. VIII, c. 7, p. 197). Das Erkennen (als ratio benannt) ist eine selbstständige, vom Körper unabhängige Anschauung des Wahren, ja dasselbe ist selber das Wahre, welches angeschaut wird, oder ist mit der Natur des Wahren nahe verwandt. — Eben hierin, daß unser Vermögen das Wahre zu erkennen von der Natur dieses (ewig) Wahren selber ist, liegt der stärkste Beweis für die Unsterblichkeit unsrer erkennenden Seele (August. Lib. de immortal. anim. c. VI, 10 et 11, p. 391).

Vernünftig, rationabiliter, ist gleichbedeutend mit zweckdienlich. So z. B. bei der Anwendung eines starken Geruches, zur Vertreibung der Schlangen (Aug. de ordin. II, 32, Opp. Vol. I, 343).

Selbstbewußtseyn und Selbsterinnrung de liber. arbitr. III, c. XIX, 52, ed. Par. I, 607; der Geist im Menschen, welcher weiß, was in ihm selber ist (nach 1 Cor. 2, 11), welcher jedoch nicht ein Theil, sondern ein Geschöpf Gottes ist de Genes. contr. Manich. II, 11, ed. Par. I, 669.

Der Verstand erkennt und misset das Untergeordnetseyn aller Einzelnen und Besondern und so auch des menschlichen Seyns und Wesens unter ein allgemeines, allbeherrschendes Gesetz. Durch den Verstand erkennen wir das Aehnliche und Unähnliche zwischen uns und dem Stein (uns wie ihn verbindet ein gemeinsamer Zug der Schwere mit dem Alle tragenden planetarischen Ganzen), so wie zwischen uns und der Pflanze, dem Thier im Allgemeinen und dem Säugthier im Besondern. Ueberhaupt sind die innerlich verwandten Dinge sich ähnlich in dem Zuge, welcher von unten nach oben, von dem Einzelnen auf ein Alle verbindendes Ganzes gerichtet ist, und der Verstand ist das erkennende Vermögen der Seele für diesen nach oben gehenden Zug und die nähere oder fernere Uebereinstimmung der in ihm zusammentreffenden verschiedenen Richtungen. Der Verstand erkennt in allen Besondern ein Allgemeines an; vermag zuletzt auf das Daseyn eines höhern und allgemeinen Grundes alles besondern Seyns zu schließen.

Die Vernunft des Menschen erkennt und misset jene Kraft, welche selber Gesetz zu geben und Gesetz zu werden vermag: das eigne, freie, selbstständige Wirken. — Durch sie bemerkt die Seele das Maß und Verhältniß der in ihr wohnenden, selbstthätig von innen nach außen wirkenden Kraft, zur Außenwelt.

Durch die Vernunft hat der Mensch seine Kleidung und allerhand Werkzeuge der Nothdurft des täglichen Lebens erfunden; der Verstand lehrte ihn, sobald er z. B. die nährende Kraft einer einzigen Getreideart und ihre Benutzbarkeit zum Ackerbau erkannt hatte, den Ackerbau auch auf andere Gras- oder Getreidearten ausdehnen, eben so wie den

Gemüsebau auf mehrere Pflanzenarten der 15ten Linneischen Classe. Treviranus (Gesetze und Ersch. d. org. L. S. 9) vergleicht selbst den Kunsttrieb im Thierreich mit der Vernunft.

Im gemeinen Leben heißen wir das unvernünftig, wenn einer seinem Lastthier zu viel aufbürdet, einem zarten Kinde etwas zu Schweres zumuthet, die Kräfte seines Leibes mißbraucht. Unverständig heißen wir es, wenn jemand etwas thut zur unschicklichen Zeit oder am unschicklichen Orte.

Ein Beispiel für jene Art, in welcher die Vernunft leicht auf falsche Schlüsse geräth, gibt Plato's schöne Darstellung der beiden verschiedenen Bewegungen der Gestirne. Der äußere Kreis sollte die (vollkommene) Bewegung des Selbigen, von der Linken zur Rechten, der innre die Bewegung des Andern, von der Rechten zur Linken haben (Tim. 36). Als der Verstand durch Copernicus' Entdeckung diese Regeln der Sinnenwelt von außen her, von einem allgemeinen, höheren, durch seine Schlüsse aufgefundenen Princip aus beleuchtete, zeigte sich, daß der Schluß der Vernunft, der von innen heraus, von der Kenntniß der eigenen bewegenden Kraft seinen Maßstab entlehnt hatte, ein irriger sey.

Von den innren Sinnen, namentlich von der Einbildungskraft und dem Gedächtniß.

§. 36. Wenn sich am Abend, beim Einschlummern, die äußeren Sinnen schließen und hiermit die ganze Welt der Sichtbarkeit, mit allen ihren Gestalten und Tönen, der betrachtenden Seele entzogen wird, da tritt aus der innren Dämmrung eine andre Welt der Formen und Bewegungen hervor, so mannichfach und reich als die der äußren Sinnen. Es wird diese innre Welt beständig von einem eigenthümlichen Lichte beschienen, welches mild und lieblich, entkleidet von dem blendenden Glanz und der sengenden Hitze der oberirdischen Sonne, Berg und Thal und rauschendes Gewässer erhellet, und diesen innren Räumen fehlet fast nie das frische Grün des Frühlinges und Sommers, oder die Fülle des Herbstes. Was die Menschenhand Künstliches erschaffet, alle Pracht, welche das Auge entzücket, wird da gefunden, jedoch neben dem Lieblichen auch das Unliebliche, neben dem Begehrten das Gefürchtete. Diese Gestaltungen denn sind nicht ohne Stimme und Sprache; Töne und Worte, wie aus allen verschiedenen Richtungen kommend, verständlich und unverständlich, begegnen und verdrängen sich wechselseitig, und so scheinet jener innren Natur, im Vergleich mit der äußeren, nichts abzugehen, als die Stätigkeit und Ruhe, welche diese hat. Denn solche innre Gebilde wie aus flüchtigem Gewölk ge-

schaffen, kommen und zerrinnen; es schützet da nicht das Hochgebirge seine Größe oder den Baum die Kraft der Wurzeln vor der schnellen Hinbewegung, und wo in demselben Augenblick noch Fels und Wald gewesen, da erscheinet Ebene oder ein von Wänden umschlossenes Zimmer, wie etwa das Auge, durchs Fernrohr auf ein fernes Gestirn blickend, das Dunkle und Helle in beständigem Wechsel und ohne Aufenthalt vorüber schwirren sieht, wenn keine Hand da ist, welche das künstlich gewonnene Gesichtsfeld der rotirenden Bewegung der Erde nachbewegt.

Vielleicht daß auch das eilende Wandeln der innren Welt der Bilder und Töne nur von einer eignen Bewegung der Seele herrührt, und scheinbar ist wie das Bewegen der am Ufer stehenden Dinge und der beständige Wechsel der von daher kommenden Töne, für das Auge und Ohr eines in schnellem Schiffe dahin Fahrenden. Denn in den Zuständen des gewöhnlichen Wachens, wenn die Seele in der eignen Kraft des Selbstbewußtseyns — gleichsam in der Kraft der eignen, innren Glieder — durch jene Welt der selbstgeschaffenen Gestalten und Töne wandelt, steht es in ihrer Macht, jetzt diese, dann eine andre Region der Gebilde zu besuchen und dieselbe nach Gefallen, jetzt kürzer, dann länger zu betrachten.

Die innerlich bildende Kraft erscheint, nicht beim Menschen allein, sondern bei allen vollkommneren Thieren, als eine den äußeren Mangel erfüllende und ergänzende. Es bildet in den sandigen Ebenen der heißen Länder, auf den zusammengerollten Kiesen des Crawfeldes an der Mündung der Rhone, der in den Morgenstunden aufsteigende Nebel so täuschend die Gestalt der Teiche oder andrer stehenden Gewässer nach, daß nicht der Mensch allein, sondern selbst das schärfer bemerkende Thier, durch den Schein getäuscht, der abbildlichen Welle sich nahet, bis die höher steigende Sonne, oder der Anblick aus unmittelbarer Nähe den Trug zerstört, und die wasserleeren, dürren Gruben und Schluchten, in ihrer armen Nacktheit wiedererkennen lässet. So füllt auch die innerlich bildende Kraft der Seele die Lücken und Blößen der äußren Umgebung täuschend aus, und der in Durst und Hunger schmachtende Mensch träumet, im Schlafe wie im Wachen, beständig nur

von den wasserreichen Bächen der fernen Heimath oder von den sonst genossenen Speisen, wie denn eine solche, den äußeren Mangel ersetzende, bildende Kraft der Seele, auch am Thier bemerkt wird.

Die innre, selbstgeschaffene Welt der Seele erscheint uns hierbei in einem merkwürdigen, stellvertretenden Verhältniß mit der äußeren Sinnenwelt. Wie die leichtere Luft in ein Gefäß dringt, das vom Wasser entleert worden, so drängt sich sogleich die innre Sinnenwelt der betrachtenden und begehrenden Seele auf, wenn die äußere hinweggenommen worden. Die Luft würde sich in dem entleerten Gefäße nicht an die Stelle des Wassers setzen, das Wasser nicht an die Stelle der Luft in dem luftleeren Raum emporsteigen können, wenn nicht beide, Wasser und Luft, von der gemeinsamen Natur der elastischen, wägbaren Körper wären. So könnte auch die innre Sinnenwelt sich nicht an die Stelle der äußeren setzen, wären nicht beide von einerlei Ursprung und Richtung. Denn es ist dieselbe Schöpferkraft, welche in ihrem Kreise die innren Bilder und Vorstellungen der Seele erzeugt, und welche die sichtbaren Gebilde der äußeren Sinnenwelt hervorgerufen hat. Jener Act der Aufmerksamkeit auf eine äußerliche Erscheinung, welcher der Seele die Kraft gibt, diese Erscheinung unter die Wesen ihrer innren Welt aufzunehmen und ihr hier ein fortwährendes Leben zu verleihen, ist schon ein Act der Verleiblichung, gleich jenem, durch welchen die allgemeine, bildende Seele der Natur in den Dingen der Sichtbarkeit sich verleiblichte, und es liegt in jenem innren, bildenden Vermögen unsres geistigen Wesens ein stärkerer Beweis für die eigne Unsterblichkeit und ewige Fortdauer dieses Wesens, als gewöhnlich erkannt worden. Doch dieser Gegenstand wird uns noch an einem andren Ort beschäftigen.

Wir unterscheiden an der Thätigkeit des innren Sinnes, eben so wie im äußeren Geschäft der Sinne, eine zweifältige Richtung, welche gewöhnlich als Einbildungskraft und Gedächtniß beschrieben und benannt wird. Jene, in einer an ihr bemerkbaren Doppelform, entspricht den äußeren Sinnen des Gesichts und Geschmackes, das Gedächtniß aber dem Geruch und Gehör.

Das nächste und erste Geschäft der Einbildungskraft ist von palingenetischer Natur. Jenen Gestalten und Bildern, welche vermöge eines Vorganges, ähnlich dem der Zeugung, durch den Eindruck von außen und durch das Aufmerken der Seele auf diesen Eindruck innerlich entstanden sind, theilet die Einbildungskraft die beständige, bleibende Natur der Seele mit; während eine andre Kraft, welche nur in einer ihrer Aeußerungen Gedächtniß im engeren Sinn des Wortes ist, den innren Gestalten den lebendigen Odem und die selbstständige Bewegung gibt. Die bloß reproducirende Einbildungskraft stellet unverändert und treu die vom äußeren Auge erfaßten Bilder innerlich dar, so oft auf diese Region der innren Welt die beleuchtende Sonne des Willens oder Begehrens strahlet, oder (wie im Traume) ein nach andrem Gesetz vorübergehendes, gleichsam meteorisches Licht sie erhellet. Die Einbildungskraft des Thieres scheint bloß von wiederholender, reproducirender, nicht von selber erfindender Art. Dagegen empfängt im Menschen, durch das Geschäft des Geistes, die Einbildungskraft nicht bloß das Vermögen, innerhalb der Gränzen der von außen offenbarten und gegebenen Geschlechter (genera) der Gestalten, neue Arten (species) zu erschaffen, sondern auch durch einen Weg der Metempsychose, welcher an die Lehre des Alterthums von der Wanderung der Seelen erinnert, den in die innre Welt der Vorstellungen aufgenommenen Eindruck in eine höhere oder niedrere Form einzukleiden.

Wenn die geistig hohe, erfindende Kraft, welche in der bildenden Kunst des Menschen waltet, aus den Formen der in der Außenwelt gesehenen Berge und Ströme und Waldungen eine neue Gegend schaffet, welche in dieser Art der Zusammenfügung nirgends vielleicht auf der Erde vorhanden ist; wenn ein noch höherer Aufschwung der Kunst die edle Menschengestalt mit den Zügen einer Schönheit oder geistigen Würde bekleidet, die in solcher Art dem äußren Auge nie erschienen: so hat (scheint es) die Einbildungskraft in diesen Fällen dasselbe Werk gethan, welches die verändernde Gewalt des Klima's und Bodens bewirkt, oder selbst die künstliche Pflege des Menschen, wenn die erstere im Geschlecht der Lilie hier die rothe oder braune, dort die edle, weiße, im Geschlecht des Enzians hier die niedre Art

der subalpinischen Wiesen, dort die hohe, vielblumige der Alpengehänge hervorruft, und wenn die menschliche Cultur an den Geranien und manchen andren Gartenblumen fast zahllos die Spielarten mit der Beständigkeit der wirklichen Arten erzeugt. Und dennoch ist das Werk, das schon hier die Seele übte, ein ungleich höheres, als der Einfluß des Klima's. Denn obgleich in ihrer Beziehung auf das bloß Irdische und leiblich Gewordene die Einbildungskraft, auch die kühnste und gewaltigste, nicht das Vermögen hat, eigentliche, neue Genera zu erzeugen, und obgleich das, was man zuweilen als solche betrachtet, nur Mißgeburten sind, deren wunderlich gemengten Elementen die innre Kraft des geistigen Fortbestehens und der Wahrheit mangelt, so entquellen dagegen der höheren, dem göttlichen Erkennen verwandten Art der Einbildungskraft (nach §. 58 und 59) Bilder von prophetischer Natur, welche in der gewöhnlichen Region des Seelenlebens als Fremdlinge, jedoch von tief vorbedeutender Art erscheinen. Denn es kann die Seele auf geistigem Wege, wie dieß schon die Schöpfungen der höheren Kunst bezeugen, das Vermögen empfangen, ihre innren Gebilde auf ganz neue Stufen (Potenzen) des Seyns und Gestaltens zu erheben und wie die Raupe das Gespinnst für den noch ungebornen, künftigen Leib, einen Tempel erbauen, dessen Herrlichkeit nicht für den jetzigen, sondern für den Menschen des Jenseits bestimmt ist.

Die Gebilde und Wesen der innren Welt, welche der Boden der Einbildungskraft erzeugt und heget, stehen der bemerkenden Seele, eben so wie die Körper der Sichtbarkeit dem Leibe, bald näher, bald ferner. Es führt zu einigen von ihnen, welche Gegenständen der Außenwelt entsprechen, denen eine besondre Kraft innewohnet angenehme Gefühle aufzuregen, ein Zug der Zuneigung, den die Sprache mit dem Worte Geschmack bezeichnet, und derselbe innre Sinn ist es, der auch andre Bilder und Vorstellungen der innren Region als gleichgültig oder sogar widerwärtig vermeidet oder verabscheut. Etwas Allgemeines der Richtung wird zwar hierbei in allen Menschenseelen gefunden, zugleich verräth jedoch auch jede von ihnen in einzelnen Zügen ihren besondren Geschmack. Beachten wir dieses Allgemeine und Besondere

in der Anziehungskraft der Seele, wodurch diese einen Theil ihrer Innenwelt so beständig und oft sich zurückruft und so nahe sich aneignet, als gehöre er zu ihrem Wesen selber, dann werden wir an das erinnert, was oben von den Nahrungsmitteln der Seele (im §. 30) erwähnt worden. Es ist der Zug der öfteren und innigeren Aneignung nach solchen Bildern und Vorstellungen der innren, selbstgeschaffenen Welt gerichtet, die am meisten zur eigenthümlichen Gestaltung und Entwicklung der Seele gewirkt haben und noch wirken, und derselbe Zug lehret solche Bilder und Vorstellungen vermeiden, welche jener eigenthümlichen Gestaltung hinderlich erscheinen, oder ihr doch nicht förderlich sind.

Im Thierreich wird der scharfblickende Fischadler, wenn er im Spätherbst oder Winter den gewohnten Aufenthalt verläßt, unwiderstehlich von dem Glanz des Gewässers angezogen, und der zur Nahrung bestimmte Fisch aus weiter Ferne von ihm erkannt. Ein natürlicher Zug ist es, der den Vogel zur gewohnten Beute hinabführt, welche, alsbald ergriffen, nicht allein zur Ergötzung des nach fremdem Fleische begierigen Geschmackes, sondern zur Ernährung und Bekräftigung des eignen Fleisches dienet. Zu gleicher Zeit, wenn ihn der Zug nach dem Gewässer und der in diesem wohnenden Beute, über Berg und Thal führt, bemerkt der scharfsichtige Vogel kaum die reichen Traubengelände, oder andere Früchte des Herbstes, welche die singende Drossel aus weiter Ferne hierher zogen.

So fühlt sich die Seele des jugendlichen Helden nach Allem mächtig hingeneigt, was den innren Drang nach der ersehnten That ernährt und stärkt. Es weckt und erhält die Aufmerksamkeit der Ruf der fremden Heldenthaten, während das Treiben eines andersartigen, bürgerlich-erwerblustigen Geschäftes kaum bemerkt wird. Bilder und Vorstellungen aus jenem der Seele angewiesenen Kreise kehren beständig wieder und sind immer beliebt, die andren nicht. So ist in der Seele eine Kraft, ohne Unterschied alle Eindrücke der Außenwelt innerlich zu verklären und zu beseelen: die Kraft der Innen- oder Einbildung, und diese entspricht in ihrem Kreise der Kraft des Gesichts, welche ohne Unterschied alles Leuchtende und Beleuchtbare umfasset. Es ist aber ein andres

Vermögen, das aus dem gesammten Reich des Innengebildeten das Beliebte und Verwandte sich herauswählt und nähert, das Andre zur Seite lässet oder entfernt. Dieses ist der Geschmack der Seele, in der That entsprechend jenem Sinn des Leibes, welcher an der redenden Zunge haftet und den die Sprache mit dem gleichen Namen: Geschmack nennet.

Den scharfspürenden Hund leitet der Geruch nach der begehrten Beute hin. Dieser Sinn bemerkt aber, wie wir schon oben (im §. 18) gesehen, alle Einwirkungen der bewegenden Kraft des Lebens auf seine Außenwelt, und diese Bewegungen, nur in andrer Form, sind auch der Gegenstand des Aufmerkens und Wahrnehmens für das Ohr. Diesen beiden Sinnen des Leibes: dem Geruch und Gehör, entspricht in seinen verschiedenen Richtungen und Thätigkeiten das Gedächtniß.

An das zuerst erwähnte Geschäft des Geruches: die Spuren der begehrten Beute überall aufzufinden und zu bemerken, erinnert jene Fertigkeit des Gedächtnisses, die Gegenstände, welche stärker auf den innren Geschmack wirken, am leichtesten und öftersten zurückzurufen. Der Freund der Geschichte wie jener der Naturforschung wird am leichtesten des Angeschauten und Vernommenen aus diesem seinem naturgemäßen Kreise sich erinnern, während er das außer diesen Gränzen Gelegene nur mühsam und mit Anstrengung zurückrufen kann.

Es wird die, zunächst zweiseitige Richtung des Gedächtnisses unter den verschiedenen Namen des Orts- und Sach-, so wie des Ton- und Namengedächtnisses bezeichnet. In allen diesen Functionen bemerkt jener innre Sinn, welcher in einem weiteren Verstande des Wortes: Gedächtniß ist, zunächst nicht das Gewordenseyn, sondern das Werden, nicht das ruhende Bestehen und Beharren, sondern das selbstthätige Bewegen oder das Bewegtwerden der Dinge der innren Welt. Denn auf einer solchen selbstthätigen Bewegung der Seele nach einem Gegenstand der Außenwelt hin beruhet das Wort, mit welchem die Sprache den Gegenstand bezeichnet, und welches das Gedächtniß im engeren Sinne auffasset.

Wie das Hören des leiblichen Ohres in der Physiologie öfters als ein Mittönen der Gehörnerven mit dem äußeren

Ton betrachtet worden, oder als ein der Muskelbewegung nahe verwandtes, innres Bewegen, das durch ein äußres erregt wird; so ist auch jener Act, in welchem die Seele des Menschen, durch die alsdann eine höhere, selbstthätige Kraft des Geistes wirkt, den Dingen der Außen- und Innenwelt ihren eigenthümlichen Namen gibt, eine innre, der Thätigkeit des Wollens und Begehrens nahe verwandte Regung, welche durch eine äußere, dem benannten Gegenstand zukommende, geweckt wird.

Nach der, übrigens nicht ganz statthaften Vorstellung einiger früher Jahrzehente, sollte der gegebene Name öfters eine bloße Nachbildung der eigenthümlichen Laute oder der Stimme seyn, welche der benannte Gegenstand für sich selber oder bei einem äußeren Anstoß von sich gibt. Allerdings läßt sich auch hin und wieder in den Menschensprachen dieses Entstehen der Namen für Thiere und manche andre Wesen der Sichtbarkeit erkennen. Die Einwirkung der äußeren Dinge auf jenes Organ der Seele, das den Namen gibt, ist indeß öfters eine andre, feinere, als die des Tönens oder der Erschütterung der Muskeln, sie scheint vielmehr vergleichbar mit der Einwirkung der oben (im §. 18) erwähnten Principien des thierischen Bewegens auf das Geruchsorgan. Dieselben Metalle, welche in freier Luft an einander geschlagen den hörbaren Ton erwecken, erregen unter andren Umständen durch ihr Aneinanderbewegen ein Zucken der Muskeln oder den eigenthümlichen, galvanischen Geschmack und Geruch, auf der Zunge und in der Nase, und es zeigt nicht bloß die Geschichte jener Menschen und Thiere, welche Metalle und Wasser aus ziemlicher Ferne fühlen, oder die einiger Nervenkranken, sondern mehr noch die Beobachtung, welche an magnetisch Erweckten (nach §. 25) gemacht worden, daß alle Gegenstände der äußeren Natur im Leibe, und durch ihn in der Seele eine Bewegung wecken, der entsprechend, durch welche jene Gegenstände entstunden. Wie der Krystall noch Jahrhunderte nach seinem Entstehen mit derselben bildenden Kraft, durch welche er selber gestaltet worden, auf andere Krystalle, selbst von ganz verschiedener chemischer Beschaffenheit, wirkt, welche neuerdings aus einer umgebenden Flüssigkeit sich auf ihn niederschlagen.

Die Namen, welche der Mensch den Gegenständen der Natur so wie den Gebilden seiner innren Welt gibt, stehen in einer näheren, wesentlicheren Beziehung mit den Dingen, als man gewöhnlich zugeben wollte. Sie sind, gerade für diese Dinge, so nothwendig und unabänderlich, als die Resonanz oder das Mittönen eines klingenden Körpers jetzt in diesem, dann in andrem Tone, je nachdem dieser oder jener Laut von außen erschallte. Anders zwar macht sich alsdann dieses Mitbewegen in dem Wasser oder dem Staub des Kolophoniums, anders in dem feingespaltnen Holz des Resonanzbodens, anders in der Saite bemerkbar, wie denn eine solche verschiedne Natur des innren, nennenden Organes auch in der Verschiedenheit der Menschensprachen erkannt wird.

Die magnetische Kraft des Wortes, an welche das Alterthum glaubte, bestehet unter Andrem auch in einem Aufregen der innren Bewegung der Seele, welche der Bewegung verwandt ist, die in dem zum Wort verklärten und verwandelten Gegenstand inwohnet, und hierauf gründet sich unter andrem das merkwürdige Verstehen des Sinnes auch einer fremden, sonst unbekannten Sprache, das in gewissen Fällen wahrgenommen worden. Das Alterthum traute dem Menschenworte eine Kraft zu, die innre Bewegung der eignen Seele, die das Wort erzeugt, selbst in thierische Seelen fortzupflanzen oder überzutragen, und auf dieses Vertrauen gründet sich noch jetzt bei einigen Völkern das Geschäft der sogenannten Schlangenbeschwörer.

Mit dem obenerwähnten, unmittelbaren Uebergehen eines äußerlich vernommenen Tones in das Wort, das diesen Laut nachbildet, und so das brüllende oder schreiende Thier als Name bezeichnet, ist jenes Gedächtniß für Töne und Worte verwandt, welches unverändert und treu den gehörten Schall auf die nachbildenden Organe der Stimme überträgt. Dieser innre Sinn entspricht dem äußerlichen des Gehörs. Wir finden ihn im Thierreich, besonders an den singenden und Worte nachsprechenden Vögeln, und zwar auch hier bei verschiedenen Vögeln von einer und derselben Art in sehr verschiednem Maße. Denn es wird öfters unter zwölf Staaren von demselben Alter und derselben äußeren Beschaffenheit nur Einer gefunden, an welchem

die auf Alle gleichmäßig gewendete Mühe und Belehrung nicht verloren ist, und der vielleicht in wenig Tagen die vorgesagten Worte besser und vernehmlicher nachsprechen lernt, als ein andrer in mehreren Monaten. So lernt auch unter mehreren Gimpeln aus demselben Neste der eine leichter und richtiger die gehörten Melodien nachpfeifen, als die andren.

Diese Aeußerungen des sogenannten Ton= so wie des Wortgedächtnisses im beschränkten Sinne gehen beide von einem und demselben innren Organe aus, so wie es nur ein äußrer Sinn, wie es immer dasselbe Ohr ist, das beides: die Töne und Melodien wie die Worte vernimmt. Die Fähigkeit des Stimm= und Sprachorganes zur leichteren Nachbildung, mehr der Melodien oder mehr der Worte, scheint auf die Entwicklung des innren Gehörsinnes, mehr nach der einen oder nach der andren Richtung, einen bedeutenden Einfluß zu haben, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, daß der Mensch nicht allein die eigne Kehle, sondern auch die tönenden Körper der ihn umgebenden Sichtbarkeit zu Stimmorganen umzuschaffen vermöge.

Das eigenthümliche Vorrecht der Menschennatur vor der thierischen: die vieltönige Stimme und Sprache (nach §. 24) begründet auch in unsrer Seele einen Umfang und ein Vermögen des Ton= und Wortgedächtnisses, wie wir dieses bei keinem andren Wesen unsrer Sichtbarkeit wiederfinden. So vermochte der Engländer Morton eine ganze, von ihm angehörte Rede aus dem Gedächtniß wieder herzusagen; Hortensius, von welchem Seneca erzählt, merkte sich den Verlauf einer öffentlichen Versteigerung, bei welcher er zugegen gewesen, so treu, daß er nicht bloß die einzelnen Gegenstände, sondern zugleich auch die Preise, um welche sie verkauft worden, angeben konnte. Claudius Menetrier konnte dreihundert sinnlos zusammengesetzte Wörter, nachdem man sie ihm nur ein einziges Mal vorgesagt, in jeder beliebigen Aufeinanderfolge wieder hersagen, während ein Schüler Schenkels (des Erfinders einer Art von Gedächtnißkunst) eine gleiche Zahl von Wörtern und zugleich zweihundert und vierzig Sentenzen in der nämlichen Ordnung wiederholte, in welcher er sie gehört hatte. Zweitausend Namen merkte der berühmte Picus Mirandola nach nur einmaligem Anhören, und jene Kraft des Gedächtnisses, durch welche nach Seneca's

Bericht, Cyneas, Pyrrhus Gesandter, so wie ein Andrer, der ein angehörtes, fremdes Gedicht mit wörtlicher Treue wieder hersagte, ihre Zeitgenossen in Erstaunen setzten, wurde, wie es scheint, noch weit von jenem Vermögen der Wiedererinnrung übertroffen, das den Florentiner Antonius Magliabecchi zu einem Wunder seiner Zeit machte. Dieser behielt nicht bloß den Inhalt eines nur einmal gelesenen Buches mit wörtlicher Treue, sondern zugleich die Zahl der Seite, auf welcher irgend eine Stelle gestanden, in der Erinnrung, und besaß hierbei auch ein bewundernswürdiges Ortsgedächtniß für Localitäten, welche er nur ein einziges Mal und vor mehreren Jahren gesehen und besucht hatte. Joseph Scaliger hatte in ein und zwanzig Tagen die Gesänge des Homer, hierauf in vier Monaten die Werke aller griechischen Dichter auswendig gelernt, und durch ein für Namen so wie für Sachen gleich empfängliches und treues Gedächtniß haben sich, unter den Alten, namentlich Themistokles, unter den Neueren aber der tiefdenkende Pascal so wie Leibnitz und Locke ausgezeichnet. Ueberraschender noch als die Wirkung des Wortgedächtnisses erscheint öfters die Wirkung des Figuren= und Zahlengedächtnisses, und es gränzt fast ans Unglaubliche, was wir von jenem Manne lesen, welcher nicht bloß die Namen der Soldaten eines ganzen Bataillons nach einmaligem Anhören im Gedächtniß behielt, sondern dreißig geometrische Figuren, mit denen er alle beliebigen geometrischen Operationen in derselben Sicherheit und Klarheit vorgenommen, als wenn dieselben, auf eine Tafel gezeichnet, ihm vor Augen stünden. Johann Wallis berechnete sogar, im Finstern, aus drei und fünfzig ihm aufgegebenen Zahlen die Quadratwurzel.

Es wirkt in den meisten dieser Fälle, wenn auch nicht so unverkennbar als bei Heidegger, der nach einmaligem Durchwandern eines Dorfes, dessen Länge eine halbe Meile betrug, alle einzelnen Gegenstände in der Aufeinanderfolge gemerkt hatte, in welcher er an ihnen vorübergekommen, außer jenem innren Sinne, welchen wir mit dem äußren Ohre verglichen, noch ein andrer mit, der, wie oben erwähnt, dem Geruche entspricht. Allerdings haben auch die innren Sinne ihren bestimmten Kreis und ihre wechselseitige Abgränzung, und es kann der eine in vorzüglicher Stärke vorhanden seyn, während der andre fast

ganz zu fehlen scheint. Nicht ohne Beziehung hierauf erscheinen dann solche Fälle wie der von Hamberger beobachtete, wo das Tongedächtniß bei einer völligen Lähmung und Hemmung des Wortgedächtnisses noch wirksam geblieben, oder jene öfter vorkommenden, in denen gewisse äußere Einflüsse (z. B. geistige Getränke), welche die Einbildungskraft aufregen, zugleich das Gedächtniß schwächen oder doch auf einige Zeit in seiner Wirksamkeit beschränken. Weßhalb solche Menschen, die sich durch ein außerordentliches Gedächtniß hervorthaten, meist eben so ausgezeichnet durch ihre Mäßigkeit im Essen und hierbei Wassertrinker gewesen. Dennoch wird, ungeachtet jener Geschiedenheit und Abgränzung der innren Sinnen, ein öfteres Zusammenwirken des einen mit dem andren bemerkt, wobei die beiden verwandten Thätigkeiten zu einer gemeinsamen verschmelzen. So vornehmlich die Wirksamkeit des innren (gleichsam) Gehörsinnes, mit dem innren Sinn des Geruches und einem andren, der dem Tasten oder Fühlen parallel gehet. -

Jenes Wiederaufspüren der innren Bewegungen, welche in der Seele durch äußere Eindrücke aufgeregt worden, das wir schon öfter (auch in §. 26) mit dem äußeren Geruch verglichen, äußert sich am augenfälligsten als sogenanntes Sachgedächtniß. Von diesem wird öfters der ganze Inhalt eines gelesenen Buches oder einer vernommenen Erzählung treu erfaßt und behalten, ohne daß die Worte, in welche der Inhalt eingekleidet war, wenigstens in derselben Treue in der Erinnerung bleiben; obwohl in vielen Fällen, wie in dem von Joseph Scaliger angeführten, Inhalt und wörtliche Einkleidung so nahe zusammenfallen, daß mit der Sache zugleich das Wort in der Seele bleibt. Es konnten deßhalb öfters die amerikanischen, sogenannten Wilden, eine für sie besonders eindrückliche Rede ihrer Missionäre, welche Stunden lang gedauert hatte, mit vollkommen wörtlicher Treue wieder hersagen, und es wirkte hierbei derselbe innre Sinn, durch welchen sie, nach vielen Jahren einen Menschen, den sie damals in ganz andrer Kleidung und äußerem Zustand sahen, auf den ersten Blick wieder erkennen. Nicht ohne Bedeutung erscheint es hierbei, daß bei eben diesen Indianern zugleich der äußere Sinn des Riechens von so bewundernswürdiger Schärfe ist.

Der leibliche Sinn des Gefühles oder Tastens, so erkannten wir oben, bemerkt zunächst das Hinauswirken der inwohnend eignen, bewegenden Kraft auf die Außenwelt. So ist ein innrer Sinn jenem des äußeren Tastens gleichlautend und entsprechend, ein Sinn, welcher die Reihe und Aufeinanderfolge der eignen Handlungen der Seele: ihr von innen nach außen gerichtetes Wirken zurückspiegelt und aufbewahrt. Diese Richtung des Gedächtnisses für das eigne Wollen und selbstthätige Wirken könnte man mit dem Namen Besinnungskraft bezeichnen. Sie zeigt sich in vielen Fällen in so augenfälliger Weise, daß die andren Richtungen des Erinnerungsvermögens hierdurch ganz aufgehoben oder verdunkelt werden.

In einer nur vorbildlichen und mehr leiblichen Region wird öfters die Thätigkeit der andren Sinne durch die des Gefühles zurückgedrängt und unmerklich gemacht, und der Sinn des Tastens wirkt überhaupt dann am schärfsten und stärksten, wenn die andren Sinnen, vorzüglich das Gesicht, den Eindrücken der Außenwelt verschlossen oder außer Wechselverkehr mit ihr sind. Dasselbe bemerken wir denn auch bei dem innren Urbild des Tastsinnes. Denn wenn jener Nachtwandler, den der Knall eines nahe bei seinem Ohre abgeschossenen Pistoles nicht erwecken konnte, augenblicklich munter wurde, sobald der treue Haushund zu bellen anfing, wenn Andre bei dem Ausrufen ihres Namens aufwachten; wenn selbst im gewöhnlichen Schlafe, den ein zehnfach stärkeres Geräusch von andrer Art nicht zu unterbrechen vermochte, eine zärtliche Mutter die leisen Laute des eben erwachenden Kindes vernimmt, so zeigt sich dabei jener innre Sinn geschäftig, welcher das eigne Wollen und Erfassen der Außenwelt beachtet und seiner selbstthätigen Bewegungen sich erinnert. Auch unter den äußeren Sinnen schläft, in den meisten Fällen, der des Gefühles leiser als die andren, und einen fest schlafenden Menschen, den weder ein heller Lichtglanz noch das laute Sprechen in seiner Ruhe störte, erweckt öfters eine leise Berührung mit der Hand. Wir gehen, im gewöhnlichen, wachen Zustande, an mannichfachen Gegenständen vorüber und hören vielfältige Stimmen und Laute, aber zugleich ist die Seele durch Leidenschaften oder Gedanken über das eigne künftige Wollen und Wirken bewegt. Wir sind dann am Ende des

Weges, und Alles was während desselben ins Auge gefallen oder vom Ohr vernommen worden, ist vergessen oder vielmehr die Erinnerung daran zurückgedrängt, durch die vorherrschend mächtige Erinnerung an das selbstthätige Walten des eignen Wollens und Denkens, welche den innren Tast- oder Gefühlssinn erfüllt. Nur ein späterer Anlaß macht zuweilen zufällig jene zurückgedrängten und unbemerkbar gewesenen Spuren der äußeren Eindrücke wieder sichtbar, welche damals zugleich die andren innren Sinne aufregten, und welche allerdings auch nicht aufhören im Stillen geschäftig zu seyn. Denn Alles was den Leib und seine Sinnen berührt, das kommt hierdurch in einen Rapport mit der Seele und in einen Besitz derselben, welchen keine Zeit wieder auflösen noch vernichten kann (m. v. den §. 26).

Die Betrachtung des innren Tastsinnes führt uns übrigens noch zu einer andren Bemerkung, welche auch über den Zusammenhang des Geschäfts der andren innren Sinnen mit dem selbstthätigen Wirken und Wollen der Seele einiges Licht verbreitet. Schon von der niederen und abbildlichen Region her sind die Eindrücke, welche auf das leibliche Gefühl geschahen, der Erinnrung weniger und schwerer zugänglich, als die höheren Sinneseindrücke. Es ist der heftigste Schmerz, einige Stunden oder Tage nachdem er aufgehört, zwar nicht vergessen, aber die Erinnerung kann ihn nicht deutlich vorstellen, während das Bild der schneidenden oder brennenden Instrumente, welche den Schmerz erregten, die Gestalt der Umstehenden und öfters selbst jedes bei der Operation gesprochne Wort der Seele ganz klar und gegenwärtig blieben. In einem gewissen Falle hatte ein krank Gewesener alle von ihm erlittenen Schmerzen bei der Genesung gänzlich vergessen, obgleich er sich aller andren Umstände und Begegnisse seines Krankseyns erinnerte. Ein solches Verschwinden aus der Erinnerung wird vorzüglich bei solchen Schmerzen bemerkt, welche in Organen statt fanden, deren Nerven aus der dem Willen verschlossenen Region der Gangliargeflechte entspringen. Wir würden auch der leiblichen Wohlgefühle eben so vergessen und ihrer innren Wiedervorstellung eben so wenig fähig seyn, als jener der Schmerzgefühle, wenn nicht das wiedererwachende Bedürfniß und Streben nach der genossenen

Speise zugleich die Erinnerung an ihren Wohlgeschmack hervorriefe. Es steht deßhalb die Rückerinnrung an das empfundene Gefühl mit dem Vermögen, und zum Theil selbst dem Streben des Willens, dasselbe zu erneuern, in Zusammenhang, und ist von ihm abhängig. Ja in gewissen Fällen scheinet, bei einer theilweisen Verdunklung des Gedächtnisses und Erinnerungsvermögens, nur jene Partie des vergangenen Lebens noch beleuchtet, zu welcher die Seele ein Zug der Neigungen hinführet, welcher auf eine höhere Verwandtschaft hindeutet. Die noch hellgebliebene Partie ist zuletzt öfter nur die der unschuldigen Kindheit.

Die Marchese Solari zu Venedig, deren Mutter eine Französin gewesen, und die daher in ihrer Kindheit französisch gesprochen, dieses jedoch später verlernt hatte, vergaß auf einmal während des Fiebers all ihr Italienisch, und sprach nur geläufig französisch. Nach der Genesung kehrte ihr die gewöhnliche Fertigkeit im Italienischen wieder, und sie verlernte wieder das Französische. In ihrem hohen Alter konnte sie jedoch abermals kein Italienisch mehr sprechen, sondern nur noch die Sprache ihrer Kindheit: Französisch.

Dennoch ist bei mehreren Fällen dieser Art der Grund des Vergessens in der Gebundenheit der selbstthätig wirkenden Kraft des reiferen Alters zu suchen. Denn auch nach den Zuständen des magnetischen Hellsehens ist, wie oben erwähnt, die Erinnerung an alles während denselben Empfundene, an das gesprochene Wort so wie an die vollbrachten Handlungen, völlig aus der Erinnerung verschwunden. Es hat hierbei eine bewegende Kraft gewirkt, welche die Seele im Zustand des gewöhnlichen Wachens nicht selber in und aus sich zu erzeugen vermag, deßhalb ist ihr auch die Wiedererinnerung des ungewöhnlich Gewirkten nicht möglich.

Auch dieses eben erwähnte Verhältniß des innren Tastsinnes zu den andren Sinnen erinnert an das oben erwähnte Verhältniß der Nerven, welche zu den Sinnesorganen so wie zu den willkürlich beweglichen Theilen gehen, zu den sogenannten sensiblen, welche den Organen ihr Gefühl geben, und es erscheinen hierbei die vier andren innren Sinnen mit dem fünf-

ten in einem Gegensatz, der uns noch an einem andren Orte beschäftigen wird.

Wie bereits erwähnt, finden sich alle innren Sinne der Seele, eben so wie die äußerlichen des Leibes, nicht allein bei dem Menschen, sondern auch am Thiere. Dieses hat mit uns das Träume bildende und die Furcht erregende Vermögen der Einbildungskraft gemein; es verräth der gelehrige Sangvogel das Gedächtniß für Töne, ja für Worte; das Daseyn des innren Sinnes, welcher dem äußren Geruch entspricht, zeigt sich an den Aeußerungen eines Orts- und Personengedächtnisses, welches am Hunde von bewundernswürdigerer Stärke erscheint als am Menschen; der innre Tastsinn wird schon an der Gelehrigkeit des Thieres für mancherlei künstliche Bewegungen und Handlungen erkannt. Denn diese Gelehrigkeit beruht auf der deutl. hen Zurückerinnerung an das vorhergegangene Thun und Wirken.

Bei diesem Vergleich der innren Sinne am Thier und am Menschen erfahren wir dasselbe, was uns der Vergleich der äußren Sinnen an beiden lehrte. So wie unter den leiblichen Sinnen gerade die beiden scheinbar niedrigsten: Geschmack und Gefühl es sind, durch deren Entwicklung und Stärke der Mensch sich vor andren Lebendigen auszeichnet; so finden sich in seiner geistigen Natur auch der Geschmack (entsprechend dem leiblichen der Zunge) und die Besinnungskraft am eigenthümlich mächtigsten entfaltet. Von dem Orts- und Personengedächtniß wenigstens (dem Sachgedächtniß in einem engeren Sinne) ist es augenfällig und erwiesen, daß es beim Thier nicht selten in stärkerem Maße vorhanden und schärfer sey, als beim Menschen. Dieser wird selbst von dem berühmten Esel des Dundas eben so sehr an jenem innren Sinne übertroffen, als an Spürkraft des leiblichen Geruches von den Raubvögeln und Hunden. Bei dem nahen Zusammenhange, in welchem die Richtung des Gedächtnisses mit der bloß reproducirenden Einbildungskraft stehet, ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch diese bei vielen Thieren schärfer und treuer sey, als bei den meisten Menschen; vielleicht in demselben Grade, in welchem einige uns an leiblicher Sehekraft übertreffen. Das Tongedächtniß erscheint, wenigstens bei manchen Vögeln, in ausgezeichneter Schärfe. Da-

gegen ist es der Geschmack, veredelt zum Schönheitssinne, welcher über alles Wirken der innren Sinnen bei dem Menschen dieses Eigenthümliche (eigentlich Menschliche) verbreitet, wodurch unsre Seelenthätigkeit am meisten von der thierischen sich unterscheidet, und es ist die Besinnungskraft allein, durch deren ausgezeichnete Stärke unsre Ueberlegung und Vernunft zu derselben Herrschaft und Obergewalt vor und über allen Lebendigen der Sichtbarkeit gelangen, zu welcher, nach einer alten Ansicht, unsern Leib der Besitz der fühlenden und feingreifenden Hände erhebt.

Aber auch schon bei den übrigen innren Sinnen darf das Eigenthümliche, das dieselben in Verbindung mit dem oben (S. 559) erwähnten, göttlich menschlichen Erkennen in unsrer Natur haben, nicht übersehen werden. Nur der Mensch hat die schöpferische, auf ein Künftiges und Unsichtbares gerichtete Einbildungskraft (m. v. §. 58). Nur der Mensch merket auch die Bedeutung von Worten, welche sich auf ein Uebersinnliches beziehen; er nur merket Raum- und Ortsverhältnisse, welche nicht das Auge, sondern der berechnende Verstand gefunden und gemessen hat, nur er erinnert sich seiner Gedanken. Das Thier hat mithin auch von den innren Sinnen nur die irdische Art: ein bloßes Abbild der höheren.

Wie im thierisch leiblichen Leben ein Princip ist, von gleicher Art und Mächtigkeit mit dem in der atmosphärischen Luft herrschenden, und deßhalb fähig, diese an sich zu ziehen und leiblich zu gestalten (nach §. 7); so ist in der Seele des Menschen vorzugsweise ein Princip wirksam, das nicht bloß den fernen Nachhall der Gedanken eines göttlich schaffenden Geistes, welcher in der äußren Sichtbarkeit vernommen wird, nachtönet, ohne ihn zu verstehen, sondern das selber stimmfähig, die Bedeutung der Sprache versteht und mit Verstand sie redet. Die Werke, welche die selber schaffende Phantasie des Menschen hervorbringt, kommen aus einem geistig selbstthätigen und eigenmächtigen Anfange, welcher in all seiner jetzigen Beschränktheit, dennoch von gleichem Geschlecht erscheint mit jenem, aus welchem die ganze, hehre Ordnung des Weltgebäudes hervorgegangen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Vorstellung des Demokritos, nach welcher die Empfindung so entstehen sollte, daß von dem empfindbaren Körper ein Ausfluß oder ein Bildchen (ἀποῤῥοὴ ἢ εἴδωλον) abginge, welches, selber mit einem Lebenstrieb erfüllt, durch die Oeffnungen der Sinnorgane hineindränge, und in die Seele sich ergösse (m. v. Plut. de plac. phil. IV, 8, 19; Arist. de sensu c. 2, 4), war in ihrer Entstehung und innren Ausbildung ganz der modernen Lehre von den Samenthierchen und ihrer Function bei der Zeugung verwandt (m. v. ob. S. 279). Wie nach der letzteren Lehre das schon gestaltete Thier in den mütterlichen Körper nur verpflanzt werden und hier nur weiter ausgebildet und vergrößert werden sollte, so ließ auch Demokrit die Vorstellungen und Bilder unsrer Seele, schon ganz als solche gestaltet, in die Seele einwandern, hier festwachsen und gedeihen, oder auch wie manche Pflanzenkeime wieder absterben. Es wurde aber in der einen wie in der andern Lehre ein Hauptmoment der neuen Zeugung übersehen. Nicht nur liegt schon in der mütterlich empfangenden Natur der Seele ein ergänzend zugehöriges Element für den von außen kommenden Stoff der Empfindung (m. v. Plat. Theaetet. 155 u. 166); ein Ergänzendes, was dem äußerlichen Material, wie die Mutter dem Leib des Ungebornen seinen eigenthümlichen Umriß (Taille) gibt, sondern das, was zuletzt die neue Zeugung begründet, ist ein Drittes, Höheres, welches als allgemeiner Strom der Belebung, als vereinendes Band alle Einzelnen umschlinget (m. v. den Inhalt des §. 31). Kämen die Eindrücke und Vorstellungen der Sinnenwelt nur von außen und allein durch die Sinnen in uns, würde, nach Stratons Lehre (Simplic. Phys. fol. 225, a), der an sich unbewegte Verstand erst durch die Empfindung, diese aber erst durch die Sinnen bewegt, so wären alle die vielfach beobachteten Aeußerungen des Fern- und des Vorausgesichts, welche wir oben (§. 26, 27 u. 34) beschrieben, schlechterdings unmöglich. Diese Thatsachen lassen uns vielmehr jene εἴδωλα, von denen Demokrit spricht, als etwas zu dem äußern, empfindbaren Gegenstand Gehöriges, diesem Verwandtes, als selbstständig in der Seele inwohnend, voraussetzen. Sie sind die Beziehungen der lebenden Monas oder der Seele auf die ganze mitgeschaffene Welt der Dinge (Leibnit. princip. Philosoph. 58, 63, 66, 86), mit denen das organische Einzelwesen durch ein über Alle waltendes Band vereint ist. Die Kraft dieser Vereinigung: die Wirksamkeit des Bandes ist es eigentlich und allein, was von der Seele empfunden wird, nicht der sinnliche Stoff, nach welchem der Zug des Bandes hingeht. Daher kann auch (beim Ferngesicht) eine Wahrnehmung der Sinnenwelt entstehen, wenn diese den leiblichen Sinnen unerreichbar fern stehet; es kann etwas von dem innern Auge gesehen werden, was das äußre Auge noch nie sah. Denn jener innere, auch schon vor der Annäherung der empfindbaren Gegenstände an die Sinnen vorhandene Zug des Bandes kann auch durch einen andern, innern Grund wirksam werden. Insgemein jedoch, und in dem gewöhnlichen, gesunden Zustand unsers Wesens, tritt jener Zug des einen Geschaffnen zum Andern, so lange die Seele mit dem Leibe verbunden ist, erst bei der leiblichen Annäherung und Wechselwirkung in Wirksamkeit.

Die Aeußerung Plato's (in Timaeo 44), daß die Seele zuerst, nachdem sie sich mit einem vergänglichen Leibe vereinte, durch das Zu- und Abströmen der sinnlichen Empfindungen (wie schlaftrunken) vernunftlos, und erst später, wenn der Fluß der Ernährung und des Wachsthums etwas abgenommen, vernünftiger Ueberlegung fähig werde, bezieht sich auf die Beobachtung eines Wechselverhältnisses des passiv aufnehmenden Vermögens zu der selbstthätigen Kraft der Seele, welches uns später (im §. 38) beschäftigen wird.

Eine Ahndung von dem höhern Element des Erkennens, welches allein auch den Wahrnehmungen der Sinnen eine Sicherheit zu geben vermag, gehet schon aus den zehn Grundsätzen oder Sprüchen der Skeptiker (Sext. Empir. Pyrrh. hyp. I, 36; Diog. Laërt. IX, 79) hervor, so wie aus der Lehre der Stoiker von dem Urtheil oder der Meinung der erkennenden Seele, welche unsern Gefühlen zu Grunde liegen (Galen. de Hipp. et Platon. placit. L. III, c. 1, 2, ed. Kühn. Vol. V, p. 365, 366).

Jene Thätigkeit der Seele, welche nach Maximus Tyrius (diss. XL, p. 418, 420) vernunftlos ist, heißet Empfindung. Außer dieser kommt jedoch der Menschenseele auch noch eine göttliche und eine menschliche Thätigkeit des Erkennens zu; jene ist die des selbstbewußten Geistes (νοῦς), diese heißet Verstand (φρόνησις). — Die Empfindung gewährt Erfahrung, der Verstand schaffet das Denken (λόγον), der selbstbewußte Geist gibt die Gewißheit. Das Geschäft der Empfindung gleichet dem des Handlangers, das des Verstandes dem des Geometers, das des selbstbewußten Geistes gleichet dem Werk des Alle leitenden Baumeisters. — Der Alles vereinende und ordnende Wille der Seele wird von Augustin (de Trinitat. XI, 18, ed. Par. 912) mit dem Gewicht verglichen, während die innren Sinnen (Gedächtniß und Phantasie) nur Zahl und Maß angehen.

Ueber der Erinnerung im Menschen stehet noch eine Erinnerung an diese Erinnerung: ein Denken und Wissen von sich selber (Aug. de liber. arbitr. III, c. XIX, 52, ed. Par. I, 607).

Die Phantasie ist nach Aristoteles das Vermögen der Seele, durch welches ein Bild in uns entsteht, nicht die Kraft etwas metaphorisch zu benennen oder zu bezeichnen. — Sie ist nicht Eines mit dem äußern Sinn und seiner Thätigkeit; denn wenn dieser, z. B. im Schlaf oder Traum ruhet, ist dennoch die Phantasie noch geschäftig. Der äußre Sinn ist immer da, der innre nicht; jener sieht, was wirklich vorhanden ist, dieser vermag auch Falsches zu erdichten. Auch nicht mit der Meinung ist die Phantasie ein und dasselbe; denn aus der Meinung wird durch die Kraft des Verstandes (λόγος) die feste Ueberzeugung oder der Glaube (πίστις), welchen das Thier nicht hat, weil ihm der dem Menschen inwohnende λόγος abgehet (Arist. de anim. III, c. 3).

Das Gedächtniß (μνήμη) und das Erinnerungsvermögen oder die Besinnungskraft nach S. 580 (ἀνάμνησις) werden von Aristoteles genau unterschieden. Das Gedächtniß bezieht sich auf ein Gewordenes, schon Gegebenes, ist mit der Einbildungskraft verwandt und verbunden (Arist. de memor. et remin. c. 1). Das Erinnerungsvermögen dagegen ist nur dem Menschen eigen (ib. c. 2). Geniale Menschen sind mehr mit Erinnerungsvermögen begabt, beschränkte mehr mit Gedächtniß (ib. c. 1). Das bloße Gedächtniß weiß, was geschehen ist, das Erinnerungsvermögen weiß, unter welchen Umständen es geschehen ist.

Das Geschäft der Phantasie wird von Chrysippus als ein Einprägen oder vielmehr Assimiliren des äußern Eindruckes vorgestellt nach Diog. Laërt. VII, 50; als ein innerliches Fixiren der Erscheinungen nach Suid. sub voc. φαντασία.

Die Einbildung wird von außen durch die Macht des Eindruckes mittelst des Sinnes auf das Erkenntnißvermögen erzeugt; der Trieb gehet von innen aus der Selbstthätigkeit (Spannung) des selbsterkennenden Geistes hervor (Philo SS. Leg. Alleg. I, 45, ed. Mang. I, 49). Das Gedächtniß vergleicht Philo mit dem wiederkäuenden Kamel und seiner Capacität zu trinken (de poster. Cain. ed. Mang. p. 254).

Nach Maximus Tyrius (diss. XXVIII, p. 290) ist die Erinnerung nur die Geburt des dem Menschen inwohnenden Keimes der Er-

kenntniß. Wie eine von obenher Alles überblickende Sonne zu dem, was (bei ihrem Lichte) ein Schritt vor Schritt gehender Fußgänger überschauet, verhält sich das göttliche Erkennen zum menschlichen (Diss. I, p. 12).

Sinnorgane des innren Menschen erkennt an Basilius Cäsariensis (Homil. in Princip. Proverb. ed. Par. II, 109).

Die Phantasie ist der erste oder feinere Leib der Seele, und bildet die gemeinsame Gränze zwischen der Seele und dem äußern, gröbern Leib (Niceph. Schol. in Synes. ed. Par. cm. not. Dion. Petav. p. 382).

Im Traume, vorzüglich aber in den Zuständen, die zwischen Schlaf und Wachen stehen, kann man oft die Thätigkeiten der verschiedenen innern Sinnen, wie die Nachklänge der Glocken neben einander gehen sehen, ohne daß eine auf die andere Einfluß hat. Das Gedächtniß wiederholt uns eine Reihe von Worten, zugleich stellt uns die Phantasie Gestalten vor, welche mit jenen Worten durchaus in keiner Beziehung stehen.

In den wasserleeren Ebenen von Afrika, dem Verschmachten vor Durst nahe, träumt Mungo Park ohne Aufhören von den wasserreichen Thälern und Auen seiner Heimath. Von dem Ergänzungs- und Erstattungsvermögen, welches an der Phantasie der einsam eingeschlossenen Stubenvögel bemerkt wird, erzählt Bechstein in s. gemeinnützigen Naturgeschichte Deutschlands im 2ten Band S. 71; eben daselbst spricht er auch vom Gedächtniß der Vögel. — Von dem innren, wesentlichen Zusammenhang zwischen Wort und Sache wird noch im §. 42 weiter die Rede seyn. Zu den im §. aufgestellten Beispielen von großer Gedächtnißkraft ließe sich unter andern noch folgendes hinzufügen: Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte zu Stirling in Schottland ein armer Mann, blind Jamie genannt, der jede Stelle der Bibel, wornach er gefragt wurde, selbst die Verse, worin nichts als Namen sind, nach kurzem Nachdenken herzusagen wußte (Quarterl. Rev. January 1831, p. 144). — Das obenerwähnte Monstrum von Gedächtnißkraft: Anton Magliabecchi (geb. zu Florenz 1633, gest. 1714) hatte in seiner Jugend nicht einmal lesen und schreiben gelernt, und befand sich schon bei einem Grützhändler in der Lehre, als ein Antiquar, bei welchem Magliabecchi öfters Maculatur für seinen Herrn kaufte, die ganz besondre Ehrfurcht des Knaben vor allen geschriebenen und gedruckten Büchern und seine Liebe und Lust daran bemerkte, und des eigenthümlichen Talentes sich annahm. Magliabecchi lernte jetzt mit bewundernswürdiger Schnelle lesen, und las Alles mit solcher mächtiger Aneignung, daß er, was er nur Einmal gelesen, auch auswendig behielt, und dadurch selbst die Verfasser, welche ihre Schrift nicht so auswendig wußten wie er, der dieselbe nur ein einziges Mal durchblickt hatte, in Verlegenheit setzte. Ein Gelehrter, welcher ihm eine zum Druck fertige Abhandlung zum Durchlesen geliehen hatte, und sich, um das Gedächtniß des Magliabecchi zu prüfen dann stellte, als sey ihm das Manuscript verloren gegangen, fand zu seinem Erstaunen, daß jener die Schrift ganz auswendig behalten habe. Als sich sein mächtiges Talent auch über andre Sprachen verbreitet hatte, zeigte er hier dieselbe Kraft des Festhaltens. Er wurde, durch seine Eigenthümlichkeit befähigt, auch in seinem Amt als Bibliothekar des Großherzogs, einer der merkwürdigsten Männer, der nicht bloß seine eigne ihm anvertraute Bibliothek ihrem ganzen Umfange nach im Sinne trug, sondern auch alle Kostbarkeiten der andren europäischen Bibliotheken im Gedächtniß hatte. Jahre lang nachher wußte er das Zimmer und die Stelle des Behältnisses zu bezeichnen, an welcher er in Konstantinopel, in der dortigen Bibliothek, ein gewisses, seltnes Manuscript gesehen hatte. Er lebte sehr mäßig. Drei hart gesottene Eier und ein Trunk Wasser waren sein gewöhnliches Mahl. — Eine ähnliche Mäßigung, besonders im Trinken aller Getränke außer dem Wasser, wurde bei den meisten Menschen

bemerkt, die sich durch besondre Kraft des Gedächtnisses auszeichneten. Geistige Getränke regen die Kraft des Begehrens (ein innres Bewegen) auf, wodurch das innre Gehör (das Gedächtniß) eben so betäubt wird, als das äußre Hören durch das starke Bewegen der Glieder. Ueberhaupt kann die eine Richtung der Seelenthätigkeit in voller Kraft sich zeigen, während die andre wie aufgehoben oder gelähmt ist. Merkwürdig sind hierbei besonders jene Fälle, wie der, welchen M. Wagner in s. Beitr. zur phil. Anthrop. I, S. 323 von der Gräfin B. erzählt, welche durch heftige Anfälle von Krämpfen das Gedächtniß jedesmal so verlor, daß ihr die Worte und Namen, zur Bezeichnung der äußren Gegenstände und ihrer eignen Gefühle beim Sprechen niemals einfielen. Sobald sie jedoch schrieb, drückte sie ihre Gedanken durchaus richtig und im besten Zusammenhange aus; eben so las sie auch Bücher ohne allen Anstoß und vollkommen verständig. — Diese Lähmung und Verwirrung des Gedächtnisses begegnete einem Livländer, von welchem ebendas. erzählt wird, bei fortdauerndem, klarem Selbstbewußtseyn; das Leiden erschien bei ihm wie eine völlige Verwirrung der Sprachen. Eben so bei jenem Kranken (S. 327), welcher von seiner Gliederlähmung durch den Gebrauch des Karlsbades wieder hergestellt, dagegen aber nun von diesem innren Leiden befallen worden war. Auch bei H. v. K..... fand diese innre Verirrung statt, und schon das Einfallen eines starken Lichtstrahles ins Auge verwischte die eben gehabten Vorstellungen aus dem Gedächtniß. — Der Frau von Baschak (S. 321) war kein andres Wort mehr zur Bezeichnung aller äußren Gegenstände übergeblieben, als der Name ihres Gemahls. — Jener Greis (S. 325), dessen Gedächtniß, selbst für die Namen seiner Frau und Kinder, immer nur auf einen Tag ausreichte, so daß er jeden Morgen wieder fragen mußte, wie dieselben hießen? dann aber für heute die Namen merkte, hatte dabei die lebhafteste Erinnerung an die Geschichte seiner frühesten Jugend; sang Lieder, die er damals gesungen, erzählte Auftritte aus seinem Knaben- und Jünglingsalter. — Besonders merkwürdig erscheint aber, unter mehreren noch hieher gehörigen, jener Fall, der im neuen allgem. Repertor. für emp. Psych. von Mauchart und Tschirner, 1ster Band S. 105 erzählt wird. Ein Mann, vom Schlagfluß gelähmt, schien die Sprache so ganz verloren zu haben, daß er alle seine Wünsche und Bedürfnisse, da er nicht schreiben konnte, durch Zeichen ausdrücken mußte. Im Anfang verstunden die Seinen diese Zeichen nur selten, er gab sich dann im Unwillen alle Mühe zu sprechen, brachte aber nur unarticulirte Laute hervor. Demunerachtet las er bald wieder, an jedem Morgen und Abend, sein Morgen- und Abendgebet aus einem Buche laut, völlig vernehmlich und ohne einigen Anstoß her, als ob sein Sprachvermögen gar nicht gelitten hätte. Das erste Mal als dieß geschah, freuten sich die Seinigen, weil sie glaubten, er hätte den Gebrauch der Sprache ganz wieder erlangt, und erwarteten nun, er würde den Tag über sprechen; er aber blieb bei seinen stummen Zeichen, so oft und mühselig er sich auch anstrengte, nur ein einziges Wort aus freiem Trieb zu sprechen. Auf diese Weise fuhr er mit seinen Gebetsübungen fort, und von nun an bis zu seinem Tode blieb es so, daß er zwar laut und vernehmlich lesen, aber von sich selber kein Wort sprechen konnte. (M. v. über ähnliche Fälle auch den §. 42.) Die Erzählung der merkwürdigen Sprachvergessenheit der Marchese Solari zu Venedig verdanke ich der mündlichen Mittheilung des trefflichen Geschichtsforschers Leopold Ranke. — An die schon bei §. 22 erwähnten Fälle von Gedächtnißschwäche des vorgerückten Alters reiht sich das an, was uns von dem berühmten Anton Arnauld erzählt wird, welchen, aus dem dumpfen Traume des Alters die Erinnerung an die Siege seiner Nation erweckte. Der gelehrte Abt Terasson war in seinem Alter so ver-

geßlich geworden, daß er sich von dem Gedächtniß seiner ganz ungelehrten Haushälterin mußte aushelfen lassen. — Der berühmte Philolog Daniel Heinsius hatte in seinen letzten Jahren Alles vergessen, was er später gelernt hatte und bloß noch das in seiner frühesten Jugend Erlernte, das 4te Buch der Aeneis, auswendig behalten. Andre hieher sich anreihende Fälle sollen noch im 5ten Hauptabschnitt dieses Buches berührt werden. Die einfache und naturgemäße Gedächtnißkunst der Alten, hauptsächlich auch auf gute, logische Anordnung der auswendig zu behaltenden Rede gegründet, findet sich bei Cicero de Oratore L. II, c. 86—88, Quinctilianus I, O. L. XI, c. 2. Neuere Systeme der Mnemonik unter andren in Aretins systematischer Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik 1810. — Mnemonik oder praktische Gedächtnißkunst 1811.

Das Wechselverhältniß der innren Sinnen und der höheren Seelenkräfte zu einander und ihr selbstständiges Verhältniß zu den Eindrücken der Außenwelt, an einem Beispiel erläutert.

§. 37. Eine innre Natur der Seele ist da, voller mannichfacher Gestalten, Bewegungen und Töne. Diese innre Natur, in ihrer Geschiedenheit und selbstständigen Abgränzung von der äußren, welcher jene allerdings in allen ihren Bildungen entspricht, zeigt sich dann am mächtigsten, wenn die äußere Welt den Sinnen sich entzogen hat, oder sie tritt auch mit eigenthümlich hellerem Glanze, mitten in diese äußere Natur hinein und strahlet aus den von außen empfangenen Eindrücken hervor, wie ein vom hellen Kerzenlicht beleuchtetes Gebilde der Menschenhand über die vom Mondenlicht bestrahlte Landschaft.

Es erscheint hierbei öfters ungewiß, ob das was die innre Welt der Menschenseele vor den Augen des betrachtenden Geistes entfaltet, das Nachbild der äußeren Sichtbarkeit, oder ob sie nicht vielmehr das Ur- und Vorbild aller der Gestalten und Bewegungen und Töne sey, welche, gegen einen solchen innren Glanz gehalten, die äußerlichen Sinnen nur wie Schattengestalten umgaukeln. Ist die äußere, leibliche Erscheinung ein Traum der innren, seelischen, ist diese das wahre und wache Seyn, oder ist die innre ein leibliches Traumbild und ein Nachklang der äußeren, und diese das wahre Urbild; ich weiß dieses nicht zu sagen, bis mir eine Sonne aufgegangen, welche mir das Walten des Geistes eben so helle macht, als das Wirken der Seele und des Leibes.

Allerdings bildet sich die Seele ihre innre Welt, aus und

nach der äußeren, welche sie durch die leiblichen Sinnen erfasset, eben so wie der Leib in allen seinen Theilen durch die Nahrung sich bildet, welche er von außen aufnimmt. Diese Nahrung, auch nach ihrer Verwandlung in Blut, würde nimmermehr gerade zu diesem Glied, zu diesem eigenthümlich gestalteten Fleisch und Gebein werden, wäre das Glied nicht schon vor der Nahrung da. Die ernährende, Fleisch und Gebein erneuernde Kraft, ist von derselben Natur, wie die bildende Kraft, welche das Kraut oder das Thier gestaltete, von denen der ernährende Stoff genommen worden; ja sie ist von höherer Art und Richtung als diese.

Das was die äußeren Sinnen den innren und diese der denkenden und wollenden Seele geben, ist nur das Material, woran und worinnen die innre, selbstständig vorhandne Wirksamkeit sich äußern kann, wie die Erde, oder überhaupt der planetarische Körper, das ist, woran der Sonnenstrahl, der ohne sichtbare Wirksamkeit durch den lichtlosen Aether ging, sich offenbar macht. Denn das was der Welt der innren Sinnen ihr eigenthümliches Leben und ihren geistigen Reiz gibt, das ist eine Kraft, welche auch in dem taub und blind zugleich gebornen James Mitchel selbstständig wohnet, und welche eine solche scheinbar nach außen ganz verschlossene Seele fähig machet, in den Bewegungen der andren Glieder, besonders aber durch die tastenden Hände, eine menschliche Vernunft zu äußern, höher als die, welche das Thier oder den Blödsinnigen bei ihren Bewegungen leitet, obgleich diesen beiden alle Quellen und Zugänge der äußerlichen Erkenntniß offen stehen. Es wiederholt sich hier der alte Streit: über das Entstehen der lebendigen Wesen, in einer andren, geistigeren Region. Eben so wenig als ein belebtes Thier oder der Mensch aus den bloßen anziehenden und abstoßenden Kräften der irdischen Elemente entstehen könnten (nach §. 6), eben so wenig „entsteht" das, was den Menschen in seinem Innren erst zum Menschen macht: die Vernunft, aus den Elementen des äußeren Erkennens, aus der zur innren Sinnenwelt gesteigerten Anschauung der äußeren Sinnen. Hier wie dort ist ein Oberes und Innres selbstständig vorhanden, welches in der Fülle des irdischen Elementes als der beseelte, lebende Leib, in der Fülle

der innren Seelenwelt als der denkende, selbstbewußte Geist sich offenbaret.

Auch bei den gewöhnlichsten und anfänglichsten Aeußerungen des innren Sinnes ist es sehr augenfällig, daß nicht ein mechanisch aufgenommener Eindruck so wiedergegeben werde, wie der Lichtstrahl vom zurückstrahlenden Spiegel oder der Ton vom Echo. Die amerikanische Nachtigall (Spottdrossel) vernimmt die Töne der vorüberfliegenden Vögel, aber nachahmend zugleich und selber dichtend, verwebt sie die fremden Laute zu einem wunderlieblichen Gesang, in welchem selbst die scheinbaren Mißtöne zur Harmonie werden. So ist es auch das Geschäft des innren Sinnes, den von außen vernommenen Laut, wie der im Käfig verschlossene Vogel, zum eigenthümlichen Gesange zu verklären.

Der Fortgang dieses eigenthümlichen und selbstthätigen Verwandlungsgeschäftes steht in einem umgekehrten Verhältniß mit der Stärke des äußeren Eindruckes, und der innre Sinn wirkt dann stärker und ungehinderter, wenn der Eindruck von außen gemäßigter ist; die Bildungen der innren Welt werden um so mannichfacher und reicher, wenn von der äußeren Welt nur noch einzelne Eindrücke in die leiblichen Sinnen fallen. Ein zu lauter und übermächtiger Andrang, ein zu mannichfacher und häufiger Wechsel der äußeren Anregungen zerstreut und schwächet, ja vernichtet sogar die Wirksamkeit des innren Sinnes.

Es erscheint allerdings gleich vom ersten Anbeginn der innren Wirksamkeit der Seele der äußere Eindruck als ein ergänzender Theil, als ein nothwendig Zugehörendes zu dem Wesen des innren Sinnes, und jener wird deßhalb begieriger aufgesucht, als die Nahrung des Leibes oder als im Thierreich das Verlangen der Geschlechter. Der eben erwähnte, taub und blind zugleich geborne James Mitchel ergriff von Kindheit an alle Mittel, die Dinge der ihm verschlossenen Außenwelt durch Gefühl, Geruch und Geschmack zu erkennen. Feste Gegenstände, besonders Metalle, brachte er immer in Berührung mit den Vorderzähnen, nach Gordons Meinung, um ihre Härte zu prüfen; stundenlang saß er an dem Ufer eines Baches, um die fühlenden Finger durch das Betasten der glatten

und runden Geschiebe zu ergötzen; wenn ihm der außerordentlich geschärfte Geruch die Ankunft eines Fremden im elterlichen Zimmer verrieth, ging er nach jenem hin, fühlte ob derselbe Stiefeln anhabe, und wenn diese ihm den Reiter zu erkennen gaben, ging er in das Vorhaus, suchte die Reitgerte und befühlte sie mit Wohlgefallen, ging dann in den Stall und betastete mit ähnlicher Lust das fremde Pferd oder prüfte an dem neu angekommenen Wagen, den er überall befühlte und beroch, unzählige Male mit der Hand die Elasticität der Federn. Täglich war er bemüht, den engen Kreis seines Erkennens weiter auszudehnen, und die Gegend um das Haus seines Vater hatte er bis auf einen Umkreis von mehreren hundert Ellen so genau mit dem Gefühl durchforscht, daß er da überall ohne Anstoß und ohne Furcht umhergehen konnte. Bemerkenswerth war ganz besonders die Begierde, mit welcher er den, wie schon der äußerlich sichtbare Zustand der Augen verrieth, ganz überaus schwachen Schimmer von Licht oder Farben aufsuchte, der noch zu seinem Sehorgan gelangen konnte. Zwar hatten diese Augen schon am Säugling eine solche Unempfindlichkeit auch gegen die stärksten Eindrücke des Lichtes, auch gegen den auffallendsten Wechsel von Finsterniß und Helle gezeigt, daß die Mutter hieraus die Blindheit noch eher erkannte als die zugleich angeborne, ganz complete Taubheit; als aber mit dem selbstthätigen Willen zugleich das Sehnen nach dem äußeren Sinneseindruck mächtiger erwachte, da bemerkte der Knabe auch jenen leisen Eindruck des Lichtes auf die mißgebildeten Augen, der nach Stewards Beobachtung wohl viel näher dem Gefühl für Wärme verwandt, als ein eigentliches Sehen seyn mochte. Schon durch die Weise, wie er diesem Eindruck nachging, zeigte er sich ganz in seiner vernünftig menschlichen Natur. Er suchte in einem Nebengebäude, oder in einem verdunkelten Zimmer, die kleinen Oeffnungen auf, durch welche die Sonnenstrahlen ins Dunkel hereinfielen, deren Licht er dann begierig ins Auge faßte. Nachdem er erst den selbstständigen Gebrauch der Glieder gelernt, verschaffte er sich dieses besondre Vergnügen oft selber, indem er, wo es ihm erlaubt war, Thüren und Läden schloß und dann die Spalten oder Löcher aufsuchte, durch welche noch Licht hereinkam. Eben

so war es ihm ein besonderes Vergnügen, zwischen sein Auge und die Sonne oder einen andern leuchtenden Körper allerhand durchsichtige oder spiegelnde Gegenstände zu halten, welche das einfallende Licht concentrirten und verstärkten. Nicht selten gab er den Stücklein Glas, womit er dieses Spiel trieb, durch Abbeißen mit den Zähnen die Gestalt, welche ihm zu seiner Absicht die bequemste schien. Oefters zündete er sich in den langen Winterabenden ein Licht an, mit welchem er sich in einen dunklen Winkel zurückzog und dann am Schein sich ergötzte. Selbst die Mienen und Stellungen des Knaben verriethen in solchen Fällen die menschliche Wißbegier, mit welcher er in die ihm unbekannte und ferne Welt der oberen Sinnen einzudringen suchte, und das Staunen, das ihn bei jeder fernen Spur dieser Welt ergriff.

In der That, um das eigenthümliche Geschäft der denkenden Seele und ihrer innren Sinnen, so wie die Priorität und Ueberlegenheit ihrer wirkenden Kraft, vor und über die Macht des äußeren Eindruckes recht augenfällig kennen zu lernen, kann uns nichts lehrreicher und günstiger seyn, als die Entwicklungsgeschichte des eben erwähnten James Mitchel.

Es zeigt sich uns da zuvörderst, daß nicht der äußere Sinneseindruck es sey, der durch sein „Hineinfallen" in den innren Sinn, hier nach mechanischem Gesetz — wie der Hauch der Morgenluft in der Memnonsäule den Ton — die geistige Thätigkeit erst erzeuge oder wecke, sondern der innre Sinn ist es, der zuerst aus selbstthätiger Regung den ihm zugehörigen Sinnesstoff der Außenwelt aufsucht und diesem nachgeht, wie das bewegliche Thier der feststehenden oder vor ihm fliehenden Nahrung, oder wie das männlich begehrende Lebendige dem weiblichen.

Es zeigt sich an James Mitchel ferner, daß die selbstständig festhaltende und wiedererneuernde Kraft des Gedächtnisses nicht zumeist von der Thätigkeit der beiden sogenannten oberen Sinne des Leibes — Auge und Ohr — abhängig sey, vielmehr war das Gedächtniß jenes taub und blind gebornen Knaben schärfer als bei vielen sehenden und hörenden Menschen. Er kannte alle ihm zugehörigen Kleider und andre Gegenstände, und unterschied sie aufs sorgfältigste von sonst ähn-

lichem fremden Eigenthum. Die einmal mit dem Gefühl und Geruch genau durchforschten Räume waren ihm, in der beständigen Nacht, die ihn umgab, eben so bekannt und vertraut, als sie dieß gewöhnlichen Menschen durch Hülfe des Lichtes nur einen Theil des Tages sind.

Bei einigen Aeußerungen dieser innren Anschauung des Vergangenen zeigte sich denn auch schon mehr als eine bloß (mechanisch) reproducirende Kraft des Gedächtnisses; es zeigten sich menschlicher Verstand, Vernunft und moralisches Gefühl. Lassen wir es uns nicht verdrießen, den vermeintlichen psychischen Block: diese Memnonsstatue, zu welcher jedem Lufthauch der Zugang abgeschnitten schien, noch weiter in seinen Aeußerungen zu begleiten. Eine starke Verwundung an einem seiner Füße hatte James genöthigt, einige Zeit das Zimmer zu hüten. Er saß während der Zeit dieses Leidens in der Nähe des Feuerherdes und hatte dabei den kranken Fuß auf einen kleinen Schemel aufgestellt. Länger als ein Jahr nachher betraf einen Knaben, der in Mitchels elterlichem Hause diente und mit welchem der Taubblinde öfters zu spielen pflegte, ein ähnliches Unglück. James, als er bemerkte, daß sein Gefährte so ungewöhnlich lange an einem Ort sitzen blieb, befühlte ihn mit den Händen und entdeckte so gar bald die Binden an dem kranken Fuß. Augenblicklich begab er sich die Stiege hinauf in eine Kammer, wo er aus vielen andren dastehenden Gegenständen den kleinen Schemel heraussuchte, auf welchen er früher seinen verletzten Fuß gestellt hatte. Diesen Schemel brachte er in der Hand hinab zur Küche und stellte sanft den Fuß des Knaben darauf.

Als ein Freund des elterlichen Hauses: Dr. Gordon, James mit dem Finger aufs Auge drückte, gab er sogleich durch den so lang als möglich ausgestreckten Arm zu verstehen, daß er sich hierbei an eine in London — dem weitentferntesten Ort, den er jemals besucht hatte — mit seinen Augen vorgenommene Staar-Operation erinnre. Ein Pferd, das seine Mutter vor Kurzem gekauft hatte, erkannte er nicht bloß alsbald beim Anfühlen, sondern als der Reiter, um die Einsicht des Taubblinden auf die Probe zu stellen, abstieg, ergriff James das Roß beim Zügel, führte es nach dem Stall, nahm ihm den

Sattel und Zaum ab, streute ihm Futter vor, verschloß dann die Stallthüre und steckte den Schlüssel in die Tasche, — als rege sich auch hierbei das öfter an unsrem Taubblinden bemerkte Gefühl für Recht und für die Unantastbarkeit des fremden Eigenthumes; ein Gefühl, das ihn selber zu leiten schien, wenn er von Allem, was nicht sein war, sich enthielt. Es wirkte hierbei etwas Andres, als jene dem gezähmten Thiere eingeprägte Furcht oder Zucht, welche demselben auch eine scheinbare Scheu vor fremdem Eigenthum gibt. Dieses Etwas, das den Menschen erst zum Menschen macht, können wir an James Mitchel in solcher Einfachheit wirken sehen, wie kaum an einem andren Wesen unsres Geschlechts.

Die innren Vorstellungen, welche der Taubblinde von den von ihm berührten und erforschten Dingen der Außenwelt hatte, waren in ihrem Kreise nicht minder scharf und bestimmt als die unsrigen, obgleich dem aufgefaßten Bilde jene Züge fehlten, welche bei uns das Sehen und Hören hinzufügen. Den Begriff von einem Stein, als einem für sich selber unbeweglichen, schweren, harten Körper, hatte ihm das Anfühlen mit den Fingern und Händen und das Anstoßen des Steines an die Vorderzähne gelehrt, womit er, wie oben erwähnt, die Härte der Körper zu prüfen pflegte. Wenn er am Ufer des Baches sitzend die glatten Geschiebe mit den Fingern, und etwa auch, wie er dieß öfters pflegte, mit der Zunge betastet hatte, schien in ihm der Begriff von Rundung, von Kreisform zu entstehen; denn er häufte diese rundlichen Geschiebe zusammen und baute dann aus ihnen am Boden einen Kreis, in dessen Mitte er sich setzte. Als wollte die den Begriff bildende Seele durch die Rundung des mit den Händen aufgeführten Kreises Dasselbe ausdrücken, was sie bei hörenden und sprechenden Menschen mit dem Wort rund oder Rundung sagt. Es hatte hierbei, um mit den gewöhnlichen Ausdrücken der Logik zu reden, eine Kraft der Abstraction gewirkt, welche die Seele von den andern Eigenschaften des Steines (Härte, Schwere) absehen ließ, und die Kraft der Reflexion, welche die Eigenschaft des Rundseyns vereinzelt hervorhob.

Wenn der Taubblinde bei seinen täglichen Forschungen durch Gefühl und Geruch nicht bloß die Gestalt der einzelnen Geräthe

genau kennen lernte, sondern bald auch den Gebrauch derselben begriff; wenn er in den Werkstätten der Zimmerleute und andrer Handwerker beständig umhertastete, bis er die Bestimmung und die Absicht der da bemerkten Werkzeuge und Arbeiten verstanden, und wenn er bei jeder neuen Einsicht dieser Art ungemein erfreut schien; so wirkte hierbei offenbar und auf menschliche Weise der Verstand, der in unsrem Innren bei jeder in der Sichtbarkeit bemerkten Wirkung nach der Ursache fragt. Dieser ordnende, regelnde, ein anerkanntes Allgemeines im Besondren, das Besondre im Allgemeinen wiederfindende und darstellende Verstand war es auch, welcher den taubblinden James antrieb, die Löcher und Ritzen am nachbarlichen Wirthschaftsgebäude auszubessern, und welcher ihn leitete, wenn er es öfters versuchte, aus Torf oder ausgestochenen Rasenstücken ein Haus im Kleinen aufzubauen, an dem selbst die kleinen Oeffnungen nicht fehlten, welche Fenster darstellen sollten.

An unsrem Taubblinden zeigte sich dann auch in einem zum Theil bewundernswürdigen Grade jene Kraft des Verstandes, welche das Zeichen mit dem Bezeichneten verbindet; von jenem auf dieses schließt. Wenn man ihm die Zahl der Tage, welche seine verreis'te Mutter außer dem Hause zubringen würde, dadurch kund machte, daß man seinen Kopf sanft auf ein Kissen niederdrückte, um anzudeuten: so viele Nächte würde er bis dahin schlafen, so war dieß die gewöhnliche, leichter verständliche Sprache der Taubstummen. Wenn er jedoch aus dem feineren Berühren seines Kopfes mit dem Finger, womit seine Schwester seine Handlungen öfters leitete und bestimmte, die Absicht dieser liebevollen Erzieherin augenblicklich begriff, wenn er das Lob verstund, das die Schwester seiner Folgsamkeit durch ein gewisses Anrühren seines Kopfes und Rückens ausdrückte, und das Mißfallen, das sie ihm durch eine eben so feine, den Umstehenden kaum bemerkbare Weise zu erkennen gab, so wirkte hierbei offenbar der zeichenkundige Verstand in seiner ganzen, höher menschlichen Weise. In andren Fällen, wo es sich von Dingen handelte, welche ganz außer dem engbeschlossenen Kreise der Wahrnehmungen dieses Taubblinden lagen, mußte freilich das Zeichen, durch welches man ihn zu verständigen suchte, von auffallenderer, gröber leiblicher Art seyn, wie in einem Falle,

wo der Vater den Knaben, auf einer der Erforschungsreisen, welche dieser täglich um das elterliche Haus anstellte, auf Händen und Knien über einen sehr schmalen Steg kriechen sah, der über ein tiefes, fließendes Wasser hinüberführte, das freilich der Taubblinde weder rauschen hören noch sehen konnte. Der Vater machte dem Knaben die Gefahr, in die er sich begeben, dadurch begreiflich, daß er ihn aufhalten und dann einige Male ins Wasser tauchen ließ, dessen Tiefe er hiedurch kennen lernte. Er versuchte es, von da an, nie wieder jenen Weg zu machen.

Jener innre Drang, der dem Menschen die hörbare Sprache zur Bezeichnung des äußerlich oder innerlich Wahrgenommenen und Begehrten eingibt, war selbst in diesem James Mitchel auf eine staunenswürdige Weise geschäftig. Zwar die Töne, welche seine Kehle hervorbrachte, waren, wie bei andren vollkommen Tauben, nur ein rauhes Gebell oder Geheul, wodurch er Unmuth oder Schmerz; ein schallendes Gelächter, wodurch er seine Freude ausdrückte, wenn er etwa bei kleinen Neckereien einen Triumph über den ihm so weit überlegenen Witz der sehenden Menschen erlangt zu haben glaubte, aber seine Zeichensprache war um so merkwürdiger, da er sie nicht wie andre Taubgeborne durch Sehen erlernt haben oder ausbilden konnte. Sie beschränkte sich nicht allein auf den Kreis des eignen dringendsten Bedürfnisses, mithin auf jenes Hindeuten nach dem Ort, wo die Nahrungsmittel gewöhnlich stunden, wenn er Hunger oder Durst hatte, sondern erhub sich bald zur Darstellung ganz andrer, außer diesem Kreise liegender Gegenstände, ja zum Erzählen ganzer Geschichten. Wenn er einen benachbarten Schuhmacher besuchen wollte, deutete er dieses dadurch an, daß er mit den Händen und Armen die Bewegungen eines arbeitenden Schuhmachers nachahmte. Als sein Vater gestorben war und einige Tage nachher der Schneider kam, um ihm die Trauerkleider anzumessen, ergriff James die Hand desselben, führte ihn in das Zimmer, worin der Vater starb, beugte den Kopf und Hals rückwärts, um die Stellung eines unbeweglich Liegenden anzudeuten; hierauf führte er ihn auf den nahe beim elterlichen Haus gelegnen Kirchhof zu dem Grabe, worin man des Vaters Leiche versenkt hatte. Schien es doch

zuweilen, als wollte der Taubblinde mit seiner Zeichensprache die leisen Regungen eines Ahndungsvermögens ausdrücken, welches das Band zwischen einer auch dem leiblich Sehenden und Hörenden unbemerkbaren, oberen Welt des Geistigen und zwischen dem Menschen bildet. So, als drei Monate nach des Vaters Tod eines Sonntag Abends ein Geistlicher im Hause war, deutete James auf des verstorbenen Vaters Bibel, und machte Zeichen, die Anwesenden sollten niederknieen zum Gebet.

Obgleich jene Zeichensprache, wodurch andre Menschen sich ihm verständigten, nur durch unmittelbares Berühren seines Kopfes oder seiner Hände für ihn bemerkbar werden konnte, versuchte er es doch nie, sich Andren auf dieselbe Weise mitzutheilen, sondern er sprach frei stehend, durch Mienen und Gebärden, denn nur so konnte das, was bei andern Menschen Stimme und Sprache wird, auf eine, diese wahrhaft stellvertretende Weise sich äußern. Wir sahen nämlich oben, im §. 16 u. 24, daß die Stimme und Sprache des Menschen eine Wiederholung der Muskelbewegungen des gesammten übrigen Körpers, und zwar in einer höheren, umfassenderen Potenz sey. Was dort augenfällige Regung der Glieder ist, das wird hier zur hörbaren Stimme. Diese, wie die sichtbare Gebärde, sind die Wirkung einer und derselben bewegenden Kraft, bezeichnen beide dasselbe. Der Taubblinde wurde deßhalb zu den merkwürdigen Aeußerungen seiner Gebärdensprache durch denselben innren Drang geführt, welcher dem Menschen die Sprache in Kehle und Zunge gibt. Sprach doch an jenem Unglücklichen die ganze Haltung des Leibes und sein Benehmen, die inwohnende, menschlich-verständige Fassung, gleich für den ersten Blick aus; und unterschied denselben eben so augenfällig, als andre, gesunde Menschen, von einem Blödsinnigen. Jene Mienen und Gebärden, womit er etwa das Staunen über die Spur eines Lichtstrahles, welche er verfolgte, zu erkennen gab, trugen wirklich in ihrem Maße das Gepräge von Geist.

Wir finden an unserm Taubblinden auch die Vernunft zu allen ihr sonst gewöhnlichen Verrichtungen befähigt. Diese Kraft der Seele, welche das Verhältniß des eignen Wesens und seines Vermögens, zu andren äußeren Wesen und Vermögen be-

merkt und die Wechselbewegungen beider gegen einander beachtet, verräth sich schon in einigen der oben erwähnten Züge aus James Benehmen. Gegründet auf das innre Geschäft der Vernunft, war jener Gehorsam gegen fremden Willen, jene Nachgiebigkeit und Reue über gemachte Fehler, welche er blicken ließ, wenn man ihn sanft zurechtwies, so wie jener heftige Unwille, der ihn ergriff, wenn er mit einer unverhältnißmäßigen Härte behandelt ward. Vernünftig war die bereits erwähnte Anerkennung des eignen und fremden Eigenthums, und es war die der Menschenseele gegebene innre Vertheidigungswaffe gegen fremde Kraft — die Vernunft — welche es dem Knaben, als ihn die Dienstboten auf Befehl des Vaters mehrmalen hinderten, die fremden Pferde im Stalle zu besuchen und zu betasten, in den Sinn gab, die Küchenthüre von außen zu verschließen, damit jene nicht herauskönnten. Vernunft, im Geleite des ordnenden Verstandes, befähigte ihn zu jenen kleinen Dienstleistungen, welche er öfters auf eignen Antrieb, in Haus und Stall verrichtete, und zu seinen Aeußerungen von natürlicher Zärtlichkeit, welche er so oft (ganz gegen Itards harte Beschuldigung der Taubstummen) seinen Wohlthätern erwies. Er hatte durch den Geruch bemerkt, daß seine Schwester, welche eben im Freien gewesen, nasse Schuhe habe, da brachte er trockne herbei und nöthigte sie zu wechseln. Die Trennung von Menschen, die er liebte, auch auf kurze Zeit, war ihm schmerzlich, und er äußerte diesen Schmerz anfangs auch, wenn Dienstboten das elterliche Haus verließen. Später aber, vielleicht durch den mehrmaligen Wechsel belehrt, daß diese nicht so nothwendig und nahe zu ihm gehörten, als die Verwandten, blieb er bei solchen Trennungen ruhig, während ihn das Hinweggehen der Eltern und Schwester, nach wie vor, in große, innre Bewegung setzte.

Bei dieser zärtlichen und lebhaften Anhänglichkeit an Alles, was ihm näher zugehörte, bliebe das Benehmen des taubblinden Knaben beim Tode seines geliebten Vaters unbegreiflich, wenn nicht dabei eben wieder ein innres Wirken und Weiterschließen der menschlichen Vernunft vorausgesetzt werden dürfte, das sich so vielfach, mitten durch die äußere Hülflosigkeit, zu erkennen gab. James war fast sechzehn Jahre alt, als sein

Vater (im Junius 1811) starb. Der Knabe hatte zwar kurz vorher einmal mit einem todten Vogel gespielt, den er immer auf sein Knie legte und dann lachte, wenn der Vogel, statt zu flattern oder festzustehen, herabfiel; aber dieß hatte dem Taubblinden wohl schwerlich einen Begriff von dem was Tod sey gegeben. Als seine Hand den ersten menschlichen Leichnam — dieß war eben der seines Vaters — berührte, fuhr er voll Schauder zurück; er fühlte darauf die Leiche noch einmal im Sarge an, und am Abend nach dem Begräbniß sah man ihn mit beiden Händen auf das frische Grab schlagen; doch stund seine Schwester zu fern von ihm, um die Gebärden, welche das hierbei waltende Gefühl verrathen hätten, zu beobachten. Mehrere Tage besuchte er das Grab sehr oft, und versäumte von nun an, sobald er etwas davon bemerkte, niemals mehr, den Beerdigungen beizuwohnen, welche auf demselben Kirchhof vorkamen. Als seine Mutter kurz nach des Vaters Tod unwohl war, und dabei zu Bett liegen mußte, weinte er sehr. Ihn selber wollte man auch, bei einer Kränklichkeit, zufällig in dieselbe Bettstelle legen, worin sein Vater gestorben war, er aber blieb da keinen Augenblick, und ward erst ruhig, als man ihn auf ein andres Lager gebracht hatte.

So erkennen wir bei unsrem Taub- und Blindgebornen, mitten in dem (gleichsam) nur halbvollendeten Leibe eine nach allen Richtungen vollendete Wirksamkeit der Menschenseele. Er hatte deutliche Vorstellungen jener reproducirenden Einbildungskraft, welche wir sonst zumeist mit dem Sehvermögen in Verbindung setzen, denn er kannte länger als ein Jahr nachher noch einen von ihm vormals gebrauchten Fußschemel, kannte, wie ein Sehender, das Pferd seiner Mutter, wußte sehr gut, was ihm in dem fernen London geschehen war. Er hatte Begriffe von Härte, von Rundung, urtheilte ganz richtig aus der Gestaltung und Einrichtung eines Dinges auf seinen Gebrauch, schloß, vollkommen vernünftig, wenn seine Schwester, statt seinem blinden Haupte zu liebkosen, ihn sanft zurückstieß, daß er durch sein Benehmen anstößig und tadelnswerth gewesen sey, schloß, bei dem zu Bette liegen der Mutter, auf Krankheit und größte Krankheitsgefahr. In ihm war menschliches Gefühl für Recht und Unrecht.

Wenn auch viele dieser innren Züge schon beim dankbaren und überlegenden Hunde gefunden werden, so ist doch das eine, was in James Geschichte den Menschen als Menschen bezeichnet, schon diese Wißbegier, dieses Weiterforschen nach dem unbekannten Gebiet eines geistigen Erkennens, von welchem weder die gebundene Seele des Thieres, noch die schlafende des Blödsinnigen eine Spur zeigt. Es verhält sich in dieser Hinsicht die Seele des Menschen zu jener des Thieres, wie sich die belebende Kraft, welche in dem Thier waltet, zu der in der Pflanze verhält. Derselbe Zug, welcher das Thier nach der Nahrung und den andern von ihm begehrten Elementen des Lebens hin bewegt, vereint die Pflanze fest mit dem Boden, von welchem sie durch eigne Kraft sich nicht trennen kann. So ist auch in der Seele des Menschen jener Zug, welcher die Thierseele an das Geschäft eines bloß leiblichen Bildens und Gestaltens bindet, zu einem Zug nach dem Bilden und Gestalten des innren und ewigen: des geistigen Menschen geworden, und dieser gibt der Seele jene freie, selbstständige Bewegung, deren sie für sich selber nicht fähig war; jene Bewegung nach oben, welche in ihrem Kreise der luftartig freien Bewegung des Thieres entspricht. Denn wie das Thier deßhalb frei beweglich ist wie die Luft, weil in seinem Leibe eine luftartige Natur waltet, so hat die Menschenseele ein göttlich freies Bewegen, weil sie selber durch den belebenden Geist von göttlicher Natur ist.

Es regt sich schon bei dem Ungebornen im Mutterleibe, noch vor der Empfindung der Sinnen nnd vor dem Gefühl der Oberfläche des Leibes, die selbstständig von innen nach außen wirkende, bewegende Kraft. Sie äußert sich, vorerst wenigstens, als ein zuckendes Ausstrecken und Stoßen der Glieder. So regt sich auch in der Menschenseele zuerst und selbstständig das Sehnen nach dem Erkennen und Verstehen eines Bildes, das von ewiger Natur in der vergänglichen Welt der Dinge sich abspiegelt. Es ist nicht das äußere, an sich todte Abbild, welches zuerst die Seele aufsucht und mit belebender Kraft um diese wirbt; sondern diese ist es, welche mit unaufhaltsamem Zuge jenes Abbild suchet, damit sie durch die Kraft des Geistes es belebe und verkläre.

Auch die Atmosphäre der Planeten ist eines eignen Lichtes

und Leuchtens fähig, wie die Atmosphäre der Sonne, aber das Licht des Planetendunstkreises bedarf in seinem jetzigen Zustande einer Aufregung, einer Weckung durch die Sonne. So wohnt auch im Geiste des Menschen die Schöpferkraft von göttlicher Natur, durch welche die ganze Sichtbarkeit mit allen ihren mannichfachen Wesen geschaffen ist. Aber die Gedanken vom Göttlichen, deren der Menschengeist fähig ist, werden erst durch Gottes Gedanken, wie sie in den Werken und im Wort sich geoffenbaret, zum Wachen und Leben gebracht, und es bleibt zuletzt nur das Sehnen und Suchen nach dieser Nahrung einer höheren Verleiblichung (ein Sehnen, gleich jenem des Säuglinges nach der Mutterbrust), Eigenthum und Vorrecht der Menschennatur.

Ueberall jedoch, wo diese Menschennatur die zur That und zum Wort gewordenen Gedanken der Gottheit erfasset, hält sie dieselben mit einer besondren Macht, als Gebilde der Erinnerung fest, als hätte sie ein Eigenthums- und Herrscherrecht über jene Gedanken. Und sie hat dieses wirklich, denn sie ist selber vom Geschlecht des Herrschers. Darum eilt auch der urtheilende Verstand des Menschen seiner Natur nach von Gedanken zu Gedanken, bis er — wie das weitblickende Auge als Quell des Lichtes, das unermeßlich weit entfernte Gestirn — den letzten Grund alles Seyns in Gott erkannt. Die Vernunft aber, zunächst das eigne Wesen und sein Bewegen vernehmend, schließt zuletzt das eigne Sehnen, das eigne, arme Bedürfen an eine Quelle, der Erfüllung und Bekräftigung an, welche eben weil sie nährende Mutter ist, zuerst eine sich selber dargebende Unterwürfigkeit des Säuglinges erfordert.

Die That des Willens, das Suchen und Sehnen nach Erkennen ist mithin das erste Zeichen eines Erwachens der Seele zum selbstständigen Seyn und Leben. Diese That des Willens ist es auch, welche statt der sichtbaren That, die zum größesten Theil nicht in des Menschen, sondern nur in Gottes Macht steht, das bedeutungsvolle Wort gibt, das die künftige Verwirklichung zum Wesen und zur That eben so nothwendig in sich trägt, als in der leiblichen Welt die Zwiebel die ganze künftige Gestalt des Gewächses.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorstehenden §. schließt sich an Plato's Widerlegung jenes alten, von den Sophisten vertheidigten Wahnes an, nach welchem alles Erkennen und Vorstellen der Seele nichts Andres seyn sollte, als eine Empfindung der äußeren Sinnen. — Daß nicht der Leib es sey, welcher die ihm verwandte Leiblichkeit empfindet, sondern daß die Seele es sey, welche durch den Leib bemerkt und fühlt, dieses lehren uns schon die alltäglichsten Erscheinungen des thierischen Lebens. Es ist dieselbe Außenwelt, welche den Wachenden so wie den in der heißen Mittagsstunde Schlafenden umfähet, und dennoch hört dieser alle die Stimmen und Töne nicht, welche jener vernimmt, ja das schlafesstarre Murmelthier wird weder durch den Donner des sonst so gefürchteten Schießgewehres aufgeschreckt, noch fühlt es das tief in seine Brust schneidende Messer, obgleich in dieser Brust der Athem noch aus- und eingeht, das Herz sich noch bewegt. Denn es fehlt im Schlafe jenes Aufmerken der Seele, welches von innen heraus dem äußerlich Empfindbaren entgegenkommen und dasselbe erfassen muß, wenn es anders ein Empfundenes werden soll. Und nicht bloß im Schlafe, sondern auch im Wachen entgehet der Seele des Thieres wie der des Menschen der bei weitem größte Theil des für andre Seelen Bemerkbaren; wenn der Zug des Begehrens und Fürchtens entweder gar nicht nach dieser Richtung hingehet, oder wenn gerade in diesem Augenblick die Seele nur nach einer gewissen Seite hin übermächtig bewegt ist. Denn nicht nur den Leib des Menschen vermag eine hohe, geistige Aufregung für den Schmerz der Martern und des Todes gefühllos zu machen, sondern in seinem Maße macht schon die heftige Aufwallung des Instinctes das Thier gegen Alles unempfindlich, was ihm zur andren Zeit Lust oder Schmerz erregt. Ja es wird schon bei einem stark angestrengten leiblichen Bewegen den unvermuthet empfangenen Wunden der gewöhnliche Schmerz benommen, und diese werden von dem Auge eher als vom Gefühl bemerkt.

Wie es nicht der Leib ist, welcher an und für sich empfindet, sondern die Seele, welche durch den Leib das Geschäft des Empfindens übt; so ist auch das, was empfunden wird, an sich selber kein Leibliches, sondern ein seelenartiges Element. Wäre das, was von der Seele bemerkt wird, ein leiblicher Ausfluß der bemerkbaren Dinge, welcher nach der Art des Körperlichen in die Poren der Sinnen eindränge, so bliebe es unerklärbar, warum dieser Ausfluß nicht beständig und ohne Aufenthalt, wie das Wasser in den lockern Boden oder in den Schwamm sich hineinsenken und hier die Anfüllung, welche Empfindung heißt, bewirken sollte; warum die Seele nicht zum Aufmerken genöthigt werden sollte, sie möchte nun wachend zu den Gegenständen sich hin- oder in schlafartiger Unachtsamkeit von ihnen sich ablenken. Ist doch das, was wir Sehen, Hören, Fühlen nennen, eigentlich nur das Bemerken einer Zusammen- und Wechselwirkung des Innern und Aeußern; der Seele und der empfindbaren Welt, woran die empfindende Seele einen eben so wesentlichen Antheil hat als die äußere, mit ihr in Beziehung tretende Welt.

Diese eigenthümliche Richtung des Empfindens wird uns an das erinnern, was oben im §. 4, über das unsichtbare Ergänzende gesagt worden, welches zu jedem sichtbaren Dinge hinzugedacht werden muß. Es ist das Complement, die Erfüllung des einseitigen an sich unvollkommnen leiblichen Seyns; es ist das, was Aristoteles die Form des Erscheinenden nennt, was von der empfindenden Seele als ihres Gleichen empfunden wird, nicht das leibliche Ding selber. Oder, wie jener scharf unterscheidende Denker des Alterthums sich ausdrückt: die Thiere empfinden, weil sie eine Mitte haben, welche die Form des Empfindbaren in sich aufzunehmen vermag, ohne seine Materie. Der Vorgang der Empfin-

dung gleichet nämlich dem Abdruck eines Petschaftes im Wachs, wobei nicht die Materie (der Stein oder das Metall) des Petschaftes in das Wachs aufgenommen wird, sondern nur (die jenem eingeprägte) Form; das Empfinden führt eine Verähnlichung der Seele mit dem Empfindbaren herbei. (M. v. oben den §. 31.)

Nach einem andren hiermit übereinstimmenden Ausdruck des Aristoteles ist die Seele gewissermaßen selber ein Inbegriff alles Seyenden, ja das All der Dinge (ἡ ψυχὴ τὰ ὄντα πῶς ἐστι πάντα), das Wissen ist gewissermaßen das Gewußte, das Empfinden das Empfundene. Nicht zwar (das Gewordene der) Dinge selber ist in der Seele, z. B. der Stein als solcher, sondern ihre Formen. Daher ist die Seele mit der Hand zu vergleichen; denn wie diese das (umfassende) Werkzeug aller Werkzeuge ist, so ist der selbsterkennende Geist die Form aller Formen, das Empfindungsvermögen die Form aller Empfindungen (Arist. de anima L. III, c. 8). — Aber ungeachtet dieses ursprünglichen Vorhandenseyns der Formen der Dinge in der Seele bedarf es, damit diese Formen für die mit dem Leibe verbundne Seele zu einem Wirklichen werden, einer schon leiblich gewordenen Außenwelt, an und mit welcher jene Formen sich verleiblichen können. Daher beschreibt Aristoteles die Gestaltung unsers innren Erkennens auch so, daß zuerst die Empfindung (αἴσθησις) komme, hierauf das Gefühl (αἴσθημα m. v. oben den §. 31) und das Festhalten der Sinnen-Vorstellung im Angedenken. Aus dem Angedenken (μνήμη) entwickelt sich die Unterscheidung, welche, wenn sie oft sich wiederholt, zur Erfahrung (ἐμπειρία) wird, die zur wahren Kunst und Wissenschaft führet (de mem. et remin. c. 1 seqq.). — Das durch den Verstand Erkennbare ist im Sinnlichen und wird nur in diesem durch die Empfindung erkannt (de anim. III, 8). Mit jeder Thätigkeit des Verstandes muß auch eine sinnliche Thätigkeit verbunden seyn; doch gehören zu dieser sinnlichen Thätigkeit nicht bloß der ursprüngliche sinnliche Eindruck, sondern auch die Vorstellung der Einbildungskraft und die Erinnerung; denn beide sind Bewegungen in der Seele, welche aus einer vorhergegangenen Empfindung ihren Ursprung haben (de anim. III, 3, de mem. c. 1). — Ohne ein Bild der Einbildungskraft kann die Seele nichts denken, und wenn wir uns auch etwas nur im Allgemeinen, ohne bestimmte Größe denken wollten, so schwebt uns dabei dennoch das Bild einer bestimmten Größe vor (de anim. L. III, 7, de mem. l. c.). — Die äußeren Dinge kann der Verstand nicht erkennen, wenn sie ihm nicht durch die Empfindung oder Wahrnehmung offenbar werden (de sens. c. 6), und so ließe sich allerdings behaupten, daß wenn uns ein äußerer Sinn fehlte, uns hiermit auch eine Art von Wissen abgehen würde (Analyt. post. I, 15).

Was diese letzteren Sätze des Aristoteles betrifft, so dürfen hierbei jene Thatsachen nicht vergessen werden, auf welche sich in den erl. Bemerk. zum nächst vorhergehenden §. berufen wurde, vor allem aber dürfen wir das Vermögen unsers selbstbewußten Geistes nicht übersehen, vermittelst welchem er beständig das Geschäft eines guten Uebersetzers übt, welcher den Sinn, der sich in der einen, für die Zuhörer unverständlichen Mundart aussprach, in die Worte der andren, verständlichen einkleidet. Denn so wie die Taubstummen den Inhalt der hörbaren Rede der andern, gesunden Menschen in ihre den Augen verständliche Zeichensprache übersetzen; so überträgt in den Fällen einer noch größeren Mangelhaftigkeit, bei denen mit dem Gehör zugleich auch das Gesicht fehlte, der selbstthätige Geist das in ihm erwachte Erkennen, eben so geschickt in die Sprache des Gefühlssinnes. Immerhin wird bei einer solchen äußerlich verschlossenen Seele durch die Kraft des erkennenden Geistes, der in ihr ist, eine Idee mit Macht hervortreten: die des eignen Seyns, und es

gilt hier der oben erwähnte Satz des Plato (Menon p. 81), daß vermöge des Zusammenhanges aller einzelnen, von dieser einen Idee ausgehend der Geist auch die andren ihm zum Erkennen nothwendigen finden könnte. — Das eigentliche Licht zum Erkennen kommt ja nicht durch die leiblichen Augen, sondern wird, wie nach Philo (SS. Leg. All. I, 45, ed. Mang. I, 48, 49) durch einen Einfluß geweckt, der von oben: von Gott kommt (m. v. die Bem. zum §. 37).

Die Geschichte des taub und blind gebornen James Mitchel, Sohn eines Predigers in der Grafschaft Nairn in Schottland, findet sich in nachstehend verzeichneten Schriften: The Edinburgh Review or critical Journal Vol. XX. p. 462 (Nov. 1812 Art. XII.): „Some Account of a Boy born Blind and Deaf, by Dug. Stewart, Esqu." — Dasselbe in den Transactions of the Royal Society of Edinburgh Vol. VII. — History of James Mitchel, a Boy born Blind and Deaf, by J. Wardrop, Lond. 1813. — J. Mitchel, geboren am 11 Nov. 1795, war damals, als Stewart seine Abhandlung über ihn der königl. Societät zu Edinburgh vorlas, 16 Jahre alt. — Wir erkennen übrigens an dem merkwürdigen Falle, welcher der Hauptinhalt des vorhergehenden §. ist, abermals, daß die Seele durch einen eigenthümlichen, vom Leibe unabhängigen Anfang ernährt und entfaltet werde, wie der Kern in der Frucht, welchen mitten in dieser ein selbstständiger, aus dem Mark des Gewächses kommender Säftequell ernährt und bildet. Wie eine vollkommen entwickelte, lebende Menschengestalt, welche kein an die Arme und Füße sich leicht und bequem anschließendes Gewand, sondern ein allseitig verdeckendes Tuch umhüllet, das den freien Gebrauch der Glieder erschwert, wohnet die Seele, ganz als dieselbe, auch in einem solchen verstümmelten Leibe, wie der des James Mitchel ist. L[illegible] die Glieder unter dem Tuche, so verrathen sich die Kräfte des innren Menschen auch unter jener unbequemen leiblichen Hülle. In der That, diese Menschenseele würde, auch wenn ihr nicht bloß wie bei James Mitchel Gesicht und Gehör, sondern außer diesen auch Geruch und Geschmack und das Gefühl der Oberfläche genommen wären, ihr nach Leben suchendes Leben auf ein stilles Bemerken jener Bewegungen richten, welche die athmende Lunge oder das schlagende Herz ohne Aufhören im Leibe vollbringen und an diesen ein Etwas bemerken, das außer (und über) unsrem eignen Leben ist.

Ein dem James Mitchel vergleichbarer Taubstummer, der zugleich fast ganz blind war, und dennoch Werke der Menschenvernunft verrichtete, war der sogenannte stumme Bub zu Lahn im Kanton Schaffhausen, der vor wenig Jahren in einem Alter von 40 Jahren starb.

Von jenen wechselnden Zuständen der Seele, welche dem Schlafen und Wachen des Leibes entsprechen.

§. 38. Keine andere Betrachtung aus dem Gebiet der Seelenkunde vermag uns wohl deutlicher und augenscheinlicher zu lehren, was die Seele, ja jedes Einzelleben, jedes besondere Wirken für sich allein, ohne den waltenden Antrieb von oben wäre, als die Betrachtung jener Zustände der Seele, welche in ihrem Gebiete dem Schlaf des Leibes entsprechen. Das Eigenleben der Seele, dessen selbstständiges Bewegen

nach §. 3 zugleich ein Hinwegweichen von dem Mittelpunkte alles Seyns und Lebens ist, würde für sich selber unaufhaltsam zum Tod und zur Vernichtung gehen, wäre nicht das Band einer mütterlichen Weisheit da, welches das Sinkende mitten in seinem Falle aufhält und das Vergehende zu einem Werdenden und Bestehenden für Viele machet (§. 11). Wie dieß ein Tag dem andern lehret: das Werk des Lebens würde ohne Aufhören zur Erschöpfung der Kraft und zur Auflösung führen, umschlänge die Lebendigen nicht stets wieder von neuem das mütterlich pflegende Band des Schlafes. So wird vermöge der Wirkung eines Alle zusammenhaltenden Geistes das täglich, ja in jedem Augenblick sich wiederholende Sterben zu einer leiblichen Gestaltung, welche nach bestimmtem Gesetz, ihre Zeit hindurch zunimmt und wächset und dann wieder abnimmt und verschwindet. Diesem Vorgang ist jedoch hier in einer tiefer gelegenen Stätte nachzuspüren, als die sichtbare Behausung des Leibes ist.

Es ist keine einzige Thätigkeit und Anspannung der Seele, welche nicht alsbald in Abspannung und Ermattung sich auflösen würde, wenn nicht auch über dieses Begegniß ein Gesetz der Erhaltung waltete, welches schaffet, daß das momentane Vergehen der einen Stufe in ein neues Werden auf der andren scheinbar niedreren Stufe sich verwandelt. Hier aber unbefriedigt, kehrt sich das Sehnen wieder nach oben; es tritt zu der selbstthätigen Richtung des Lebens von neuem wieder die Empfänglichkeit für den belebenden Einfluß der von oben kommt, und so wird, wie aus einem beständigen Fallen und Wiederaufstehen das leibliche Gehen, eben so aus dem beständigen Sinken und Wiedererheben der Seelenthätigkeit ein Fortschreiten derselben, auf dem Wege ihrer inneren Entfaltung.

Von einem trefflichen Doctor erzählt man, daß er einst von der leichten Zerstreubarkeit auch der besten menschlichen Gedanken geredet und dabei bemerkt habe, daß wohl öfters auch der eifrigste Mensch kein „Vater unser" zu beten vermöchte, ohne dabei in fremde Gedanken zu gerathen. Da sagte einer der Dabeistehenden: Ei, mein Herr Doctor, dieses getraue ich mich wohl, ohne dergleichen Anstoß zu verrichten. Wohlan, erwiederte der Doctor, so versuchet's, und wenn Ihr dann in Wahrheit

versichern könnet, daß Euch bei solchem Gebete kein fremder Gedanke überlaufen, so soll ein schönes Roß der Lohn seyn für Eure eifrige Andacht. Da versuchte es der Andere. Als er aber fertig war mit seinem Beten und auf sein Gewissen wegen der Sache befragt wurde, gestund er, daß ihm mitten in der Andacht der Gedanke beigefallen sey: ob ihm der Herr Doctor zu dem Rosse wohl auch den Sattel und Zaum schenken werde?

Dasselbe was hier als Sattel und Zaum in ganz einfältig niedriger Form einhertrat, schleicht sich freilich andre Male in viel ansehnlicherer Gestalt in das ernsteste Geschäft des Geistes ein. Wie sich denn jenem Alten in der einsamen Thebais gerade dann, wenn er all' sein Denken und Sinnen mit dem dringendsten Ernste zu Gott erheben wollte, allerhand Erscheinungen des Ferngesichts aufdrängten, welche ihm bald das vorbildeten, was einem fern wohnenden Bruder oder was den Reisenden in der Wüste geschähe, die eben im Begriff stunden, die Wohnungen der Einsiedler zu besuchen. Der Fall von der höheren Stufe auf die niedrere, war hier, wie dieß damals schon die Altväter erkannten, ein gefährlicherer, als der von dem täglich gewohnten Werk der Andacht zu einer Vorstellung aus dem alltäglichen Leben.

Der Verlauf der innern Verwandlung bleibt sich immer gleich, und wie wir vorhin erwähnten, er ist derselbe, welchen wir schon bei der Entstehung des organischen Leibes bemerkten, wobei das für sich selber zur Auflösung und Vernichtnng eilende, selbstthätige Bewegen durch ein wohlthätig hemmendes Band zur leiblichen Gestaltung wird. Denn wenn die Seele in ihrem kühnsten Aufflug des Denkens und geistigen Erkennens dem unvermeidlichen Loos der Abspannung unterliegt, wird das innre Bewegen alsbald in ein Geschäft des psychischen Bildens hineingezogen, bei welchem sich auf dieselbe Weise Vorstellung an Vorstellung anreihet, als sich in dem hiemit verwandten leiblichen Vorgang Faser an Faser und Zelle an Zelle, überhaupt aber ein neues Gebilde nach dem andren an das gleichartige oder polarisch entgegengesetzte anfüget. Jenes Geschäft eines psychischen Bildens ist seit längerer Zeit von der wissenschaftlichen Seelenkunde mit unter dem begriffen worden, was dieselbe Vergesellschaftung (Association) der

Ideen nennt. Wir müssen indeß, um diese Verkettung im Großen zu verstehen, zuerst die Zusammenfügung der einzelnen Glieder betrachten.

Schon während des Momentes der Anstrengung des Auges zu der langfortgesetzten Betrachtung eines rothen oder gelben Gegenstandes wirkt in dem Gesichtsorgan eine entgegengesetzte Thätigkeit, welche zu dem äußerlich erscheinenden Rothen innerlich das polarisch diesem gegenüberstehende Grüne, zu dem Gelben das Blaue gesellt. Daß dieses so sey, zeigt uns die Geschichte jener krankhaft reizbaren Augen, welche nicht im Stande sind, das Rothe vom Grünen, das Blaue vom Gelben zu unterscheiden. Denn bei ihnen stellt sich, durch die Reaction der Sehkraft des Auges, unmittelbar zu dem äußerlich vorhandenen Grün, das innerlich erzeugte Roth, so stark und auffallend hin, daß sie nicht mehr das äußerlich Gegebne von dem in ihnen selber Entstandenen zu unterscheiden vermögen. Bei minder stark reagirenden Augen ist indeß die von ihnen ausgehende Gegenfarbe während der Beschauung eines Gegenstandes nicht so mächtig, als die von außen einwirkende Farbe; jene aber bemächtigt sich der Empfindung, sobald die Anstrengung des Beschauens zu groß wird, oder aufhört; denn wir erblicken dann vor dem Auge, mit welchem wir längere Zeit hindurch ein grünes Bild betrachteten, ein eben so gestaltetes und eben so großes rothes, oder statt des eben vor uns gewesenen blauen ein eben so gestaltetes gelbes.

In diesem Falle fügt sich demnach, vermöge eines Gesetzes der Verwandtschaft und wechselseitigen Anziehung des Sichtbaren und seines unsichtbar Ergänzenden, wie wir dieses schon im §. 4 gesehen, von innen her das polarisch zugehörige Werden an das äußerlich Gewordne an, Entgegengesetztes an Entgegengesetztes.

Dasselbe sehen wir, im gesunden Verlauf der Wirksamkeit der Seele und ihres Wechselverhältnisses zum Leibe, unter den verschiedensten Formen sich ereignen. Wie sich das durch Anstrengung der Muskeln entkräftete Thier nach der erquickenden Nahrung sehnt und diese begierig aufsucht: so verlangt und suchet die Seele nach vollbrachtem Werk ihrer Selbstthätigkeit das dieser einseitigen Richtung entgegengesetzte, sie

ergänzende Element. Und wie in der Natur überall zu dem Hunger die Speise, zu dem Bedürfniß die Befriedigung sich gesellt (nach §. 4), so ist eben jene innere Rückwirkung, die sich (wie das grüne Scheinbild an die Beschauung des rothen Farbenbildes) an irgend eine Selbstthätigkeit der Seele anschließt, zugleich auch Nahrung und Stärkung gegen die Abspannung, welche die Selbstthätigkeit hervorrief. Wenn sich der Leib in der Hitze des Mittags abmühete, da ist das, was ihm das Gefühl der Erquickung darreicht, der Schatten, welcher durch eben dasselbe Sonnenlicht erzeugt wird, das die Erhitzung bewirkte. So ist jener Seelenzustand, der im gesunden Verlauf des innern Lebens, eben so nothwendig wie der Schatten einem wandelnden Körper, den Aeußerungen der Selbstthätigkeit folget, zugleich auch ein Mittel der neuen Belebung und Stärkung. Mit Recht darf mithin dieser Zustand nach dem Grund seiner Entstehung und nach seiner Wirkung mit dem Schlafe des gesunden Leibes verglichen werden.

Es ist eine oft und vielfältig gemachte Beobachtung, daß die tiefsinnigsten Mathematiker und Rechner gewöhnlich auch eine ganz besondere Anlage und Neigung zur Tonkunst haben. Diese beiden: Tonkunst und höhere Mathematik, stehen in einem eben so nothwendig sich ergänzenden, polarischen Gegensatz mit einander als das inwendig erzeugte blaue Scheinbild mit dem äußerlich gesehenen gelben. Der große Mathematiker und Astronome Galilei war von seiner ersten Kindheit an, neben der Muttermilch, durch die Genüsse der Tonkunst ernährt worden, hatte in dieser Kunst die lieblichste Ergötzung seiner Jugend gefunden. Denn seinem Vater, Vincent, war noch mitten in der Armuth und Ohnmacht seines vormals mächtigen Hauses wenigstens eine Macht, ein Glücksgut geblieben, welches ihm das allgemeine Unglück der Vaterstadt nicht hatte nehmen können: die Macht der Töne. Hiermit aber hatte dieser Vater, ohne es zu wissen, in der Seele des Sohnes ein Sehnen geweckt, welches von den äußerlich hörbaren hinweg zu den innerlich vernehmbaren Harmonien der göttlichen Weltordnung seine Richtung nahm. Galilei's Geist, als er zur höhern Selbstthätigkeit erstarkt war, erhub sich zum Erkennen dieser Melodien, welche ein Alles ordnender, wal-

tender Geist in die Bewegungen der Weltkörper, wie der Saiten gelegt hat: zum Erkennen dessen, was ihn schon frühe die Musik hatte ahnden lassen.

Wer Keppler auch nicht als Freund der Tonkunst kennet, der wird bei dem Lesen seiner Werke es fühlen, in welch' naher Verwandtschaft hier der Genuß des Erkennens mit der Lust der Tonkunst stehe. In jeder dafür empfänglichen, leise fühlenden Seele lässet die anhaltendere Betrachtung der hehren Gesetze, welche jener mächtige Geist aussprach, eine Nachwirkung zurück, welche dem innern Vernehmen von tief ergreifenden Gesängen gleicht. In der That, Keppler kannte und beschrieb „die Harmonie des Weltalls."

Heilsam und nothwendig, wie dem Leibe der Schlaf, scheint der Seele zu ihrer Entwicklung das Hingeben in diese Zustände zu seyn, welche dem gewöhnlichen Tagwerk ihres Lebens, wie der Schatten dem Leibe sich zugesellen. Darum befiehlt dem Sokrates ein immer, unter den verschiedensten Formen wiederkehrender Traum: er solle Musik machen, und der Stimme gehorchend, benützt der Weise die noch im Gefängniß ihm geschenkte Ruhe zu dem Werk der Dichtkunst: zu einem Lobgesang des Gottes, welcher der Seele die Begeisterung für das Göttliche einhauchet und zur poetischen Umgestaltung der Aesopischen Fabel. „Denn es schien ihm, so sagt er dem Kebes, doch sicherer, nicht von hinnen zu scheiden, bis er auch so sich vorbereitet und Gedichte gemacht habe, um dem Traume zu gehorchen."

Eben so wie aber nicht bloß das rothe Farbenbild ein grünes Gegenbild, sondern umgekehrt auch das äußerlich gesehne grüne ein rothes im Auge hervorruft; so bemerkt man auch umgekehrt, daß solche Menschenseelen, welche auf eine kräftige, selbstthätige Weise das Werk üben, das Sokrates unter dem allgemeinen Namen der Musik begreift, ein Ausruhen in dem finden, was auf dieselbe allgemeine Weise zur Mathematik gerechnet werden könnte. Von Albrecht Dürer, wie von Leonardo da Vinci, liegen die Erzeugnisse solcher Stunden des Ausruhens und der Ergötzung in einem scheinbar der vorherrschend selbstthätigen Richtung ganz entgegengesetzten Gebiet noch vor uns; große Dichter und Künstler haben sich nie durch die leichten Ta-

gesneuigkeiten einer sogenannten Weisheit der Welt befriedigt gefunden, sondern ruhten gerne auf dem festen Grunde aus, welchen der nach dem Ewigen forschende Tiefsinn entdeckte. So pflegte Dante die innre Flamme der Begeisterung an dem Scharfsinn des Aristoteles zu nähren, und nächst einem höheren, alle bekräftenden Element scheint es der vertraute Umgang der Jugend mit der ernsten Weisheit der Alten gewesen zu seyn, welcher den früheren Jahrhunderten ihre erhabene Dichtkunst und den kühneren Aufschwung der bildenden Künste gab. Denn in einer Zeit und bei einem Volke, welche nicht tiefe Denker erzeugen und welchen der ewig feststehende Grund des Erkennens fremd geworden, wird man den Geist eines Dante und Shakspeare, so wie eines Raphael und Michel Angelo vergeblich suchen. Von Molière weiß man, daß er an der Philosophie des Cartesius nicht bloß große Ergötzung gefunden habe, sondern daß er sogar tiefer in dieselbe eingedrungen war.

Auch im minder bedeutenden Kreise wird das wechselseitige sich Hervorrufen jener beiden, polarisch verschiedenen Seelenthätigkeiten bemerkt, und der Schreiber dieser Untersuchungen weiß aus eigner Erfahrung, wie gern jene Richtung der Selbstthätigkeit, welche, nach dem obenerwähnten Ausdruck des Sokrates, die musikalische genannt werden könnte, an den Beschäftigungen mit Zahlen und lang anhaltenden Rechnungen ausruhe.

Es ist hiebei überall das positiv Selbstthätige des vorangehenden Seelenzustandes von dem negativen Wesen des andren Zustandes zu unterscheiden, welcher durch jenen hervorgerufen wird. Ein Geist, der nach der einen Richtung hin die Kraft selbstthätig und mit Anstrengung geübt, wird dieselbe nach der andren Richtung auf eine sich hingebende, mehr nur aufnehmende Weise ruhen und sich erquicken lassen. Der dem selbstständig thätigen folgende leidende Zustand ist mithin nicht seiner eigenthümlichen Art nach und an und für sich der niedrere, sondern nur beziehungsweise und dem Grade nach. Denn jede der beiden Richtungen kann in einer Menschenseele die selbstthätige, jede die leidende oder aufnehmende werden.

Jenes wechselseitig sich ergänzende Verhältniß, in welchem die beiden hier als Beispiel gewählten polarischen Wirksamkei-

ten der Menschenseele zu einander stehen, hatte schon Pythagoras richtig erkannt, wenn er die Seinen, deren Tagwerk die Beschäftigung mit dem war, was das Alterthum mit dem allgemeinen Namen der Mathematik benannte, an der Lust der Töne und des Gesanges sich stärken und erquicken ließ. Denn es wurde von diesen, im Bunde des Geistes seligen Menschen, die aufgehende Sonne mit lieblichen Tönen und mit den Lobgesängen der Gottheit begrüßt; alsdann ging Jeder an das Geschäft des Tages, bis sie Alle der Gesang beim Mahle und am Ende des Tags das Loblied des Göttlichen wieder zu dem Quell rief, dessen Einfluß allein der Seele Kraft und dem Tagwerk Gedeihen gibt.

Nach einer Beobachtung der Aerzte wird vorzüglich jene Art von Wahnsinn durch Musik geheilt, welche durch eine Ueberspannung der Geistesthätigkeit entstand, die mit der mathematischen verwandt ist; denn es erscheint überhaupt als eine Veranlassung zum Wahnsinn die lange Entbehrung nicht bloß des äußerlichen, leiblichen Schlafes, sondern noch vielmehr der Schlafzustände der Seele, das heißt, jener Zustände, in welchen die einseitig selbstthätige Richtung der eigenen Wirksamkeit mit einer leidend, den neubelebenden Einfluß aufnehmenden abwechselt. Daher auch jene Stellung des Gemüths, welche immer nur herrschen, nicht aber sich dienend hingeben will — die Stellung des Hochmuths — am öftersten zum Wahnsinn führt.

Pflegt doch zuweilen jene mütterliche Liebe, welche Alles bedenkt und zur Krankheit das Heilmittel gesellet, auch aus der leiblichen, durch Ueberspannung der Seelenthätigkeit herbeigeführten Todesgefahr auf ähnliche Weise zu retten, indem sie der in dem eigenen Streben hinsterbenden Kraft das ergänzende Element zuführt, das diese in ihrer Arbeit sich versagt hatte. So ward ein treuer Kämpfer im Felde der Wahrheit, Heinrich Seuß (Suso) aus Schwaben, da er in Holland wegen der vermeintlichen Ketzereien, welche seine Schriften enthalten sollten, zur ernsten Verantwortung gezogen worden, in Folge der geistigen und leiblichen Anstrengungen, deren er sich hierbei unterzogen, von einem heftigen Fieber befallen. Ein Geschwür in der Brust hatte sich gebildet, das nach innen sich zu ergießen und das Leben plötzlich zu enden drohete.

Da kommt dem Kranken, als ihn an fremdem Ort alle Menschenhülfe verlassen, auf ähnliche Weise als nach §. 31 dem sterbenden Davy, ein stärkendes Gesicht: es ertönen um ihn, wie von Engelsstimmen, liebliche Gesänge, und da er trauert, daß er zu schwach sey, um in diese Lieder einzustimmen, wird ihm die trostvolle Zusage gegeben: „Sey unverzagt! du wirst nicht sterben, sondern noch in deinen Tagen ein Loblied anstimmen dem Ewigen, welches vielen Seelen eine Kraft Gottes seyn wird.“ Da entströmen dem fieberkranken Auge Thränen der Freude, das Geschwür öffnet sich nach außen, die Gefahr ist vorüber. Kräftiger, als jedes leibliche Heilmittel hatte hier die innerlich vernommene Harmonie der Töne gewirkt, wie sich in einem ähnlichen Falle, bei einem trefflichen Lehrer, das in der Lunge entstandene Geschwür gefahrlos nach außen ergoß, als ihn ein im Traume vernommener Gesang des Psalmes: „Harre des Herrn“ zum Mitsingen aufregte.

Die polarischen Gegensätze der einzelnen Seelenthätigkeiten lassen sich auch nach andern Seiten hin nachweisen. Der Anstrengung der Seele beim Studium der Sprachen, scheint als ergänzendes Element die ruhig sich hingebende Betrachtung der Naturgegenstände zu dienen. Es wird bei ausgezeichneten Schulmännern und Philologen, wo sich ihnen Gelegenheit zu dieser gesunden Nahrung der Seele darbietet, öfters ein Wohlgefallen an Blumen und an der Pflege derselben gefunden; ein Wohlgefallen, das sich in kindlich hingebender Art äußert, ohne nach dieser Richtung hin zu wissenschaftlichen Grübeleien zu treiben. Der treffliche Sprachforscher Frisch pflegte sein Ausruhen und seine Erholung von der anstrengenden Arbeit in der Pflege und genauen Beobachtung der lebendigen Vögel zu finden, welche er in seinem Haus und Hof ernährte. Das Meisterwerk, welches eine Frucht dieser Erholungsstunden ist (die Abbildungen der Vögel Deutschlands), zeigt, ähnlich den Darstellungen des ruhenden Hercules, den Geist jenes trefflichen Mannes in einem Zustande, aus welchem er zum Weiterstreben neue Kräfte zu sammeln pflegte. So fand auch Schneider, bei einem gleichen, mühsamen Tagwerk, seine Erholung in der Betrachtung der Natur; Gruterus besorgte mit eigner

Hand den Bau und die Pflege seines Gartens; und es ist bekannt, daß alle die Väter der neueren Naturforschung: Otto Brunfels und Hieronymus Tragus, Leonhard Fuchs und Konrad Geßner, zuerst mit allen Kräften das Studium der alten Sprachen getrieben hatten, ehe sie das spätere Tagwerk des Lebens ergriffen.

Umgekehrt hat man an den Naturforschern der bessern, gründlicheren Art die Neigung gefunden, ihre Erholung vom Geschäfte des Tages in dem Studium der Sprachen zu suchen, und einer der größten unter den Naturweisen der neueren Zeit: der Mineralog G. A. Werner, fand in dem Umgange mit dem Alterthum und in der Beschäftigung mit den Sprachen, sogar mit der ihm vorher fremden hebräischen, die lieblichste Ergötzung seines Alters.

In einem ähnlichen polarischen Gegensatz scheinen das Forschen der Geschichte und das Wohlgefallen an der Baukunst, oder in anderen Fällen an der dramatischen Kunst zu stehen. Umgekehrt fühlte sich Racine von dem Werk der dramatischen Dichtkunst zu dem polarisch hiemit verwandten der Geschichte gezogen. Der mit Kranken und Sterbenden beschäftigte Arzt findet sich durch ein innres Bedürfniß zu dem geselligen Umgang mit Fröhlichen und Gesunden getrieben; der von der Wirklichkeit und dem Geschäft der Gegenwart niedergedrückte Staatsmann überläßt gern den ermüdeten Geist der Erzählung der Geschichten der Vorzeit oder den Spielen einer fremden Phantasie, welche in dramatischem Gewand Scenen der Vergangenheit darstellt und eine andre Welt, als die eben gegenwärtige, sich erdichtet. Bei Richelieu verrieth sich dieser mächtige Zug zu dem polarisch ergänzenden Element seines Wesens durch die eigenen Versuche, welche er im Gebiete der dramatischen Dichtkunst machte; umgekehrt gab sich Racine, von einer ähnlichen unwiderstehlichen Neigung getrieben, alle Mühe den Hofmann zu spielen.

Doch läßt sich über die Art des polarischen Zustandes, in welchem die Seele von der Abspannung, welche die länger dauernde selbstthätige Wirksamkeit herbeiführte, gleichsam ihren Schlaf hält, nichts Festes bestimmen. Leibnitz und Locke zeigten eine besondere Zuneigung zu den mechanischen Künsten,

so daß der erstere in seinen Mußestunden sich lange Zeit mit der Verbesserung der Wägen beschäftigte, Locke aber dieses Spielzeug seines Geistes in Ausdrücken rühmte, worin er demselben fast den Vorzug vor dem eigentlichen Hauptberuf seiner Natur zu geben schien.

Dem äußren Spiele des Scherzes ist öfters, wie wir schon oben sahen, im Innern ein tiefer Hang zum Ernste beigesellt, und umgekehrt ruhet der Ernst am Scherze aus. Der Meister einer ernsten, geistlichen Beredsamkeit: Esprit Flechier, pflegte mit vorzüglicher Neigung die Werke des du Belay, so wie solche alte spanische und italienische Postillen zu lesen, welche in ihrer niedrig volksthümlichen oder fast pöbelhaften Weise dem gewöhnlichen Ton seiner eignen Predigten vollkommen entgegengesetzt waren. Er pflegte dergleichen Bücher seine Hofnarren zu nennen und rühmte von ihnen, daß sie zur Bildung seines Geschmackes und zur Entfaltung seines Sinns für das wahrhaft Treffende und Rührende nicht wenig beigetragen hätten. Der Dechant Jonathan Swift, dessen gelehrtes Ohr (wie dieß jene Werke von ihm beweisen, welche in Versen sind) so fein und so empfindlich war, daß ihm nach Lord Orery's Ausdruck, ein schlechter Reim gleich einem Verbrechen erschien, hatte dennoch eine so unwiderstehliche Zuneigung zu der Sprache und der Gesellschaft der niedrigsten Volksclasse, daß er sich auf seinen Reisen, welche er vielleicht eben deßhalb am liebsten zu Fuß machte, wenn er in ein Wirthshaus kam, immer zu den Fuhrleuten und Hausknechten setzte, mit denen er auch aß und trank.

Von ganz besondrer und seltsamer Art war das Erholungsmittel, an welchem der berühmte Peter Bayle sein Vergnügen fand. Dieser vielgeschäftige Gelehrte konnte nicht satt werden, den Künsten der Gaukler und Seiltänzer zuzuschauen. Man hat ihn in Rotterdam öfters, in seinen Mantel eingewickelt, solchen Kunststücken nachlaufen sehen, welche er dann mit der gespanntesten Theilnahme und dem Wohlbehagen eines Knäbleins bis zu Ende abwartete, obgleich er damals schon über fünfzig Jahre alt war.

Diese Neigung des Bayle würde sich, wenn ihr in der Zeit der Jugend die Gelegenheit dazu wäre geboten worden,

zu einem Wohlgefallen an den wohlgeordneten und gesunden gymnastischen Uebungen des Leibes veredelt haben; jene ganze Seite der Entwicklung war aber an Bayle so versäumt, daß er weder von der Verrichtung der Theile des Leibes, noch von den gemeinsten Lehren der Physik und Mathematik einen deutlichen Begriff hatte. Newtons Entdeckungen, welche damals die Bewunderung von ganz Europa erregten, waren jedem Dorfschullehrer in Holland eben so bekannt, ja noch bekannter, als dem berühmten Bayle.

Eben jenes gesunde Element der Stärkung und des Ausruhens der innern Selbstthätigkeit, zu welchem Bayle selbst noch in der niedren Form, in welcher es ihm geboten wurde, eine so mächtige Hinneigung fühlte, war, in seiner veredelteren Gestalt: als Gymnastik, die tägliche Erquickung der geistig vielthätigsten Männer des Alterthums. Wir erwähnen dieses einfachen und leicht zu habenden Ergänzungsmittels der innerlichen Wirksamkeit der Seele hier zuletzt. Kein andres äußerliches Element des Ausruhens zeigt sich, in solcher Allgemeinheit, bei allen Arten der geistigen Anstrengung so förderlich und wohlthuend. Darum sah man auch auf den leiblichen Uebungsplätzen der Alten die jugendlichen Kräfte aller Stände und aller geistigen Berufsarten als zu dem Werk einer gemeinsamen Bildung vereint. Welches Vermögen der Stärkung für die vom innern Tagwerk ermüdete Seele in der Bewegung und mäßigen Uebung des Leibes, selbst nur beim Gehen liege, wird jeder von uns täglich erfahren.

Gewiß nicht von einer gesunden, sondern von einer krankhaften Art, von welcher wir später noch andere Beispiele betrachten wollen, war das ergänzende Element, welches sich der Seele des von der angestrengten Beschäftigung mit den Gestalten der Gegenwart ermüdeten Malers und Kupferstechers Blake aufdrängte. Dieser unermüdet thätige englische Künstler, welcher im Jahre 1812 starb, hatte sich mit einer außerordentlichen Anspannung der Kräfte, durch die äußre Noth seiner Jugend und durch mannichfache Hindernisse hindurchkämpfen müssen und war auch in seinem männlichen Alter in eine höchst ermüdende Geschäftigkeit versenkt. Vielleicht lag mit hierin der Grund von jener krankhaften Weise, in welcher

sich bei ihm die gewöhnlichen Schlaf- und Ausruhezustände der Seele einstellten. Statt daß an andren Malern, wenn sie den ganzen Tag die künstliche Hand an Werken geübt, deren Gegenstand nicht vom Geschlecht der Gegenwart ist, in den Ausruhestunden etwa die Neigung erwacht, zu scherzhaften Nachbildungen der mit ihnen lebenden Welt und zur Zusammengesellung mit dieser, erwachte dagegen in Blake, wenn er sich den Tag über mit Nachbilden der Wirklichkeit und des leiblich Gewordenen abgemüht, ein Sehnen nach dem Umgang mit der Welt des Idealen und mit den Heroen der Vergangenheit. Diese Gestalten, welche die Seele des begeisterten Künstlers nicht mit dem Auge von Fleisch, sondern mit dem innern Auge sieht, glaubte er dann, wenn er sich am Abend vom Geräusch der Stadt und von dem Umgang mit den Lebenden zurückgezogen ans einsame Meeresgestade, wirklich, mit dem leiblichen Auge zu sehen. So wie es uns im Traume geschieht, stunden die erhabenen Schattengestalten eines Pindar, Virgil, Dante und Milton, wie Mitlebende vor ihm; sie sprachen mit ihm und er mit ihnen. Ihm war es, als habe er schon vormals längst mit diesen Männern der Vorzeit gelebt und verkehre auch nun mit ihnen, wie ein Mensch mit seines Gleichen. Milton theilte ihm einst, bei einem solchen nächtlichen Besuche ein Gedicht mit, welches bei den Lebzeiten des Dichters nie bekannt geworden; Blake trug das Empfangene seinen Freunden vor: es war von solcher Art, wie die Gedichte, welche wir zuweilen im Traume zu lesen wähnen. Wenn dann dem merkwürdigen Manne, seinem Wunsche sogar gehorchend, Heldengestalten, wie die des Wallace vorschwebten; da leuchtete aus seinen Augen die Freude eines nachbildenden Künstlers, welcher den Gegenstand, nach dessen Anblick ihn längst verlangte, nun endlich vor sich siehet. Mit demselben aufmerksamen Hinblicken und mit derselben Sicherheit, womit ein Maler einen leiblich vor ihm stehenden Menschen abbildet, entwarf er die Züge einer solchen Erscheinung auf das Papier. Es geschah ihm dann wohl zuweilen dasselbe, was uns im Traume begegnet: zwischen die Heldengestalt des Wallace und das Auge des Künstlers stellte sich etwa die Erscheinung Eduards I; er zeichnete auch

diese ab, sie verschwand, und er konnte nun von neuem am Bild des Wallace fortarbeiten. Die auf solche Weise von einer vermeintlich gegenwärtigen Wirklichkeit entnommenen Darstellungen drückten wirklich auf bewundernswürdige Weise den Charakter aus, welchen die Geschichte jenen Männern der Vorzeit beileget.

In diesem eben erwähnten Falle war der polarische Gegensatz, der sich an das tägliche Werk der Selbstthätigkeit anschloß, ein gewaltsam hervorgerufener und erzwungener. In Blake scheint ein inniger Drang zu dem Lebensberuf des höheren, selbsterschaffenden Künstlers gewesen zu seyn: das Ideale und geistig Mächtige in sichtbare Form zu kleiden. Dagegen mußte er großentheils seinen angestrengten Fleiß auf die Nachbildung von Dingen verwenden, welche der Welt des Idealen nicht bloß sehr ferne stehen, sondern derselben so ganz entgegengesetzt sind, wie Schatten dem Licht, wie der Leib der Seele. In all' seinem täglichen Treiben wurde mithin, wegen der äußern Verwandtschaft, in welcher dasselbe mit der innern Richtung der Seelenthätigkeit stund, das eigenthümliche Sehnen seiner Natur nur heftiger aufgeregt, nicht befriedigt. Da rächte sich dann das Versäumniß des Tages durch die Ausgeburten der Nacht. Es erging ihm, wie es jedem Menschen ergeht, den ein mächtiger innerer Trieb zu irgend einer Beschäftigung erfüllt, und welcher auf Einmal dieser innren Heimath des Geistes entrissen, in unthätiger Gefangenschaft gehalten wird. Der Held im Kerker dichtet und träumt dann wachend und schlafend nur von Schlachten; der Künstler sieht die Gebilde seiner Phantasie zuletzt gleich wirklichen, leiblichen Erscheinungen vor sich. So stellten sich dem Blake die Gegenstände seines innren Sehnens in solch übermächtiger Lebendigkeit dar, daß die gewöhnlichen Werke des Traumes selbst in sein Wachen sich einschlichen.

Bei solchen Ereignissen aus dem Leben der Seele wird man an das erinnert, was oben (S. 394) von den Erscheinungen der fernwohnenden Verwandten und des Wohnhauses erwähnt worden, welche denen geschahen, die in plötzliche Lebensgefahr geriethen. Das gewaltsame Hinwegreißen von der geliebten Gewöhnung, der Anschein einer nahen Trennung

davon, für immer, hatte dann den Zug des Sehnens dahin so mächtig gemacht, daß die Vorstellungen des innern Sinnes die Kraft einer wirklichen Erscheinung empfingen.

Wir pflegen, wenn uns äußere Störungen und fremdartige Geschäfte von dem geliebten Werk des innern Berufes hinwegziehen, alsbald, wenn jene vorüber sind, mit gewaltsam gesteigerter Kraft zu der ersehnten Thätigkeit zurückzukehren; Menschen, denen während ihrer Jugend die äußere Noth und viele Hindernisse den Weg der eingebornen Geistesrichtung verschlossen, sehen wir öfters später, wenn endlich der lang verhaltene Strom den erwünschten Ausgang gefunden, fast Unglaubliches leisten. Auch Wilhelm Budäus bringt das zum Theil selbst verschuldete Versäumniß seiner frühern Jugend durch einen von nun an weder Ruhe noch Rast findenden gelehrten Fleiß ein. Zuweilen kann die Heftigkeit, mit welcher ein so lang gehemmtes innres Bewegen endlich sich ergießet, dem Leben Gefahr bringen, wie sich dieß in der Geschichte jenes alten, auf langwierigem Krankenlager angefesselten Musikfreundes zeigte, welche wir oben (bei §. 31) nach J. M. Wagner erzählten.

Die Selbstthätigkeit der Seele und das als Schlafzustand zu ihr sich gesellende, ergänzende Element werden beide die eigenthümliche Farbe der innern Gemüthsstimmung tragen. Ist die selbstthätige Richtung von einem edlen Willen belebt, und von Liebe zu dem Göttlichen durchdrungen, so wird auch die ihr polarisch entgegengesetzte von edlerer Gestalt seyn; ist dagegen jene, ihrem Wesen nach minder geläutert, so wird auch diese in roherer Form sich zeigen. Es ergeht der Seele, besonders dann, wenn sie sich ihrem Ausruhen überläßt, auf ähnliche Weise, als es nach Florimond de Remonds Erzählung, den Hofleuten König Franz des Ersten erging, da dieselben mit dem Gesang der Psalmenübersetzungen des Clemens Marot sich vergnügten. Denn als der König sein Wohlgefallen an diesen Marotschen Psalmen bezeugt hatte, ergriff der Geschmack daran alsbald auch seine Umgebung. Fast ein jedes der Hofleute wählte sich einen Lieblingspsalm und versuchte denselben zu singen. Da aber Marot zu seinen Texten keine Melodien gegeben, fügt jeder der vornehmen Sänger zu seinen

Lieblingspsalmen eine ihm schon vorher bekannte Lieblingsmelodie, und es singt der Prinz (Heinrich II) den von ihm erwählten Psalm: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser," nach der Weise eines beliebten Jagdstückes, die Frau de Valentinois den Psalm: „Aus der Tiefe rufe ich," nach der Melodie eines italienischen Reigens; der König Anton von Navarra, der sich den Psalm: „Richte mich Gott und führe meine Sache," erlesen hatte, singt denselben nach einem Tanze der Bauern in Poitou ab, und so konnte man damals bei Hofe, nach dem Geschmack eines Jeden, die mannichfachsten Tonweisen der Gassen und Tanzplätze hören, zusammengefügt mit Marotschen Psalmen.

So wird auch nur dann, wenn die Seele in der selbstthätigen Richtung ihres Erkennens und Wollens die Harmonien einer höhern, göttlichen Ordnung empfunden, die Stimme ihrer Muse diesen Harmonien gleichlauten, andere Male jedoch nur jener niedrigeren Weise, in deren Tacte sie sich, bei dem täglichen Werke des Lebens, zu bewegen pflegte.

Während sich jenes polarische Element der Erholung, das sich, wie wir vorhin gesehen, öfters zu dem ernsteren Studium der Sprache gesellt: die Lust an Naturgegenständen, bei Männern wie Frisch in einer annehmlicheren, edleren Form zeigt, sehen wir diese Lieblingsneigung bei solchen Naturen, dergleichen Justus Lipsius gewesen, zu einem Zerrbild ausarten. Derselbe hatte die Hunde zu Gegenständen seiner Zärtlichkeit gewählt, von denen er drei, genannt Mopsus, Mopsulus und Sapphyrus, durch lateinische Sinngedichte verherrlichte. Unter ihnen war es vornehmlich Sapphyrus, welcher seinen gelehrten Herrn sogar in die Vorlesungen begleitete, und als diesen Liebling das traurige Loos traf, in einem Faß mit siedendem Wasser umzukommen, bejammerte und beschrieb Justus Lipsius den Unfall in einem Briefe, welcher eben so kindisch als pedantisch erscheint. Aber dieser berühmte Schüler des großen Joseph Scaliger war zwar ein solcher eifriger Verehrer der Alten und hatte sich namentlich die Werke seines Lieblingsschriftstellers: des Tacitus, durch öfteres Lesen so fest ins Gedächtniß geprägt, „daß er sich wollte den bloßen Degen auf die Brust setzen und sich nieder-

stoßen lassen, wenn er beim Hersagen des Tacitus ein einziges Wort verfehlte," zugleich aber war in seinem häuslichen Leben so wenig von der Würde des Tacitus zu spüren, daß der gelehrte Mann fast ohne Aufhören seine Frau mit Scheltworten und sogar mit Schlägen mißhandelte, diese aber dann auf gleiche Weise mit dem Gesinde verfuhr. Die seltsame Zuneigung des Lipsius hatte sich auch noch an eine Feder geheftet, von welcher er behauptete, daß sie dieselbe sey, mit der er, von seinem neunzehnten Jahre an, alle seine Bücher geschrieben. Diese dankbare Zuneigung, ähnlich jener der alten Ritter gegen ihr in manchem Turnier und mancher Schlacht gebrauchtes Streitroß, scheint jedoch bei den schreibenden Männern jener früheren Jahrhunderte nicht ungewöhnlich gewesen zu seyn, denn auch der gelehrte Schnellschreiber Leo Allatius brach in Thränen aus, als er die Feder, mit welcher er vierzig Jahre lang Alles geschrieben, endlich verloren hatte. Auf ähnliche Weise, wie dem Lipsius unter den Gelehrten, erging es dem Buffalmaco unter den Künstlern. Das nothwendige Bedürfniß, an dem Anblick und Wechselverkehr der Gegenwart auszuruhen, befriedigte dieser Künstler dadurch, daß er den nachahmenden Grimassen eines Affen zusah, welcher neben dem in der Kirche zu Arezzo malenden Künstler im Käfig verwahrt wurde.

So lange die Wissenschaft nicht zur Kenntniß des eigenen Wesens und der göttlichen Bestimmung desselben sich erhoben, wird sie auch, statt der guten Früchte des gemeinen Nutzens, nur eitle Auswüchse zur Welt bringen, wie sich dieselben an dem Marcus Meibom zeigten. Es wollte dieser Mann, nachdem er vielfältige gelehrte Untersuchungen über die Musik der Alten angestellt, auch von den Ohren der Zuhörer jenen Beifall erwerben, den er wähnte bei dem Lesen seiner Werke verdient zu haben. Ein Concert, wobei sich die nach Meiboms Angabe gefertigten antiken Instrumente zugleich mit des gelehrten Mannes rauher und übeltönender Stimme vernehmen ließen, that am Hofe der Königin Christine so seltsame Wirkung, daß vor dem lauten Gelächter der Zuhörer die Musik verstummen mußte; Meibom selber verwandelte jedoch durch seinen unanständigen Zorn das Gefühl des Komischen in das des Ekels.

Derselbe Mann, nachdem er seine Neigung zum praktischen Ausüben des Gelernten mit einem gleich ungünstigen Erfolg als Verbesserer des Schiffbaues und beim Zollwesen versucht, wollte zuletzt seine Gabe der Welt zu nützen, an dem würdigsten Gegenstand üben; denn er versprach: „die hebräische Bibel, deren Text von Grund aus verfälscht sey, nach Maßgebung des alten, ächten hebräischen Sylbenmaßes vollkommen wieder herzustellen, wenn man ihm die Mühe der Arbeit mit 150,000 Thalern belohnen wolle.“

In vielen Fällen scheinet sich die Seele das ergänzende Element, welches ihrem selbstthätigen Handeln mangelt, in dem Gebiet des Wissens und Erkennens erzeugen zu wollen. So war Niemand ein schlechterer Haushalter als Richard Steele, und dennoch hat kein Andrer so treffliche, gründliche Regeln der Haushaltung gegeben, denn er. Peter Corneille hatte selber eine so schlechte Anlage zum Vorlesen und zur Declamation, daß es in der That als ein Werk der Selbstverläugnung erschien, wenn jemand auch die schönsten Stücke des Dichters von ihm selber gelesen anhörte. Dennoch konnte niemand so feine Regeln der richtigen Declamation und des würdigen, mündlichen Vortrages für seine Poesien aufstellen, denn eben dieser Dichter. So pflegte auch Tycho de Brahe spottend sich über Die zu erheben, welche den Sonnenfinsternissen und andern solchen Erscheinungen am Himmel eine unglückliche Vorbedeutung zuschrieben. Hiemit schien er sich jedoch zugleich über die Schwäche seines eigenen Gemüthes erheben zu wollen; denn dieser berühmte Sternkündige war so abergläubig, daß er, wenn ihm am Morgen beim Ausgehen ein altes Weib oder eine Leichenprocession begegnete, sogleich wieder umkehrte, aus Furcht, jenes Begegnen möge ihm irgend ein Unglück auf seinem Wege vorausbedeutet haben.

Von dem berühmten Pater Hardouin, diesem Wunder der Gelehrsamkeit, welcher nach des Huetius Urtheil sich schon an seinem Plinius, den er in fünf Jahren vollendete, ein Ehrendenkmal gestiftet hat, durch welches fünf Gelehrte, selbst bei fünfzigjähriger Dauer ihrer Arbeit, berühmt geworden wären, sagt uns Franciscus Atterbury, daß derselbe so leichtgläubig wie ein Knabe gewesen sey. Dieser natürlichen Man-

gelhaftigkeit des täglichen Lebens setzte jedoch der gelehrte Pater, als Ergänzung in seinen wissenschaftlichen Arbeiten eine Zweifelsucht entgegen, welche den damals lebenden Gelehrten etwas Neues und Unerhörtes war. Denn er behauptete nicht nur, daß die Werke des Josephus untergeschoben und von einigen Mönchen des dreizehnten Jahrhunderts gefertigt seyen; sondern, da er in mehreren Oden des Horaz Anspielungen auf Christum, auf die Kirche, ja auf die Jakobiner seiner Zeit zu bemerken glaubte, hielt er auch diese für das Machwerk eines späteren, christlichen Jahrhunderts, und die Beweise des Mannes hatten für viele damalige Köpfe etwas so Blendendes, daß ein gelehrter Engländer die Aechtheit jener Horazischen Oden nur dadurch noch in etwas zu retten strebte, daß er behauptete, Horaz habe im Geist der Weissagung die Jakobiner sammt den Begebenheiten der Kirche vorausgeschauet.

Umgekehrt rächte sich in dem täglichen Leben und geselligen Umgang des Jean Lafontaine jene innre Gewaltthätigkeit, mit welcher er sich bei seinen schriftstellerischen Arbeiten zu einer ungemäßigten Lebhaftigkeit aufregte, durch eine Dumpfheit und träumerische Albernheit, welche ihn einem Blödsinnigen ähnlich machten. Denn wenn auch der große Peter Corneille im Umgang etwas schwerfällig und im Gespräch, selbst wenn es redewürdige Dinge betraf, zu stumm erschien, konnte man doch bei diesem bemerken, daß er leicht anders zu seyn vermocht hätte. Dagegen war jener berühmte Fabeldichter, ohne es ändern zu können, wie einer seiner Zeitgenossen es ausspricht: im Umgang mit Thieren mehr als ein Mensch, im Umgang aber mit andren Menschen weniger als ein Mensch. Uebrigens hörte man auch von Lafontaine im geselligen Umgang nie und bei keiner Gelegenheit eine Aeußerung von jener sittlich verletzenden Art, dergleichen wir in seinen Schriften so viele finden. Es schien, als ob der eifrige Verehrer und Nachahmer des Marot und Rabelais, als Mensch und im Gespräch des Mundes, des Schriftstellers, der in ihm war, und seiner Werke sich schämte, wie Tycho de Brahe der Schriftsteller, des abergläubigen Tycho's, als Alltagsmenschen sich zu schämen schien. Wie denn auch Salmasius, nur wenn er die Feder

in die Hand nahm, von der Streit- und Zankwuth befallen ward, im Umgang aber sehr sanft und nachgiebig erschien. „Oefters,“ so urtheilte Karl Rollin als Greis über Fälle, welche verwandt waren mit dem von Lafontaine erwähnten, „ist eine Mauer zwischen dem Verstand und Herzen, der Verstand gehet irre, das Herz bleibt auf seinem rechten Wege.“ Und diese Art des Widerspruchs erscheint noch immer sehr erträglich, gegen jene, welche an dem Verfasser des empfindsamen Hirtengedichts Guarini und an dem für Feinheiten der Sprache so empfänglichen Malherbe bemerkt wurde. Jener war gegen die Seinen ein empfindungsloser Tyrann, und auch dieser verletzte im Umgange mit seinen Verwandten, ja mit allen Menschen jedes Gefühl von Zartheit.

Wir kehren indeß von diesen ans krankhafte Extrem gränzenden Beispielen wieder zu der gewöhnlichen gesunden Mitte zurück. Jeder Aeußerung der Selbstthätigkeit folgt bei der menschlichen Seele, so nothwendig, denn der Schatten dem Licht, ein polarisch entgegengesetzter Zustand des passiven Hingebens in den Zug irgend einer sogenannten Lieblingsneigung. Dieser Wechsel zwischen Geben und Nehmen, zwischen Spannen und wieder Nachlassen, ist der Seele zu ihrem gesunden Fortbestehen so nothwendig, als dem Leibe der Wechsel zwischen Schlaf und Wachen. Die Seele in ihrem gesunden Zustande, wenn sie in centrifugaler Richtung das Werk der Selbstthätigkeit geübt, muß einen passiven Punkt und Moment ihres Seyns und Wesens dem neubelebenden Einfluß darbieten, ohne dessen Mithülfe gar bald die Eigenwirkung in Wahnsinn oder krankhafte Erstarrung übergehen würde. Denn man darf eine ununterbrochen und unwandelbar anhaltende Richtung der eignen Thätigkeit mit noch viel größerem Rechte fehlerhaft nennen, als eine geistreiche Zeitgenossin des großen Peter Corneille an dem Pompejus desselben es tadelte: daß zu viele Helden in dem Stücke vorkämen. Eine nähere Beobachtung solcher beständig nur die eigene Kraft zur Schau tragenden Naturen erinnert öfters an die Aeußerung der Marquise von Sevigne, welche zu sagen pflegte, daß sie vor nichts sich mehr scheue, als vor solchen Leuten, welche den ganzen Tag witzig sind. Gerade der öftere und mannichfache Wechsel der fruchtbar aufnehmenden, mit den positiv wirksamen

Zuständen der Seele, wird zur Bekräftigung und Erhöhung der Selbstthätigkeit am wirksamsten gefunden. Daher bemerken wir an den geistig fruchtbarsten, thätigsten Menschen, wie Michel Angelo, Leonardo da Vinci, oder wie Aristoteles, wenn wir sie zu verschiedenen Zeiten und auf den verschiedenartigen Wegen ihrer Neigungen beobachten, so verschiedene Sprachen und Stimmen der innern Zustände, wie an Rabelais' Munde. Denn von diesem witzigen Manne erzählt man, daß er einst, um beim Kanzler Duprat zur Audienz zu gelangen, den Bedienten im Vorzimmer lateinisch anredete, und als dieser, welcher der Sprache unkundig war, einen Andern herbeirief, der Latein verstund, sprach Rabelais diesem auf griechisch zu. Hierauf da man einen dritten in dieser Sprache geübten, ihm vorführte, hatte Rabelais' Mundart sich ins Hebräische umgewandelt. So trat auch den Besuchenden an dem großen Albrecht von Haller jetzt der Sprachgelehrte und Freund der alten classischen Literatur, dann der treffliche Pflanzenkenner, andre Male der kraft- und gedankenreiche Dichter, dann der tiefblickende Physiologe oder der geübte Zergliederer; lieblicher jedoch und bleibender als diese Alle der Selbstkenner und kindlich-gläubige Christ entgegen.

Wichtiger und folgenreicher als bei den Seelenthätigkeiten von wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, ist das innre, polarisch ergänzende Element der sittlichen Selbstthätigkeit und vorherrschenden Form der Seele. Nicht selten läßt es sich, wenn man die verschiednen, wechselnden Zustände des menschlichen Gemüthes aufmerksam betrachtet, so ansehen, als ob da zwei ganz verschiedne Persönlichkeiten unter dem gemeinsamen Dache einer und derselben Individualität beisammen hausten, wovon jetzt einmal die eine, dann die andere, zuweilen beide, wie im Zweigespräch begriffen, sich vernehmen ließen. In Philipp II, König von Spanien, glühete beständig eine innere Flamme, welche jedoch durch eine, ihm zur gewöhnlichen, äußeren Natur gewordene, ganz entgegengesetzte Stimmung des Gemüthes, so überwältigt und gebunden war, daß sie ihre verzehrende Kraft nur nach innen üben, nicht zum sichtlichen Ausbruch kommen konnte. Von diesem in der That seiner selber mächtigen Fürsten ist es bekannt, mit welchem Gleichmuth er den Bericht von dem

Untergang der unüberwindlichen Flotte aus dem Munde des zitternden Admirals aufgenommen, obgleich mit dieser Flotte nicht bloß die sechzig Millionen Thaler, welche die Ausrüstung gekostet, sondern zugleich alle mühsam groß gezogenen Plane, alle gehegten Hoffnungen des Königes zu nichte gingen. Aber selbst bei ganz unvermuthet ihm zugestoßenen Widerwärtigkeiten blieb Philipp äußerlich kalt und ruhig. So einstmals, als er die ganze Nacht mit seinem Geheimschreiber aufgesessen und gearbeitet hatte, damit einige, dringend nöthige Depeschen nach Frankreich abgefertigt werden könnten, ergriff, gegen Ende der Arbeit, der eilige Schreiber statt der Streusandbüchse das Tintenfaß und verdarb hiemit den wichtigsten Bogen. Der König, statt in Zorn auszubrechen, hielt dem vor Furcht und Schrecken zitternden Manne zuerst das Tinten-, dann das Streusandgefäß vor die Augen und sagte dabei mit kaltem Ernst: „Dieß ist das Tintenfaß und dieses das Sandfaß.“

Wie ganz anders würde sich bei solcher Gelegenheit eine der Naturen von entgegengesetzter Art benommen haben, bei denen die Flamme der Lebhaftigkeit außen, an der Oberfläche erscheint, während sich das ergänzende, mildernde Element mehr ins Innre verbirgt. Es war dieses unter andern die Gemüthsart des zu seiner Zeit hochberühmten Tonkünstlers J. B. Lully, in dessen Thun und Wesen ein leicht sich entflammendes Feuer mit dem löschenden Element in beständigem Kampf und Wechsel erschien. Wenn Lully's Ohr, bei der Aufführung seiner Compositionen auch nur durch einen einzigen falschen Griff irgend eines Violinspielers beleidigt wurde, konnte er darüber so außer sich gerathen, daß er im Zorn dem Violinisten sein Instrument entriß und ihm dasselbe öfters auf dem Rücken zerschlug. Diesem aufbrausenden Zorn pflegte aber die Reue auf dem Fuße zu folgen. Der Capellmeister nahm gewöhnlich den gemißhandelten Musikus, nach Vollendung des Stückes mit sich zu Tische und ersetzte ihm den Verlust des Instruments auf so reichlich freigebige Weise, daß man in Versuchung gerathen konnte, Lully zu Gewaltthätigkeiten zu reizen, um von ihm beschenkt zu werden.

Freilich war der Grund, welcher den großen Boerhave antrieb, seinen heftigsten Gegnern und Feinden die größten

Wohlthaten zu erzeigen, ein andrer und der in Boerhave wohnende, innere Mensch, der solches that, war ein höherer, als der in dem übrigens gutmüthigen Lully wohnende.

Was die Fälle dieser höheren Art betrifft, so hat man ungemein oft die Erfahrung gemacht, daß gerade solche Menschenseelen, deren selbstthätige Richtung sich mit der größten Heftigkeit zu irgend einer leidenschaftlichen Verwilderung und Entartung hinneigte, ein eben so kräftiges Element des Widerstandes gegen jene Gewaltthätigkeit ihrer Natur in sich verborgen trugen. Wenn dann auf jene angemessene und gesunde Weise, welche wir im §. 49 beschreiben wollen, jenes verborgene Element geweckt und bekräftiget wird, sehen wir gerade den vorhin am meisten zum Hochmuth Geneigten zum Demüthigsten, den Geizigen zum Freigebigsten, den Wollüstigen zu einem in Gedanken, Wort und That die Reinheit Liebenden werden. Es liegt in uns allen jene doppelte Persönlichkeit verborgen, deren einer Pol dem andern zur nothwendigen Ergänzung dient, nur erscheint bei den Meisten der innerlich verborgene Pol sehr unentwickelt und ungestaltet.

Wenn sich uns etwa zuweilen der ergänzende, polarisch entgegengesetzte Zustand der alltäglichen Selbstthätigkeit der Seele an uns selber oder an Andern im Wachen verbergen wollte, so wird er dennoch einer aufmerksamen Beobachtung im Traume bemerkbar werden. Der während des Wachens sanft und ruhig Erscheinende ist in seinen Träumen in einen Zornmüthigen und Heftigen umgewandelt. Noch öfter hat man die Bemerkung gemacht: daß im Wahnsinne wie im Delirio des Fiebers insgemein eine Gemüthsart am Kranken vorherrschend werde, welche mit dem gewöhnlichen Charakter eben dieses Menschen im gesunden Zustande in geradem Widerspruch steht. Der vorhin Ruhige, Sanfte, zeigt sich dann in ganz besonderem Grade zum Jähzorn und zur Unruhe geneigt, der Muthlose und Scheue zur höchsten Tollkühnheit; während dagegen der immer Thätige, Lebhafte, in solchen krankhaften Zuständen ungewöhnlich verdrossen und still, der Heitere niedergeschlagen, der mannhaft kühne Mensch muthlos wird. In einem Falle, welchen Gmelin erzählt, sehen wir ein stilles, sanftes Mädchen, welches im gesunden Zustand ein Muster von Bescheidenheit und Sittsamkeit

gewesen, jedesmal während ihrer Krankheitsanfälle einem ausgelassenen, wilden Jünglinge ähnlicher sich betragen, als einem wohlerzogenen Mädchen. Statt des sonst ruhigen Gespräches, ein lautes Schreien, untermischt mit den Jubeltönen toller Betrunkenheit, ein unwiderstehlicher Hang zum Spotten und Schimpfen, der selbst der ehrenwerthesten Personen nicht verschonte. Nach vorübergegangenem Anfall, an welchen die Kranke, wenn sie jetzt, wie sie meinte, vom Schlaf erwachte, keine Erinnerung hatte, trat ein entgegengesetzter Zustand ein: ein Gefühl von Mattigkeit und Entkräftung, welche an Ohnmacht gränzten. Solche Fälle von Umkehrung und Verwandlung der gewöhnlichen inneren Richtung in die entgegengesetzte, finden wir namentlich auch in der Geschichte des Erkenntnißvermögens, selbst da wo diese ihren ordentlichen, ruhigen Gang gehet, noch mehr aber da, wo dieser Gang durch innre Unruhen gestört und verändert wird. Menschen, welche ganz besonders viel mit dem Gedächtniß gearbeitet und dieses in fast beständiger Anspannung erhalten haben, werden durch Fieberanfälle, Alter, ja durch Berauschung, am häufigsten gedächtnißschwach und vergessen Alles; während bei Andern, welche das Gedächtniß fast ungebraucht gelassen, dieselben Fieberanfälle den versäumten innren Sinn auf ganz besonders merkliche Weise aufregen und schärfen, so daß jener Landmann in seiner Krankheit das Griechische, welches er in früher Kindheit mit dem Sohne des Pfarrers gelernt und wieder verlernt hatte, fertig hersprach.

Es wohnt in unsrem Innren der ganze Mensch, mit allen seinen geistigen Anlagen und Richtungen; es wird aber, von der Geburt an und durch das ganze nachfolgende Leben, allmählich die eine Richtung zur herrschenden, die andre zur dienenden, die eine zur verhüllten, Nahrung nehmenden Wurzel, die andre zum Gebilde der Blätter und Blüthen, die sich nach ihrem Lichte wenden. Zu seiner Zeit muß dann auch das im Dunkel Liegende heraus ans Licht treten, und auch der jetzt winterlich abgewendete Pol hat einmal seinen Sommer. Alsdann, wenn das Verhüllte zum Offenkundigen wird, zeigt es sich bald, wem das Dienende und Untergeordnete eigentlich gedient habe und wessen Eigenthum es gewesen. Denn es wird dann öfters an dem erst nun ganz sichtbar gewordenen Gewächs eine bittre Wurzel gefunden, und

statt des Schmetterlings, dessen Entfaltung die vorhergegangene Raupengestalt erwarten ließ, geht aus der Puppe ein feindseliges Geflügel hervor, dessen Erzeuger schon die Raupe angestochen und in ihren Leib die zerstörende Brut gelegt hatten. Gerade das hienieden Untergeordnete und Dienende ist im Geistigen wie im Leiblichen die Stätte, da der neue, künftige Mensch empfangen und im Verborgenen gebildet wird; denn es ist dieß eine Bemerkung, welche man häufig an sich und Andren machen kann, daß unser innrer Mensch so wie der äußre am meisten durch jene Zustände gedeihe und erstarke, welche wir als schlafähnliche bezeichneten. Auf die Ausbrüche des natürlichen Zornes folgt die mildernde, besänftigende der Reue. Einem Gemüthe, in welchem jene natürliche Heftigkeit wohnt, wird der aus dem Innern strömende, besänftigende Geist, wenn ihn dasselbe reichlich walten läßt, nicht bloß Heilmittel werden, sondern zum kräftigen Gedeihen des künftigen Lebenskeimes dienen. Umgekehrt hat in Naturen, welche sich zu einer falschen Ruhe und Gleichgültigkeit gegen das Wesen der äußern Umgebung neigten, das Aufwallen eines sonst im Innern schlafenden Elementes des Widerstandes sehr wohlthätig auf das geistige Wachsthum gewirkt. Wie denn der selige Prälat Oetinger von sich selber erzählt, daß er in in seiner Kindheit von so ruhigem Naturell gewesen, daß man ihn nur das einfältige Friederlein geheißen. Der edle Zorn aber, welchen das unbillige und ungerechte Handeln eines Lehrers fortwährend in dieser allzuruhigen Natur aufregte, weckte zugleich die innren Anlagen auf; gab ihm sogar Lust und Muth zum Versemachen, wozu er vorhin gar keine Fähigkeit gehabt.

Anscheinend etwas Andres meinend und dennoch dasselbe andeutend, war jene Regel, welche ein trefflicher Mann den Menschen gab, welchen es wahrhaft anliegt, geistig gesund zu seyn: daß sie nämlich in solchen Fällen, in denen sie nicht wissen, welches von Zweien ihnen das geistig Heilsamste sey, dasjenige erwählen sollen, was ihrer natürlichen, äußern Richtung am meisten zu widerstreben scheint.

Warum aber gerade jener verborgene, seiner Natur nach mehr passive Theil unsres Wesens bei dem Bildungsgeschäft des innern Menschen als der fruchtbarere erscheine, das gehet aus

der gleich am Eingange dieses §. gegebenen Erklärung der Schlafzustände der Seele von selber hervor. Die selbstthätige Richtung unserer Natur ist das Eigenthum des Einzelwesens und als solches eine einseitig mangelhafte. Ihr gegenüber, als neubelebendes, ergänzendes Element, wirket der Einfluß von geistiger Art auf die empfängliche, passiv aufnehmende Seite unserer Seele ein. Die passiven Zustände sind es mithin allerdings, während denen unsre Seele am meisten mit der geistigen Speise des Lebens gestärkt wird.

Allein wie die Stärke und Wirksamkeit des Südpols eines Magnetes in genauem Verhältniß steht mit der Stärke des Nordpoles, so hängt das Maß und die Beschaffenheit der aufnehmenden Empfänglichkeit für den geistig belebenden Einfluß sehr genau mit der Beschaffenheit der Selbstthätigkeit zusammen. Die Richtung der Selbstthätigkeit kann eine sehr verschiedene, auch der aufregende, geistige Einfluß kann nach §. 48 ein sehr verschiedener seyn. Immerhin jedoch pflegt sich jene allbedenkende Liebe, welche das Heil und die Gesundheit des Menschengeistes will, diesem an jener Stätte seines Wesens am leichtesten und fruchtbarsten zu nahen, wo er nicht in das eigene Wirken versenkt, sondern zur Hingebung in ein anderes Wirken geneigt ist. Wie denn selbst der Felsensinn eines Peters des Großen in solchen Momenten der Nachgiebigkeit und der Beherzigung fremder Gegenvorstellungen am empfänglichsten war, wenn sein kräftiger Geist vor dem schweren Geschäft des Regenten an den Werken irgend einer ihm beliebigen Beschäftigung der arbeitenden Volksclasse — selber mit Hand anlegend — ausruhete. Der scheinbar niedrere, negative Pol des Menschenwesens und die Wichtigkeit seiner Pflege sollte deßhalb auch im Geschäft der Erziehung aufmerksam beachtet werden. Derselbe wird in der Kindheit am öftersten in einem augenfälligen Wechsel und gleichsam in beständigem Zwiegespräche mit der andern, nach außen wirkenden Bewegung gefunden; er ist daher auch in diesem Alter am leichtesten zu erkennen und zu behandeln.

Wie sich die Extreme jedoch so oft gleichen, so zeigt sich auch wieder im höhern Alter das öftere Wechseln und deutliche Beisammenseyn der beiden Zustände. Oefter jedoch geschieht dann der Seele etwas Aehnliches als dem Leibe: die Schlaf-

zustände werden andauernder, werden äußerlich vorherrschend; ja dieselben erscheinen, wie wir dieß im §. 22 und 36 gesehen, auch in der wahrnehmbaren Form dem leiblichen Schlafen verwandt: als Blödsinn des Alters.

Wir werden hierbei an eine andere Art der andauernden und lange lastenden schlafähnlichen Zustände der Seele erinnert: an den Blödsinn, dessen Betrachtung wir hier dem Hauptinhalte des §. als eine Episode einfügen.

Mit muntrem Auge blickt das Kälblein des Rehes gleich nach der Geburt umher, und tritt nach wenig Stunden auf die zarten Füße; dagegen schläft nach einer sinnvollen Sage des Mittelalters die neugeborne Brut des starken Löwen einen tiefen Schlaf des Scheintodes, aus welchem sie erst das laute Gebrüll des alten Löwen erwecket. Denn je mächtiger die Tiefe der Leiblichkeit, in welche die Seele sich versenket, desto gewaltiger sind da jene Furcht und großen Schrecken des Todes, welche eine wohlthätige Hand in das Gewand des tiefen Schlafes verhüllet.

Der neugeborne Mensch schlummert unter allen Lebendigen der Sichtbarkeit am längsten den Schlaf der Seele. Es ist zuletzt nur die allgewaltige Stimme des Geistes, der vormals, wie im Gange großer Wetter, die Sprachen und Völker heraufgerufen: es ist die Stimme des Geistes, welche auch den einzelnen Menschen zum innren Leben weckt. Wie aber und warum ist jener erste Schlaf gerade beim Menschen zuweilen so eisern und so tief, daß an ihm die Kindheit mit ihren innren Wundern und dann selbst die Zeit der Arbeit und der Kämpfe des späteren Alters vorübergehen, der dumpfe Seelenschlummer aber bleibt und endet nicht?

Wenn der Sommer über meine Nachbaralpen kommt und das Thal wieder grün wird, da erhebt sich manche Blume, die auch in der Ebene gedeiht, aus dem grünen Grund der Wiesen; dort aber, in den Alpen, mit so mächtigem Wuchs und Glanz der Farben, daß selbst ein kundiges Auge sie kaum wieder erkennt. Veredelter und kräftiger erscheint da, im Thal der

Hirten, alles Leben; höher der Wuchs des weidenden Stieres, statt der Krähe der große Rabe des Gebirges, statt des trägen Weihen der starke Adler. Aber neben dieser überkräftigen Natur grinset mich nicht selten das bleiche, verzerrte Gesicht des Cretinen an; das Haar ist grau, über dem alternden Angesicht schwebt aber noch die Dumpfheit des ungebornen Kindes, man wird den Elenden, seelenschlummernd, wie eine ungeborne Frucht, zum Grabe tragen. Der Schlaf des Leibes beherrschet auch mit vorwaltender Macht die Zeit der ersten Kindheit, wie nicht selten die des hohen Alters; der Schlaf des Leibes hat zuweilen, nach übermäßigen Anstrengungen oder nach andern ungewöhnlichen Ereignissen, Wochen, ja Monate lang gedauert, und an solchem krankhaften Uebermaß hat die Physiologie deutlicher die Natur und den Grund des Schlafes, so wie seine Verwandtschaft mit andren Zuständen erkannt, als am gewöhnlichen Schlafe. So wird uns auch in der Geschichte der Seele des Menschen die Betrachtung des tiefen, langen Seelenschlafes der Blödsinnigen nicht ganz ohne Aufschlüsse oder andeutende Winke über das lassen, was im Leben und Wirken der Seele dem natürlichen und gesunden Schlafe entspricht. Wir geben deßhalb, wenn auch nur als Episode, hier zuerst eine kurze Beschreibung des krankhaften, abnormen Zustandes, hernach die des äußerlich ähnlichen, innerlich jedoch weit verschiednen normalen und gesunden.

Dieselbe Menschenseele, welche sonst über alles Leben der Sichtbarkeit waltet und herrschet — und daß sie dieselbe sey, scheint der gleichgestaltete Leib zu bezeugen — kann anderwärts eine ganze Menschenzeit hindurch ihrer eigenthümlichen Selbstthätigkeit sich entäußern, kann ohne Fortbewegung bei der That der leiblichen Bildung stehen bleiben, als weilte sie unentschlossen auf halbem Wege und begehrte sie jetzt dieser ganzen Welt der Leiblichkeit nicht mehr, zu welcher sie doch die eigne Verleiblichung hingeführt hatte. Doch was ist die Zeit eines Menschenlebens einem Wesen von ewiger Natur!

Hat etwa, bei solchen elend verkümmerten Wesen, wie die Blödsinnigen es sind, bloß die Seele, die auch im Thiere lebt, noch den Zugang zur menschenähnlichen, äußeren Form gefunden, und fehlt diesen halb Todtgebornen der eigentliche lebendige

Odem aus Gott: der höhere, wahrhaft menschliche Geist? Aber der Blödsinn vom tiefsten Grad, welcher dem krüppelhaft verwachsenen Leibe nur noch die Stimme eines blöckenden Kalbes oder eines undeutlich bellenden Hundes zurückläßt und die Freßgier eines hungernden Thieres, stehet noch weit unter dem eigenthümlichen Seelenzustand eines unsrer Hausthiere, welches doch nöthigen Falles selber zum Aufsuchen des Futters geschickt ist, während einige solcher Unglücklichen verhungern würden, wenn man ihnen die Nahrung nicht vorsetzte oder gar in den Mund reichte. Das Thier, so leicht und frei beweglich, so gelehrig; der Cretine zum Theil für sich selber bewegungslos, eines fremden Leibes bedürftig, der ihn trägt und ernährt, wie das Ungeborne im Mutterleibe.

Aeußerlich, an den Gliedern und Sinnen des Leibes, ist zuweilen nichts zu bemerken, was diese innre Verkümmerung erklärte. Zwar die aufrechte Stellung und Fortbewegung des Leibes, wodurch der Mensch sich vom Thier unterscheidet, fällt vielen Blödsinnigen so unmöglich oder so schwer, daß einige von ihnen beständig liegen oder sitzen, andre, doch nur unvollkommen, mit vorwärts gebognen, schlotternden Knieen und schwankenden Füßen gehen. Doch ist dieser angeborne Mangel auch bei geistig gesunden Kindern nicht ohne Beispiel, und er hat sich unter Andrem (als Unvermögenheit, das knorplicht weiche Rückgrat aufrecht zu halten und auf den Füßen zu stehen) bei solchen gezeigt, bei denen, gerade entgegen dem Zustand des Blödsinnes, der Geist in ganz besondrer Fülle und Schnelligkeit der Entwicklung, dem leiblichen Leben und seiner Entwicklung vorauseilte, so daß schon hieraus der frühe Tod begreiflich schien. Es erscheint auch nicht bei allen Blödsinnigen, ja selbst nicht bei den meisten, der aufrechte Gang und die Schnelligkeit der Fortbewegung gehemmt, und es sind einige von ihnen, ganz im Gegensatz gegen die häufig an Menschen dieser Art beobachtete Festhaftung an einen und denselben Ort, sehr gute Fußgänger, ja so reiselustig gewesen, daß sie, wie die Zugvögel, fast immer auf der Wanderung waren.

Die äußeren Sinnorgane zeigen in ihrem Baue öfters gar keine oder nur unbedeutende Abweichungen vom gewöhnlichen

und gesunden Baue. Denn wenn auch einige Cretinen zugleich Albinos und natürlich Tagblinde sind, indem die, wie bei weißen Kaninchen des färbenden Pigmentes ganz entbehrende, rothe Regenbogenhaut des Auges, von einem helleren Licht schmerzhaft gereizt wird; so findet sich anderwärts diese Eigenschaft des Auges mit ganz vorzüglichen Geistesanlagen und einer schönen, kräftigen Entwicklung des Leibes zusammengesellt, und die Geschichte der Wissenschaft kennt Kakerlacken, welche ein ausgezeichnetes Talent für höhere Mathematik und Astronomie entfalteten: wiewohl solche Menschen insgemein in früher Jugend starben. An vielen Cretinen zeigt sich auch nicht einmal jene mangelhafte Beschaffenheit des Auges: dieses verträgt den Wechsel der Tageshelle und der Finsterniß, das Ohr hört, der Geruch ist von gewöhnlicher Schärfe, und wenn irgend einer von den vier Sinnen des Hauptes in unvollkommnerem Maße entwickelt oder krankhafter erscheint, so ist dieß der scheinbar unbedeutendste: der Geschmack, welcher insgemein bei Blödsinnigen so stumpf und träge gefunden wird, daß er der schärfsten und eindringlichsten Reizmittel begehrt, um gerührt zu werden, ein Mangel, welcher die Menschen dieser Art nicht selten auf ähnliche Weise — wie den im vorigen §. erwähnten James Mitchel zur Anwendung aller, das äußre Licht verstärkenden Mittel — so zum Genuß der schärfsten, geistigen Getränke und der unnatürlichsten Speisen antreibt.

Aber bei einem solchen anscheinend gesunden Bau des Auges und der andren Sinnen, fehlt die inwohnende Kraft, welche sich der so gebahnten Wege zur Erkenntniß der Außenwelt bediente, so wie die Muskeln der Glieder ungebraucht verkümmern und verwelken, weil kein selbstkräftiger Wille da ist, der diesen Boden anbaut und belebt. Wie zwischen dem gewöhnlichen Menschen und der überall um und in ihm webenden und lebenden Geisterwelt, wie zwischen dem Ungebornen und der ganzen äußren Sinnenwelt, welche nur die tragende, nährende Mutter, nicht der Ungeborne bemerkt; so ist zwischen dem Blödsinnigen von tieferem Grade und unsrer Sichtbarkeit, die auch seine Sinnen berührt, eine Scheidewand, welche das Hinauswirken der lebenden Seele auf die umgebende Körperwelt und das Hineinwirken von dieser auf die empfindende,

bemerkende Seele sehr erschwert, ja fast unmöglich macht. Es ist eine innre Gebundenheit, wie die im tiefen Schlafe.

Selbst das Gehirn, welches die pathologische Anatomie bei Mängeln unsrer geistigen Natur gewöhnlich zuerst und am meisten um die Ursache zu befragen pflegt, ist bei vielen Blödsinnigen nach allen seinen einzelnen Richtungen ausgebildet: es fehlt keiner der gewöhnlichen Theile, und wenn zuweilen eine geringere Zahl der einzelnen Schichten oder Blätter des Lebensbaumes im kleinen Gehirn auf eine natürliche Mangelhaftigkeit des Gedächtnisses hinzudeuten schien, so hat sich doch in andren Fällen dieses Zusammentreffen eines äußeren, sichtbaren Mangels mit dem innren nicht zeigen wollen. Es ist auch am Bau des Schädels und des in ihn verschlossenen Gehirns ein scheinbar sehr Unbedeutendes, was man bei vielen Blödsinnigen für ein äußeres Zeichen der innren Beschlossenheit anerkennen wollte. Die Schädelknochen nämlich sind von ungewöhnlicher Dicke und Ausbildung ihrer erdigen Masse, und lassen zwischen ihrer innren Fläche und der Oberfläche des Gehirns einen geringeren Zwischenraum, als bei andren, gesunden Menschen. Es scheint dann das Gehirn, weil die Ausbildung des Knochens sich in voreilendem Verhältniß vollendet und abschließt, gleichsam vor der Zeit der Reife lebendig begraben, und die schon erwähnte Beobachtung Fahners, nach welcher die Gesichtszüge des vor kurzem verstorbenen Leibes eines tief Blödsinnigen sich vermenschlichten und veredelten, wenn das enge Gewölbe des Schädels hinweggenommen worden, erscheint in dieser Hinsicht nicht uninteressant.

Es mangelt, wie bereits erwähnt, einigen Blödsinnigen der Hauptvorzug der Menschennatur: die Fähigkeit zur Sprache, gänzlich. Solche lassen nur selten unarticulirte Töne hören, welche, wie bei Kindern, ehe diese Worte sprechen lernen, eine Nachahmung von vorzüglich grellen Naturlauten und thierischen Stimmen sind. Bei andren geistig Gebundenen oder Schlafenden dieser Art wird die Fähigkeit zu sprechen so weit entwickelt gefunden, als der engbeschränkte Kreis des geistigen Erkennens dieß bedarf und erlaubt. An solchen sprechenden Blödsinnigen hat man die Sitte, mit sich selber zu reden und vor sich hin zu murmeln, so häufig beobachtet, daß man die beständigen, dem

Ohre vernehmbaren oder wenigstens dem Auge an der Bewegung der Lippen sichtbaren Selbstgespräche als ein Kennzeichen des gewöhnlichen, mittleren Grades des Blödsinnes aufführte. In diesem Zustande, wie in dem der früheren Kindheit, erscheint die eigne Persönlichkeit nicht selten wie eine äußere, fremde, und die Seele, des eignen Leibes nicht mächtig, erblickt diesen fast beständig in jener Geschiedenheit von sich selber, wie etwa der gesunde, innerlich entwickelte Mensch dieß in einigen krankhaften Zuständen thut. Es erkennen jene Halbwachen das eigne Seyn und Wesen nicht in dem Spiegel des eignen, sondern eines fremden Selbstbewußtseyns; denn seiner selbstbewußt ist nur der, welcher seines eignen Selbst mächtig ist, wie die Glieder des Leibes nur empfunden und gefühlt werden, so lange die Verbindung des Rückmarks mit dem Gehirn unzerstört ist, durch die allein dem Nerven die selbstthätig bewegende Kraft und die Empfindung kommt.

Das Staunen vor allem Neuen, die Scheu vor dem Menschen, wenn nicht Gewöhnung durch Umgang sie allmählich gehoben, finden wir allerdings bei Blödsinnigen in einem höheren Grade und in menschlicherer Weise als beim Thiere, doch scheint sich der Grund des Staunens und der Scheu bei beiden nahe verwandt (m. v. oben §. 34). Dieses unterwürfige und ehrfurchtsvolle Staunen vor der Ueberlegenheit des geistig gesunden Menschen ist es auch, was vielen Blödsinnigen jene gehorsame Hingebung in den anerkannt mächtigeren Willen der andern Menschen verleiht, welche dieselben, hierinnen sehr verschieden von den thierartig stumpfen Narren oder Dummen, den harmlos folgsamen Kindern ähnlich machet. Denn von den scheinbar ähnlichen Zuständen der Narrheit und Dummheit unterscheidet den eigentlichen Blödsinn öfters ein kindliches Vertrauen in die nur wenig gekannte menschliche Natur und ein treues Anhangen und Wohlgefallen an der pünktlich genauen Ausübung jener religiösen Gebräuche, welche er an Andern gesehen, und deren höheren Sinn er wohl zu ahnden scheint.

In unsren benachbarten Gebirgsländern findet sich häufig ein angeborner Blödsinn des tieferen Grades, und in einigen Thälern lebt fast in jeder Familie einer jener Cretinen, welche zum Theil gleich neugebornen Kindern des Hebens und Tragens

und des unmittelbaren Darreichens der Speisen in den Mund bedürfen. Ein ehrwürdiger Volksglaube sieht und achtet in diesen Unglücklichen Wesen, welche, „gleich den hülflosen Kindern, unter einer ganz besondren Obhut und Aufsicht der über alle Lebendigen wachenden Erbarmung Gottes stehen, und es sey das Walten einer hier gleichsam näheren, unmittelbarer gegenwärtigen, schützenden Geisterwelt, welches in der nächsten Umgebung und Familie des Cretinen auch einen äußerlichen Segen wirke, der solche Hülflose den andren, gesunden Menschen zu einem Gegenstand dankbarer Beachtung machet. Dieses Walten sey es auch, was den Cretinen jenes öfters an ihnen beachtete Wohlgefallen an dem gebe, wodurch der gesunde, geistig entwickelte Mensch seine äußere Ehrfurcht gegen Gott und Göttliches auszudrücken pflege. Denn viele Cretinen gleichen frommen Kindern."

Obgleich bei dieser Ansicht Züge der niedrern Thierheit übersehen scheinen, von welchen der Cretinismus unsrer Alpenthäler zwar etwas freier, als der ihm anderwärts ähnliche, thierisch dumpfeste Blödsinn, keineswegs aber ganz frei ist, so wird dennoch ein so viel und in verschiedenen Ländern verbreiteter Volksglaube auch der wissenschaftlichen Beachtung interessant. Denn er erscheint aus demselben natürlichen Grunde hervorgegangen, welcher der Grasmücke oder Bachstelze ihre fast widernatürlich aussehende Zärtlichkeit gegen die hülflose Brut des Kukuks geben; aus jenem durch alle Einzelnen gehenden Zuge eines allgemeinen, höheren Lebens, welcher die Erfüllung zum Bedürfniß, die Hülfe zur Noth, das örtlich da vorkommende Heilmittel zu der gleichfalls örtlichen Krankheit gesellet.

Die Cretinen, welche mitten in einer überkräftigen, sie umgebenden Natur so häufig gefunden werden, erscheinen zum Theil nicht bloß in dem unwandelbar bleibenden Zustand unmündiger Kinder, sondern selbst der Ungebornen. Es hat unfehlbar die Seele, wenn sie bei der Geburt aus dem langen Schlafzustand im Mutterleibe zum selbstständig menschlichen Seyn erwachet, eine ähnliche Verwandlung der innren Richtung zu durchlaufen, als jene ist, wodurch das in sich verschlossene Pflanzenleben zum äußerlich wirksamen und be=

wegten Thierleben wird (nach §. 6). Was den zu Tage gebornen Menschen von dem im Mutterschoß verschlossenen innerlich unterscheidet, ist gleichsam eine Beseelung von neuer, höherer Potenz; in dem Ungebornen wirkt und waltet das höher kräftige, mütterliche Leben vorherrschend vor dem eignen, in der Leibesfrucht inwohnenden Leben; das Ausgeborne ist aus dieser Obergewalt entlassen und befreit.

Es zeigt sich auch darin die ewige Natur unsrer Seele, daß diese öfters, sich lossagend vom Leiblichen, welches den Wechsel und den Fortgang der Entwicklung in der Zeit herbeiführt, unwandelbar bei einem Moment ihrer Wirksamkeit feststehet, über welchen sie andre Male das gesunde Leben des Leibes, wie ein Fahrzeug den in ihm Getragenen, schnell hinüberführt. Ihr innres Wachsen und Entwickeln ist für sich selber nicht an die längeren oder kürzeren Zeiten des Leibes gebunden, und es kann ihr zuweilen ein einziger, kurzer Augenblick das geben, was sonst etwa als ein Werk längerer Zeiten betrachtet wird: umgekehrt aber kann auch in dem Entwicklungsgange der Seele der Verlauf vieler Menschenjahre nur einem Augenblicke gleichen. Vergehet doch schon in dem gewöhnlichen, leiblichen Schlafe und in ähnlichen Zuständen Stunde nach Stunde, ohne daß wir von einem Fortgange der Zeit wissen.

Wir erwähnten bisher nur solche Fälle, welche zu dem angebornen Blödsinn gehören. Dieser Zustand ergreift jedoch auch, wie ein plötzliches Erblinden den Sehenden, zuweilen mitten im Verlauf, oder gegen Ende des Lebens, den vorhin geistig ganz Gesunden.

Der Blödsinn, oder vielmehr die Abgeschlossenheit der erkennenden und wirkenden Seele von der Außenwelt, im hohen Alter, wurde schon vorhin betrachtet. Es ist dieß zuweilen ein Heimweh höherer, geistigerer Art, als das des Schweizers: ein Vorangehen der Seele in einen Zustand des neuen Geborenwerdens, dessen Bildungen und Bewegungen dem irdischen Auge abermals so verborgen und geheim sind, als die Entwicklungen des leiblich Ungebornen im Schoß der Mutter. Wie der heimwehkranke Schweizer zuletzt nichts mehr von alle

dem bemerkt und vernimmt, was die Fremde ihm zeigt und sagt, wohl aber die altgewohnten, vaterländischen Töne; so wirkt auf jene Auswanderer der höheren, geistigeren Art, auf diese der neuen Geburt entgegen gehenden nur noch der Zug nach einer neuen, höheren Himmelsluft, wie auf den leiblich Ungebornen zuletzt nur der Zug nach der irdischen Luft, für welche die Lungen bereits vorhanden und gebildet sind. Es hat in solchen Fällen zuweilen ein neues Jahr der höheren Ordnung schon vor dem Ende und in den letzten Zeiten des niedreren, leiblichen begonnen, obgleich der nach dem Nächstliegenden rechnende Sinn das Neue und Künftige erst an den geendeten Lauf des leiblichen Lebens knüpfen will. Eine Welt des höheren Seyns wirket mit ähnlicher Kraft der Anziehung auf alles ihr Verwandte und Zugehörige, als die Welt der niedreren Anziehung (Schwere) auf die gröber-leiblichen Massen. Unsre irdischen Sinnen bemerken nur das leiblich Gewordne, nicht einmal das erst im Werden Begriffene und zu ihm sich Hinwendende, wie viel weniger Das, was nach einem außerirdischen Zustand hingerichtet, ein Neuwerdendes ist.

Wie die Anziehung der niedreren Art jedes sich vom Gebirg lösende Steinchen, jeden im Gewölk entstandnen Tropfen des Wassers erfaßt und hinabwärts führt; so erfasset der Zug nach einer unsichtbaren Welt des geisterartigen Seyns jedes Seelenartige, das von den bisherigen Banden des Leiblichen in mehr oder minder hohem Grade losgeworden, und führt es in den unsrem sinnlichen Forschen unzugänglichen Zustand eines neuen Werdens. In einem gewissen Falle, welchen Pinel erzählt, siehet ein seit kurzem zum Soldatenstand gezwungener Jüngling den Bruder in einem Gefecht neben sich zum Boden gestreckt. Der heftige Schreck, welcher in andren Fällen den Tod in seiner gewöhnlichen Form gewirkt hätte, führt hier einen Todeszustand in anderer Form, einen Scheintod von entgegengesetzter Richtung als der gewöhnliche, mit noch offnen, äußerlichen Sinnen herbei. Der Jüngling bleibt starr und unbeweglich; die Lunge athmet noch wie gewöhnlich, das Blut bewegt sich wie vorhin durch Herz und Gefäße, die Eingeweide verdauen die dem Mund eingegebenen Speisen; aber das Auge scheint nichts mehr von dem, wohin es unverrückt sich richtet, zu bemerken,

das Ohr vernimmt kein Rufen, die Zunge spricht kein Wort mehr, die Bewegungen der Glieder, wenn sie zuweilen noch nach langer, träger Ruhe sich zeigen, gleichen mehr dem unwillkürlichen Regen oder Zucken eines tief Schlafenden oder des Ungebornen im Mutterleibe. In diesem Zustand wird der scheinbar Lebende einige Tage nach dem ihm geschehenen Unglück in das elterliche Haus gebracht. Da erschreckt der Anblick des so gelähmten Bruders, zusammt der Nachricht vom Tode des anderen, einen dritten Bruder, der zu Hause geblieben war, so innig tief, daß auch er in den ganz gleichen Zustand des Blödsinnes oder vielmehr des Scheinlebens geräth. Bei beiden Brüdern ist dieses Elend unheilbar geblieben, und erst die gewöhnliche, elementare Auflösung des Leibes hat dem vieljährigen Schein, welchen das scheidende, innre Leben noch auf den Leib zurückgestrahlt, ein Ende gemacht. In einem andren Falle ist es ein Erstaunen, oder vielleicht auch die plötzlich erwachte Donnerstimme des Gewissens gewesen, welche bei dem unvermutheten Gelingen der That den Geist in dieses Hinstarren nach dem eben erblickten Haupte der Medusa versetzte. Denn jener Jüngling, welcher den Männern der Revolution in Frankreich den Plan zur Fertigung einer Kanone gegeben, welche eine zehnfach größere Zahl der Schlachtopfer zerschmettert hätte, als die gewöhnlichen Kanonen, konnte, als nun der Tag bestimmt war, da die mörderische Waffe zu Meudon erprobt werden sollte, und als man ihm Robespierre's höchlich aufmunternden Brief in die Hände gab, weniger wohl von dem Schrecken der Freude, als von einem andren Schrecken getroffen werden, dessen Wirkung noch furchtbarer war, als die der neuerfundnen Waffe. Es wurde in derselben Zeit der Schrecknisse ein andrer Bürger der neuen Republik durch Dantons unvermuthete Verurtheilung in den ähnlichen Zustand der innren Entrückung der Seele versetzt, welche jedoch, wenigstens anfänglich, mehr dem gewöhnlichen Wahnsinn glich. Hier ist wohl ein Umkehren des Stromes nach einer Richtung hin — ostwärts, dem ewigen Aufgange zu, oder westwärts, von diesem Aufgange weiter und weiter hinweg. Der Strom rinnt, aber wir vernehmen sein Rauschen nicht mehr.

Das Ungeborne, von der Zeugung an bis zur Geburt in

dieses Leben, ruhet neun Monate verborgen im Schoße der Mutter. Kein Auge bemerkt sein stilles Wachsen und sein Bewegen. Das stille Hinüberwachsen und Gedeihen in ein jenseitiges Leben der andauernden Freude oder der Schmerzen, wenn es sich zuweilen noch während des leiblichen Daseyns in seine Grabesruhe verbirgt, ist an solche Menschenzeiten nicht gebunden; sein Bewegen wird nur dort bemerkt, wohin der Zug des Zusammengesellens, wie der Zug des Ungebornen nach der ernährenden Mutter gerichtet ist.

Es gränzet nach allen Seiten an das Leben der wenigen Menschentage ein Seyn an, welches war und ewig seyn wird. Gleich einem vereinzelten Felsen, von der Sonne bestrahlt und grün bewachsen, den rings umher das unermessene Weltmeer umfleußt, erhebt sich aus der verhüllten Tiefe der Ewigkeit das wache Selbstbewußtseyn der Seele, welches die kurze Spanne der jetzigen Tage überblicket, und die Kräfte, welche der Tag gab, beherrschet. Des Eilandes Grund: die Veste der Erde selber, ist verborgen: was das wache Bewußtseyn der Seele bestrahlt, das sind nicht alle Kräfte und Bewegungen des Lebens, das vor der Geburt zum Staube war, und das nach dem Vergehen des Leibes bleiben wird. Nur das, was die selbstbewußte Seele in den Tagen ihres Leibes geschaffen und empfangen, das vermag sie in ihrem Innren zu bewegen: damit waltet sie selbstständig frei, wie die bewegende Kraft mit den Gliedern, zu welchen die Nerven der sensiblen Sphäre (§. 17) vom Gehirn und Rückmark gehen. Und dieses ist der Wirkungskreis und das Geschäft der wachen Seele. Es sind aber noch andre, tief im Innern verborgne Glieder, über deren Bewegen der Wille nichts vermag. Denn hier sind Anfänge, welche jenseits der Gränzen des einzelnen Leibes liegen, und Enden, welche über diese Gränzen hinausgehen. Da ist noch ein andrer Mittelpunkt des Bewegens, als das Gehirn; jener war dem einzelnen Leben bereitet vor der Geburt, und wird sein eigen seyn, wenn dieser Leib nicht mehr ist. Die Seele ruhet auf ihm, ihr Leben wurzelt in ihm. Aber das wache Selbstbewußtseyn siehet ihn nicht, die Erinnrung bemerket ihn nicht; denn dieses Ruhen und stille Wurzeln, dieses innerliche Bilden und Wachsen ist das Geschäft eines Zustandes, ähnlich dem tiefen Schlaf des Leibes.

Was wir hier nur angedeutet, wird uns bald der weitere Verlauf der Untersuchungen noch deutlicher machen.

Erläuternde Bemerkungen. Die sinnliche Auffassung (αἴσθησις), das Weib des selbstthätigen Geistes (νοῦς), wird nach Philo wie Eva geschaffen, wenn der νοῦς schläft: sie entsteht beim Einschlummern von diesem, vergeht wieder, wenn er erwacht. Darum wenn wir über etwas recht scharf nachdenken wollen, ziehen wir uns in die Einsamkeit zurück, verschließen Augen und Ohren, u. s. Wenn dagegen die sinnliche Auffassung wach ist, wenn wir Kunstwerke sehen, Melodien hören, ganz besonders aber wenn die schmeckende Zunge wacht, und der Leib von Speise gesättigt wird, dann schläft umgekehrt der selbstthätige Geist. — — So führt das Erwachen der Sinnen den Schlaf des νοῦς herbei, und umgekehrt beim Wachen des νοῦς ist die Sinnlichkeit unwirksam. Wie beim Aufgang der Sonne die andren Sterne verschwinden, bei ihrem Untergang aber erscheinen, so verdunkelt der wachende Geist die Auffassungen der Sinnen, sein Schlaf läßt dieselben hervortreten." (Phil. s. s. Leg. Alleg. II, 1092, ed. Mang. p. 71, 72.)

Nach Basilius belebt die Seele ohne ihren Willen den Leib schon durch ihr Zusammenseyn mit demselben; so nothwendig, als die Sonne die Gegenstände erleuchtet, auf welche ihre Strahlen fallen. Die erkennende Kraft dagegen hat ihre Bewegung in dem Willen. So lange sie im Erkennen und Denken wach bleibt, hält sie zugleich die Aufwallungen des Leibes im Schlaf; einmal dadurch, daß jetzt der Zug nach dem Besseren, der beschauenden Seele näher Verwandten, in Wirksamkeit kommt, jener mithin nach der Leiblichkeit zugleich ruhiger (unwirksamer) wird, dann auch dadurch, daß sie (der Leiblichkeit frei gegenüberstehend) in selbsterkennender Kraft diese mäßigt und ordnet. Wenn dagegen die Seele, die Trägheit liebend, ihre erkennende Kraft bewegungslos lässet, dann ergreifen die Affecten des Leibes das müßige Lebensprincip (σχολαῖον τὸ ζωτικόν), und weil kein Herrscher, kein Widerstand da ist, ziehen sie die Seele in ihr eignes Bewegen hinein. Daher sind die Affecten des Leibes lebendig und kräftig in uns, wenn der Verstand schläft, und umgekehrt. Doch ist deßhalb der Körper nicht an sich schlecht, sondern er gleicht den wohlgenährten Zugthieren, welche von trefflichem Nutzen sind, wenn ein guter Fuhrmann sie lenkt. (St. Basil. Caesar. constit. Monast. c. II, ed. Paris. Tom. II, p. 512.) — Sonst wird Schlaf der Seele in krankhaft moralischem Sinn genommen, unter andern bei Origenes, Comment. in Matth. X, 24, ed. Paris. III, 475 und comment. in epist. ad. Roman. L. IX, 32, ed. Par. IV, p. 658. — Ueberhaupt darf die Seelenkunde niemals die Gefahr übersehen, welche aus einem öfteren und zu langen Hingeben in die obenbeschriebenen, der Selbstthätigkeit entgegengesetzten, schlafähnlichen Zustände der Seele, für diese entstehet. Die Folge eines solchen Hingebens gleicht der leiblichen Schlafsucht und kann zu einem dem Blödsinn verwandten Erschlaffen der Willenskraft ausarten.

Galilei's Leben sehe man ausführlicher in meiner Reise in das südliche Frankreich und Italien, Band 2, S. 205. — Von des Sokrates, diesen zur Musik antreibendem Traume erzählt Plato (Phaed. 61). — Leonardo da Vinci's Leben s. m. in meiner Reise a. a. O. S. 448; Dante's eb. das. S. 221. — J. Bapt. Poquelin de Molière, geb. zu Paris 1520, gest. 1613, hatte als Knabe von seinem Großvater die Neigung für das Theater empfangen. Er war ein Mensch von kräftigen, reichen Anlagen des Geistes und Herzens; natürliches Wohlwollen, Freigebigkeit, ein gewisses Maß von Bescheiden-

heit und Nachgiebigkeit machten ihn im Umgange sehr liebenswürdig; nur dann, wenn er als eifriger Cartesianer für irgend eine Lehre oder für den Ruhm seines Meisters stritt, wollte er nicht nachgeben. So in jenem komischen Streite mit Chapelle, der ein großer Verehrer von Gassendi war, im Marktschiffe von Anteuil, wo beide durch das scheinbar Beifall gebende Kopfnicken eines Laienbruders vom Minimenorden sich zur größten Hitze des Wortkampfes aufregen ließen, bis sie zuletzt, beim Aussteigen des Ordensmannes, bemerkten, daß ihr schweigender und immer nur nickender Schiedsrichter ein Mann war, der nur, als Einkäufer und Gehülfe, an den Meisterwerken der Küche, nicht der Bibliothek des Klosters Antheil nahm.

Ueber die obenerwähnte Entstehung des Wahnsinnes aus jener unbeugsam, selbstsüchtig oder eigensinnig thätigen Richtung der Seele, welche sich das Hingeben in den passiv aufnehmenden Zustand selber verwehrt und versagt, vergl. m. d. §. 27.

Heinrich Suso oder Seuß war aus dem edlen Geschlechte derer von Berg im Hegow entsprossen, nannte sich aber lieber nach seiner Mutter, deren Familiennamen Seuß war. Die Zeit seiner Geburt mag in das letzte oder vorletzte Jahrzehent des 13ten Jahrhunderts fallen; er starb am 25sten Januar 1365, wahrscheinlich zu Ulm, wo sein Grab ist. Den ersten Antrieb zu seinem, für Tausende fruchtreichen, inwendigen Leben empfing er durch seine fromme Mutter, die eine in Leiden wohlgeübte und geläuterte, innige Seele war. Er widmete sich frühe schon dem geistlichen Stand, hatte aber durch sein von Natur sehr weiches Gemüth, auf welches jede kleine Widrigkeit einen ganz besonders tiefen Eindruck machte, auch in diesem friedlichen Stande anfangs viel zu leiden. Da geschah es, daß er einst, als er auf dem Lande predigen sollte, in dem Schiff, in welchem er über den Bodensee fuhr, mit einem jungen Rittersmann zusammentraf, der ihm erzählte, wie schwer einem Ritter der Kampf um Ehre und Siegespreis würde: wie derselbe Wunden und Schmerzen wie nichts achten, ja dabei noch fröhlich sich gebärden müsse. Diese Erzählung ging dem Suso so tief zu Herzen, daß er seiner übergroßen Weichheit bei den Leiden, welche der Kampf um einen ewigen Siegespreis mit sich führte, sich zu schämen anfing und von nun an zu allem seinem Thun einen bessern, ernsteren Anlauf nahm. Ja jenes Gespräch mit dem Ritter und die hiebei in Suso's Seele erwachten Gefühle waren von so andauernd kräftiger Art, daß er, als nun später wahrhaft schwere und langanhaltende Leiden über ihn kamen: Verlästerungen, Verfolgungen, Untreue der liebsten Freunde, Noth und Elend aller Art, dennoch dabei sich verhielt, wie er in einem noch vorhandenen Liedlein: „Die Klagsprüch eines leidenden Menschen" singt:

— — Leidens soll er arnen viel
Der Gottes Früntschaft haben wil. — —
Schaut die Martrer unverdrossen
Die ir Pluet durch Gott hond vergossen.
Ihr frummen Ritter behabt euch wol,
Kain Leiden euch erschrecken sol.
Alles Leiden wenden thuet
Wer Ewigkeit tregt in seinem Muet.
Eya, biß frisch und unverzagt,
Nye waicher Muet kain Eer bejagt.

Die Werke dieses Mannes sind in verschiedenen Ausgaben und Sprachen erschienen. Die ältesten Ausgaben sind die zu Augsburg 1484 und 1512, in welchen die treuherzig kräftige, altschwäbische Sprache des Suso noch am unverändertsten beibehalten ist. Laurentius Surius hat diese Ausgabe bei seiner im Jahre 1615 zu Köln erschienenen latei-

nischen Uebersetzung zu Grunde gelegt. Später, als die Augsburger Ausgabe immer seltner wurde, hat man sich mit den Uebersetzungen ins Deutsche beholfen, welche wieder aus der lateinischen des Surius gemacht waren, und aus denen alle Kraft der Sprache des Suso verschwunden, ja in denen zuweilen der ächte Sinn desselben kaum mehr erkennbar ist. Darum hat Diepenbrock durch seine treffliche neue Ausgabe der Werke des Suso in ihrer ursprünglichen Mundweise, allen Freunden der tiefergründenden Seelenkunde ein unschätzbar werthes Geschenk gemacht.

Der obenerwähnte, treffliche Lehrer, welcher durch die Anstrengung zum Singen im Traume von seinem lebensgefährlichen Brustübel befreit wurde, war der Vater des vor mehreren Jahren in Altenburg verstorbenen Professors Mörlin.

Johann Leonhard Frisch, der gelehrte Schulrector zu Berlin, war im Jahr 1666 zu Sulzbach geboren, hatte in Altdorf studirt, war dann zu Neusohl in Ungarn Prediger, in der Türkei Dolmetscher gewesen. Seit 1706 ward er in Berlin Subrector, seit 1726 Rector, und starb 1743. Sein noch jetzt rücksichtlich der gründlichen und scharfsinnigen Etymologie der deutschen Stammwörter als Muster dienendes, treffliches teutsch-lateinisches Wörterbuch gab er als Frucht vieljähriger Arbeit im 76sten Jahre seines Alters bei, „noch muntren Kräften" heraus; früher schon hatte er durch seine Werke über die Insecten, besonders aber über die deutschen Vögel sich den Ruf eines großen, treu beobachtenden und beschreibenden Naturforschers erworben. Bei diesen seinen naturhistorischen Werken stund ihm einer seiner Söhne, als Künstler, durch Verfertigung der meisterhaften Kupferplatten bei. — Der berühmte Philolog, Alterthumsforscher und gründliche Kritiker Joanes Gruterus (Gruytern) war zu Antwerpen am 3 Dec. 1560 geboren und hatte, wie man erzählt, den ersten Unterricht in den alten Sprachen von seiner Mutter, einer gelehrten Engländerin, erhalten. Er studirte zu Cambridge und Leyden, wurde dann zuerst in Wittenberg, hierauf in Rostock, endlich in Heidelberg Professor und zugleich Bibliothekar und hatte für den zuletzt genannten Ort eine solche Vorliebe, daß er den ehrenvollen Ruf nach Padua ohne Bedenken ausschlug, obgleich ihm die Republik Venedig eine jährliche Besoldung von 1200 Ducaten bot. Er war von kindlich gütiger Gemüthsart, so daß er einst, auf einem seiner Morgenspaziergänge, einem armen, müden Knaben mit eigner Hand den Holzbündel durch den Schnee trug. Hiebei war er ein Mann von sehr einfachen Sitten, welcher ganz bürgerlich gekleidet einherging und von einer alten Wohnung („welche ihn, wie er zu sagen pflegte, durch ihre Baufälligkeit an seine eigne Sterblichkeit erinnerte") sich nicht trennen konnte. Aber diese geringe Wohnung enthielt einen größern Schatz, als manches Fürstenschloß: des Gruterus Bibliothek, welche ihm selber fast sein ganzes ererbtes und erworbenes Vermögen gekostet hatte. Und diese herrliche Manuscripten- und Büchersammlung traf bei der Eroberung von Heidelberg das Schicksal, daß sie geraubt, zerrissen, ja den Pferden untergestreut wurde. Besonders in seinen spätern Jahren fand Gruterus seine größte Freude und Erheiterung im Acker- und Gartenbau. Er starb 1627 auf dem Landgut seines Schwiegersohnes, zu Berhelden, wohin er sich nach der feindlichen Einnahme von Heidelberg geflüchtet hatte.

Otto Brunfels aus Mainz, der gelehrte Kenner der griechischen und arabischen Aerzte und einer der Väter der neueren Pflanzenkunde, war Lehrer der alten Sprachen in Straßburg gewesen. Er starb, noch kaum 40 Jahre alt, als praktischer Arzt zu Bern, im Jahr 1534. — Auch Hieronymus Bock (Tragus), geboren zu Heidesbach im Zwei-

brückischen, im Jahre 1498, war in Zweibrücken Lehrer der alten Sprachen gewesen. Er starb 1554. — Dieselbe Entwicklung durch das gründliche Studium und durch das Lehramt der alten Sprachen hatte Leonhard Fuchs, geboren zu Wemdingen an der Donau im Jahre 1501, gestorben als Professor zu Tübingen im Jahre 1565, so wie der große Konrad Geßner in Zürich (geb. 1516, gest. 1565) genommen.

Johann Racine, geboren zu Ferte Milon 1639, gestorben zu Paris 1699, hatte seine Vorliebe für die griechische Sprache und Literatur und seine Tüchtigkeit hierin dem gelehrten Küster der Abtei zu Portroyal = Lancelot, zu danken. In jenem Holze, das den Teich von Portroyal umgibt, hat Racine als Jüngling die Tragödien des Sophokles und Euripides nicht bloß mit unbeschreiblichem Entzücken gelesen, sondern ganz auswendig gelernt, denn sein Gedächtniß war damals so glücklich, daß er selbst den unschönen griechischen Roman Theagenes und Chariklea, welchen ihm sein Lehrer in wohlmeinendem Eifer verbrannt hatte, durch das Verbot nur begieriger geworden, sich wieder verschaffte, ihn auswendig lernte und nun ruhig wieder durch Lancelot verbrennen ließ. Der jugendlich innige, vertraute Umgang mit den Werken der größten Tragiker des Alterthums bildete ihn nicht bloß selber zu einem vielbewunderten Tragödiendichter seiner Nation, sondern entflammte in ihm eine solche begeisterte Liebe zu den Alten, daß er auch in spätern Jahren, wenn er dem König Ludwig XIV den Plutarch, oder noch mehr, wenn er seinen Freunden ein Stück, z. B. den Oedipus des Sophokles unmittelbar aus dem Griechischen französisch vorlas, dieses mit solchem jugendlichen Feuer that, daß eine solche Vorlesung des Racine auf Valincour einen gewaltigeren Eindruck machte, als die Vorstellungen auch der berühmtesten Theaterstücke durch die besten Schauspieler Frankreichs. Andre Dinge, z. B. akademische Reden, las dagegen Racine so schlecht und mit solcher Verzagtheit vor, daß sie alles Eindruckes verfehlten. In spätern Jahren, von Ludwig XIV, zu seinem Geschichtsschreiber ernannt, wendete er seine Zeit und Kraft meist auf die Geschichte. Racine hätte, bei aller seiner natürlichen Ungeschicklichkeit hierzu, gern einen Hofmann vorstellen mögen. Als ihn der König einst mit dem Herrn von Cavoye spazieren gehen sah, sagte er: „Ich sehe diese beiden öfters bei einander. Cavoye dünkt sich in Gesellschaft des Racine ein witziger Kopf, und Racine meint in Cavoye's Gesellschaft ein Hofmann zu seyn.“ — Racine war von Natur nicht bloß zum beißenden Spott, sondern auch zu den heftigsten, wildesten Leidenschaften geneigt. Aber diese Naturanlagen mäßigte und beherrschte er durch die Religion, so daß Boileau von ihm sagte: „die Vernunft führt sonst öfters die Menschen zur Religion, den Racine aber hat die Religion zur Vernunft gebracht.“ — Neben andren seiner Zeit = und Ruhms = Genossen zeichnet sich deßhalb Racine durch eine besondere Bescheidenheit, ja durch Züge von Demuth und tiefrer Selbsterkenntniß aus.

Die Geschichte ist zu allen Zeiten eine Freundin und vertraute Gesellschafterin großer Regenten und Staatsmänner gewesen; dagegen macht Pascal die Bemerkung, daß staatskluge, schlaue Männer nur selten ein großes Talent zur Mathematik zeigten und umgekehrt, daß nur selten ein großer Mathematiker Anlage zur Staatsklugheit und Schlauheit habe. — Welch ungemeines Interesse der Cardinal Richelieu an der dramatischen Dichtkunst seiner Zeit hatte und wie gern er für den Verfasser des Cid von Corneille hätte gelten mögen, ist bekannt.

Locke ging in seiner Vorliebe für die mechanischen Künste so weit, daß er die Wissenschaft derselben allen Systemen und Speculationen der Philosophie vorzog. — Leibnitz machte sich durch den Eifer, womit er seiner Lieblingsneigung zur Mechanik, besonders bei seinen Wagen=

verbesserungen oblag, zum Gespött mehrerer Zeitgenossen, namentlich Bechers.

Esprit Flechier (geb. 1632, gest. 1710), der hochbegabte Bischof zu Nimes, hatte, wie oben erwähnt, durch das Ausruhen an den Gegensätzen seiner eigenen Geistesrichtung, diese nur noch verstärkt und entwickelt; eben so, wie nach Boileau's Urtheil St. Amand sich an den Fehlern des Regnier; Benserade, an denen das Voiture gebildet hatte. Dagegen pflegte der berühmte Prediger Ludwig Bourdaloue (geb. zu Bourges 1632, gest. zu Paris 1704), in dessen Vorträgen eine überzeugende Klarheit des Erkennens und Kraft des Ausdruckes bewundert wird, seine mannhafte Beredsamkeit ohne Aufhören nach dem Muster des Apostel Paulus, des Chrysostomus und des Cicero zu gestalten.

Wenn der treffliche Dechant von St. Patrik, Jonathan Swift (geb. zu Dublin 1667, gest. 1745), in seinen männlichen Jahren ein kräftiges Spiel des Witzes und der Laune mit der kindischen Schwäche seiner Zeit, ja unsres ganzen Geschlechtes trieb; so wiederholte er eigentlich nur an Andren dasselbe Spiel, was man mit der Schwäche seiner eigenen Kindheit getrieben hatte. Denn seine Amme, bewogen von seltsamer Laune, war mit ihm, ohne Wissen der Seinen, förmlich über Meer und Land durchgegangen: hatte sich mit dem erst wenig Wochen alten Jonathan nach England überschiffen lassen. Als er endlich wieder in das Haus seiner Mutter zurückgebracht ward, konnte er schon gehen und sprechen, so daß er, welcher seit den ersten Wochen seines Lebens mit der Muttermilch Englands Luft geathmet, in England sprechen gelernt hatte, später in unmuthigem Scherz über Irlands Undankbarkeit sagen konnte: ich bin nicht aus diesem Lande, sondern ein Engländer. Ueberdieß waltete auch über diesen Mann ein sonderbares und fast komisches Mißkennen Andrer. Die Universität zu Dublin, welche später in ihm den größesten ihrer Pfleglinge verehrte, wollte ihm den Titel eines Baccalaureus nur noch ex speciali gratia ertheilen, „weil ihm die erforderliche Geschicklichkeit zu dieser Würde fehle," und als er im Jahr 1713 zum Dechant zu St. Patrik ernannt war, gab ihm das Volk, welches ihn nachmals wie einen Vater liebte und hochachtete, seine Entrüstung und Verachtung nicht bloß durch Schimpfreden, sondern durch Werfen mit Koth und Steinen zu erkennen. Unter die vielen Wohlthaten, welche Swift seinem Vaterlande erwiesen, gehörte auch die Stiftung und Errichtung einer Versorgungs- und Heilanstalt für Blödsinnige und andre Geisteskranke. Er selber aber, der vielthätige Mann, fing in seinem siebenzigsten Lebensjahre an, verstandesschwach zu werden; hierauf gesellten sich zu den Anwandlungen von schwermüthiger Dumpfheit auch Schwindel und Taubheit, zuletzt spielte selbst der Wahnsinn mit seinem einst so kräftigen Geiste, bis sich dieser, im 78sten Jahre dem Leibe entriß. Aus seinem Testamente leuchtet noch ein lieblich scherzender, kindlicher Witz hervor.

Peter Bayle, der Mann von fast unermeßlichem Umfang der Belesenheit und kräftigem Scharfsinn, war 1647 zu Carlisle in der Auvergne geboren. Sein berühmtestes und umfassendstes Werk: das Dictionnaire hist. et crit., erschien zuerst im Jahre 1697, mithin ein Jahr nach seiner Entsetzung von der Professur der Geschichte und Philosophie. Diese Entsetzung war, wie man glaubt, mehr durch den Einfluß des englischen Hofes, welcher den Bayle in Verdacht politischer Einverständnisse mit Frankreich hatte, herbeigeführt, als durch Jurieu's gehässige Cabalen. Bayle wird als ein Mann von großer Uneigennützigkeit und Bescheidenheit gerühmt, welcher bei allen Unfällen, die ihn betrafen, sehr gleichmüthig blieb. Er nannte sein Wörterbuch, im Vergleich mit Boileau's Werken, eine Wüste, durch welche Karawanen

reisen, und in welcher man oft, auf weite Strecken, keinen einzigen fruchtbaren Baum oder Brunnen findet. Seine kritischen und skeptischen Bestrebungen verglich er mit dem (leicht vergänglichen) Gewölk, das Homers Jupiter zusammentreibt. Obgleich er, seit dem Verlust seiner Professur, deren Besoldung ihn ernährt hatte, vom Erwerb des (öfters deßhalb übereilten) Bücherschreibens leben mußte, wies er dennoch das Geschenk einer großen Summe von sich, welches ein vornehmer Engländer ihm anbot, wenn er ihm sein Wörterbuch dediciren wolle. Er würde, sagte er, dann selber in den Fehler verfallen, den er so oft an Andern gerügt habe, wenn diese um des Gewinnes willen schmeichelten. Auch Lord Shaftesbury hatte große Mühe, dem Bayle, der keine Uhr hatte, eine für diesen in England gekaufte Uhr aufzudringen. Bayle, den seine große Geschäftigkeit, welche von der äußern Noth noch mehr angespannt wurde, zusammen mit den vielfachen, ihm wiederfahrnen Kränkungen nicht zu lähmen vermocht hatte, starb am 28 Dec. 1706.

Die seltsamen Visionen des Malers Blake sind beschrieben von Allan Cunningham in seinen British Painters, London 1830.

Clemens Marot, geb. zu Cahors 1495, gest. zu Turin 1544, war Kammerdiener bei König Franz I. Erst in der letzten Zeit seines Lebens hatte er sein natürliches Talent auch an der Uebersetzung der Psalmen geübt, welche anfangs bei dem König großen Beifall fanden, bis derselbe durch die Sorbonne auf andre Meinung gebracht wurde. Erst nach mehreren Jahren wurden die Marot'schen Psalmen in Musik gesetzt und nun, in Ermangelung besserer, würdigerer, eine Zeit lang in den Kirchen von Frankreich und der Schweiz gesungen. — Justus Lipsius war zu Isch bei Brüssel im Jahr 1547 geboren, studirte zu Brüssel und Köln, bekleidete dann in Rom die Stelle eines lateinischen Secretärs bei Cardinal Pernotti, erhielt 1572 eine Professur in Jena, die er jedoch, durch seine Zanksucht getrieben, bald wieder verließ; 1579 wurde er Professor zu Leyden, machte sich aber auch hier durch seine politische Streitsucht unerträglich. Endlich wurde er zum Lehrer der Universität in Löwen und zuletzt zum Historiographen des Königs von Spanien ernannt. Er starb 1606. — Leo Allatius, geboren auf Chios 1586, gestorben zu Rom 1669, schrieb einst in einer einzigen Nacht das ganze Diarium Romanorum Pontificum ab, das ihm ein Cisterzienser Mönch heimlich aus der Klosterbibliothek auf diese wenigen Stunden verschafft hatte. Er war zuletzt Bibliothekar des Papstes. — Buffalmaco, genannt Bonamico, war um 1273 geboren, starb im Jahr 1350. Der Affe, an dessen Grimassen er sich, während seiner Arbeit an den Wandgemälden der Kirche zu Arezzo belustigte, war derselbe, der ihm einen Theil dieser Gemälde aus äffischer Nachahmungssucht verdorben hatte. — Marcus Meibom, der Herausgeber des Diogenes Laërtius, des Vitruv, vorzüglich aber der sieben Schriftsteller über die Musik der Alten, war zu Töningen 1630 geboren, und starb 1711 zu Amsterdam, als Professor am dortigen Gymnasium. Die Geschichte seines antiken Concertes ist beschrieben im Molleri Cimbr. litterar. III, 431 — 452. — Richard Steele, königl. Stallmeister und Friedensrichter unter Georg I, war zu Dublin 1676 geboren, starb auf seinem Landgute in Südwallis 1729. Er wirkte als dramatischer Dichter und politischer Schriftsteller, noch mehr aber durch seine Theilnahme an mehreren Wochenschriften, auf sein Volk und seine Zeit.

Peter Corneille, geboren 1606 zu Rouen, gestorben zu Paris 1684, hatte anfangs Rechtsgelehrsamkeit studirt, die sonderbare und unerwartete Wendung aber, welche die Neigung einer jungen Dame, statt auf seinen Freund, der ihre Hand suchte, auf ihn nahm, hatte

ihn zum Komödiendichter gemacht und hiemit sein großes Talent für dramatische Poesie erweckt. Seit seiner Widersetzlichkeit gegen den viel vermögenden Cardinal Richelieu, welcher den Corneille bewegen wollte, ihm die Ehre abzutreten, Verfasser des Cid zu seyn, wurde dieser größte Dichter Frankreichs von den Machthabern und Männern des Hofes sehr zurückgesetzt und verfolgt; während er, nach wie vor, von seiner Nation die Bezeugungen der höchsten Verehrung genoß. Er starb 1684, wie man sagt, in so dürftigen Umständen, daß der König, dem Racine, nach Neuigkeiten der Stadt befragt, von der Noth des Sterbenden erzählte, sich getroffen fühlte und sogleich Befehl gab, daß man dem Racine eine gewisse Summe Geldes auszahlen solle.

Der gelehrte Pater Johann Hardouin, geboren zu Quimber in der Bretagne 1616, gestorben zu Paris 1729, zweifelte nicht bloß an der Aechtheit der Oden des Horaz, sondern der meisten Schriften der alten Classiker und Kirchenväter. Er hielt dieselben für ein Machwerk der Mönche des 13ten Jahrhunderts, deren einer z. B. die Reise des heiligen Petrus nach Rom bildlich in der sogenannten Virgilischen Aeneis beschrieb; den Herodot jedoch, so wie den Cicero, Virgils Georgica, die Satyren und Episteln des Horaz, des ältern Plinius Naturgeschichte, die Vulgata und noch weniges Andre nahm er aus, und erklärte diese wirklich für ächte Werke des Alterthums. Obgleich aber nach Huetius Bemerkung dieser gelehrte Mann 40 Jahre lang selber daran zu arbeiten schien, seinen gelehrten Ruf durch solche Seltsamkeiten zu untergraben (die man meist in seiner Chronologia ex nummis antiquis restituta beisammen finden kann), so war dennoch dieser Ruf so fest begründet, daß er auch solche Selbstangriffe überlebte. Daher beschreibt Franciscus Atterbury den Hardouin in folgenden Worten seiner Grabschrift:

In expectatione judicii
Hic jacet
Hominum paradoxotatos,
Natione Gallus, religione Romanus,
Orbis litterati portentum,
Venerandae antiquitatis cultor et destructor.
Docte febricitans
Somnia et inaudita commenta vigilans edidit
Scepticum pie egit;
Credulitate puer, audacia juvenis, deliciis senex.

Bemerkenswerth sind übrigens noch die Worte des damals schon hochbetagten Hardouins: „Herr, ich danke dir, daß du mir den menschlichen Glauben genommen und dafür den göttlichen gegeben hast.“

In wenig menschlichen Naturen werden so seltsam verschiedene und ganz entgegengesetzte Eigenschaften beisammen gefunden, als in der des berühmten französischen Fabelndichters: Johann Lafontaine (geb. zu Chateau-Thierry in der Champagne 1621, gestorben zu Paris 1695). Bei Lafontaine's weicher, kindlich lenksamer Natur blieb dennoch, bis zuletzt, ein mächtiger, guter Engel, der sich durch alle Verirrungen und Entartungen der Eigenthätigkeit dieses Mannes nicht verscheuchen und diese Seele sich nicht entreißen ließ. Der seltsame innre Widerspruch, der zwischen Lafontaine dem Menschen und dem Verfasser der Erzählungen (contes) statt fand, scheint auch der vorzüglichste Grund zu jenem, fast dem Blödsinn gleichenden äußeren Benehmen gewesen zu seyn, welches uns diesen berühmten Dichter gerade bei diesem §., der von Schlafzuständen der Seele und vom Blödsinn handelt, erwähnen lässet.

Wie aus einem tiefen Traume erwachte Lafontaine, als er in seinem 22sten Jahre einige wohlklingende Verse (unglücklicherweise des Mal-

herbe) lesen hörte. Er las nun die Gedichte des Malherbe, lernte sie auswendig und sagte sie ohne Aufhören her. Bald aber fing er selber an, ganz im Geschmack des Malherbe Verse zu machen. Nach dem Rathe eines verständigen Verwandten las er jedoch jetzt auch die Schriften der Alten. Aus ihnen entnahm er alsbald ein besseres Element zu seinen Dichtungen, welche anfänglich ein lauterer Abdruck seines harmlos kindlichen Gemüthes und der lieblichen Familienverhältnisse waren, aus denen ihn die Herzogin von Bouillon, als sie nach Chateau-Thierry verwiesen war, und hierauf seine Erhöhung zum Stand eines Kammerherrn bei der Henriette von England, auf immer herausrissen. Die Herzogin veranlaßte ihn, seine Contes zu schreiben; der Beifall, den diese fanden und das aufmunternde Zureden seiner Umgebung, führte hiermit den Schriftsteller Lafontaine immer weiter aus seiner kindlich unschuldigen Weise hinaus, in die ihm eigentlich fremde Weise des Rabelais, Marot und Malherbe. Doch blieb es hierbei merkwürdig, daß man im Umgang nie ein Wort von ihm vernahm, welches jener kindlichen Unschuld widersprochen hätte. Wenn ihn seine Umgebung durch freie Reden veranlassen wollte, etwas im Geist seiner gereimten Erzählungen zu reden, blieb er wie taub und stumm, und was er selber sprach, das war in sittlicher Hinsicht so ganz untadelig, daß ihn öfters Mütter, die ihn in Gesellschaften kennen lernten, um Rath fragten über die Erziehung ihrer Töchter. Einst da ihn ein Generalpachter zu sich zu Gaste geladen hatte und man ihn auch aufreizen wollte, der Gesellschaft „etwas Lustiges" zu erzählen, aß er zwar viel, sprach aber nicht ein Wort. Auf Einmal, obgleich es noch ganz zeitig war, stund er auf vom Tisch, unter dem Vorwande, er müsse in die Akademie gehen. Als man ihn erinnerte, daß es hierzu noch gar nicht Zeit sey, antwortete er: „Ich will den längsten Weg gehen." — Sobald jedoch Lafontaine wieder mit der Feder, nicht mit der Zunge sprach, verließ ihn das Gefühl des Schicklichen so ganz, daß er einst im Begriffe stund, einem sittlich strengen, ernsten Geistlichen von hohem Range, aus Dankbarkeit, weil derselbe seine Fabeln gelobt hatte, eine seiner freiesten Erzählungen zuzuschreiben, woran ihn zum Glück Boileau und Racine verhinderten. — Diese und ähnliche Unschicklichkeiten, welche Lafontaine beging, mochten auch zum Theil ihren Grund in der fast an Blödsinn gränzenden Träumerei des Mannes haben. Hievon nur einige Züge: Als Madame Bouillon eines Tags nach Versailles fuhr, erblickte sie ganz früh am Morgen den Lafontaine, der träumend unter einem Baume saß; da sie am Abend wieder zurückfuhr, saß er noch an derselben Stelle, obgleich es gerade ziemlich kalt und regnicht Wetter war. — Man konnte unbesehen, fast immer versichert seyn, daß Lafontaine irgend eines seiner Kleidungsstücke verkehrt an sich trage. So, da er einst in einer gelehrten Gesellschaft, wo von St. Augustin die Rede war, wie von einem Schlafe aufwachend, den Dr. Boileau fragte: ob denn St. Augustin geistreicher gewesen sey, als Rabelais? fragte ihn der Doctor bloß wieder: ob er nicht heute einen seiner Strümpfe verkehrt angezogen habe? und als man genauer zusah, verhielt es sich wirklich so. — Einst hatte unser Dichter seinem Sohn, der bei dem Herrn Harlai erzogen wurde, Nachricht gegeben, daß er an einen gewissen Ort hinkommen wolle, um ihn dort zu sehen und zu sprechen. Als aber der Dichter an jenen Ort gekommen war, hatte er die Bestellung so ganz vergessen, daß er seinen Sohn gar nicht erkannte, sondern, nachdem er sich einige Zeit mit ihm unterhalten, der anwesenden Gesellschaft sein Vergnügen äußerte: über den Verstand und das gute Benehmen dieses Jünglings. Da man ihm nun sagte, daß es ja sein Sohn sey, antwortete er freundlich: „nun das ist mir lieb." — So hatte man einst auch den Dichter

beredet, daß er nach Chateau-Thierry reisen, seine Frau besuchen und mit ihr sich aussöhnen solle. Er reis't mit der Landkutsche ab, kommt in seiner Heimath an, geht nach dem Hause seiner Frau und fragt den Bedienten nach ihr. Dieser, der ihn nicht kennt, sagt ihm: Madame sey in der Messe. Der Dichter geht indeß zu einem alten Freunde, der ihn zu Tische und dann über Nacht und so zwei ganze Tage bei sich behält. Indeß fährt die Landkutsche wieder ab, Lafontaine, ohne in seiner Träumerei an die Ursache zu denken, welche ihn zur Reise bewog, setzt sich wieder in den Wagen und fährt nach der Stadt zurück. Als man ihn hier fragt: ob er sich denn mit seiner Frau versöhnt habe? antwortet er, wie aus einem Traum erwachend: „sie war nicht zu Hause; sie war in der Messe." — Dieser dumpfe Traum indeß, der das in sich selber entzweite Gemüth des Lafontaine wie eine Nebelhülle umzog, verließ ihn ganz in seinen letzten Tagen. Er hatte nun, statt der früheren Lieblingsbücher das neue Testament gelesen; über seine letzten Stunden war, wie es scheint, das Licht einer ernsten Selbsterkenntniß aufgegangen.

Johann Baptist Guarini, geboren zu Ferrara 1537, gestorben zu Venedig 1607, der Dichter des empfindsamen Pastor Fido, war ein so egoistisch harter Mann, daß er seine Familie nöthigte, einen Proceß mit ihm anzufangen. — Auch Malherbe, der vielgepriesene Dichter, sogar von Psalmen, geboren zu Caen 1555, gestorben zu Paris 1628, war nicht bloß voll leidenschaftlicher Heftigkeit, ungemäßigtem Geize und dabei, selbst bei schon ergrautem Haar, voll unverschämter Lustbegier; sondern er scheute sich nicht, es in einem Gedichte auszusprechen, daß er allen seinen Verwandten (seinen Eltern, Geschwistern, Tanten) den Tod wünsche. Malherbe blieb gefühllos für jede Regung einer höhern Liebe bis zu seinem letzten Augenblicke. — Franz Rabelais, der witzigste unter allen Aerzten Frankreichs, den Desperau den Verstand unter der Maske der Dichtkunst nannte, war in Touraine 1483 geboren, starb zu Paris im J. 1553. Er ist der Verfasser des originellen, wunderlichen Romans Gargantua und Pentagruel. Die seltsam lustigen Einfälle des Mannes und die unsren Ohren freilich anstößige Form, in welcher er sich äußerte, waren im Geschmack jener Zeit. Rabelais durfte sogar ungestraft, da er einst durch Geldnoth an seiner Weiterreise nach Paris gehindert war, sich in Lyon eines (komischen) Mordanschlages gegen den König und die Königin verdächtig machen. Denn, wie er erwartet hatte, man nahm dort seine Posse für Ernst und ließ den vermeintlichen Verräther mit den beiden Säckchen voll Asche, die er als Gift hatte überschreiben lassen, auf öffentliche Kosten nach Paris bringen, damit er daselbst dem Hofe das wichtige Geheimniß, das er zu wissen vorgab, entdecken möchte. Dieses Geheimniß war aber nichts Anderes, als eine witzige Erzählung von seiner Geldnoth und von der Erfindung, durch die er seine Weiterreise möglich gemacht hatte, welche der Hof belachte. — Johann Baptist Lully, ein vielbeliebter Componist Frankreichs, dessen Musiken ein Jahrhundert lang bis zu Glucks Zeiten, den französischen Geschmack beherrschten, war zwar zu Florenz (1633) geboren, kam aber schon als 12jähriger Knabe nach Frankreich in die Dienste einer königl. Prinzessin. Sein Talent zur Musik verrieth sich durch das Violinspiel, das er in müßigen Stunden übte. Er starb, überhäuft mit Ehren und Glücksgütern, im Jahre 1687. Ueber Philipp II. sehe man Ranke's meisterhafte Darstellung in seinen Fürsten und Völkern von S. E. B. I. — Oettingers Leben im Anhang zu der neuen Ausg. s. Epistelpredigten. — Die oben im §. erwähnte Regel in zweifelhaften Fällen des Handelns gab unter andern der treffliche Jung Stilling. Bei dem, was oben von Peter dem Großen erwähnt wurde,

denke man nur an die bekannte Anekdote von dem Herausnehmen der Zähne, aus dem Munde des in Ungnade gefallenen Dieners.

Einer der geistvollsten Albinos unter allen, welche die Geschichte der Wissenschaft und namentlich die der Arzneikunde kennt, war der im Jahre 1814 zu Erlangen verstorbene Dr. Med. Sachs; ein Jüngling, ausgezeichnet durch gleich harmonische Vollendung des Erkennens und Wollens. Die Grade des Blödsinnes und die Eigenschaften desselben finden sich gut beschrieben in G. E. Schulze's psychischer Anthropologie (Göttingen 1819), S. 221. — Ueber das Wechselverhältniß, in welchem die Entwicklung des Gehirns mit jenem der Schädelknochen steht, vergl. m. oben den betr. §. 17. — Das, was Kant in der Beschreibung der Geschichte des Selbstbewußtseyns von dem Unterschied des Kindesalters vom reiferen Alter sagt: daß jenes das eigne Selbst als etwas Aeußeres und Freies zu betrachten und von sich in der dritten Person zu sprechen pflege, bis der Moment komme, in welchem auf Einmal das Ich als solches unwiderruflich hervortrete, läßt uns die Blödsinnigen im Zustand der frühesten Kindheit, welche noch nicht zum eigentlichen Selbstbewußtseyn reifte, erblicken. — Die Cretinen unsrer Nachbaralpen (z. B. im Salzburgischen) fangen an, sich an Zahl zu vermindern. Die Sitte, gerade ihnen die Wartung der zarten Kinder anzuvertrauen, wodurch ein solcher krankhafter Seelenzustand mit ansteckender Gewalt sich fortpflanzte, ist seltner und beschränkter geworden. — Von einem Blödsinnigen, welcher sogar ziemlich zusammengesetzte Rechnungen, ohne sie vor sich zu sehen, wie man zu sagen pflegt, aus dem Kopfe lös'te, erzählt Hofbauer in seinen Untersuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zustände, B. II. (1803) S. 86. — Ueber andere im §. erwähnte Fälle vergl. m. Ph. Pinel philosoph. medic. Abhandl. über Geistesverirrungen oder Manie, übersetzt und mit (reichhaltigen) Anmerkungen versehen von M. Wagner, Wien 1801, S. 180; Mauchart a. a. O.; Schulze a. a. O.

Während in den tiefsten Graden des Blödsinns der Zug (Rapport) der Seele zur Außenwelt fast gänzlich fehlt, und mithin kein eigentliches, festes Aufmerken, deßhalb auch keine Erinnrung gefunden wird, finden wir bei Blödsinnigen von mittlerem Grade einzelne Geistesanlagen oft sehr ausgezeichnet und entwickelt. Es rechnete ein übrigens völlig Blödsinniger leichte algebraische Aufgaben im Kopfe, und zwar mit besondrer Schnelle aus. Ein vor wenig Jahren verstorbener Blödsinniger, August Weck, besaß ein so außerordentliches Sach- und Wortgedächtniß, daß er eine Menge, auf seine vielfältigen und weiten Fußreisen ihm mitgegebene Aufträge, so verschieden auch diese waren und so sehr sie sich durchkreuzten, Monate, ja Jahre lang treu in der Erinnrung behielt. Den Inhalt ganzer Briefe, die man ihm vorgesagt, merkte er wörtlich, und konnte ihn nach einiger Zeit der Person, an welche der Brief gerichtet war, unverkürzt und treu hersagen. Nach Jahren wußte er noch, womit er an den verschiedensten Orten und von den verschiedensten Personen bewirthet worden sey, obgleich ihm dieses Aufmerken absichtlich dadurch erschwert wurde, daß man ihm von den mannichfaltigsten Speisen vorsetzte. Vielleicht hatte er diese seltsame Richtung des Gedächtnisses noch mehr durch die Gewohnheit entwickelt, jedes Mal beim Abschied von seinen Gastfreunden für alle empfangenen Wohlthaten so einzeln zu danken, daß er es nie vergaß, mit dem Kaffee zugleich auch die darin empfangene Milch und den Zucker zu erwähnen.

Außer dem Sach- und Wortgedächtniß hatte in diesem Menschen auch das Ortsgedächtniß eine ausgezeichnete Stärke und Schärfe. Es zeigte sich dieß auf jenen Wanderungen, welche der Blödsinnige, jährlich durch einen bedeutenden Theil des mittleren Deutschlands machte. Es

erschienen diese Wanderungen mehr als die Wirkung eines instinctartigen, unwiderstehlichen Dranges, denn als Folgen der Armuth und Noth, welche etwa bloß die kleinen Gaben suchte, die er auf solchen Reisen von seinen Wohlthätern empfing. Man hat ihn an einem Orte in Thüringen, wo er von einem liebreichen Gastfreund aufs beste bewirthet und mit solchen Bequemlichkeiten versorgt war, wie er weder in seiner Heimath, noch auf Reisen finden konnte, nach einigen Tagen unruhig werden sehen; die Augen immer nach dem Fenster und ins Freie gerichtet, halblaut vor sich hin murmelnd, Namen von Orten und Personen, die er auf jener Wanderung noch besuchen wolle. Zuletzt, da der immer stärker werdende Drang die dem Blödsinn natürliche Menschenscheu überwunden, hat er sich wie in dringend nöthigen Geschäften aus dem gastfreien Hause aufgemacht, obgleich diese Geschäfte keine andren waren, als daß er einigen Personen an entfernten Orten einen Gruß von Bekannten zu bringen hatte, und obgleich die Gaben, die er noch außer den reichlichen, bereits empfangenen, durch Vermittlung jenes Gastfreundes empfangen sollte, bei weitem die überstiegen, welche er auf der weiteren Wanderung erwarten durfte. Wie bei wandernden Thieren, hatten auch die Reisen jenes Blödsinnigen zu bestimmten Gegenden und Personen ihre gewisse Zeit im Jahre.

Obgleich auf diesen Reisen ein ganz besonders geschärftes Ortsgedächtniß den Blödsinnigen vom Erzgebirge nach Holland und nach Schlesien geleitet hatte, zeigte sich dennoch auch bei diesen Erinnrungen der sonderbare Mangel, daß er sich die Lage gewisser Orte nur so vorstellen konnte, daß er die eine beständig rechts, die andere links nannte, ohne zu bedenken, daß dieses Verhältniß sich ändern müsse, sobald das jene Städte sehende Auge eine andere Stellung zu ihnen annähme. Eben so fehlte auch öfters und augenfällig das Verstehen der Worte, welche er treulich gemerkt und nachgesagt hatte, und er sprach seinen Abschied vom Militär, der ihm vorgelesen und schriftlich mitgetheilt worden war, auf eine Weise aus dem Gedächtniß her, daß man deutlich bemerken konnte, die Worte „er sey seines Blödsinnes halber entlassen worden" seyen ihm eben so unverständlich, als manche andre Worte des Abschieds.

Als ihm ein gewisser Herr, den er aus Dankbarkeit für genossene Wohlthaten nach Aufträgen fragte, vielleicht nur um die von Andren gerühmte Ehrlichkeit und Pünktlichkeit des Blödsinnigen auf die Probe zu stellen, etwas Geld gab, mit dem Befehl: dafür einige Goldfische aus Holland zu bringen, machte sich der immer Wanderlustige mit einem entlehnten Fäßchen und Schubkarren sogleich auf den Weg. Auf dieser ganzen Reise muß er sich den Lebensunterhalt erbettelt haben, ohne auch nur einen Heller von dem ihm mitgegebenen Gelde zu nehmen, denn die zurückgebrachten Rechnungen und Zollscheine wiesen aus, daß er Alles, pünktlich genau, zum Ankauf von Goldfischen verwendet habe, obgleich in dem Fäßchen selber, bei der Zurückkunft, nichts als Gräten gefunden wurden, weil der Blödsinnige auf der ganzen Reise versäumt hatte, das von ihm auf scherzhaftes Anrathen der Bedienten schon von Hause mitgenommene Wasser zu erneuern. Von dem Unterschied der Stände und seiner Bedeutung, so wie von vielen andren Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft hatte jener Mensch, so viel er auch unter andren Menschen sich herumgetrieben, keinen rechten Begriff, und man sah ihn in einer gewissen Residenzstadt plötzlich vor dem Schlosse stehen bleiben, und einem Herrn an einem oberen Fenster, den er wahrscheinlich für den Herzog selber hielt, laut zurufen, ein (gewisser) Gutsherr ließe den Herrn Herzog schön grüßen. Als ihm hierauf mit Bestrafung (Einsperrung) gedroht worden, entfernte er sich, murmelnd: er müsse doch ausrichten, was ihm aufgetragen sey, und wie es schien sehr verwundert, daß man

einen Gruß, der doch vermuthlich nur eine Erfindung des Bedienten jenes Gutsherrn gewesen war, so ungewöhnlich aufgenommen. Eheleute pflegte er insgemein für Geschwister zu halten, und wenn er entfernt wohnende Freunde von ihnen grüßte oder ihrer sonst Erwähnung that, nannte er fast immer das Weib die Schwester des Mannes, oder den Mann des Weibes Bruder. Es hatten bei diesem Menschen, welcher wie andre Blödsinnige in Erfüllung der religiösen Gebräuche sehr genau war, auch diese einen ganz eigenthümlichen, sonderbaren Charakter bekommen, und er pflegte, ehe er zu gewissen Zeiten zur Beichte und Abendmahl ging, nicht bloß Verwandte und Nachbarn auf die gewöhnliche, von ihm erlernte Weise um Vergebung zu bitten, „wenn er ihnen etwas zu Leide gethan," sondern sein beständiger Drang zum Wandern benutzte, scheint es, diese Gelegenheit, um ihn dann viele Meilen weit in der Runde zu Menschen zu führen, welche er zum Theil nur wenige Male und immer nur um diese Zeit gesehen. Auch bei diesen wiederholte er dann jene Abbitte, welche sonst nur für nahe Bekannte und Verwandte bestimmt scheint.

Es war nicht uninteressant, jenen Blödsinnigen seine Lebensbeschreibung erzählen zu hören, welches er zuweilen ohne alle von außen gegebene Veranlassung that. Er hatte beim Erzählen die Augen zur Erde gerichtet oder starrte vor sich hin, die Erzählung sprang wunderlich von der Erwähnung des Geburtsortes zur Erwähnung seiner Militärdienste, oder aller der Freunde, die er an vielen verschiedenen Orten besucht habe, und der von diesen empfangenen Bewirthung: sie war durchwebt mit einzelnen Bemerkungen über den Preis und die Ausdauer verschiedener Zeuge zu Kleidungsstücken, und mit Urtheilen über die Allgemeinheit, in welcher überall (in Schlesien, Sachsen, Franken, Hessen und Holland) einige Diebe gefunden würden. In der That, jene Bemerkung von Carus, daß zwar in allen Menschen eine Spur von Vernunft sey, vielen aber der Verstand fehle, schien bei unsrem Blödsinnigen sich zu bestätigen, denn es war ganz vorzüglich der Mangel an Verstand, welcher seinen (gleichsam innerlich blindgebornen) Zustand von dem gewöhnlichen und gesunden unterschied.

Der Anfang der Seele.

§. 39. Mein Lauf durch die Zeit gleichet dem eilenden Schlag einer Glocke, welcher mitten in der Nacht die Stunde verkündet, die eben war und welche kommt. Das aufmerkende Ohr wußte vor dem Schlagen nicht, es weiß aber nun und wird wissen, welches die Stunde war.

Das was die Seele mit und in dem Leibe empfangen und gethan, mit dem Leibe, der gestern entstund, und dessen Hauch heute oder morgen entfleucht, das soll für eine Ewigkeit gethan und empfangen seyn; ein Wesen ohne Ende soll den Auslauf nehmen am endlichen Gewölk; ein Leben, das nicht aufhört, soll anfangen am sterbenden Augenblick? Wird auch der Baum, dessen Gipfel endlos zur Höhe strebt, bestehen können,

ohne eine Wurzel, welche endlos zur Tiefe gehet; der eine Ausgang, der nie endet, vermöchte er auch zu seyn, ohne einen andren, welcher nie anfängt?

Die Seele, das Ende, das kommen soll, beachtend, forschet zugleich nach dem Anfang, welcher war. Die Erinnrung aber antwortet, ich finde ihn nicht, der Verstand saget, ich kenne ihn nicht.

Es war wie das Wehen eines Windes in den Maulbeerbäumen; ein Wehen, welches in den Morgentraum eines Schlafenden hereinhallet; da erwachte die Erinnrung meiner früheſten Stunden. Was das Wehen gewesen und woher es gekommen? ich weiß das nicht, nun aber war das wache Leben da, mit seinem Gedräng und seinem Trost, und ist seitdem nicht gewichen. Fliegende Gedanken einer Lust und eines Schmerzens, für welche mein jetziges Leben die rechten Namen nicht weiß, sind sie etwa ein Nachhall des ersten, vielbedeutenden Wehens in den Maulbeerbäumen; sind sie Erinnrungen an ein Leben, das ich einst durchlebt, ehe die Seele bei diesem Staube war?

Jene alte Lehre der Heiden und Völker, nach welcher die Seele, ehe sie zu diesem Leibe kam, schon öfter und mehrfach im Leibe gewesen, sollte sie nicht das Räthsel des jetzigen Looses enthüllen? Es ist die Schuld des mehr oder minder ungestümen Zuges zur niederen Sinnenwelt, oder noch mehr, die Schuld eines schon vorausgegangenen Menschenlebens, welches dann die Seelen zu diesem oder zu einem andren Geschick führet; einige zum unabwendbaren Leid, das von der Wiege bis zum Grabe währt, andre von Erquickung zu Erquickung; etliche zur höchsten Fülle der innren Kräfte, andre zum tiefsten Unvermögen.

In der That, mich selber scheint öfters ein Ahnden in meinem Innren an Tage zu erinnern, welche ich nicht mit diesem meinem jetzigen, sondern mit einem andren Auge gesehen. Wie könnte selbst das wundervolle Vorgefühl mir Gegenden und Dinge zeigen, welche ich noch nie gekannt, hätte sie nicht ein Etwas in mir schon vorhin gesehen? Es wandelt mein Herz, wie mit einer Kraft, welche nur die Erinnrung an etwas selber Erfahrnes und Erlebtes geben konnte, mit jenem

treuen Knechte zum Brunnen bei Nahors Stadt; wie ein selber erlebtes Loos beweinet es die Ketten und das Gewand des Sklaven, in denen Aegyptens König den Freund seiner Jugend erblicket, oder den Fall der alten Kaiserstadt mit dem letzten der Paläologen. Das Buch, das von einer Schuld der ersten Väter redet, scheint es mir nicht zu sagen, daß diese Schuld auch die meinige gewesen? Dieses ist das Buch, welches von einer Erwählung der Menschenseele redet, welche geschehen, ehe denn der Welt Grund gelegt gewesen; von einem Rufen bei dem Namen, noch ehe der Gerufene die Stimme gekannt. Augen voller Erbarmen sind auf mich gerichtet gewesen, da ich noch unbereitet war, und siehe „die Tage waren alle auf Sein Buch geschrieben, die noch werden sollten und derselben keiner da war."

Die Seele, wenn sie das Erbarmen, welches des Lebens Mangel ausfüllt, die Liebe, welche der Sorge gedachte, ehe diese war, ohne Anfang und ohne Ende nennet, irret nicht; der Mangel aber hat einen Anfang genommen, und die Sorge ist von gestern her. Es stehet ober und neben dem unvollkommneren Einzelleben ein allergänzendes Complement (§. 30); über dem Leibe die Seele, über der einzelnen Menschenseele eine Liebe, die in Gott und aus Gott war, vor dem Anfang der Creaturen: eine Liebe, in welcher auch der Mensch erkannt gewesen, ehe noch die alten Berge wurden. Diese Liebe ist von Ewigkeit, das Rufen aber der Menschenseele zu dem lebendigen Gott hat in der Zeit seinen Anfang genommen. Wie der Lufthauch da ist, vor der Lunge, die ihn einathmet; so ist ein erbarmendes Auge zu mir gewendet gewesen, ehe das Ich da war, welches nach jenem Auge fragte. Jenes aber, das Erbarmen, ist nun ein Eigenthum, ist nun ein Theil meiner Seele selber geworden; ein Gewand, näher und wesentlicher als der eigne Leib, innerlicher und tiefer, als die eigene, begehrende Kraft. Dieser Theil denn meines Selbst ist von ewigem Anbeginn; er ist aber mein geworden in der vorherbestimmten Zeit, und vor ihm ist das Seyn der sehnenden Menschenseele ein Augenblick, welcher eben erst begann; von ihm verlassen und ohne ihn wäre dasselbe ein Augenblick, welcher, so wie er gekommen, spurlos und ohne Anhalt wie-

der entflöge. Das Wort, wenn es von dem Wesen des innren Menschen redet, nennet jenen Theil desselben, welcher in Gott ewig gewesen und vor ihm nun ewig bleiben wird, den Geist, das aber, was für sich selber einen Anfang genommen und ohne den Geist ein Ende haben würde, die Seele des Menschen.

Jenes waren denn die voreilenden Fragen, nach dem Anfang der Seele. Es ist in den Fragen, die das Sehnen fragt, welches von ewiger Natur ist, eine selberschaffende Kraft, höher als alle Kraft des Endlichen. Das Geheimniß des Entstehens oder des Auflebens der Seele an der Hülle des Staubes liegt selber in einer Frage, welche eine Seele, deren Sehnen über den eignen Staub und seinen Besitz hinausstrebet, nach sich selber, nach der Seele fragt.

Findet doch selbst das Sehnen der Seele nach Gott, nach dem lebendigen Gott, Ihn, den es suchte; so findet auch ein andres, scheinbar niedreres Sehnen, das was es sucht: die Seele, welche den eignen Leib dahingibt und verlässet, damit sie ein Lebendiges, ihr selber gleich ergreife (§. 21), findet in dem verlassenen, sterbenden Element eine neubelebende, ihr entgegen kommende Seele, eine Seele, welche ihr selber an Kräften gleichet, welche jedoch in entgegengesetzter Richtung strebend, an dem von Gott geschaffnen Staube das suchet und empfängt, was die andre außer und jenseits dem Staube erstrebte.

Es wiederholet sich hier bei jeder neuen Zeugung und Geburt des Lebens die Geschichte des ersten Entstehens des Menschen und der ihn umgebenden Welt der Lebendigen. Ein Weiterstreben, welches über das Leibliche, das Gott gab, hinaus und hinauf wollte, welches dieses Gegebene und Verliehene von sich stieß und dasselbe verließ: und siehe eine Erde war da, wüste und leer. Aber der rothen Erde, von dem Geiste dahin gegeben, der einst sie belebte, hauchet Gott einen lebenden Odem ein, und es ist nun Adam, ein Vorbild des Erstgebornen von den Todten, welcher in der rothen Erde lebt. Das Vergehende und Sterbende, welches von der Seele, als

diese hinausstrebte über das eigene, leibliche Element, versäumt und verlassen war, das hat ein allbelebender Geist zur Stätte seiner neuen Schöpfungen erwählet; als sey es selber hier sein Wohlgefallen, sich zu dem Erkrankten und Verstoßenen zu gesellen. Dieses Wohlgefallen aber ist ein Wille, welcher die Ordnung begehrt, die allein bleibend und ewig ist. Eben da, wo das Leben der Seelen aus den Schranken des eignen, von Gott gegebenen Seyns hinausweicht, da gibt der Gott der Ordnung ein neues Leben, welches die von jenen verlassenen Schranken des Leiblichen will und suchet; dem Streben entgegen, das den Gehorsam und die Unterwürfigkeit aufgegeben (§. 40), ein andres, das diese Unterwürfigkeit erwählt.

Es ist übrigens ein altes, noch immer kräftig fortwirkendes Wort des Segens, welches dem Sehnen der Seele, hinweg aus dem Leibe, die Schöpferkraft einer neuen Zeugung gegeben. Denn, irre geleitet, wie es dieß gewesen, wirkte in jenem Sehnen, als es zuerst den Menschen in die Gleichheit Gottes erheben wollen, noch ein Nachklang der anfänglichen Liebe zu Gott. Dieser Nachklang ist es, welcher noch fortwährend auch auf die (jetzige) Liebe der Geschlechter einen verklärenden Strahl wirft und dieselbe öfters zu einem lieblichen Abbild der höheren, geistigen Liebe machet; zu einem Abbild jenes Zuges, welcher den sichtbaren Leib dahingibt, damit er das neue Gewand eines unsichtbaren und göttlichen ergreife. Es wird uns jedoch das Verhältniß dieses Abbildes erst noch durch die Betrachtung des psychischen Grundes des Todes deutlicher werden; darum soll uns dieser, so wie das Schicksal der Seele im Tode, auch hier an seinem Orte, so wie vorhin das letzte Ende des Leiblichen, noch weiter beschäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Lehre von der Präexistenz der Seele vor ihrer Geburt in die Leiblichkeit, hat zu allen Zeiten und bei allen gebildeten Völkern ihre poetischen und wissenschaftlichen Vertheidiger und Anhänger gefunden. Die Seelen haben, nach der Lehre der Pythagoräer, auch außer dem Leibe ein eigenthümliches, freilich aber nur unvollkommnes, traumartiges Leben (Porphyr. de antr. Nymph. 28). Seelen der Dämonen und Heroen erfüllen die Luft und hauchen den Menschen die (weissagenden) Träume ein. (Diog Laert. VIII. 32) Es sollte nach der Lehre einiger Pythagoräer das Bewegen der in der Luft wohnenden Seelen durch das Bewegen der in dieser schwebenden Sonnenstäublein sich verrathen (Aristot. de anim. I, 2). Zuletzt ist es ein göttliches Verhängniß, welches die Seele, zur Strafe für begangene Fre-

vel in den Leib führt, in welchen sie wie in ein Grabmal eingeschlossen ist (Philol. ap. Clem. Alex. Strom. III, 433; Plat. Phaed. 61; Cic. de senectut. 20; Diog. Laert. VIII, 31; Athen. IV, 14, p. 157). Es ist dieser Leib indeß, mit welchem der Seele zugleich ihr eigenthümliches Geschick angeboren scheint (Aristot. ap. Stob. Ecl. I, c. 7 n. 18, p. 208) dem Bedürfniß der Seele anpassend, weßhalb dieselbe den Weg ihrer Wanderungen nicht durch Pflanzen, sondern nur durch Thierarten nehmen kann (Diog. Laert. VIII, 28). Daher liebt auch die Seele ihren Körper, denn nur durch ihn hat sie den Gebrauch der Sinnen (Claud. Mamertin. II, 7).

Nach Plato's Lehre erscheint allerdings die Seele anfangs, wenn sie in den neu sich bildenden und wachsenden Leib kommt, wie der Vernunft beraubt (Tim. 44, a); oder gleichsam von dem Brausen des Stromes des Werdens wie übertäubt, aber dieses darf uns nicht glauben machen, daß jener vernunftlose Zustand der wirklich anfängliche derselben sey. Die Seelen, deren Zahl, ohne Vermehrung oder Verminderung, sich immer gleich bleibt (de rep. X, 611) sind, wie sie dieß schon durch die Herrschergewalt zu erkennen geben, welche sie über den Körper üben, älter und früher vorhanden als ihr Leib (Tim. 34, b; de leg. X, 896). Ja, wie die Seele in Zukunft ohne Aufhören leben wird, hat sie auch in der Vergangenheit von Ewigkeit her gelebt, wie dieß nothwendig bei einem Wesen ihrer Art vorausgesetzt werden muß (Phaed. 72; 107 et al.). Die Seele ist eine Idee, welche an der Ewigkeit Theil hat: ein Göttliches von himmlischer Abkunft (Theaet. 184; Tim. 90). Vor ihrer Einformung in den Sinnenleib lebte sie ein übersinnliches Leben, während dessen ihr Gott die Natur des Ganzen zeigte (Tim. 41, e). Alles das was wir im Leben lernen ist dann nur Wiedererinnerung an das schon vorhin Geschaute (m. v. die Bem. zu den §§. 35, 36, 37).

Die Seele ist nach Maximus Tyrius (diss. XXVIII, ed. Davis. p. 298) ewig, von Ewigkeit her wohnt ihr die Erkenntniß der Dinge und Einsicht bei.

Nach Philo steigen (wie auf einer Himmelsleiter) Seelen, von der Liebe zur Leiblichkeit getrieben, beständig herab zur Erde, um sich mit Leibern zu vereinen, andre wieder hinaufwärts und zum Theil auch wieder herunter (Phil. quod a Deo mittant. somn. 568; ed. Mang. I, 641; de confus. Lingu. 331, ed. Mang. 416 et al. loc.). Die noch des Leibes ledigen Seelen wohnen in der Luft. Einige von diesen versenken sich in irdische Leiber, andre, von göttlicher Natur, enthalten sich dieser Vermischung. Die erhabensten von ihnen wohnen in den höheren Regionen der Atmosphäre und sind Engel (id. de mundo. ed. Mang. II, p. 604). — Man könnte auch diese Seelen eintheilen in männliche und weibliche: das Sehnen und das Wesen von jenen ist auf Gott, das von den weiblichen auf das Geschaffne gerichtet (id. de special. leg. 805, ed. M. II, p. 329).

Und so erscheint es als eine vielfach im Alterthum verbreitete Lehre: „Gott habe die Menschenseelen von Anfang der Welt an zugleich erschaffen, jede Seele werde dann zu ihrer Zeit in dem Moment einer menschlich-leiblichen Zeugung oder Geburt mit dem Leibe vereint." Auch jene alte Ansicht, daß die Vereinigung der Seele mit dem Leibe, das Herabsinken derselben in die Körperlichkeit, die Folge einer früheren Schuld, die Buße für ein von Gott abführendes Gelüste sey, erscheint, freilich in sehr verschiedenen Formen, immer aber als dieselbe kenntlich, bei den Indern wie bei den Mexikanern. „Die Seelen wären, vor ihrem Hinabkommen in die Leiblichkeit, Theile des göttlichen Wesens und von himmlischer Natur, der Körper sey für sie ein Gefängniß. Darum (so erzählt es Josephus de bello Jud. L. II. c. 11 von den Essenern) freuen sie

sich, wenn sie der Banden des Fleisches entlassen werden, wie über eine Befreiung aus langer Knechtschaft, und fahren aufwärts zum Aether." Diese letztere, die eigentliche, hohe Bedeutung des Leibes (m. v. §. 40) ganz verkennende und darum irrende Ansicht kehrte auch mehrmalen noch in späterer Zeit, selbst innerhalb der christlichen Kirche wieder, als mit deren Lehren unverträglich sie schon Augustinus (de haeres. c. 70) darstellt. Sie war aber in ihrer fehlerhafteren Einseitigkeit nicht bloß von Priscillian und seinen Anhängern behauptet worden, sondern war und blieb ein Grundirrthum der meisten christlichen Mystiker. Auch Origenes, so wie schon Justin der Märtyrer, scheinen sich in etwas zu jener sogenannt platonischen Lehre hinzuneigen, und der erstere hält die Vereinigung der Seele mit dem Leibe für eine Bestrafung der ersteren, weil sich dieselbe vor ihrer Verleiblichung versündigt habe. Unrecht hat man jedoch wohl offenbar jenem Kirchenvater gethan, wenn man ihn der Anhänglichkeit an die mit den einfachen, hehren Grundsätzen des Christenthums ewig unvereinbare Lehre von der Seelenwanderung beschuldigte. Wir wollen, um diese Beschuldigung näher zu beleuchten, die wichtigsten, hieher gehörigen Stellen jenes vieldenkenden Mannes, welche vornehmlich von der Präeristenz der Seele handeln, etwas näher betrachten.

Daß, sagt Origenes (de princip. L. III, p. 144, 145), einige Seelen mehr zum Guten, andre mehr zum Bösen hinneigen, scheint in Ursachen begründet, welche früher waren als das Entstehen des Leibes: wie denn Johannes im Mutterleibe hüpfte und sprang, da er den Gruß der Maria zu den Ohren seiner Mutter Elisabeth vernahm, und wie Jeremias der Prophet sagt, daß er, noch ehe er im Mutterleibe gebildet worden, Gott bekannt, noch vor der Geburt ihm geheiligt war. — Aber auch ein böser Geist kann von der Geburt an, die Menschenseele (dämonisch) ergreifen (ib. 145). — Hiezu fügt indeß Origenes anderwärts (de oration. 29, ed. Par. I, 261) die Bemerkung: daß dennoch jede vernünftige Seele freie Wahl des Guten und Bösen habe. — Johannes d. T. war von Gott gesendet. — Gott sendete ihn aus dem Himmel, aus dem Paradiese oder aus einem andren Ort des Verweilens zur Erde, damit er von dem Lichte zeugete (m. v. Es. 6, 8). Darum sagt Johannes selber (1 Joh. 1, 32 u. 33), „der mich sendete" um zu taufen, der sagte zu mir u. s. w. — Damit vergleiche die Begeisterung des noch Ungebornen (Luc. 1, 13, 15, 32). — Die Stelle: Maleach. 3, 1: „Siehe ich sende meinen Engel vor dir her" lässet uns schließen, daß einer der heiligen Engel Gottes dem Erstgebornen aller Creaturen vorausgesendet worden, Johannes d. T. war ein Engel, von Gott ins Fleisch gesendet, um vom Licht zu zeugen. Er war aber nur die Stimme eines Rufers in der Wüste, nicht das Wort Gottes (Orig. Comment. in Joh. T. II, 24, 25, ed. Paris. Vol. IV, p. 81 bis 85). — Auch die Erwählung des Jacob und Verwerfung des Esau im Mutterleibe deutet auf ein Seyn und Wirken beider, in einem früheren Zustande hin. (ib.). — Joh. 4, 37. Die bessern Seelen sind ein guter Samen, der herabkommt in dieses Leben. Sie kommen seufzend und traurend zum Leibe; jauchzen vor Freude bei ihrer Rückkehr (Orig. Comment. in Joh. T. XIII, 43, ed. Par. IV, 255). — Unter den Seelen, die Leiber anziehen, gibt es welche, die vor dieser Geburt vom Vater gelehrt waren und von ihm gehört hatten, nach Joh. 8, 38; 6, 45 — 49 (id. l. c. T. XX, ed. Par. IV, 316). — Nach Hieronymus (epist. ad Ephes.) unterschied Origenes γνῶσις und ἐπίγνωσις. Jene ist ein Erfahren Dessen, was wir vorher noch nicht wußten, diese nur ein Wiedererfahren Dessen, das wir vorher, als wir noch von himmlischen Leibern umkleidet waren, gewußt, dann aber aufgehört hatten zu wissen. — Ferner spricht Origenes von eingebornen und anerzeugten Gedanken (er nennt sie σπερματικοὶ λόγοι), an welchen

Abrahams Kinder erkannt werden (Or. Comment. in Joh. T. XX, 2, ed. Par. IV, 308. vergl. ib. 5, p. 313, 314). Er spricht von Seelen, die nicht von Gott gesendet waren, sondern selber, aus Eigenwillen gingen (ib. 17. p. 331). — Die Männer, die den ganzen Tag müßig stunden, und es hatte sie niemand gedungen, sind Seelen, die noch nicht in den Leib gekommen (Orig. in Matth. T. XV, 34, 35, ed. Par. T. II, p. 702, 703). Die Seele (selbst) der Gestirne war vor ihrem Körper, in welchem sie sich, auf Hoffnung, der Eitelkeit unterwarf, schon vorhanden (id. de princip. II, 8, ed. Par. I, 96). — Was nun diese Lehre von der Präexistenz (προύπαρξις) der Seele betrifft, so hatte diese unter Anderm auch Clemens Alexandrinus (Strom. I u. III so wie in den Eclogis) vorgetragen und angenommen, daß die Seele durch einen jener Engel, welche der Zeugung vorstehen, in den Mutterleib eingeführt werde. Auch Nemesios (de natur. homin. c. 2) lehrt die Präexistenz der Seele und wir finden bei Hieronymus (I. Comment. in Ep. ad Ephes. c. 17) in ähnlicher Beziehung der ἐπίγνωσις erwähnt.

Freilich ging dann dem Origenes aus diesen seinen Ansichten von dem Vorwesen (der Präexistenz) der Seele auch jene andre, irrige hervor, nach welcher die ganze Körperlichkeit als eine Last, als Eitelkeit der Eitelkeiten (Eccles. I, 1 et 14) erschien. Selbst die Gestirne, obgleich ihr Leib ätherisch ist, haben diesen nicht freiwillig übernommen, sondern nach Röm. 8 um Deßwillen der sie unterworfen hat und sehnen sich nach ihrer Auflösung (de princip. L. I, c. 5, ed. Par. I, p. 73). — Dagegen spricht er nirgends davon, daß die einmal ihres Leibes ledige Seele noch einmal einen sterblichen Leib annehmen solle. Wenigstens finden wir in Origenes Werken, so wie sie jetzt vor uns liegen, keine Stelle, woraus sich die ihm von Hieronymus (ep. 59 ad Avit.) gemachte Beschuldigung, daß er eine Wanderung der Seelen in thierische Leiber angenommen, rechtfertigen ließe, und sollte das was Justinian in seinem Briefe an Menas als wörtliche Aeußerung desselben anführt, dieses wirklich jemals gewesen seyn, so hat Origenes in späterer Zeit seine Uebereilung auf jede Weise wieder gut zu machen, oder den durch unvorsichtige Aeußerungen veranlaßten Mißverständnissen zu begegnen gesucht (so in seiner Streitschrift gegen Celsus III, 75, Pariser Ausg. B. I S. 497 und in seinen Erläuterungen über den Matthäus zu Cap. 17, 10 (Comment. in Matth. T. XIII, c. 1, 2, ed. Paris. III, 567). Ja in einer Stelle seiner Erklärung zum Johannes sagt er ausdrücklich: Die Annahme, daß die Seele, nachdem sie einmal den Leib abgelegt, von neuem einen eben solchen Leib annehmen könne, streitet mit der Lehre der Schrift: daß statt des verweslichen solle ein unverweslicher Leib angezogen werden: mit der Lehre, daß der Leib vergänglich sey (Orig. Comment. in Johann. T. VI, 8, ed. Paris IV, 117). — Hatte doch schon Aristoteles (de anim. L. I, c. 3. fin.) aus bloßen Gründen der Vernunft die Lehre von der Seelenwanderung für ein „Mährchen" erklärt. „Denn jedem Leib komme seine eigenthümliche (innre, psychische) Form und seine eigenthümliche (äußere) Gestaltung zu. Es sey deßhalb jene Annahme eben so ungereimt, als wenn man sagen wolle, die Baukunst könne durch Flötenblasen ausgeübt werden. Denn jede Kunst bedürfe ihrer bestimmten Werkzeuge, jede Seele ihrer bestimmten Leiblichkeit." — War es denn schon dem Aristoteles unmöglich die Voraussetzung der Wirklichkeit einer Seelenwanderung zuzugeben, weil sie der Vernunft widersprach; wie viel mehr mußte es einem christlich ernsten Forscher, wie Origenes war, unmöglich seyn einer Lehre beizustimmen, welche nicht allein der Vernunft, sondern auch der heil. Schrift widerstrebte. Viel eher ließen sich die Ansichten des Origenes mit jenen vergleichen, welche in neuerer Zeit Thom. Bromley, Swedenborg und Stilling über das Schicksal der Seele nach dem

Tode und über die verschiedenen Läuterungsörter oder Bildungsstufen der abgeschiednen Seelen aufgestellt haben (m. v. Thom. Bromley: Reisen d. Kind. Jsrael nach Can.). Wo sich unter den Gnostikern der früheren christlichen Jahrhunderte die Lehre von der Seelenwanderung regte, da wurde sie stets von den Vätern der Kirche ernstlich bekämpft und von allen treuen Anhängern des alten, einfältigen apostolischen Glaubensbekenntnisses zurückgewiesen. Irenäus (contr. haer. c. 25) nennt uns die Karpokratianer als Vertheidiger der Seelenwanderung, und widerlegt ihre Ansicht, welche, wie es scheint, auch die der Valentinianer und Cerdomaner war, in den Cap. 32 bis 34 seiner Schrift. Auf sonderbare Weise wollte Basilides (nach Origines in seinem Commentar zu dieser Epistel) die Stelle des Römerbriefes Cap. 7, 9 so erklären, als habe der Apostel damit auf einen Zustand hingedeutet, wo er, vor seinem jetzigen Leben, als Mensch in dem Leibe eines Säugthieres oder Vogels gelebt habe. Sehr ausgebildet und vielfach mit christlich scheinenden Lehren vermischt, tritt dagegen das alte heidnische System der Seelenwanderung in der Schule des Manes hervor. Noch im vergangnen Jahrhundert fand die Metempsychose, bald mehr bald minder im Ernst oder Scherz ihre geistvollen Vertheidiger, unter andren an Lessing und Schlosser. Mehrfach wollte man auch die Stelle Matth. 11, 14 zu Gunsten der Lehre von der Seelenwanderung deuten. In neuerer wie in alter Zeit scheinen solche Annahmen aus dem sich selber nicht klar und verständlich gewordnen Bedürfniß der Seele nach jener alten und neuen Offenbarungslehre hervorgegangen zu seyn, welche allein über das Verhältniß des Leibes zur Seele das rechte Licht verbreitet: nach jener Lehre, welche von einer endlichen Verklärung des Leibes und seiner Wiedervereinigung mit der Seele redet. Es wird der Glaube, daß ein verklärter Leib der Seele einst wieder werden solle: der Glaube an die Auferstehung, bei den Pharisäern zur Zeit des Unterganges des jüdischen Staates schon in seiner Entartung zur Metempsychose gefunden (nach Josephus Antiqu. Jud. L. XVIII, c. 2). Josephus selber (de bello Jud. c. 5) glaubt, daß die Seelen der Frommen nach dem Tode die seligsten Regionen des Himmels bewohnen werden, von wannen sie, nach dem Umlauf der Aeonen, in geheiligte (verklärte) Leiber verpflanzt werden sollen. Die späteren Rabbinen lehrten die Wanderung der abgeschiednen Seelen nicht bloß in andre Menschenleiber, sondern in Thiere, in Pflanzen, ja (wie nach ihrer Meinung bei Nabal) in Steine. Die Seelen der Freigebigen und Leutseligen, wenn sie noch einer Reinigung bedürften, sollten in Fische des Meeres, die der Gottlosen in allerhand böse und unreine Thiere, ja in unruhig bewegte Mühlräder (so die Erbauer des Thurms zu Babel) übergehen. Zuweilen sollte auch eine Seele nach der Lehre „Ibbur" genannt, noch zu der schon im Menschen wohnenden sich gesellen. So Seths Seele, die mit Moses Seele sich zu Einer verband. Es wird aber, durch alle diese Dichtungen, noch ein Faden von der alten Erkenntniß der Wahrheit hindurchgehend gefunden, und nicht selten zeigt sich der alte Grund der Auferstehungslehre, mitten unter dem ihn entstellenden Schlamm der Mährlein. Wenn die alten Aegyptier, nach Herodots Zeugniß (m. v. auch Clem. Alex. Strom. L. VI. c. 2), zuerst die Lehre unter sich ausgebildet, daß die Seele des Menschen, selber unsterblich, nach dem Hinsterben des Leibes in einen eben werdenden Thierleib übergehe, und daß dieselbe, nachdem sie im Zeitraum von 3000 Jahren durch alle Gestalten der Land- und Seethiere, so wie der Geflügel hindurchgegangen, endlich wieder mit einem werdenden Menschenleib sich überkleide, so war diese Lehre unfehlbar neben einer, ihnen ebenfalls sehr wohl bekannten älteren und ältesten entstanden, wie etwa einzelne, abweichende Lehren der spätern Zeit, unmittelbar neben dem alten Glauben der Väter. Dieß be-

zeugen die Worte eines alten Gebetes, das Porphyrius (de abstin. L. IV. §. 10) anführt, und welches die Aegyptier im Namen des Todten, den sie zur Gruft trugen, sprachen: Herrscherin Sonne und ihr Götter, die ihr das Leben den Menschen gebt, empfanget ihr mich, daß ich wohne bei den ewigen Göttern. Nicht minder der alte Glaube an einen Hades, an eine Unterwelt, Amanthes genannt, welcher nach Plutarch (de Isid. et Osir. p. 362. T. II) unter den Aegyptiern herrschend war. Sprach sich doch selber in der seltsam irrenden Sorgfalt für die Erhaltung des Leichnams, auf spät kommende Zeiten, die Meinung aus: daß dieser Leib für die Seele noch eine fernkünftige, hohe Bedeutung habe, daß er einst von neuem ihr wiedergegeben werden solle. Es beliebte übrigens, nach einigen Nebenlehren der Aegyptier, selbst den Göttern, in leiblichen Gestalten sich offenbar zu machen, so dem Osiris in dem Stier Apis u. f. — Den alten Druiden des Nordens läßt sich selbst aus der oft hierbei angeführten Stelle des Lucan (Phars. L. I, 454 seqq. m. v. Jul. Caesar de bell. gall. L. VI), wie dieß Flügge in s. Gesch. d. Glaubens an Unsterblichkeit II, S. 29 zeigt, viel eher eine, wenn auch noch unvollkommne Anerkennung der Auferstehungslehre, als der Lehre der Seelenwanderung zutrauen. Der hingeschiedene Geist sollte, nach ihrer Lehre, an einer andren Stätte (als die des irdischen Lebens war) Glieder beseelen. Jener Fischer auf Delos, dessen Namen (Pyrrhus) etwa nur die Nachbarn und Freunde gekannt, obgleich er einst Aethalides, Sohn des Mercur, gewesen, und bald hernach als Euphorbus der Panthoide die Waffen des Menelaos verherrlicht, endlich als Hermotimos erschienen, würde schwerlich zur Kunde der Nachwelt gekommen seyn, wäre er nicht nach seinem Tode als der Weise von Samos: als Pythagoras wieder geboren worden. Mercur hatte ihm, als er noch Aethalides gewesen, die Bitte gewährt, daß er einst, auch nach dem Tode, die volle Erinnrung an das ganze, vergangene Leben behalten solle, und so kam die Kunde der Verwandlungen an Heraclides Ponticus, den Pythagoräer, dann von diesem an Diogenes Laërtius (L. VIII, 4, 5). Noch als Pythagoras hatte er den Schild erkannt, den er als Euphorbos geführt und welchen Menelaos als Sieger der Pallas Athene geweiht: Ovid. Met. XV. v. 160; Max. Tyr. diss. XXVIII. ed. Dav. p. 288). Dennoch und zugleich, neben dieser Seelenwanderung im Kreise, soll nach dem Zeugniß des Alterthums die Lehre des Pythagoras oder der Pythagoräer von seligen Oertern einer ewigen Belohnung, so wie von Straförtern gesprochen haben, sey es nun, daß dieser Lehre wirklich nach Pindar (Olymp. Od. II.) ein dreimaliges, treues Bestehen in der Prüfungszeit der Leiblichkeiten, vor dem Genusse der ewigen Ruhe, nöthig geschienen, oder daß die ganze philosophische Dichtung der Wanderungen nur ein späterer Anbau auf den Grund eines alten Glaubens gewesen. Erkennen wir doch auch bei dem mächtigsten und lieblichsten Dichter, welcher das Gewand der Philosophie getragen: bei Plato, neben der Lehre der vielfachen Läuterung oder Büßung durch das Versenken jetzt in diesen, dann in einen andren sterblichen Leib (Phaedr. 248; Men. 81; Polit. 271, c; Phaed. 84, a; 113, a; Tim. 42; 90 seqq.; leg. X, 903), auch jene ältere: daß der aufwärts strebenden Seele ein seliges Heim bereitet sey, der von Gott abweichenden aber die Behausung einer Strafe, deren Zeit weit über die kurzen Zeiten des Menschenlebens und seiner Geschlechter hinausreichet. Die Lehre von der Wanderung der Seele in immer andere Leiber, damit sie in ihnen und ihrem Schicksal für ein Reich der seligen Geister zubereitet und geläutert werde, findet sich auf ähnliche Weise zusammengesellt mit den zuversichtlichen Hinblicken und Hoffnungen auf ein ewig bleibendes, seliges oder unseliges Ende aller Wandlungen, bei mehreren Völkern des Orients. Der Geist des Menschen, so lange er nicht

ein höheres, besseres Mittel der Reinigung und Heilung kennt, glaubt, wie die Karpokratianer der ersten Jahrhunderte, Alles selber bezahlen, alle Reinigungen und ihre Schmerzen selber und allein tragen und dulden zu müssen. Die Erfindung und sinnvolleste Entwicklung der Theorie der Läuterungen auf dem Wege der Metempsychose konnte leicht durch die Beobachtung solcher Doppelzustände herbeigeführt worden seyn, wie jene sind, deren wir oben S. 421 erwähnt haben, so wie durch die Beobachtung solcher Träume und Ahndungen, welche auf Erfahrungen hinzudeuten schienen, die wir nicht in dem Leben dieses jetzigen Leibes gemacht haben (m. v. darüber die Bem. zum §. 34). Herder in seinen Dialogen über die Seelenwanderung hat gezeigt, wie diese Träume und Ahndungen sich so nahe an die Zustände unsrer Kindheit und ihre Phantasieenspiele anschließen und aus diesen hervorgehen, wie das zweite Ich bei Gmelins Mädchen (S. 405) aus dem Phantasieengebilde, das sich die Theilnahme beim öfteren Anhören und Ansehen des Looses der Emigranten gebildet hatte. Ist dann einmal der über die vorleibliche Vergangenheit und über eine nachleibliche Zukunft forschenden Seele der Weg der Träume durch Lehre und Glauben der Väter gebahnt, dann gesellen sich bald ganze Reihen scheinbarer, innrer Erfahrungen und Ahndungen hinzu, ähnlich denen des alten, pensionirten Hofbedienten in China, von welchem der Père le Comte erzählt. Diesem alten, siebenzigjährigen Quiescenten, da er sich dem Ende nahe fühlte, hatten die Bonzen, „welche Alles wissen, was die Seelen nach dem Tode erwarte und mit ihnen sich zutragen wird,“ vorausgesagt, daß ihm das Loos bestimmt sey, nach seinem Tode ein Postpferd des Kaisers zu werden; hatten ihm zugleich schon die gute Lehre mit hinübergegeben: er solle nicht um sich beißen, nicht hinten ausschlagen, solle recht geschwind laufen. Jede Nacht im Traume sieht sich nun der Quiescent als Pferd gesattelt und aufgezäumt, fühlt sich gespornt und geschlagen; er erfährt noch im jetzigen Leibesleben die Wahrheit der Aussage seiner Bonzen, bis ihn die Taufe und der Glaube der Christen von der seltsamen Furcht befreit. Denn den rohen Träumen der Bonzen stellt sich der Christenglaube in seiner kindlich festen Einfalt, wie den feinern und scheinbareren philosophischen Dichtungen der alten und neuen Zeiten die aus jenem festen Grunde hervorgehende Erkenntniß entgegen: daß die Individualität und Selbstheit des Geistes mit seiner Richtung und Hinneigung gerade zu diesem Leibe und keinem andren so genau zusammenhänge, daß wir uns die wirkliche Verbindung mit einem andren, fremden Leibe, die wahrhafte Verleiblichung in diesem nicht ohne eine völlige Vernichtung jener Individualität, mithin nicht ohne Vernichtung unsres eigentlichen Wesens selber denken können (m. v. auch die nächstfolgenden §§.); der Leib ist selber eine wesentliche That der Seele.

Nach dieser, übrigens durch den Inhalt unsres §. selbst herbeigeführten Abschweifung in das Gebiet der Geschichte der Seelenwanderung, kehren wir wieder zu der alten, einfacheren Lehre von der Präexistenz der Seele zurück, welche man, selbst noch in neueren Zeiten, aus der Stelle im Buch der Weisheit (VIII, 20) als eine alttestamentliche Lehre darstellen wollte. Jener himmlische Aufbewahrungsort der Seelen, den die alten Rabbinen Guph nennen, kehrt noch in Klopstocks Dichtung von der Adamida zurück. Diese „noch ungebornen Seelen, mit Adams Seele vereint (obwohl dann, als Adam gesündigt hatte, wieder von ihm getrennt und nun von neuem im Guph der Stunde ihrer Verleiblichung harrend)“, sollten nach jener alten Lehre mit Adam zugleich das göttliche Verbot, vom Baum der Erkenntniß zu essen, empfangen und mit so wie in ihm es übertreten haben. (Dav. Ziegra de arbore scient. bon.

et mal. — Lightfoot Opp. T. II, p. 638.) Immerhin, selbst in ihrer höheren philosophischen Verfeinerung, behält mit jener älteren eine große innre Aehnlichkeit und Verwandtschaft die neuere Lehre der Traducianer, nach welcher die Seelen aller, auch der fernsten Nachkommen, als wirkliche Wesen (entia) oder doch der Kraft (potentia) nach, in den Eltern und zuletzt im ersten Stammvater des ganzen Geschlechts liegen, und von diesen bei der Entstehung des Menschen in den zugleich hervorgerufenen Leib übergetragen werden, mithin per traducem (Hinüberversetzung) zum eigenthümlichen Daseyn kommen sollten. Es zeigten sich dieser Lehre nach Hieronymus schon die meisten Väter der ältesten abendländischen Kirche zugethan, und sie ist seit Tertullian (de anima c. 25) bald dunkler, bald lichtvoller, immer aber mit Vorliebe von den ausgezeichnetsten Lehrern der christlichen Confessionen behandelt worden; hat selbst zu den philosophischen Systemen eines Leibnitz, so wie zu den Lehrgebäuden der Arznei- und Naturkunde im vorigen Jahrhundert den Zugang gefunden.

Wenn jener alte Prediger (Eccles. XII, 7) sagt, daß der Geist wieder zu Gott kommen werde, der ihn gegeben, so scheint er hiermit andeuten zu wollen, daß die Seele von oben her, zu dem im Wechselverkehr der Geschlechter sich bildenden Leibe komme. Es war ebenfalls eine Lehre mehrerer Väter der alten christlichen Kirche, namentlich unter den Morgenländern die des Theodoretus und Cyrill von Alexandrien, unter den Abendländern die des Ambrosius und Hilarius: daß Gott immer eine Seele von neuem schaffe, wenn ein Mensch gezeugt werde. Man glaubte diese Lehre der hiervon sogenannten Creatianer, welcher unter andern Melanchthon zugethan war, schon bei Aristoteles (de generat. II, 3) zu finden. Von Augustin und andern Lehrern wurde sie bloß wegen des Mißbrauches verworfen, welchen die Anhänger des Pelagius mit ihr gemacht hatten. Jener Mißbrauch sollte uns übrigens eine Wahrheit, die sich nicht bloß durch die oben angeführte Stelle Pred. 12, 7, sondern auf andre Weise als eine sehr alt- und wohlbegründete zeigt, nicht ganz verleiten, da sich, wie wir dieß in der Lehre vom Geist weiter entwickeln wollen, auch von ihrem Standpunkt aus den Einwürfen der Gegner der Lehre vom natürlichen Verderben des Menschen begegnen läßt. — Mehreres hieher Gehörige werden auch die nächstfolgenden §§. aufführen, unter Andrem auch möge der nächstfolgende den Schluß des eben vorhergehenden gegen den scheinbaren Vorwurf rechtfertigen, als solle in ihm einer gewissen Erklärung des ersten Abfalles der Menschennatur von Gott gehuldigt werden, welche das, was den ältesten Segen (Genes. 1. 28) hatte, an sich selber zur ältesten Schuld machen wollte.

Der Tod in seiner psychischen Bedeutung betrachtet.

§. 40. Es ist der tiefbedeutende Ausspruch eines großen Gottesgelehrten und Forschers der heiligen Schriften: **Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes.** Dieser Ausspruch fasset den Sinn der Offenbarung Gottes an den Menschen, so wie die innre Kraft der heiligen Geheimnisse der Religion, von seinem Standpunkte aus zusammen, und will eigentlich nur dasselbe sagen, was jene hohe Verheißung verkündet: daß einst

alles Seyn und Leben Gott werde untergethan seyn, „auf daß Er, Gott sey, Alles in Allem."

In der That, die Leiblichkeit, welche Gott der Seele gegeben, erscheinet uns niemals in solcher Höhe und in solcher Würde, als wenn wir die Geschichte ihres Entstehens und ihre Bedeutung, gegenüber der Geschichte der Seele im Tode, und der Bedeutung des Todes selber betrachten. Es empfängt hierbei der vergängliche Leib, nicht etwa bloß wie jeder Freund, wie jedes Gut, von welchem wir jetzt auf immer scheiden sollen, durch den Moment der letzten Trennung den verklärenden Anschein eines höheren Werthes; sondern wie er selber, während des Lebens, öfters, gleich einem Gewölk, die Aussicht auf die Welt des Psychischen gehemmt und getrübt; so hat auch das unruhige Bewegen und Begehren der Seele, wenn sie des Leibes mißbrauchte, auf diesen einen falschen Schein geworfen, welcher im Tode schwindet, so daß wir dann den Sinn der Zusammengesellung der Seele mit dem athmenden Staube, nach einem vorbedachten, weisen Rathe, klarer und getreuer als sonst zu erkennen vermögen.

Es saget Er selber, von welchem im Buch geschrieben ist, der Anfang der Creatur Gottes, „da Er in die Welt kommt": „Opfer und Gaben hast du nicht gewollt, den Leib aber hast du mir zubereitet." — „Siehe, ich komme, zu thun, Gott! deinen Willen." Der Leib denn ist es hier, welcher, statt des Opfers, zu einem gehorchenden Organ für den höheren Willen wird.

Der Leib, der sichtbare, mit den Händen und allen Sinnen erfaßbare Leib ist es, durch welchen eine lebende Seele der andren untergeordnet ist, der andren sich kund gibt. Es ist das Leibliche an uns, welches, so lange wir leben, dem Dienst unterworfen, von Frost und Hitze und andrem Wehe getroffen, der äußeren Ordnung unterthänig ist. Das Leiblichwerden selber ist dann ein gänzliches Untergebenwerden der lebenden Seele unter die Herrschaft und Gewalt einer Ordnung, welche alles Lebens Mittelpunkt und Ausgang ist.

Es sind darum die Muskeln und Sennen sammt dem mitten unter den lebenden Gebilden des Leibes absterbenden Knochen

(§. 14), so geschickt zum Dienst des Bewegens und Ergreifens, so geeignet zum Aeußern des Willens, weil sie, in Beziehung auf den feinen Nerven, zu einem so tief untergeordnet Leiblichen geworden sind. Das noch flüssige Blut, die zarten Gewebe der Eingeweide und Gefäße, gehorchen dem anregenden Willen nicht, sondern einem andren Gesetz des Bewegens. Die eigene Schwere und der gröbere Zusammenhalt der Theile sind es, welche die einzelnen Körper unsrer Planetenfläche beständig nach dem höheren Ganzen ihres Weltkörpers hinziehen, beständig sie diesem unterordnen und dienstbar machen. Sie sind das Band des unvollkommneren Einzelnen an ein vollkommneres Ganzes, welches diesem Einzelnen seinen Antheil an allen den Bewegungen und Einwirkungen der Weltkräfte gibt, in deren Strom der Planet sammt allen ihm gleichartigen Gestirnen sich bewegt.

Begleiten wir die Menschenseele auf ihrem Weg durch das Leben, von der Geburt an bis zum Tode, so erkennen wir bald, daß es der Leib sey, mit seinen Schmerzen und mit seiner Lust, welche sich beide die Seele nicht selber, sondern welche Gott gibt; wir erkennen an, daß es der Leib sey, durch welchen eine höhere Weisheit die Seele erzieht und leitet, züchtiget und vollbereitet, für das Leben der Ewigkeit. „Den Leib hast du mir zubereitet, zu thun Gott Deinen Willen.“ Denn der Leib, von Gott geschenkt und der Seele ganz zum Eigenthum verliehen, ist es, worin die Baumeisterin: die Seele, den Tempel, die Wohnstätte eines bleibenden, seligen Friedens von oben erfinden und erbauen soll und kann, eines Friedens, den sie von Anfang bis zum Ende suchet, aber nur selten erlangt, weil sie ihn nur auf dem Weg des Gehorsams zu finden vermag. Andre Opfer und Gaben gefallen Ihm nicht; es ist das Ueberlassen, das Hingeben des eignen Wollens und Begehrens in das Walten eines höheren Willens, das die Leiblichkeit gestaltet und dieselbe täglich neubelebt und versorgt, es ist der rechte Gebrauch des Leibes und seiner Kräfte, zu Gottes Dienst und nach Gottes Ordnung, wodurch der herrschende Geist des Menschen das Band einer Liebe anknüpfen kann, welche ihn allein zur Gottähnlichkeit erhebt, weil sie selber von ewiger, göttlicher Natur ist. Jedes freiwillige Bewegen der Seele in und durch den Leib, womit die Seele es kund gibt, daß sie das Leibliche nicht zu ihrem,

sondern zu Gottes Willen brauchen wolle, ist ein Baustein zu dem Tempel, worinnen allein bleibender Frieden wohnet.

Die Seele denn, wie wir oben sagten, würde eine andre Seele nicht erkennen, gäbe sich diese nicht als dienend, mit einem unterwürfigen Leiblichen, der andren Seele hin; mit einem Leiblichen, auf welches diese selber, wie auf den eignen Körper, sinnlich einzuwirken vermag. Es geschiehet die Mittheilung des eignen, innren Erkennens und Wollens, von Seele an Seele, durch ein Leiblichwerden des innren, verborgenen Seyns, und auch das Hingeben des Geistes an Gott, das Kundgeben desselben vor einem Auge, welches auch die Gedanken des Herzens siehet, ist ein Leiblichwerden, welches zwar die äußeren Sinnen nicht bemerken, wohl aber der Geist des Menschen selber, der das Wachsen und Gestalten des innren Tempels erkennt. Es stehet, wie uns dieß der Gang der ganzen vorhergehenden Untersuchungen lehrte, dieser innre Vorgang des Gestaltens und Gedeihens, nicht bloß wie ein zufälligeres Vorbild und Abbild, sondern auf wesentliche, innige Weise mit der Geschichte der äußeren Leiblichkeit in Verbindung. Nur dadurch, daß der Menschenseele dieser äußere, anjetzt elende Leib, mit all seinem Weh und seiner Lust gegeben worden, empfing dieselbe auch die Möglichkeit und die Kraft zu einer innren Gestaltung und Bekräftigung, mittelst deren sie, nach einer alten Verheißung, höher emporzusteigen vermag, als eine kindlich selige Welt der Geister, welche die Schmerzen und die Mühe, die Gefahren und die Kämpfe dieser schwereren Leiblichkeit niemals empfunden (1 Cor. 6, 3.).

So ist es denn ein hoch bedeutender und heilbringender Zug, welcher die Seele zu dem eignen Leibe führt; es ist der alte, natürliche Bund des Gehorsams gegen Gott, die Unterwürfigkeit unter ein ewiges, höheres Gesetz. Hierzu sind Kräfte da, fest und stark wie die Kräfte der Liebe, welche nur durch eine Kraft von entgegengesetzter Art: eine Kraft des Ungehorsams und des irrenden Eigenwillens zerstört werden konnten.

Der alte, erste Grund des Todes ist Ungehorsam, ist Empörung des innren Strebens gegen das Gebot der oberen Ordnung. Wir erkannten oben (§. 22) in jener natürlichen Auflösung der äußren Elemente, welche den leiblichen Tod herbei-

führt, eine Art von Treuebruch des einen der beiden Gegensätze, auf deren beständigem Wechselverkehr das Leben beruht, am andren. Es wird im Verlauf der Entwicklungsgeschichte des Leibes das eigenwillig selbstthätige, das männliche Princip über das andre, über das weiblich empfangende, so mächtig vorwaltend, daß hierdurch jenes naturgemäße Verhältniß zwischen beiden, worauf sich in der ganzen Sichtbarkeit die Erneuerung und das Fortbestehen des Lebens gründet, gänzlich aufgehoben wird. Beide erscheinen jetzt nicht mehr als Geschlechtsgegensätze einer und derselben Art, sondern wie solche von verschiedener Natur und Art, welche in der organischen Welt auch dann, wenn sie zusammen zeugen, Wesen hervorbringen, in denen keine Kraft des Fortbestehens und Weiterzeugens ist. Die Kräfte des Leibes schwinden, die Ernährung (die fortgehende Wiedererzeugung) hört auf, oder es gehen nach einzelnen Richtungen Aftergebilde von krankhafter Art hervor; der Leib stirbt und löst sich auf.

In diesem leiblichen und äußeren Vorgang deutet sich denn der innre, psychische Verlauf des Todes an. Die Seele hätte kein Leben, wenn sie dasselbe nicht, wie der athmende Leib die belebende Luft, in jedem Augenblick aus einem gemeinsamen Quell und Mittelpunkt alles Lebens neu empfinge. Empfangen kann die Lebenswasser jenes Quelles nur ein Gefäß, das sich hinabwärts, unter den Lauf der Strömung stellt; empfangen kann die Seele nur die belebende Kraft von oben, wenn sie sich dem Walten derselben dienend hingibt: wenn und so lange sie, nach dem oben gebrauchten Ausdruck, leiblich (basisch) gegen jene herrschende Kraft ist.

Wir lernten oben (im §. 27) eine krankhafte, in ihren Folgen furchtbare Bewegung der Seele kennen, womit diese die eigne Leiblichkeit gewaltsam von sich stößt und verläugnet. Es gleichet jener innre Act des irregeleiteten Willens einem Selbstmord, und die Seele ist in solchen krankhaften Zuständen wirklich des eignen, von ihr gehaßten Leibes, ist der eignen, wahren Persönlichkeit ledig, und dagegen mit einer erdichteten, falschen Persönlichkeit, mit einem Scheinleib angethan. Es ist oftmals der einzige Moment einer furchtbaren innren Bewegung, ein überwältigender Schmerz über großen

Verlust, über die Trennung von dem Liebsten das der Mensch besessen, oder ein Anfall von Schrecken und Sorgen, ja selbst von plötzlicher Freude, woran die Seele, aller Gegenwart vergessend, sich fest hält, und woraus sie sich die krankhaft erdichtete Persönlichkeit erbauet, welche, wie der Tod das Leben, die wahre und gesunde Persönlichkeit verschlinget. So viel auch seitdem die Zeit Tröstendes und Erquickendes gebracht, so oft Gott seine Sonne über das kranke Haupt neu aufgehen lassen; dieses sieht und fühlt alle die Erquickungen nicht, es ist wie mit unauflösbaren Ketten an den einen, furchtbaren, längst vergangenen Moment gefesselt, von diesem kann es nicht lassen. Jener eine Augenblick, jenes damalige, übermächtige Gefühl, hat der Seele seine eigne Gestalt und Kraft so unverlöschbar fest eingeprägt, daß dieselbe hinfort von nichts Andrem, das ihr geschieht, sich neugestalten und bewegen lässet; sie stehet, mitten in dem Alles erneuernden und bewegenden Strome versteinert, todt und gefühllos da, wie ein Fels.

Die allmählicher sich entfaltende, und darum minder augenfällige Bewegung der Seele, von ihrer Leiblichkeit hinweg: die Bewegung, wodurch zuletzt die Trennung vom Leibe herbeigeführt wird, ist im Grunde von ganz gleicher Natur und von gleicher Wirkung mit jener einseitig kranken. Bei dieser letzteren hat die Seele durch die Uebermacht eines vorhergegangenen Eindruckes oder Gefühles alle Empfänglichkeit für neue Eindrücke verloren. Es gründet sich aber die Fortdauer des Lebens nur auf die Fortdauer der Lebensempfänglichkeit und innren Erregbarkeit. Diese ist in ihrem Kreise dasselbe, was die Hoffnung im Kreise des geistigeren Lebens ist. Hoffnung, welche auf ein Neues und Künftiges gerichtet und dieses aufzunehmen bereit ist; Hoffnung, welche beständig den gegenwärtigen und vergangenen Augenblick an den kommenden anfüget, und so, mit fruchtbarem Bemühen, das Leben erhält und weiter spinnet.

Das Künftige, das Neue, auf welches die Hoffnung, auf welches die Lebensempfänglichkeit gerichtet sind, ist allerdings ein noch Untergeordnetes und darum Verborgenes, Unsichtbares. Aber dieses noch Unsichtbare, noch Werdende, hat in der Jugend des Lebens — in der Zeit der Hoffnung und Lebensempfänglichkeit — wie dieß die Geschichte jedes einzelnen Le=

bens bezeugen kann, eine solche Uebermacht über das schon Vergangene und Gewordene, daß die Seele alsdann mehr in der Richtung nach dem Künftigen und Neuen lebt, als in der nach dem schon Gewesenen und Gewirkten. Und dieses ist der bessere, natürlichere Zustand des Lebens; denn das Unsichtbare und Künftige, dessen die Lebensempfänglichkeit begehret, und auf welche das innre Hoffen gerichtet ist, war eher als das eigne Wirken der Seele, und wird ewig seyn; ist der Grund und die Kraft alles Seyns und aller Verleiblichung selber, der Quell alles Lebens. Uebermächtig und herrschend wie Seele zu Leib, so verhält sich jenes Unsichtbare und beständig Werdende zu dem Reich des Sichtbaren und Gewordenen.

Was war aber die Ursache, welche die alte, wohlbegründete und naturgemäße Richtung des Lebens nach seinem eigentlichen, herrschenden Mittelpunkt zerstörte; diese Richtung, welcher der Tod ewig fern, welcher die Krankheit und Vergänglichkeit fremd geblieben wären? Der Tod und die Verwesung erscheinen nicht als Freunde und Genossen der eigentlichen und anfänglichen Ordnung unsrer Sichtbarkeit. Es bezeugt uns dieß der Schauder, welcher das Ende aller Lebendigen umschwebet. Eine Klage, wie um etwas Verlorenes, gehet durch die ganze Natur; da wo die Hoffnung ihre Saaten säete, da gehen Furcht auf und Schrecknisse, des Lebens Lust gebieret überall den Schmerz. Der Tod, wenn er sich dem Fleische nahet und Wehe und Angst zu beiden Seiten ihn begleiten, erscheinet auch dem erstarkteren Geist als ein König der Schrecken, als ein Feind des Lebens, welchem dieses auf ewig unterliegen müßte, käme ihm nicht ein Element zu Hülfe, welches den Tod und seine Schrecknisse besiegt.

Das Gewordene und Sichtbare, an sich selber minder mächtig als das Werdende und Belebende, konnte nur dadurch eine Uebergewalt über die lebende Seele empfangen, daß, wie beim Entstehen des Wahnsinnes, der irre geleitete Wille selber ein lähmendes Gift in jenes Sichtbare legte. Die begehrende Seele hielt sich mehr und ausschließender an Dem fest, was sie sahe und sinnlich genoß, als an jener höheren Welt eines Glaubens, welche das Auge nicht siehet, welche aber die Hoffnung beständig empfängt. Das Vergangene war jetzt mächtiger als das

Künftige, das innre Rad des Lebens: das Hoffen stund still, die Lebensempfänglichkeit begann zu erlöschen, mit der eigentlichen, naturgemäßen Richtung des Leiblichwerdens, das ein beständiger Act der Unterwerfung und des Gehorsams gegen eine obere, göttliche Ordnung ist, wurde der Seele die Kraft der Verleiblichung selber genommen, und es kamen nun die Gebrechlichkeit und der Tod des Fleisches in die Natur.

Es nennt uns das Buch der Bücher mit klaren Worten die Sünde (des Ungehorsams) als die erste Ursache des Todes. Und es ist der Tod darum zu allen Menschen hindurch gedrungen, weil sie alle gesündiget haben. Das erste (wahnsinnige) Irregehen der Menschenseele war in diese, mit ansteckender Gewalt, durch einen fremden, mächtigeren Wahnsinn übergetragen, und zu der Richtung des Ungehorsams hatte dieselbe die Kraft durch einen andren, schon entschiednen Ungehorsam einer furchtbar wirksamen, geistigen Natur empfangen. So gehet nun auch ferner, auf dem Wege der natürlichen Zeugung mit der jetzigen Leiblichkeit zugleich auch jener mächtig abwärts ziehende Hang, jenes verführende Moment auf das Leben der Seele über, dessen Einfluß wir in einem späteren Abschnitte weiter betrachten wollen.

Die sichtbare Welt zeigt uns einige Bilder von lieblicher Natur, in welchen der Tod, seiner jetzigen Schrecknisse und Schauder entkleidet, bloß als schmerzlose Verwandlung erscheint, welche weder Verwesung noch Zerstörung kennet, und deren Geheimniß, statt von der Erstarrung des Todes, nur von einem erquickenden Schlafe umschattet ist. Die buntfarbige Raupe, des Geschäftes und der Bewegung unter den grünenden Blättern müde, webet sich selber das Bett der Wiege, schläfet kurze Zeit im Nachtgewand der Puppe und erwachet am Frühlingsmorgen, als höher vollendeter, des Lebens im neuen Elemente froher Schmetterling.

Hier gehet eine Verwandlung aus der einen Stufe des Lebens in die ungleich höhere, mit einer friedlichen Stille, wie das Aufwachsen der Knospe zum Stengel und zur Blüthe, wie das Gestalten der Blüthe zur Frucht vor sich. Es gleichet der Vorgang jenem einer chemischen Auflösung und Niederfällung zur neuen Form, mitten in dem umgebenden Element eines

tropfbar Flüssigen, welches alle die einzelnen Theile der aufgelösten Stoffe umfasset und die wechselseitige Bewegung des einen gegen den andren vermittelt, ohne daß irgend ein solcher Theil entweichen und von dem mütterlich umfangenden Element sich lossagen könnte. Wird die bergende Umhüllung des Wassers hinweggenommen, und eben jene Stoffe, in trockner Form, der Einwirkung des Feuers ausgesetzt, da vermag zwar auch dieses mächtige Element Anziehungen der Elemente gegen einander zu wecken und hierdurch eine neue Gestaltung derselben vorzubereiten, aber der Weg zu einer solchen neuen Gestaltung gehet öfters durch eine Auflösung und Verflüchtigung, welche die wandelnden Stoffe dem Auge entziehet, und welche einer völligen Zerstörung gleichet. Wir suchen dann etwa vergeblich nach der Stätte, wohin das scheinbar zerstörte Gebilde sich geflüchtet; unsichtbar geworden, in der unsichtbaren Luft, ist es in dieser, wir wissen nicht wohin? getragen. So scheint auch der jetzigen letzten Verwandlung alles Lebens, im Tode, das leibliche Zwischenglied zwischen den verschiedenen Zuständen, das Element, das wie die süße Ruhe der Nacht, das Morgen mit dem Gestern verknüpfte, gewaltsam entzogen. Hienieden, in unsrer Region der schwereren Gestirne, da ist Sonne von Sonne, Planet von Planet durch weite Kluft geschieden; da jenseits aber, in der Region des leichteren, feineren Gestirnes, da wandelt, in nächster Nähe, Stern an Stern, und es vereint den einen mit dem andren eine gemeinsame, umhüllende Lichtatmosphäre oder ein Gürtel neblichter Art, der sich, beide umfassend, von einem zum andren erstrecket (§. 5).

Das Diesseits und das Jenseits, das Leben in der Zeit und jenes in der Ewigkeit, sind denn durch eine dunkle Kluft der Schrecken von einander geschieden. Die Geschichte der Seele im engeren Sinne; der Seele, welche der Mensch mit dem Thiere gemein hat, lehrt uns keine Kraft kennen, die zum Kampfe mit dem König der Schrecken gerüstet, die mächtiger sey als der Tod. Gleich jenem Thor der Edda, vermögen auch die riesenhaftesten Gewalten des Lebens nichts gegen die alte Mutter des Uebels: gegen den Tod. Der Geist aber, welchen der Mensch aus Gott empfangen und empfängt, ist mächtiger als der Tod und seine Schrecken, und dieser siehet die Verwesung

nicht. Wir wollen deßhalb an seinem Ort, in der Lehre vom Geiste, noch einen letzten Blick auf den Vorgang und die Geschichte der endlichen Verwandlung des Fleisches richten; einen Blick, der mitten in der Verwirrung des letzten Wehes und in seinem Dunkel den Faden einer Hoffnung aufzufinden strebet, welche ewig nicht zu Schanden werden lässet.

Erläuternde Bemerkungen. Schon nach Plato's Lehre erscheint zuweilen das Sinnliche als ein Mittel der Verwirklichung des Guten (Tim. 68), wiewohl er anderwärts (z. B. im Phädr. 64 u. a.) den Leib als ein hemmendes Band der aufwärts strebenden Seele betrachtet. Wie es das Christenthum war, welches zuerst den Völkern die rechte Achtung gegen das Weib gelehrt, welches geboten, dem schwächeren Geschlecht seine Ehre zu geben, und es zu lieben mit einer Liebe, welche ein Gleichniß sey der sich selber opfernden Liebe Gottes zu dem Menschen (Ephes. 5, 25); so ist es auch das Christenthum gewesen, welches zuerst die rechte, wahre Würdigung des Leibes lehrte (m. v. z. B. S. Basil. Caes. constit. monast. c. 2. ed. Paris. Opp. II. p. 542). Beide Arten der Beachtung, von welcher gerade die höhere, geistigere Ausbildung der eigenthümlichen Richtung des Heidenthumes die Völker der alten Zeit, wie noch jetzt die des Orients am meisten entfremdet hatte, werden sogar in der heiligen Schrift als verwandt und zusammengehörig dargestellt (V. 28, 29 u. f.). Es wird der Leib ein Tempel Gottes genannt, ja ein Glied des Herrn der Herren selber (1 Cor. 6, 19, so wie 15), ein Gefäß, welches die Kraft Gottes durch und durch heiligen (1 Thess. 5, 25) und verklären (Phil. 3, 21) soll und wird. Der oben erwähnte Satz: Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes, findet sich trefflich ausgeführt in Oetingers biblischem und emblematischem Wörterbuch. (Art. Leib.) Andre Aussprüche, auf welche der Inhalt dieses §. sich begründete, sind 1 Cor. 15, 22—28; Ebr. 10, 5—10. — Zu einigen Stellen des vorhergehenden §. vergl. m. auch meine allgem. Naturgeschichte oder Andeut. zur Gesch. und Physiogn. der Natur S. 58, 59 und 76. — Die Fabel der Edda, auf welche oben S. 672 hingedeutet wird, ist die von der Reise des Thor nach Utgard zur Burg des Loke, wo der Tod oder die Vernichtung alles Endlichen dem Thor in Gestalt eines alten Weibes (der angeblichen Großmutter des Loke) entgegentritt und in übergewaltiger Kraft mit ihm kämpft.

Das Schicksal der Seele im Tode.

§. 41. Es kämpfen um den Leichnam jedes Menschen, wie um den Leichnam des Patroklos, Bewegungen von der widersprechendsten, unter sich selber feindseligsten Art; ein Schauder, welcher den Anblick zu entfernen, das bleiche Schreckensbild zu verhüllen oder zu zerstören gebeut, und das unwiderstehliche Gefühl einer wehmüthigen Anhänglichkeit, welches sich nicht überreden lässet, daß dieß nur das abgelegte, todte Gewand einer geliebten, geschiedenen Seele sey, sondern

welches um Hektors theuren Leichnam weder das Opfer der Güter, noch die Gefahr des eignen Lebens scheut, weil es in diesem starren, todten Leibe Hektorn selber geehrt oder beschimpft, geliebt oder feindselig gehasset wähnt. Es ist dieses unerklärliche, unabweisbare Gefühl in uns, was die arme, zerfallende Hütte, in welcher vorhin ein treues Leben gewohnt, so fest hält, daß es sich dieselbe nur unter tausendfältigem Schmerz und Thränen entreißen lässet, und daß es die geliebte Hülle niemals würde dahingeben, wenn nicht mit giftigen Pfeilen die Seuche und der unnahbare Aushauch der Verwesung die letzte Trennung geböten. Das unmäßige Wehe dieser Trennung suchet das laute Geschrei der Kläger und Klageweiber auszudrücken, und — als wäre die stumme Thräne noch kein hinreichendes Zeugniß des innren Jammers — es strömet der wilde Schmerz einiger Völker, neben der Thräne, aus selbstgeschlagnen Wunden, das lebende Blut aus. Durch künstliche Pflege suchet der Aegyptier den werthgeachteten Leichnam unzerstört den nachkommenden Jahrtausenden zu erhalten, und Crassus der Triumvir bauet der geliebten Cäcilia Metella, deren Asche, und wäre sie auch von der eignen, einst inwohnenden Seele verlassen, dennoch die Liebe des Gemahles nimmermehr verlassen kann, ein Ehrenhaus, welches ein noch jetzt lebendes Geschlecht mit Rührung betrachtet. Eine Liebe, welche nicht stirbt, weinet am Grabe der längst hingeschiedenen Mutter, als wohnete hier noch jene treue Sorge, mit welcher nur die eigne Mutter den elenden Pilgrim umfaßt und gepflegt; sie weinet noch, dort am Bache der Turteltauben, um die Geliebte der ersten Jugend, als wäre da in dem kalten Gebein noch ein fortdauerndes, näheres Band mit der Seele, welche das eigne Leben nur in dem anvertrauten fremden geliebt. War doch auch nicht bloß in dem dahingeworfenen Mantel des Elias, sondern in Elisa's Gebein eine Kraft, welche nur ein genaheter, da hindurchwirkender Geist dem einst von ihm belebten Gewebe wieder geben konnte.

So wird durch alle Zeiten und Völker ein Klagen und Weinen Rahels über ihren Todten vernommen, und in allen Menschen, von dem verwildertsten an bis zu dem hochgebildetsten, lebet ein Gefühl, das dem Menschenleichnam unwill-

kürlich ein Recht einräumt, welches nur der Seele zu gebühren scheinet.

Ein Gefühl, so tief, so fest, so allgemein in der Natur des Menschen gewurzelt, kann nicht auf einer bloßen Selbsttäuschung beruhen, ihm muß etwas Wirkliches und Wahres zu Grunde liegen.

Und in der That, es lassen uns schon mehrere Züge aus der Geschichte des Scheintodes erkennen: daß die Seele noch einige Zeit, ja vielleicht noch lange nach dem Tode, mit dem starren Leichnam durch ein Band vereint sey, welches, auch wenn es nur dem Zuge des Heimwehes nach der so lange in Freud und Leid bewohnten Hütte, oder der lebhaften Erinnrung an dieselbe gleichet, dennoch stark genug seyn muß, um den todten Leib alsbald wieder zu einem hörenden Ohre der Seele zu machen, wenn mit neubelebender Kraft jene Stimme ertönet, welche dem schon vier Tage im Grabe gelegenen, verwesenden Todten gebeut herauszukommen. Und siehe der Todte kam, gebunden mit Grabtüchern. — Sind schon in dem Zuge des Heimwehes, nach der verlassenen Wohnstätte der ersten Jahre, in dem Zuge des lebhaften Erinnrens an ein fernes, theures Gut, Kräfte von wundervoller Art, so lange wir noch in diesem schwerbeweglichen Leibe wallen; welche Macht wird dann erst einem solchen Zuge in der gedankenschnellen und gedankenkräftigen Seele seyn, wenn dieselbe, des Leibes ledig, ganz das ist, was sie in der vorherrschenden, eigenthümlichen Kraft und Weise für sich und an sich selber zu seyn vermag (§. 26).

Es liegt jedoch in solchen Betrachtungen eine Gefahr der Selbsttäuschung für die forschende Seele, größer als jene für das leibliche Auge, wenn dieses in Zeiten der Nacht, denen nicht mehr das Licht der eigenen, näheren Sonne, sondern nur jenes der unermeßlich fernen Gestirne scheinet, über die, in einiger Ferne durchs Dunkel eilenden Gestalten und über ihr Bewegen urtheilen soll. Lassen wir uns nicht durch Scheingebilde der Nacht erschrecken, welche die Seele, aus dem undurchdringlichen Nebel, in welchem sie, auf dem Wege solcher Forschungen, nicht selten sich befangen siehet, sich selber ge-

schaffen. Es hört schon im täglichen Schlafe, der nur ein schwaches Abbild des Todes ist, das Ohr nicht mehr die Stimme der in der Nähe des Lagers Redenden, oder die aus der Nachbarschaft kommenden Töne eines lieblichen Gesanges; das geschlossene Auge bemerkt nicht mehr, weder die Annäherung des längst ersehnten Freundes, noch auch der längst gefürchteten, drohenden Gefahr, und es weilet die Seele, vom Augenblicke des Einschlafens an, in dem eigenthümlichen, reichen Lande der Träume, welches, wie die Region des Seelenlebens selber, in Beziehung auf den leiblichen Raum weder fern noch nahe genannt werden kann, sondern welches in und durch und über die sichtbare Welt dahin gehet, wie das Licht durchs feste Glas, wie die Kraft des Magnetes zum Eisen, durch die feste Marmorplatte, ohne durch jene sichtbare und der Schwere unterworfene Körperwelt begränzt und gehemmt, ja ohne von derselben berührt und bemerkt zu werden. Nimmt doch schon ein lähmendes Uebel oder eine Verletzung des Nerven unsrer Seele bald diesen, bald einen andren Theil des Leibes, ohne daß dieselbe aufhört in ihrer ganzen, eigenthümlichen Kraft Seele zu seyn wie vorhin. Eine Verletzung des Rückmarkes nimmt sogar die ganze, untre Hälfte des Leibes hinweg: in dieser ist eben so wenig Bewegung und Gefühl und Lebenswärme als in einem todten Leichnam, und dennoch hat dieser halbe Tod des äußern Menschen dem innren nichts an, dieser ist noch ungetheilt derselbe geblieben, wie dieß bei gänzlicher Lähmung aller äußeren Glieder zuletzt wenigstens noch der redende Mund oder die Sprache der Mienen bezeuget. Zwar jenes seltsame Ergänzungsgefühl, das die Seele noch in Beziehung auf solche Glieder besitzt, die der Leib verloren hat, das einer wirklichen Wahrnehmung gleichende Vorstellen von einer Zehe, die sich an einem schon längst abgenommenen Fuße findet, deutet wenigstens auf eine eben so nothwendige Wechselbeziehung der Seele mit dem Leibe hin, als die zwischen dem Leibe und seiner gewohnten Bekleidung ist; deutet darauf hin, daß die Seele, entblößt vom Leibe, eben so dringend einer allseitigen Wiederbekleidung mit einer ihr angemessenen Leiblichkeit bedürfen werde, als der nackte, frierende Körper eine Bedeckung durchs Gewand. Dennoch aber erscheint auch hierbei der Leib

nur wie ein Kleid, nach dessen Ablegung die Seele noch ganz dieselbe bleibt, die sie *eigentlich* war.

Wird dann im Tode der im engeren Sinn sogenannte (sichtbare) Leib abgelegt, so wird dieses arme Gewand, an welchem nun die Verwesung nagget, oder welches das zergliedernde Messer zerschneidet, eben so wenig von rückwirkender Kraft seyn, als das abgetragene Kleid, das ein muntrer Jüngling am Wege hinwirft. Dieses wird von den Motten zerfressen oder sein Gewebe von den Vögeln hinweggetragen; der Jüngling aber, ohne der Motten oder der Vögel zu gedenken, gehet rüstig seines Weges über Berg und Thal.

Dennoch, wie der verdauende Leib aus der Speise, deren todte verwesende Reste er hinwegstößt, einen Nahrungssaft zurückbehält, der zu neuem Fleische wird, so scheint sich die Seele (wie dieß auch das vorhin erwähnte Ergänzungsgefühl in Beziehung auf verlorene Glieder beweiset) aus dem sterbenden, sichtbaren Leibe ein Etwas zurück zu behalten, welches ein unsichtbarer Leib genannt werden kann: ein Keim der Unsterblichkeit, in welchem eine reproducirende Kraft ruhet, welche zu ihrer Zeit das Verlorene wieder zu erzeugen und aus dem verwandelten Staube den sichtbaren Leib von neuem zu gestalten vermag.

Die Seele dann, von dem todten Leibe geschieden, findet sich alsbald in dem verwandten Element eines Seyns, welches mit unsrer Sichtbarkeit noch ungleich weniger in Wechselberührung stehet, als der Magnetismus des Eisens mit der Dichtigkeit der Marmorplatte: als die Bilder des Traumes mit der umgebenden Wirklichkeit, als der Somnambulismus mit den Personen und Dingen, welche außer dem Kreise seines Rapports liegen. Hier ist der selbstbewußte Geist mit jenen Nachklängen allein, welche er aus dem Leben des Leibes mit sich hinübergenommen. Diese Nachklänge bilden den Grund und die Aussicht des nachmaligen, neuen Seyns. Es ging etwa ihr Zug mächtiger nach oben, und es ist hier ein geöffneter Ausgang: eine Aussicht, weit und frei und hehr. Oder jener Zug war mehr nach unten gerichtet, und es ist hier die Aussicht gehemmt, der Zugang zur niedren Welt der Sichtbarkeit auf ewig verschlossen; das heiße Sehnen, thränenlos,

starret in eine dunkle Oede, welche ohne Wechsel immer dieselbe ist. Ueber diesen Zustand der Abgeschiednen, über das Seyn im Reiche der Schatten, läßt sich das Ahnden der Seele, schon in der Mythologie der alten Völker, vielfach klagend vernehmen. Siehe, der Abend kommt, die Taube der Felsen verbirgt das Haupt unter dem Fittig und ruhet schlummernd in ihrem Nest; der heiße Mittag kommt, und die Hindin der Wüste ruhet wiederkäuend im Schatten des Waldes. Aber bald nach dem Dunkel der Nacht kommt der Morgen, nach der Hitze der Mittagsstunden der kühle Abend, und die Taube fleugt fröhlich aus der Kluft hervor, die Hindin erhebt sich, von neuem zu weiden am Saume des Waldes. So entfleucht auch im Herbst dem Geräusch des fallenden Laubes der Kranich, er entfleucht auf Hoffnung; denn siehe bald kehrt der Frühling wieder und rufet den wandernden Vogel zurück zur Heimath. Der Zug der abgeschiednen Seele aber, herniederwärts nach der ersehnten Leiblichkeit und ihren Freuden, ist ohne Hoffnung; auf dieses Grauen der Nacht folget nicht alsbald der Morgen, auf dieses Starren des Winters nicht in wenig Tagen der warme Sommer. Siehe, ein scheinbar bewegtes Meer, wie am Gletscher der Alpen; aber die näher prüfenden Sinnen erkennen in den vermeinten Wogen das unbewegliche Eis, kalt wie das Anfühlen eines Todten. „Besser, so läßt jener alte Dichter den Schatten des Helden sagen, glückseliger ist auf Erden das Loos des ärmsten Taglöhners, denn hier im Lande der kraftlosen Schemen das Loos des Herrschers.“

Es erscheinet selbst in dem Buch der Verheißungen und der Hoffnung, ehe denn diese Hoffnung erfüllet war, das Reich der abgeschiednen Seelen, das Land der Schatten, grauenvoll und ohne nahen Trost. Daselbst ruhen die Müden an Kraft, denn es müssen dort aufhören die Gottlosen mit Toben. Da haben mit einander Frieden die Gefangenen und hören nicht die Stimme des Drängers; beide, Klein und Groß, Knecht und der von seinem Herrn freigelassen ist, sie sind da stille und haben Ruhe: mit den Königen und Rathsherren auf Erden, die sich das Wüste bauen, mit den Fürsten, die Gold haben, die ihre Häuser mit Silber füllen. Darum warten mit Ungeduld die Mühseligen und die so betrübtes Herzens sind des Todes,

sie freuen sich zum Jauchzen und sind fröhlich, daß sie das Grab bekommen. Aber siehe, wie der leise Schlummer des Krankenbettes, welcher keine Erquickung noch Kraft bringet, ist das Seyn im Lande der Finsterniß und des Dunkels, da der Mensch dereinst hingehet und kommt nicht wieder: das Seyn in dem Lande, das trüb und ohne Ordnung, und dessen hellster Schein gleich ist dem Dunkel unsrer Nächte. Es verstummet da, wie das tägliche Lied der Lerche in den nebelkalten Tagen des Vorwinters, das lobpreisende Jauchzen der Seele zu Gott, und die Stimme des Dankens wird nimmer gehört; denn diesen kraft- und leiblos Traurenden ist ferner nicht mehr das Freuen an Werk oder Kunst, an Vernunft oder Weisheit; des nun schmachvoll ohnmächtigen Königes, welcher in seiner Pracht dem Morgenstern geglichen, welcher in seinem Herzen gedachte: ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen, ich will über den hohen Wolken fahren und gleich seyn dem Allerhöchsten: dieses Königes, der die Welt zittern, der den Erdboden zur Wüste machte, spotten die andren Schatten am meisten. Denn er vor allen liegt dahin geworfen wie ein verachteter Zweig, wie ein Kleid der Erschlagenen, die mit dem Schwert erstochen sind; er lieget, da Maden sein Bette sind und Würmer seine Decke; seine Pracht ist heruntergefahren zur Hölle, das Geräusch der Harfen ist verstummt: der sich in und durch den vergänglichen Leib über Alle am höchsten gestellt, der ist nun, ohne diesen Leib, der Niedrigste und Armseligste geworden.

So wird selbst in den Schriften des alten Bundes das Fortleben des Menschen nach dem Tode als ein schein- und freudenloseres vorgestellt, denn das Fortleben des entlaubten Baumes im Winter. Wie der entseelte Leib, wenn nun die Verwesung mit ihrem Fittige ihn deckt und Fäulniß zu seinen Häupten schwebet, dem Lebenden ein grauenvoller Anblick, so ist der Gedanke an den Zustand der Entleibung der Seele ein Gedanke des Schreckens und der Furcht. Und mit Recht erbebet hier die Seele vor dem Rauschen der Bäche Belials, vor dem Anblick der Banden, aus denen keine Rettung erscheinet: denn es ist die Entleibung der Seele, es ist der Tod (schon nach §. 40), eine Folge und Strafe des Ungehorsams und der Sünde,

und die Hand der Strafe ist schwer, ihr Dräuen ist gewaltig und mächtig, wie die Kraft Dessen, der das leibliche Leben gab. Was ist das denkende Haupt, wenn die Glieder des Leibes ihm genommen oder gelähmt sind; was könnte die Seele seyn ohne einen Leib, durch den sie das innre Bewegen kenntlich machet und durch den sie wirket. Wäre sie nicht, ganz von aller Leiblichkeit entblößet, kraftloser als das Sehnen einer am Tageslicht bald dahin sterbenden, unzeitigen Geburt, nach Nahrung und Bergung im Leibe der Mutter?

Aber wie sich schon im entlaubten Baum des Winters die Kraft der neuen, zukünftigen Belaubung und Beleibung im Frühling kund machet, so läßt uns die Lehre der alten Welt von der Seele und ihrem Schicksal nach dem Tode immer zuversichtlicher, je näher die Zeit der Erfüllung gekommen, das Wort der Hoffnung hören: daß einst der Seele von neuem ein Leib werden, daß dieses verlassene Gebein von neuem solle durch Kraft des Geistes von Lebenshauch durchdrungen und bewegt seyn. Diesem uralten Worte der Hoffnung wird es zugeschrieben, daß die Celten von keiner Todesfurcht gewußt. — „Ich weiß, so spricht jener alte Held und Sieger in den Kämpfen der Mühe und der Angst, ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß Er, der Sieger, über dem Staube stehet, und hernach wird diese meine Haut von neuem mich umgeben und werde aus meinem Fleische Gott sehen. Denselbigen werde ich mir sehen, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder." Und es saget der gottbegeisterte Mann, dessen Auge die Zukunft jenes Erretters aus den Banden des Todes, die Zukunft des von der Jungfrau Gebornen bis zum Tode der Schmach und der Ruhe im Grabe klar und hehr vorausgesehen, zu dem Volke, das sich auf Gott verlässet, und hat Sein Heil zur Mauer und Wehr: „Deine Todten werden leben und mit dem Leichnam auferstehen. Wachet und rühmet ihr Bewohner des Staubes! Denn dein Thau ist ein Thau des grünen Feldes, und die Erde wirft ihre Todten aus." Und ein Seher der letzten Dinge verkündet: daß „Viele, so im Staube der Erde schlafen liegen, werden aufwachen; Etliche zum ewigen Leben, Etliche zur ewigen Schmach und Schande."

Endlich so sehen wir die stärkste, die fröhlichste Zuversicht

der Erben des neuen Bundes; jene Zuversicht, welche in allen Gefahren Muth, in Kämpfen Kraft, in Leiden Trost gibt und Geduld, auf die Lehre von der Auferstehung der Todten gegründet: auf die Lehre von der einstmaligen neuen Ueberkleidung der Seele mit dem verklärten Leibe. Es ist der Eine, der Sieger am Staube, der Erstgeborne von den Todten, „durch welchen die Auferstehung der Todten kommt, so wie einst durch einen Menschen der Tod gekommen. Denn gleichwie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden." Es ist dieses die Lehre, von welcher der Apostel saget: „ist Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt vergeblich — — so ist euer Glaube eitel, so seyd ihr noch in euren Sünden, so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren." Denn hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen, und dieser stete Kampf bis aufs Blut, dieses tägliche Sterben, dieses Treuseyn bis zum Tode, was hilft es uns dann? „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt." Diese Lehre denn, welche auch durch „die Taufe über den Todten" als der feste Grund des Christenglaubens bezeugt wurde, redet allerdings von einer künftigen Entwicklung der Geschichte der Seele nach dem Tode, wobei auf die Bedeutung des so elend erscheinenden Leibes (§.40) abermals ein sehr erhebendes Licht fällt. Es war der Leib aus Erde gemacht, welchem Gott durch den Hauch seines Mundes die belebende Seele und den Geist gab, der Ihn erkannte, der mit Ihm redete. Es ist der ohne Aufhören fortlebende Geist, welchem einst der verklärte Leib, nun der Vergänglichkeit und dem Tode auf ewig enthoben, wieder werden wird.

Dieser Ausgang demnach, aus dem dunklen Lande da keine Ordnung ist, noch Kraft noch Kunst, in ein Land der Errettung, in ein seliges Seyn, voll Kraft und Trost, fällt nicht mehr in die Gränzen der Geschichte der Seele im engeren Sinne, sondern in die der Geschichte des Geistes. Wir werden deßhalb noch später zur Betrachtung jener hehren Lehre zurückkehren, nach welcher der innre Mensch mit einer Behausung, mit einem Leibe, der von oben ist, überkleidet, und hiermit das Sterbliche soll verschlungen werden von dem Leben. Denn dieser neue Leib wird

nicht durch ein Geschäft des Sichtbaren und Leiblichen, sondern des Geistigen geboren.

Es erscheinet uns, während des Lebens der Sichtbarkeit, der Vorgang der Verleiblichung (nach §. 40) als eine Unterwerfung der Seele unter das Gesetz einer höheren Ordnung, oder als ein Dienstbarwerden derselben für einen andren, fremden Willen. War es das Walten des Geistes, welches lebendig machet und frei, dem sich der Mensch bei Leibes Leben hingegeben und gelassen: wohlan! dieses Walten stirbt im Tode nicht, und dieser Zug der Liebe und Verleiblichung wird auch dann nicht ohne Erfüllung und innre Kraft seyn. Von dem was den Menschen erwartet, welcher bereits hienieden ein Leben des Geistes angezogen, hat der sterbende Sokrates, als nun die untergehende Sonne seines letzten Tages ins Gefängniß hereinblickte und der tödtliche Trank des Schierlings schon bereitet wurde, in der Weise eines Sehers gesprochen, dessen Auge das siehet was droben und was ewig ist. Das Leben des Leides und des Widerstrebens und des ungestillten Sehnens ist vergangen; siehe, ein Leben der geistigen Lust und der Liebe hat begonnen, ein Seyn dessen Sehnen von einer seligen Sättigung zur andren immer höher steiget. Hier sind die Räume, hier sind die Wohnstätten, gegen welche die verlassene Wohnstätte der Erde noch kaum so erscheinet, wie das dämmernde, trübe Grauen der Meerestiefe, zu dem reinen, klaren Himmel über einem grünenden Gebirge.

„Wie? ist das dieselbe Sonne, die mir geleuchtet, als ich noch im krankenden Leibe war? Wie ganz anders leuchtet diese höhere Klarheit, in welche das Auge ungeblendet schauet und deren Strahl ohne sengende Gluth ist. Bäume und Blumen des Paradieses, getränkt von der krystallenen Fluth der Lebensströme, wie war Alles, was auf Erden grünete und blühte, gegen euch nur ein armer Schatten! Du Purpur und Lasur des durchsichtig edlen Gesteins, das hier Grund und Wand des Gebirges ist, wie matt waren gegen deinen Glanz die armen Splitter, mit denen das sterbliche Geschlecht als mit den köstlichsten Kleinoden sich schmücket. Speise des Lebens, welche nährende und heilende Kraft der Erde war der Deinen gleich."

„Selig das Auge, welches siehet was hier gesehen, selig

das Ohr, welches höret, was hier vernommen wird, seliger aber noch ist das Herz, das da fühlet was hier gefühlt wird. Siehe da ein Leben der Liebe der seligen Seelen, unter deren Gesellschaft sich öfters die Fremdlinge des höheren Heimes mischen. Siehe, dort vereinet ein himmlischer Bund jene Seligen, welche schon auf Erden nach Erkenntniß des Höchsten und Göttlichen gestrebt. Wie erkennt hier das Auge, welchem ein Glanz der Ewigkeit aus Gott leuchtet, Alles so klar und deutlich, was es auf Erden nur in nächtlichem Grauen gesehen; wie fließet hier der Mund, himmlisch beredt, im Preise der ewigen Weisheit über, und die Sprache der Erde wird zu einem Liede der Ewigkeit. Du Liebe von oben, wie wird nun erkannt, daß alles das, was wir geliebt und gesucht, nur Du warest; wie selig ist auch da oben die Liebe der einen Seele zu der auf ewig gefundenen andren, weil sie es weiß, daß sie nur Liebe zu Dir ist."

„Aber dieß sind noch nicht die Stätten des ewigen Bleibens für die Seele, welche aus dem Geist geboren ist. Du Schwinge des Sehnens, welches von einer Ruhe, die Gott dir gab, zur andren immer stärker geworden, du zeuchst die klärer und freier werdende Seele immer höher hinan zu dem Abgrunde des seligen Seyns, aus welchem der Strom des Lebens hervorquillt. Näher an dem irdischen Seyn trug die Welt, in welche die vom Leibe geschiedene Seele sich aufschwang, noch das Bild und die (wenn auch verklärtere) Farbe der verlassenen Wohnstätte des Irdischen; es war hier annoch, wie um den Wanderer, der nun schon vor der Hütte der Ruhe stehet, ein friedliches Spiel und Wechseln der Lichter und Schatten. Höher hinan, siehe! da ist das Besuchen der hehren Mächte von oben häufiger und näher, die Liebe ergeußt immer reichere und höhere Seligkeiten in die anbetende Seele. Aber auch du, du Bund der himmlischen, an den Strahlen der ewigen Weisheit, die nach der Sichtbarkeit hinabfallen, sich erfreuenden Geister; du Bund eines Erkennens, das ohne Irrthum ist, du bist es noch nicht, in welchem das von Gott gezogene Sehnen sein ewiges Ruhen findet. Höher hinan denn, du Sehnen! es ist annoch über diesem Allen jene Liebe, welche dich von Ewigkeit geliebt, jene ewige Weisheit, welche

dich zum Seyn bereitet und an Mutterhänden geführt, auf Adlersfittigen getragen hat, in den Tagen deines Fleisches; gehe herein zu den Thoren der Ewigkeit. Ja, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gekommen, das ist hernach bereitet denen, welche Ihn lieben."

Mit solchen Worten und Farben beschreibet schon die Ahnung eines sterbenden Weisen, welcher, ohne ihn zu kennen, nach dem Trost der Völker sich gesehnt, noch mehr aber die Ahndung eines Solchen, welcher den Trost der Völker kannte und im Herzen trug, das Seyn der Seele, in welcher bereits hienieden das Walten des Geistes und der rechte Zug der Liebe zu Gott begonnen, wenn sie den elenden Leib verlassen hat. Diesem himmlischen Zuge gegenüber findet sich aber häufiger noch in der am Staube hangenden Seele ein Walten des Fleisches, welches, scheinbar in eigner Kraft bewegt, wie der fallende Stein, den der Zug der Schwere hinab zum Abgrunde reißet, von der höheren Ordnung des Geistigen sich lossagt. Dieses Walten gleicht der wechselseitigen Zusammengesellung der wägbaren Elemente eines todten Leibes oder abgestorbenen Gliedes, nicht mehr nach dem Gesetze des Lebens, sondern nach dem Gesetze einer niedreren, körperlichen Wahlverwandtschaft: es gleichet einem Vorgange der Verwesung bei Leibes Leben. Wenn der Mensch hienieden sich jenem Zuge nach unten hingegeben, dann siehet sich die Seele — im Lande da keine Ordnung ist (Hiob 10, 22) — der Unterwürfigkeit unter ein höheres Gesetz, mit der Leiblichkeit zugleich entbunden; sie wird aber hierbei auch erfahren, was ein Leben sey, von welchem das Walten der höheren Ordnung sich geschieden. Denn nur aus diesem kommt Kraft und Freude und Befriedigung, von ihm hinweggerückt, wie im Nerven, von welchem das zu ihm gehörige Glied hinweggerissen worden, empfindet die Seele Schmerz und Ohnmacht und nagendes Sehnen.

Jene dienende Seele in der Lehre der alten Cabbalisten: Nephesch genannt, welche noch bei dem verwesenden Leibe weilet, wenn der Ruach zum Paradiese, Neschamah zur Nähe des göttlichen Ursprunges sich erhoben, ist der noch fortwährende Zug der abgeschiednen Seele nach der verlassenen Leiblichkeit hin. Es wird dieser Zug bei einigen Seelen dem Gefühle glei-

chen, welches einen innerlich gesunden Menschen ergreifet, wenn er, erquickt und gesättiget vom Mahle, Worte des dankenden Gebetes zu Gott spricht; bei Vielen aber den Gefühlen des peinigenden Hungers und des quälenden Durstes, welches ein Mensch, der die stärkende Speise nur sah, zugleich aber versäumte sie zu genießen, beim Hinwegnehmen des Mahles auf immer empfindet. Denn nur das wird ein Eigenthum des inneren und ewigen Menschen und gehet mit diesem hinüber, was während der Kämpfe des Lebens in die Natur des Geistigen verklärt und verwandelt worden.

Ob der Menschenseele, wenn sie vom sichtbaren Leibe geschieden, noch irgend eine Macht bleibe, den andren Seelen, welche annoch im Leibe leben, sich mitzutheilen: darüber vermag die Wissenschaft nichts zu sagen. Gewiß ist, daß die Seelen, sie seyen in dem Leibe oder außer diesem, ohne Aufhören in der Kraft Dessen verbunden bleiben, welcher über das Leben der Sichtbarkeit, wie über jenes des unsichtbaren Wesens, gleiche Macht und Gewalt hat. Es ist das gemeinsame Ziel einer ewigen, unwandelbaren Liebe, in welchem sich die Seelen, welche diese Liebe annoch in einem gebrechlichen, vergänglichen Gefäß tragen, und jene, welche die Hülle abgelegt, täglich und stündlich begegnen und in Kraft und Wahrheit sich vereinen.

Erläuternde Bemerkungen. Mehreres, mit dem Inhalt des vorstehenden §. in Beziehung Stehende findet sich schon in den Bemerk. zum §. 39. — In Beziehung auf die Beachtung und feierliche Bestattung des todten Menschenleibes: des Saatkornes der Ewigkeit, hat das natürliche, dem Menschen inwohnende Gefühl von den ältesten Zeiten an bis auf die unsrigen, immer dieselbe Sprache gesprochen. Abraham (1 Mos. 23) erwirbt auf feierliche Weise die Ruhestätte für Sarahs Leichnam zu einem beständigen Eigenthum von den Kindern Heth. Daselbst, bei Abrahams und Sarahs, Isaaks und Rebekka's so wie Lea's Leichnam will Jacob begraben seyn (1 Mos. 49, 29), da wird auch, nachdem er lange im Lande der Fremdlingschaft auf Hoffnung aufbehalten worden, Josephs Leichnam beigesetzt (1 Mos. 50, 25; Jos. 24, 32). — Es ist des Elpenors Sehnen (Hom. Odyss. XI) als irrender Schatten, so wie der Wunsch der Seele des Archytas (Horat. Od. I, 28), auf die Bestattung des noch unbeerdigten Leibes gerichtet. Die hingeschiedne Seele stehet nach der Meinung des Alterthums noch in so naher Beziehung zu dem abgelegten Leibe, daß sie nicht bloß noch als ein mit diesem Verschwistertes betrachtet wird (Virg. Aen. IV, 34 e. al. ll.), sondern daß eigentlich die Seele zunächst und zumeist durch die Bestattung ihres todten Leibes geehrt wird (Lucan. IX: Cineresque in litore fusos colligite, atque unam sparsis date Manibus urnam; Servius ad Aen. III:

Animamque, sepulcro condimus). Die Seele sollte nach der Lehre der Pythagoräer noch einige Zeit nach dem Tode in der Nähe der Grabesstätte verweilen; und als ein Hirt dem Eurytos erzählte, daß die Stimme des Philolaus bei dem Grabe ihres Leichnams sich hören ließe, fragte Eurytos bloß, welche Harmonie jene Seele singe? (Jamblich. vit. Pythag. 139, 148.) Doch sollten nach derselben Lehre die Seelen der Gottlosen (bald hernach) im Tartaros wohnen, wo der Donner sie schrecke (Aristot. anal. post. II, 11). — Nach der Lehre der älteren Rabbinen, welche unfehlbar hierbei 1 Sam. 28 vor Augen hatte, kann die Seele eines noch nicht über ein Jahr Verstorbenen zurückgerufen werden; der Beschwörer sieht dann dieselbe, hört sie aber nicht; der, welcher sie fragt, hört sie, sieht sie aber nicht. — Es umschweben nach Plato (Phaed. 80, e; 113, 114; Gorg. 523, c.) nur solche Seelen, welche, in der leiblichen Lust befangen, das geistige Wesen des Erkennens haßten, die Grabstätte ihres Leibes, denn jede niedrig sinnliche Lust nagle die Seele wie ein Nagel an die Leiblichkeit an und mache sie körperartig (Phaed. 83, d.). Dagegen erhüben sich die Seelen der Bessern zu der ihnen angemesseneren siderischen Sphäre, oder, wenn sie schon hienieden zum reinen Erkennen hindurchgedrungen seyen, erhüben sie sich zu einem rein geistigen Leben bei Gott, wo ihrer das Anschauen des Wahren wartet (Tim. 42; Phaed. II. all.). — Zuweilen finden wir auch in Plato's Schriften eine deutliche Erwähnung der, wie uns Sextus Empiricus (contradit. L. IX, 66) versichert, zur Kunde aller Menschen gelangten Lehre von einem Hades (Crat. 54 u. 403; Phaedr. 257, a; Gorg. 526; de rep. II, 303; X, 608; de leg. XI, 959). Jene Beschreibung der Wohnstätten der seligeren Seelen, welche in ihrer Uebereinstimmung mit späteren, christlichen Lehren oben im §. gegeben worden, bezieht sich auf Plato's Phädon. 108 seqq.

Die φιλοσοφούμενα, welche dem Origenes zugeschrieben werden, behaupten, daß Aristoteles gelehrt habe, die Seele bleibe zwar nach dem Tode noch, sie verlösche aber im 5ten Körper. Vielleicht in Rücksicht auf solche Lehren wurden von den Vätern der Kirche ἀθανασία und διαμονή oder ἐπιδιαμονή unterschieden, und Athenagoras umschreibt die erstere als τὴν ἐς ἀεὶ διαμονήν (m. v. Huet. in Not. ad Orig. in Matth. T. XII, ed. Par. Vol. III. 811).

Die Seele, des Leibes entledigt, wenn sie hienieden das Göttliche erkannte, wird ewiger Wonne genießen; hat sie sich aber mit dem Leiblichen belastet, so bleibt sie am Boden haften (Phil. de Gigant. 288, ed. Mang. I, 267.

Als Ergänzung zu den bei §. 39 angeführten Stellen des Origenes fügen wir hier noch einige Aeußerungen jenes Kirchenvaters über das Schicksal der Seele nach dem Tode an:

Die Seele wird nach dem Tode mit einem Leibe überkleidet, welcher ihrem vorherigen, irdischen Leibe ähnlich ist und behält diesen bis zur Auferstehung (Origen. Fragm. de resurrect. ed. Par. Opp. I, p. 35). Der künftige, verklärte Leib wird vielleicht den ätherischen und himmlischen Dingen gleich seyn (id. de princ. L. I, c. VI, 4, ed. Par. I, 71). — Nach einem Fragment, angeblich des Origenes, welches Hieronymus anführt, nehmen selbst die geistigen Wesen einen Leib an, wenn sie desselben bedürfen, aber ihre Verleiblichung ist immer ein Hinabsinken zum Unvollkommneren, das Wiederablegen desselben ist ein Wiederemporsteigen (Orig. Opp. I, 194). — Nicht bloß Christen und Juden, sondern auch Griechen und Barbaren glauben, daß die Seele nach ihrer Trennung vom Leibe fortlebe. Die bessere, nicht schuldbelastete Seele schwingt sich dann da hinauf, wo die Region der reineren und ätherischen Körper ist; die bösen, von ihren Sünden zum Boden gezognen Seelen, unfähig zu

athmen, schweifen und irren da und dort umher, einige um die Gräber, wo man Seelen als Schattenbilder gesehen hat, andre um irgend andre irdische Körper. Was mögen das für Geister seyn, welche ganze Jahrhunderte an gewisse Orte oder Gebäude wie fest gebannt bleiben, sey es durch Zauberkraft oder allein durch ihre Laster? In der That, die Vernunft gebietet uns jene Geister für böse zu halten, welche die an sich indifferente (μέση τυγχανούση) Wahrsagekraft zum Betrug der Menschen und zur Abführung derselben von Gott mißbrauchen. Für dergleichen muß man auch jene halten, welche ihre (Schatten=) Leiber mit dem Geruch des Blutes und dem Dampf der Opfer zu ernähren suchen und daher bei diesen — an ihnen sich ergötzend — zugegen sind, als ob sie mit denselben ihr Leben zu erhalten suchten (contr. Cels. L. VII, Opp. Vol. I, 696, 697). — Nach einer andern Aeußerung des Origenes bleiben die Heiligen, wenn sie aus diesem Leben scheiden, einige Zeit an einer innren Stätte der Erde, welche die heilige Schrift das Paradies nennet, wie an einem Unterrichtsorte oder in einer Schule der abgeschiednen Seelen, wo dieselben über alles das, was sie auf Erden sahen, weiter belehrt werden, und wo ihnen das, was künftig ist, deutlicher enthüllt wird. Wer hienieden reineren Herzens und im geistigen Erkennen geübter war, der wird dann schneller vorwärts kommen: empor zu den Reichen des Himmels, hindurch durch die einzelnen Bleibestätten (Mansionen), welche die Griechen Sphären heißen, die heilige Schrift aber Himmel nennt. Ueberall in diesen Stätten des seligen Bleibens wird sie anschauen, was da geschieht, und den Grund des Geschehenen erkennen; sie wird Ihm folgen, der die Himmel durchwandelt hat: Jesu Christo. Auf jene mehrfachen Stätten beziehen sich die Worte Jesu: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen (Orig. de princ. L. II. c. 7, Opp. I, p. 106; m. v. hiermit Thomas Bromley a. a. O.). — Auch die Seelen der schlafenden Heiligen beten sammt den Engeln mit der Gemeinde der Betenden und mit dem Priester (id. de Oration. 11, Opp. I, 213). Schon nach Philo de execrat. 937, ed. Mang. II, 436, sollte das Gebet der abgeschiednen Seelen der Frommen für die hinterbliebenen Söhne und Töchter von Wirksamkeit seyn. —

Wir gehen nun zu einigen andern, zum Inhalte des vorstehenden §. gehörigen Bem. über.

Die Sitte des lauten Heulens und Klagens um eben Verstorbene, durch eigens hierzu bestellte Kläger und Klageweiber, findet sich noch jetzt in den Morgenländern (m. v. unter andern Steph. Schulz Leit. d. Höchst. auf d. Reisen d. Europa, Asien und Afrika. B. IV, S. 326); die Sitte des Zersetzens und Verstümmelns der Glieder, als Zeichen der Trauer um geliebte Verstorbene, vor wenig Jahren noch ganz besonders unter den (nun christlichen) Südseeinsulanern herrschend, haben noch viele heidnische, verwilderte Völker der andren Halbkugel beibehalten. Das Ehrendenkmal der Cäcilia Metella, auf welches oben im §. hingedeutet worden, findet sich bei Rom auf der Via Appia, und ist seiner Verzierungen wegen Capo di bove genannt. Es ist eine Rotonda, auf viereckter Piedestal erbaut, und zwar aus so mächtig dicken Werkstücken, daß es wie eine solide Felsenmasse anzusehen ist, in deren Innrem nur für eine kleine Kammer Raum blieb, worin man unter Paul III den marmornen Sarkophag, der einst die Reste der geliebten Cäcilie enthielt, auffand. Diese gewaltig massive Bauart hat jenes Denkmal, dem Willen des Erbauers gemäß, so lange vor dem Untergang gesichert, obgleich es mehrmalen im Krieg von Belagerten und Belagerern als kleines Fort benutzt worden. Die Inschrift sagt uns, daß Crassus der Triumvir es seiner Gemahlin Cäcilia Metella, der Tochter des Quintus Creticus, erbaute (etwa im Jahre 60 vor Chr.). — Auf bemerkenswerthe Weise schließt sich das, was im vorstehenden §., so wie im §. 23 über Scheintod gesagt worden, an

eine Vorstellung der alten Parsen an, nach welcher die Seelen am ersten Tage nach dem Tode kraftlos, an dem Orte, da der Leib starb, hin und her schwanken, am andern Tage in der Zadmarg oder Leichenkammer sich aufhalten, am dritten aber (an dem Tage, wo nach §. 23 die meisten Scheintodten erwachten) mit dem Leichnam sich nach dem Dakhme oder Kirchhof begeben sollten, in der Hoffnung, ob sie sich vielleicht wieder mit dem Körper vereinigen könnten. Wenn dann dieses Hoffen sich vergeblich gezeigt, gelangen sie am vierten zur Brücke Tschine=vad, da Mithra und Naschne=rast sie prüfen und richten. (M. v. Kleukers Zend=Avesta II, S. 357; III, 250 u. f.) — Die Lehre von den „feiner=materiellen, unsichtbaren Principien" oder dem „Nervenäther," welche die Seele beim Tod mit sich aus dem Leibe nehmen und damit sich als mit einem Leibe überkleiden sollte, ist schon alt. Jener stellvertretende Leib ist unter Andrem das Gewand, welches, nach der Vorstellung der alten Rabbinen, die Seele umhüllt, wenn sie der Zug der alten Gewohnheit nach dem verlassenen Körper hinführt. Menasseh de resurrectione L. XI, c. 6, p. 171 bei Flügge a. a. O. M. v. J. Fr. v. Meyers Hades, Frankf. a. M.; Salzmann: was ist Tod, Todtenbehältniß und Errettung vom Tode (Straßburg bei Silbermann). — Die Stellen der Schrift, auf welche sich der Inhalt des vorstehenden §. bezieht, sind: Hiob III, 13 — 21; VII, 9; XVI, 22 (m. v. Aeschyl. Agamemn. 1026). Ferner Hiob X, 18; Ps. VI, 6; Jesai. XXXVIII, 18; Pred. IX, 10; Jesai. XIV, 9. — Nach der Auferstehungslehre der alten Parsen wird das Schicksal der Seele nach dem Tode so beschrieben: in der ersten und zweiten Nacht nach dem Tode weilt die Seele des Gerechten neben dem Haupte des Leichnams und genießt hier schon einen Vorschmack des ewigen Friedens. In der dritten Nacht athmet sie schon den lieblichen Duft der Lebensbäume, erhebt sich in diesem Duft jugendlich schön und glänzend, und gelangt nun erst zur Stätte des reinen Gedankens, dann zu dem des reinen Wortes, zu dem der reinen That, endlich zum Urlicht. Die Seele des Bösen dagegen nagt die beiden ersten Nächte nach dem Tode schon im Vorgefühl aller künftigen Qualen am Gürtel des Leichnams, entzündet sich dann in fauligen Dünsten, und gelangt ebenfalls durch vier Stufen zur Urfinsterniß, da Moder und Verwesung ihre Speise sind. (Zend=Avesta Th. 1, S. XXXII.) Beiderlei Seelen gelangen jedoch erst (m. v. oben) zur Brücke Tschine=vad, da ihre Handlungen abgewogen und ihr Loos bis zum Tage der Auferstehung entschieden wird. — Außer den himmlisch seligen oder höllisch unseligen Aufenthaltsörtern wird auch noch in den Schriften der Parsen der Hamestan genannt, dahin jene unentschiednen Seelen kommen, deren gute und böse Thaten fast im Gleichgewicht stehen. Dieser Ort ist zwischen Himmel und Hölle, Hitze und Kälte sind da gleich, jede Sünde hat ihre bestimmte Büßung und Strafe, doch hat Ahriman keinen Zugang. — Endlich dann, wenn die 12,000 Weltenjahre verflossen sind, in deren letzten 3000 das Böse in der Sichtbarkeit vorherrschen soll, dann wird Sosiosch die Todten erwecken. Der Mensch soll wieder neu und sichtbar auf Erden leben: die Genien und Elemente geben die Theile des Leibes zurück, welche sie bewahrten, ein Sonnenstrahl gibt ihnen das Licht zurück, der heilige Saft des Homs und Hezeiosches Milch, geben die Kraft der ewigen Fortdauer. Aller Welt Wesen sind mit den Menschen auf Erden versammlet, es wird erkannt wer gut, wer bös war, und der Böse sagt zum Gerechten, der etwa auf Erden sein Freund war: Ach warum hast du mich auf Erden, da ich doch dein Freund war, nicht gelehrt, mit Reinigkeit zu handeln? warum nicht zum Guten geleitet? — Hierauf wird Sosiosch die auferstandnen Todten richten, die Frommen zu ewig seligen Freuden erheben, die Gottlosen zur Qual der Hölle verdammen, wodurch sie jedoch endlich gereinigt und geläutert werden sollen,

und dann eine Wiederbringung aller Dinge beschrieben wird, ähnlich jener des Theopompus, davon wir bei Plutarch (Lib. de Isid. et Osir.) und bei Diogenes Laërtius lesen. Ueber die Lehren der verschiednen Völker, das Schicksal der Seele nach dem Tode betreffend, vergl. m. das schon angeführte Werk von Ch. W. Flügge: Gesch. des Glaubens an Unsterblichkeit, Auferstehung, Gericht und Vergeltung. 4 Bände. Leipzig 1791 — 1800; die Auferstehungslehre bei den Rabbinen ebendaselbst I, S. 221. — Stellen der Schrift, auf welche sich hierbei noch im §. bezogen wurde, sind: Hiob XIX, 25; Jesai. XXVI, 19; Ezech. XXVII, 5 — 10; Daniel XII, 1 — 3. Aus den vielen in älterer und neuerer Zeit bekannt gewordenen Thatsachen, welche für die am Ende des §. erwähnte Macht der abgeschiednen Seele, andren noch im Leibe lebenden Seelen sich mitzutheilen, Zeugniß geben, wollen wir hier nur die neulich im Monthly Review (1830, p. 229) erwähnte zum Beispiel wählen. Lord Byron erzählt sie, der sie unmittelbar aus dem Munde des Capitäns Kidd selber vernahm. Dieser, der Capitän Kidd, schlief einst bei Nacht in seiner Hängematte, da erweckt ihn ein Gefühl, als ob etwas Schweres auf ihm läge. Er öffnet die Augen, und es däucht ihm, er sähe bei dem schwachen Licht, das die Cajüte erhellte, die Gestalt seines Bruders, der damals als See-Officier in Ostindien war, gekleidet in seine gewöhnliche Uniform, quer übers Bett liegen. Er hält dieß für eine leere Einbildung, schließt die Augen und bemüht sich wieder einzuschlafen. Aber der Druck auf seinen Körper dauert fort, und so oft er aufblickt, sieht er die nämliche Gestalt quer übers Bett gelehnt. Er streckt die Hand darnach aus, berührt sie und hat das Gefühl, als sey die Uniform ganz naß. Erschrocken ruft er jetzt einen seiner Mitofficiere zu Hülfe, und sobald dieser hereintritt, verschwindet die Erscheinung. Wenige Monate nachher erhält Kidd die Schreckenspost, daß in derselben Nacht, in welcher er die Erscheinung hatte, sein Bruder im indischen Meer ertrunken sey. M. v. auch die im Juniusheft (1830) desselben Journals erzählten Geschichten von ähnlicher Art und Inhalt. Unter den seltsamen Sagen des Alterthums über Seelen, welche sich lange nach ihrem Tode sollten wieder sichtbar gemacht haben, vergl. m. u. a. die bei Herodot (IV, 14, 15) über den Aristeas, der das eine Mal 7 Jahre nach seinem Tode, ein anders Mal nach 310jährigem Ausbleiben sollte wieder erschienen seyn.

Unterschied der Seele des Menschen von der Seele des Thieres.

§. 42. Die Verschiedenheit des leiblichen Menschen, im äußeren Bau und Kräften, von dem Thiere, beruhet, so sahen wir oben (im §. 24) hauptsächlich in der aufrechten Stellung und in der großen Beweglichkeit der Sprachorgane. Der Mensch allein, unter allen Lebendigen unsrer Sichtbarkeit, ist durch Gestalt und Zusammenfügung seiner Glieder, von der Fußsohle bis zum Scheitel, befähiget, den ganzen Leib (nicht bloß wie der Vogel durch Zurückbeugung des Halses den Kopf) in eine nach oben gekehrte Richtung zu bringen und in dieser ihn zu bewegen. Die Augen sind hierbei nach vornen gestellt, nicht wie bei den meisten Thieren nach beiden Seiten hin; nur die Füße

sind beim Stehen und Gehen an die Berührung des Bodens gebunden, der ganze obere Leib mit seinen Armen und ihren der künstlichsten Bewegung fähigen Händen, erhebt sich, in vollkommener Unabhängigkeit und Freiheit, und vermag zu gleicher Zeit, während welcher die Füße am Boden hinschreiten, die Geschäfte des mannichfachen, dem Menschen gegebenen Berufes zu vollbringen und das ruhige Wort der Rede auszusprechen.

So ist auch in der Seele des Menschen ein Element, welches diese frei und hehr über das nach unten gerichtete Treiben und Begehren der thierischen Natur erhebt; ihr Kraft gibt, über den Zug der Sinnlichkeit zu herrschen: die Kraft des freien Willens, welche, vor allen athmenden Wesen der Erde, nur der Mensch hat. Dieses Element der innren Menschennatur ist der Geist (nach Abschn. IV.). Der Geist auch ist es allein, welcher der Menschenseele ein andres Vorrecht vor der Seele des Thieres und ihren Kräften gibt: das Vorrecht des Wortes, oder der eigentlichen Sprache, deren Wurzel und Anfang hinübergehet in ein Reich des Unsichtbaren und Ewigen. Eine Erwägung dieses Anfanges der Sprache wird uns einen schicklichen Uebergang zu der Lehre vom Geist des Menschen gewähren, und möge deßhalb hier den Schluß unserer Betrachtungen über die Seele des Menschen im engeren Sinne bilden.

Die Zustände des Licht- und Leichtwerdens der Seele beim sogenannten Hellsehen wirken, so sahen wir oben im §. 26, zunächst auf Veredlung und Erhebung der Sprache. Dieß thun aber jene Zustände nicht allein, sondern Alles, was die Seele in ihrer eigenthümlichsten Kraft und Natur aufregt und stärkt, das weckt und entwickelt die Sprache. Die alte chaldäische und arabische Uebersetzung der heiligen Schrift gibt die Stelle: Genes. 2, 7: also ward der Mensch eine lebendige Seele (נֶפֶשׁ חַיָּה) durch: also ward der Mensch eine redende Seele, ein sprechender Geist (רוּחַ מְמַלְּלָה); denn wie das Athmen beim Leibe, so ist das Geschäft des Wortes, die Sprache, bei der Seele des Menschen das eigenthümlichste Zeichen des Lebens; dieselbe ist kräftiger und einfältiger, oder unmächtiger und unwirksamer, je nachdem das innre Leben stärker oder schwächer flammt.

Das Rollen der losgerissenen Felsenmassen nach der Tiefe, der Sturz des Wassers vom Gebirg herunter, das Aufwallen der aus ihren Fesseln entlassenen unterirdischen Elemente, bei vulcanischen Ausbrüchen und Erdbeben, werden nur als ein Hall, als ein dumpfer Donner vernommen; denn diese ganze Region der gröberen Körperlichkeit vermag aus eigner Kraft keinen eigentlichen Ton, sondern nur Laute hervorzubringen. Die atmosphärische Luft aber ist unter gewissen Umständen und an manchen Orten, wenn elektrische Kräfte mächtig sie ergreifen und durchwirken, einzelner klagender Töne fähig. Das eigentliche Reich der Töne, das Vermögen, den Laut des gegeneinander bewegten, leiblichen Elementes zum harmonischen Zusammenklang zu erheben, wird, so sahen wir oben, erst in der lebenden thierischen Welt gefunden. Die Stimme der innren, hochgesteigerten Lust des Lebens, welche die liebliche Wärme des Frühlings und die von andren Lebenskräften durchdrungene Luft im Vogel wecken, wird zum melodischen Gesange, welcher in jedem irdisch Lebendigen, das ihn vernimmt, ein ähnliches Gefühl aufregt, als die Wärme und die belebende Luft des Frühlinges selber und unmittelbar. *Eine allbewegende Naturkraft hat sich hier nur mit dem Gewande des thierischen Lebens und Wesens überkleidet; sie ist aber dabei immer noch dieselbe, die sie war, in ihrer Wirksamkeit geblieben.* Es entlocken Lust und Schmerz, Liebe und Haß dem Thiere Töne, welche mit ansteckender Gewalt das innre Feuer, das sie hervortrieb, überall um sich her entzünden und verbreiten.

Diese Töne, diese Melodien denn, auch wo sie im Thierreich sich am vollkommensten vernehmen lassen, sind vom Wort, sind von der Sprache des Menschen so weit und sehr verschieden, als das unbewußte und unbemerkte Mitbewegen des Baumes mit der um die eigne Achse und um die leuchtende Sonne bewegten Erde, in welcher seine Wurzeln haften, von der freien Bewegung des Thieres an und über den Boden hin, oder wie das unwillkürliche Folgen der thierischen Natur, wenn das sinnliche Bedürfniß dieselbe ziehet, zu dem herrschend freien Willen der menschlichen.

Es wird in den Worten, in den Lauten der Menschen-

sprache neben dem Bild der Farben und Gestalten noch etwas sehr Andres; mit dem Ausdruck für die Lust und den Schmerz des Leibes zugleich etwas hiervon noch sehr Verschiedenes: eine Welt des Göttlichen und Geistigen abgebildet und in einen hörbaren Ton verkleidet — die Welt, aus welcher alles Leben, alles Bestehen der Dinge kommt, und zu welcher nur der Geist, nicht die Seele den Zugang findet und weiß. Denn jener, der Geist ist es, durch welchen der Mensch allein über die Düfte und Farben, wie über den belebenden Hauch des irdischen und leiblichen Frühlinges hinausragt, in das Reich eines andren, höheren: eines ewigen Frühlinges der Geisterwelt; und wie der Ton des singenden Vogels nur eine Ueberkleidung der belebenden, irdischen Naturkraft, so ist das Menschenwort eine Verleiblichung der von den andren Wesen unerkannten und doch auch ihnen nahen Gotteskraft, aus welcher die Welt der Geister eben so ihren Anfang genommen und Bestand, als die Welt der Sichtbarkeit. „Eine Verleiblichung, worin diese Kraft noch als dieselbe, die sie war" in jedem Geiste, der sie vernimmt, Geistiges zu wirken und zu schaffen vermag.

Allerdings ist es gegründet, daß im jetzigen Zustande der Dinge die Menschensprache größtentheils als etwas von außen Weitergegebenes, als etwas Ueberliefertes erscheint. „Der Mensch hat bei seiner Geburt fast nichts als den thierischen Schrei des Schmerzens und der Lust mit sich gebracht, die Sprache muß eben so durch ein Werk der geistigen Zeugung auf ihn und in ihm fortgepflanzt werden, als das sinnlich thierische Leben durch das Geschäft der leiblichen Zeugung." Es behält diese Lehre von einer Fortpflanzung, — Fortzeugung — der Sprache, welche eine anfängliche, geistige Schöpfung derselben voraussetzt, ihre innre Kraft und Bedeutung, auch wenn wir daneben jene bedeutungsvolle Gabe der Sprachgestaltung, die wir bei Kindern, bei einsam oder in der Wildniß erwachsenen Menschen und selbst bei Taubstummen finden, keineswegs unberücksichtigt lassen.

Wie nun? war der Mensch von Anfang an ein zwar sprachloses, aber sprachfähiges Thier, so hat er etwa die Töne seiner Sprache von dem brausenden Winde, von dem schreien-

den Thiere, oder von dem singenden Vogel entlehnt? „Diese mit Vernunft begabte Spottdrossel der Natur hat die Stimmen und Töne aller tönenden Wesen der Natur nachgeahmt, und eine solche Nachahmung der Stimme wurde zugleich der Name des tönenden oder lautenden Dinges. So ist aus dem Aneinanderreihen von Ton an Ton, von Laut an Laut die Menschensprache, eben so wie aus dem zufälligen Zusammenballen und Zusammenkleben von Sandkorn an Sandkorn, von Stäublein an Stäublein, die ganze schöne, große Welt geworden. Die Verschiedenheit der Sprachen wäre dann auch aus der Verschiedenheit der lebenden und stimmgebenden Natur zu erklären. Denn in dem einen Lande sind es die Laute des brüllenden Löwen, welche, vor allen andren, den Menschen, so wie die ihn umgebende Thierwelt mit Schrecken erfüllen; anderwärts übertönen der brausende Sturm und das Donnern der Katarakten, vermischt mit den Tönen des Geheuls nordischer Wölfe, alle andren Stimmen der Natur, und geben so der Landes- und Volkssprache einen andren, eigenthümlichen Charakter."

Hat auf diese Weise der Mensch die hohe, göttliche Gabe der Sprache wirklich auf dem gewöhnlichen Wege des mechanischen Nachahmens vom plärrenden Affen, vom schreienden Papagai oder vom brüllenden Stier überkommen, so wird sich eine solche Entwicklung der Sprache, von unten herauf, wohl auch noch aus einem Vergleich der älteren und ältesten Menschensprachen mit den späteren und jetzigen erkennen lassen. „Die erste Sprache wird bloß einen kleinen Kreis von Tönen, als unwillkürlichen Ausdruck der natürlichen Bedürfnisse: Schreie des Wohl- und Mißbehagens, und außer diesen einige brummende, pfeifende und sausende Töne: Namen der Thiere und andrer bewegter Wesen bedeutend, enthalten haben. Erst später wird der Mensch, gleich jenem berühmten Münchhausen, an dem eignen Haarschopf seines Gedankenganges sich herausgehoben haben aus dem Sumpfe der bloß sinnlich thierischen Ausbrüche und Sprachtöne, in die Region höherer, geistigerer Vorstellungen. Wir sind es ja, wir Menschen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, das lehren uns viele gedruckte Werke, welche mit Mitleid zusehen dürfen, wie die Hebräer, wie die Griechen, zwar eine Idee nach der andren mühsam sich errun-

gen, dabei aber, wie schon der Anblick des Index und der Capitelüberschriften zeigen mag, nicht zum zehnten Theil der Ideen gelangen konnten, welche manches unsrer Universitäts-Compendien umfasset."

Wohlan denn, vergleichen wir die Sprache der alten Hebräer, der Inder und Parsen, oder jene der Griechen und Römer, mit einer der sogenannt hochgebildetsten der neueren Völker, etwa mit der der Franzosen oder selbst mit unsrer wahrhaft edlen Muttersprache. Die neuere Sprache wird doch wohl in der größeren Zahl ihrer Worte ungleich mehr voll geistiger Anklänge, geistiger Bedeutungen und Nebenbedeutungen, viel fähiger des Ausdruckes der tiefesten göttlichen Gedanken und Vorstellungen seyn, als die alte und älteste Sprache, die ja dem Münchhausenschen Sprachsumpfe ungleich näher stehen muß? — Aber wie nun, wenn sich bei einem solchen Vergleiche etwas ganz Andres ergäbe? — In der That, unsre neueren Sprachen, verglichen mit der einfältig tief bedeutenden Sprache der alten Welt, erscheinen an geistigem Gehalt, an Gedankenkraft, statt reicher und mächtiger geworden, vielmehr verarmt und unmächtiger; die bei weitem größere Zahl der Worte hat bloß noch die sinnliche Bedeutung behalten; unsre tiefer gründende Philosophie hat sich, als sie die Welt der Gedanken, welche sich ihr aufgeschlossen, in Worten der Muttersprache abspiegeln wollte, eine neue Bahn, zurück in die längst vergessene, alte Bedeutung und zu den Wurzeln der Worte brechen, hat sich so ihre eigne, altbegründete Sprache wieder erringen müssen, welche einem an die bloß sinnliche Bedeutung der Worte verwöhnten Ohre so lautet, als wäre sie die Sprache eines unbekannten, fernen Landes. Den höheren Aufschwung, zu der Kraft wahrhaft göttlicher Gedanken und Gefühle, hat die neuere Sprache überall an dem Nachbilden des alten, den Völkern der früheren Zeit heiligen Wortes, an dem Nacheifern der alten Sprachen erlernen müssen, für sich selber wäre sie hierzu schwerlich wieder gekommen. Betrachten wir die ältesten uns bekannten Sprachen, auch nur rücksichtlich der Bedeutung ihrer Worte, so muß es uns, sind wir anders unbefangen, auffallen, daß bei weitem der größere Theil der Worte entweder neben der sinnlichen noch eine wun-

dervoll witzig sich anreihende übersinnliche und geistige Nebenbedeutung habe, oder daß geradezu die geistige Bedeutung des Wortes die ursprüngliche und frühere zu seyn scheint, an die sich, ganz der gewöhnlichen Vorstellung entgegen, die sinnliche erst anreihte. Es sind nur wenige, einfältige Worte, welche ein altes, heiliges Buch der Hebräer spricht, und sie regen in mir das ganze, innre Lied einer geistigen und leiblichen Schöpfung auf; es sind wenige, einfache Worte der alten griechischen Sprache, in denen ein Geist, wie jener des Herakleitos, Gedanken ausspricht, um welche sich die Sprache der Encyklopädisten in ganzen Reihen von Bänden vergebens abmüht und abringet.

Ist die Sprache, was in gewissem Sinne wohl zugegeben werden kann, wie jetzt noch im Kinde, durch Nachahmung, etwa der von außen vernommenen Töne und Laute entstanden; hat das lebendige Wesen, das der Mensch benennen sollte, ihm hierzu erst seine eigenthümliche Sprache vernehmen lassen müssen, so wird ihm wohl eine solche äußerliche oder innerliche Mittheilung oder Anrührung auch von jenem Geistigen und Göttlichen zugekommen seyn, mit welchem die älteste Sprache so viel zu thun hat. Es wird der Mensch, wie uns dieß ein altes, heiliges Buch sagt, die Stimme des Göttlichen bald in der Kühle des Abends, bald in dem Haine zu Mamre, oder aus dem feurigen Busche und im Donner des Sinai zu seinen Ohren vernommen haben. Und ein solches Erlernen der Sprache, wie des Kindes vom Vater, erschiene zu ihrer Zeit und an ihrem Orte wohl begründet.

Aber ist denn überhaupt das Erlernen der Sprachen, wie das des jetzigen Kindes vom Vater, das einzige, ja das wichtigste Moment, das wir bei der Geschichte des Entstehens und der Entwicklung der Sprache zu berücksichtigen haben? Vergessen wir nicht dabei ein andres, noch ungleich höheres und wichtigeres? „Allerdings, so wird jeder des Wortes vorzüglich kräftige Mensch bekennen müssen, ist mir in meiner Kindheit die Muttersprache durch Hören der Worte, die alte, vielsinnige Menschensprache durch ein Aufnehmen derselben ins Ohr und Gedächtniß von außen gegeben, und durch das Nachbilden mit Stimme und Zunge in mir befestigt worden. Erst da aber, als

mich der Augenblick einer innren, höheren Begeisterung ergriffen, lernte ich die Sprache lebendig gebrauchen, lernte ich wahrhaft reden." — Erst dann, als von Gott begeisterte Männer, erst dann, als die auch in ihrem Kreise von einer höheren Begeisterung angewehten Dichter und Redner sich der Sprache der neueren Völker bemächtigten, erhielten diese Sprachen ihre eigentliche, höhere Würde, ihre tiefere Bedeutsamkeit, ihren rechten Wohlklang. Denn es ist ein Unterschied zwischen reden und reden.

Neben dem etwa äußeren Moment, dem des Entstehens der Sprache, als eines Gegebenen und auf dem Wege der Sinnen Empfangenen, ist noch ein innres, das aus dem Geiste selber kommt, zu unterscheiden. Dieses innre Moment des Sprach-Entstehens und Vernehmens erscheint öfters als ein völlig selbstständiges, vom äußeren ganz unabhängiges. Selbst die zweideutige Region des Hellsehens lehrt uns: daß eine Sprache des Geistes zum Geiste möglich sey, ein Mittheilen und Wahrnehmen der innren Gedanken und Bewegungen des Herzens, ohne das mündlich ausgesprochne Wort. Wer im innren Gebiet des Seelenlebens Einiges erfahren, der weiß es, daß auch im gewöhnlichen, wachen Leben zuweilen ein gegenseitiges sich Verstehen der Seelen, ohne äußere Laute und Worte möglich sey. In der Geschichte des Magnetismus zeigt sich, daß der Magus der kranken Menschennatur, die er sich unterworfen, mit seinen eignen, innren, geistigen Bewegungen und Vorstellungen zugleich auch das passende, treffende Wort zu geben vermöge, und zwar durch eine Art der von innen kommenden Aufregung des Geistigen, ähnlich jener, welche im Gebiet des bloß Seelischen auch am Thiere sich zeigt. An einigen unsrer zartesten und zugleich vielstimmigsten Sangvögel erscheinen unter andrem jene Töne, in denen dieselben die Eindrücke der äußeren Natur kund geben, welche auf sie ein- und durch sie hindurchwirken, höchst bezeichnend und charakteristisch. Es sind andre Töne, welche sie vernehmen lassen, wenn die heitre Morgensonne in den Käfig hineinscheint, andre Töne, wenn sie der kalte Wind aus den nordischen Wäldern oder der feuchte Hauch der nahenden Regenwolken anwehet; andre, wenn der Vogel am heißen Mittag zum kühlen Bache hinunterfleucht, um da zu trinken; wieder andre, wenn er im

Wasser gebadet die Zweige sucht, um da sich zu sonnen. Die vieltönige Stimme des Vogels erscheint dann wie eine Aeolsharfe, auf welcher die Bewegungen der äußeren Natur sich kund geben oder sein ganzer vielsagender Gesang wie ein gegliederter Leib, dessen Organe jetzt diese, dann eine andre Region der Gefühle umfassen und ergreifen.

Und sollte sich hier nicht wirklich jener Vorgang nur auf einer andren Stufe wiederholen, durch welchen (nach §. 11) der Leib gebildet wird? Das Entstehen so wie das Bewegen des Leibes gehet allerdings zuerst von einem Antriebe aus, welcher aus dem Innern, aus der Selbstthätigkeit des Einzelwesens hervorkommt. Aber diesem (einseitigen) Antrieb würde nimmermehr die Gestaltung eines organischen Leibes, noch das vielseitige Bewegen dieses Leibes gelingen, wenn nicht hülfreich und ordnend über den innren Antrieb, jenes allerhaltende Band waltete, welches das Einzelwirken zu einem Gesammtwirken, zu einem Streben für Alle machet. Dieses Band ist es, welches, durch den Zug des Einzelnen zu Allen, den Gliedern ihre bestimmte Form und ihr eigenthümliches Bewegen werden lässet, wobei das Suchende in genauester Beziehung stehet auf das Gesuchte, das innre Bedürfniß auf seine äußere Erfüllung.

Das Organ der Stimme ist nach §. 16 ein Leib im Kleinen, welcher mitten im größeren schwebt und an welchem sich alles das wiederholt, was an diesem gefunden wird. Was an dem sichtbaren Gesammtleib die augenfälligeren Glieder und ihr Bewegen, das sind an dem kleinen Leib der andren, schon vergeistigteren Ordnung: an dem Organ der Stimme, die zunächst dem Ohr vernehmbaren Töne und Worte. Auch dieser seelenartigere Leib ist nach demselben Gesetz entstanden, als der gröbere Körper, der jenen feineren in sich trägt. Den innren Antrieb des Gefühles erfasset ein allwaltendes Band des gegenseitigen Verstehens und Begehrens und machet die Stimme dieses Gefühles zum ausdrucksvollen Tone oder zu dem festbezeichnenden Worte.

Von dem merkwürdigen Jacob Böhme erzählt sein Lebensbeschreiber und Freund, der ein gelehrter Arzt war, daß er durch eine Art von innrem Hellsehen die rechten und eigentlichen Namen der Dinge (etwa der Pflanzen) von den falschen, die

man ihm absichtlich oder aus Irrthum genannt, jederzeit zu unterscheiden gewußt habe. Möge man sich bei dieser Erzählung denken, was man wolle, möge man sich die Thatsache so oder anders erklären, gewiß ist, daß die Namen der Dinge in einem viel wesentlicheren, tieferen Zusammenhange, mit der Weise, in welcher sie sich uns offenbaren: mit ihren Eigenschaften stehen, als wir dieß gewöhnlich annehmen.

Es mag allerdings eine ältere, ursprünglichere Muttersprache des Menschengeistes geben, als jene, welche wir seit den Zeiten der Völker und Heiden Muttersprache nennen, und welche, von Geschlecht zu Geschlecht, das Kind von den Eltern erlernt. Eine Muttersprache, in welcher die Worte und Namen in einem so innigen und nothwendigen Verhältniß mit dem Wesen der Dinge selber stehen, als der lebende Nerv mit seinem Glied, als der eigenthümliche Ton mit der eigenthümlichen Beschaffenheit und Spannung der Saite: eine Natursprache des Geistes, wie die Stimme des Vogels eine Natursprache des Leibes ist. Diese Sprache des Geistes wird die der Seele seyn, wenn dieselbe dem Leibe und seinem Verband mit der Sichtbarkeit enthoben, das schauet und empfindet, was vom Geschlecht des Geistes ist. Wir betrachten deßhalb hier zunächst nur die gewöhnliche in vielfacher Art gestaltete Wortsprache, worinnen der eine redende Bewohner des Landes zum andren spricht.

Auch dieser wird derselbe Weg der Erzeugung und Bildung zugekommen seyn, als der Leiblichkeit überhaupt. Jede Sprache der Einzelnen mußte ursprünglich von einer Bewegung des Mitgefühles ausgehen, wenn sie eine für Andre verständliche seyn und werden sollte. Bei dieser Bewegung eines Organes der Menschenseele, welches (nach §. 34) ein Punkt des Begegnens zweier Welten: der geistigen wie der leiblichen ist, mußte aber, unmittelbarer noch als bei dem Entstehen der gröberen Körperlichkeit, hülfreich und ordnend die Kraft jenes Geistes mitwirken, der selbst für die niedrere Region der Sichtbarkeit ein allerhaltendes Band ist. Sein Walten ist es, wie bei der Bildung des Leibes gewesen, welches dem einzelnen Glied oder Wort der Rede jene bestimmte Form gegeben, durch die dasselbe in feste (ergänzende) Beziehung gerade zu dem Verständniß und innrem Bedürfen der andren mitsprechenden Menschen und zu der mit-

seyenden und mitwerdenden Welt trat. So ist jede besondre Sprache durch denselben Zug des Einzelnen zu Vielen entstanden, durch welchen nach §. 51 diese oder eine andre völkerthümliche Form des Leibes an den verschiednen Menschengeschlechtern der Erde erzeugt worden.

Es wiederholt sich, in einem bald größeren, bald geringeren Umfange, die Geschichte der ersten, ursprünglichen Entstehung der Sprachen bei jeder kräftigen Erweckung des Mitgefühles und der innren Begeisterung. Abgesehen von jenen einzelnen Fällen, in welchen (so erzählen glaubwürdige Beobachter) der geistig angeregten Seele die Macht und der Gebrauch einer ihr vorhin ganz oder fast ganz fremden Menschensprache gegeben worden; so erscheint wenigstens in ihrer Wirkung auf andre Seelen die Sprache der Begeisterung als eine neuverliehene, nicht durch alltägliche Mühe oder Kunst angelernte.

Sollte sich aber die alte Schöpfung der Sprache, wie ja schon bei jeder neuen Geburt eines sichtbaren Menschen die Schöpfung des Leibes, nicht auch da in ihrer ganzen Macht haben wiederholen können, wo eine neue, innre Geburt der Menschennatur aus dem Geiste geschah? Sollten nicht da der Seele, welche zu dem Mitgefühl von göttlich-menschlicher Art erwacht war, mit dem gottbegeisterten Zug der Liebe zu allen Geschlechtern der Menschen zugleich auch Worte und Reden aller Sprachen der hörenden Menschen gegeben worden seyn? Sie entsatzten sich, heißt es bei einem solchen Sprachenwunder, „sie entsatzten sich aber Alle, wunderten sich und sprachen zu einander: siehe, sind nicht diese Alle, die da reden, aus Galiläa, wie hören wir dann ein jeglicher seine Sprache, darin wir geboren sind? Parther und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Mesopotamien und in Judäa und Cappadocia, Ponto und Asia, Phrygia und Pamphilia — — — wir hören sie mit unsren Zungen die großen Thaten Gottes reden.“

Hier ist das alte Geheimniß des eigentlichen innren Ursprunges der Sprache. Wie einst der Mensch durch Gottes Hand geschaffen und dann ihm ein lebendiger Odem eingehaucht worden, wie er aber im jetzigen Zustand sein Geschlecht nur auf dem natürlichen Wege der Zeugung fortpflanzt, so wird auch, seit einem ältesten, großen Wendepunkt der Geschichte

des Menschengeistes, die Sprache durch sinnliche Mittheilung fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht, und ist seitdem dem Wandel und der Entartung unterworfen. Einst aber war sie ein lebendiger Odem, welcher, gleich jenem befruchtenden Thau, der beständig aufstieg, das Erdreich zu befeuchten, ohne Aufhören ausging zu dem Menschengeiste, von dem Geiste durch den er ward. Es ist diese alte, ewige Sprache noch jetzt, mitten in der auf gewöhnlichem Wege erzeugten Muttersprache und überkleidet mit ihren Worten, die eigentliche, rechte Sprache. Alle ihre Worte sind Wahrheit und Leben und Feuerflammen der tiefesten, innersten Begeisterung. Die Himmel hören, wie das alte Lied Mosis sagt, ihre Rede, und die Erde — die ganze Sichtbarkeit — vernimmt sie. Denn die Sprache des Geistes im Menschen mit Gott und Gottes zu dem Menschen: die Sprache des Gebetes ist selber vom Geschlecht jenes Wortes, durch dessen Kraft die Welt geworden und welches alle Dinge erhält.

So wird erkannt, daß der Mensch eigentlich und allein nur durch den Besitz der Sprache, durch den Gebrauch des lebendigen Wortes zu einem Herrscher aller Lebendigen der Sichtbarkeit und zu einem wahrhaften Gleichniß und Ebenbild Gottes werde. In dieser seiner höchsten Bedeutung und Würde soll den innren Menschen die Lehre von dem Geiste, zu welcher wir nun übergehen, noch mehr und näher betrachten.

Erläuternde Bemerkungen. Wie schon Plato den Menschen das gottesfürchtigste Thier genannt hatte, so besteht auch nach Philo (quod a Deo mittant. somn. 570, ed Mang. I, 625) der eigenthümliche Vorzug des Menschen vor dem Thiere in der Fähigkeit das Seyende, Gott zu verehren (*θεραπεύειν τὸ ὄν*). Dem Menschen ist nach Aristoteles (Probl. S. XXX, 6) am meisten zu glauben, weil er (wie Plato dem Neokles antwortete) allein zählen kann. Oder auch deßhalb, wie er allein die Götter verehret. — Im Stein ist die (ruhende) Haltung (*ἕξις*), in der Pflanze die bewegte Haltunz (*ἕξις ἤδη κινουμένη*) oder *φύσις*, im Thier hat sich diese *φύσις* mit Phantasie und Begehren überkleidet und ist zur Seele geworden, im Menschen kommt hierzu der selbsterkennende Geist oder *νοῦς* (Phil. SS. Leg. Alleg. II, 1091, ed. Mang. Vol. I p. 71. Nach Max. Tyr. Diss. XL p. 418 ed. Davis, begründet diesen Vorzug der *λόγος*). Dieser, erhaben über das thierisch sinnliche Leben (*Μασὶκ* nach Phil. quis rer. divin. sit haeres. 488, ed. Mang. I p. 480, genannt), machet die Seele des Weisen zu einem Himmel der Erde, zu einem Abbild des Sternenhimmels (ib. p. 493 siv. 485), und ist der Erzeuger der Sprache (*τούτου δὲ πατέρα τὸν νοῦν· ἀπὸ γὰρ διανοίας ὥσπερ ἀπὸ πηγῆς φέρεται τὸ τοῦ λόγου νᾶμα*, id. de nomin. mutat. 1055, ed. Mang. I,

588). Die Sprache ist dem Menschen von Gott wie ein Gewand gegeben (id. quod a Deo mitt. somn. 580, ed. Mang. I, 636).

Bemerkenswerth ist der Ausdruck des Pythagoras (Diog. Laërt. VIII, 30), welcher die Worte Sturmwinde der Seele nannte (τοὺς δὲ λόγους, ψυχῆς ἀνέμους εἶναι).

Die feste, unwandelbare Beziehung des Wortes oder des Begriffes auf das mit ihm Benannte oder auf das Gedachte, weiset schon Plato nach (Soph. 252; 259; Phaed. 103).

Bei der Verwirrung der Sprachen waren es nach Origenes (in Numer. Homil. XI, ed. Paris. Opp. T. II p. 307.) die Schutzengel der verschiedenen Völker, welche in diesen die verschiedenen Sprachen wirkten. Nur die Hebräer, deren Volk nicht unter der Aufsicht eines Engels, sondern unmittelbarer unter göttlicher Leitung stund, behielten die anfänglich durch Adam gegebene Sprache.

Das nothwendigste und wichtigste Zeichen der Ankunft des h. Geistes, welchen Jesus sendete, bei den Gläubigen war dieses: daß jeder von ihnen in den Sprachen aller Völker redete, wodurch die künftige Einheit der rechtgläubigen Kirche bei allen Völkern (Aug. de civit. Dei c. 49 s. fin. ed. Par. Opp. Vol. VII p. 532), die Vereinigung aller Zungen zu einem gemeinsamen Werk des Glaubens (id. in Ps. XVIII enarr. II, 10, ed. Par. IV, 85) vorbedeutet wurde. Denn durch die Sprache wird die Verbindung des menschlichen Geschlechtes inniger; so sollte durch die Sprachen aller Völker die künftige innige Verbindung aller Kinder Gottes und Glieder Christi unter allen Völkern bedeutet werden (Aug. Serm. LXXI, de verb. Evang. Matth. 12, 28 ed. Par. V p. 398, 399.) — Es kam der h. Geist, erfüllte sie, und sie fingen an in den Sprachen aller Völker zu reden, welche sie, nie gekannt, nie gelernt hatten. Aber sie lehrte Der, welcher gekommen war. — — Und dieß war damals das Zeichen seiner Einwohnung, daß Die, welche er erfüllte, mit allen Sprachen redeten (Serm. CCLVII, 2, ed. Par. V, 1089). Wie nun? sprachen vielleicht die, in welche der h. Geist gekommen war, besondre Sprachen, der Eine diese, der Andre jene, und theilten sich so gleichsam unter die Sprachen aller Völker? — Keineswegs, sondern jeder Einzelne sprach in den Zungen aller Völker: gleich als eine Einheit der Kirche in den Sprachen aller Nationen (Serm. CCLXVIII, 1 p. 1091). Sie fingen an zu reden in allen Zungen, so daß jeder von den Anwesenden in dem, was sie redeten, seine eigne Sprache erkannte (Serm. CCCLII, de poenitent. 2, ed. Par. V, p. 1363; id. in epist. Joh. c. 2, Tractat II, 2, Opp. III, part. 2 p. 837). So wie damals ein Mensch in den Sprachen aller Völker redete, so redet jetzt, durch alle Völker, in den Sprachen aller, die Einheit des Geistes (Serm. CCLXXI in die Pentecost. Opp. V. part. I, pag. 1103); und seitdem dieß, das vorbedeutet war, bei der Ausgießung des Geistes in Erfüllung ging, wurde die wundervolle Gabe der Sprache hinweggenommen (Enarr. in Ps. CXXX, 5, ed. Par. Vol. IV p. 1463). Wie Haupt und Leib Ein Mensch, der Mensch Christus und die Kirche Ein vollkommner Mann; Gemahl und Vermählte, beide Ein Fleisch sind; so ist der Mensch, der aller Völker Zungen redet, eine Einheit (Aller) (in Ps. XXIII enarr. II, 10, Opp. IV, p. 85).

Es ist die Seele im Menschen, welche durchs Auge sieht, durchs Ohr hört, durch die Zunge spricht; was die Seele im einzelnen Menschen, das ist der Geist in der Kirche (Serm. CCLVII, 4, Opp. V, 1090). — Gott gibt die Erkenntniß; er gibt das Verstehen des gehörten Wortes; er spricht in unsren Herzen ohne Ton (in Ev. Joh. c. 8, Tractat. XLI, 5, ed. Par. T. III part. 2 p. 567). Nur durch Gottes Beistand vermag der Mensch recht und wahr zu reden (de Ge-

nes. ad litter. L. VII, c. 1 T. III p. 2 pag. 211). — Die Zungen der Bösen stehen unter der Gewalt des Teufels (enarr. in Ps. CXLIII, 18, ed. Par. IV, 1608). — Wie der Mensch die wilden Thiere zähmt, so zähmt und regiert Gott, wenn wir ihn anrufen, unsre Zunge (Serm. LV, 2, 3, Opp. V, 321). — Die Verwirrung der Sprachen entstund daher, daß die Menschen auf Gottes Befehl nicht horchten und diesen nicht verstehen wollten; so machte Gott, daß auch sie unter einander ihre Befehle nicht verstunden (de civit. Dei L. XVI, c. 4, Opp. T. VII, p. 419). — Die Sprache Gottes ist das ewig unveränderliche und bleibende Wort, die ewige Weisheit, durch welche Alles gemacht ist (Augustin. enarr. in Ps. CXXXVIII, 8, Opp. T. IV, p. 1537).

(M. v. auch zu diesem §. die erl. Bem. zum §. 24.)

Wir gehen nun zu einigen Bemerkungen andrer Art, über den Inhalt des verstehenden §. über.

Wie die aufrechte Stellung des Menschenleibes nach §. 24 hauptsächlich auf der vollkommneren seitlichen Entwicklung der einzelnen Theile, auf der vollkommneren Ausbildung einer rechten und linken Hälfte beruht, so das ihr entsprechende Vorrecht der Menschenseele (das Vorrecht des freien Willens) auf einer entschiedneren Scheidung der innren, erkennenden und wollenden Kräfte in eine rechte und linke, gute und böse Richtung. — Den oben, im §. 24 erwähnten sieben Hauptsystemen des Leibes entsprechen, wie wir dieß schon im Vorhergehenden erkannten, an der Seele: Verstand, Vernunft, Phantasie und Gedächtniß; ferner dann der Region des obern Muskelleibes, oder der Brust, die innre Region des Begehrens; der der Verdauungsorgane, jene der Gefühle; der Region der Erzeugung jene innre der Selbstgestaltung, die wir auch im §. 34 nach einer ihrer Hauptäußerungen kennen lernten, und aus deren Grund vornehmlich Liebe und Haß, Zerstörung wie neue Bildung hervorgehen (m. v. §. 33). — Wie der leibliche Mensch durch vorzügliche Entwicklung der Organe des Schmeckens und Fühlens vom Thier sich auszeichnet, so der geistige durch eine vorzügliche Entwicklung der innren Seelenorgane, welche denen des Schmeckens und Fühlens parallel stehen (m. v. §. 36). — Wie der leibliche Mensch die Speisen einer künstlichen Zubereitung unterwirft, so der geistige die innren Nahrungsmittel der Seele, nach §. 31. — An den äußeren, hülflosen Zustand, in welchem der leibliche Mensch geboren wird, erinnert jener innre, vermittelst dessen, wie der vorstehende §. dieß auseinandergesetzt, der natürliche Mensch seine Sprache durch Mittheilung erlernen muß, nicht aus sich selber zu bilden und zu entwicklen vermag. Was die Erörterungen des vorstehenden §. über das Entstehen der Sprache betrifft, so waren diese der Inhalt einer früheren, ungedruckten Arbeit des Vrf., und sind darum, als ein zusammenhängendes, selbstständiges Ganzes fast unverändert hier aufgenommen worden, obgleich sich darinnen (doch in ganz andrem Zusammenhange) Einiges zu wiederholen scheint, was schon im Vorhergehenden erwähnt worden. — Der sogenannte wilde Mensch, der an der siebenbürgisch-wallachischen Gränze im Walde gefunden und nach Cronstadt gebracht wurde, wo er 1784 noch lebte, hatte gar keine Sprache, keinen articulirten Laut, ließ bloß im Unmuth ein Brummen hören, und drückte sein Sehnen nach dem alten, wilden Aufenthalt im Walde, wenn er Bäume sah, durch Geheul aus. Er lernte auch nie sprechen. — Dagegen bildete sich der verwilderte Mensch, der in Michael Wagners Beiträgen nach einem Schreiben aus Zips in Ungarn vom 11 Oct. 1793 beschrieben ist, aus den später erlernten Worten eine ganz eigenthümliche Sprache, worin er das Brennen und die Hitze „Sausen," den Schnee „Simon und Juda" nannte, weil um diese Jahreszeit dort der erste Schnee fällt. Seinen Wohlthäter, der ihn dem wilden Zustand, worin er einem

Thiere glich und nur den Ton „Ham" hervorbringen konnte, entnommen hatte, nannte er „seinen Trost." M. v. auch Condamine, histoire d'une jeune sauvage; die Geschichte des wilden Peters, der 1714 bei Hameln gefangen worden und 1785 starb, im Magazin für das Neueste aus der Naturg. u. Phys. IV, B. III, S. 96, so wie jene des wilden Mädchens, das 1767 bei Frauenmark gefangen worden. — Jedes Kind bildet sich (aufgeregt zu diesem Bemühen durch das Hören der Menschensprache) anfangs seine eignen Worte; selbst Taubstumme bilden sich häufig, neben der Zeichensprache, noch gewisse Laute, womit sie ebenfalls Gefühle oder Gegenstände bezeichnen wollen.

IV.

Die Lehre vom Geist.

Die selbstständige Weisheit.

§. 43. Wir wollen von einer Weisheit reden, welche des menschlichen Nachsinnens Anfang ist und Trieb des Forschens; alles Erkennens Ende und Erfüllung. Von einer Weisheit, welche dem Gesicht der Menschenseele das Licht, dem Gehör die Töne, dem Mund seine Sprache gibt; sie selber das Licht des Lichtes, des Wortes Stimme. Denn wie sollte unser Sinnen, welches unweise ist, die Rede von der Weisheit finden, hätte sie nicht selber uns im Worte das Wort von ihrem Preise auf die Zunge gelegt.

Fülle des Frühlinges, wenn du Ströme von Blüthen, die nicht zur Frucht werden, auf andre Ströme schüttest; Fülle der Meere und des Landes, wer hielte dich, daß dein Hinausgießen nicht zur Verschwendung und Auflösung würde, wäre nicht sie da, eine Haushälterin aller Kräfte der Zeit und Ewigkeit, nicht sie da, welche die Fülle, die nicht mehr des Einzelnen seyn will, welche das Ueberschwellen des Stromes zu einem nährenden Segen für Viele und Alle machet. Zug des Hinwegeilens und Hinabsinkens, wer verwandelte deine Abwege in den harmonischen Kreislauf der Welten, wäre nicht sie da, ein Band, geschlungen um Alle, eine Erhalterin, welche Jedem, das da ist, es giebet, ein Etwas für Viele und Alle zu seyn.

Der Weisheit Ausgang ist aus Gott; ihr Weg, an den Creaturen, führet zurück in Gott. Willst du die Spuren

sehen, welche ihr vorüberschreitender Fuß der Tiefe eingeprägt, so blicke die Welten an, welche, eine durch die andre gehalten, der gemeinsamen Sonne zugeordnet sind; die Sterne, deren Bewegen und Bleiben ein Bewegen und Bleiben des einen am andren ist; die Gesteine der Erde, umfasset von der gemeinsamen Schwere, an sich tragend ein Gepräge der Ordnung und Schönheit, das von der Ordnungen Urbild zeuget. Willst du das Gebilde ihrer Hand sehen, so schaue den lebenden Leib an, denn sie ist es, die Bildnerin, welche der Seele das Gebäu der organischen Leiblichkeit bereitet; magst du das Gewebe sehen, welches sie von unsichtbarem Anfang an zum unsichtbaren Ende hin durch die Sichtbarkeit geschlagen, so erhebe dein Auge und betrachte den Bund, welchen in allem Geschaffenen der Mangel mit der Fülle, die Sättigung mit dem Bedürfniß geschlossen, und welcher bestehet zwischen Einem und Allen, zwischen Allen und Einem. Verlangt es dich aber, nicht die Bildnerin allein, sondern in ihr die ewig liebende Mutter zu erkennen, so erforsche, was sie für dich, den Menschen gethan; begehrest du das Gespräch ihres Mundes zu hören: so vernimm das Wort vom Leben, welches der Geist der Weisheit zum Geist des Menschen gesprochen.

Wie der Vogel nur durch die tragende Luft in der Höhe schwebend erhalten wird, von welcher herab er die unter ihm gelegene Weite überblicket; so wird die Seele des Menschen über ihrem eignen Seyn und Wesen durch ein Element gehalten, welches der Geist heißet; damit sie, über sich selber erhoben, sich selber, wie der Vogel die unter ihm liegende Weite, sehe und wisse und erkenne. Denn jene Weisheit, welche der Geist ist, der Geist aus Gott, hat nicht allein die andren Creaturen mit der Welt ihres Bleibens verknüpfet, und dieselben zu einer Lust des Menschen, zu einem Punkt des Bewegens der unsichtbaren Lebendigen zugerichtet; sondern sie hat die Seele des Menschen mit dem Heim des Göttlichen verbunden, hat sie zu einem Seyn erschaffen, an dem Gott seine Lust hat und auf welches der beachtende Blick einer höhern Geisterwelt gerichtet ist.

Und dieser Zug der Verknüpfung der erkennenden und liebenden Seele, nicht mit den Creaturen allein, sondern, ohne

Aufhalt und Hemmung, mit dem Erkennen, mit der Liebe der Gottheit, ist der Mutterarm, welcher den Menschen trägt, daß er frei gemacht zum Erkennen und zum Lieben, über das zu walten vermag, was an ihm selber Creatur ist. Denn der haltende Geist, welcher den Menschen an ein göttliches Seyn füget, wie den fallenden Stein an seinen Planeten, ist es, der dem Willen die Macht gibt zu wählen das Gute oder das Böse, wie dem Verstand das Bewußtseyn des eignen Selbst.

Ein Wirken dieses Geistes ist schon die erhaltende Vorsicht, welche selbst die niedrere Leiblichkeit, die sonst der Trieb des eignen, besondren Werdens zerstäuben würde, ordnend zusammenhält; wie sollte diese Vorsicht, da wo sie zur Sorge der liebenden Mutter geworden, der Menschenseele nicht nachgehen, vom Anfang bis zum Ende, wenn diese, von dem Mittelpunkt ihres seligen Heims sich hinausreißet zur Gefahr des Todes. Darum hat der Zug des verknüpfenden Bandes das Heil von oben selber bewogen, daß es hinab käme in die Leiblichkeit des Menschen; sein Zug ist es, welcher die Menschenseele ohne Aufhören zurück rufet zu Gott.

Wie der lebenden Seele, wenn sie, hinabwärts gehend, zur Sichtbarkeit sich gesellet, durch die Kraft des Bandes, welches das sichtbare Geschöpf dem All der sichtbaren Schöpfung vereint, der sterbliche Leib gegeben wird; so wird, durch die Kraft des Geistes, das aufwärts, nach dem Quell des Seyns gerichtete Sehnen der Menschenseele, mit den Wirklichkeiten der Gottheit selber verbunden und der Seele hierdurch ein Leib von unsterblicher, höherer Art gegeben, dessen Auge nicht für das Licht der Sonne, sondern für das der Gottheit, und dessen Stimme nicht nur für sinnliche Laute, sondern für das Wort gemacht ist, das von Ewigkeit war. Es ist dieselbe Kraft, welche dort das Einzelleben mit seiner mitlebenden Welt durch den Bau der organischen Glieder verknüpfte und die hier die Seele mit dem Leben und Erkennen aus Gott verwebet, durch das Gefüge der neuen Glieder, welches der Tod nicht auflöset.

Es ist jedoch, um diese Neues bildende Kraft des Geistes zu erkennen, selber ein Auge nöthig, welches nicht mehr nur

jenes innre (psychisch fernsehende) ist, das die Seele des Menschen noch mit der des Thieres gemein hat, sondern ein solches, das der Geist geschaffen. Denn es ist das Kommen des Geistes, wenn es sich aufmachet, wie der Strahl der Wetter, dem Auge der Seele verborgen, und die Stätte seines Ausganges findet der Verstand nicht. Diese ist verhohlen vor den Augen der Lebendigen; der Abgrund und das Meer sprechen: sie ist nicht in uns; die Vernichtung und der Tod sprechen: wir haben mit unsern Ohren ihr Gerücht gehört. Der Geist aber, wenn er zur Leiblichkeit sich gesellet, saget zu ihr: ich habe dich gebildet und durchdringe dich, du aber begreifest mich nicht; er saget zur Seele: ich bekleide dich, wie ein Gewand den Leib, du aber siehest mich nicht.

Dennoch wird der das Menschliche vom Thierischen unterscheidende Verstand, auch wenn er den Namen nicht weiß, das was des Geistes ist, neben dem das der Seele für sich allein ist, leicht erkennen. Denn des Geistes ist das, was der Phantasie ihre idealisch schaffende Kraft, dem Gefühl ein Empfinden der Kräfte der Ewigkeit, dem Erkenntnißvermögen das Selbstbewußtseyn, dem Gemeingefühl die Gestalt des Gewissens, der Sprache das eigentliche Wort gibt.

Aus dem Innren des Planeten wirket die Macht einer wechselseitigen Anziehung, welche den irdischen Körpern den Zug der Schwere und den innren Zusammenhalt der Theile gibt: welche das Eisen zum schweren und dehnbaren Metall gestaltet. Aber aus einem andren, höheren Mittelpunkt der Welten wirket eine andre Kraft hervor, welche den Planetenbahnen die gemeinsame Lage um den Aequator der Sonne, welche unsrer Erde, wie den andren verwandten Welten die Neigung der Axe auf der Ebene der Bahn und die jährliche Bewegung gibt. Wir kennen diese bewegende und gestaltende Kraft der höheren Ordnung, welche wie der Lichtstrahl durch den festen und dichten Krystall, ungehemmt durch die planetarische Leiblichkeit hindurchwirket, in der einen ihrer Erscheinungsweisen als Magnetismus.

So kömmt das Walten des Geistes aus der Mitte einer ewigen Geisterwelt hervor, und wie die magnetische Kraft oder

das Licht durch das Wesen der planetarisch dichten Massen, so gehet die herrschende Macht des Geistes durch Seele und Leib.

Es ist die Schwere und der innigere Zusammenhalt der Theile, was dem Eisen gemeinsam mit andren schweren und dehnbaren Metallen zukömmt. Aber neben diesen allgemeinen Zügen der irdischen Leiblichkeit hat zu dem Wesen jenes bedeutungsvollen Metalles der Zug einer höheren Ordnung den Zugang gefunden, welcher der schwebenden Nadel die beständige Richtung und periodische Bewegung der Pole gibt. Nicht das Silber, nicht das näher verwandte Kupfer oder das geschmeidige Zinn, sondern vor andren das Eisen wird von dem Strom jener höheren Kraft ergriffen und bewegt.

So ist es vor andren Wesen unsrer Sichtbarkeit die Seele des Menschen, welche das Walten des Geistes nicht bloß spurlos durchdringt, wie das Licht das Glas, sondern welche es selberkräftig, in den Strom seines Bewegens aufnimmt, mit seiner eigenen, höheren Natur überkleidet. Die Seele des Menschen, vor allem andren Leben unsrer Sinnenwelt, erscheinet zugleich nach zwei verschiedenen Richtungen des Seyns bewegt. Denn wie das polarische Eisen eine eigene Schwere, gleich andren metallischen Körpern, abwärts nach dem Boden führt, so theilet die Seele des Menschen mit der Seele des Thieres den Zug nach der Leiblichkeit. Aber jene allein folget dem Zuge, hin nach den Angelpunkten einer höheren Weltordnung, jene allein jedoch, wird auch in diesem Bewegen — gleich der Magnetnadel, wenn dieselbe durch gewaltige Meteore in zuckendes Bewegen geräth — durch fremdartige und feindselige Kräfte von geistiger Art gehemmt und gestört.

Erläuternde Bemerkungen. Wir wollen den Inhalt des vorstehenden §. hier nur mit wenig Worten an den Inhalt der früheren Abschnitte dieses Buches anknüpfen. — Nach §. 3 würde der Moment, in welchem das creatürliche Leben entsteht und als ein etwas von Gott Verschiedenes sich setzt, alsbald auch der Moment seines Vergehens werden, wenn nicht der selbstthätigen Richtung des Lebens eine passiv, den höhern, belebenden Einfluß wieder aufnehmende Richtung folgte oder verbunden wäre (§. 38). Der Moment der Verleiblichung jeder (sowohl sichtbaren als unsichtbaren Art würde) alsbald in den der Auflösung und Vernichtung übergehen, wäre nicht ein Band da, welches der für sich allein unstatthaften Leiblichkeit ein Bestehen um Andrer willen gäbe (m. v. das Ende der erl. Bem. zum §. 3, auf S. 17, so wie den ganzen 4ten und 11ten §.), den Unsichtbaren ein Bestehen zunächst um einer zu ihnen gehörigen unsichtbaren, den Sichtbaren ein Bestehen um

einer ihnen verwandten sichtbaren Region willen. Die Wesen denn, welche (nach §. 3) durch einen gleichsam zweiten Act der Göttlichkeit zum besondern Seyn erschaffen worden, werden durch einen dritten Act in diesem ihrem Zusammenbestehen mit Andern erhalten. Dieser Act wird uns in der Verknüpfung der niedern Körperwelt als Band (der Schwere, des Zusammenhalts, der Krystallisation) sichtbar (m. v. §. 5), oder als allerhaltende Vorsorge (§. 30). Der erkennende, mitsehende Geist im Menschen siehet nicht allein die Wirkungen, sondern den Quell dieser in die Sichtbarkeit gelegten Kräfte in jener Wirklichkeit Gottes, welche der Geist ist (§. 3). Dieser ist es, welcher der Menschenseele ein verknüpfendes Band mit der erbarmenden Liebe, ja mit dem Seyn der Gottheit wird, und welcher der Seele zugleich mit den Kräften des Erkennens oder Mitseyns mit Gott (nach §. 35) schon hienieden einen Vorschmack der Seligkeit gibt. „Denn" nach einem Ausspruch schon des früheren Alterthums „ist es allein die Erkenntniß, worinnen die Seligkeit Gottes und das Glück des Menschen bestehet; das Thier ist nicht glücklich, weil es nicht Erkenntniß hat" (Aristot. de morib. X. 8). Die das Göttliche erkennende Kraft im Menschen ist selber ein Göttliches und Unsterbliches (Plat. Tim. 72). Sie ist das Höchste in der innren Dreiheit im Menschen, welche als νοῦς (oder ἐπιστήμη), δόξα ἀληθής, ἄνοια, oder als νοῦς, ψυχὴ, σῶμα bezeichnet wird, indem der θυμὸς nur als eine, dem selbsterkennenden Geist öfters hülfreiche Kraft der ψυχὴ erscheint (ib. 69). Statt der Lust wohnt den Göttlichen Erkenntniß bei (Plat. Phileb. 33). Auch das höchste Ziel des menschlichen Strebens soll die Erkenntniß des Guten seyn, wodurch alle Kenntniß erst zu einer fruchtbaren wird (de rep. VI, 505). Es gibt eine Erkenntniß, welche Maß und Ordnung in allen Dingen gewährt (wie der alles ordnende Geist). — Bei Aristoteles (de anim. III, 5) erscheint der Geist als der selbstthätige Verstand; ein Leidenloses und Unvermischtes, seinem Wesen nach eine ewig seyende Wirklichkeit, ja als die ewige Wissenschaft im All, als der göttliche Verstand. Der menschliche Geist empfängt durch Gott und in Gott schauend das wahre Wissen (ib.) durch Gott, dessen Vernunft ein wirkliches Vernehmen, eine unaufhörliche Einsicht ist, eine mühelose, welche nicht erst aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit gebracht werden muß (Met. XII c. 9). Der selbsterkennende Geist ist in uns auf ähnliche Weise als in Gott (Phys. VII, 2; VIII, 5). Er ist das dem Menschen Eigenthümliche; wie ein Fremdling in der (sichtbaren) Natur erscheinend; außer Zusammenhang mit der Form des Körpers; ohne bestimmtes Organ seiner Thätigkeit; wenig oder nichts vom Alter leidend; unzerstörbar (de anim. I, 4).

Das Anerkennen der nothwendigen innren Beziehung des menschlichen Erkennens auf ein göttliches, sprach Chrysippos in dem seltsam lautenden Satze aus: nicht geringeren Nutzen gewähre der Weise dem Zeus, als Zeus dem Weisen (Plut. adv. Stoic. 33: ἀρετῇ τε γὰρ οὐχ' ὑπερέχειν τὸν Δία τοῦ Δίωνος, ὠφελεῖσθαί τε ὁμοίως ὑπ' ἀλλήλων τὸν Δία καὶ τὸν Δίωνα σόφους ὄντας, ὅταν ἕτερος θατέρου τυγχάνῃ κινουμένου.)

Der Geist (νοῦς) ist nach Philo das Höchste, das Herrschende in unsrem Innren, wie es an unsrem Leibe das Gesicht ist. Er ist göttlicher Natur, allein unvergänglich, allein mit Freiheit begabt, aus den Banden der Nothwendigkeit entlassen. Den andren Lebendigen fehlt der freie Wille, sie wie mit Banden gebunden, sind darum in die Herrschergewalt des Menschen übergeben. — Dagegen ist auch der Mensch rücksichtlich seiner Handlungen, weil diese aus freiem Vorsatz hervorgehen, einer Verantwortlichkeit unterworfen: einer Bestrafung oder Belohnung fähig. Denn wer von Gott die Macht des freien Willens empfing und

Gott selber hierin gleichend, von der strengen beschwerlichen Herrschaft der Nothwendigkeit befreit wurde, mag mit Recht für strafbar erkannt werden, wenn er seinem Befreier nicht gehorchet. — Die Augen der Seele, mit ihrem inwohnenden Sehnen das Seyende zu schauen, gleichen dem Geflügel, das nach oben strebt; sie erheben sich, Alles verlassend empor zu dem Ungewordnen (ewig Seyenden) Phil. de mund. 1156, ed. Mang. II, 607, 608.

Das gewöhnlichste Wort der Alten für den Geist ist νοῦς (von den Pythagoräern zuweilen als φρένες bezeichnet); das der neuen Zeit gegebene ist πνεῦμα. In Beziehung auf mehrere im vorstehenden §. gebrauchte Ausdrücke erinnern wir an Marc. 13, 11; Luc. 12, 12; Römer 8, 26; Ps. 143, 10. — Uebrigens sey auch hier noch einmal Oetingers tiefsinniges Buch: „Die Wahrheit des sensus communis" erwähnt, welches vielfältig von dem Gegenstand dieses §., von der selbstständigen Weisheit handelt.

Scheidung des innren Menschen nach Geist und Seele.

§. 44. Es ist der Leib, welchen menschliche Gewalt und die Macht der äußeren Elemente ohne Aufhören zu berühren, zu verletzen und selbst zu tödten vermag, nur einer, obgleich derselbe beständig aus dem Verein zweier Elemente, eines unteren, das aus der Speise hervorgeht, und eines oberen, das aus der Luft des Himmels kommt, sich erhält und erzeuget. So ist auch der innre Mensch, so ist die Seele, welche keine menschliche Gewalt, kein äußres Element zu tödten, noch zu verletzen vermag, nur eine, obgleich das inwendige Leben, so lange es in der Sichtbarkeit bestehet, durch zwei Elemente sich gestaltet und bewegt, davon das eine aus der Natur des Leibes hervorgeht, das andre aber aus der Region des Geistes kommt. Das eigentliche Ich des Menschen: die Seele ist es, welche jetzt im Fleische, jetzt durch eine höhere, ihr zu Theil gewordene Kraft im Geiste zu seyn vermag; welche schon hienieden an den Einen fleischlich, an den Andren geistlich gesinnet und gestaltet gefunden wird.

Aus dem innersten Mark der lebenden Pflanze entfaltet sich der Mittelpunkt der Blüthe, in welchem sich, zur Zeit der Zeugung, ein Leben von thierartiger Natur, mit seinem eigenthümlichen Begehren und seinen bewegenden Kräften regt. Der Moment dieses Lebens ist ein schnell vorübereilender, sterblicher; weil sich das innre Bewegen noch nicht, wiederholt, mit jenem oberen Element zu überkleiden vermag, in welchem und durch welches allein es sich beständig wieder erneuern

und so fortlebend erhalten kann: mit dem Element des Odems aus der Atmosphäre. Am Thier und am Menschen ist das, was die Pflanze nur auf einen vorübereilenden, vorbildlichen Moment in ihrem Innren empfangen, zu einem für die Zeit des ganzen, jetzigen Daseyns bleibenden Leibe, zum wesentlichen Organ der Seele selber geworden. Dieser thierische Leib erhält sich aber im Leben und Bewegen nur dadurch, daß er sich ohne Aufhören mit dem oberen Lebenselement der Luft vereint und überkleidet.

Was die belebende Luft zum thierischen Leibe, das ist der Geist zur Seele des Menschen, deren Leben nur durch ihn und in ihm ein bleibendes, ein ewiges wird. Das Blut des lebenden Leibes wird bei dem innersten und wesentlichsten Geschäft des thierischen Lebens: beim Athmen, selber zu einer luftartigen Substanz; denn Luft ist das obere Element, mit welchem es zu einem Leib werden, mit welchem es sich überkleiden und verleiblichen soll. Beide denn, das Blut wie das von diesem begehrte Oxygen, sind im Augenblick des Athmens: Luft. So bezeichnet — sinnvoll das Geschäft des äußeren Lebens mit dem des innren vergleichend — die Sprache aller Zeiten und Völker sowohl die Seele als noch mehr den Geist durch ein Wort, welches zugleich den belebenden Hauch der Luft, den Wind, oder das Emporwallen des tropfbar flüssigen Elementes zur Dampfform bedeutet, und es vergleichet nicht bloß das Buch der Offenbarung das übermächtig neugestaltende Walten des Geistes an Seele und Leib mit dem Brausen eines gewaltigen Sturmwindes, sondern es erscheinet auch dem Sokrates der unsichtbare Geist gleich einem lebendig wehenden Winde. Die irdische Lebensluft, wenn sie beim Brennen mit dem entzündbaren Stoff sich vereint, zeiget sich der Natur und Kraft des Feuers nahe befreundet, ja als ein leuchtendes und wärmendes, läuterndes und verzehrendes Feuer selber. So wird auch der Geist nach einem höheren Ausdruck der Sprache ein Feuer, und es wird die Ueberkleidung des Elementes der Seele mit jenem des Geistes, eine Taufe mit der Kraft des Feuers genannt.

Es wird, durch den Weg der natürlichen Zeugung, einem Tröpflein Blutes die Kraft gegeben, auf eigenthümliche und selbstständige Weise den Geist der Luft in sich zu nehmen: zu

athmen. Hierdurch entstehet der sichtbare Leib, der Leib der Zeit, welcher, nachdem er kurze Zeit geblühet, wie die Blume des Grases, abnimmt und verwelket und in Staub zerfällt. So wird durch den Weg einer neuen, höheren Zeugung der Seele die Kraft gegeben, auf eigenthümliche und selbstständige Art den Geist aus Gott in sich zu empfangen und mit ihm sich zu überkleiden. Hierdurch entstehet der innre, neue Leib, der Leib der Ewigkeit, dessen Herrlichkeit ohne Aufhören, dessen Kraft in einem immerwährenden Zunehmen und Wachsen ist.

Der ganze äußre Mensch, offenbart als lebende Seele durch den lebenden Leib, wird öfters in der Weise der alten Sprache Seele genannt; der ganze innre Mensch aber, in derselben Weise, der Geist. Es ist das Gemüth, der innre Sinn, in welchem der Geist mit seiner Wunderkraft sich verherrlicht und verständlich machet; es ist der Geist, in welchem und durch welchen die Seele zur Herrscherin über sich selber und ihre Welt wird. Das noch nicht zu eigen gewordene, sondern erst in diesem Werden begriffene Leben der Ewigkeit, verschieden von dem sichtbaren Leben der Seele, wie der Mutterleib, welcher annoch für den Leib des Ungebornen Nahrung nimmt und athmet, von diesem es ist, wird zuweilen in jener Sprache als Geist von der Seele unterschieden. Die Stunde der Geburt wird kommen und der ans Licht getretene, lebende Leib wird nun selber und unmittelbar Eines mit der belebenden und gestaltenden Luft. So wird auch einst der Mensch, dessen Wesen hienieden scheinbar in drei verschiedene Mächte getheilt war, nur Einer seyn: der Leib, in Kraft der Ewigkeit wird die Natur des Geistes anziehen, so wie der Geist die Kräfte des himmlischen Leibes, und sie alle sind alsdann nur Ein Leib, sind nur Eine Seele.

Erläuternde Bemerkungen. Obgleich unter Andern Parmenides es aussprach, daß die Seele und der selbsterkennende Geist eines seyen (τὴν ψυχὴν καὶ τὸν νοῦν ταὐτὸν εἶναι Diog. Laert. IX, 22), so war dennoch die bei §. 41 angeführte Theilung des Menschen in den selbsterkennenden Geist, in Seele und Leib die gewöhnlichere. Aber auch die heilige Schrift alten und neuen Testamentes scheidet an vielen Stellen das Wesen des Menschen nur in zwei verschiedne Hauptrichtungen: in jene des Leibes und der Seele oder auch mit andren Worten des Leibes und des Geistes. Eccles. XII, 7. Der Staub (Leib) kehrt wieder zur Erde, welche er (vorhin) gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. (Aehnlich ist diesem die Stelle in Eurip. Suppl. 532: πνεῦμα μὲν πρὸς αἰθέρα, τὸ σῶμα δ' εἰς γῆν.) Der Apostel redet 1 Cor. VI, 20 von einer Verherrlichung

Gottes an unsrem Leibe und an unsrem Geiste, und C. VII, 34 von einer Sorge, heilig zu seyn, beides am Leib und am Geist. Nicht minder bedeutet Ps. 73, 26; Ps. 103, 1, 2; Sap. 3, 1; C. 9, 15; C. 15, 11; Matth. 10, 28; Act. 20, 10 das Wort Seele, so wie Ps. 31, 6, Ps. 146, 4; Luc. 8, 55; C. 23, 46; Act. 7, 58 das Wort Geist ohne Unterschied den ganzen innren Menschen im Gegensatz zum äußren. — Stellen, auf welche sich oben im §. bezogen worden, wo von einem Unterschied des Wortes Geist und des Wortes Seele in ihren Bedeutungen die Rede ist, sind besonders 1 Cor. XV, 45, wo auf einem Gegensatz zwischen der lebenden Seele und dem lebendig machenden Geist hingedeutet scheint, dann Jes. XXVI, 9, wo von einem Sehnen der Seele (des Herzens) nach dem lebendigen Gott und von einem Wachen des Geistes zu ihm die Rede ist, und Luc. I, 46 und 47 m. v. den §. 47). In der Epistel an die Hebr. IV, 12 spricht der Apostel von einer Kraft des Wortes Gottes, zu durchdringen und zu scheiden Seele und Geist, und 1 Thessal. V, 23 von einem Unsträflicherhaltenwerden des Geistes und der Seele, und des Leibes auf den Tag Jesu Christi. — Obgleich Irenäus (Lib. V. c. 304 contr. haeres.) zu dem vollkommnen Menschen drei Theile gehören lässet: Fleisch, Seele und Geist; so stimmt seine Ansicht doch ganz mit der oben erwähnten Schriftlehre überein, nach welcher der innre Mensch, der entweder im Geist oder im Fleisch zu seyn vermag, im Gegensatz zu dem äußeren nur Einer ist „Tria sunt, ex quibus perfectus homo constat, carne, anima, spiritu, altero quidem figurante, spiritu, altero quod formatur, carne. Id vero, quod inter haec est duo, est anima, quae aliquando subsequens elevatur ab eo, aliquando autem consentiens carni, decidit in terrenas concupicentias.“ — M. v. auch das, was Augustinus de anima, z. B. L. IV, 21 sagt, welcher ebenfalls die Seele des Menschen von seinem Geist nicht unterscheidet: „Die Seele wird auch Geist genannt, Geist aber ist zunächst die denkende Kraft in uns, worinnen der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere begründet ist“ (ed. Paris. Opp. X, p. 406). — Sehr klar und treffend wird bei Plato de republica 4 (p. 358 u. f. 366 ed. Bip. T. VI) das, was die Seele (nach §. 47, 48) durch den Geist ist, dem entgegengesetzt, was sie in ihrer bloßen Richtung auf das Leibliche ist. Das, was in der begehrenden Seele des Menschen gleich wie in jener des Thieres als Gelüste des Durstes zum Trinken antreibt, muß ein Andres und verschieden von jenem (Herrschenden) seyn, was nicht selten als Macht des Willens den Dürstenden vom Trinken abhält. — Auch Aristoteles (de anima I, 4) verstehet unter dem Erkennenden im Menschen das, was die Seele durch den Geist ist, im Gegensatz zu dem, was sie ohne den Geist nur durch den Leib und zu ihm ist. Der thierische Lebenshauch (Lebensgeist): נֶמֶשׁ, die empfindende Seele: רוּחַ, so wie die erkennende oder denkende: נְשָׁפָה der alten Kabbalisten erscheinen ebenfalls nach der von ihnen zu Grunde gelegten Ansicht nur als drei verschiedne Kräfte einer und derselben Einheit der Seele, nicht als drei verschiedne Einheiten. Dagegen scheidet den innren Menschen deutlicher in Seele und Geist (*πνεῦμα καὶ ψυχήν*) der alte jüdische Geschichtsforscher Josephus (Ant. I, 1). Unter den Vätern der Kirche erscheint für die gänzliche Scheidung zwischen Geist und Seele unter andren geneigt: Athanasius. Auch Origenes, wie wir dieß hier durch mehrere Stellen bezeugen wollen, spricht sich sehr entschieden für die Dreitheilung der menschlichen Natur aus. Aus einer Menge von Schriftstellen könne gezeigt werden, sagt er (Comment. in Joh. T. VI, 7, ed. Par. IV,

p. 112; 113), daß der Geist ein Anderes sey als die Seele (ἕτερον εἶναι τὸ πνεῦμα τῆς ψυχῆς), das, was Kraft des Geistes genannt wird, etwas Andres als die Kraft der Seele. — Ferner sagt er Comment. in Joh. T. XXXII, c. 11, ed. Par. IV, 433: „nach Joh. 13, 21, 22, war Jesus im Geist betrübt (ἐταράχθη τῷ πνεύματι), als er sagte: Wahrlich, wahrlich, einer unter Euch wird mich verrathen. Vorher aber (Joh. 12, 27) hatte er den Ausdruck gebraucht: nun ist meine Seele betrübt. Denn durch die ganze Schrift sind Geist und Seele verschieden; die Seele ein Mittleres zwischen Leib und Geist ist noch der Tugend wie des Lasters fähig; der Geist aber, der im Menschen ist, kann (als solcher) das Schlechte nicht in sich aufnehmen; alle besten und schönsten Früchte kommen vom Geist, der im Menschen ist, während die Früchte des Fleisches böse sind. — Nach einer andren, mit den im §. gebrauchten Ausdrücken übereinstimmenden Stelle kann die Seele, die ein Mittleres ist zwischen Fleisch und Geist, entweder sich zum Fleische gesellen und so fleischliche Menschen bilden, oder zum Geiste und so den geistlichen Menschen schaffen, jenes wie dieses erinnernd an ein 1 Cor. 6, 16 und 17 angedeutetes Verhältniß (Orig. Comment. in epist. ad. Rom. L. I, 5, ed. Par. Vol. IV p. 466). — Christus ist Mittler zwischen Gott und Menschen durch seine Seele (ib. L. III, 8, p. 514); die Seele Christi war geschaffen (ib. p. 515), war gesendet vom Vater (Comm. in Joh. XX, 17 ed. Par. Opp. IV, 331). Alle Menschen handeln getrieben vom Geist, aber es gibt einen Geist der Knechtschaft und Furcht (Röm. 8, 15) und einen Geist der Kindschaft (Orig. Comment. in Epist. ad Rom. L. VI, 1, Opp. IV, 593). Der Name ψυχή sollte übrigens nach Origenes (de princip. II, 8, Opp. I, 95) von erkälten (a refrigescendo) herzuleiten seyn. — Der νοῦς oder mens sey durch sein Herabsinken Seele geworden, die Seele, wenn sie Tugend angezogen, wird wieder Geist (ib. p. 96). — Bei dem Sünder wird nur die Seele in der Hölle gestraft, nicht aber der Geist, welcher von ihr geschieden zu dem zurückgekehrt, der ihn gab (Orig. in Matth. Comment. Ser. 57 s. fin. Opp. III, p. 876). — Der Gerechte aber wird nicht so getheilt, sondern seine Seele gehet mit ihrem Geiste zu Gott (ib. 62, p. 880). — Auch Basilius Cäsariensis unterscheidet Seele und Geist, wenn er sagt: Ein Andres ist was wir selber sind, ein Andres was das Unsrige ist und noch ein Andres das was um uns ist. Wir sind Seele und Geist (nach welchem wir Gottes Ebenbild heißen), unser Eigenthum ist der Leib mit seinen Sinnen, um uns sind Reichthümer, Künste und andre Güter des Lebens (St. Basil. Serm. XXIV, de honor. parent. exhib. ed. Par. Opp. III, 584). — Im Geist ist das Ebenbild des Schöpfers. Es sind aber im Geist zwei Vermögen, ein gutes, das uns zur Aehnlichkeit Gottes führt, und ein böses, dämonisches, das uns zur Abweichung von Gott treibt (St. Basil. epist. CCXXXIII, Opp. III, 355, 356). — Synesius (de insomn. p. 137) nennt das Unsterbliche in uns als eine πνευματικὴ ψυχή oder ein πνεῦμα ψυχικόν. — Gregorius Nyssenus in seinen Büchern περὶ φύσεως ἀνθρώπου und περὶ κατασκευῆς ἀνθρώπου (im letzteren p. 44—138 T. I) scheidet den Menschen in drei Theile: den wechselnden, den empfindenden und den vernünftigen, und beruft sich hierbei auf Matth. 22, 37; 1 Theß. 5, 23, so wie schon auf die Schöpfungsgeschichte. Dennoch erkennet er in seinem Buch περὶ ψυχῆς (T. II, 22—34 Opp.) im Menschen nur zwei Regionen: die unkörperliche oder unsterbliche und die materielle oder sichtbare an. Die „ungezeugte" Seele, welche den Leib regiert wie Gott die Welt, wird da nur als eine (als innrer Mensch dem äußren) dem Leibe gegenübergestellt. Auch bei Nemesios (περὶ φύσεως ἀνθρώπου) wird der innre Mensch

(Seele sammt Geist) überhaupt als vernünftige Seele (ψυχὴ λογικὴ) bezeichnet (z. B. p. 119 edit. Matth.), der Geist aus Gott, der Geist im engeren Sinne des Wortes, als Gottesfurcht (εὐσέβεια). — Einen gemeinsamen Geist, durch alle Lebendigen wirkend, erkennen, wiewohl in roher Form und Ausdruck, die Araber Thophail und Averrhoes. — — Die Sonderung des innren und äußren Menschen in Geist, Seele und Leib wurde später besonders von Theophrastus Paracelsus und seiner Schule behauptet und von mehreren Theosophen angenommen, so wie sie auch Rüdiger in seiner Physica divina durchführt. Wir erinnern hierbei auch noch an die Lehre der Chinesen, welche die Seele des Menschen aus zwei Theilen, einem empfindenden (Pe) und einem denkenden (Hang-Hoen) bestehen lassen.

Die oben erwähnte Nebenbedeutung der Worte für Geist und Seele, zugleich als Lufthauch, Wind, läßt sich in den Sprachen der verschiedensten Völker und Zeiten nachweisen. Die drei oben erwähnten Worte, welche in der hebräischen Sprache so wie in mehreren ihr nahe stehenden andren Sprachen des Orients Geist, Leben und Lebenskraft ausdrücken, und mit denen die alten Kabbalisten drei verschiedne Kräfte der Seele bezeichnen wollten, haben sämmtlich jene sinnvolle Nebenbedeutung, mit welcher die älteste Menschensprache zu erkennen gab, daß sie die nahe, tiefe Beziehung des Urbildes (in der geistigen Welt) zu dem Abbild (in der Körperwelt) wohl verstehe und anerkenne. Jenes Wort, welches man (später) zur Bezeichnung für die höchste Geisteskraft wählte: Neschamah, von נָשַׁם, blasen, wehen, scheint allerdings in seinen beiden Bedeutungen zu dieser Stellung berechtigt. Denn obgleich das nahe verwandte Stammwort im Arabischen nur das Wehen eines sanften, lieblichen Windes andeutet, so ist es doch in der hebräischen Sprache (Jes. 42, 14) von dem starken Hauch (dem Schnauben) des Zornes Gottes gebraucht. Das andre Wort (Ruach, Ru'ch), welches im Hebräischen wie in allen verwandten (semitischen) Sprachen in großer Allgemeinheit Geist bedeutet (רוּחַ), bezeichnet zugleich jenen erquickenden Lebensodem der Natur, der sich, vermischt mit den Düften des Wassers und der Kräuter, in den kühlen Abendstunden erhebt: den kühlen Wind der zunehmenden Schatten, der dem Morgenländer der alten Zeit zugleich den Anfang des neuen Tages verkündet. In der Nebenbedeutung als duften, riechen, ist jenes Wort noch in unsrem deutschen Wort Ruch, riechen zu erkennen, und zeigt sich in ihm dem Worte Geist (als Duft, Aushauch) nahe verwandt. Endlich, so bezeichnet auch das Wort Nephesch den aus- und eingehenden Hauch des Odems, das Blasen des Windes, wie die belebende Seele. Dieselben Bedeutungen und Nebenbedeutungen finden wir auch denn in dem griechischen Worte θυμός (von θύειν stürmen, heftig wehen), mit welchem Plato das höchste Seelenvermögen bezeichnet. Es ist zugleich das Schnauben, heftige Blasen des Odems (Il. V, 698). Das Wort πνεῦμα, welches noch in der Sprache des neuen Testamentes für Geist gebraucht ist, zeigt eine gleiche Abstammung wie das Wort Ruach der hebräischen Sprache. Denn πνέειν bedeutet blasen und wehen, eben so wie duften und athmen, z. B. Hom. Odyss. IV, 446; V, 469; XVIII, 130; Il. XX. 446), und eine ganz verwandte Bedeutung und Nebenbedeutung zeigt auch das Wort für Seele: ψυχὴ, denn es ist zugleich ein kühlender Hauch oder Athem, und das Stammwort ψύγειν oder ψύχειν wird z. B. Il. XX, 440, eben so für wehen und athmen gebraucht als das Wort πνέειν. Darum ist auch nach Plato's Etymologie im Kratylus die Psyche ἡ τοῦ ἀναπνεῖν δύναμις. Jene Zweiseitigkeit des geistigen und leiblichen Sinnes wird auf

den ersten Blick an den lateinischen Wörtern für Seele und Geist (anima und animus so wie spiritus) erkannt. Denn die ersten beiden, abstammend von dem Wort ἄνεμος, das noch im Griechischen den Wind ausdrückt, sind Seele, so wie Hauch und Wehen, und dieselbe doppelte Richtung zeigt die noch lateinische Wurzel für spiritus. Hat doch selbst die slavische Sprache für die Worte „Duch" (Geist) und „Duscha" (Seele) noch die doppelsinnige Wurzel in dem Worte für wehen, blasen: „Dutsch" (dutcz) sich erhalten und für unser deutsches Wort Seele, das mit „Sehen" ja mit Seyn" von altverwandter Herkunft scheint, sollte es so unmöglich seyn, den alten Adel der Abstammung von einem gleichen, sinnigen Worte nachzuweisen? Der treffliche Grimm in s. Grammatik Th. II, S. 99 hat die bisherige Schwierigkeit bereits gelös't. Das älteste deutsche Wort für Seele (im Altgothischen des 3ten und 4ten Jahrhunderts) heißt saiv-a-la, daraus ist im Hochdeutschen des 8ten und 9ten Jahrhunderts se-u-la und sela, im Angelsächsischen sav-el geworden (engl. soul). Die Abstammung des Wortes saivala von saiv-an, welches ein Bewegen wie von Sturmesgewalt ausdrückt, ist sehr wahrscheinlich, obgleich wir in alten Denkmälern nur noch das Wort saivs für das wogende Meer (die Meeresfluth) finden. Das Wort Seele möchte demnach eine ähnliche ursprüngliche Doppelbedeutung haben, wie ἄνεμος u. s. Der gleiche Doppelsinn der Worte für Seele oder Geist ließe sich denn auch in den Völkersprachen der andren Halbkugel der Erde nachweisen. Wie dann in der Sprache das bewegende und belebende Element der Körperwelt mit dem der Geisterwelt gleichen Stammes und Wesens erscheint, so sind es beide auch in der Geschichte des Seyns und Lebens selber.

In Beziehung auf den Inhalt dieses ganzen Abschnittes der Lehre vom Geist und auf die durchgehends und wiederholt gebrauchten Bilder, welche vielleicht manchem Ohr zu materialistisch dünken könnten, möge man sich an manche sonderbar scheinende und doch sehr bedeutungsvolle Aeußerungen des oben erwähnten Gottesgelehrten: F. Ch. Oetinger erinnern. Eine solche über die allgemeine Bedeutung des Wortes Geist führen wir hier an: „Ueberhaupt genommen deutet Geist eine viel dünnere und beweglichere Sache als Luft und Feuer an. Baco de Verulamio, der die eingeschobenen Begriffe ausgemustert, gibt in seinem Buche Sylva §. 98 nicht zu, daß Geist und Leib gar nichts mit einander gemein haben. Die Schrift weiß nichts von Materiali und Immateriali, und doch ist Gott und die Seele und der Geist kein bloßes Materiale. Das Fleisch und Blut Jesu ist vom Geist und Leben nicht auszuschließen. Ohne dieß wird man in ein ewig Gezänk von dem Sinn Jesu über das 6te Cap. Johannis kommen. Geist hat von Gott das Siegel, daß es nicht kann wie ein Körper zerstäubt werden. Geist ist, wo jeder Theil wieder ein Ganzes werden kann. Darum ist auch Feuer kein bloßes, materialisches Wesen; Jesus sagt, diese Worte sind Geist und Leben. Geist ist etwas Unzerstörliches, also ist es weit vom Leibe unterschieden. Geist hat etwas von Gott in sich, das nicht vergeht. Sonst heißt Geist spiraculum, ein Athem, eine Luft, atmis. Gott muß ihn versiegeln, sonst ist es kein Geist, sondern Luft. Salomo sagt: Wer erkennet, daß der Geist des Menschen wieder aufwärts lauft zu Gott, und der Geist der Thiere niederwärts (Pred. 3), das ist schon genug. Im Ezechiel findet man Grund, wie man den Geist concipiren solle.

Der Geist als mütterlich bildende Kraft.

§. 45. Ein alter Lehrer der Kirche, in dessen Schriften der Geist und die Sprache der ersten apostolischen Zeit leben: Irenäus, erkennet in dem Geist des Menschen jene Kraft an, welche bildet und gestaltet; das Fleisch aber sey das, was gebildet und gestaltet werde.

Der Geist war es, welcher nach dem ältesten Wort der Schöpfung als mütterlich waltende Liebe — wie mit brütendem Fittige — über der Tiefe und ihren noch künftigen Gestaltungen schwebete. Wie die Luft, aus welcher alles Leben auf Erden sich erhält und ernährt, alle Wesen unsrer planetarischen Sichtbarkeit umfasset und durchdringet; so umfänget und durchdringet der Geist von oben das Reich der Seelen, denn in ihm leben, weben und sind dieselben. „Der Weltkreis ist voll des Geistes des Herrn."

Es sind im Gebiet der unorganischen Körperwelt die Säuren, zuletzt denn in ihnen ist es der Sauerstoff der Luft, welcher den einzelnen Gesteinen und Salzen ihre besondre, regelmäßige Gestalt gibt. So ist alles Heer des Himmels, so ist der Mensch durch den Geist aus Gott gemacht, und es ist dieser Geist, welcher dem Menschen das Herz bildet, und welcher, wie er im Verborgenen den noch ungebornen Leib der Zeit bereitet: so in dem innren Grund der Seele den Menschen der Ewigkeit gestaltet. Dieser, der neue Mensch, kann nicht aus dem Leibe, er muß aus dem Geist erzeugt werden; denn was vom Fleisch geboren wird, das ist (vergängliches) Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.

Wie denn die Alle umfassende Luft in unsrer Sichtbarkeit ein Band der Vereinigung und des beständigen Wechselverkehrs der lebenden, athmenden Wesen ist, so der Geist von oben ein Band des gemeinsamen Lebens der aus dem Geist gebornen Seele mit Gott; ein Band des Vereines „zu einem Leibe und einem Geiste" zwischen allen den Seelen, in denen eine und „dieselbe Hoffnung" ein und dasselbe Sehnen nach einem künftigen Seyn der Ewigkeit lebet.

Die Mutter ist es, welche das in ihr empfangene Leben mit der Kraft ihres eignen Lebens stärket und erhält, sie ist

es (nach §. 44), welche stellvertretend für das noch Ungeborne die Nahrung des irdischen Elementes empfängt und den belebenden Odem schöpfet. So vertritt, mit unaussprechlichen Kräften, der mütterlich waltende Geist, in dessen Tiefe der Mensch des Jenseits sich gestaltet, die Stelle dieses noch nicht zum Licht und selbstständigen Wesen Ausgebornen, und hilft beständig seiner Schwachheit auf, und es ist in den Stunden einer höheren Bekräftigung nicht der Mensch der Erde, welcher redet, sondern der Geist von oben.

Erläuternde Bemerkungen. Der Geist, dem Unbegränzten (der Vielheit) gegenüber ist das Bewegende und Ordnende und die Ursache des Schönen und Rechten (Aristot. de anim. I, 2; Plat. Cratyl. 400; 413). Von des Irenäus Darstellung der Wirkung des Geistes war schon S. 713 die Rede. — Stellen der Schrift, auf welche im vorstehenden §. hingedeutet ist, sind: Gen. 1, 2; Act. 17, 28; Sap. 1, 7; Ps. 33, 6; Hiob 33, 4, Joh. 3, 6; 1 Kön. 3, 9, 11; Ps. 26, 2; Ps. 51, 12; Ps. 119, 36; Prov. 16. 2; Jerem. 24, 7; Jer. 31, 33; Act. 15, 9; 1 Cor. 6, 17; Ephes. 4, 4. — Ueber die gestaltende und bildende Kraft der Säuren und des Sauerstoffgases nach Mitscherlich u. A. vergleiche man oben §§. 5 und 12.

Der Geist als selbstthätig bewegende Kraft.

§. 46. Die Lehre vom Geist ist es, in welcher die anscheinend sich widersprechendsten Wahrheiten einander begegnen, und zuletzt sich vereinen: die Wahrheit, daß ein geistig Gutes sey, aber auch ein Böses von der Natur des Geistes. Die Wahrheit, daß dem Menschen durch das Leben aus Gott ein vollkommen freier Wille gegeben sey, sich zu erwählen das Gute oder das Böse; und die Wahrheit, daß der Geist des Menschen ein dienendes, bewegtes Werkzeug sey, in der Macht eines höheren, allbewegenden Geistes. Die letztere dann und die Form und Weise, in welcher die Offenbarung, so wie der Glaube der Heiden und Völker sie erkannt und dargestellt, wollen wir hier zuerst erwägen.

Einstimmig nennen alle Sprachen, in denen noch die ursprüngliche geistige Kraft und Bedeutenheit der Worte lebt, die Weise, wie der Geist, welcher Gott ist, auf den Geist des Menschen wirke: das Anwehen, Einhauchen eines lebendigen Odems aus dem Schöpfer in das Geschöpf. Es wiederholt sich bei diesem Einhauchen des Lebensodems in die Seele des

Menschen die Geschichte seiner anfänglichen Belebung: die Begeisterung des innren Menschen aus Gott erscheint als eine Schöpfung der höheren Ordnung. Denn als Gott den Menschen aus der rothen Erde gebildet, da blies er ihm einen lebendigen Odem ein (Gen. 2, 7).

Der Ausdruck der alten Sprachen, wenn er von dem Werk der Begeisterung redet, gründet indeß noch tiefer. Jener lebendige Odem, der von oben kommt, ist ein Wort, ist eine Stimme Gottes, und es wird, wie dieß Cicero bemerkt, schon in dem Wort Orakel auf jenen Mund von göttlicher Art und Kraft hingedeutet, welcher sein eignes Wort in den Mund des Menschen legt und aus diesem spricht.

Wir begegnen hier abermals in der Lehre vom Geist einem solchen vereinenden Organ, dergleichen wir oben im §. 16 am Leibe und im §. 34 an der Seele des Menschen kennen gelernt; einem Organ, in welches und von welchem die Kräfte zweier verschiednen Regionen ein= und ausgehen. Nach der Bedeutung des Wortes, mit welchem einige alte Sprachen des Orients den Himmel nennen (Feuerwasser), erscheint die Luft als ein Wesen, in welchem beides: die Kraft des belebenden, aber auch zerstörenden Feuers, so wie des milden, allernährenden Wassers wohnet. So walten in dem Stimmorgan der Seele: dem Mitgefühl, die gemeinsamen Bewegungen eines eigenen, inwohnenden und eines fremden (höheren) Lebens, und das leibliche Stimmorgan schwebet zwischen den beiden Mächten des Leibes: der oberen, des Hauptes, und der unteren, der Glieder; sein Leben und innres Bewegen gehet von beiden aus und zu beiden. Dieses leibliche Stimmorgan ist zum Athmen der Luft des Himmels gemacht, in welcher beide: die Natur des Feuers und die Kraft des Wassers wohnen; es ist aber auch zugleich zum Ausdruck jener gemeinsamen Bewegungen eines äußren und innren Lebens gemacht, welchen wir Stimme nennen und Sprache.

Der Geist, wenn hier der niedrere, abbildliche Ausdruck erlaubt ist, erscheinet als das Stimmorgan Dessen, der von Anfang war und ist und in Ewigkeit seyn wird. Siehe in Ihm ein Angesicht des Feuers, dessen Anblick kein Geschaffener erträgt, und ein Seyn des lieblichen, lebendigen Wassers; aus

beiden aber und von beiden ist der Geist. Es ist dieser ein lebendiger Odem aus Gott, welcher alles Leben der Wesen durchdringt und erhält. Gleich dem Mitgefühl der Seele, in welchem zweier Leben Regungen sich durchdringen und verstehen, ist es der Geist, in welchem die beiden Angesichte Dessen, der ohne Anfang war, sich begegnen und erkennen.

Feuer und Wasser, und aus beiden die Luft: zu ihr gesellet sich in unsrer Sichtbarkeit als viertes Element die Erde. Die allumfassende, alldurchdringende Luft führet über die Erde den Thau und befruchtenden Regen des Wassers, und gibt und ernähret auf ihr die Flamme des Feuers. So ist der Geist das vereinende Organ zwischen Mensch und Gott; er ist das Organ eines Mitgefühles in Gott, mit dem Menschen.

In der Sprache, dem einigen Vorzug des Menschen vor den andren Lebendigen seiner Sichtbarkeit, wird dann, wenn der Lebensodem von oben waltet, die Stimme jenes Mitgefühles, das in Gott ist, vernommen. Dieses ist die göttliche Kraft, von welcher Plato redet: die Kraft, welche öfters, ihnen selber unbewußt, durch die Menschen, die sie ergriffen, zu andren Menschen spricht; denn nicht sie sind es, welche reden, sondern Gott ist es. — Es wird auch nach einem Ausdruck der Schrift das alleinige Walten des göttlichen Bewegens im Mitgefühl des Menschen von jenem Zustand unterschieden, in welchem das menschliche Wollen und Bewegen mit dem göttlichen sich vereint, und es spricht darum der Apostel von einem Beten im Geiste und einem Beten im Sinne (ἐν τῷ νῷ).

In dem Stimmorgan des Leibes wird der bewegende Trieb, welcher anderwärts vom Nerven aus den Muskel erschüttert und die Glieder regt, als Ton vernehmlich, und es sind die Stimmorgane ein allvereinender Sammelpunkt und Ausgang der bewegenden Kräfte. Es ist kein andres Organ des Leibes so leicht, so schnell und doch so mächtig beweglich durch den Willen als das der Stimme. So ist die Kraft des Geistes, welche Gott der Seele des Menschen gab, ein Bewegungsorgan, sie ist ein dienendes Glied der Kraft des Geistes aus Gott. Dieser Geist ist es, welcher den Menschen dringet: zu zeugen von dem, das aus dem Geiste ist; er ist es, welcher Geist und Herz mächtig beweget, wann und wie Er will. Und dennoch ist ein eigner

Wille im Menschen da, fähig und kräftig, dem Geiste zu widerstehen, fähig, sein Walten zu lieben oder zu hassen. Es bezeuget alsdann der Geist, der von oben ist, als eine Stimme des Gewissens dem Menschen, was Leben und was Tod sey, und der belebende Odem bekleidet sich hier mit der Kraft des verzehrenden und züchtigenden Feuers, wie dort mit der Kraft des nährenden, lieblichen Wassers.

Es ist aller Anfang des geistigen Seyns und Lebens aus dem Geist in Gott. Wie die Begeisterung eines staubgebornen Menschen andren Menschen sich mittheilt und diese erfüllet, und doch hierbei selber nicht abnimmt, sondern nur noch wächset; so erfüllt der Geist alles Leben, das zum Geist geboren ist, und seine Fülle nimmt hiervon nicht ab, sondern bleibet ewig dieselbe.

Erläuternde Bemerkungen. Der Geist (νοῦς) ist es, welcher nach Anaragoras Einsicht hat in das Zukünftige und Vergangene (Diog. Laërt. II, 6; Simpl. phys. fol. 33, b). — Das was zur wahren, rechten Liebe des Schönen führt und der Quell alles Herrlichen in der Menschennatur ist, nennt Plato die wahre oder göttliche Begeisterung (Phaedr. 244 sqq.; 264).

Die griechischen Worte θεόπνευστος, ἐμπνευστός, wie schon das Homerlsche Wort πεπνυμένος, vom Worte πνέειν, hauchen, bedeuten sämmtlich wie die lateinischen Ausdrücke: inspiratio, inspiratus, spiritu divino instinctum esse (Liv. V, 15) und wie afflatus dei, afflatum esse numine; inflari divino spiritu (Cic. Arch. 8) nach dem obenerwähnten Doppelsinn eine Einwirkung des Geistes Gottes auf den Geist im Menschen, welche in ihrer Region jener des Einhauchens oder Anwehens von einem belebenden Odem gleich ist. Aus dem oberen Lebensodem kommt alles innre, geistige Leben Cic. natura deorum II, 66. Der Geist aus dem Munde Gottes רוּחַ פֶּה יְהוָה ist die φήμη, φάσις, das λόγιον der Griechen, das oraculum (nach Cicero ab ore seu oratione deor.) der Römer. Es sind die נְבִיאִים Boten und Bevollmächtigten Gottes; die Propheten hatten nicht bloß nach der eignen Aussage der heiligen Schrift, sondern auch nach Josephus (c. Ap. I. 7) ἐπιπνοίαν θεοῦ, und es sind bei Homer (Il. XII, 228) die Wahrsager θεοπροποι: Männer, die statt Gott reden, Stellvertreter der Gottheit. Sänger und Dichter sind deßhalb ἅγιοι und θειοι, durch welche die Gottheit wie durch willenlose Werkzeuge redet: μαντεύουσιν, ὡς ἐνὶ θυμῷ ἀθάνατοι βάλλουσι (Odyss. I, 200. 201, XV. 172, verglichen mit Od. I, 347 und XXII, 346). Dasselbe bezeugen die Verfasser des Talmud und Josephus. Plato in seinem Dialog Jo sagt fast mit denselben Worten wie 2 Petr. 1, 21 und Matth. 10, 20; Marc. 13, 11; Luc. 12, 12 stehet: „Nicht sie (die gottbegeisterten Dichter und Propheten) sind es, die reden, sondern Gott" οὐχ οὗτοί εἰσιν οἱ ταῦτα λέγοντες. Denn es könne der Dichter nicht dichten, der Prophet nicht weissagen, wenn er nicht von Gott begeistert und über sich selber erhaben wäre. Nur Gotteskraft, nicht Menschenkunst oder Beredsamkeit gäbe hier die Rede, ja die Gottheit nähme jenen Begeisterten das eigne Nachdenken und Bewußtseyn und rede selber durch sie zu uns als durch Boten und

Stellvertreter. Und im Dialog Menon sagt derselbe begeisterte Weise: mit Recht nenne man die Propheten Werkzeuge der Götter und Göttliche, da sie selbst nicht wüßten, was sie redeten. — Es ist nach dem Ausdruck der alten Sprache die Gottesbegeisterung ein unwiderstehlich heftiger Trieb (ὁρμή) ein furor divinus, μανία, daher die Redensarten corripi, agitari deo, pati deum; κατέχεσθαι ἐκ θεοῦ, φέρεσθαι. Jes. 48, 16; Matth. 4, 1; Marc. 1, 12; Luc. 4, 1; 14, 14; Act. 8, 29 und 39; 11, 28; 18, 5; 20, 22; Röm. 8, 14; Ps. 143, 10. — Doch ist hierbei ein Widerstand möglich nach Gen. 6, 3 und vielen andren Stellen. — Nach Philo ist die Offenbarung des Pentateuch dem Moses auf dreifache Weise geworden: 1) unmittelbar aus der Person Gottes (ἐκ προσώπου τοῦ θεοῦ); 2) durch Zwiegespräch, als Antwort auf Fragen; 3) aus Mosis Person, welcher jedoch von Gottes Geist erfüllt und ergriffen war (Phil. de Mose L. III, 681, ed. Mang. II, 163). — Die gemischte Bedeutung, die sich in dem alten orientalischen Wort für Himmel findet (von einem feurig-Flüssigen), hatte in der Lehre des Diogenes von Apollonia die Luft, als Urelement. M. v. Porphyr. Phys. fol. 6, a; 32, b.

Der Geist als inwohnend im Menschen.

§. 47. Es wird, so sahen wir oben in §. 24, unter allen Lebendigen seiner Sichtbarkeit nur der Mensch fähig gefunden, die innre Freude auf eine äußerliche und leibliche Weise, durch eigenthümliche Bewegungen der Gesichtsmuskeln und der Stimmorgane auszudrücken: nur der Mensch vermag im eigentlichen Sinne des Wortes zu lachen. Hierzu ist seinem Angesicht ein Werkzeug der Bewegung gegeben (nach §. 24), welches den eigenthümlichen Reiz desselben nicht wenig erhöht, und welches bei keinem äußerlich etwa nahe verwandt scheinenden Thiere gefunden wird. Als sollte durch dieses Vorrecht der äußeren Menschennatur, wenn auch nur abbildlich, jener Vorzug des innren Menschen angedeutet werden, aus dem Kampf und der Arbeit der Creaturen endlich zum Genuß des Friedens, vom Sehnen zur Erfüllung zu gelangen (§. 8).

Freude wird in den Sprachen der Völker öfters durch ein Wort bezeichnet, welches zugleich ein Emporschwingen oder den Zustand eines Emporgehobenseyns andeutet. Es ist das Wort Freude nicht allein in unsrer, sondern auch in andren Sprachen dem Wort für Frieden und Freiheit stammverwandt. Wie der Bewohner des Gewässers nicht durch die Flossen allein, sondern durch die im Innren des Leibes verwahrte Luft emporschwimmt zur Oberfläche des Meeres, wie der Leib des Vogels durch die überall in ihm, selbst bis in die Höhlung der Röhrenknochen

und der Federkiele ergossene Luft so leicht, und hierdurch zum Emporfluge geschickt wird; so ist es der in das Wesen des innren Menschen ergossene Geist, welcher allein unsre Natur zum Genuß des Friedens, der Freude und der Freiheit fähig machet. Denn es ist der Geist das vereinende Element, in welchem und durch welches die Natur des sterblichen Menschen zum Mitgefühl mit der Natur und dem Wesen der Gottheit gelanget (nach §. 46), worinnen das Leben der Creatur zum Leben des Schöpfers sich gesellet. In Gott aber ist Friede, Freiheit, Freude, darum ergießet diese drei in die Seele des Menschen der Geist, der in ihm wohnet; denn er ist der Seele als Schwinge des Annahens zu Gott verliehen, als Lebensodem, der ihn, wie die leichte Himmelsluft im Leibe des Vogels, über das Element der Mühe und der Angst emporhebt, in die Region eines ewigen Seyns. Darum saget jener alte Lobgesang: meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes. Denn auch die lebendige Seele, welche in der Lerche wohnet, wenn diese hinaufschwebet zum Lobgesange, erhebet in ihrer eigenthümlichen Kraft den Herrn; aber freuen in dem lebendigen Gott, mit einer Freude, selber von göttlicher Natur, kann sich nur der innre Mensch durch den Geist, weil nur er eines wahrhaften Mitgefühles, weil nur er einer lebendigen Gemeinschaft mit dem Quell aller Seligkeit und Freude fähig ist.

Es ist der Geist des Lebens aus Gott, welcher auch, wie der Lichtstrahl das durchsichtige Glas (§. 43), das Seyn und Wesen des Thieres durchdringt und dieses zum Werk seines Lebens bewegt. Die Seele aber des Menschen wird von jenem Geist nicht bloß auf solche Weise durchdrungen, wie der Lichtstrahl spurlos durch den Krystall gehet, sondern sie wird von ihm auf eine selbstständige Art des Innenwohnens belebt und erfüllt, wie der Körper, der im eignen Lichte flammt und leuchtet, wie die Kerze, wenn sie einmal am wärmenden Feuer sich entzündet, nun selber in ihrem Kreise einen Schein gibt und wärmet. Von keinem Thiere wird gesagt wie vom Menschen, daß Gott ihm den lebendigen Odem seines Mundes eingehauchet; darum ist auch kein andres lebendiges Wesen der Erde zum Bilde Gottes, zum Bild, das Ihm gleich sey, geschaffen, und

hiermit zum Herrscher über alle Seelen der Thiere gesetzt. Den Thieren ward allein der alte Segen ertheilt: fruchtbar zu seyn und sich zu mehren und zu erfüllen das Meer und den Boden der Erde. Hiermit ward der erschaffenen Form und Richtung der Arten eine beständige Dauer. Das einzelne Thier aber stirbt, und sein Leben verlöschet wie der Schimmer, welcher nicht selbstständig im durchsichtigen Glas wohnte, sondern von außen hereindrang, wenn der Tag sich neiget. Die Kerze dagegen flammet fort, im selbstständigen Lichte, auch wenn die Nacht gekommen; so lebet der Mensch im selbstständigen Leben des Geistes, auch wenn der Leib im Tode verstummt und verweset.

Die Sprache des Geistes selber vergleichet das Wesen des Geistes mit der allumfangenden, der belebenden Luft, in welcher alle lebendigen Wesen athmen und sind: sie vergleichet sein eigenthümliches Walten und Bewegen mit dem Bewegen eines gewaltigen Windes. Die Seele des Menschen allein dann ist dazu gemacht, in diesen Aether der Geister sich zu erheben; sie ist unter allen lebendigen Seelen unsrer Sichtbarkeit das einzige geflügelte Wesen. Die andern, gleich den gehenden und kriechenden Thieren, sind durch ein nach unten ziehendes Band der Schwere (Pred. Sal. 3, 21) an das Seyn der Leiblichkeit gebunden, der Mensch des Geistes schwebet auf zum Fluge.

Wenn der leichte Vogel sich emporschwingt in die Luft, überblickt er frei den Boden und erkennet Alles, was auf diesem stehet; der Wurm aber, der in der Scholle des Bodens selber lebt, siehet nichts. Der Mensch, wenn sich die Kraft seines Sehens in den Zuständen eines innren Hellseyns (nach §. 26) aus der Region seines eignen Auges in die eines fremden Auges (des Magnetiseurs) oder in die eigne, innre und höhere erhebt: in jenen tiefer gelegnen Mittelpunkt, welcher dem Auge selber sein innres Licht und die Empfindung des äußeren Lichtes gibt, siehet den eignen Leib, mit derselben Deutlichkeit, in welcher ihn ein fremdes, äußeres Auge überblickt, er siehet sogar das innre Gewebe der Blutgefäße und Nerven, erkennt das lebendige Bewegen der Eingeweide. So vermag auch die Seele des Menschen sich selber zu betrachten

und zu erkennen, wenn sie sich aus der Region ihres eignen, untergeordneten Seyns in jene eines höheren, in jene des Geistes erhebt. Nur durch das Seyn im Geiste gelanget der innre Mensch zum eigentlichen, menschlichen Selbstbewußtseyn. Darum weiß der Mensch das was in ihm ist nur durch den Geist, der in ihm ist.

Dieser Geist des Selbsterkennens, weil er Theil hat nicht nur an dem eignen, sondern auch an einem höheren und göttlichen Seyn und Leben, siehet aber auch, so lange er treu in dem Bund der Furcht und Liebe zu seinem Ursprung bleibet, das was Gottes ist, und es ist „der Geist, welcher zeuget, daß Geist Wahrheit sey; der Geist, welcher Alles, auch die Tiefen der Gottheit, erforschet.“

Wenn die Schrift von diesem höheren Erkennen dessen, das aus Gott ist, redet, unterscheidet sie immer an dem selbstbewußten, nach dem Sinne der Welt auch noch so hochgebildeten Menschen zwei verschiedene Zustände, davon sie den einen den natürlichen, den andren aber den geistigen (den aus dem Geist gebornen) nennet. Der natürliche Mensch, sagt der Apostel, vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet seyn. Die Erwägung dieses Unterschiedes der Richtung und Weise des innren Lebens des Menschen führet uns zur Betrachtung der Lehre von dem freien Willen, von der freien Wahl zwischen einem Guten und einem Bösen; eine Betrachtung, welche erst hier ihren eigentlichen Ort finden konnte. Denn wie ein leibliches Wesen erst dann entweder daher oder dorthin sich bewegen kann, wenn es losgelassen zwischen beiden Stätten schwebt: so gelangt auch der innre Mensch zu dem Vorzug der freien Wahl und selbermächtigen Bewegung, nur durch die Freiheit, welche ihm die Natur des inwohnenden Geistes gegeben.

Erläuternde Bemerkungen. Die wahre Lust wird von der Seele dann empfunden, wenn dieselbe mit dem wahrhaft Seyenden, mit Erkenntniß und Tugend erfüllt wird. Denn der selbsterkennende Geist hat seine Lust an dem Besitz des Wahren und Guten (Plat. de rep. IX, 585, e; 580, d). Das Schauen der Wahrheit (welches durch den selbsterkennenden Geist geschieht) gewährt nach Aristoteles die größeste, reinste, sicherste Lust (Ethic. Nic. X, 7). Jene Güter, die uns das Schauen des Göttlichen gewähren, sind die besten. (Ethic. Eudem. VII,

15). Es ist Fülle der Lust in dem vernünftigen und guten Handeln (Ethic. Nic. X, 5), und besser ist es eine kurze Zeit eine große Lust zu genießen, als lange Zeit nur eine geringe; besser ein Jahr schön zu leben, als viele Jahre so wie sich's eben macht (Ethic. Nic. IX, 8; Eud. VII, 6). —

Der *νοῦς* wird von Philo mit einem sich aufwärts schwingenden Vogel (de mund. opif. 15, ed. Mang. I, 16; de plantat. Noe 217, ed. Mang. I, 333); die Weisheit aus Gott mit der die Einsamkeit (in Gott) liebenden und suchenden Turteltaube verglichen (quis rer. divin. haeres 498, ed. Mang. I, 490, 491). Des Weisen Eigenthum ist die (aufwärts gerichtete) Hoffnung (deter. potior. insid. 180, ed. Mang. I, 217). Die von Gnade (*χάρις*) erfüllte Seele ist trunken von Freude. — Ohne göttliche Gnade ist es nicht möglich das Sterbliche zu verlassen und am Unsterblichen beständig zu hangen (*ἄνευ γὰρ θείας χάριτος ἀμήχανον λειποτακτῆσαι τὰ θνητὰ ἢ τοῖς ἀφθάρτοις ἀεὶ παραμεῖναι*; Phil. de ebrietat. 26, ed. Mang. Vol. I, p. 379).

Die Freude ist nach Origenes eine Frucht des Geistes; eben so Liebe, Friede, Geduld, Keuschheit. — So wie die Früchte des Geistes in uns gedeihen, sterben dagegen die ihnen entgegengesetzten des Fleisches in uns ab (Orig. Comment. in Ep. ad Roman. L. VII, 14 ed. Par. IV, p. 592 sqq.). Die Fähigkeit zu lachen, ist eine Eigenthümlichkeit der Natur des Menschen (de liber. arbitr. I, 18, ed. Par. I, 577). — Gott ist aber, nach Philo, der Urheber des Lachens und der Freude (deter. potior. insid. 178, ed. Mang. I, 215). — Darum ist die Freude ein Gut der Güter (SS. Leg. Alleg. III, 77, Opp. I p. 104), denn die (eigentliche, wahre) Freude ist nur ein Eigenthum Gottes; die Freude des Menschen ist getrübt (id. de Abrah. 377, Opp. II, 29). — Freude erhebt die irrationale Seele, wie das Gährungsmittel den Teig (de septenar. et fest. Dieb. 1193, Opp. II, 295).

Der oben im §. erwähnte Doppelsinn des Wortes, welches freuen und zugleich emporgehobenwerden oder sich emporheben bedeutet, findet sich unter andrem in den hebräischen Verben עָלַם, גִּיל, und auch עוּר, im Lateinischen exsultare u. f. Auch unser deutsches Wort Freude ist mit frei oder Freiheit aus einem gemeinsamen, an Bedeutungen sehr reichen Stamm entsprossen. Ueber diese Wirkung der innren Freude auf das leibliche Bewegen v. m. oben S. 160 u. 161. Die Freude so wie der Frieden und die Freiheit, welche in Gott und aus Gott sind, finden sich unter andrem angedeutet in folgenden Stellen der Schrift: Röm. 15, 13 u. 33; 1 Cor. 14, 33; 2 Cor. 3, 17; so wie 13, 11; 1 Thess. 5, 23; 2 Thess. 3, 16; Gal. 5, 22; Jes. 65, 19; 61, 10; Ps. 9, 3. Die Seele als eine Stimme Gott zu loben, der Geist aber als das Organ der Freude in und aus Gott: Luc. 1, 47. — Schon Nemesios, der Bischof zu Emisa in Phönizien, erkennet in seinem Werk: *περὶ φύσεως τοῦ ἀνθρώπου* p. 55 als eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der Menschennatur die Fähigkeit zu lachen an. — Andre Stellen der Schrift, auf welche sich der Inhalt des §. bezog sind 1 Joh. 5, 6; 1 Cor. 2, 10 u. 14.

Von einem geistig Guten und geistig Bösen.

§. 48. Es wird seit dem Anbeginn unsres Geschlechts an der Natur des Menschen das eifrige Ringen nach einem

innren Frieden bemerkt, welcher nur in dem Einverständniß unsres Thuns mit einem göttlichen Gesetz und Willen gefunden wird; das Sehnen nach einer Befreiung, welche dem Toben und dem Treiben der thierischen Begierde und der wilden Leidenschaft ein Ende machet, und fortan dem Geiste es verstattet, ungehemmt dem innren Zug nach oben zu folgen: dem Zuge nach dem Göttlichen und Guten. Aber schon in den frühen Morgenstunden der Geschichte, da über dem friedlich, wie im Verband der Familien lebenden Geschlecht der Tag noch nicht so heiß geschienen, da der Stachel der Noth und des gesellschaftlichen Zwanges die sinnliche Neigung noch nicht so tief mit seinem Gift durchdrungen und sie zur blinden Leidenschaft gesteigert, vernehmen wir die Klage: daß der innren, eingebornen Lust des Menschengeistes an dem ewig Guten, daß dem Sehnen nach dem lebendigen Gott eine ebenfalls eingeborne Lust an dem, das ewig nicht gut, sondern bös ist, entgegenstehe. Und diese Lust nach unten ist von Natur mächtiger, als das Sehnen nach oben, und reißet den Menschen beständig mit sich hinab, zu dem, was den Geist in seinem Innren betrübt, weil es jenen Frieden stört, welcher des Lebens höchstes Gut ist.

Wer es nun auch dem Menschen gesagt haben möge, daß dieses Hingeben in einen Zug, welchem das Thier ohne innre Hemmung folget: das Hingeben in den Zug der Mordlust, der Zerstörungswuth, der tückischen Verstellung, des niedren Sinnentaumels bös, daß es Sünde sey, gewiß ist, daß er dieses von Anfange an fühlte und erkannte. Dieß bezeugen bei allen Völkern der alten Welt die Altäre, an denen der Mensch durch Opfer den Zorn der Gottheit über die Sünde versöhnen wollen; dieß bezeugen die tausendfältigen Weisen der Büßungen, der Weihen, der Reinigungen.

Selbst in der lieblich bewegten Zeit eines classischen Alterthumes, da der mächtig erwachte Geist des Erkennens und künstlerischen Schaffens über der hehren Lust am Gelingen seines Werkes so manche äußre Noth, so manchen Schmerz der sterblichen Menschennatur vergessen, schweigt jene Stimme der Klage nicht: der Klage über eine innre Gebundenheit des Geistes, über eine natürliche Neigung des Herzens zum Ver-

derben. Es klaget der alte Weise von Athen: Sokrates, bei Plato über das allgemeine Verderben selbst jener Völker, welche an Erkenntniß und Wissenschaft vor allen andern hoch stünden, und scheut sich nicht dieses allgemein herrschende Verderben eine Krankheit zu nennen, welche durch kein Heilmittel menschlicher Kunst und Erfindung entfernt werden könne. Selbst die Natur der Kinder, will der „sonst so heitre" Verstand eines Plato nicht frei von diesem innren Verderben, nicht gut finden, denn wären sie dieß (lernte der Mensch nur am fremden Beispiel das Böse, wie der Vogel den Gesang), so dürfe man ja die Kinder nur einsperren, um sie gut zu machen. Jenes Uebel, den Hang zum Bösen, nennet Aristoteles ein angebornes, und der ernste Forscher bei Tusculums Eichenhain bekennt es frei, daß wir von der Stunde der Geburt an befangen sind von sündlichem Verderben, gegängelt von verkehrtem Wahn, genährt schon an der Brust der Mutter mit dem Irrthum. Er klaget unverhohlen den Willen des Menschen an, daß dieser taub sey gegen die Winke und Gebote eines Gesetzes, welches mit unverkennbar deutlichen Zügen der Natur eingeschrieben sey. Es spricht selber die sonst scherzende Dichtkunst des Alterthumes von einer beständigen Hinneigung unsres Wesens zu dem Verbotenen, von einem Sehnen nach dem, was uns das ernste Gesetz versagt, oder von einem innren Erkennen, welches das Gute siehet und billigt, dennoch aber hingerissen wird zum Bösen, und jener berühmte Spruch des Sopater will behaupten, daß es dem Menschen angeboren sey, zu sündigen.

So hat zu allen Zeiten der redlich nach Wahrheit forschende Verstand dasselbe erkannt, was uns die Offenbarung in allen ihren Unterweisungen saget: daß der Mensch von Natur mächtiger sey zum Verderben geneigt, als zum Heile, mehr zum Tod denn zum Leben, und daß nicht menschliche Kunst noch Kraft, sondern nur ein göttliches Erbarmen ihn retten könne von dem Verderben, das seinen Fuß umstricket. Denn es ist nach einem Spruche des königlichen Predigers kein Mensch, der nicht sündige, und jener Dulder, dessen Geist in einem schweren Gericht vor Gott geängstet und geprüfet ward und da Gnade gefunden, weiß es wohl, daß ein Mensch nicht

rechtfertig bestehen möge vor Gott, denn vor Ihm, saget ein alter Sänger des göttlichen Lobes, ein Sänger, erfüllt von Gottes Geist, ist kein Lebendiger gerecht, vor Ihm ja sind alle Menschen Lügner. Darum wird der Mensch zum Unheil geboren, wie die Vögel schweben, empor zu fliegen, denn Sünde ist der Leute Verderben. Es klaget ein Apostel, daß das Gesetz geistlich sey, der Mensch aber fleischlich, unter die Sünde verkauft, habe zwar das Wollen, ihm fehle jedoch das Vollbringen des Guten. Und ein andrer, liebevoll und ernstlich warnend, saget: so wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selber, und die Wahrheit ist nicht in uns.

Doch, was ist Wahrheit? fragte jener Gewaltige, welcher Macht hatte, den Gebundnen zu kreuzigen oder ihn loszugeben. — „Sprüche und Gesänge des alten Orients, von den Völkern einst für heilig, ja für göttlichen Ursprungs gehalten, was sind sie zwischen mir und dir. Sokrates und Plato, Aristoteles und Sopater, Cicero und Seneca, sie waren befangen von einem alten Wahne, der aus der Traumzeit der alten Väter bis zu ihnen herangewachsen. Hätten sie zu unsren Zeiten gelebt, in unsren Zeiten der Helden in dem Kampf um Freiheit: um das Zerreißen der alten Sklavenbanden (Ps. 2, 2 u. 3), der alte Wahn wäre auch ihrem heitren Geiste unterlegen."

Es wissen jene Weisen unsres Tages, von denen ein altes Buch sagt: „ja, ihr seyd die Leute, mit euch wird die Weisheit sterben," anders von der Natur des Menschen zu reden, als die Weisen des Alterthumes und das Buch der Bücher. Ihnen hat es etwa der Gott Ratio-Mäusim, welchen sie, statt des von ihnen verachteten Gottes ihrer Väter, „ehren, mit Gold, Silber, Edelstein und Kleinoden," besser gelehrt. Der Mensch ist nach dieser Lehre von Natur gut oder weder gut noch böse. Es sind auch an sich weder unsre Neigungen und Begierden böse, noch die Befriedigung derselben untersagt, so lange durch sie nicht die bürgerliche Ruhe und die Ordnung der Gesellschaft gestört wird, denn es gehen bei dem Menschen die Neigungen und Triebe eben so natürlich aus dem, von Anbeginn an, ihm anerschaffnen Wesen hervor, als die Triebe des Thieres aus der diesem anerschaffnen Natur, ja als das Fallen des Steines zum Boden aus der jenem eingepflanzten

Schwere. Es ist etwa bei dem einen Menschen schon seit der Entstehung des Leibes im Schoße der Mutter dieser Theil des Gehirnes, bei dem andren ein andrer Theil in etwas vorherrschendem Maße entwickelt worden, und siehe, jener kann dem wilden Triebe zur Wollust, dieser dem Drange zu morden so wenig widerstehen, vermag so wenig sich in den Schranken der bürgerlichen Ordnung zu halten, als der Stein auf dem Wasser zu schwimmen. Eine körperliche Anlage, zufällig dem Leibe schon im Augenblick seines Entstehens eingeprägt, machet den einen so unempfänglich gegen alle Stimme einer höheren Vernunft, als das Eis zum Brennen. Es sind eigentlich und zuletzt die unverschuldeten körperlichen Anlagen, welche wir an dem nur bemitleidenswerthen Verbrecher bestrafen, und was die Moral der Seele als Sünde zugerechnet, ist immer nur Gebrechlichkeit oder Krankheit des Leibes."

Nach einer andren Lehre von minder rohem Anschein, welche jedoch dasselbe will, was die eben erwähnte erstrebet, sind zwar die Anlagen zu der einen oder der andren Richtung unsrer begehrenden und selbstthätig wirkenden Natur, bei verschiednen Menschen verschieden, und es liegt namentlich in dem einen, von der Geburt an ein etwas mächtigerer Hang zur sinnlichen Lust oder zum Zorn, als im andren, aber es lebt zugleich in dem Menschen, so wie er ist, ganz die Kraft, den Hang zu dem sogenannt Bösen zu überwinden und gut zu werden, wie nach dem Ausspruch eines berühmten Philosophen in unsrem Willen die Kraft liegt, den Sturm der Krankheit zu beschwichtigen, und dem Leibe zu gebieten, daß er gesund sey.

Wohlan dann, liegt die Anlage zu dem, was die alten Bücher die Sünde, der Leute Verderben nennen, in der Bildung oder Mißbildung oder in einer krankhaften Verstimmung des leiblichen Organs, was suchen wir andre als leibliche Verwahrungs- oder Heilmittel? Ist im Willen des Menschen allein die Kraft, dem innren Verderben zu gebieten und zu einer göttlichen Freiheit und Reinheit des Geistes emporzuwachsen, warum straft die Geschichte der Völker und einzelnen Menschen in alter und neuer Zeit den Ausspruch, nicht bloß des Weisen von Athen, sondern der wahrhaft Weisen aller Zeiten,

nicht Lügen? den Ausspruch: „daß die innre, allgemeine Krankheit des Menschengeistes durch keine Heilmittel menschlicher Kunst und Erfindung gehoben werden könne.“ Ist nicht überall und zu allen Zeiten der Anfang der innren Veredlung und Besserung eben diese demüthige Selbsterkenntniß gewesen, deren Ausspruch wir bestreiten wollten? (m. v. den Abschn. VII.)

Ist der Mensch von Natur gut, liegt in ihm selber die Kraft, gut zu seyn und gut zu werden, dann bedürfen wir — dieß ist der Sinn jener Lehren — keines Erlösers, wir fragen nicht nach Gnade und göttlichem Erbarmen, uns ist keine Gottheit vonnöthen, als die eigne, uns inwohnende Gottheit. Ist die Lehre, daß eine Sünde sey, ein Wahn, ist das, was wir Sünde nennen, an sich gut, weil es natürlich ist, und wird etwa nur durch die augenfälligen Störungen, welche es in der äußeren, bürgerlichen Ordnung oder in den innren Lebensbewegungen unsres Leibes anrichtet, zu etwas Gesetzwidrigem, so ist die Lehre von dem Unwillen und dem Ernst, nicht des menschlichen, sondern eines göttlichen Richters ein alter Wahn; denn dieser Gott hat uns so — mit allen unsren Neigungen und Trieben — erschaffen, er kann sein eignes Thun nicht tadeln, noch weniger es strafen. Ein alter, verkehrter Wahn ist dann die Lehre, daß eine Vergebung der Sünden, eine Tilgung der Sündenschuld nöthig sey, wiewohl sich dieser Wahn, schon nach Plutarchs Zeugniß, so allgemein verbreitet findet, daß kein Volk auf Erden gewesen, welches ihn nicht „durch Opfer, Reinigungen und andre gottesdienstliche Gebräuche“ ausgesprochen und demselben zu genügen gesucht hätte, und wiewohl das, was dieser Wahn sagt, die allgemeine laut schreiende Stimme des Gewissens ist.

Es wird, bei einer ernstlicheren Prüfung dieser Aussprüche, schon bedenklich gefunden, daß jene Richtung des verkehrten Menschenwillens, welche wir Sünde nennen, an unsrer Natur von so ganz andrer Art und Gestalt erscheine, als die etwa für verwandt gehaltenen Aeußerungen der Begierden und innren Aufregungen in der äußerlich auch noch so ähnlichen, thierischen Natur. Zwar ob auch dieser jetzige Zustand der uns umgebenden Lebendigen: der Zustand einer unaufhörlichen gegenseitigen Reibung und Zerstörung schon der ursprüngliche

und älteste gewesen, das wollen wir hier nicht untersuchen; gewiß ist, daß auch, so wie das jetzige Thier neben dem Menschen dastehet, das Thun des ersteren zu dem des andren kaum sich verhalte, wie das leise Hinrollen einer Kugel am Boden zum gewaltigen, Alles zerschmetternden Herabsturz eines Steines aus großer Höhe, ja wie die bloße Abbildung der Pest zu Mailand und Toulon, von Künstlerhand, zu den Schmerzen und dem giftigen Aushauch der Seuche selber.

Lassen wir bei dem Vergleich beider selbst nur jenen innren Schönheitssinn urtheilen, dessen Besitz wir mit Recht als eines der köstlichsten Vorrechte unsrer Natur rühmen, so wird uns dieser über den Menschen etwas ganz Andres sagen, als über das, scheinbar nach gleicher Richtung bewegte Thier. Vergeblich hat der Mensch, wenn er nach einem alten Mährlein der früheren Naturbeschreiber dem Vielfraß eine Unmäßigkeit andichtete, welche eines gewaltsam künstlichen Gegenmittels bedürfte, oder der kleinen kamtschadalischen Sparmaus die Lust an narkotischen Wurzeln, womit sie bei ihren Festen sich berausche, das Thier zu einem Mitgenossen seiner eignen Schuld zu machen versucht, und hierdurch dieser Schuld einen mildernden Anschein geben wollen, weil sie sogar unter den Thieren nicht ohne Beispiel sey. Es frisset kein Thier der Erde, wenigstens im freien, natürlichen Zustand, bloß dem Kitzel des Gaumens zu gefallen, und mehr als das Bedürfniß der Natur erfordert, und auch die reichlichst genossene Mahlzeit wird bei dem Thier etwa nur eine bald vorübergehende Schwerfälligkeit und Hemmung der Glieder zu dem sonst gewohnten Flug oder Lauf, nicht aber ein selbstvorausgesehenes, mit Bewußtseyn bewirktes Erkranken herbeiführen; es wird kein Thier der Erde durch Unmäßigkeit im Genuß der Speise sich den Tod bereiten oder beschleunigen, vielmehr ist bei ihnen allen der Grund des Todes der Hunger oder das Aufhören der innren Zertheilung der Speise (nach §. 22). Das Bild des Berauschten, welcher mit grinsendem Lachen in seinen eignen Eingeweiden wüthet und in dem eignen Unflathe sich wälzet, suchen wir vergebens, auch nur im schwächsten Abbild, in der uns umgebenden Thierwelt auf. Und wie sollte die wohlthätige Fangheuschrecke, wenn sie, auf den vier Füßen

des Rumpfes einhergehend, mit den emporgehobenen, sägenartig geschärften Vorderfüßen emsig nach dem schädlichen Gewürm suchet und die Zerstörer der Saaten tödtet, ein Bild der tückischen Verstellung, ein Bild jener giftigen Heuchelei seyn, in welcher zuweilen der entartete Mensch den Tod in seinem Innren mit dem lieblichen Schein des Lebens; das Aergste und Niedrigste mit dem Truggewand des Höchsten und Heiligsten bedecket. Ein solches furchtbar verzerrtes Menschenwesen findet auf dem ganzen Boden der Erde, findet in der Luft und in dem Gewässer kein sichtbares Wesen, das ihm gleiche, findet da nirgends auch nur die Spur eines Ebenbildes seiner eignen, innren Gestaltung. So ist auch das Spiel, welches, wie in dämonischer Begeisterung, die Helden der Revolution unsres Nachbarlandes mit der Todesangst und den Todesqualen ihrer menschlichen Schlachtopfer getrieben; es ist die Lust an der Pein der Brüder etwas ganz Andres, als das Spiel der Katze oder des jungen Tigers mit dem lebendig erbeuteten Thier, und wir kennen kein lebendiges Wesen, welches Gefallen an dem muthwilligen und für es selber nutzlosen Zerstören der Werke eines fremden Fleißes und fremder Kunst fände wie der Mensch. Denn der Hase benagt den neugepflanzten Baum aus Hunger, die Larve des Immenkäfers führet der Weg zu ihrer Speise durch die künstlichen Zellen des Bienenstockes; der Baumschänder aber verdirbt die zarte, junge Pflanzung einer fremden, fleißigen Hand, weil er das stille Leben, das im Gewächs sich kund gibt, aus innrer Verderbtheit hasset, und der ihm ähnliche Mordbrenner lässet den Haß gegen das stille, hehre Wirken und Schaffen der Menschenkunst und des Menschenglückes durch das Entzünden und Zertrümmern der Gebäude und Städte aus.

Wenn in den Sprachen das Abweichen der Menschenseele von der Bahn des Gesetzes, wenn das Sündigen ein Fallen genannt wird, so verhält sich dieses Fallen beim Menschen zu dem, was etwa im Leben und Wesen des Thieres von ähnlicher Art erscheinet, wie sich der Fall eines schweren Gesteines aus großer Höhe zum Boden zu dem Fall eines Körpers vom Gewicht der Flaumenfeder aus gleicher Höhe verhält. Es beschleunigt und verstärkt sich beim Gestein die Kraft des Fallens näher zum Boden hin in furchtbarem Maße, und zuletzt erhitzt

und entzündet sich, was an ihm brennbar ist; sein Auftreffen auf den Boden wirkt mit zerschmetternder Gewalt. Die Flaumenfeder aber, von der Luft getragen, tauchet sanft in die Tiefe, und der Windhauch erhebt sie von Neuem.

Was ist es dann, was „dem Fallen" der Menschenseele diese besondre Kraft gibt, das innre „Rad des Werdens," wie der Brief eines Apostel es nennet, mit Gluth des Abgrundes zu entzünden und das eigne Wesen zu zerschmettern? — Die Schrift nennet das, was den Fall so beschleuniget und verstärket: das Gesetz. Denn, so saget der Apostel, „der Stachel des Todes ist die Sünde; die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz. — Ich wußte nichts von der Lust, wo das Gesetz nicht hätte gesagt: laß dich nicht gelüsten. Da nahm aber die Sünde Ursach am Gebot und erregte in mir allerlei Lust. Denn ohne das Gesetz war die Sünde todt, als aber das Gebot kam, ward die Sünde wieder lebendig. — Das Gebot war es, was mir zum Tode gereichte, welches mir doch zum Leben gegeben war." So ist es denn das Gesetz, welches „nur Zorn anrichtet," und es sind, „die mit des Gesetzes Werk umgehen, unter dem Fluche."

Und dennoch nennet derselbe Apostel dieses Gesetz heilig und das Gebot heilig, recht und gut. Der Mund der Wahrheit selber, welcher gekommen war, das Gesetz zu erfüllen und von dem Fluche desselben uns zu erlösen, da Er ein Fluch für uns ward, Er, welcher des Gesetzes Ende ist, saget mit einem Eid der festen Versicherung: „wahrlich, bis daß Himmel und Erden zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es Alles geschehe." So ist das, was der Sünde des Menschen ihre Kraft gibt, das, was ohne ein göttliches Erbarmen, „welches die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, damit sie die Kindschaft empfingen," eine Ursache des Todes, ein Anlaß des Fluches ward, zugleich heilig und soll dauern, bis daß Himmel und Erden zergehen? Es erreget dieser Anschein des Widerspruches der einen Eigenschaft jener „durch das Geschäft der Engel" dem Menschen gewordnen Gnadengabe, gegen die andre ein tiefes Staunen, und dem Geist wird beim Hinabsehen in die Tiefe bange.

Wir nennen in der Natur die Weise, in welcher die Geschwindigkeit eines von oben nach unten fallenden Körpers von Moment zu Moment sich höher steigert, ein Gesetz. Gesetz nennen wir die Weise, in welcher die Wärme wirkt und sich vertheilet, noch mehr aber jene, in welcher die Anziehung der Sonne oder eines andren Körpers mit der Entfernung des angezogenen Körpers abnimmt. Es ist denn ein allgemeines, ein in seiner Wirksamkeit weise und hehr erscheinendes Gesetz, welches währen wird, bis daß diese Erde und ihre Nachbarwelten selber vergehen oder andre werden, was den Körper bei seinem Fallen hinab zum Boden zieht; es ist ein feststehendes Gesetz der Natur, welches der Wärme der Sonnenstrahlen, wenn sie durch die dichten Schichten des Luftkreises hinab auf die dichteren, dunklen Körper des Bodens treffen, ihre auflösende, den Zusammenhang zertrennende Gewalt gibt.

Die Schwere wirkt wohl auf Alles, was irdisch ist; der Stein wie der Dampf des Wassers, die Frucht, die vom Baume fällt, und der Vogel, der sich von seinem Neste erhebt, das in den Zweigen des Baumes ist, fühlen alle ihren Zug. Aber das Wasser in der Form des Dampfes hat die Natur der leichten Luft angezogen, und wird deßhalb von der Luft getragen; in dem Vogel lebt eine selbstständige Kraft des Aufschwunges, welche mächtiger ist, als der Zug der Schwere. Aus der heißen, sumpfigen Ebene am Fuße der Apenninen, aus der Ebene, da der Strahl der Mittagssonne die Seuche ausbrütet, da der grünenden Flur statt des lieblichen Duftes ein Gifthauch des Fiebers entsteiget, erhebt sich der schnelle Falke hinauf zum Gipfel des Gebirges. Da wehet ein erquickender Wind durch den Wald der Kastanien, aus dem Felsen mit heilsamen Kräften entspringet der Quell, an welchen die Freundin der Höhen, Aesculaps Schlange wohnet; duftendes Kraut zur Gesundheit des Menschen entwächset dem Boden. Doch der hier wohnende Mensch bedarf der Heilkräuter nur selten oder nie. Denn es stärket schon die balsamische Luft des Gebirges und der Trunk aus dem Quell die Glieder; der Flug des Falken, wenn er aus der drückenden Luft der Tiefe da hinaufschwebet, wird freudiger und schneller, der krankende

Hirte des Thales fühlet alsbald an diesen Felsenbächen sich erfrischet und genesen.

Es ist aber dieselbe Sonne, welche die heißen, sumpfigen Ebenen der Tiefe bebrütet, und welche den ewigen Frühling des hohen Thales von Quito bestrahlet; es ist dieselbe Sonne, welche die dünne Luft unsrer Hochalpen an einem Sommermittage nur so mäßig erwärmet, während in dem Nachbarthale der heiße Dunst in einer kochend wallenden Bewegung ist; dieselbe Sonne, welche die weiße Platte von Holz oder das durchsichtige Glas fast noch kalt gelassen, wenn sie den daneben stehenden Körper von dunklem Eisen sehr fühlbar erwärmte. Es ist nicht der Körper an sich und die elementare Beschaffenheit desselben, welche den Sonnenstrahlen ihre auflösende, zerstörende Kraft gegen denselben gibt, sondern sein gröber leiblicher, dichter Zusammenhang, seine Dunkelheit und Undurchsichtigkeit sind es, gegen welche das Gesetz der Erwärmung durch die Sonne mit feindselig scheinender Gewalt gerichtet ist. Die magnetische Kraft der Erde strömt beständig durch unsre lebenden Glieder aus und ein, der Zug der Schwere wirket beständig auf den Leib, und wir fühlen kaum oder gar nicht diese Einwirkung; so mag es gar wohl auf jenem herrschenden Centralkörper unsrer Planetenwelt eine leibliche Natur geben, an welcher das Licht und die Wärme nichts zu zerstören und aufzulösen finden, weil ihnen diese Natur so nahe verwandt und befreundet ist, wie die heimathliche Kraft des Magnetismus der irdischen Leiblichkeit.

Wirkt denn das Gesetz der Schwere als eine zerschmetternde, unheilbringende Gewalt bloß auf die dichten, eigenschweren Körper, wenn diese von ihrem natürlichen Ruhepunkt hinweg in eine Region erhoben wurden, in welcher das leichte, zarte Gewölk schwebet, ohne in Gefahr zu seyn hinabzustürzen; wirkt die Sonne mit unmäßig erhitzender Gewalt nur auf die dichteren Luftschichten der Tiefe, nicht auf die zarteren der Höhen, so wird auch wohl jenes Gesetz, von welchem die Schrift redet, nur am Menschen zu einer Ursache des Todes und des Fluches werden, weil am Menschen und im Menschen, vor andren Lebendigen seiner Sichtbarkeit, etwas ist, was auf besondre Weise, widerstrebend, zu jenem Gesetz sich verhält.

Wenn wir nach diesem Etwas im Menschen, welches für ihn das Gesetz zu einer Kraft der Sünde machet, forschen, so scheinet zuerst ein Verdacht auf die Leiblichkeit zu fallen, als sey diese der Grund der Verkehrung von einem an sich Guten und Heiligen in ein Schädliches. Wir wissen, sagt der Apostel, daß das Gesetz geistlich ist, ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft. Das Fleisch ist es, durch welches die Kraft zur Erfüllung des Gesetzes geschwächet und diese Erfüllung unmöglich ward, „bis daß Gott seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches sandte, und verdammte die Sünde im Fleische durch Sünde." Es wollte jenes Geschlecht der ältesten Zeit, dessen Weg auf Erden verkehrt und verderbet gewesen, sich nicht strafen lassen von dem Geist aus Gott, weil es Fleisch war, denn, wie ein späteres Buch saget: fleischlich gesinnt seyn ist der Tod, weil es eine Feindschaft gegen Gott ist. Darum warnet ein Apostel vor den fleischlichen Lüsten, weil dieselben gegen die Seele streiten, und von einem andren werden jene Spötter der letzten Zeiten, die da Rotten machen, Fleischliche genannt, die keinen Geist haben. Es wird, wer auf das Fleisch säet, vom Fleische das Verderben ernten, denn offenbar sind die Werke des Fleisches: Ehebruch und Mord und Unreinigkeit. — Ja selbst Jene, welche zwar im Fleische wandeln, aber nicht fleischlicher Weise streiten, müssen es beständig fühlen, daß wenn auch der Geist willig ist, doch das Fleisch so schwach sey; denn das Fleisch gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch, und es sind diese beiden beständig wider einander. Sie müssen es bekennen, daß wer sich zum Werk des Geistes gürtet, alsbald zufahren und nicht vorhin mit Fleisch und Blut sich besprechen müsse, denn diese können es dem Menschen nicht offenbaren, wo für ihn das Heil gefunden werde, sie erkennen nicht was geistlich ist, sie werden das Reich Gottes nicht ererben, denn nur der Geist ist es, der da lebendig machet, das Fleisch ist kein Nutze.

Es wird dieses vergängliche Wesen, welches der Mensch öfters sein Ich nennt, dieses Fleisch, in welchem nichts Gutes wohnet, öfters mit jenem Namen bezeichnet, welchen uns der §. 40 in seiner höchsten und ehrwürdigsten Bedeutung kennen lehrte, mit dem Namen des sichtbaren Leibes, den Gott gab

und wunderbar bereitete, und dessen Odem ein Aufsehen Gottes beständig erhält. Diesem sichtbaren Leibe, bevor er durch den Geist geheiligt und zu einem Tempel des lebendigen Gottes geworden ist, gilt jenes Seufzen: ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?

Scheinet doch in vielen Stellen der Schrift nicht bloß der Leib des Menschen, sondern die ganze sichtbare Leiblichkeit jenen Verdacht zu theilen, zu welchem uns die früheren Betrachtungen des §. 40 und 41 nie berechtigen konnten. Denn mit dem Namen Welt, welche, sammt Allem das in ihr ist, Gott gemacht hat, und welche einst voll werden soll der Herrlichkeit des Herrn, wird nicht bloß jenes Wesen der Endlichkeit bezeichnet, welches vergehet mit seiner Lust, sondern ein Bleiben der Pilgrimschaft und Fremdlingschaft, in welcher der Mensch, der nach Gott fraget, nur Angst hat, denn die Welt erkennet das, was aus dem Geiste ist, nicht als das Ihre, sondern hasset dasselbe: sie ist es, welche sich freuet der Thräne des Gerechten, sie ist es, welche der Mensch Gottes nicht lieb haben, deren vergängliche Lust er fliehen soll. Denn so Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters, ja der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft. Die Welt ist es auch, welche Der, der sie gemacht hat, und welchen dieselbe, da Er in das Seine kam, nicht erkannte, überwunden hat und überwinden wird; sie ist es, welche Der, so einst Alles neu machet, richten wird und verderben.

Wie? sollte das Wort der Wahrheit, welches der Geist aus Gott im Geiste des Menschen gesprochen, selber jene alte Lehre der Völker, denen die Offenbarung nur mittelbar geworden, in etwas rechtfertigen wollen, jene Lehre voll innren Widerspruches und Gefahren, daß nur die Materie, als solche, das Böse, im Gegensatz zur Gottheit, welche gut ist, sey? Denn die Materie, mit Gott von einem gleichen ewigen Anfange und Bestehen, und nicht durch ihn oder aus ihm geschaffen, sey als das Vernunftlose, ja der Vernunft Entgegengesetzte, der Anfang alles Widerstreites gegen das Göttliche, welches das an sich Vernünftige und Denkende ist. In jener wäre mithin der Anfang und Ursprung alles Bösen, das in der Welt ist,

in diesem der Anfang alles Guten. Die Seele, wenigstens die gute Seele im Menschen, sey von Gott, der Leib aber aus der Materie, und das innre Lebensbewegen, das aus dem Leibe komme, sey deßhalb eine böse oder vernunftlose Seele, im Verhältniß zu der inwohnenden guten und vernünftigen. Es erscheint alsdann der Leib als ein drückender Kerker, in welchem die Seele seufzet, bis sie der Tod aus der harten Gefangenschaft losmachet, obwohl nach jener alten Lehre bei Plato die Schuld des eignen Willens, des eignen Gelüstes nach der Sinnenwelt, die Seele aus den oberen Räumen da hinabgesenkt. —

So müßte dann der Stein böser und hassenswerther seyn, als die Pflanze, und das schwere, am meisten nach der Tiefe hinabstrebende und darum materiellste Gold vor allen am meisten. Die Pflanze wäre hassenswerther, als das Thier, denn in jener herrschet das Vernunftlose mehr vor, als in diesem; das Thier wäre aus demselben Grunde böser, als der Mensch, in welchem unter allen Lebendigen der Sichtbarkeit die vernünftige und denkende Seele, die geistige Natur aus Gott am kräftigsten waltet, am meisten vorherrscht. Es wäre dann unter allen Dingen unsrer Sichtbarkeit etwa das Gold jenes, welches selber mit dem Ursprung alles Bösen am nächsten verwandt, am meisten nach diesem hinabstrebt und gezogen wird, der Mensch könnte dieß am allerwenigsten seyn.

Diesem spielenden, zu sehr an der Oberfläche liegenden Einwurf, welcher jedoch, etwas tiefer gefaßt, nicht ganz ohne Wahrheit ist, begegnen allerdings die Schriften der denkenden Alten selber, und es ist, wie wir schon oben gesehen, in ihnen ein Ahnden von der Bedeutung des freyen Willens, von einem tiefen (in der Seele selber) gelegnen und eingebornen natürlichen Verderben, so wie von der Nothwendigkeit eines Heilmittels nicht menschlicher, sondern göttlicher Kunst und Art. Es wird auch nach einer späteren Lehre die gröber körperliche Substanz wie durch einen Abfall des ursprünglich gut erschaffenen Seyns und Wesens entstanden betrachtet. Dennoch ist das Verkennen und Hassen des eignen Fleisches und der Leiblichkeit überhaupt, weder in den Lehren der Offenbarung, noch in der Vernunft, noch in der Betrachtung und Aussage der uns umgebenden Natur begründet.

Es ist, namentlich durch die Lehre des Christenthums, auf die Bedeutung und den Werth des Leibes und der gesammten Leiblichkeit ein verklärender Glanz gefallen, seitdem Der, welcher des Wesens Anfang war, die Natur des Leibes, die Gestalt des sündlichen Fleisches an sich genommen. Ein hehrer Vergleich, welchen die Offenbarung selber anstellet, lässet uns in dem Verhältniß unsres innren Menschen ein Abbild erblicken von dem Verhältniß des Herrn zu seiner Gemeinde. Unsre Glieder selber sollen Christi Glieder, unser ganzer Leib ein Tempel seyn des Geistes aus Gott. Dieser unser vergängliche Leib soll einst verklärt uns wieder werden (§. 41). Darum ist die Anhänglichkeit der Seele an ihren Leib eine so tief gegründete und natürliche, und es lässet dieses natürliche Gefühl dem Menschen nicht zu, sein eignes Fleisch zu hassen, sondern er nähret es und pfleget sein, und es ist, nach dem Spruch eines Weisen, der ein Unbarmherziger, welcher sein eignes Fleisch betrübet; es ist uns geboten, uns nicht von dem eignen Fleische zu entziehen, sondern sein zu warten, doch also, daß es nicht geil werde.

Das aber, was den Leib des Menschen vorzugsweise vor jenem des Thieres zu einem Werkzeug der Sünde und Ungerechtigkeit machet, liegt nicht in der Leiblichkeit an sich und überhaupt, sondern es hat einen tieferen Grund.

Vergleichen wir das leibliche Leben des Thieres mit dem des Menschen, so erkennen wir bald, daß jenes, wie ein Unmündiges, von einer höheren, göttlichen Kraft und Vorsicht geleitet, ohne eigne Wahl zur bestimmten Zeit und Stunde über Land und Meer geführt, zum Geschäft der Fortpflanzung gerufen, zur Vorsorge für die Jungen getrieben werde. Der Mensch dagegen wird von keinem Instinct gehalten oder gegängelt, er brauchet des Leibes und seiner Vergnügungen nach eignem Wohlgefallen. Wenn dann bei dem unmündigen Thiere die Zeit zu irgend einer anjetzt für die eigne oder für die Erhaltung des Geschlechts nothwendigen Lebensbewegung gekommen, da werden ihm die nöthigen Kräfte, da werden ihm in seiner äußeren Umgebung, mit dem erwachten Triebe zugleich, die nöthigen Mittel gegeben. Einige schwerfällige Vögel unsrer Felder und Wiesen, welche den übrigen Theil des Jahres kaum die dringendste Gefahr zu dem kurzen Flug von wenig hundert Schritten zu zwingen vermag, empfangen

plötzlich, wenn im Herbste die Zeit des Wanderns gekommen, auf vorhin unmöglich geschienene Weise die Kraft, über das Thal und die hohe Alpenkette, über ferne Länder und weite Meere zu fliegen. Es wird der Kreuzschnabel mitten in der kältesten Zeit des Winters in seine heimathlichen, nordischen Fichtenwälder zurückgerufen, um hier das Geschäft des Zeugens und Brütens der Jungen zu besorgen, und es sind ihm zugleich, in dem alsdann reifenden Fichtensamen, die nöthigen Mittel zur Erhaltung des eignen, wie des Lebens der Brut gegeben. Eine Weisheit, welche mütterlich den Haushalt der Natur versorgt und leitet, sendet die wohlthätigen Schaaren des Samarmog (Turd. roseus) in das von Heuschrecken überdeckte Land, rufet die Iltisse und Eulen zur Erleichterung der von Mäusen verheerten Flur herbei, führet die wandernden Tauben dahin, wo die Fülle der überkräftigen Natur, einer Ueberschwemmung gleich, aus ihrem Bett getreten, ihre Dämme durchbrochen. Es sind die Thiere, gehalten an dem leitenden Instinct, Boden und Diener einer überall waltenden Naturkraft, welche sie leitet dahin sie will. Nicht nach der Lust des Gaumens, sondern nach bestimmtem Maß und zu bestimmtem Zwecke sättigt sich das Thier, ihm ist die Bahn der Wanderung, ihm ist die Zeit des Verkehres der Geschlechter nach einem höheren Rath, nicht nach eigner Wahl und Lüsternheit, fest bestimmt. So ruhet das Thier, wie das unmündige Kind, am Schoß der Mutter, welche das schwache Werkzeug trägt und ernährt; es ruhet, ohne Gefahr sich zu zerschmettern, wie der Stein oder die festgewurzelte Pflanze am Boden: während der Mensch, wie durch eine fremde Gewalt vom Boden gerissen und erhoben, in einer freien Höhe schwebt, in welcher ihn das Gesetz der Schwere, das den ruhenden Stein an seinem Orte hält, auf ganz andre Weise ergreift und bewegt, als die andren sichtbaren Lebendigen.

Zwar auch des Menschen Odem bewahret ein Aufsehen von oben, zwar auch ihn tränket und nähret wie an Mutterbrüsten ein ewiges Erbarmen; aber ihm scheinet zugleich die Macht gegeben, diese Mutter zu verlassen und dem Gehorsam gegen ihre Stimme sich zu entziehen. Der natürliche Mensch, durch keinen Instinct gehalten und geleitet, reißet die Gaben der äußeren Natur an sich aus Lüsternheit, auch wenn sie ihm Gift

sind, und jene Wilden, welche von Einigen für Beispiele des ursprünglichen, ja des reineren „Naturzustandes" unsres Geschlechts gehalten worden, zerstören mit einer unbezähmbar wilden Gier zum Branntweintrinken den elenden Leib, oder schwächen und betäuben ihn durch den eingeathmeten Rauch und Staub narkotischer Kräuter. Es wird, versetzt in die Fülle unserer durch Civilisation erkünstelten Genüsse, ein solcher „Naturmensch" alsbald ein Opfer der Unmäßigkeit und Lüsternheit, während selbst der Affe, durch einen eingepflanzten Instinct gewarnt, in der Gefangenschaft solche Speisen verschmäht, welche ihm schaden würden. So brauchet der Mensch der äußeren Natur, er brauchet den eignen Leib und seine bewegten oder fühlenden Glieder wann und wie und in welchem Maße er will; aber dieser freie Gebrauch gereichet ihm häufig zum Schaden und Verderben, und wir sehen unser Geschlecht gerade da, wo die Natur ihre Segensfülle am reichlichsten um dasselbe ergossen, wo der Genuß von außen am unverwehrtesten ist, am tiefsten versunken und entartet: neben dem äußeren Paradies eine innre Wüste, durchglüht von sengend heißen, zerstörenden Begierden.

Gerade diese Freilassung, diese Entbundenheit, welche zu dem höchsten Vorzug unsrer Natur zu werden vermag, gehet dann aus jenem natürlichen Grund hervor, den die Weisheit der alten Zeiten das angeborne Verderben, den Hang zur Sünde, die allgemeine Krankheit der Völker genannt.

Nach einem oben gebrauchten Bilde wirket das Gesetz der Schwere nur bei solchen Körpern zum Falle, welche sich mit einer seinem Zuge widerstrebenden Gewalt über den Boden erhoben haben; die Sonnenstrahlen wirken nur auf solche Körper mit auflösend erhitzender Kraft, in denen ein dem Licht widerstehendes Princip ist. Das Leiblichwerden ist nach §. 40 ursprünglich ein Hingeben der Seele in das Walten und Regieren eines höheren Willens, es ist der Act einer freiwilligen Selbstunterwerfung in den Dienst eines fremden (oberen) Lebens, und der Tod des Leibes kommt aus einer Aufkündigung des Gehorsams gegen dieses höhere, mächtigere Walten (nach §. 22). Die Sünde und der Anfang aller Versündigung wird uns als ein hochmüthiges Erheben gegen Gott und das was göttlich

ist beschrieben; die Selbstsucht, welche ihr Vergnügen in der eigenen widerstrebenden Richtung, nicht in dem Folgen des Zuges, der aus Gott ist, suchet, ist Sünde. So wird denn dieser Leib zu einem Leib der Sünde, weil in ihm nicht bloß die Möglichkeit, sondern auch der Hang liegt, dem Walten eines höheren, göttlichen Willens sich zu entziehen und zu widersetzen, weil derselbe eine Unterwürfigkeit und Dienstbarkeit der Seele nicht in ein göttliches Walten und Regieren, sondern in eine (innre und äußre) Macht ist, welche diesem Walten und Regieren den Gehorsam aufkündigt, indem sie selber ihm sich gleich setzet. Das Gesetz dann, wie die Sonnenstrahlen in dem dunklen, dichten Körper die Hitze, reget in dem innren Wesen des Menschen jenes Princip des Widerstrebens und des Ungehorsams auf, welches der Ursprung der Sünde ist; das Gesetz wird hierdurch, nach einem Ausdruck der Schrift, zur Kraft der Sünde.

Uebrigens wirkt das Gesetz noch auf eine andre, positive Weise verstärkend auf das natürliche Verderben ein. Durch das Geschäft der Engel, sagt die Schrift, ist dem Menschen das Gesetz gegeben. Hierbei darf aber nicht vergessen werden: daß durch das gleiche Geschäft der Engel dem Menschen die Wissenschaft und die Kunst (nach §. 4; §. 59; 60) und alle die Gaben von verwandter Art mit dem Gesetz verliehen worden, die Gaben, durch welche die erkennende Menschennatur über die vernunftlose Thierheit erhoben wird. Das Gesetz wie die Wissenschaft haben mithin zugleich eine Kraft in sich, die Menschenseele hinauf in eine Region des Erkennens und der Einsicht des Guten und Bösen zu versetzen, von wo aus sich die Wirksamkeit des innren, eigenwilligen Ungehorsams ungleich verstärkter und zerstörender äußern kann.

Angeboren und eingepflanzt ist der Natur des Menschen dieses Princip des Ungehorsams und des Eigenwillens, mit der Verleiblichung in die sichtbare Form, welche die Zeugung von Geschlecht auf Geschlecht forterbte. Das Wesen der Menschenseele als eines Ebenbildes der Gottheit ist Freiheit, zu wählen das Gute oder das Böse; mit dem Entstehen der Seele beginnt zugleich dieses Freiseyn. Auch die Verleiblichung, als ein sich Unterwürfigmachen unter das Regieren

einer höheren Macht, scheinet dann bei der Seele des Menschen nicht ohne Mitwirkung eines eignen, freien Willens zu geschehen; die Seele hat sich zu diesem Leibe, der durch inwohnende Schuld zum Grabe eilt, zu diesem Leibe vom ersten Vater des Geschlechts vererbt, wie durch eine eigne Wahl bekannt, bekannt mithin auch zu der anfänglichen Richtung der Unfolgsamkeit, zu dem Lossagen aus dem alten, ursprünglichen Bunde. Doch über diesen Theil der Geschichte der Seele schwebet ein ernstes Dunkel. Es rühmet sich der Apostel, vor allem Preisen der eignen Weisheit, Gottes, mit welchem wir durch Christum versöhnt und wieder vereint sind. „Denn, wie durch Einen Menschen die Sünde ist gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben; so ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen.“

Wie dieser Leib, diese zerbrechliche Hütte, ein Leib der Sünde ist, weil in ihm ein Princip lebet, das sich dem höheren Walten entzogen; so ist der neue Leib, welchen der Mensch nicht durch ein Geschäft des Fleisches, sondern des Geistes empfängt, ein Leib des ewigen Lebens. Aus dem irdischen Wasser hat sich alles irdisch Leibliche gestaltet; das Wasser ist, nach einem alten Spruch, das erste, das beste aller leiblichen Dinge, in ihm webet Schöpferkraft. Es ist aber ein Wasser höherer Art, ein Wasser des Lebens, aus welchem der Leib der Ewigkeit sich gestaltet. Das nach Sättigung von oben dürstende Sehnen empfängt dieses Wasser umsonst. Die Seele, wenn sie in dem Element des neuen Lebens sich verleiblicht, ziehet vorhin den Ungehorsam der Natur aus, leget ab das innre Lossagen und Abweichen von Gott. Diese neue Verleiblichung ist der Act einer gänzlichen und lauteren Unterwerfung und Hingabe in die Macht des göttlichen, nicht in den Einfluß und die Kraft eines ihr widerstrebenden Willens. Möge es auch den schwachen und so oft wankenden Schritten dieser Untersuchungen über die Geschichte der Menschenseele erlaubt seyn, sich dem Quell jener lebendigen Wasser zu nahen und die neue höhere Schöpfung zu betrachten.

Erläuternde Bemerkungen. Ueber die Allgemeinheit der Opfer und Reinigungen bei allen Völkern der alten und neuen Zeit vergl. m. Meiners Gesch. der Religionen, besonders den 2ten Band v. Anf. — Die Stellen bei den Alten, worinnen mehr oder minder deutlich ein Anerkennen des natürlichen Gebrechens im Menschen und seiner Verantwortlichkeit für all' sein Thun und Lassen sich ausspricht, sind so zahlreich als allgemein bekannt. Wir führen hier nur einige an. Nach Heraclits schon öfter erwähntem Ausspruch ist nur das Umfassende (Göttliche) vernünftig, der Mensch aber von Natur unvernünftig (Philost. ep. 18; Sext. Emp. VIII, 286 u. a.). — Der Mensch, obgleich er am besten unterrichtet ist, ist dennoch, nach Aristoteles, das ungerechteste unter allen Lebendigen (ἄνθρωπος, μάλιστα παιδείας μετέχων, ζώων ἁπάντων ἀδικώτατόν ἐστιν), weil er vermöge seiner Vernunft die Freude und Wollust am höchsten zu schätzen vermag, welches dann nicht ohne Unrecht bestehet (Probl. S. XXIX, 7). — Der Mensch denkt meist etwas Andres, als er thut (ἄλλο νοεῖ καὶ ποιεῖ ἄνθρωπος, Probl. S. XXX, 12). — Wie sich die Augen der Fledermäuse zum Tageslicht verhalten, so unser Verstand zu dem Offenbarten (πρὸς τὰ τῇ φύσει φανερώτατα πάντων Ar. Met. II, c. 1). — Gerade das, was den Menschen vom Thiere unterscheidet, der selbsterkennende Geist oder Verstand, nicht die Empfindung, macht uns des Irrthums fähig (de anim. II, 5). — Nicht das, was die willenlose Natur, wohl aber das, was der selbsterkennende Geist vollbringt, das kann auf verschiedene Weise geschehen: der selbstbewußte Geist kann nach Willkür das Gute oder das Böse thun (de interpret. 15; Met. IX, 2). — Der Mensch fehlt freiwillig und thut freiwillig das Gute, weil er sowohl die Macht des Begehrens als vernünftige Einsicht besitzt (Ethic. Eudem. II, 8). Darum ist er strafbar, sogar dann, wenn er aus Unwissenheit fehlte, insofern diese Unwissenheit eine selbstverschuldete war (Ethic. Nic. III, 7). — Nach einem Ausspruch des Sophokles (Antigon. v. 1011) ist es ein gemeinsames Loos der Menschen, zu sündigen

('Ανθρώποισι γὰρ
τοῖς πᾶσι κοινόν ἐστι τοὐξαμαρτάνειν)

und Euripides im Hippolyt erkennt dieselbe natürliche Neigung im Menschen an: ('Αμαρτεῖν εἰκὸς ἀνθρώπους.) Es nennt Sopater das Sündigen dem Menschen angeboren: σύμφυτον ἀνθρώποις τὸ ἁμαρτάνειν, und Dio Cassius (L. LII.) legt dem Mäcenas die Worte in den Mund: πολλὰ γὰρ ἡ φύσις καὶ παρὰ τῶν νόμων πολλοὺς ἁμαρτάνειν ἐξάγει, οἷς ἂν μὲν ἀκριβῶς τις ἐπεξίῃ, ἢ τινα ἢ οὐδένα ἂν αὐτῶν ἀτιμώρητον καταλείπει. Plato vergleichet, wenn er den Verbrecher am Heiligthum der Götter anredet, das innre Verderben, welches den Menschen zur Sünde führe, mit einem durch seinen Stachel zu wilden Bewegungen aufreizenden Insect: der Bremse. Aus einer alten, ungesühnten Schuld sey dasselbe den Menschen eingeboren; aus aller Kraft müsse man ihm entfliehen. Οὐκ ἀνθρώπινόν σε κακὸν, οὐδὲ θεῖον κινεῖ τινων ἐπὶ τὴν ἱεροσυλίαν προτρέπον ἰέναι. Οἶστρος δέ ἐστί τις ἐμφυόμενος ἐκ παλαιῶν καὶ ἀκαθάρτων τοῖς ἀνθρώποις ἀδικημάτων, περιφερόμενος ἀλιτηριώδης, ὃν εὐλαβεῖσθαι χρεὼν παντὶ σθένει (de Legib. L. IX). Derselbe Weise des Alterthums erkennt, wie schon oben erwähnt, nicht bloß (in seiner Republik) bei erwachsenen Menschen und ganzen Völkern das inwohnende, eingeborne Gebrechen an, sondern selbst bei Kindern. Nach jener Stelle im Menon (T. III, p. 367, edit. Bip.) wird kein Mensch als gut geboren: (εἰ φύσει οἱ ἀγαθοὶ ἐγίγνοντο, ἦσάν που ἂν ἡμῖν οἳ ἐγίγνωσκον τῶν νέων τοὺς ἀγαθοὺς τὰς φύσεις· οὓς ἡμεῖς ἂν παραλαβόντες, ἐκείνων ἀποφηνάντων, ἐφυλάττομεν ἐν ἀκροπόλει, κατασημηνάμενοι πολὺ μᾶλλον ἢ τὸ

χρύσιον· ἵνα μηδεὶς αὐτοὺς διέφθειρεν, ἀλλ' ἐπειδὴ ἀφίκοιντο εἰς τὴν ἡλικίαν, χρήσιμοι γίγνοιντο ταῖς πόλεσιν.) Auch nennet Aristoteles das (natürliche) Uebel im Menschen ein angebornes, *συγγενές* (Ethic. ad Nicom. III, 15); nennet den Menschen ein Bild des Unvermögens, einen Ball der Veränderlichkeit, die Wiege des Neides und des Elendes — ein Gebilde aus Schleim und Galle (Stob. Serm. 96). Es erscheint dem Plutarch das Elend der innren Menschennatur als ein, selbst schon mit der Zeugung (m. v. Ps. 51, 7) Gegebenes; er sagt (de Consol. ad Apoll.) *φυομένοις τε μίγνυταί τις ἐν πᾶσι κακοῦ μοῖρα, τὰ γάρ τοι σπέρματα εὐθὺς θνητὰ ὄντα ταύτης κοινωνεῖ τις αἰτίας, ἐξ ἧς ἀφυΐα μεν ψυχῆς, νόσοι τε καὶ κήδεα καὶ μοῖρα θνητῶν ἐκεῖθεν ἡμῖν ἕρπει.* — So saget auch Krates (Diogen. Laërt. L. VI, §. 89.) „Wie im Granatapfel immer ein fauler Kern, so in jedem Menschen wenigstens Eine sündliche Neigung; keiner ist ohne Sünde." (Diese und mehrere hieher gehörige Stellen in Tholucks Lehre von der Sünde und vom Versöhner, 2te Aufl. S. 48.) Mit Recht erkannten die Schüler des Aristipp in der Einübung und Angewöhnung des Guten ein Gegenmittel gegen das alte, uns eingeborne Verderben an, wenn sie sagten: *δεῖν εὖ ἐθίζεσθαι, διὰ τὴν ἐκ πολλοῦ συντραφεῖσαν ἡμῖν φαύλην διάθεσιν* (m. v. auch Arist. Eth. Nic. I, 10; X, 110). — Die oben angedeuteten Stellen bei Cicero sind: Simulac editi in lucem, et suscepti sumus, in omni continuo pravitate, et in summa opinionum perversitate versamur: ut paene cum lacte nutricis errorem suxisse videamur (Quaest. Tuscul. III, 1.) Ferner: Multis signis natura declarat, quid velit: obsurdescimus tamen, nescio quomodo; nec ea, quae ab ea monemur, audimus. Und Seneca (de clem. L. I, c. 6): peccavimus omnes, alii leviora, alii ex destinato, alii forte impulsi, aut aliena nequitia ablati: alii in bonis consiliis parum fortiter stetimus, et innocentiam inviti ac renitentes perdidimus. Nec delinquimus tantum, sed usque ad extremum aevi delinquemus. Hieran reihet sich auch eine ganz ähnliche Stelle jenes Weisen des Alterthums (Seneca de ira II, 9). — Es saget der ernsteste, tiefste der Geschichtsforscher des alten Roms: Natura tamen infirmitatis humanae tardiora sunt remedia, quam mala: et ut corpora lente augescunt, cito extinguuntur, sic ingenia studiaque oppresseris facilius, quam revocaveris. Und schon früher ein Forscher der Geschichte seines Volkes von ähnlicher Tiefe: Alle Menschen sündigen öffentlich und geheim. Die böse Lust verblendet die Erkenntniß, so daß diese der Hoffnung des Gewinns sich hingibt, und so wird die Sünde vollbracht. — Daß ich's kurz sage, verkehrt und thöricht ist es, zu meinen, daß wenn die Lust im Menschen einmal stürmend erwacht ist, sie durch ein Gesetz oder irgend sonst ein Mittel gebändigt werden könne. (Thucyd. de bell. Pel. L. III, c. 45 bei Tholuck a. a. O. und Clem. Al. Paedag. L. III, cap. ult.) — Zum Sprüchwort unsrer Schulen sind geworden die wenigstens ihrem alten Herkommen nach bedeutungsvollen Verse bei Ovid: nitimur in vetitum semper, cupimusque negata (Am. III, 4, 17) und video meliora proboque, deteriora sequor (Metam. VII. 20, 21.)

τὰ χρηστ' ἐπιστάμεσθα καὶ γιγνώσκομεν
οὐκ ἐκποιοῦμεν δέ

(Eur. Phaedr.)

Hieher gehörige Stellen der heiligen Schrift sind: Genes. 6, 5 erinnernd an den Ausspruch des Bias: *πάντες ἄνθρωποι κακοί.* Eccles. 7, 20; Hiob 9, 2; 14, 1; Ps. 143, 2; Ps. 116, 11; Hiob 5, 7; Prov. 14, 34; Röm. 7, 14 u. 18; 1 Joh. 1, 8. — Stellen zu S. 730 Ps. 90, 7, 9 u. 11. — Zu S. 734 1 Cor. 15, 56; Röm. 7, 7, 8,

9, 10; Röm. 1, 15; Gal. 3, 10; Röm. 7, 12; Matth. 5, 15 u. 8; Luc. 16, 17; Gal. 4, 5; Act. 7, 53; Hebr. 2, 2. — Zu S. 736 Röm. 7, 14; 8, 3; Genes. 6, 3; Röm. 8, 6 u. 7; 13, 13; 1 Petr. 2, 11; Judä 19; Gal. 6, 8; 5, 19; 2 Cor. 10, 3; Matth. 26, 41; Gal. 5, 15; 1, 16; Matth. 16, 17; 1 Cor. 2, 14; 15, 50; Joh. 6, 63; Röm. 7, 18; 1 Cor. 6, 15 u. 19; Röm. 7, 24; Act. 17, 24; Num. 14, 21; Jes. 6, 3; 1 Joh. 2, 17; 1 Joh. 16, 33; 15, 19; 17, 14; Ev. Joh. 16, 20; 1 Joh. 2, 15; Jac. 4, 4; Ev. Joh. 1, 10; 16, 33; 1 Cor. 11, 34.

Stellen, welche die Meinung aussprechen, daß der Anfang und Ursprung des Bösen in der Materie liege, finden sich häufig bei den Alten. Das Sehnen des Freundes der Weisheit nach dem Tode ist nach Plato mit dem Verlangen nach Erkenntniß selber verwandt, weil die Sinnlichkeit ihn am reinen Erkennen hindert. Denn so lange die Seele den Körper hat und mit einem solchen Uebel vermischt ist, können wir nicht vollkommen die Wahrheit erfassen. Der Körper belästigt uns durch seine Bedürfnisse und mannichfachen Gebrechen; aus ihm kommen uns Leidenschaften, Trugbilder und das Heer aller Eitelkeiten: was die Sinne uns verkünden, ist ungenau und trüglich, so daß wir in Wahrheit nur etwas Weniges durch den Körper einsehen. (Plat. Phaed. 64; 65; 66). — Das nothwendig dem Guten Entgegengesetzte ist die Materie (Theaet. 176; Tim. 56, c). — Nach Philo ist das Fleisch (*σάρξ*) der Grund der Unwissenheit: der Grund, weßhalb der Geist Gottes im Menschen kein Bleiben findet (Phil. de gigant. 287). In Plato's Sinne nennt Plotinus die Materialität der Körper das Böse an ihnen: *σωμάτων δὲ φύσις καθόσον μετέχει ὕλης κακὸν εἴη* (Plot. Enn. I, 8; 3). Diese böse Natur theilt sich dann mit ansteckender Gewalt Allem mit, was mit der Materie in Berührung und Gemeinschaft kommt: *ἄμοιρον γὰρ παντελῶς οὖσα ἀγαθοῦ ἐξομοιοῖ ἑαυτῇ πᾶν ὅ, τι ἂν αὐτῆς προσάψηται ὁπωσοῦν*. Die oben erwähnte Ansicht von der Natur des Leibes und seinem feindselig beschränkenden, hemmenden Einfluß auf die Seele findet sich besonders in Plato's Timäus. Er nennt in seinem Cratylus den Leib ein Grabmal der Seele: *σῶμα, σῆμα αὐτὸ εἶναι τῆς ψυχῆς*. (Cratyl. 400; Phaedr. 250; Macrob. in somn. Scip. I, c. 11; Theodoret. de natur. homin. 544.) Wir werden, sagt er anderwärts (in seinem Phädon), so lange wir leben, dann dem Erkennen am nächsten kommen, wenn wir den wenigsten Verkehr mit unsrem Leibe pflegen, wenn wir mit ihm (außer so weit die höchste Noth es gebietet) uns nicht gemein machen, von seiner Natur nicht durchdrungen werden, sondern von ihm uns unbefleckt erhalten, bis Gott uns von ihm erlös't: *ἐν ᾧ ἂν ζῶμεν οὕτως ὡς ἔοικεν, ἐγγυτάτω ἐσόμεθα τοῦ εἰδέναι, ἐὰν ὅτι μάλιστα μηδὲν ὁμιλῶμεν τῷ σώματι, μηδὲ κοινωνῶμεν (ὅτι μὴ πᾶσα ἀνάγκη) μηδὲ ἀναπιμπλώμεθα τῆς τούτου φύσεως, ἀλλὰ καθαρεύωμεν ἀπ' αὐτοῦ ἕως ἂν ὁ θεὸς αὐτὸς ἀπολύσει ἡμᾶς*. Die Seele wird wie aus Banden aus dem Leibe (*ὥσπερ ἐκ δεσμῶν, ἐκ τοῦ σώματος*) erlös't und frei. Es ist nach einem Ausspruch des Pythagoräers Philolaus (bei Clem. Al. Strom. L. III, p. 316, s. 518), welcher sich hierbei auf den Ausspruch der alten Gottesgelehrten und Seher beruft, die Seele zur Strafe in diesen Leib, wie in ein Grab versenkt: *μαρτυρέονται δὲ καὶ οἱ παλαιοὶ θεολόγοι τε καὶ μάντεις ὡς διά τινος τιμωρίας, ἁ ψυχὰ τῷ σώματι συνέζευκται καὶ καθάπερ ἐν σάματι τούτῳ τέθαπται*. — Auf diese Meinung: daß Leib und Geist wie Böses und Gutes verschieden seyen, gründet sich Plato's Ansicht von einem *λογιστικὸν τῆς ψυχῆς*, so wie von einem *ἀλογιστικὸν* und *ἐπιθυμητικόν*, und die Scheidung der Seele gleichsam in eine gute und böse (*ἀγαθὴ καὶ πονηρὰ ψυχή*) bei Xenophon (Cyrop. VI, 21). — Stellen der Schrift zu S. 740 Ephes. 5, 29, 30 u. f.; 1 Cor.

6, 15 u. 19; Phil. 3, 21; Prov. 11, 17; Esaias 58, 7; Röm. 13, 14; Röm. 5, 12, 17. Doch ist diese Ansicht, wodurch die Leiblichkeit wie ein Uebel erscheint, nicht bloß durch andre Stellen der h. Schrift, sondern auch der alten Weisen und der Kirchenlehrer mannichfach und der Wahrheit gemäß motivirt. Die Materie ist nach Aristoteles weder gut noch böse; sie umfasset die Möglichkeit zu beidem (Phys. I, 9). Die Natur des Körpers ist nach Origenes (contr. Cels. III, 42, Opp. I, 474) nicht unrein; nichts in den Creaturen ist unrein; sie alle von dem guten Gott erschaffen sind gut und rein (Comment. in epist. ad Rom. L. IX, 42, ed. Par. IV, 665).

Das Gesetz vertheidigt schon Chrysippos gegen die Beschuldigung, daß es Mitursache der Vergehungen sey (Cleanth. Hymn. 17; Plut. de Stoic. rep. 33.)

Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiste.

§. 49. Die schüchterne Taube, noch kaum dem Raubvogel entflohen, verlässet die sichere Kluft der Felsen, wenn der Durst sie zum Bache lockt; es gehet der sonst menschenscheue Hirsch selbst dem bewaffneten Jäger mit festem Muthe entgegen, wenn ein innrer, übermächtiger Trieb ihn zur Zusammengesellung der Geschlechter führt, und der Vogel, welcher sonst vor dem Rauschen jedes Fußtrittes entflohen, vertheidiget, die Gefahr des eignen Lebens nicht achtend, mit dem Schlage der Flügel die nackte Brut. Die Begierde des lebenden Leibes nach Luft: der Drang zum Athmen, erscheinet zwar während seiner beständigen, ruhigen Erfüllung minder gebieterisch und schwächer, als der Trieb der Ernährung oder der thierischen Zeugung; wenn aber dem vulcanischen Boden ein Dampf entsteiget, welcher den ohne Aufhören ersehnten Lebensodem der Luft verdränget und das Athmen zu hindern droht, da verlassen alle brütenden Vögel das Nest und die hülflosen Jungen, und fliegen schreiend, in weiten Kreisen, um das Gebirg; getrieben von dem unwiderstehlichsten Drange nach Luft gehet der Wallfisch, den der Schmerz der Verwundung zur Tiefe geführt, der neuen Todeswunde entgegen, und das furchtsamste oder das listigste Thier unserer Wälder, welches weder der tödtliche Hunger noch die Pein des Durstes aus der sichren Höhle hervortreiben können, in die am Eingange gelegte Falle, gehet augenblicklich der geschwungenen Keule oder dem Geschoß des Jägers entgegen, wenn ein künstlich in der Höhle erregter Dampf ihm die Luft raubt; es kämpfet und ringet mit dem

wildesten Zucken aller Muskeln auch das trägste und unmächtigste unter allen Lebendigen nach Luft, wenn ihm die Gefahr des Erstickens drohet. So ist dennoch unter allen andren Trieben des Leibes der nach der Luft der unausweichbarste und dringendste.

Zwar die Lust der Sättigung an dem lange, vergebens ersehnten Quelle erscheinet dem Reisenden in dürrem Lande lieblicher, als der Gewinn großer Schätze; es ist auch die Liebe der Geschlechter ein Vorbild des höheren und höchsten Sehnens der Seele und seiner Lust, und es erscheinen die Gefühle dieser beiden Richtungen der begehrenden Seele deutlicher, schärfer, ja überwältigender, je mehr sie nur die äußere Sphäre der Region unsres Fühlens berühren (nach §. 18). Jenes Gefühl aber, welches öfters, beim Athmen des frischen Windes, der vom Gebirg kam, oder welcher am Mittage dem webenden Meere entstieg, den ganzen Leib bis zur Tiefe seines belebenden Nervenmarkes durchdringt, ist solcher verborgener, aber zugleich auch gewaltiger Kräfte voll, daß, wir wissen nicht auf welche Weise? unter dem Bewegen seiner Schwingen eine ganze Welt der Gedanken: jugendlich frische Erinnerungen der längst veralteten Vergangenheit und der muthige Vorausblick in das Künftige erwachen, als hätte der Lebensodem der Luft mit dem Leibe zugleich auch die Seele durchwehet.

Das höchste Werk des Lebens der Seele, das Werk der Ueberkleidung ihrer Natur mit dem Geist von oben, wie mit einem neuen, höheren Leibe, ist, seinem ganzen Wesen nach, dem Geschäft des leiblichen Athmens und seinen Wirkungen auf die Gestaltung des Körpers nahe verwandt oder doch vergleichbar. Der Geist aus Gott erscheinet auch hierbei, wie dieß der tiefe Sinn der ältesten Sprachen angedeutet, als das Urbild des Lebensgeistes der irdischen Luft, der das thierische Leben in seinem Weben und Bewegen erhält.

Es erwachet, mitten in dem umgebenden Element der aufgelösten Pflanzen- und erdigen Theile, aus dem da hineingelegten Ei ein thierisch athmendes Leben, und alsbald verwandelt sich das alte, früher bestandene, leibliche Element in ein ganz andres, neues; die Erde und die Kohle der Pflanze überkleiden sich mit dem Stickstoff der Luft; der unvollkommnere,

irdische Stoff nimmt die vollkommnere Natur der Atmosphäre in ihren beiden polarischen Gegensätzen an sich. So entwickelt sich nun, durch das Athmen der Luft, aus dem alten Leibe des Eiweißes und Dotters, der neue, gegliederte Leib der muntren Lacerte. Jener alte Leib verschwindet und vergehet mehr und mehr, so wie der neue sich gestaltet, bis zuletzt dieser die äußere Schalenhülle zerbricht und zum Licht sich hervordränget. Die organische Natur lässet uns bei dieser Gelegenheit Verwandlungen sehen, zu deren tief verborgnem Grunde unsre chemische Kunst auch nicht von ferne den Zugang gefunden.

Das Geschäft des leiblichen Athmens, so sahen wir oben im §. 12, bestehet ganz wesentlich, neben dem Aufnehmen und Empfangen, in einem Ausstoßen und Geben; der neuen Belebung und Verdichtung eines Theiles der Blutmasse, von dem Lebensgeist der Luft, gehet nothwendig das Absterben und die Auflösung eines andren Theiles derselben, zur Seite, oder voraus. Dieses Absterben und Ausscheiden durch das Athmen ist der Erhaltung des gesunden Lebens so unentbehrlich, daß einige Physiologen es für den wesentlichsten Nutzen der Respiration gehalten.

Es gehet, mittelst des Kreislaufes, jenes Wechselspiel einer Neubelebung und eines Absterbens der Theile, einer Anziehung und Ausstoßung, durch alle Glieder des Leibes; sein Bewegen dringet zu der äußersten, lebenden Faser des Muskels, zu der innersten Zelle der Eingeweide. Auch hier, bei diesem Athmen im Einzelnen und Kleinen, und vielleicht, weil der Tod nicht so schnell der Beobachtung ein Ziel setzet, deutlicher noch, als bei dem eigentlichen Gesammtathmen des Blutes in der Lunge, wird erkannt: daß das Ausstoßen und Absterben der Erhaltung des Lebens eben so nothwendig, als das Aufnehmen des neubelebenden, atmosphärischen Elementes sey. Denn wenn, in dem Zustande der sogenannten Entzündung, ein einzelnes Organ den Sauerstoff bloß an sich reißet, ohne zugleich einen Theil seines eignen Wesens aufzugeben und abzulegen, da wüthet alsbald durch seine ganze Natur ein heftiger Schmerz, welcher, wenn das Ausathmen in dieser kranken Region nicht bald wieder hergestellt wird, entweder

in ein Ausscheiden andrer, stellvertretender Art, wie die Eiterung es ist, oder in völligen Tod (Brand des Gliedes genannt) und Fäulniß übergehet. Wie mithin das Sauerstoffgas der Luft bei den unorganischen, dem Leben widerstrebenden oder unzugänglichen Körpern das nährende Element der Flamme ist, das Verbrennen bewirkt; so kann dasselbe auch bei den belebenden und athmenden Wesen, in Zuständen der Verkehrung des gesunden Verlaufes, statt des ruhigen Kreislaufes des Lebens eine innre, verzehrende Gluth erwecken und ernähren.

Bei dem Geschäft des Athmens erscheinet dann die Luft in einer doppelten, sehr bedeutungsvollen Function. Dieselbe nimmt zuerst den sterbenden, ausgeschiednen Theil des Blutes auf und hinweg, gibt dem tropfbar flüssigen Lebenssafte seine eigene, luftförmige Natur. Wenn deßhalb der Odem vom Munde ausgehet, ist er ein ganz andrer, als da er zum Munde einging: er hat zwar noch das äußere Wesen des Gases, zugleich aber ist nun, die vorhin reine Lebensluft, von der Beschaffenheit des sterblichen Leibes, zu welchem sie eingegangen, ganz überkleidet; sie hat die Natur des zergehenden, thierischen Stoffes an sich und zugleich mit sich hinweggenommen.

Bei der andren Verrichtung, welche die Luft beim Athmen übernimmt, verhält sich dieselbe mehr leidend als selbstthätig. Sie gibt vorzüglich den einen, basischen Theil ihres Wesens, den Stickstoff, — der sich zum andren: zum Sauerstoff, verhält, wie der äußere, gröbere Leib zu den in ihm waltenden, bewegenden Nerven, — dem fremden, organischen Leibe zur Nahrung; das athmende Blut überkleidet sich bei jedem Athemzuge mit der Natur der belebenden Luft, und wird hierdurch selber für alle Theile des Leibes ein Quell der Belebung. Hierbei erscheinet dann jene alte Ansicht als eine wohlbegründete, daß jenes belebende Princip, welches im Sauerstoffgas die planetarisch-irdische Natur an sich genommen, ein allgemeineres und höheres sey, welches durch das ganze Weltgebäude gehet und — ein alldurchdringender Aether — die einzelnen Welten umfasset.

So strebet dann der gröbere, elementare Stoff des thierischen Leibes, welcher aus der Nahrung entstehet, beständig nach oben, um sich mit der Natur des höheren Elementes der

Luft zu überkleiden: um mit diesem ein Leib zu werden, und es strebet das höhere Element nach unten, um sich in die Natur des festeren Stoffes zu versenken. Das Verlangen nach der Speise, welche an ihrem Orte aus dem Boden wächset, hält das Thier an der enger umschlossenen Stätte fest; das Sehnen aber, nach der Verbindung und Verleiblichung mit der ohne Aufhören bewegten und erregten Luft, deren Wogen bald hier, bald dort über Land und Meer schweben, theilet dem lebenden Leibe selber etwas von der schnell beweglichen Natur des allumfassenden Elementes mit, und spannet den Zug des wandernden Thieres weit über Wasser und Land hinüber.

Auch das Sehnen der Menschenseele, nach der Ueberkleidung mit dem Geist von oben, welcher alles Leben umfasset und durchdringet, trägt in gewissem Maße die Natur jenes Geistes in sich. Wenn das Auge von Woge zu Woge, bis zum fernsten, blauen Saum des Weltmeeres hinausblickt, und Wolken tauchen an diesem Saume hervor oder verschwinden, Schaaren der Schwäne ziehen über ihn herüber und hinüber, da erwachet im Menschen, nicht bloß, wie in jenem Heinrich dem Schiffer, der Zug nach einem ferngelegenen, mächtigen Lande, sondern es ahndet die Seele in dem Urbilde das höhere Abbild, und der Blick in den unermessenen Spiegel wecket den Zug nach einem Etwas auf, welches unermeßbarer ist als Meer und Land, und welches dennoch die in so enger, gebrechlicher Hütte wohnende Seele als einen Theil ihres Selbst, ja als den innersten, unentbehrlichsten Mittelpunkt ihres Seyns und Wesens suchet und ersehnet. Darum will der Sinn des Menschen, auch wenn derselbe jetzt zum ersten Male vor den Riesenwänden der Alpen staunet, alsbald über diese Gipfel hinüber, in den hohen, weiten Raum, der jenseits ist; es strebte seit Jahrhunderten das Forschen der Naturkunde von Welt zu Welt, ja von einem Sternenmeer zum andren, „bis zu jenen Fernen, da der Glanz der Sonnenmillionen zu einem kaum noch merklichen Nebel wird, zu jenen Fernen, welche der überschnelle Lichtstrahl erst nach Hunderten, ja nach Tausenden von Jahrtausenden durchmisset," und dennoch hat auch hier der Anker des Strebens nach einem Schranken- und Endlosen den begehrten Grund noch nicht gefunden, sondern das tiefeste, innerste Sehnen der Seele nach dem ewigen Urbilde

entzündet sich nur heftiger am Anschauen des Abbildes. Vergebens suchet dann dieses Sehnen nach der Ueberkleidung mit einem andren, höheren Leibe, denn dieser wandelbare und vergängliche ist, sein Genügen in irgend einem Leiblichen, auch wenn es, etwa in die Lust des irdischen Besitzes, oder in die jugendliche Liebe der Geschlechter, die ganze unendliche Fülle und Macht seines Wesens legt; es wird der rosenfarbene Schein des Morgenrothes alsbald zu einem trüben Gewölk des Regens; die heiße Gluth, wenn sie aus dem Traume der Lust erwachet, siehet in ihren Armen statt des vorhin lieblich Bewegten, statt des innig Begehrten, das stille Angesicht und Gebein des Todes.

Das Element der Ueberkleidung dann, welches die Seele suchet, welches sie sehnender suchet, als der lebende Leib die Luft, die er athmet, ist ein Unwandelbares, Göttliches, in welchem Freude ist und Sättigung ohne Aufhören und Ueberdruß; Friede ohne Störung, Freiheit ohne Schranken.

Weilen wir noch ferner bei dem bedeutungsvollen, schon öfter erwähnten Abbild, in welchem das Geschäft des Geistes an der Seele wie in einem Spiegel gesehen wird; so theilet sich das Reich der Lebendigen unsrer Sichtbarkeit, in Beziehung auf die Weise des Athmens, in solche, welche die Luft nur mittelbar, in ihrer Vermischung mit dem Wasser aufnehmen, welche durch Kiemen athmen, und in solche, welche die Luft des Himmels, ohne Vermittlung eines andren Elementes, in Lungen einziehen. Es athmen einige Geschlechter der leichtgeflügelten Insecten in der ersten, längeren Zeit ihres Lebens, im Wasser lebend, die Luft nur mittelbar, durch Kiemen, es kommt ihnen aber späterhin eine Zeit, da dieses Athmen durch das vermittelnde Element aufhöret, und die Luft unmittelbar in ihrer eigentlichen Gestalt zum athmenden Leibe nahet. So hat auch das Geschlecht des Menschen eine vormalige Zeit auf Erden durchwandelt, da das belebende und neugestaltende Element des Geistes der Seele nur mittelbar, durch ein unvollkommner bewegliches Element sich genahet, bis es zuletzt, zur vorher bestimmten Weltzeit, ohne Vermittlung zur Menschennatur getreten und diese selber zu sich hinaufgezogen. In jenem leichten Geflügel, wenn die Stunde der Verwandlung — der Ausgeburt in das höhere

Element — sich nahet, ist ein Ringen und heftiges Bewegen nach der Luft, bis bei diesem Bewegen die beengende Hülle zerreißet und die höher geartete Form aus dem feuchten Grunde sich emporschwingt zur Sonne. So war auch in den Völkern der älteren Welt ein innres Ringen und Bewegen nach dem unmittelbaren Erfassen des Lebenselementes von oben, ein Bewegen, welches immer inniger und mächtiger geworden, je näher die Stunde der Erfüllung ihm gekommen, und welches selber durch sein immer zunehmendes, innres Beschleunigen das Annahen jener Stunde verkündigte.

Was die Weisen des Alterthums nur im Vorbild erkannt und geübt, das ist zur That und Wahrheit, das Sehnen der Völker zur Erfüllung geworden. Das Leben, das in Gott war, hat selber die Gestalt des Fleisches angenommen, hat sich inniger der Menschenseele genahet, als der belebende Aether, versenket in die irdische Form des Sauerstoffes, dem Leibe. Hier ist dann die Lösung des Geheimnisses, welches die alte Welt in allen ihren mannichfachen Büßungen und Opfern verehrt. Wie beim Athmen (nach S. 750) hat das Element von oben, indem es zugleich den eignen Leib dahingegeben, das Verderben der Menschennatur auf sich und hinweggenommen. Die Seele von der eignen, kranken Leiblichkeit erlös't, ziehet die neue, göttliche an.

Hier ist der Ursprung, hier ist der Mittelpunkt aller der Wonnen, welche das Menschenherz vorhin nur an dem äußren, fernen Saum ihrer Oberfläche erfasset und genossen. Zwar auch die irdische Liebe, in ihrer tieferen Bedeutung (nach §. 21), ist ein Vorbild jener Wonne, welche die Seele bei dem wahrhaften, innren Freiwerden von der eignen, sterbenden Leiblichkeit empfindet; aber der andre Leib, welchen die wanderlustige Seele suchet und findet, ist selber nur ein verderbender und sterblicher; die neue Creatur, welche aus dem Sehnen nach Verleiblichung hervorgehet, ist eine äußere, welche bald von dem Wesen der Mutter sich lossaget und nun ihren eignen Weg zum Grabe gehet. Denn auch hier (in dem Geheimniß der vorbildlichen oder leiblichen und der geistigen Zeugung) ist, wie in der ganzen sichtbaren Natur (nach S. 464 u. 465) das, was hernach ein wesentlich und wahrhaft Inwohnendes

werden soll, zuerst in seinem vorbildlichen Aufkeimen ein Unwesentliches und Aeußeres.

Der Widerschein des Morgengrauens im verrinnenden Gewässer, was ist er gegen den Mittagsglanz der Sonne? das Jauchzen der Lust an den Gräbern, was ist es gegen den Lobgesang der Wonne in jenem Tempel, dessen Dach ein Frieden ist, der nie aufhört, dessen Mauern eine Freude sind, welche nie von hinnen zeucht? Das was die aus sich selber erstandene Seele liebt und wohin sie nun mit allen ihren Kräften ringet und trachtet: die Fülle des Seyns, in welche sie frohlockend sich versenkt, ist der Anfang und das Ende alles Lebens, Er ist das A und das O, die Wurzel alles Seyns und Wesens. Die neue Creatur, welche aus einer solchen Verleiblichung des endlichen Wesens in einem ewig bestehenden Element, aus der Ueberkleidung der menschlichen Natur mit der göttlichen geboren wird, ist dann keine äußere und vergängliche, sondern es ist der innre Mensch, dessen Leben ewig währet, und zu welchem der Schmerz und die Angst und die Furcht nicht mehr nahen. Es wird schon im sterblichen Leibe dieser innre, aus dem Geist geborne Mensch, auf die Weise des Geistes, der von oben ist, walten und wirken, und sein Walten ist mächtiger als alle Gewalt des Staubes, sein Werk vergehet nicht.

So gleichet jenes Geschäft einer innren, neuen Verleiblichung der Seele aus Gott, dem äußren Wechselverkehre des lebenden Leibes und der Luft beim Athmen, und das vermittlende Organ, welches der Seele zu dem Geschäft ihrer neuen Verleiblichung gegeben worden, das Organ, welches schon hienieden, im vergänglichen Leben des Leibes, den Balsamduft der Ewigkeit athmet und den Vorschmack der Freude ohne Ende empfindet, ist der Glaube.

Es muß jedoch, schon nach dem Ausspruch eines weisen Alten, bei diesem Geschäft eines geistigen Athmens, jener Bewegung des innren Lebens, welche das Element einer neuen und seligen Gestaltung in sich empfangen will, eine andre Bewegung voraus und beständig zur Seite gehen, welche als wahrhafte Selbsterkenntniß, das eigne, sterbende Wesen ausscheidet und von sich hinwegnehmen lässet. Ohne ein solches

Hinübertragen des eignen Verderbens, auf ein Element, das hiervon die Seele erlöset: ohne Buße und Vergebung, werden die Wasser des Lebens, welche die nach einem ewigen Elemente dürstende Seele beständig auf sich herunterzeucht, zu einem verzehrenden Feuer, wie die Lebensluft beim leiblichen Athmen zur Fiebergluth der Entzündung wird, wenn dem Anziehen des neuen kein Ausscheiden des alten, absterbenden Elementes zur Seite gehet. Es ist dann ein Leben, welches unter den Thränen und Schmerzen der Zeit geboren, in die Ewigkeit hinüberwächset, und ein Sterben, aus dem Ergötzen des äußeren Scheins empfangen, ein Sterben, das mit dem leiblichen Tode nicht aufhört, und dessen Ausgang und Ende in den Tiefen, einer göttlichen Gerechtigkeit, so wie einer göttlichen Erbarmung verborgen ruhet.

Die Seele aber, welche die Stimme des Rufenden kennet und mit Freuden ihr gehorchet, will leben und nicht sterben.

Erläuternde Bemerkungen. Der Vorgang des Athmens, nach Cuviers und mehrerer anderer Naturkundigen Ansicht, bestehet zwar hauptsächlich darin, daß der Sauerstoff der Atmosphäre den Kohlenstoff (das Abgestorbene, Todte) des Blutes an sich nimmt, und diesen als Kohlensäure beim Ausathmen mit sich hinwegführt; zugleich aber auch darin, daß das Blut Stickstoff aus der Atmosphäre in sich aufnimmt. (M. v. m. allgem. Naturgeschichte S. 629, zugleich aber auch das oben im §. 12 über das Athmen Gesagte.) — Ueber die hohe Bedeutung des Sauerstoffgases in der ganzen planetarischen Natur vergl. m. vorzüglich Schellings Weltseele. — Ueber die Vorahndungen der Völker von einem Erlöser, welche ganz besonders um die Zeit der Erscheinung des verheißenen „Schlangentreters" im Fleische allenthalben mächtig sich regten, vergl. m. Tholucks Lehre von der Sünde, 2te Aufl. S. 70 u. f., so wie die Beilage S. 271 u. f., und meine Ahndungen einer allgem. Gesch. des Lebens, 2ten Theiles 2ten Band. Leipzig, 1820. — Noch zu keiner Zeit war, dieß bezeugen die deutlichsten, kraftvollsten Aussprüche der damaligen Schriftsteller, das allgemeine Elend und Verderben, welches keine menschliche Kunst zu heilen vermochte, so tief, so dringend gefühlt worden. M. v. Tholuck a. a. O. S. 73 u. f. — Die Stelle des Epiktet (ap. Stob. Serm. 1), auf welche oben S. 755 hingedeutet worden, ist die: εἰ βούλει ἀγαθὸς εἶναι, πρῶτον πίστευσον ὅτι κακὸς εἶ. (Wenn du gut werden willst, glaube nur zuerst, daß du böse seyest.) Ganz Aehnliches bei Plutarch de profect. virt. sent. und bei Seneca epist. 28: Nam qui peccare se nescit, corrigi non vult. Deprehendas te oportet, antequam emendes. — — Inquire in te: accusatoris primum partibus fungere, deinde judicis; novissime deprecatoris. Das Wachsthum der Seele ist nach Basilius auf das Zunehmen der Demuth begründet (St. Basil. Caes. serm. de renunciat. saecul. Opp. II, 211). — Wie bei Sonnenaufgang das Dunkel verschwindet, und Alles mit Licht erfüllt wird, so werden, wenn Gott als geistige Sonne in der Seele aufgehet und dieselbe erleuchtet, alle Dunkel der Laster und Leidenschaften zerstreut, und es verbreitet sich in ihr der lieb-

liche Glanz der Tugend (Phil. de humanitat. 714, Opp. II, 403). — Wie können die Menschen der Göttlichkeit sich nähern? — Wenn sie das an Gott nachahmen, woraus Heil, Liebe und sein väterliches Wohlwollen gegen die Menschen fleußt. Hierin liegt die Verwandtschaft der menschlichen Tugend mit der göttlichen. — — Die höchste, gottähnlichste Tugend des Menschen ist Liebe und Wohlwollen (Maxim. Tyr. diss. XXXVI, ed. Davis. 368). — Innre, neue Sinnen werden der Seele gegeben, Ohren, zu hören die Gebote Gottes u. s. (S. Basil. Homil. in princ. Proverb. Opp. II, 109). — Das Fleisch gelüstet (nach Origenes) gegen den Geist und der Geist gegen das Fleisch (Gal. 5, 17). Denn wenn wir das begehren, was sich nicht ziemt, ist dieß ein Gelüste des Fleisches; wenn wir aber das Heil Gottes begehren, ist dieß ein Gelüste des Geistes. Die Seele ist ein Mittleres zwischen Fleisch und Geist; wenn sie sich mit jenem vereint, wird sie mit ihm ein Fleisch; wenn sie sich mit Gott verbindet, wird sie mit diesem ein Geist. Wir sollen die Sünde nicht herrschen lassen in unserm sterblichen Leibe, vielmehr soll unser Leib der Sünde absterben, dann wird uns der neue, unsterbliche Leib gegeben; das Verwesliche ziehet an das Unverwesliche, das Sterbliche die Unsterblichkeit (1 Cor. 15, 53). — Wir sollen die Glieder nicht der Sünde ergeben, zu Waffen der Ungerechtigkeit, sondern vielmehr uns selber (unsre Seele) Gott (Röm. 6, 13). — Wenn wir dann unsre Glieder, ja uns ganz der Gerechtigkeit ergaben, sind wir — ein neuer Leib — aus dem Tode erstanden (Orig. epist. ad Roman. VI, 1, Opp. IV, 570, 571). — Wie die Luft dem Leibe beim Athmen aus dem sichtbar umgebenden Himmel, so kommt überhaupt alle gute Gabe, alle vollkommene Gabe von oben herab, von dem Vater des Lichtes (Jac. 1, 17).

V.

Die Herrschaft des Leibes.

Die ordentliche und außerordentliche Macht des Leibes an der Seele.

§. 50. Wir betrachten nun jenes Rückwirken der Macht des dienenden Leibes auf die ihn beherrschende Seele, welches zuweilen ein natürliches und gesundes ist, und alsdann dem bald vorübergehenden, zur Erhaltung des sterblichen Leibes nothwendigen Schlafe gleichet, zuweilen jedoch ein verderbliches und krankes, welches der leiblichen Lähmung und tiefen Betäubung ähnlich gefunden wird.

Es werden schon nach einem vorhin erwähnten Ausdruck des Irenäus an der Natur des Menschen zwei verschiedene Regionen erkannt, die eine, des bildenden Princips oder des in der Seele wirkenden Geistes, die andre jene des Elementes, das gebildet wird und gebildet ist, des Leibes. Nur das, welches bildet: der Geist, ist das Bleibende und Unwandelbare im Menschen, der Leib ist, während des Lebens, in einem beständigen Entstehen und Wiedervergehen, in einem Wachsen und Wiederauflösen begriffen. Es geschieht dann, daß die Seele, in ihrem wachen Zustande, der Richtung des geistigen Bildens und Schaffens hingegeben, mehr im und mit dem Geiste lebt, während dieselbe in dem Zustand ihres Schlafens (§. 38) mehr und näher zu dem Gebildeten und Sterbenden gesellt, unter die Macht des Leiblichen gebeugt, die ganze Last der Sterblichkeit und äußeren Befangenheit ihrer Natur empfindet. Hier wiederholet sich in einem andren Gebiete des Seelenlebens der Wechsel zwischen dem Aus- und Einathmen des

geistigen Menschen, von welchem wir im vorhergehenden §. sprachen. Und dieses ist dann die rechtmäßige, in einer göttlichen Ordnung vorherbestimmte Herrschaft der leiblichen Richtung, eine Herrschaft, welche, zum Besten der Seele (damit das Geschäft der im §. 49 erwähnten Ausscheidung vorbereitet und erleichtert werde) dem Leibe jetzt gegeben, dann wieder genommen wird.

Nicht selten gibt aber auch die Seele nach freiem Willen, auf längere Zeit oder auf immer, die rechtmäßige Herrschaft über den Leib auf, sey es aus jener Trägheit, welche den leiblich Faulen ans Lager fesselt, von welchem ihn die fleißige Ameise vergeblich aufzustehen ermahnt, oder sey es aus Unvermögen gegen das krankhafte Uebergewicht, noch anzukämpfen, und ihm obzuliegen; das Uebergewicht, welches, meist durch eigne Schuld der Seele, in ein einzelnes Glied oder in das ganze Gebäu unsrer Sinnlichkeit gelegt worden. Denn in jeder unsrer Handlungen, ja in jeder inneren Bewegung des Gemüthes, ist eine doppelte Richtung: die eine des Bildens und die andre des Gebildetwerdens, ein Geistiges und ein Leibliches zu unterscheiden; bei jeder unsrer Handlungen wird in unsrer Natur ein Leibliches erzeugt und gestaltet, welches bald wieder stirbt, wenn jenes Handeln nicht öfters wiederkehrt oder durch ein Handeln von andrer Richtung verdrängt wird, oder welches durch das Wiederholen der gleichen innren Bewegung sich zu einem eigenthümlichen Leibe gestaltet, zu dem die Seele, eben durch jenes Bewegen, sich bekennt, und dessen Last oder Lust sie von nun an trägt und empfindet.

Unter allen Lebendigen der Sinnenwelt hat der Mensch am meisten und eigenthümlichsten das innre Vermögen: sich in und neben dem ihm bei der natürlichen Zeugung gegebenen sichtbaren Leib noch einen andren, ebenfalls sichtbaren und elementaren Leib zu gestalten, und aus diesem Vermögen sind nicht bloß die mannichfachen kranken Gebilde und Afterorganisationen hervorgegangen, welche wir in dem Menschenkörper finden, sondern selbst jenes äußere Bilden und Schaffen von Götzen und Schätzen, an denen die Seele — wie der Geizige am gesammelten Gelde — ihre Belustigung findet.

Dieses Geschäft des Bildens eines außerordentlichen, elementaren Leibes im Leibe, und seine Folgen, noch mehr jedoch die gesunde und naturgemäße Macht des Leibes an der Seele, soll uns denn in dem nun vorliegenden Hauptabschnitte dieser Untersuchungen etwas näher beschäftigen.

Schon aus dem Vorhergehenden wird uns hierbei jene hohe Bedeutung des Leibes nicht fremd däuchten, nach welcher dieser der Seele ein von Gott vorherbestimmter und gebahnter Weg durch das Leben und zu dem Leben — im höheren Sinne des Wortes — ist. Es werden uns, so wie der Stand und die äußeren Güter, die Glieder und Kräfte des Leibes ohne unser Zuthun gegeben, und mit ihnen zugleich die Richtung und der Beruf zugemessen, dieses oder ein andres Werk des Lebens zu schaffen. Hierbei wird das Maß jener Kräfte der Seele, wodurch diese nach außen in der Sichtbarkeit wirkt und in derselben sich kund gibt, allerdings in gewisser Ausdehnung durch den verliehenen Leib vorherbestimmt, jene Kraft aber der Seele, in dem Geist, der aus Gott ist, den neuen ewigen Leib zu bilden und im Geiste zu leben, wird wenig oder nicht durch ein Leibliches abgemessen, wenig oder nicht durch die Form oder Art einer körperlichen Masse befördert oder gehemmt. Nach einem viel höheren Maßstab wiederholt sich hier das, was wir oben von den wesentlicheren Theilen des Leibes bemerkten. Denn wie unter allen Organen des Leibes in verschiedenen Menschen das Gehirn sich am ähnlichsten bleibt und den wenigsten Abänderungen unterworfen ist; so bleibt bei den Menschen von den verschiedensten Kräften und Anlagen der nach der Leiblichkeit gerichteten Seele, die Kraft im Innern am unveränderlichsten fest stehen: das eigne sterbende Seyn an ein Leben das von oben ist dahinzugeben und statt desselben dieses höhere Leben auf- und anzunehmen. Darum gehet das Werk der neuen Gestaltung des Geistes, bei allen, auch den ärmsten und äußerlich gebundensten Naturen, sobald es nur in dem Willen und Sehnen des Menschen seinen Anfang genommen, einen eben so kräftig festen Gang als in den reichsten und freiesten, und jener Paulus der Anachoret, welchen ein menschliches Urtheil mit Recht den Einfältigen ge-

nannt, besiegt an Kraft und Gewalt des Glaubens, wie der treuen, aufopfernden Hingebung und Liebe, selbst die reiche, hochbegabte Seele eines Antonius.

Erläuternde Bemerkungen. Leib und Seele theilen sich gegenseitig, nach Aristoteles, ihre Affectionen mit (Arist. Physiogn. c. 1). — Es wird die Manie durch Arzneimittel (Purgantien u. s.) geheilt, und durch veränderte Diät, obgleich sie ihren Sitz in der Seele zu haben schien. — — Umgekehrt sind die Eigenschaften des Leibes ein Offenkundigwerden der Eigenschaften der Seele (ib. c. 4). Die oben erwähnte Stelle des Irenäus s. m. beim §. 44. Die S. 760 angedeutete Stelle dieser Untersuchungen findet sich am Anfang des 27sten §. Des Paulus simplex Leben s. m. in den Lebensbeschreibungen der Altväter.

Die Macht des Klima's an der Seele.

§. 51. Mit dem eignen Leibe zugleich ist dem Menschen jene äußere Leiblichkeit gegeben, in und zu welcher er geboren worden, und es wirkt diese äußere Umgebung nicht minder deutlich auf die Bekräftigung der Entwicklung der Seele ein, als die Natur des Leibes im engern Sinne, welche ja selber nur als ein zugehöriger Theil dieser Umgebung erscheint. Doch wird auch hierbei eine eben so entschiedene Unabhängigkeit der höchsten Kraft der Seele von dem rückwirkenden Einfluß des Klima's erkannt, als von jenem des Leibes.

Wärme und Licht, aus dem gemeinsamen Quell der Sonne kommend, sind selber, so sahen wir oben (im §. 28) mit den (unwägbaren) Principien, durch welche die Seele mit ihrer Leiblichkeit verbunden ist, und auf diese wirkt, so nahe verwandt, daß mit ihnen, in gewissem Maße, der Seele ein Mittel ihrer Wirksamkeit selber gegeben oder entzogen, vermehrt oder vermindert wird. Jene beiden Elemente einer höheren Leiblichkeit werden indeß die Wirksamkeit der belebenden Seele auf ihren Körper nur so lange dienend und hülfreich unterstützen, so lange sie nicht übermächtiger auf das leibliche Element wirken, als die Seele selber, denn in diesem Falle werden sie zu einem zerstörenden Feuer, statt zur wohlthätig mitgestaltenden Kraft.

Wenn die mittlere Temperatur des ganzen Jahres, von

einem fast beständig senkrechten Stande der Sonne gewirkt, der Temperatur des innren Leibes und seines Blutes nahe kommt, ja einen Theil des Tages diese noch übertrifft, wenn selbst das aus tiefen Brunnen geschöpfte Wasser die Wärme der ausdünstenden, entblößten Haut hat, da wird mit übermächtigerem Zuge das nährende und bildungsfähige Blut nach außen geführt, als nach der eigenthümlichen innren Bahn hin, und es erzeugen sich im Uebermaß die Aussonderungen des Schweißes und der Galle, oder die durch ein Absterben und Ausscheiden andrer Art entstehende, zeugende Flüssigkeit der Geschlechter. Es ist deßhalb die Leber von ungemeiner Größe, das Fell von vorzüglicher Dicke und Lebendigkeit. Hiermit aber ist dann auch jenen innren Richtungen der Seelenthätigkeit, welche diesen äußeren Geschäften des Leibes parallel stehen und entsprechen, ein eigenthümliches Maß der Bekräftigung oder der Entkräftung zugemessen, es fühlet der Leib durch jedes, auch das leiseste Anstrengen, aufgelöst in Ermattung, mehr das Bedürfniß: durch die übermächtig eingreifende Gewalt des Klima's als durch den bewegenden Willen der Seele sich beherrschen und durchwirken zu lassen; der natürliche Drang nach Muskelbewegung äußert sich nur wenig mächtig oder erscheint ganz verloschen, denn die Einwirkung des Lichtes und der Wärme ist stärker als die Einwirkung des bewegenden Lebensprincips, das durch den Nerven zum Muskel gehet. Die vorwaltende Entwicklung der Leber und des Geschäftes der Gallenabsonderung gibt der Seele eine eigenthümliche Richtung zu dem Geschäft des Zornes und einer zerstörenden Wuth hin: der Schwäche des leiblichen Ernährungsgeschäftes und seiner Organe, welche der Aufreizung durch ungewöhnliche Mittel bedürfen, entspricht meist eine ähnliche Schwäche der eigentlichen, tiefer gelegenen, innigeren Gefühle der Seele.

Da wo die mittlere Temperatur des Jahres gleich ist jener der gesunden, durch das unmerkliche, mäßige Ausdünsten gekühlten Haut, da wo das Wasser der Quellen selbst im Sommer dem Munde nur mäßig kühlend, nicht kalt erscheint, sind die verschiednen Systeme des Leibes im vollkommensten Ebenmaße entwickelt. Doch weckt die wärmere Zeit, wenn sie öfters jenes mittlere Maß übersteiget und dann im schnellen Wechsel zu auf-

fallenderer Kühle der Nacht herabsinket, in der Seele jene leicht sich wandelnde Beweglichkeit auf, welche mehr das sanguinische, denn das cholerische Temperament bezeichnet. Es ist der Mensch der wärmeren temperirten Zone leicht beweglich und kräftig, den Sinnen wohnet ein hohes Maß der eindringenden Schärfe wie der Sicherheit bei.

Die kältere temperirte Zone, deren Zeit in den kürzeren Genuß eines lieblichen Frühlinges und Sommers, und in die Entbehrungen des Winters getheilt ist, hat mit den hochstämmigen Eichen zugleich die kräftigste Menschenform entwickelt. Es zeigt sich bei ihr die Stärke und Ausdauer der Muskeln zugleich mit der Stärke und Ausdauer des Willens; die Kraft der Verdauung und die Fülle der Ernährung zugleich mit einer besondern Stärke und Tiefe des Gefühles. Es gibt das Scheiden der kurzen, wärmeren Zeit des Jahres, welches zugleich dem Wald, den Thälern und Hügeln, so wie den Auen den Schmuck der grünen Belaubung nimmt, und die wandernden Vögel aus dem alsdann verstummten Lande hinwegweiset, der Natur dieser Zone, so wie vielleicht auch der des Menschen, jenen stillen, tiefen Ernst, jenen Zug der Melancholie, welcher die edleren Völker dieses Erdstriches vor andren bezeichnet.

Endlich so scheinet die fast beständige Kälte des höchsten Nordens die Kraft des leiblichen Wachsens und Erzeugens, wie den innren Trieb der Seelenkräfte zu lähmen und zu schwächen. „Es ist der Wuchs nur gering und niedrig, die Knochen jedoch, wie das Gewebe der Muskeln sind noch von ziemlicher Festigkeit und Stärke. Die Leber wird klein, und jene Absonderungen, welche, wie oben erwähnt, die Hitze der Tropenländer befördert, werden nur in sparsamem Maß gefunden." Hierbei zeigt sich ein Bedürfniß nach großen und mächtigen Bewegungen des Leibes, und die Esquimaux des hohen Nordens, wenn sie von See zu See, von Land zu Land durch die fast gränzenlose Oede der Sümpfe und Wälder und Haiden hindurchziehen, und in wenig Wochen Striche durchwandern, welche der halben Länge von Europa gleichkommen, werden in diesen gewaltigen Aeußerungen des Triebes nach Bewegung nur von den wandernden Vögeln über-

troffen. Und dennoch erscheinet das vorherrschende, der Menschennatur durch die Polarzone aufgeprägte Temperament, gleich jenem des hohen Alters: das phlegmatische.

Ohnehin ist es bei diesen oder andren Verschiedenheiten, welche unter den verschiednen Himmelsstrichen an der äußern und sodann mittelbar auch an der innren Natur des Menschen bemerkt werden, nicht der Stand der Sonne, nicht die mittlere Wärme allein, welche hier den herrschenden Ton der Leiblichkeit gibt. Schon die größere oder geringere Feuchtigkeit der Luft füget der Einwirkung der Sonne ein neues wichtiges Moment hinzu, und es sind die Bewohner der Länder, welche mit der Hitze zugleich ein Uebermaß der Feuchtigkeit beherrschet, in der Regel die elendesten und schlaffesten von allen: verkümmerter an der leiblichen Entwicklung und an der Feinheit der Sinnen, als die Bewohner des kältesten europäischen Sumpflandes; sie sind in der Zeit der Jugend schon durch das Aussehen und die Hülflosigkeit des spätesten Greisenalters entstellt. Dagegen wirkt auch in den heißesten Länderstrichen eine mäßig trockene Luft öfters ungleich anders auf die Gestaltung des Leibes und die zu dieser hingerichteten Bewegungen der Seele ein, als es nach unsren Theorien vermuthbar erscheinen sollte, und am günstigsten wird vor allem Andren, für das Gedeihen des Menschengeschlechtes das nachbarliche Zusammengesellen von dem Gewässer des Meeres oder der Seen und Ströme, mit einem hochgelegenen, trocknen Lande, gefunden.

Es ist indeß nicht diese glückselige Zusammengesellung von Meer und Land, von Berg und Thal allein gewesen, was den Bewohnern des südwestlichen Asiens und den Bewohnern Europa's jene harmonischere Zusammenstimmung der Theile des Leibes und jene äußere Ueberlegenheit über andre Völker der Erde gegeben hat, wodurch der kaukasische Menschenstamm sich auszeichnet; sondern zu dem Entstehen, so wie zu der Entwicklung der Stammverschiedenheiten oder sogenannten Menschenracen haben andre, noch allgemeinere Gründe gewirkt, als die in Wasser und Luft und Wärme gelegnen. Da diese Verschiedenheiten nicht bloß den Leib und seine Kräfte, sondern eben so sehr auch die Seele und ihre Vermögen

angehen, betrachten wir den Grund derselben hier etwas näher.

Der Leib jedes einzelnen Lebendigen ist ein Etwas, welches in Beziehung auf Andre und Viele und um dieser Andren willen gebildet wurde (nach §. 11). Ein organischer Leib wird um desto vollkommner seyn, je vielseitiger und allgemeiner dieses Seyn für Andre und zu Andren an ihm ausgestaltet worden.

Das, was die Eigenthümlichkeit der äußeren Form und den Grad ihrer organischen Vollendung begründete, war die Wechselbeziehung dieses Einzelwesens zu allen andren und zu der gesammten Welt der Dinge; diese war es, welche unsren Leib zu einem Menschenleibe machte. Das aber, was die Gesammtform der Völkerphysiognomien oder den Unterschied der sogenannten Menschenschläge erzeugte, das war der freiere oder beschränktere Wechselverkehr des Menschen mit andren Menschen. Dieser lebendige Wechselverkehr übet an uns, so lange wir leben, das fortgesetzte Werk einer Bildung des Leibes aus. Die Gewalt jenes bildenden Einflusses fühlen wir stärker, so oft wir in neue Verhältnisse des Bekanntwerdens und des Verkehres mit andren Menschen treten; seine Wirksamkeit wird durch längeres Zusammengewöhnen zwar dem Gefühl unmerklicher, hierbei aber nichts weniger als geschwächt; wie dieß schon jene bekannte Erfahrung beweiset, daß Menschen, welche ein inniges Band der Gesellschaft, wie etwa die Ehe oder Freundschaft, auf längere Zeit vereint, einander physiognomisch verähnlicht werden.

An unsren Hausthieren wird bemerkt: daß die leibliche Form, daß alle Kräfte und nützlichen Eigenschaften sich veredlen, wenn das einheimische Geschlecht mit Thieren derselben Art vermischt wird, welche in einem andren Lande geboren und erwachsen sind. Dagegen entartet ein solches Geschlecht der Lebendigen, wenn es immer nur aus Thieren derselben Gegend, vor Allem aber, wenn es aus Wesen sich neu erzeugt, die von gleicher Familie entsprangen und leiblich unter sich verwandt sind. Bei dem Menschen wirkt in solcher Hinsicht nicht die leibliche Zeugung allein, sondern, wie schon erwähnt, der leiblich fortbildende Einfluß des geselligen Ver-

kehrs, auf die Form seines äußern Erscheinens bald veredlend, bald entstellend ein.

Mehr als irgend ein andres Lebendiges unsrer Sichtbarkeit ist nämlich der Mensch zum Verkehr mit den Lebendigen seiner Art geschaffen: der einzelne Mensch ist für und um aller andren Menschen willen da. Dieses beweiset der Drang in uns, Andren das innerlich, in der Seele Empfangene und Erfahrene mitzutheilen und mit Vielen vereint ein gemeinsames Werk zu schaffen: es beweiset dasselbe schon die unübersehliche große Mannichfaltigkeit der innren Anlagen und Richtungen der Selbstthätigkeit, worinnen kein andres geselliges Thiergeschlecht dem Geschlechte des Menschen gleich kommt. Und es wird nicht nur an einzelnen Menschen, es wird an ganzen Familien der Menschen hier die eine, dort die andre Anlage oder Neigung vorwaltend gefunden, welche für sich allein wirkend, Einseitiges schaffen würde, zusammen aber mit den Kräften und Bemühungen andrer Menschen ein harmonisch-schönes Ganzes darstellt. Darum, so unvollständig auch das sichtbare Thun und Treiben des Einzelnen, ohne die Wechselbeziehung auf ein fremdes Mitwirken erscheinen würde, so bildet es dennoch in diesem Wechselverkehr ein vollendetes Werk des Lebens.

Diese Schönheit der innren Vollendung ist offenbar auch eine äußerlich sichtbare gewesen, und ist dieses zum Theil noch, bei jenen Völkern, welche, weniger die Lage des Wohnortes, an den Küsten des Mittelmeeres und des schwarzen wie des kaspischen Meeres, oder an den andren europäischen Meeren, als vielmehr ein innres Element der Bewegung, seit Jahrtausenden in beständigem geistigen, wie leiblichen, Wechselverkehr erhalten hat. Es ist die ursprüngliche, schöne Art der Menschennatur, welche hier nicht erst erzeugt, sondern erhalten wurde.

Aber eben diese Natur, in welche ursprünglich die Möglichkeit zu allen den vielseitigen Richtungen der Selbstthätigkeit gelegt und welche deßhalb eine harmonisch-schön gestaltete war, ist auch zur Einseitigkeit entstellt worden, wenn sich auf Kosten der übrigen nur die eine oder andere Richtung entwickelte. Wenn sich durch ein Verfließen des einen, besondern Familien-

stammes in viele, sämmtlich dem Stamme gleichende Zweige, die alle nur wieder unter sich und aus sich erneut und ernährt wurden, die Einseitigkeit des Hauses fest, wie von Stein erbaute, da blieb für den Bau des hehren Tempels, den das ganze vielstimmige Geschlecht aufzuführen bestimmt ist, weder Raum noch Kraft übrig: es entstund die von der Urschönheit abgefallene Form der Menschenracen.

Da wo in der ältesten Zeit der Erdgeschichte der Ueberrest jenes alten Meeres thronte, in dessen Schoß das Urgebirge sich gebildet; da wo auch nach der großen Katastrophe das am höchsten an der Wolkenregion gelegene, salzige Meer unsres Planeten Jahrhunderte lang fluthete: in der Mitte von Asien, hat sich die Entartung zur mongolischen Menschenform gebildet. Es ist das Bette des vormalig höchsten Binnenmeeres der Erde, es ist die Gobi eine Wiege solcher Völker gewesen, welche, vom Fleisch und von der Milch der Heerden sich nährend, nur das einförmige Familienleben des Hirtenstandes kannten. Das Auge selbst des schnellsten Zugvogels siehet, auf lange Strecken hin, in dieser Wüste der Völker, nur den bunten Teppich eines ungeheuren Flachlandes, welcher aus grünenden Steppen, so wie aus kiesigem oder sandigem Grunde zusammengewebt und hie und da mit kleinen Wasserspiegeln wie mit Perlen bedeckt, zwischen den Trägern der Wolken: den Gebirgsketten des mittleren Asiens, ausgebreitet liegt. In Süden erglänzet der ewige Schnee des Himalaya, im Westen der des Belur-Gebirges, in Osten wird der mächtige Kessel von den Höhen des Brahmaputra, in Norden vom Amur-Gebirg umschlossen. Diese selber von Mauern umfangene Wüste heget wieder in ihrem Innren eine zahllose Menge von solchen Weideländern, welche nach allen Seiten hin von unwegsamem Sand oder Sumpf und Kiesgrund umschlossen, dem Menschen gebieten hier mit seiner Familie und mit seinen Heerden allein zu seyn. Ein Gebot, welches die dortige, reiche Natur zu keinem überlästigen machet; denn es gedeiht da am erfrischenden Quell nicht nur das reichlich ernährende Kraut, sondern auch die Frucht der Gärten. Einförmige, aber mächtige Wunder, wie sie die Natur darbeut, werden dort statt der Wunderschöpfungen der Menschenhand gesehen.

Ein Saum der Wüste, von der Breite der Tagereisen, ist so häufig von bunten, edelartigen Steinen bedeckt, daß alle Völker der Erde, wenn sie von der Lust des Sammlens ergriffen hier zusammenkämen, den Vorrath der Carneole und Onyxsteine und des grünen wie des rothen Jaspis nicht hinwegtragen würden, sondern daß, wenn jeder Einzelne, so viel ihm beliebte genommen, auch für die künftigen Geschlechter noch eine unerschöpfliche Fülle des bunten Gesteines zurückbliebe. Statt der Berge und Städte erbaut hier die Luft, in seltsamen Nebelgebilden, Zinnen und Höhen; in die Einförmigkeit des alltäglichen Anblickes bringen die Heerden der heute hier, morgen dort vorüberziehenden Gazellen, so wie der Trappen, Abwechslung und Bewegung. Es herrschet auf dieser Hochfläche der Erde eine Stille wie des ruhenden Meeres, denn außer dem Gesang der Lerche und den Tönen einiger in Schilf und niedrem Gesträuch nistenden Sylvien, wird auch im Frühling kein Laut der lebenden Natur vernommen.

Hier war es, wo die einförmige Stille der Wüste in das Menschenangesicht die feststehenden Familienzüge des Mongolenstammes hineingrub. Die tägliche Gewöhnung des Auges, blinzelnd über die gränzenlose Fläche der Steppe oder über die Monate lang verweilende Decke des Schnees hinauszublicken, verräth sich selbst in der äußeren Form und Stellung dieser Augen, deren zum Fernblick günstige Lage die stark vor- und aufwärts gedrungenen Backenknochen und die Gestaltung der Augenhöhlen begründen. Dieß ist kein Leib, welcher durch das beständig abwechselnde Hinwegschreiten über Berg und Thal oder durch das Geschäft des Schiffers und die vielartigen Gewerbe des Städtebewohners vielseitig ausgebildet ist; Hände so wie Füße werden weniger entwickelt gefunden als bei den Völkern des westlichen Asiens und Europa's, dieser Körper scheint mehr zum Sitzen auf dem Rücken des Lastthieres oder am Boden gemacht, als zum Gehen und Klettern.

Wie ein Gefährte des leiblichen Ferngesichtes hat sich im Menschen des mongolischen Stammes jenes bei ihm einheimische Ferngesicht der Seele entfaltet, dessen seltsame Erscheinungen wir oben im §. 26 als Schamanismus der Nordasiaten und als Schreckgesicht der Lappländer beschrieben. Die von Banden

uralter Einseitigkeit gehaltene, von unverrückbarer, alltäglicher Gewohnheit wie von Mauern umschlossene Menschennatur versuchet, wenn auch nicht mit dem Leibe, doch mit der Seele, ein Auswandern in die Ferne.

Doch hat der mongolische, durch seine Abgeschlossenheit von dem lebendigen Verkehr mit andern Völkern so einseitig gestaltete Menschenschlag, den Drang nach Ausgleichung dieser Einseitigkeit, auch noch auf andre Weise zu befriedigen gesucht. Er ist nicht bloß im Ferngesicht der Seele, sondern auch mit dem Leibe aus dem uralten Gehege seiner Familie hervorgebrochen und hat sich wie einst die hindurchreißende Fluth des alten Hoch-Sees seiner Gobi, über Länder und Völker der Erde mit verheerender Gewalt verbreitet. Wie der lang verhaltene Hunger sich auf seine Beute stürzt, hat sich mit besondrer Begier der außer sich selbst gerathene Erwerbungstrieb der Mongolen auf solche Völker gewendet, welche in wechselseitigem Verkehr unter einander das Element der äußren Vollendung und Schönheit sich erhielten, das dem Mittelasiaten abgehet. Hier hat sich, im Gemisch mit andren Völkern oder selbst schon durch das Hineintreten in ihren Verkehr, die von fernher eingewanderte Häßlichkeit gemildert oder selbst der schöneren Urform genähert.

Auf ähnliche Art und aus gleichem Grunde, als der mongolische Familienzug, hat sich die Form der sogenannten äthiopischen Menschenrace gebildet. Umschlossen im Norden wie im Süden von Sandwüsten, deren glühenden Lufthauch selbst der Zugvogel vermeidet, und welche nur nach einigen Richtungen hin die Kühnheit des Menschen, im Bunde mit dem genügsamen Kamel wegsam findet, liegt ein mäßig hohes, von Strömen getränktes Mittelland, über welches die Kraft der senkrecht stehenden Sonne alle Fülle des Wachsthums und der begehrenden Triebe ergeußt. Da wo im Westen dieses üppige Mittelland dem Weltmeere nahet, zeigt sich auf weit hinaus dem Auge nur selten eine Insel, welche zum Erfinden der Schifffahrt ermunterte, oder wenn auch von einigen Stellen der Küste die grünenden Eilande nicht zu fern sind, so liegen doch sie selber zum Theil so weit von einander oder von den Küsten eines größeren Festlandes entfernt, daß von hier aus

der wander= und gewerblustige Mensch niemals, so wie etwa im Mittelmeere, von Insel zu Insel, von Land zu Land gelockt werden konnte. Darum blieb nach diesen wie nach andren Richtungen hin die Menschenfamilie, welche dort in der Behausung des mächtigsten Sinnengenusses ihre Wohnung aufgeschlagen, von dem Verkehr mit den andren Söhnen ihres Geschlechtes abgeschlossen und verlor sich hierdurch in die Einseitigkeit der äthiopischen Abart.

In diesen beiden, neben der ursprünglichen Form der Menschengestalt bestehenden Nebenformen, sind uns zugleich die beiden Hauptextreme der Abweichung von dem Grundtypus vorgezeichnet. Ueberall da, wo auf abgelegenen Inseln oder in abgeschiednen Gegenden des Festlandes einem einzelnen Häuflein der Menschen das bildende Element des Wechselverkehres mit andren Menschen auf lange Zeiten hin entzogen wurde; überall da, wo das verwandte Blut der Familien, ohne neue Vermischung von einem Menschenalter auf das andre sich fortserbte, ist eine Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit der äußren wie der innren Bildung hervorgetreten, welche dem einen oder dem andren jener Extreme sich nähert.

Was vor Allem der Verkehr mit andren Völkern, das hat, wenn auch in geringerem Maße, allerdings schon die Berührung mit andren Länder= und Himmelsstrichen, bei auswandernden Völkern bewirkt. Der mongolische Familienzug hat sich in den Urbewohnern Amerika's, welche großentheils mongolischer Abkunft waren, zwar nicht ganz verwischt, er ist aber gemildert worden. Statt der älteren Einseitigkeit der Gestaltung ist jedoch bei dem Amerikaner eine neue eingetreten, welche indeß weniger von der Urform abweichet, als die mongolische Gestaltung. Hier war es offenbar die Veränderung des Wohnortes und der Lebensweise, von welcher der mildernde Einfluß ausging.

Dasselbe, was an der Bildung der Amerikaner, wird auch an der des Malayen bemerkt, welche auch nur aus einer Wiederauflösung der mongolischen Entartung entstanden scheint. Die Malayen zeigen sich in ihrer Gesichtsbildung dem kaukasischen Stamme um so näher verwandt, je mehr sie durch die Lage ihrer Inseln oder ihrer Wohnung an den Küsten des Festlandes

zum Verkehr mit andren Menschen geeignet und durch die Schwäche ihrer Zahl und ihrer Waffen zum friedlichen Vertrag mit diesen genöthigt waren.

Veredelnd und verschönernd hat aber auf die äußre Natur des Menschen vorzüglich jenes Auswandern aus der alten Heimath der Väter gewirkt, wobei die wandernden Schaaren nicht bloß die Einflüsse eines neuen Himmelsstriches und Landes; sondern hiermit zugleich auch den geistigern Einfluß andrer, gebildeter Völker erfuhren. Auf diese Weise hat sich der alte Völkerstamm der Deutschen, auf seiner Fußreise durch Thal und Gebirg und Ströme, tief aus Asien hervor, gen Europa, leiblich veredelt und gestärkt, und zu seinem nachmaligen Wirken in der Geschichte der Völker geschickt gemacht.

So ist es keineswegs das Klima und die Natur des Landes allein gewesen, was die Entstehung der Abarten der Menschenform oder der sogenannten Menschenracen begründet hat, sondern die einseitige Ausscheidung der einzelnen Völkerfamilie von den andren Geschlechtern der Erde. Darum kann auch das Gepräge sowohl des äthiopischen als des mongolischen Menschenschlages niemals bloß durch Veränderung des Wohnortes und Welttheiles ganz verwischt werden; sondern es wird nur durch Vermischung mit andren Menschenschlägen, vornehmlich aber mit dem Urstamm, vollkommen aufgehoben. Es mag übrigens das Entstehen der jetzt sichtbaren Nebenformen zunächst nur in jener anfänglicheren Zeit unsers Geschlechts möglich gewesen seyn, wo den Völkern außer dem Geschäft der Fortgestaltung der äußeren Leiblichkeit, das Werk der Fortbildung einer innren Leiblichkeit, nämlich der jetzigen Völkersprachen oblag.

Was wir hier schon von dem Entstehen der mehr äußeren Abänderungen der Menschennatur sagten, das gilt noch vielmehr von den mehr innren Abänderungen des Naturells oder gar des Charakters, welche von Einigen dem Einfluß des Klima's Schuld gegeben worden. Wärme und Feuchtigkeit, Land und Wasser, sie können an der Menschennatur nur wenige Züge verändern, so lange in dieser ein Element lebt und kräftig ist, welches gleich der Sonne und dem nährenden Wasser dem

bewohnten Lande seine Fruchtbarkeit gibt, und die gebärenden wie die streitenden Elemente der Natur beherrscht. In den heißen Ebenen Aegyptens, deren Lufthauch wie die Fülle des Bodens, den Menschen abwechselnd, jetzt zum rohen Sinnengenuß, dann zum trägen Ermatten hinzureißen scheint, haben es in früheren Jahrhunderten die Anachoreten gezeigt, wie sie ein älterer Vater der Kirche uns beschreibt, daß eine andre Kraft im Menschen sey, mächtiger als die der Sonne; eine Kraft, aus welcher der Seele der Ernst der Keuschheit und des ausdauernden Fleißes im heißen Lande kommt, wie im kalten. Wenn das verkümmerte, innerlich verödete Wesen der Menschennatur, welches am Pescheräh des Feuerlandes gesehen wird, allein eine Wirkung des naßkalten Himmelsstriches wäre, warum hätte dieselbe Ursache nicht in gleicher Kraft auf die Esquimaux der ähnlichen, im hohen Norden gelegnen Küste des Polarmeeres gewirkt? Nach einer alten Erzählung des Bleskenius hatte sich vor Zeiten der Menschenfleiß an der nun ganz von Eis umschlossenen Ostküste von Grönland, mitten in die Wildniß des Winters hinein, das Klima eines wärmeren Landes erschaffen. Ein Kloster, von Gärten umgeben, war an dem Fuß eines erloschenen Vulcanes erbaut, da wo dem verödeten Grunde beständig ein Strom und Dämpfe des heißen Gewässers entstiegen. Durch die Küche wie durch die Fußböden und Wände der Zellen, durch die Höfe wie durch die Gärten, war der wärmende Quell hindurchgeleitet und verbreitet, und sein Aushauch gab mitten in dieser Heimath des Winters den Bäumen und Gemüsen einer gemäßigten Zone ihr Gedeihen; machte selbst in der Zeit der Polarnacht den lebendigen Bewohnern den Aufenthalt im ewigen Eislande behaglich. So hat, nach dieser Sage, in der äußeren Natur selber der Mensch die Waffen gefunden, womit er die Schrecknisse dieser Natur besiegte; er hat jedoch diese Waffen noch näher liegen, er trägt sie selber in und bei sich.

Im hohen Norden, schon jenseits der Gränzen des Landes der Polarnacht, war jener Tempel erbaut, welchen sich die Weisheit des alten Scandinaviens zu ihrem Wohnsitz geweiht. Es zeiget da beständig der Sternenhimmel der Nächte, hoch nach dem Scheitel hin, die hehren Bilder der nördlichen Gestirne;

nur am fernen Saume, gegen Süden hin, tauchen die Sterne des wärmeren Himmels aus dem Nebel des Horizontes herauf. Von den Höhen der Klippen weichet niemals die Macht des Winters, und wenn der kurze Sommer am Saume der Hügel den Schleier des Schnees hinweggenommen und ein tiefes Grün der Alpenpflanzen das schmale Küstenland bedecket, da erblicket dennoch, gegen Süden hin, das Auge nur die winterlichen Granitklippen und ein Gebüsch der sumpfigen Ebnen; gegen Norden hinan aber, unermeßlich und ohne Gränzen, verbreitet sich, mit dem schimmernden Eis bedeckt, das Meer des Poles. Es fühlt sich hier der Mensch mit der eignen athmenden Brust, und mit Gott, dessen Aufsehen dieses Athmen bewahret, allein; hier ist, selbst am Saume des anbrandenden Meeres, das ernste Schweigen eines Sterbenden, welcher geschieden von des Lebens Lust und des Lebens Kraft, nach dem Dunkel eines neuen künftigen Seyns, wie nach einem unbegränzten Meere hinausblickt. Und dennoch hatte hier das Bemühen der selberkräftigen Seele um Weisheit, welche besser ist als das Gold und alle Gewürze des Südens, Früchte getragen, welche denen gleich waren, die sie an den milden Ufern des Ganges und an den Wasserfällen des Nils hervorgebracht. Priester mit ergrautem Haare, deren Auge und schweigender Mund sich gern zu dieser ernst schweigenden Natur gesellet, weil sie den tiefen Sinn dieser Stille verstanden, bewahrten dort die Denkmäler einer uralt väterlichen Einsicht in den Lauf der Gestirne, in die bewegenden Kräfte der Natur. Hier war jener alte, bretterne Kalender, dessen Erfindung und erste Einrichtung schon zu Olaus Magnus Zeiten, wie sich dieß aus den astronomischen Rechnungen selber ergeben, 3300 Jahre alt seyn mußte. Denn es war, nach diesem alten Kalender, wie bei vielen Völkern des Orients, die Länge des Jahres, der Wahrheit nahe, zu dreihundert fünf und sechzig Tagen und sechs Stunden bestimmt, der Unterschied der wenigen Minuten, um welche das wirkliche Jahr länger ist, hatte jedoch, im Verlauf der Jahrhunderte, die alte Neu-Jahresfeier um 25 Tage von ihrem eigentlichen Zeitpunkt (beim ersten Wiederkehren der Sonne, am Ende der 40tägigen Polarnacht) hinweggerückt.

So wird auch aus jenen altväterlichen Gemäuern des hohen

scandinavischen Nordens die liebliche Rede der alten Sagen von den Göttern und dem Ursprung der Dinge vernommen, eine Rede und Worte des Gesanges, so rührend, so mächtig und so tiefen Sinnes, als jene, welche sich noch fortwährend in Indiens Palmenthälern erhalten. Was hat der kalte Himmel oder der verarmte Boden diesen schönen Heldengestalten, wie den kräftigen Seelen des scandinavischen Stammes zu schaden vermocht? Wandelt da nicht seit Jahrtausenden in unveränderlicher Macht und Schöne der Schweden edles Volk, neben dem arm- und mühseligen, leiblich verkümmerten Geschlechte der Lappen, deren Nähe selbst der Stier des scandinavischen Hirten scheut? Es hat der schönkräftige Leib des Scandinaviers, seit den Jahrtausenden der hier einwohnenden Väter, dieselbe Macht des Winters, denselben Ungestüm der Stürme ertragen, seine Väter wie ihn haben dieselben Fische der Ströme und Seen ernährt, wie den nachbarlich zu ihm gesellten Lappen; aber der blendende Glanz des Schnees hat das große, mild blickende Auge nicht wie bei dem Mongolen des Nordens zu verengen, die hochgewölbte Stirn zu verkürzen vermocht, die Kälte hat den Wuchs und die Bekräftigung der Glieder nicht hindern können. Es lebt da, von keinem Wintersturme gebeugt, der Muth und die heitere Einfalt der Väter noch immer, von der Sonne unserer Tage bestrahlt, und jenem Geschlecht, wie dem der Eichen, ist dieser alte Stand der Heimath nur zur bessern Entfaltung des innren wie des äußeren Menschen förderlich gewesen. Denn es hat auch hier der Mensch gezeigt, daß in ihm selber ein Vermögen sey, aus dem Schoße der nordischen Natur allein den Ernst und die Ausdauer, die Kraft der Keuschheit und der Heldenkämpfe zu entnehmen, das aber, was etwa beugend und lähmend aus diesem kalten Himmel auf den Menschen einzuwirken vermöchte, zu besiegen. Darum stehen die Helden wie die Sänger des Nordens auch neben jenen des reichen, griechischen Himmels in gleich hoher Gestalt da, und es erscheint das Gewand des Nordens, das jene umschließt, einfacher zwar, aber nicht minder bedeutungsvoll und reich als das Gewand des Südens, das diese schmückt. Wahr und kräftig bezeichnend sagt hierüber ein scandinavischer Sänger und Redner, in welchem die Macht und die Weihe des hoch

begeisterten Dichters lebt, E. Tegnér: „zieht ihr die Tiefe der Bedeutung und den Ernst der Betrachtung vor; liebt ihr die riesenhaften, aber bleichen Gestalten, welche im Nebel umhergehen, und von den Geheimnissen der Geisterwelt und von der Eitelkeit aller Dinge, außer der Ehre flüstern — dann muß ich euch hinweisen zu dem eisgrauen, zu dem sagenreichen Norden, wo Wala die Grundtöne der Schöpfung sang, während der Mond auf die Fjellen schien, der Bach seinen eintönigen Gesang schlug, und die Drossel im Wipfel einer vergoldeten Birke saß und ein Klagelied sang, über den kurzen Sommer, über die sterbende Natur."

So kann schon jenes Beispiel zweier, seit Jahrtausenden dieselbe Luft athmenden, unter demselben Himmelsstriche wohnenden, weit verschiednen Völker bezeugen, was das Klima über den Menschen vermöge, und was es nicht vermöge, wenn dem Druck von außen ein Trieb von innen zur Seite stehet. Darum darf es uns nicht befremden, wenn wir das edlere Volk der Mandingo-Neger neben dem der Neger der Guineaküste, auf demselben heißen Boden; das Volk, welches Habesch beherrscht, neben den Schangalla's (den Troglodyten der Alten) finden, oder an Kamtschatka's kälterem Küstenlande eine so lebenslustige Beweglichkeit und rege Sinnlichkeit der Bewohner bemerken, als jene ist, welche unsre Bücher den Völkern des lieblich warmen, südlichen Himmels zuschreiben. Immerhin mag die feuchte Wärme und der schweflichte Dunst des Bodens, bei den Anwohnern des Aetna's und des Vesuvs das Athmen beengen, wie sie die Haut gelblich ätzet; wir dürfen jedoch nicht, wie Brydone und della Torre gethan, dieser warmen und schweflichten Luft die Macht zugestehen, das Gemüth des Menschen zu verändern, und diesen nicht bloß grämlich zu machen, sondern ihm ein böses Herz und verderbte Sitten zu geben. Und wenn in solchen Fällen, wie van Swieten von einem achtjährigen Knaben erzählt, welcher alles Gelernte bei heißem Wetter vergaß, bei kühler Witterung aber wieder empfing, die Temperatur der Luft von entschiedenem Einfluß auf die Kräfte der Seele erschien, so darf man nicht vergessen, daß dieses krankhafte Erscheinungen waren. Es hat eine alte, bessere Zeit auch über Siciliens reichen Gefilden

den Beweis geführt, daß der innre Mensch überall, — wie der äußere, die Luft, welche seine Lunge athmet, — jenes geistige Element finden könne, welches ihn zum Sieger und Herrscher der Sinnlichkeit machet. Die Ueberklejdung mit diesem Element einer neuen, innren Gestaltung, erhebet die Seele aus der sichtbaren und vergänglichen, in eine andre Leiblichkeit, welche dem Wechsel der Zeiten nicht unterlieget, und welche — so wie derselbe Himmel mit denselben Sternen, und mit derselben unermessenen Tiefe über der öden Klippe, wie über dem reichen Gartenlande, über dem Sumpfe wie über dem Gebirge stehet — über jeder Menschenseele in gleicher Macht und Fülle waltet; ohne Aufhören bereit, sich jeder zu geben, welche sein begehrt.

Erläuternde Bemerkungen. Die mittlere Temperatur zwischen 0° bis 15° der Breite ist im Ganzen, nach dem Centesimal-Thermometer 28°,6; die von Cumana 27°,7; von Neapel 17°,4; von Rom 15°,7; Toulouse 14°,5; Bourdeaux 13°,6; Paris 11°,0; London 10°,3; Copenhagen 7°,7; Stockholm 5°,7; Nordcap 0°,1.

An den Hauptbewohnern des heißesten Theiles der östlichen Halbkugel, an den Negern von Afrika, zeigt sich der Kopf mehr von den Seiten zusammengedrückt, die Seitenbeine (ossa parietalia) verkleinert, der vordere Theil des Hauptes vorherrschend ausgebildet; besonders sind dieß in einem übergewöhnlichen Verhältniß die Lippen (namentlich die obern), welche sonst ein eigenthümliches Vorrecht der Menschengestalt vor jener des Affen bilden. Die Schädelhöhle erscheint im Umfang kleiner, in der Höhe jedoch beträchtlicher als beim Europäer. Die Augenhöhlen, wie der in ihnen enthaltne Augapfel, sind, wie die andern Sinnorgane des Hauptes, von augenfälliger Größe und Entwicklung. Der Blutumlauf erscheint so beschleunigt, daß der Puls in einer Minute 120 Mal schlägt. — Vielleicht erst in Folge der Polygynie zeigt sich unter den Negern die Zahl der weiblichen Geburten fast um das Vierfache größer als jene der männlichen, es sind aber die Negerinnen von geringerer Fruchtbarkeit als selbst die Bewohnerinnen von Island, unter denen öfters Mütter von zwölf und mehrern Kindern gefunden werden, während jene nur selten mehr als vier gebären. Die außerordentliche Thätigkeit der Haut, welche bei den Bewohnern von Angola beständig einen fast knoblauchartig riechenden Schweiß aussondert, und hierbei nach Bruce (Reise in Abyss. II. 552. IV, 489) kühler anzufühlen ist als die des Arabers oder Europäers, macht den Leib des Negers beugsamer und leichter gewöhnbar für ferne Länder, wohin der herrschende Europäer ihn verpflanzte, als den Leib des Amerikaners der heißen Zone. Die Neger, gerade der heißesten Länderstriche, besonders jene von Benin, Juda und Arda, sind von bedeutender Muskelstärke, so daß man sie zu schweren Arbeiten jenen vom Senegal und Gambia vorzieht, welche dagegen tauglicher zu Hausdiensten und Handwerken sind (Labat, nouveaux voyages aux Isles françaises de l'Amérique, Paris 1742, T. IV, p. 424). Der Charakter des Negers verirrt sich leicht in die übertriebensten Ausbrüche der Thierheit, besonders der Wollust und Grausamkeit; es werden jedoch in demselben auch die rührendsten Züge der Eltern- und Mutter-

liebe und der dankbaren Anhänglichkeit an den Wohlthäter und Freund als Grundzüge bemerkt. Ein Hang zum natürlichen Frohsinn reißet selbst die von der Reise fast zum Tode ermatteten Neger, bei dem Ertönen der gewohnten Tanzweisen, zum fröhlichen Springen und Tanzen hin.

An den Ufern des Senegals, ohne vermittelnden Uebergang, gränzen seit länger als einem Jahrtausend die scharf verschiedenen Mauren und Neger an einander. Es bewohnen jene, von magrer, unansehnlicher Gestalt und gelblicher Hautfarbe, das nördliche, diese, wohlgestaltet und schwarz, das südliche Ufer. Hier, etwas landeinwärts, beginnt die Heimath der Fulahs oder Pholgen, welche hinabwärts bis fast gegen den Gambia sich erstreckt: ein Volk der unabhängigen Hirten, welchem jedoch der angränzende Maure seinen Glauben, wie, durch Vermischung der Stämme, auch einige Züge der äußern Bildung aufgedrungen. Mehr nach dem Saume der Küste, angeweht von dem fast beständigen, heißen Wind aus Osten, wohnen die Bracks, von glänzend schwärzerer Farbe als die meisten andren Neger. Es gränzen hieran die ihnen ähnlichen Jaloffer und hinter diesen die kräftigen, arbeitsamen Mandingos, ein Volk von milden Sitten, zu einer republicanischen Verfassung vereint, in welcher nur der Wohlstand, welchen der Fleiß gibt, dem Bürger ein Ansehen über die andern verleiht. Das Klima am Gambia hat selbst den länger daselbst wohnenden Portugiesen, das von Loango den hier einheimischen, schwarzen Juden, welche die Feier des Sabbaths und die Gebräuche ihres Gesetzes noch genau beobachten, und auch dort dem Handel obliegen, die schwarze Farbe der Neger und den letztern auch die ganze Gesichtsbildung derselben gegeben (m. v. Oldendorp Gesch. d. Miss. S. 287). — Die Bewohner der Bissayos-Inseln, wie jene der Küstenländer vom Rio-Nonunos bis gegen die Sierra Leona, sind von tiefer Schwärze der Haut, stark und gewandt, und es findet sich, besonders bei den Weibern der gutartigen Timaneys, nicht selten eine wahrhaft schöne Bildung des Gesichts. Dagegen wird unter demselben Einflusse des Klima's der gelblichschwarze Stamm der Souzens mit dicken Lippen und platten Nasen gefunden (m. v. Mathews über Sierra Leona, in Sprengels Beiträgen IX. S. 193). Die Völker der Küstenbeugung von Guinea erscheinen versunken unter der Last der Despotie, des wildesten Aberglaubens und einer tiefen, geistigen Rohheit. Es wird hier eine Grausamkeit, welche ohne Aufhören nach Menschenblut lechzet, gepaart mit viehischer Wollust, gefunden, und es hat sich das innre Verderben auch der äußern Gestalt des nur mittelmäßig hohen, übrigens aber noch ziemlich starken Leibes eingeprägt. Mit diesen Völkern des heißesten Theiles der Westküste von Afrika stehen jene der Ostküste in einem sehr bemerkenswerthen Gegensatz, und es sind die schwarzen Bewohner am Dreikönigsflusse von ausgezeichneter Größe und sehr wohlgesittet; jene von Melinde, in deren Hauptstadt eine höhere Cultur herrscht, haben statt des Wollenhaares der gewöhnlichen Neger ein lockiges Haar, und es wird besonders die Schönheit der Frauen gerühmt, deren Geschlecht, ungeachtet der dort herrschenden Vielweiberei, in einigen Gegenden des südöstlichen Afrika's, am meisten jedoch in Sofala, eine ungewöhnliche Achtung erwiesen wird. Der Stamm der Neger hat sich in der ganzen Eigenthümlichkeit seiner Bildung, ähnlich hierin den Bewohnern der gegenüber liegenden Küste, neben einem andern, vielleicht früher dort einheimischen Volksstamme auf Madagascar erhalten. Dieser letztere Volksstamm hat weder die Farbe noch die Gesichtsbildung des Negers, und erscheint auf einem höher gelegenen Theile der Insel zum Theil von so unansehnlicher Gestalt, daß hieraus die Fabel von dem zwergartig kleinen (nur 3 F. 8 Z. messenden) Geschlecht der Quimo's entstanden.

Eben so wohnen an der schon gemäßigteren Südküste von Afrika, nachbarlich neben den wohlgebildeten, thätigen Kaffern, die häßlichen Hottentoten, mit unverhältnißmäßig breiten Backen und spitzem Kinn, mit affenartig flacher Nase und hoch nach oben gekehrten Nasenlöchern, großem Mund, welcher der Ueberfüllung mit Speisen nicht satt wird, und schmutzig-schwärzlicher Farbe.

Amerika liegt zum Theil unter einem nicht minder heißen Himmel, als jener von Afrika; ja v. Humboldt hält Acapulco und das Thal von Papagayo (in s. W. über Neuspanien S. 54) für die heißesten Gegenden der Erde. Dennoch lebt hier in dem stromreichen, fast allenthalben an hohe Gebirgsrücken gelehnten Lande des Aequators und der Wendekreise ein Volk, welches in seiner äußern Gestalt, so wie in der Art und Richtung der innern Anlagen ungemein weit vom Neger absteht. Es hat seine straffe, fast gar nicht zum Schwitzen geeignete Haut die Farbe des Kupfers, das Haar ist dünn, von fettigem Glanze und hängt steif hinabwärts, die Stirnknochen sind sehr nach hinten verflacht, das Hinterhaupt (das kleine Gehirn) nur wenig entwickelt, die Augen schief nach innen und unten gestellt, Hände und Füße klein, der Wuchs des Leibes meist kräftig. Ausdauernd und lebenskräftig in der eignen Heimath, und bei den alten Gewohnheiten des Landes erscheint dieser Menschenstamm dennoch sehr unfähig zur Verpflanzung in andre Gegenden und äußre Verhältnisse. Die Muskelstärke ist groß, so daß v. Humboldt bei den neuspanischen Bergwerken Indianer gesehen, welche, bei einer Hitze von 34° des hunderttheiligen Thermometers, Lasten von 225 bis 250 Pfd. eine Treppe von 1800 Fuß hinangetragen (a. a. O. S. 101); doch neigt sich, wo er sich selber überlassen gewesen, der Charakter des Volkes zu einer Unthätigkeit und Ruhe, welche nur die äußerste Noth zu neuen Anstrengungen aufregt. Die wechselseitige Neigung der Geschlechter ist im Vergleich mit andern Völkerstämmen nur sehr schwach. Die Fruchtbarkeit gering. Die Stimme ist schwach, die Sprache wenig entwickelt. Gegen den Neger, als einem Stammvolk der heißesten Zone, erscheint der Amerikaner, auch der heißesten Striche seines Welttheiles, als das Stammvolk einer kälteren Zone, welches auch in dem fremden, wald- und wasserreichen Lande die Hauptzüge des angebornen Charakters nicht verloren. Diese Hartnäckigkeit des Beibehaltens, derselben innren wie äußren Grundzüge, erhellet aus der Betrachtung der Bewohner, selbst der weitabgelegensten Gegenden von Amerika, denn jene bleiben sich hier so ähnlich, daß Robertson, Lewis und Clarke behaupten, es genüge, um die vorherrschende Weise aller Amerikaner zu kennen, der Anblick eines einzigen. Auch v. Humboldt fand die Aehnlichkeit der Neuspanier mit den Indianern von Canada, Florida, Peru und Brasilien ganz auffallend, ja denselben, auf gemeinsamen Ursprung des Stammes hindeutenden Zug der Uebereinstimmung, bei den Bewohnern des ganzen großen Landstriches von anderthalb Millionen Quadratmeilen, von den Feuerlandsinseln bis zum Lorenzostrom und der Behringsenge. Diese Uebereinstimmung geht durch die gemeinsamen Gebräuche, z. B. des Durchbohrens der Unterlippe, Bereitung der Speisen, Bau der Wohnungen und Kähne, Kleidung und gesellschaftliche Einrichtung, und verräth, wie ein da hinüberlaufender Faden, die Einwandrung der Amerikaner aus dem nordöstlichsten Asien. Denn es gleichen die Bewohner der Inselgruppen zwischen Amerika und Asien an Gestaltung und Lebensweise nahe jenen von Amerika, und zeigen zugleich, mehr gegen die asiatische Küste hin, den Uebergang zu den hier angränzenden Bewohnern der alten Welt. Es finden sich die im Styl des nordöstlichen Asiens erbauten großen Gebäude nicht bloß bei den Bewohnern von Nootkasund, sondern selber noch bei jenen der nördlichsten Eisküste, welche Franklin

und Richardson besuchten. Doch finden sich auch hier, bei der großen Aehnlichkeit im Allgemeinen, im Einzelnen Züge der Verschiedenheit, welche nicht aus dem Einflusse des Klima's und der Verschiedenheit der Länderstriche zu erklären sind; es lebt der faule Californier unter denselben Einwirkungen des Klima's, wie der thätigere Bewohner von Chili; unter den, das Fleisch der Feinde fressenden, von der Beute der Jagd lebenden, melancholisch ernsten Bewohnern des Innern von Nordamerika fanden sich einzelne Völkerschaften, vom Ackerbau (Mais) lebend und von milderen Sitten; neben der Form des (gewaltsam) flachgedrückten Vorderkopfes der Caraiben, die annehmlichere der Anwohner von Essequebo. Auch im Süden des Welttheiles zeigen sich unter ziemlich gleichen Verhältnissen des Himmelsstriches, neben den kleinern, trägen, vorherrschend von Pflanzenkost lebenden Guarany's (deren Knochen sogar nach dem Tode noch durch ihr ungleich früheres Zerfallen in Staub das Zurückestehen hinter dem Europäer verrathen) die kräftigeren, lebenslustigeren, streitbaren Tupys, welche die Jagd nährt. Etwas näher übereinstimmend erscheinen hierauf unter sich die schwer beweglichen, den geselligen Vergnügungen nur wenig, mehr jedoch dem Trunk geneigten Guanas, im Osten des Paraguayflusses, neben den unter gleicher Breite wohnenden, schön gebildeten, wanderlustigen Mbayas; die hoch und schön gestalteten, wohlberittenen Abiponen, von auffallend hellerer Hautfarbe, welche bei voller Kraft ein mehr als hundertjähriges Alter erreichen, entgegen den schwarzfarbigen, schmutzigen Charruas, denen jene besondre Gabe der Menschennatur: die Gabe des Lachens gänzlich versagt scheint, und an dieses von Ungeziefer und Schmutz entstellte Volk schließt sich nachbarlich gen Süden des La Platastroms das überaus reinliche, tapfere Volk der Pampas an, bei welchem das Weib mehr geehrt und geliebt ist, als bei andern Amerikanern des Südens, endlich mit nur wenig vermitteltem Uebergang die hohe Heldengestalt der mehr als 6 Fuß messenden, fast immer zu Pferde sitzenden Patagonier, neben den, freilich dem unwirthbarsten Klima des Südens ausgesetzten, leiblich wie geistig verkümmerten Pescherähs, bei denen nur noch etwa die durch eine Tradition der Nachahmung fortgepflanzte Bauart der Kähne daran erinnert, daß dieses elende Volk der wegen seiner Feigheit und Schwäche ausgestoßene Abwurf eines vollkommner gebildeten Stammes sey. So zeigt uns die große Uebereinstimmung im Ganzen, so wie die theilweise Abweichung, bei den unter sich zusammengränzenden Bewohnern von Amerika, in auffallender Weise, wie wenig im Ganzen das Klima den Menschen vorherrschend zu dem machen und bestimmen könne, was er äußerlich wie innerlich ist.

Dasselbe zeigt sich bei den auf den Inseln und am Küstensaume des asiatischen Meeres lebenden Völkern, welche dort zum Theil unter einem gleich heißen Klima wohnen, als jenes der Negerländer ist. Der zartgebaute, schöngebildete, geistreiche Hindu gränzt da nahe an die unter gleichartigen Naturverhältnissen wohnenden Völker von mongolischer Abstammung, oder an den an Sitte und äußrer Art verschiedenen Perser; der wohlgebildete, hellfarbige und einer höheren Cultur theilhaftig gewordne Malaye an den, öfters dieselbe Insel mit ihm bewohnenden, schwarzen Neuguineer. Denn diese fast Negern ähnliche Form findet sich, neben der malayischen, auf Borneo und anderwärts, in dem ganzen Archipelagus jener Meere: bis nach den Gruppen der kleinern Inseln des Südmeers mehr der Charakter des Malayen, nach Neuholland mehr jener des äthiopisch gearteten Neuguineers vorherrschend wird. Es zeigt sich indeß auch hier, daß wenigstens nicht auf die Entwicklung und Gestaltung der Seelenfähigkeiten das Klima von besondrem Einflusse sey; denn eben jener äthiopisch geartete Stamm, welcher da, wo er von den

Malayen in die Wildniß gedrängt und in seiner Entwicklung gehemmt worden, oder da, wo einzelne seiner Zweige vorzüglich ausarteten, bis zur Affenähnlichkeit der Papous heruntergesunken ist, zeigt sich in den Bewohnern der Admiralitätsinseln und der Insel Bouka, deren Sprachtalent und musikalischen Sinn La Billardière bewundert, innerlich so hoch und vielseitig entwickelt, als jener der malayischen Inselbewohner es nur irgendwo ist. Dagegen fand man bei den (malayischen) Bewohnern der Larronschen Inseln bei der ersten Ankunft der Europäer nicht einmal den Gebrauch des Feuers.

Die wohlgebildeten Bewohner der Südostküste von Afrika, mit regelmäßiger Bildung aller Theile des Gesichts, noch mehr die wahrhaft schöngestalteten Bewohner einiger Inseln des Südmeers, möchten schwerlich wohl in irgend einem Zuge der äußerlichen Aehnlichkeit von dem sogenannt kaukasischen Menschenstamm zu scheiden seyn, welcher einen großen Theil der gemäßigten Zone der alten Welt bewohnt, jedoch ganz derselbe bleibend, bis zur heißen Zone von Afrika und Asien, und hinaufwärts bis zum Polarkreis des Nordens, sich verbreitet. Denn es sind die Völker von dieser Bildung am geeignetsten zur Verpflanzung in alle Himmelsstriche und Gegenden der Erde, obgleich von den vom Kaukasus stammenden Tscherkessen und Mingreliern, welche unter dem Namen der Mameluckenin Aegypten wohnen, behauptet wird, daß sie, in diesem Lande, wenigstens wenn sie mit Frauen aus dem eignen Stamm sich vermählen, keine oder nur bald wieder hinsterbende Nachkommen erzeugen, so daß seit 500 Jahren seines Einwohnens in Aegypten, der Stamm der Mamelucken immer nur durch das Ersetzen der Zahl der Hinwegsterbenden, mittelst neuer Ankömmlinge vom Vaterland her, erhalten werden konnte — eine Ausnahme von der sonstigen Regel, welche Volney aus der Neigung der circassischen Frauen erklärt, in Aegypten ungewöhnlich fett zu werden. — Entsprechend jener vielseitigen äußeren Richtung, welche den Menschen vom sogenannt kaukasischen Stamme, namentlich den Europäer und Westasiaten, zur Eingewöhnung in alle Klimate befähigt, wird eine andre, innre Vielseitigkeit der Richtung gefunden, die gerade an den hieher gehörigen Stämmen unter demselben Einfluß des Klima's die verschiedenartigste, äußre wie innre, Gestaltung der Menschennatur begründet.

Die mittleren Grade der Breite, welche am westlichen Ende unsers Welttheiles die Stämme der sogenannt kaukasischen Abkunft besitzen, werden gegen Osten hin in Asien von den Mongolen bewohnt, deren Völkerheer am östlichsten Saume der Halbkugel: in Japan, China und der östlichen Halbinsel von Indien bis an die Gränze der heißen Zone sich ausbreitet, im Westen aber: in Europa, nur gegen den Polarkreis hin noch gefunden wird. Die Bildung des Hauptes erscheint fast viereckt, das Gesicht breit, flach, eingedrückt, ohne hervorspringende Züge, die Augen sehr weit auseinanderstehend, die Augenspalte nach der kleinen, eingedrückten Nase zu, schief abwärts laufend, die weiten Nasenlöcher nach vorn stehend. Die Statur des Leibes ist kurz und gedrungen. Es begegnen sich, bei aller äußren Aehnlichkeit der Formen, an dieser Völkerart zwei Extreme, eben so groß und verwundernswürdig als die unbewegliche Ruhe des indischen Sanyassi, neben der wundervollen Beweglichkeit des indischen Jongleurs: die unstäten, immer wandernden Kalmucken und Mongolen und die in allen ihren äußern und innern Lebensverhältnissen fast wie versteinert feststehenden Chinesen. Es geht die mongolische Bildung durch die Tartaren in die kaukasische über, deutlicher jedoch verläuft sich dieselbe (als gehöre der höhere Norden der östlichen und westlichen Halbkugel seit alter Zeit zunächst ihr an, und als habe sie dort zu jenen kräftigen Völkerbewegungen sich gestärkt, zu

welchen auch die alten Germanen in ihrer nördlichen Heimath sich gerüstet) in die Form der Bewohner des Polarkreises. Es stehen hier, unter demselben klimatischen Einflusse, die kriegerischen, rüstig bewegten Esquimaur, mit den feigen und trägen Lappen und Jakuten. Und wie groß erscheint die Verschiedenheit des Volkscharakters, bei den heitern, lebenslustigen, fruchtbaren, zum Selbstmord geneigten Kamtschadalen und den ruhigen, kalten, sorgfältig sich pflegenden Samojeden. So ist nirgends der Grad der Breite, nirgends das Klima, das zunächst die Richtung der Seele: den Volkscharakter, bestimmende Element.

Auf die mittlere Temperatur einer Gegend hat, wie begreiflich, zuerst zwar die Erhöhung über der Meeresfläche einen bedeutenden abändernden Einfluß (Quito sollte seinem Breitengrade nach 23° mittlerer Temperatur haben, diese ist aber wirklich nur 13°,3); es wirken aber außerdem noch die, durch die Nachbarschaft oder Entfernung des Meeres bestimmten Winde sehr bedeutend ein. Da wo der Oststrom der Atmosphäre unmittelbar vom Meer auf große Landstrecken geht, ist es kälter; wo der Westwind vom Gewässer aus das Trockne bestreift, ist es wärmer. Die Westküste von Amerika, unter denselben Graden der Breite, ist viel wärmer als die Ostküste von Asien; die Westküsten der alten Welt sind, unter derselben geographischen Lage, ungleich milder als die Ostküsten von Amerika. In Ostflorida, unter gleicher Breite mit Nordafrika, war am 31 Januar 1765 der St. Johnsfluß 1 Zoll tief gefroren; zu Charlestown, parallel mit Fez, gefror 1747 das Wasser in den Zimmern. Kamtschatka, unter gleicher Breite mit Norddeutschland, ist kälter als Schweden, Korea unter 42° — 51°, kälter als das nördliche Deutschland. Der Luftstrom, vom südlichen Pol der Erde kommend, ist, wenigstens auf der westlichen Halbkugel, unter denselben Graden der Breite ungleich kälter, als der vom Nordpol wehende. Ueberdieß ist die Wirkung des ersteren, auch auf der östlichen Halbkugel, noch bis hinan zu den Nicobar-Inseln so merklich, daß die eßbare Schwalbe dann wie erstarrt in ihrem Neste liegt. Die nördliche Halbkugel ist in Island noch unter den 60 — 66° bewohnbar. Süd-Georgien, unter dem 54° der südlichen Breite, bleibt den ganzen Sommer mit Schnee bedeckt, welcher nur an einigen sonnigen Felsenabhängen so weit hinwegthaut, daß zwei Pflanzenarten der niedrigsten Form auf dem schwärzlichen Gesteine zu gedeihen vermögen; die Buchten sind mit Eismassen angefüllt, welche 60 bis 80 Fuß hoch über die Wasserfläche hinaufragen. Nach v. Humboldt ist die mittlere Temperatur beider Halbkugeln unter 22° bis 34°, auf der nördlichen 15°,4, auf der südlichen 13°,8; unter 34° bis 43°, auf jener 18°,2, auf dieser 15°,2; unter 43° bis 48° auf jener 17°,7, auf dieser 7°. — Es läßt sich jedoch auch über die eigenthümliche Wirkung der Winde, für verschiedene Gegenden der Erdfläche, keine Regel fest stellen. Der auf Novaja-Semla herrschende Wind, in Verbindung mit stinkendem Nebel, macht diesen Länderstrich unbewohnbar; einige fast unter derselben nördlichen Parallele gelegene Gegenden trifft dieser Einfluß nicht. Eben so ist in wärmeren Ländern der Einfluß der heißen Luft, vom Aequator her unter gleichen Parallelen sehr ungleich. In Neapel wird der Einfluß des vom Süden wehenden Sciroccowindes selbst auf die Aeußerungen der Geisteskräfte für so unausweichbar gehalten, daß man nach Brydone (Reise durch Sicilien und Malta im Jahre 1770) daselbst von matten, mißlungenen Schriftstellerarbeiten das Sprüchwort hat: era scritto in tempo del scirocco. Die Landwinde auf der Küste von Koromandel sollen nach Sonnerat von so durchdringend scharfer Art seyn, daß sie das Glas zerspringen, Bäume zerbersten machen; Menschen, welche ihnen ausgesetzt schlafen, werden gelähmt. — Den nachtheiligen Einfluß, welchen vorherrschende Feuchtigkeit

*) Barom...

und Sumpfluft auf die leibliche Entwicklung, und hiedurch selbst auf die Aeußerung der Seelenkräfte hat, erkannte schon Hippokrates (de aëre, aquis et locis), wenn er die Bewohner am morastigen Ufer des Phasis, da die Luft unaufhörlich voll schädlicher Dünste ist, groß, aufgedunsen, plump von Gestalt, mit bleicher, gelber Farbe des Gesichts, heiserer Stimme, unaufgelegt zur leiblichen wie zur geistigen Arbeit, beschreibt. Eine gleich lähmende Wirkung zeiget das feuchte und zugleich heiße Klima nach Cassan (Mémoires de la Société d'émulation de Paris Vème année 1805) an den Bewohnern der westindischen Inseln. Das Klima solcher Gegenden wird durch Urbarmachen der Walddistricte und durch Austrocknen der Sümpfe sehr verbessert; denn Essequebo, welches noch vor 50 Jahren mit Monate lang anhaltendem Regenwetter heimgesucht war, hat jetzt nur selten 3 — 4 Tage lang einen umwölkten Himmel, und es ist seit der Urbarmachung das Klima von ganz Nordamerika, so wie schon seit alter Zeit das von Deutschland trockner und milder geworden. Uebrigens lebte und gedieh in dem feuchten Waldlande des alten Germaniens, ungeachtet dieses klimatischen Verhältnisses, ein kräftig schöner Völkerstamm. Der Inhalt der Bemerk. zu diesem §. findet sich trefflich auseinandergesetzt in F. Schnurrers geograph. Nosologie 1813. Der Meinung, daß das Klima den Charakter der Völker bestimme, widerspricht schon Maximus Tyrius (Diss. XIII, ed. Davis. p. 140).

Der Einfluß der irdischen Elemente.

§. 52. Es reden die Alten, wie wir schon oben (§. 48) sahen, von einer ansteckenden Macht, welche die Leiblichkeit an der Seele übe, so wie diese mit ihr in Verkehr trete, mit ihr sich gemein mache. Jene Schlange der alten nordischen Sage hat in das sichtbare Wesen, dessen sie selber zur Speise begehret, das erstarrenmachende und verzehrende Gift geströmt, und es wird Proserpina, allein durch den Genuß des Granatapfelkernes, der Welt des Dunkels zum bleibenden Eigenthum verkauft.

Die Art und das Maß der Nahrung, welche wir genießen, die Luft, welche wir athmen, werden nicht bloß für die Entwicklungsgeschichte und die Lebensthätigkeit des Leibes, sondern auch für die Geschichte der Seele von Bedeutung seyn. Für die letztere unmittelbar, wenn der krankhaft verirrte Wille jene Naturgaben nicht zur Erhaltung des Leibes, sondern aus Lüsternheit, zum Ergötzen des Gaumens, und zur Berauschung der Sinne gebraucht, nach jener Weise, in welcher, vor allen sichtbar Lebendigen nur der Mensch dieses vermag (nach §. 48); öfter jedoch mittelbar, durch das unvermeidliche Einwirken der Speisen auf den enge mit der

Seele verbundenen Leib. Denn diese beiden, gleich zwei besaiteten Instrumenten von demselben Umfange der Töne, oder gleich zwei concentrischen Kreisen, von derselben sich parallel gehenden Abtheilung der Grade und Minuten, werden stets zugleich und auf übereinstimmende Weise bewegt; derselbe Strahl, der den einen Kreis an diesem bestimmten Punkte berührt, trifft auch den andern an dem entsprechenden Punkte; derselbe Anstoß von außen, welcher in dem einen diesen bestimmten Ton weckte, regt hiermit zugleich in dem andern den gleichnamigen, mittönenden Klang auf.

Die Beobachtung erkennet bald, daß alle jene Dinge, welche die Thätigkeit der Verdauungsorgane und der ernährenden Gefäße in besonderm Maße aufreizen, zugleich auch erhöhend und bekräftigend auf das entsprechende Gebiet der Seele und seine Thätigkeit: auf die Gefühle einwirken. Nicht bloß jene Getränke, denen die Erfahrung eine Sinnen berauschende Kraft zugesteht, sondern die einfachsten Speisen, wenn sie nach langer Entbehrung und nicht im Uebermaß dem Magen dargeboten werden, zeigen diese das Gefühl aufregende und erhöhende Kraft, und in Persiens heißen Thälern sah Martyn den Menschen, gelagert am frischen Wasserquell, und von diesem genießend, eben so innerlich aufgereizt und zum Frohsinn geweckt, wie er es etwa in dem kühleren Norden durch den Genuß des Weines zu werden pfleget. Wenn Nüchternheit und mäßiger Genuß der gesunden Nahrungsmittel, das Geschäft der leiblichen Ernährung wohlthätig fördern und in gleichmäßig kräftigem Gange erhalten, da wird auch der Ernährungsproceß der Seele — das Werk der Gefühle — sehr erleichtert gefunden, und es ist in dieser Beziehung jene Bemerkung nicht ganz unbedeutend, daß der Zustand der Seele, welchen die Sprache einen „gefühlvollen, „gutmüthigen" nennt, am öftersten bei solchen Menschen gefunden werde, deren leibliche Verdauung und Ernährung entweder in einem vorzüglich gesunden, harmonischen Verlaufe ist, oder deren leibliche Verdauungsorgane von vorzüglich leichter Erregbarkeit und innrer Beweglichkeit sind.

Daß die Bekräftigung und öftere Uebung der leiblichen Bewegungsorgane, zugleich für die innere Entwicklung des

ihnen entsprechenden Seelenvermögens: des Wollens und Begehrens von hohem Einflusse sey, hat schon das Alterthum erkannt, wenn es den Leibesübungen eine Kraft beilegte, welche die Herrschaft der Seele über die eigene Sinnlichkeit erleichtere und befestige. Es wird ein kräftiger Wille und die schnelle Entschlossenheit der Seele am öftersten bei solchen Menschen gefunden, an deren Leibe der bewegende Nerv eine ganz besondere Schnelligkeit und Sicherheit der Einwirkung auf den Muskel zeigt, obgleich hierbei der letztere nicht selten nur von geringer Masse und von wenig bedeutender materieller Macht seyn kann.

In einem ganz besonders merkwürdigen Wechselverkehre stehet das Organ des Athmens und der Stimme, mit dem ihm nach innen entsprechenden Organ der Seele (dem Gemeingefühl und Ahndungsvermögen nach §. 34). Dämpfe, dem Boden entsteigend, welche Pythia, welche die Seher und Träumer an den verschiedenen Wohnsitzen der Orakel, so wie in der Höhle des Trophonius einathmeten, sollten in der Seele das Gesicht des Künftigen und Fernverborgenen, sollten die Weihe der prophetischen Begeisterung aufwecken. Es ist öfters eine Erschwerung und Hemmung des Athmens, wodurch auch die verwandte Pein und Angst in dem entsprechenden Seelenorgane angefacht wird, eine Veranlassung gewesen, daß die Stimme des Gewissens laut geworden. Hierbei erscheinet überall das Stimmorgan zugleich als jenes des Athmens.

Endlich so stehet der gesunde oder kranke Zustand des Gehirnes in einem zu auffallenden Wechselverhältniß mit der Erhöhung oder Hemmung der Kraft des Erkennens und des Selbstbewußtseyns, als daß es hier nöthig schiene, dieses Wechselverhältniß zu erweisen.

Wir betrachten nun diese Beziehungen der nachbarlichen Systeme unserer äußern und innern Natur noch etwas näher und einzelner.

Die mannichfaltigen Speisen, welche das Leben des Menschen fristen, erscheinen im Ganzen von vierfacher Art. Wir sehen bei ganzen Völkern, bei den Bewohnern ganzer Länderstriche, die Hauptnahrung aus thierischem Fleisch, bei

andern aus der thierischen Milch und ihrem Käse, dann wieder bei andern, aus dem Mehl der Gräser oder ähnlichen Mischungs-verwandten Gewächstheilen; endlich aber bei noch anderen aus den saftreichen Gemüsen und Früchten bestehen, in denen vorzüglich der Zuckerstoff das nährende Element ist. Der Genuß des Fleisches scheinet in vorzüglicherem Maße auf die Aussonderung der Galle zu wirken und hierdurch die Entwicklung des cholerischen Temperamentes zu begünstigen. Es bezeuget dieß unter Anderem das von Tissot erwähnte Beispiel eines Jünglings, welcher den natürlichen Hang zum Jähzorn dadurch besiegte, daß er sich den Genuß des Fleisches freiwillig untersagte, wobei freilich die innere Kraft des Willens auch unmittelbar durch diese vorangegangene That des Willens gestärkt zu seyn scheint. Diesem entgegengesetzt, begünstiget der beständige und vorherrschende Genuß der Mehlspeisen die Entwicklung des phlegmatischen Temperamentes, und in heißen Ländern, wo die Thätigkeit der Verdauungsorgane, so wie die Bewegungen der ernährenden Säfte, aufs übermächtigste beschleunigt sind, wird diese Form der Nahrung ein wohlthätig hemmendes Gegengewicht gegen den hinauswärts strebenden Drang der inneren Lebensgluth. Auf ähnliche Art scheinet die Nahrungsweise der Hirten der Kamele oder anderer wiederkäuender Thiere, welche sich großentheils auf die Milchspeise beschränkt, vor andern dem Leibe die Beweglichkeit und innere Lebensempfänglichkeit des kindlichen Alters zu bewahren, und hiermit jene Seelenstimmung, welche als die sanguinische bezeichnet wird. Dem vorherrschenderen Genuß des Gemüses sind dagegen von alten Zeiten her andere Kräfte zugeschrieben worden; denn derselbe wurde öfters von solchen Männern empfohlen, deren Lust und innere Bestimmung es gewesen, den Geist aus dem Spiele der Sinnlichkeit hinweg, zu den ernstesten, tiefesten Betrachtungen zu erheben. Es pries Pythagoras die Speise des Kohles seinen Schülern, und so ist noch von Newton bekannt, daß er in der Zeit seiner tiefsinnigsten Forschungen vorzugsweise den Genuß des Kohlgemüses geliebt, wobei er von Fleisch und geistigem Getränk sich enthalten.

Auf eine freilich hiervon sehr verschiedene Weise und aus sehr verschiedenem Grunde wachte das alte Sparta bei seinen

Bürgern über die Art und das Maß der täglichen Nahrung. Lykurg hatte bei der Einrichtung der gemeinsamen Sparmahlzeiten oder Pheiditien nicht bloß, wie der Name anzudeuten schien, Ersparung der äußeren Mittel des Haushaltes, sondern vielmehr ein Sparen und Schonen jener höheren, inneren Mittel und Kräfte der Menschennatur zu erreichen gesucht, welche, wenn sie auf das Vergnügen des Bauches sich wenden, nur zu leicht nicht bloß geschwächt, sondern ganz verloren werden. Es war schon bei den Oenotriern in Italien, so wie bei den Kretensern die Sitte der gemeinsamen Mahlzeiten oder Syssitien herrschend gewesen, wobei in Kreta der Bürger auf öffentliche Kosten gespeis't wurde. Hierbei hatten jedoch diese Gemeinmahle mehr das gesellige Vergnügen und den äußeren Vortheil zur Absicht gehabt, als jene strenge Zucht des inneren Menschen, zu welcher die Pheiditien in Sparta dienten. Denn bei diesen stellte der einzelne Bürger nicht bloß seine leiblichen Genüsse unter die Aufsicht des Staates so wie unter die beschränkende Macht des Gesetzes, sondern er gab hiermit zu erkennen, daß die ihm verliehenen Güter, wie die Kräfte des Leibes, welche ihr Genuß gab, dem Dienste des Vaterlandes geweiht seyen.

Schon vom achten Lebensjahre an, in welchem die Knaben dem Hause der Eltern entnommen und der Vorsorge des Staates übergeben würden, pflegte man die künftigen Krieger an strenge Mäßigung der Eßlust und an den Gedanken zu gewöhnen, daß die Speise nicht zum Vergnügen des Gaumens, sondern nur zur Stärkung der Glieder bestimmt sey, deren Kräfte dem Vaterlande gehören. Eine Suppe, welche die Knaben selber aus Brod und Wasser und Kräutern sich bereiten mußten, hierzu etwa Milch und einige Früchte; seltener ein wenig Fleisch oder sonst ein Bissen, welchen die Kleinen durch List und Gewandtheit von der Tafel der Männer erbeutet hatten: das war die ganze Mahlzeit, welche der junge Adel des Landes von der Kindheit an bis zur Gränze des männlichen Alters genoß. Und selbst bei diesem sparsamen Genuß durfte der spartanische Knabe sich nicht der bloßen Lust der Sättigung hingeben, sondern der Aufseher der Knaben, selber noch ein Jüngling, erhielt die kleine Schaar der Tischgenossen

in einer unaufhörlichen Wachsamkeit und inneren Bewegung, welche der Seele mitten im Sinnengenuß nicht verstattete die Waffen der Selbstbeherrschung abzulegen. Denn der Aufseher oder Eiren pflegte die Kinder auch während des Essens durch Fragen in richtigem, bündigem und schnell bereitetem Ausdruck oder, indem er jetzt dem einen zu singen, dem andern über irgend etwas sein Urtheil zu sagen befahl, im Gehorsam zu üben. Und damit noch überdieß die Knaben vor Unmäßigkeit bewahrt wären, pflegte man an jedem zehnten Tage ein strenges Gericht über sie zu halten, bei welchem die Entstellung des Leibes durch zu vieles Essen mit Strafen geahndet wurde.

Es war indeß auf der andern Seite dafür gesorgt, daß die beständigen Anstrengungen der Glieder in den gymnastischen Kampfspielen und Tänzen, so wie die kalten Bäder im Eurotas auch dem spärlichsten Mahle seine Würze erhielten, und der Schlaf war stärkend genug auf der Streu des Schilfes, welches die Knaben mit eigenen Händen im Eurotas abrissen und von da zur Lagerstätte trugen, und welchem nur im Winter die wollige Samenhülle der Lykophone beigemischt war.

So wie die Knaben, speis'ten auch die Jünglinge an besonderen Tischen, unter der Obhut und Mäßigung eines strengen Gesetzes zusammen.

Was aber die Sparmahle, von deren Theilnahme selbst der König nicht freigesprochen war, eigentlich wollten und sollten, das zeigt uns am meisten ihre Einrichtung für die reifen, der Aufsicht entlassenen Bürger von Sparta. Es trug zu diesem Mahle jeder Einzelne seinen Antheil herbei; denn wer zu dieser Abgabe unvermögend war, der konnte kein öffentliches Amt bekleiden. In den Eßsälen, an Tischen, woran gewöhnlich fünfzehn beisammen saßen, fröhlich vereint, genossen die Männer die nahrhafte schwarze Suppe, welcher vorzüglich das Blut der geschlachteten Thiere die dunkle Färbung gab, hernach das alltägliche Gericht des Schweinefleisches und etwa noch ein wenig Weizenbrod oder gebratenes Fleisch, welches die reicheren Tischgenossen zum Vertheilen an die andern mit sich gebracht hatten. Diese Speisen wurden weniger durch den nur sparsam genossenen Wein als durch das heitere, verständige Gespräch der Essenden gewürzt und nicht selten erhöhte die

Freude der Tischgenossen der Gesang der Chöre und der Wohllaut des Päans. Was hier gesprochen wurde, das durfte außer dem Kreise der Gäste nirgends weiter gesagt werden. Doch war, wenn Alle es erlaubten, auch dem Fremden die Theilnahme an dem Mahle erlaubt, und es durften die Knaben die Eßsäle der Männer besuchen und ihre Gespräche hören, ja es brachten öfters die Väter ihre ganz kleinen, unmündigen Knäblein mit sich zur gemeinsamen Eßtafel, damit die kleinen selbst die Muttersprache an würdigem Muster erlernen und schon frühe das Vorbild einer vollendeten Männlichkeit ins Auge fassen möchten.

So hatte der Gesetzgeber von Sparta bei der Einrichtung der Bürgermahle es angedeutet, daß die Weise und die Gesellschaft, in welcher die Speise genossen wird, so wie der Stoff der Nahrungsmittel von großem Einfluß auf die Bekräftigung des Leibes zu irgend einem bestimmten Zwecke sey. Die schwarze Suppe war für Sparta erfunden und geeignet, wie die leichte Speise des Kohlgemüses für die Schule des Pythagoras.

Wir betrachten nun auch den eigenthümlichen Einfluß der Getränke auf die Stimmung der Menschennatur.

Es hat, wie wir oben gesehen, der Mensch, das einzige Wesen der Sichtbarkeit, das seine Speisen durchs Feuer bereitet, auch schon frühe die Kunst verstanden, seine Getränke durch das Feuer der Gährung gehen zu lassen, und hierdurch ein Element der Aufregung zu gewinnen, dessen Einfluß auf die Seelenkräfte ungleich augenfälliger ist, als jener der verschiedenartigen Speisen. Wenn wir hier die Sinnen-berauschenden Mittel der verschiedenen Völker, solche, welche als Getränk, und auch solche, welche in trockener Form genommen werden, zusammenfassen, so zeiget sich die Wirkung in vier verschiedenen Richtungen. Anders wirket die übermächtig vorherrschende, flüchtige Form der Kohle, wenn sie mit der Lebensluft vermischt zur Kohlensäure geworden, und als solche das Wasser einiger Brunnen, oder die gegohrnen Getränke erfüllt; anders wirket die Kohle, wenn sie etwa durch die Verbindung mit dem organischen Element einiger Pflanzen in ihrer Entwicklung zu der höheren, luftartigen Gestaltung gehemmt, und hierdurch zum narkotischen Gift geworden.

Eben so wirket auch in anderer Art das Vorherrschen der brennbaren Luft im Alkohol, in anderer das Vorherrschen des Oxygens, wenn dasselbe einigen unserer gegohrnen Getränke, im mäßigeren Verbande mit dem Alkohol, die Kraft des Weins verleihet.

Von dem Einfluß, welchen diese Genüsse, die der Mensch durch seine Kunst der Natur abgedrungen, auf die einzelnen Kräfte der Seele äußern, ist schon an andern Orten dieser Untersuchungen die Rede gewesen. Männer, in denen das Gedächtniß von vorzüglicher Kraft und Wirksamkeit gewesen, haben geistige Getränke sorgfältig vermieden, weil sie an ihnen eine schwächende Wirkung aufs Gedächtniß zu bemerken geglaubt; dagegen reget der Genuß des Getränkes von weinartiger Natur die selberschaffende Phantasie, der des narkotischen Stoffes die Traumwelt des Ahndungsvermögens auf. An einigen jener Getränke, in welchen der rohe, narkotische Stoff mit dem Alkohol sich vermischet, ist eine ganz besondere, die Gallenabsonderung erregende Kraft, und hiermit eine Wirksamkeit bemerkt worden, welche zu mächtigen Ausbrüchen des Zornes und der wilden Streitsucht aufreizte; andern wird die Macht zugeschrieben, auf furchtbare Weise die niedrigsten Regionen der thierischen Begierden zu bewegen und zur Raserei zu bringen. Die Wirkung solcher berauschender Mittel der niedrigsten Art lähmet zugleich das Bewußtseyn und nimmt der Seele die Kraft der Erinnerung. Es hat nicht an Aerzten gefehlt, welche das elende Loos der Blödsinnigen, die von der Zeugung an nur die Gestalt, nicht die innere, geistige Lebenskraft der Menschennatur empfangen, der Schuld der Eltern beigemessen, die sich dem Genusse berauschender Getränke von ähnlicher Wirkung hingegeben. In einigen kälteren Ländern von Asien zeiget der Fliegenschwamm, dessen der lüsterne Mensch als eines berauschenden Giftes sich bedienet, eine Wirkung anderer Art, welche die Kraft des freien Willens bei dem Bewegen der äußeren Glieder so sehr bindet, daß der Mensch, zu unwillkürlichen, unbändigen Bewegungen aufgeregt, den Abgrund, in welchen er hineintanzet, vor sich siehet, und die nahe Gefahr erkennet, ohne sich aus eigner Macht vom Hinabstürzen zurückhalten zu können.

Nicht selten erscheinet es in dergleichen Fällen, als räumte der Mensch durch einen solchen verbotenen Genuß noch einer anderen psychischen Macht die willkürlich bewegende Gewalt über den Leib ein, als der eigenen Seele, und als sey jene es, welche ihn, gleich jenen Rauschtänzern in Sibirien, in den Abgrund des verderblichen Wirkens hinabstürze.

Dem Genuß der Früchte des Anacardium wird ein besonders stärkender, die innere Thätigkeit erhöhender Einfluß auf das Gedächtniß zugeschrieben, während das Kauen von Spilanthus Acmella, einer indischen Pflanze der 19ten Classe, wohlthätig aufregend und belebend auf die Sprachorgane wirken soll, so daß man dieses sonderbare Mittel sogar in den indischen Schulen anwendet.

Dieselben Elemente, welche in unsern Speisen und Getränken das stille Geschäft der Ernährung, oder welche jenes der Berauschung wie der Beruhigung der Sinnen wirken, gehen auch in der Form der Dämpfe die gewöhnliche Verbindung mit dem lebenden Leibe ein, und wirken auch in dieser Weise dasselbe, was sie in der schon beschriebenen vermochten. Von der angenehm und unschädlich berauschenden Kraft des Salpetergases ist schon oben (bei §. 12) die Rede gewesen. Die Völker, nicht bloß der westlichen Halbkugel, welche hiezu wohl die beständige Plage der Insectenschwärme und der schwere Nebel des wasserreichen Waldlandes getrieben haben konnte, sondern auch jene der östlichen, haben seit alter Zeit das unliebliche Einerlei des trägen Lebens, in welches sie durch eigene Schuld und Wahl gerathen, durch das Einathmen eines künstlich erregten, narkotischen Rauches zu verhüllen gesucht. Gewiß ist es, daß den Bewohnern des östlichsten Asiens diese Sitte nicht erst, etwa durch Vermittlung der Europäer, aus America gekommen, sondern jene hegten dieselbe ursprünglich. Auch solche künstliche Räucherungen wecken dann zum Theil die selber schaffende, zum Theil die passiv aufnehmende Phan-[illegible]sie; auch sie wirken vielfältig aufregend oder beruhigend auf [illegible]Bewegungen des Begehrungsvermögens ein. Aus den [illegible] sogenannten Hexenprocesse, wie aus andern Erfah-[illegible]n eine sich in Benvenuto Cellini's Leben verzeich-[illegible] es bekannt, daß narkotische Dämpfe einen vor-

übergehenden Wahnsinn der erkennenden wie der begehrenden Natur des Menschen zu erzeugen vermögen. Dem Auge wird auf dem Hintergrund dieser Rauchwolken eine ganze Welt der phantastischen Erscheinungen sichtbar, „ein vorhin den Sinnen unbemerkbares Reich der Geister scheinet, auf ähnliche Weise wie die abgeschiedenen Schatten der Homerischen Unterwelt durch den Genuß des Blutes; so durch jene geflügelten Gifte, ein Medium der Annäherung an den lebenden Menschen, ein Medium der sichtbaren Gestaltung gefunden zu haben." Hierbei regen auch, neben dem Wahnsinne der erkennenden Sinnen, jene betäubenden Räucherungen das wilde, thierische Begehren auf. Von den Dämpfen des Schierlings ist es bekannt, daß sie die Reizbarkeit zum Zorn sehr erhöhen, und die Aeußerungen dieser zerstörenden Leidenschaft schärfen.

Seit alter Zeit wird aber, nicht allein jenen Elementen der äußern Natur, welche eine augenfällige Verbindung mit unserm Leibe eingehen, sondern selbst solchen Körpern, welche nur durch ihren Glanz aufs Auge, durch ihre Berührung auf die äußere Fläche der Haut einwirken, in den Schriften, so wie in den Sagen der Völker, eine — magische — Wirkung, selbst auf die Kräfte des innern Menschen beigelegt. Es sollte der Anblick oder die Berührung einiger Edelsteine den Muth stärken, andere sollten die Kraft haben, das nüchterne Selbstbewußtseyn und die Selbstbeherrschung der Seele aufrecht zu halten, während man von noch andern erzählte, daß in ihnen die Kraft sey, prophetische Träume zu erzeugen. Eine Wirkung, der zuletzt erwähnten verwandt, traute man auch dem Glanz der Metalle zu, wenn das Auge einige Zeit an demselben verweilte. So war es schon zu den Zeiten des Patriarchen Joseph das Hineinblicken in einen Becher, was das innere Gesicht, die Gabe des Weissagens, aufweckte; es fühlte sich der bekannte Jakob Böhme durch den Anblick einer glänzenden, metallenen Fläche in einen Zustand des inneren Hellsehens versetzt, und der Aberglaube, selbst noch der neuesten Zeiten, hat sich häufig bei seinem Spiele eines aus mehreren Metallen gegossenen, sogenannten Erdspiegels bedient, in der Meinung: daß ein Hineinschauen in diesen der Seele das Vermögen gäbe, das Künftige zu

errathen, das Verborgene anzuschauen. Gewiß ist, dieß lehren uns die oben bei der Lehre vom Magnetismus und anderwärts erwähnten Thatsachen, daß die Metalle von einem eigenthümlichen, sehr beachtenswerthen Einfluß auf die Nerven eines von ihnen berührten, oder ihnen nur genäherten Menschenleibes sind, und daß besonders einige von ihnen (die edleren) zu einer Wechselwirkung mit dem Körper befähigt scheinen, welche jener der Lebensluft beim Athmen verwandt ist.

Die Geschichte des magnetischen Hellsehens, und einiger mit diesem verwandten Zustände einer krankhaften Art, eröffnet uns überhaupt in neuester Zeit einige tiefe Blicke in das Geheimniß des beständigen, lebendigen Verkehrs unsers eigenen Wesens, mit den Elementen der äußeren, irdischen Natur. Wenn die Seele den Leib noch selber kräftig bewegt und beherrscht, dann vermögen die bewegenden Kräfte der äußeren Natur kaum merklich auf diesen zu wirken; wenn jedoch die Seele den Zügel fallen läßt, womit sie sonst diese Rosse ihres leiblichen Wesens gelenkt, vielleicht weil sie, wie dieß bei der Seherin von Prevorst erschienen, ihre ganze bewegende Kraft in die Tiefe einer andern, geistigen Region zurückgezogen, dann wirken an ihrer Statt die gestaltenden und bewegenden Kräfte der äußeren Natur auf den verlassenen, noch lebensempfänglichen Leib ein: die Kräfte, welche den Stein gebildet oder der Pflanze und dem Thiere ihr Wachsthum gegeben.

In solchem krankhaft leidenden, dem Einfluß der äußeren Elemente ohne eine Möglichkeit des Widerstandes dahin gegebenen Zustande befand sich schon jener Gascogner, von welchem Fabricius Hildanus berichtet, daß er nach einer langwierigen Krankheit einen solchen Widerwillen gegen Brod bekommen habe, daß selbst der Geruch des Brodes ihm eine Ohnmacht zuzog. Auf einen Andern wirkte nach H. ab Heer's Beobachtung schon der bloße Geruch von Fleischbrühe gleich einer innerlich genommenen, starken Purganz, und Boyle erzählt von einem Menschen, dem der Honig wie ein Gift feindselig und zuwider gewesen. Von einer ganz besondern und betrübenden Art war jene Antipathie, deren Libavius erwähnt. Ein Mann, welchem ein Sohn geboren worden, fühlte sich von der Nähe schon des neugebornen Kindes so seltsam ange-

regt, daß er in eine tiefe, gefahrdrohende Ohnmacht fiel. Dieser Zufall wiederholte sich, so oft der Mann es versuchte dem Söhnlein sich zu nähern. Man war dann genöthigt das Kind außer dem elterlichen Hause fern von seinem Vater zu erziehen. Als es nun herangewachsen war, versuchten es die Freunde den unwillkürlichen Abscheu des Alten zu bezwingen. Sie brachten den jungen Menschen, der seinem Vater ganz unbekannt geworden war, unter andern in ein Zimmer hinein, in welchem eben der Vater sich verweilte. Augenblicklich fühlte sich dieser von der ihm noch aus alter Erinnerung bekannten, fast tödtlichen Angst ergriffen, schrie laut: es müsse sein Sohn in der Nähe seyn, und fiel wieder in tiefer Ohnmacht zum Boden.

Diesem gegenüber stehen jene Fälle von Sympathien zwischen zwei Menschen, welche am gemeinsamen Orte sich aufhalten, dergleichen einen Amatus Lusitanus erzählt. Es war das leibliche Mitgefühl und Mitleiden zwischen zwei Ordensgeistlichen, die sich äußerlich sehr ähnlich sahen, so groß, daß, wenn der eine von ihnen sein gewöhnliches Leiden des Seitenstechens bekam, sogleich auch der andere hievon ergriffen ward, und wenn die Krankheit bei diesem aufhörte, verließ sie alsbald auch jenen.

Fälle von außerordentlicher Einwirkung eines und des anderen, dem Leibe genäherten Naturgegenstandes auf alle Kräfte der leiblichen Natur des Menschen, erzählen die Aerzte so viele, daß hiervon die schon im §. 4 betrachtete Lehre Bestätigung erhält, die Lehre: daß es nicht die wägbare Masse der Dinge allein, sondern ein geistartig diese ergänzendes mächtigeres Element sey, was aus der Körperwelt hervor auf alle Beseelten wirket. So bekam der berühmte Erasmus fieberhafte Anfälle schon durch die Nähe von Fischen, gegen welche Thierclasse er eine unüberwindliche Abneigung hatte. Dem großen Scaliger, welcher vor keinem Scioppius gezittert, erregte die Brunnenkresse (Sisymbrium Nasturtium) ein heftiges Zittern der Glieder; dem Simon Pauli, dessen Herz sonst so ruhig schlug, konnte schon die Nähe der frischen Aepfel ein starkes Herzklopfen erregen, und dieselbe Wirkung brachte in einem von Senac erwähnten Falle der Genuß der Linsen oder bei dem berühmten

Malpighi alle Arten der Hülsenfrüchte hervor. Die Nähe von weißen Rosen hatte nach Lemery's Beobachtung ein zwölf Stunden anhaltendes Erbrechen und Purgiren erregt, wobei das Gefühl entstund, als ob sich etwas Flüssiges vom Gehirn aus nach dem Körper herunter zöge. In einem andern Falle hat ein wenig Opium, das man ins Ohr und in einen hohlen Zahn gelegt hatte, den Tod verursacht. Der Genuß von etlichen Eßlöffeln frischen Menschenblutes, das man einem Jüngling im Wein beigebracht hatte, verursachte, wie dieß Zakutus Lusitanus berichtet, schon nach drei Tagen einen unheilbaren Wahnsinn. Ein junger Mensch, dessen natürlicher Abscheu gegen den Wermuth so mächtig war, daß er selbst nach einer Gabe, welche kaum die Größe eines Stecknadelköpfleins hatte, ein heftiges Erbrechen bekam, erlitt dieselben Zufälle, als man ihm ein wenig Salz, das aus der Asche des Absynthium bereitet war, beibrachte. Peter Boyle wurde bei dem Geräusch, welches das aus einem Hahn hervordringende Wasser machte, ohnmächtig; La Mothe le Vayer, welchen der stärkste Donner ungerührt ließ, konnte die harmonischen Töne auch der leisesten musikalischen Instrumente nicht vertragen, und von andern beschwerlichen Zufällen, wodurch sich eine seltsame Wirkung der Musik auf die aussondernden Organe verrieth, erzählt Scaliger, so wie die Medicina septentrionalis collatitia (p. 110). Baco verfiel bei Mondfinsternissen in Ohnmacht, und eine ähnliche Ohnmacht oder Schlagflüsse erregende Wirkung ist bei den Sonnenfinsternissen nicht selten bemerkt worden. Hobbes gerieth in einen dem Wahnsinn ähnlichen Zustand, so oft er bei Nacht auch nur auf einige Augenblicke ohne Licht blieb, und wurde alsbald wieder vernünftig, wenn man von neuem Licht ins Zimmer brachte.

Nicht selten war eine solche übertriebene Beweglichkeit gegen äußere Einflüsse von der schwangeren Mutter auf den noch Ungebornen übertragen worden. So bei Jakob II, welchen der Anblick eines bloßen Degens; so bei dem Herzog von Epernon, den das Sehen eines jungen Häsleins ohnmächtig machen konnte.

Diesen Fällen von erhöhter Reizbarkeit gegenüber stehen dann solche wie der von Lemery in den Mémoires de l'Académie

1699 beschriebene, in welchem ein Mann, der sich mit Alchymie beschäftigt hatte, sublimirten wie versüßten Mercur, wie Brod, zu vier Unzen vertrug, ohne hiervon eine weitere Folge als gelindes Purgiren zu erleiden. Eudemus aus Cos genoß nach Theophrast ohne Nachtheil Nieswurz; eine Frau aus Athen den Schierling; ein Blödsinniger nach Borellus Scorpionen.

Doch übergehen wir hier solche Beispiele von völliger Unempfindlichkeit des Menschenleibes gegen sonst schädliche Einflüsse und erwähnen vielmehr noch einige Fälle von der psychisch lehrreicheren entgegengesetzten Art.

Die merkwürdigsten hieher gehörigen Thatsachen geben uns die Versuche mit der Berührung der mannichfaltigsten Körper, durch die Seherin von Prevorst, deren Geschichte Justinus Kerner, ohne Furcht vor dem unverständigen Urtheile der sogenannten Verständigen, mit ernster Gewissenhaftigkeit erzählt. Diese Versuche waren von der Kranken selber veranlaßt, welche durch sie das tiefgefühlte Bedürfniß des Leibes, nach einem bewegenden und belebenden Einfluß, zu befriedigen oder zu täuschen schien; nach einem Einflusse, welchen die in einer tieferen, geistigeren Region (der neuen Verleiblichung nach §. 49) gebundene Seele ihrem Körper nur unvollkommen zu gewähren vermochte. Die Krämpfe, so wie das Erstarren, welches die Berührung der verschiedenen äußeren Körper bewirkte, erschienen jener heftig Leidenden in ihren Folgen öfters so wohlthätig, daß sie selber nicht selten auf die Wiederholung der Versuche drang und diese veranlaßte. Wir heben hier als Beispiel nur einige aus:

Der hellglänzendste unter allen Steinen, welchem auf mehrfache Weise das Princip des Leuchtens innen wohnet: der Demant, wirkte auf merkwürdige Art auf die Augen der Seherin ein. Als man ihr ein fast unwägbar kleines, ungefaßtes Steinchen in die Hand gab, wurden ihre Augen unwillkürlich und ungewöhnlich weit geöffnet, und es starrten die Augapfel unbeweglich, wobei zugleich eine Steifigkeit der linken Hand und des rechten Fußes eingetreten. Als diese Wirkung durch das Berühren des Schwerspathes gehoben worden, zeigte sich ein unwillkürliches Rollen der Augen. — Rubin wirkte zuerst Schmerz im Arme, dann ein unruhiges, unwillkürliches Bewe-

gen, zuletzt ein Gefühl von Kälte und Schwere an der Zunge, welche nur lallend zu sprechen vermochte. Diesem ganz entgegengesetzt wirkte der kohlensaure Baryt oder Witherit, dessen unmittelbare Berührung eben so wie das Wasser, in welchem ein solcher Stein kurze Zeit gelegen, eine Aufregung des Zwerchfelles zu unwillkürlichem, krampfhaften Lachen und ein beständiges willenloses Bewegen der Zunge erregte. Bergkrystall, auf die Herzgrube gelegt, wirkte ein gänzliches Erstarren des Körpers, vom Nacken bis zu den Zehen. Bei diesem Zustand, in welchem die Kranke gleichsam wie versteinert da lag, war ihr jedoch wohl. Die Berührung des Augits gab der Leidenden ein Gefühl, als würde ihr alle Kraft aus dem Arme gezogen, es erfolgte eine tiefe Ohnmacht, aus welcher sie jedoch, mittelst der Annäherung des Witherits, sehr heiter erwachte. Schwerspath gab durch alle Glieder ein ganz ungewöhnliches Gefühl von Leichtigkeit; im Doppelspath, so schien es ihr, sey ein eigenthümliches inneres Wachsen, welches sie heller mache; Urkalk durchdrang alle Glieder mit unangenehmem Reiz zu einem beständigen Bewegen. Bei dem Angreifen von gelbem Flußspath fühlte sie im Munde einen säuerlichen Geschmack; dieser Stein versetzte sie in magnetischen Schlaf, dessen sie sich bisweilen nur dadurch noch auf einige Zeit erwehren konnte, daß sie unverwandt nach Glas (nach den Fensterscheiben) hinblickte. Lava erschien ohne alle Wirkung, dagegen erregte die Berührung von Kochsalz, welches sie doch ohne allen Nachtheil an den Speisen genoß, Brennen im Halse und Krampf an Hals und Armen; Gold erregte keine Krämpfe (wie dieß bei ihr die meisten andern Metalle thaten), wohl aber ein ungemeines Dehnen der Glieder, dann bei völligem Wohlbefinden, Steifigkeit der Muskeln; einem Magneteisenstein mit Flußspath schrieb sie einen erheiternden (lustigmachenden) Einfluß zu.

Unter den Pflanzen hatte der schon von den Alten dem Apoll geweihte Lorbeer durch seine Berührung vor anderen den merkwürdigen Einfluß auf jene Kranke, daß er sie in den schlafwachen Zustand versetzte, und auf eine verwandte Weise wirkte auch die Vogelbeere. Das Anrühren einer unreifen Wallnuß versetzte sie unter Anderm in eine Seelenstim-

mung des Wohlbehagens, in welcher sie sich gegen alle Menschen von Wohlwollen erfüllt fühlte.

Bei dieser Classe von organischen Körpern, deren Einwirkung auf den Leib, deren heilsame oder giftige Kräfte wir aus den Beobachtungen der alten wie der neuen Zeit genauer kennen, erschien es nun ganz besonders bemerkenswerth, daß sich die an ihnen bekannte Wirkung insgemein bei der Kranken viel stärker zeigte, wenn sie dieselben nur mit der Hand berührte, als wenn sie dieselben (als Speise oder Arznei) unmittelbar in den Leib brachte. Das Halten von zwei Spargelstengeln in der Hand wirkte schon nach einigen Minuten sehr auffallend auf die Absönderung des Urins; Spinat, dessen eigentlicher Genuß ihr nur die Vermuthung gab, daß in ihm eine betäubende Kraft sey, wirkte, wenn sie zwei frische Blätter desselben in die Hand nahm, eine ganz deutliche, wahrnehmbare Betäubung im Vordertheile des Hauptes (im großen Gehirn). Das Angreifen der Blüthe und des Krautes von blau blühenden Kartoffeln erregte nicht bloß Betäubung und Neigung zum Schlaf, sondern auch jenes Sodbrennen und Gefühl von Schwäche (Schlaffheit) im Magen, welches öfters auf das Essen der noch nicht vollkommen gezeitigten Kartoffeln erfolgt. Die Berührung von Hopfenblättern betäubte sie, die von Wollblumenkraut (Verbascum Thapsus) reizte zum Husten; der Duft der Ringelblume (Calendula officinalis) war ihr ein wohlthätiges Heilmittel gegen Kopfweh, der Dampf des Aufgusses gab die durch Krämpfe verlorne Sprache wieder; die Berührung von grüner, geschabter Rinde des Hollunders (Sambucus nigra) mit der Hand trieb ihr Schweiß ohne Erhitzung aus; die weiße Taubnessel, vormals gegen Milzkrankheiten gebraucht, regte Schmerzen in der Milzgegend auf; eine weiße Lilie kühlte angenehm und rief in der Seele Bilder und Gefühle des Traumes hervor.

Diese außerordentliche Wirkung der bloßen Berührung der Handfläche, zeigte sich am auffallendsten bei den Giftkräutern. Ein Gran der Belladonnawurzel in die Hand gelegt, wirkte Schwindel, Erweiterung der Pupille und Würgen im Hals, wie dieß bei einem Gesunden kaum der Genuß der doppelten

Gabe vermocht hätte; ein Blatt von Bilsenkraut machte Betäubung und Gefühl von Lähmung; Mohnkapseln Schlaf.

So zeigte sich in diesem allerdings krankhaften und außergewöhnlichen Falle, welcher hohen Empfindlichkeit und Beweglichkeit der lebende Menschenleib durch den sonst unbeachteten Einfluß der planetarischen Stoffe fähig sey, wenn der Finger, der sonst die Töne dieses vielbesaiteten Instrumentes weckt, wenn die Seele, ihre gewöhnliche Einwirkung aufgegeben, und eine tiefe, nächtliche Stille auch das leiseste Wehen über diese Saiten hörbar machet. Der Leib des Menschen, eine Welt im Kleinen, empfindet alsdann, und durch ihn die Seele, in lebendiger Theilnahme alle Bewegungen, welche, aus unsichtbarem Mittelpunkt, durch das sichtbare Element gehen: eine Theilnahme, auch an sonst nie gekannten Schmerzen, wie an nie gekannter Lust.

Der lebende Leib wird, im gewöhnlichen, gesunden Verlauf des Lebens, von der selbstthätigen Kraft der Seele so mächtig durchwirkt und belebt, daß jene schwächeren Einflüsse von außen hierdurch unmerklich gemacht werden, wie der schwache Mitklang der Saiten mit andren Tönen durch das eigne, mächtige Anschlagen der Accorde. Diese, alles Andre übertäubende Macht des eignen Lebens, verstärken wir noch mit Willen, durch den Genuß der vielfältig die Nerven aufreizenden Speisen und Getränke. Es pflegten daher die Alten jene Kranken, in denen sie das Gefühl, die Empfindlichkeit für die verborgneren, zugleich aber heilsamen Einflüsse der äußren, von einem allgemeinen Leben bewegten Elemente wieder wecken wollten, vorhin in einen ungewöhnlichen, nüchternen Zustand zu versetzen, und dann ihre Kranken den öfter erprobten Berührungen auszustellen.

Jene Heilart der neuesten Zeit, welche man die homöopathische benannt, wirket auf zweifache Weise: durch das Entfernen aller übertäubenden, aufregenden Genüsse und durch das länger fortgesetzte Anwenden von Mitteln, deren feine Zertheilung an jene oben (bei §. 4) erwähnten Versuche des Robert Brown erinnert, der den Stäubchen der Körper durch unmeßbares, künstliches Verkleinern eine merkwürdig selbstständige, thierisch scheinende Bewegung gab. Es scheinen

alsdann die Stoffe, vermischt mit dem Wasser, mehr auf jene elektrische (§. 18) Weise und eben so wie bei der Seherin durch die bloße Berührung der äußern Haut einzuwirken, als nach der Art der gewöhnlichen Assimilation durch den Darmcanal. Die Stäublein, so lange sie noch in größerer Masse vereint waren, gehorchten bloß dem Zug der Cohäsion; die feine Zertheilung gab ihnen die Beweglichkeit gegen den elektrischen Einfluß, welche das Auge durch das Mikroskop an ihnen bemerkt.

Fast könnten Betrachtungen dieser Art uns traurig machen und selbst den muthigsten Sinn mit einem vergeblichen Schrecken erfüllen. Ist unser Leib ein so zartes, hochempfindliches Instrument, daß, ohne unser Wissen und Bemerken, jeder leise Luftzug es zu Schwingungen aufregt, welche in der Seele bald freudige, bald traurige Anklänge wecken; die Kräfte des Erkennens und Begehrens jetzt erhöhen, dann sie herabstimmen und lähmen, was nützet dann der Seele das gepriesene Recht der Erstgeburt und Oberherrschaft über die Bewegungen der Leiblichkeit? Ist es doch nicht mein Wille, der da zumeist und allein waltet, sondern gegen allen Ernst der innren Wachsamkeit empört sich beständig und mit siegreicher Gewalt eine äußere Natur, deren bewegenden Kräften mein Leib eben so wohl angehört, als mir selber. Wie der Mensch dem leichten Geflügel der Luft nicht wehren kann, in einer Höhe, welche sein Geschoß nicht erreicht, über das Dach der Wohnung und über sein Haupt zu fliegen; nicht wehren kann, mit Blitzesschnelle und unversehens in seine Halle und wieder hinaus zu fliegen; so vermag auch der ernsteste Wille nichts gegen jene geflügelt schnellen Einflüsse des äußren Elementes, er muß es dulden, auch wenn jene gleich den Harpyien zu ihm hereindringen, und (jetzt als betäubender, dann als widerlich aufregender Einfluß) das Mahl, das der ernste Wille und ein fleißiges Bemühen bereitet, verschlingen oder ekelhaft verunreinigen.

Es erscheint uns indeß, genauer betrachtet, das Verhältniß des Wirkens der Seele, zu dem Wirken des äußren Elementes auf den gemeinsam für beide empfänglichen Leib,

als ein ganz andres. Selbst der Vogel in unsrem Käfig wird nur um so mächtiger zum eignen lauten Gesange geweckt, wenn neben ihm Töne aller Art, wohlklingende wie Mißtöne laut werden, und sein Gesang ertönet alsbald durchdringender und schmetternder, wenn der äußre Lärm sich verstärkt. Dienet dann schon einem schwachen Canarienvogel der Zimmer, selbst das mißtönigste Schreien der Umstehenden, nur zur Bekräftigung des innren Wohllautes, wie vielmehr wird das vielfach sich durchkreuzende und durchdringende Bewegen des Lebens, das durch die ganze Natur gehet, wie und wo es im gesunden Verlauf den Leib und mittelst desselben die Seele berührt, der Ordnung der innren Entwicklung sich fügen und dem Gedeihen der geistigen Natur des Menschen förderlich seyn müssen. Jene Bewegungen, wie die elektrischen, welche die Luft als Wind in Bewegung setzen, sind dem lebendig athmenden Organ, auch wenn sie sich zum Sturme verstärken, nur eine erfrischende Wohlthat.

Speisen und Getränken und allen Elementen, welche der Mensch in den Kreis seines leiblichen Lebens hineinziehet, kommen allerdings eigenthümliche Kräfte zu, es ist diesen allen aber durch die herrschende Kraft der Seele gesetzt: was und wie weit sie wirken sollen. Jene Knaben, Gefangene im fremden Königshause, damit sie von dem Gebot, den Vätern gegeben, nicht abweichen müßten, baten den Kämmerer, daß er statt der kräftig nährenden, lieblichen Speisen, und dem süßen Wein der Königstafel, ihnen Gemüse gäbe und Wasser. Der Kämmerer, den Zorn des Herrschers fürchtend, wenn die Angesichte der Knaben etwa „jämmerlicher würden" durch eine solche Kost, als die Angesichte der andren Knaben ihres Alters, gewährte die Bitte nur auf wenige Tage. Aber siehe, als die Tage um waren, erschienen jene schöner und besser bei Leibe, denn alle Knaben, welche von des Königs Speise aßen. Da that Melzar ihre verordnete Speise und Trank weg und gab ihnen Zugemüse. — So ist der Quell aller Fülle und alles rechten Gedeihens, des innren wie des äußren Menschen, nicht in jenem Reiche und jenen Gütern der Sichtbarkeit, in denen ihn der irrig strebende Sinn suchet, sondern er lieget in einer Tiefe des Geistigen, welche keine äußre Noth

berührt, da kein Mangel ihn auf immer zu trüben oder zu vertrocknen vermag.

Erläuternde Bemerkungen. Vieles zur weitern Bestätigung des Inhaltes des vorstehenden §. Dienende wird sich im §. 57 finden. Ueber die gemeinsamen Mahlzeiten der Alten, namentlich der Spartaner, vergl. m. Plutarch (Lyc. 12; 18, 2; 19, 1, 2; Aristot. Pol. II, 8; VII, 9; Athen. XII, 12; Aelian. 14, 7). Die schwarze Suppe (μέλας ζωμὸς) ist das am öftersten erwähnte Gericht der Spartaner. An Thieren schon zeigt sich, nach Maximus Tyrius (diss. XIII, ed. Davis. p. 140), der Einfluß der Nahrung; denn die, welche von Pflanzen leben, sind furchtsam und leicht zu bändigen, die fleischfressenden sind tapferer und dabei frei.

Ueber die Meinung der Alten: daß die aus der Erde emporsteigenden Dämpfe die Kraft hätten, das Ahndungsvermögen, die Pythische Begeisterung zu erregen, vergl. m. Fontenelle, Histoire des Oracles, 1698.

Um hier zuerst im Allgemeinen von dem Einflusse der Nahrung auf die Natur des Menschen zu reden, so sind die Speisen derselben Art und in derselben Menge von sehr verschieden sättigender, das Bedürfniß beruhigender Kraft. In warmen, trocknen Jahren sind alle Feld- und Gartengewächse, so wie das Fleisch der pflanzenfressenden Thiere von viel consistenterer, nahrhafterer Beschaffenheit, als in nassen Jahren, welche bei uns öfters zugleich Jahre der Theurung waren. Daher man öfters von Menschen, welche die theure Zeit von 1770 erlebten, erzählen hört, daß damals die dreifache Menge des Brodes kaum hingereicht habe, um den Hunger so wie zu andren Zeiten zu stillen. Die mäßig trocknen und etwas erhöht gelegnen Gegenden der wärmeren Länder zeichnen sich durch besondere Kraft der Nahrungsmittel aus; so namentlich das Innere von Persien, dessen Bewohner schon öfters durch ihre außerordentliche Mäßigkeit das Staunen der Europäer erregten, und das Hochland von Spanien, z. B. die beiden Castilien, wo ein Ei nebst etlichen Zwiebeln das Mittagsmahl der meisten Bewohner bildet. So fristet auch der Inder das Leben mit wenigen Löffeln voll Reis. Dagegen gibt es schon ganz in der Nachbarschaft jener Länderstriche andre, deren Nahrungsmittel durch den beständigen Regen und die Feuchtigkeit des Bodens von verhältnißmäßig sehr kraftloser Beschaffenheit sind, wie die feuchten Gegenden am caspischen Meer und wie einige Niederungen von Spanien: Arragonien und vornehmlich Asturien, wo selbst die aromatischen Pflanzen der vierzehnten Linnéischen Classe nicht gedeihen wollen. Diese Verschiedenheit der Nahrungsmittel wird ganz besonders bei einem Vergleich zwischen America und den meisten ähnlich gelegenen Ländern der alten Welt bemerkt. So erscheinen zwar die Früchte wie das Fleisch der Thiere am Meerbusen von Mexico dem Auge eben so saftig und fett wie bei uns, aber es fühlen sich die mäßigsten Europäer, welche in dieses Regenland kommen, zu unmäßigen Mahlzeiten gezwungen; die sonst so genügsam scheinenden Spanier wie die Franzosen mußten zwei bis drei Stunden nach der reichlichsten Mahlzeit, wobei Fleisch aller Art genossen wurde, Chocolade nehmen, weil sie sich wieder erschöpft fühlten, und in den Speisesälen der Klöster wird auf jeden Geistlichen eine Masse von Fleisch gerechnet, welche in Deutschland vier, in Süd-Frankreich oder Italien acht Portionen ausgeben würde. (M. v. Gage, nouvelle relation des Indes occidentales Tom. I, p. 120.) Auch aus den Consumtionslisten von der Stadt Mexico, wenn man dieselben mit dem viermal mehr bevölkerten Paris vergleicht, scheint

etwas Aehnliches hervorzugehen, denn es beträgt in Mexico die Zahl der geschlachteten Schafe fast vier Fünftheile und die der Schweine sogar mehr denn sieben Fünftheile der in Paris verbrauchten Zahl, und es werden auch zugleich in jener Stadt viel mehr gegohrne Getränke genossen, als in Paris (v. Humboldt's Neuspanien II, 16). Ein Americaner, so versichert Dobritzhofer, wird kaum zur Hälfte satt von einer Portion, welche einen Europäer ersticken würde. Ein Quaranier verzehrt in wenig Stunden ein ganzes Kalb. Bei all diesem Ueberladen des Bauches haben die Indianer immer Hunger, sie essen fort bis sie einschlafen und setzen noch vor Schlafengehen das Fleisch ans Feuer, um gleich beim Erwachen essen zu können. Auch die Europäer essen in Paraguay mehr als in ihrem Vaterlande. Es fehlt in jenen feuchtwarmen Ländern den Nahrungsmitteln sogar der gewöhnliche Geschmack, und der Gaumen der Bewohner scheint schon deßhalb häufig den Genuß des Fleisches der wilden Thiere, namentlich der Tiger, jenem des Genusses der Hausthiere vorzuziehen; der Abiponer besonders zeigt eine so unwiderstehliche Gier nach dem Fleisch und Fett des Tigers, daß ihn die Gefahr der unheilbaren Schmerzen, welche die Verwundung durch die Klauen des Tigers zur Folge hat, von der Jagd desselben nicht abhalten kann. Unter allen zähmbaren Thieren behält nur das Schwein ein Fleisch von gleicher Güte, ja diese Güte scheint sich sogar noch in jenen dumpfig warmen Ländern zu steigern. Bemerkenswerth ist hiebei das, was Wilson in seinen Betrachtungen über den Einfluß der Klimate auf Pflanzen und Thiere S. 108 von den Negern in Westindien anführt, welche, obgleich aus ganz entgegengesetzter Ursache, von einer Krankheit befallen werden, die in ihrer Wirkung auf die Kräfte des Leibes dem Scorbut gleicht, wenn man ihnen nicht neben der vorherrschenden Pflanzenkost zuweilen etwas Pöckelfleisch und gesalzene Fische reicht, wobei zugleich die Seeluft heilsame Wirkung zeigt. Ein fast unwiderstehliches Bedürfniß des Magens treibt in jenen Ländern die Menschen zum Genuß des Branntweins und starker Gewürze. Es genießen die Spanier auf Trinidad, dessen Temperatur selten unter 22° R. ist, ihr getrocknetes Fleisch mit vielem spanischen Pfeffer, und es trinken daselbst die Frauen wie die Männer so viel Rum, daß Leblond zwei bis drei Flaschen für eine Person als ein ziemlich gewöhnliches Maß gefunden. Es können die Europäer auch in den ungesunden, heißen Gegenden von Africa ungleich mehr Branntwein ertragen, als in ihrem Vaterlande. (M. vergl. Jobson Samml. all. Reiseb. III, S. 190.) Dagegen sagt Bruce, daß in Arabien und dem angränzenden heißen Africa die Liqueurs zwar die Verdauung stärken, dagegen den Kopf angreifen, und räth deßhalb vorzugsweise die Benützung des schwarzen Pfeffers. Dieser, so wie ähnliche Gewürze, werden dann in manchen heißen Ländern so häufig angewendet, daß man auf St. Lucie die dort allen andren vorgezogene Speise des Stockfisches und geräucherten Fleisches, in Paraguay den Käse, in Sierra Leone und Congo alle Speisen mit rothem, spanischen Pfeffer ganz überschüttet. Zugleich mit dem Pfeffer, oder statt desselben, wendet dann der Abyssinier die Ochsengalle, der Baniane die Asa foetida an, und in einigen Ländern, wie in den südwärts vom Senegal gelegnen, zeigt sich bei den Bewohnern ein unnatürlicher Hang nach faulen Fischen, aus denen man sogar im östlichen Asien einen Brei oder eine Sauce (Balachian genannt) bereitet, welche den Bewohnern von Pegu, Arrakan, Siam und selbst den Chinesen gleich unserem Senf als ein guter Beisatz zum Reis und andren Speisen erscheint. Auch das Bedürfniß nach Salz wächst in heißen Erdtheilen. Der Bewohner der kältesten Länder der Erde bedarf dagegen mehr der fetten Speisen, liebt das fast oder ganz rohe Fleisch und vermeidet in vielen Gegenden

den häufigen Genuß des Salzes, so wie die geistigen Getränke, als schädlich.

Als Beweis für den Einfluß der vorherrschenden Nahrung auf den Charakter der Völker führt man unter Andrem die Kühnheit und die zornmüthige Grausamkeit der vorzugsweise fleischessenden Javaner, so wie die natürliche Sanftmuth der meist von Pflanzenkost lebenden Inder und Südsee-Insulaner an. Der häufige Genuß des Fischrogens sollte nach Steller bei den Kamtschadalinnen den heftigen Trieb des Geschlechtes erregen, wiewohl in einem von ihm beobachteten Falle, welchen er als Beweis seiner Ansicht aufführt, mehr wohl die Veränderung des täglichen Umganges als der täglichen Kost verbessernd gewirkt hatte (m. vergl. Bernoulli's phys. Anthropol. II). Dem Genuß der rohen Kastanien und andrer mehlichten Speisen wurde von Cabanis der Stumpfsinn einiger Völker zugeschrieben, welcher den Lehren der Missionäre keinen Eingang gestatten wollte. Wenn jedoch dieser Stumpfsinn bei Veränderung der Kost sich verloren haben soll, darf man nicht vergessen, daß mit der Kost zugleich auch ganz andre Elemente der äußern Lebensweise verändert worden waren. Arbuthnot (bei Falconer in d. Bemerk. über den Einfluß des Himmelsstrichs u. s.) erwähnt auch aus eigner Erfahrung Fälle, wo sich (gleich wie in dem oben erwähnten bei Tissot) die cholerische Gemüthsanlage durch häufigeren Genuß der Pflanzenspeisen gemildert hatte. — Marmontel, als er einst sechs Wochen lang nur Milch und Milchspeisen genossen, bemerkte an sich während dieser Zeit eine ungewöhnliche Ruhe und zugleich Leichtigkeit aller geistigen Thätigkeiten. — Das Bier wird, in Menge genossen, schädlich, durch seine zu große Nahrhaftigkeit, und auch schon in geringerem Maß getrunken durch die öfters ihm beigefügten betäubenden Stoffe, oder durch die ungesunden Kräfte, welche ihm eine zweite Gährung in lang und wohlverschlossenen Gefäßen ertheilt. Einigen, mit narkotischen Stoffen versetzten Bierarten wird eine vorzüglich zum Zorn und Unmuth aufregende Kraft zugeschrieben. — Es geboten die Gesetzgeber mancher Völker der wärmeren Länder, weil sie nach dem übertriebenen Genusse des Weines eine ähnliche Wirkung beobachtet, auch diesen zu meiden, und in China, wo man die Rebe früher angebaut, hatte man sie später, auf obrigkeitlichen Befehl wieder ausgerottet. (M. vergl. Frank's System einer vollst. Polizei III.) Besonders macht der schwere rothe Wein zum Unmuth und Streit geneigt und reget die rohe Thierheit auf. Es sollte daher, nach einer alten Sage bei Livius, Aruns von Clusium den Weinstock nach Gallien gebracht haben, um das Volk zu Ausschweifungen zu verleiten.

Einige Aerzte und andre Beobachter haben ganz besonders der Ammenmilch eine eigenthümliche, psychisch ansteckende Gewalt über die Natur des Kindes zugeschrieben. Nach v. Helmont sollte eine geizige, diebische, zornmüthige Amme dieses Naturell auf alle die Kinder, welche sie gesäugt hatte, übertragen haben, und schon in alter Zeit wurde die Neigung des Tiberius zum Trunk als eine Wirkung der Milch betrachtet, die er von einer fast immer betrunkenen Amme genossen; die Grausamkeit des Caligula von der wilden Gemüthsart seiner Amme hergeleitet, welche die Brüste jederzeit mit Blut bestrichen, wenn sie dem Kind zu trinken gegeben. Welchen schädlichen, ja augenblicklich tödtenden Einfluß die Milch der Amme oder Mutter habe, wenn diese eben von heftiger, widerwärtiger Bewegung des Gemüths, wie Zorn, Aerger, Schrecken, ergriffen war, das lehren tausendfältige Erfahrungen der älteren und neueren Zeit. Es sterben daher so häufig die Kinder der zornmüthig oder sonst geistig zu reizbaren Ammen oder Mütter.

Opium mit Hanf u. s. vermischt, macht einen vorherrschend fröh-

lichen Rausch, mit Citronensaft oder andren Säuren versetzt, erregt es dagegen nach Halle (über Giftpflanzen) eine wilde Wuth und Hang zum Blutvergießen, so daß die Sklaven auf Java, durch jenes Mittel berauscht, Alles, was ihnen begegnet, ermorden. — Der Stechapfel erregt viehische Lust und Sinnlosigkeit; Bilsenkraut Phantasien und stürmische Bewegungen des Wahnsinns; die Belladonna ein ängstliches, zum Theil furchtbares Delirium. Die Wirkungen des berauschenden Fliegenschwamms, welcher in trocknem Zustande genossen wird, beschreibt Pallas. Das Pulver dieses Schwamms bei hartem Winterfrost in die Nase gezogen, schützt übrigens diese vor dem Erfrieren, indem es eine entzündliche Wärme erregt. — Der Recensent des Werkes von Malthus über die Bedingung und die Folgen der Volksvermehrung in der Salzburger medicin. chirur. Zeitung B. III, S. 251 (1808) erwähnt eines Thales, in welchem die Cretinen vorzüglich häufig sind, und deutet mit Recht darauf hin, daß die Schuld dieses anerzeugten Elendes unter Andrem auch in dem Hang und der Gewohnheit der Eltern zu suchen sey, an Sonn- und Festtagen sich mit einem sehr schnell berauschenden Obstmost zu betäuben u. s. f. Ueber die Wirkung der betäubenden Dämpfe vergl. m. die meisten Geschichten der Hexenprocesse und die Schriftsteller über diesen Gegenstand. Ein allgemein bekanntes Beispiel für jene Wirkung findet sich in Benvenuto Cellini's Leben von Goethe. — Das Tabakrauchen stellt als ursprünglich bei den ostasiatischen Völkern einheimisch Sprengel dar, in s. Gesch. d. Botanik. — Ueber das, was oben von der Wirkung des Hineinblickens in metallne Flächen gesagt worden, äußert Oetinger a. a. O. (bei dem Wort Gemüth S. 255) die sonderbar erscheinende Meinung: „Die Alten haben auch geglaubt, daß wirklich Bilder unsichtbar aus dem Menschen ausgehen, und sich in Alles zerstreuen, welches klar ist aus einem Lichtstrahl in Camera obscura. Wenn man nun die Ahndungskraft der Seele, davon Baco de Verulamio in der letzten Centuria seiner Sylvae schreibt, gebraucht, so versammeln sich diese Bilder entweder in ein Glas oder elektrischen Spiegel, daher konnte Joseph aus seinem Becher oder Glas weissagen." Die von Seite 795 angeführten Thatsachen finden sich in Justinus Kerner's Seherin von Prevorst, I Bd., erste Auflage.

Einfluß der mitlebenden, organischen Natur.

§. 53. Der Einfluß der umgebenden Thier- und Pflanzenwelt auf die Seele des Menschen, auf die Welt ihres innren, eigenthümlichen Bildens und ihrer Sprache ist ein näher vor Augen liegender als der bisher betrachtete Einfluß des Klima's und der in uns eingehenden oder von außen uns berührenden Elemente. Eine öftere Beobachtung hat gelehrt, daß der häufigere oder fast beständige Umgang der zarten Kinder mit Thieren, zu denen sie Neigung oder Zufall gesellet, nicht ohne bedeutende Einwirkung auf die äußren Gewohnheiten, ja auf die innre Richtung der Seele sey. Es ahmt in Kamtschatka's Hütten der Mensch bei seinen Tänzen zunächst die Bewegungen des heimathlichen Bären; der Neger, in einigen

Ländern von Africa, den unruhigen Affen nach, und es wird von beiden die Weise des vielbewunderten Thieres für die auch den Menschen am meisten zierende gehalten. Nicht selten hat sich der Mensch durch ein solches, seiner unwürdige Bewundern oder Anstaunen der thierischen Kraft zu einem wirklichen Vergöttern derselben hinreißen lassen, welches der unvollkommnen Creatur eine Ehre erwiesen, die nicht einmal dem sichtbaren Herrscher der Erde: dem Menschen, sondern nur dem unsichtbaren Anfang und Schöpfer derselben gebührt.

Hierbei ist indeß noch ein andrer Grund der Abirrung nicht ganz aus den Augen zu setzen. Die lebende, mehr noch als die anscheinend todte Natur unsrer Sichtbarkeit ist das Tönen und Bewegen einer Sprache, welche der Brust des Menschen nicht allein einwohnet, sondern welche in diesem nur erst zum Worte wird. Schon den lebenden Leib des Menschen, wenn zuweilen der eignen Kraft der Seele der lenkende Zügel mit oder ohne ihre Schuld aus der Hand entfallen, durchwirken nicht selten Lebenseinflüsse der freundlichen oder feindlichen Art (m. v. den vorherg. §.), welche wie aus einer unsichtbaren Welt des Geistigen hervorkommen. So hat auch das Alterthum nicht selten in den Gestalten und Bewegungen der lebenden Thiere die verhüllte Macht eines sich leiblich dem Menschen nahenden Gottes zu erblicken geglaubt, und zu dieser Kinderzeit der Völker schien die Thierwelt mit vernehmlichen Worten zu reden.

Wenn auch jene schon anderwärts berührte Ansicht, nach welcher die Menschensprache aus einem Nachbilden thierischer Stimmen ihre Namen, und so zuletzt sich selber gebildet haben sollte, vor einer tieferen Prüfung nicht bestehet; so wird doch überall erkannt, daß der Name, welchen der Mensch einst dem Thiere gegeben, ein so wesentliches Glied seiner Sprache wurde, als der bewegende Muskel am Leibe es ist. Das selbstständig bewegte Thier, in seinen mannichfaltigen Arten und Lebensweisen, brachte der Sprache jene Bilder und Worte, welche das Regen und Bewegen des allgemeinen Lebens in der Natur aussprechen sollten: und wenn auch der Gedanke, der das Wort schuf, auf einem viel andren, näheren Wege gefunden worden, als jener der Betrachtung des Thieres es war, so gab doch dieses

dem früher vorhandnen, geistigen Element den äußren sichtbaren Leib; wurde zur bedeutungsvollen Hieroglyphe der höheren, geistigeren Stamm- und Grundbedeutung.

Wie in einigen alten Sprachen an ein und dasselbe Wort die Benennung eines Thieres und zugleich die irgend eines andren planetarischen und siderischen Elementes oder Bewegens geknüpft werden konnte, z. B. im alt-Cophthischen an dasselbe Wort die Bedeutung des Löwen und jene des Wassers, an ein anderes zugleich die des Stiers und die der Morgenfrühe, das ist öfters schwerer zu ergründen als die vielfältig gedankenvolle Zusammengesellung jenes Doppelsinnes der Worte, welche zugleich irgend ein Thier oder thierisches Bewegen, und irgend ein Empfinden oder Begehren der Seele bezeichnen. Augenfällig ist es noch in den jetzigen Sprachen und ihrer fortgehenden Gestaltung, wie sich nicht bloß in die Gesänge des Volkes, sondern selbst in die Ausdrücke des Familien- und bürgerlichen Lebens das Abbild der Thierwelt einpräget, in welcher und zwischen welcher der Mensch wohnet. Die Gazelle des Gebirges mit lieblich glänzendem Auge und das Kamel der Wüste, der ruhig kräftige Löwe wie der edle Hirsch und der Eber unsrer Wälder, haben durch ihr Seyn und Wesen im Lied und Wort der Sprache ihren bald stilleren, minder merklichen, bald augenfälligeren Einfluß gegeben. Obgleich im Menschen ein selbstständig den Gesang erzeugendes Element ist, scheint dennoch die umgebende, mitsingende Welt zur Entwicklung jenes Elementes sehr günstig zu wirken. Sogar der Tact der Gesänge stehet (vielleicht noch aus andrem Grunde) mit dem Bewegen der vorherrschenden Thierwelt der Umgebung im gleichmäßigen Verhältniß.

Auffallend, jedoch noch von andrer Seite zu beachten, ist der Unterschied der geistigen Richtung und Gestaltung bei Völkern, welche, Viehzucht treibend, sich von Jugend an zum ruhigen Stier oder Lamm gesellt, und bei solchen, welche, vom Fleische der erbeuteten Thiere lebend, das Raubthier — den Hund — in ihren Umgang gezogen. Jedoch diese Verschiedenheit führt uns von selber in eine nachbarlich angränzende Region dieser Betrachtungen, welche der nächstfolgende §. zu seinem Inhalte wählt.

Erläuternde Bemerkungen. Zu diesem §. vergl. man Hug über den Mythos der ält. V. und zum Theil auch den Inhalt des spätern 58sten §. dieses Buches.

Einfluß der leiblichen Bewegung und der Lebensweise.

§. 54. Die Hauschronik der Geschichte der Wissenschaften nennet uns Gelehrte, welche anders nicht als beim körperlichen Bewegen ihrer eignen geistigen Thätigkeit froh geworden: welche gewöhnlich mit dem Fortbewegen der Füße zugleich auch die selberschaffende Seele von Gedanken zu Gedanken, von Bild zu Bild bewegt. Wir erwähnten schon bei andrer Gelegenheit jener Vögel, welche, wenn der tiefere Lebensstrom der Seele die Stimmorgane zum lieblich rührenden Gesange aufregt, zugleich die Glieder bewegen: und die Lerche unsrer Felder und Auen scheinet nur dann die Töne zu finden, welche das Vorbild einer innren Wonne der lebenden Seele ausdrücken, wenn sie zugleich die Flügel zum Aufschwung nach oben bewegt.

Was die alte Zeit von dem Einfluß der Entwicklung und Uebung der leiblichen Kräfte auf die Bekräftigung der inwohnenden Seele nicht etwa nur geahndet und vermuthet, sondern aus der Erfahrung erkannt, das lehren uns die Schriften ihrer Gesetzgeber und Weisen, das lehrt uns die Geschichte, namentlich Griechenlands, von seinem Aufblühen an, bis zu seinem Versinken unter die Last des eignen innern Verderbens und der fremden Macht. Die Weisheit des classischen Alterthums hat diesen Theil der Geschichte der Seele übereinstimmend mit der Lehre des Christenthums (nach §. 40) geahndet, wenn auch nicht in voller Klarheit erkannt.

Es erkennet selbst ein Apostel in den Uebungen und Wettkämpfen des Leibes ein treffendes Abbild der Uebung des Geistes und des Ringens nach einem ewigen Kleinod an. Der junge Adler, ehe er zum Fluge jenseits der Wolken, nach der Sonne sich stark fühlet, übet vorhin die Schwingen am Emporflattern von Klippe zu Klippe. So wird auch die Herrschaft des Geistes, über die gesammten Kräfte der Seele und des Leibes, durch die leichtere Uebung der Kraft der Seele am Leibe vorbereitet. Es ist der leichtere Anfang jener

Herrschaft, zuerst die Glieder des Leibes zum Gehorsam gegen einen Willen der Seele zu gewöhnen, welcher zunächst wenigstens etwas Andres erstrebt, als die Vergnügung des lüsternen Gaumens oder eines andren thierischen Begehrens. Denn wenn auch bei einer solchen Erziehung des einzelnen Menschen, wie des ganzen Geschlechts, der Kampfpreis des leiblichen Bemühens zuerst ein sinnliches Gut ist, so pflegt doch bald jene Hand, welche das Geschäft des Erziehens leitet, statt des sichtbaren Preises einen unsichtbaren und höheren aufzustecken. Das Kind, welches der Anblick und Duft der ihm vorgehaltenen Frucht zu den ersten Bewegungen der Glieder gelockt, kämpfet später um den Lorbeer, in welchen nicht die Lüsternheit des Leibes, sondern die höher strebende Seele den eigenthümlichen Werth gelegt, und die Seele, wenn sie ein unvergänglicheres Kleinod kennen lernte und lieben, als den Lorbeer, gebrauchet der erlernten Selbstherrschaft zu einem Bewältigen des Leibes, welches ein andres Ziel und andren Sinn hat, denn alles vorherige Ringen der Glieder.

Diese hohe Bedeutung der leiblichen Uebungen als vorbereitend die geistigen Uebungen des Gehorsams gegen das Gesetz, ist ohne Ausnahme von allen gebildeteren Völkern des Alterthumes anerkannt worden. Denn wenn bei den alten Persern der Knabe im sechsten Lebensjahre aus dem Hause und der Pflege der Mutter genommen und der Aufsicht des Staates zur eigentlichen Erziehung übergeben wurde, war das Augenmerk der Männer, welche das Geschäft der Jugendbildung leiteten, vor All'em dahin gerichtet, daß die Seele, schon der Kinder, die Herrschaft über die Glieder wie über die inwohnenden Begierden des Leibes sich erringen lerne. Neben den kriegerischen Uebungen der Arme und Füße, vor der Burg des Königes und auf der Jagd, lehrte man den Knaben Mäßigkeit im Genuß und bei Gelegenheit ein ruhiges Ertragen des Mangels; in allen Dingen aber ein bereitwilliges Unterwerfen des eignen Willens in den Willen eines verständig Herrschenden und zuletzt des Gesetzes, das über Allen ist.

Es wurden in Sparta schon die Kinder von fünf Jahren an einen strengen Gehorsam der zarten Glieder gegen die Zeichen der Meister gewöhnt, wenn sie in diesem Alter den kräftig

schönen Nationaltanz der spartanischen Krieger: die Pyrrhiche erlernten. Denn dieser Tanz, bei welchem alle dem Kampfe dienenden Muskeln des Leibes in mächtige Bewegung gesetzt wurden, erschien selbst neben den Gymnopädien, welche an dem hiernach benannten Jahresfest bei der Statue des Apollon auf dem Marktplatz unbekleidete Knaben tanzten, noch stürmisch, obgleich die Gymnopädien eine mimische Darstellung der fünf Arten des Kampfes der Schlachten gaben, deren Ernst nur durch die sanfte, die Bewegungen begleitende Musik gemildert und zum harmonischen Einklang verklärt war. Die Pyrrhiche, als kräftiges Uebungsmittel, wurde deßhalb auch noch von der erwachseneren Jugend im Gymnasium, jedesmal am Schlusse der Uebungen getanzt.

Es waren Töne der Flöte oder der Lyra, es waren Bewegungen in der spielenden Form des Tanzes, wodurch Sparta's Jugend zum Kampfe der Waffen gelockt und erzogen wurde; nur wie ein Tanz der Waffen erschien den gereiften Männern das Getümmel der Schlachten. Sparta kämpfte nie, um zu erobern, sondern nur um das Vaterland zu schützen. Und ein solcher freudiger Geist des Muthes wie Lykurg ihn zu wecken verstund, würde der Stadt ohne Mauern ein dauerhafterer Schirm und Schild gewesen seyn als cyklopische Bauwerke, wenn der Feind des Volkes nur ein äußerer, für die Faust ergreifbarer gewesen wäre.

In solchem fast ausschließenden Maße und mit solchem Ernste sind die Leibesübungen bei keinem andren Volke als Element der Jugendbildung im Gebrauch gewesen, als bei den Spartanern, daher auch die Einrichtung derselben zu bestimmtem Zweck und ihr Nutzen zur Erziehung des äußren wie des innren Menschen nirgend so deutlich erkannt werden kann, als hier.

Die Gymnastik, von welcher wir hier reden, wurde in beständigem Verein und in Wechselbeziehung mit der Tonkunst geübt, denn sie selber war zur Kunst geworden, wie ein Lied, das ein begeisterter Sänger zu den Tönen der Lyra singt. Als Kunst, nicht als Ausklügelung der Aerzte oder Pädonomen, war die Gymnastik, so lehrten die Alten, wie alles Herrliche, das der Mensch kennt, von göttlichem Ursprung; eine Begeisterung, deren Antrieb von oben kommt, hatte dieselbe erfunden. Darum

wurde, nach Herodots Bericht, der Geber der Kampfspiele: Perseus, zu Chemmis in Oberägypten, wo ihm ein Tempel erbaut war, göttlich verehrt. Ihnen sey, so erzählten die Priester von Chemmis, mehrmalen der Götterheld erschienen, ihnen allein sey, unter allen Aegyptiern, die Kunst der Leibesübungen vertraut worden. Auch die heilige Sage der Griechen nannte Perseus als den Erfinder dieser Kunst; ihm allein wurden die alten kretisch-dorischen Grundzüge zugeschrieben, auf welchen sich die vollendetere Gymnastik der Griechen erbaut hatte.

In seinem Innren war das Gebäu dieser Kunst, als Pentathlon oder Fünfkampf, von fünf Hauptsäulen getragen; diese waren: das Werfen mit der Wurfscheibe und der Lanze, zur Stählung der Brust und der Arme; der Faustkampf, zur Uebung vornehmlich des unteren Armes; das Wettlaufen, zur Stärkung der Füße und Schenkel; das Springen, zur Bekräftigung der Muskeln des Rückens und unteren Leibes; endlich kam hierzu, als allseitige Anregung und Bewegung aller Glieder des Leibes, das Ringen. Das Werfen, die Uebung des Laufes und das Ringen wurden als Hauptsache betrachtet, welchen die andren beiden Uebungen als Beihülfe zugeordnet waren. Knaben oder Jünglinge von gleicher Kraft und Stärke wetteiferten in diesen Kämpfen zusammen. — Als Spiele zur Erholung füllten die Mußestunden das Schwimmen und Ballschlagen, so wie der mimische Tanz und die Handhabung der Waffen aus.

Nach strenger Ordnung und mit einem allerdings einseitigen Eifer, als bestünde im Kampf und der Uebung des Leibes das ganze Werk des Lebens, wurde fast vierzehn Jahre lang, vom vollendeten siebenten Jahre an, Sparta's Jugend zur Kunst der Gymnastik angehalten. Doch war dieser, damit sie nicht zu einer Abrichtung der Thierheit herabsinke, sondern auf ihrer Höhe, als Kunst, sich erhielte, das Spiel der Flöte und der Saiten, so wie der Gesang beigesellt; die Jugend, welcher kaum Zeit gegönnt war, um nur das Lesen zu erlernen, hörte öfter die unsterblichen Gesänge der Dichter und Sparta's Gesetzbücher lesen. Vor Allem aber erhielt sich die Kunst der Bewegung des Menschenleibes dadurch in Gemeinschaft mit dem allverklärenden Geiste, daß sie selber, in all' ihrem Werk, mit der Verehrung

der Götter anhub und endete. Denn nicht bloß eine feurige Liebe des Vaterlandes, sondern Liebe zu den Göttern wohnte in Lykurgs Volke; und wie die Tapferkeit der Bewohner der mauerlosen Stadt, so diente Frömmigkeit der sonst wenig verwahrten Sinnlichkeit zur Schutzwehr, und Sparta hörte alsbald auf zu seyn, was es gewesen, als ihm die Flachheit der späteren Zeiten die Furcht der Götter geraubt hatte. Zu einer Feier von geistiger Bedeutung und zu einem Dienst der Götter erhöhten sich die gymnastischen Spiele schon durch die oben erwähnten Kampftänze zu Ehren der Artemis und Latona, nach der lieblich-ernsten Tonweise des Thaletas; es gaben überdieß nicht bloß die ernsten Jahresfeste der Todtenklage des Hyakinthos und die mit musikalischem Wettstreit begangenen Karneen, sondern die öfter wiederkehrenden Choraufzüge der Opfer, zu der mühsam erworbenen Spannung der äußeren Kräfte, die harmonische Stimmung der inneren.

Uns liegt es hier vor Allem an, den Einfluß einer so eingerichteten und vervollkommneten Uebung des Leibes auf die Gestaltung und Bildung der Seelenkräfte zu zeigen; denn ein Beispiel dieser Art und solcher Rückwirkung des scheinbar Aeußeren aufs Innere hat die Geschichte unsers Geschlechtes wohl kaum sonst aufzuweisen. Vor Allem hatte die Seele des gymnastisch gebildeten Spartaners, indem sie die Glieder ihres Leibes zu augenblicklichem und ungemessenem Gehorsam gewöhnte, selber gehorchen gelernt; denn es wird bei keinem Volk der Erde der unbedingte, treue Gehorsam gegen die Herrscher und Führer, gegen Gesetz und Sitte der Väter in höherem Maße gefunden, als bei den Lakedämoniern. Es war bei ihnen das kräftige Herrschen des Vollendeteren und Gereifteren über den noch Unvollendeten und Unreiferen; die Ehrfurcht der Jüngeren vor den Alten und das bereitwillige Befolgen eines jeden Winkes, den der Erfahrnere gab, nicht bloß eine anerzogene und erlernte Weise, sondern diese Kunst des unbedingten Gehorchens und mannhaften Herrschens wurde aus innerem Triebe geübt. Die Gymnastik der Spartaner hat diesem Volke, dieß bezeugte die Erfahrung, nicht bloß eine Herrschergewalt des Willens über die Bewegungen der Glieder, sondern nicht minder über die Bewegungen der Begierden und Leidenschaften gegeben, welche mit Recht neben

den bestehenden Einrichtungen des Staates bewundert wird. Es zeigte sich diese Selbstbeherrschung als heldenmüthige Selbstverläugnung bei dem wahrhaft Staunen erregenden bewegungslosen Ertragen leiblicher Schmerzen, welche wie ein Gegenstand der Uebung behandelt und bei verschiedenen Gelegenheiten der Jugend auferlegt wurden. Vor Allem aber hat, wie es scheint, die Bemächtigung der andern Glieder dem gymnastisch vollendeten Lakedämonier die Zähmung eines Gliedes erleichtert und in ungemeinem Maße möglich gemacht, welches, so klein es auch ist, dennoch am schwersten zu bändigen und zu beherrschen ist: der Zunge. Dieses Glied, welches der Apostel ein Feuer und ruheloses Uebel nennet, von welchem er aber zugleich rühmt, wie Großes es ausrichte, ist wohl nirgends in so allgemeiner Zucht gehalten worden, als in Sparta. Hier konnte man lernen, wie viel der Mensch mit wenig Worten zu sagen vermöge; lernen was es heiße über seine Rede Meister zu seyn. Unnützes Geschwätz ist da, so lange die alte Sitte blühete, wohl selten vernommen worden, sondern selbst beim fröhlichen, gemeinsamen Mahle bewunderte der mit eingeladene Fremde die bündige Rede der Bürger, deren Unterhaltung auch hier verständig und heiter, deren Wort geistig anregend und treffend war. In der That nicht bloß durch Stärke und Gewandtheit der Glieder und durch kriegerischen Muth, sondern vornehmlich als Machthaber seiner Zunge, erschien der Spartaner als ein vollkommener Mann. Die damalige „Kunst der Rede" war in Lakedämon verachtet, weil hier die „Macht der Rede" seit alter Zeit geübt wurde.

Wir wollten hier einer menschlich gebrechlichen Volksverfassung, welche zuletzt durch ihre eigene Einseitigkeit sich den Untergang bereitete, keine unbedingte Lobrede halten, sondern nur zeigen, daß der wohlmeinende Eifer, welcher nicht für das eigene, arme Selbst, sondern für das Wohl eines das Einzelne tragenden Ganzen sorgt, auch in seiner menschlichen Einseitigkeit nicht ohne Frucht blieb. Sparta wird ein ewig denkwürdiges Gränzmal bleiben zur Bezeichnung der Macht, welche ein tief in die Menschennatur geschriebenes Gesetz über den Menschen habe und zugleich auch in anderer Hinsicht zur Bezeichnung der Unmacht dieses natürlichen Gesetzes, ohne die ergänzende Mitwirkung eines geoffenbarten.

Obgleich in Athen bei der Bildung der Jugend eben so sehr auf Begründung der wissenschaftlichen Erkenntnisse, als der leiblichen Fertigkeiten gesehen wurde, ging dennoch in der Beachtung des Staates die Gymnastik der Grammatik voran. Denn jene war es, welche der künftige Bürger auf öffentliche Kosten erlernte; ihr hatte das Gemeinwesen die Gebäude der Gymnasien errichtet. Die Arten der leiblichen Uebungen waren dieselben wie in Sparta, nur daß zu den beiden, sogenannt leichteren Kampfarten des Ringens und Faustkampfes noch das beide vereinigende Pankration kam, das Sparta verboten hatte, weil es dem Lakedämonier schimpflich dünkte, daß der Besiegte, wie im Pankration geschah, durch Ausstrecken der Hand sich als besiegt bekenne. Zu den schweren Kämpfen wurde in Athen das Laufen, das Springen und das Werfen des Diskus gezählt; die Fertigkeit des Leibes zum Schwimmen, zur Jagd und zum Gebrauche der Waffen erwarb sich die kräftige Jugend außerhalb der Gymnasien.

So nennt auch Plato in seinem Buch der Gesetze zwei Hauptarten des Unterrichts, davon die eine die Bildung des Leibes, die andere die des Geistes angehe. Die erstere wird als Gymnastik, die andere mit dem vielbedeutenden Namen der Musik (m. v. d. §. 38) bezeichnet. Die Gymnastik umfasse die Vorbildungen für den Kampf, welche den Gliedern Stärke und Haltung verleihen soll, und die Uebungen des Tanzes im alten Sinne, welche dem Leibe Anstand, Gewandtheit und Schönheit gäben. Die letzteren dienen den Musen; die Gymnastik aber soll den Menschen mannhaft machen, und sie müsse von Kindheit an durchs ganze Leben hindurch betrieben werden. Die vollkommene Gymnastik gehet verschwistert bei der Bildung der Menschennatur mit der vollkommenen Musik Hand in Hand. Der Gipfel der Musik ist das Erkennen der Weisheit, ist die ächte Philosophie. Musik für sich allein macht zu weich, Gymnastik allein zu rauh, beide zusammen gewähren vollkommene Bildung: Gesundheit des Leibes und Bekräftigung des herrschenden, selbsterkennenden Geistes. Beide Mittel der Bildung hat Ein Gott den Menschen geschenkt; Anspannung nach der einen Richtung gewährt Abspannung nach der andern. Wer beide nach vollkommenem Maße mischet, der erscheint als der am meisten musikalische und harmonische Mensch.

So sprach es die Weisheit des Alterthums als ein Gesetz für die Menschennatur aus, daß bei der Uebung der Seele auch die gesunde Bildung des Leibes, als eines Tempels Gottes, nicht versäumt werde. Aber so alt hiermit auch dieses Gesetz erscheint, so war dennoch von gleichem Inhalt ein älteres und ältestes da.

Das älteste Gesetz, unter welches der Mensch seit dem Beginn seines jetzigen Zustandes gestellt worden, war jenes: zu arbeiten, im Schweiße seines Angesichtes das Brod zu erwerben und zu essen. Denn es empfängt und genießet sein Wesen die Ruhe und Kraft des Sabbathes erst nach der Arbeit der sechs Tage, wie die höhere empfindende Region des Hauptes, der Nerv des sehenden Auges und des hörenden Ohres, als höchste Blüthe des Gewächses, am Stamme der niederen Region der willkürlich bewegenden Nerven sich entfalten.

Das Erste, was die Uebung der Glieder durch angemessenes Bewegen in dem Gebiete der Leiblichkeit selber gewinnt, ist eine Bekräftigung des Athmens und des Geschäfts der Ernährung. Im Gebiete der Seele aber wird, wie wir oben gesehen, der Muth und die Schnellkraft der Bewältigung, nicht allein des eigenen Leibes, sondern der ganzen umgebenden Leiblichkeit begründet und erhöht. Darum schaffet der Mensch, mit solchen Gliedern, welche zum Fleiße gewöhnt worden, alsbald seine Heimath aus einer Wüste oder aus einem wildbewachsenen Erdreich in einen Garten um, rufet aus dem sandig-sumpfigen Boden der belgischen Ebenen die reiche Saat des Getreides, so wie die Fülle der Gemüse und Früchte hervor. Darum bezwinget Griechenlands Heldenjugend, ein Häuflein gegen den unermeßlichen Schwarm der Barbaren, alsbald im blutigen Kampfe das Heer der Perser, denn diese hatten den Leib mehr nur zum Genießen der Sinnenlust, jene aber zum Arbeiten gewöhnt.

Die Seele wird schon bei den Tönen eines besaiteten Instruments, wenn diese harmonisch zusammenlauten, jetzt zu diesen, dann zu andern Gefühlen bewegt, oder selber zur geistigen That aufgeregt und gestärkt. Sollte nicht das Bewegen des Werkzeuges, das der Seele innig näher und eigenthümlicher ist als jedes Instrument der Saiten oder der eingehauchten

Melodien, wenn nur jenes Bewegen von geschickter Hand geleitet und harmonisch ist, noch vielmehr und gewaltiger dem geistigen Leben der Menschennatur sich mittheilen und dieses ergreifen? Darum haben, wie schon erwähnt, die Alten das Werk der Uebungen des Leibes als eine Kunst betrachtet. Eine Kunst ist dasselbe, welcher Gesetze der Harmonien und der Wohlgestalt inwohnen, wie jener der Töne, und wie des sichtbaren Nachbildens der äußeren Welt, durch Meißel und Farben. Jene Kunst bedarf ihrer Studien und ihrer Meister; sie ist ihrer Schulen und einer Pflege des Staates werth, wie die anderen Künste.

Allerdings könnte auch nach dieser Richtung hin jenes krankhafte, metastatische Verirren stattfinden, das bei jedem andern aufs Leibliche gerichteten Geschäft möglich ist. Das Aeußere und Dienende könnte wie bei den Versetzungen der Krankheit, gegen die gesunde und natürliche Ordnung zu einem Innern und Herrschenden erhoben werden. Alsdann würde einer solchen Richtung die harmonische und bekräftigende Einwirkung auf das innere Leben benommen, und wie die Aufregung der Werkzeuge des leiblichen Verdauens, wenn sie auf ordentliche und mäßige Weise geschieht, die Region auch des innern Ernährens: die Gefühle der Seele bekräftiget und aufregt, dagegen dann, wenn sie zur Ueberfüllung wird, das Geschäft des innern Ernährens hemmt und sogar lähmet; so könnte auch der irrende Wille des Menschen in die Kraftübung des Fleisches an sich ein Uebergewicht legen, welche das innere Werk, zu welchem das äußere führen sollte: die Bekräftigung der Seele zu dem Geschäft der Selbstbeherrschung, vergessen machte und lähmte. Es wird dieses letztere, innere Werk stets nur durch Selbsterkenntniß begründet, und durch das Vorhalten eines anderen, höheren Kampfpreises, als der des vergänglichen Lebens ist, gefördert und vollendet. Das rechte Zeichen, woran erkannt wird, daß unser Ringen und Streben, auch so lange es noch in seinen ersten Vorübungen weilt, auf gesundem Wege sey, ist jenes: daß der Mensch in Demuth dem eignen besseren Willen und der göttlichen, wie der von Gott gesetzten menschlichen Ordnung, gehorchen lernet. Wir werden das Recht, über uns selber und alle Kräfte unserer Leiblichkeit zu herrschen, erst dadurch ge-

winnen, daß wir vor einem höheren Willen, als der menschliche es ist, uns willig beugen.

Der Einfluß der Lebensweise auf die Richtung der Seele und ihres Begehrens, wird an ganzen Zeitaltern und Völkern, so wie an einzelnen Menschen erkannt. Die Bewohner des americanischen Waldlandes, im Norden jener Halbkugel, welche fast einzig die Jagd ernährt, werden selbst in der Sprache wortkarg und verarmt gefunden, denn es zwingt den Jäger schon das Geschäft des Auflauerns und Erschleichens des leise hörenden Wildprets zur Gewöhnung des Schweigens. Dabei ist in diesen Völkern eine desto größere Kraft des Auffassens und Festhaltens aller Worte der fremden Rede, und schon oben sahen wir, daß diese Indianer des Waldlandes ganze lange Reden ihrer Lehrer mit wörtlicher Treue im Gedächtniß behielten. Das Aufspüren der Thiere, das Herumziehen durch die bahnlose Wildniß der Wälder schärfet zunächst jenen äußeren Sinn, welcher dem innern des Gedächtnisses entspricht: den Geruch, auf eine außerordentliche Weise; und wie anderwärts in der Geschichte des Menschen wird das äußere Organ alsbald in das ihm entsprechende innere erhoben und verwandelt, wenn aus dem Mittelpunkt des inneren Lebens selber ein neu belebender Strahl auf dieses Gebiet fällt. Das Geschäft des Jägers verstattet überdieß, von einer andern Seite betrachtet, nicht das Zusammenleben der Menschen in näher vereinten Gesellschaften und Staaten. Nach dem Sinn jener Rede eines Caraiben-Häuptlinges, welche derselbe vor einer berathenden Versammlung der Europäer gehalten, vermag der grasessende, zunächst vom Ackerbau lebende Mensch, auf einem engen Bezirk des Landes zusammen zu wohnen und hier gemeinsam sich zu nähren, während der Jäger nur für sich und die Seinen des Besitzes einer großen Erdstrecke bedarf, damit hier der Hirsch sich nähre und gedeihe, der ihm zur Speise wird. Es wird daher die Entwicklung jener höheren Richtung der Seele zur Liebe und zur Freundschaft, welche der gesellige Verein weckt und begünstigt, am Jäger nur wenig entwickelt, ja verkümmert gefunden, und nicht selten tritt neben jener gastfreien Großmuth und treuen Dankbarkeit, welche dem Sieger der Thierwelt die einsame Noth seiner Wälder lehrt, der verfolgende Haß und die wildeste Grausamkeit gegen sein

eigenes Geschlecht hervor. Wie auch anderwärts das beständige Geschäft des Thierschlachtens ein solches innres Entarten der Menschennatur begünstigt.

Ungleich mehr als die Jagd hat die Viehzucht wohlthätig auf die Gestaltung und Entwicklung der geistigen Anlage gewirkt. Durch sie ward der Mensch nicht wie der Jäger zum Geschäft des Verfolgens und Tödtens der Thiere, sondern zu jenem des Vertheidigens und der Pflege seiner Heerden berufen. Das Tagwerk des Hirten im Thale wie im Gebirge ist es, die Schaaren der ihm zugesellten Thiere jetzt zum frischen Wasser zu leiten, dann sie zu führen zur grünen Weide, am heißen Mittage ihnen die Erquickung des Schattens, beim Frost und Ungewitter das Obdach zu gewähren. Es ist sein Geschäft, die von der Heerde Verirrten zu suchen, die Kranken sorgfältig zu warten, die Zarteren und Neugebornen zu behüten. Mit einer das eigene Leben nicht achtenden Liebe kämpfet der Hirt der Kamele mit den Schaaren des Schakals, ja selbst mit den unversehens herannahenden Löwen, wenn diese die Mütter und zarten Füllen der Heerde mit ihrem Angriff bedrohen. So ist das gewöhnliche Geschöpf des Hirten ein Geschäft der Liebe, welches, wenn es auch scheinbar nur auf das Geringere — auf eine Heerde der Thiere — gerichtet war, dennoch auch die Entwicklung einer höheren, geistigeren Richtung der Liebe begünstigt. Es wird deßhalb bei den Hirtenvölkern schon in den ältesten Menschenzeiten nicht bloß das Leben der Familien lieblich und reich entfaltet gefunden, sondern es hat hier zu dem näher befreundeten Menschlichen das Göttliche sich gesellt: neben dem Weinstock der Liebe des Menschen zum Menschen ist die Ceder der Liebe zu Gott erwachsen, deren Wurzel die Tiefe des Gebirges suchet, deren Gipfel zum Himmel strebt. Wo dann dieses Alles belebende Element in der Seele des Menschen gewaltet, da sind in seinem Schatten alsbald die nachbarlich verwandten Kräfte empor gewachsen. Die Hirtenvölker des Alterthums haben zuerst den Zeitlauf und die Bahn der Gestirne bemerkt, haben in die Gruppen der Sterne Gestalten voll tiefen Sinnes hineingebildet, und, hierin vielleicht selbst von den Thieren ihrer Heerde geleitet, an diesen und an sich selber die Heilkräfte der Pflanzen erprobt. Bei dem Gesange der einsamen Drossel des Gebirges, so wie der

Nachtigall des Gebüsches, erwachte der Gesang der eigenen Brust, welcher durch das Athmen der Gebirgsluft bekräftigt, einer ungewöhnlichen Stärke und Kraft der Töne fähig ist; und das stille Beschauen der am Berge ruhenden oder weidenden Thiere reizte die betrachtende Seele zu einem anderen Festhalten, zum künstlichen Nachbilden dieser Gestalten, an welchem einst Gozzi's großes Künstlertalent zuerst sich selber gefunden und sich geübt. — Ein nach §. 53 nicht ganz unbedeutendes Element zur psychischen Gestaltung der Hirtenvölker scheint auch in dem eigenthümlichen, harmlosen und sanften Charakter, so wie in dem ruhigeren Bewegen jener Hausthiere gelegen zu seyn, in deren beständigem Umgang und Anblick sie von Kindheit an gelebt.

Auf den waldentblößten Höhen, denen nur noch einsam stehende Alpenkräuter entsprießen, haben öfters, selbst noch in neuerer Zeit, Hirten, welche dahin die weidende Heerde geführt, reiche Gänge von Erz, Adern des Silbers und Kupfers entdeckt. So scheint auch in alter Zeit der ruhige, am Gebirge verweilende Stand der Hirten, die Stätten der Metalle entdeckt, und den Bau, so wie das Schmelzen der Erze erfunden zu haben. Mit dieser Erfindung zugleich hat sich dem Menschen der Zugang zu einem neuen Gebiet der Künste und Gewerbe geöffnet, welche hülfreich zu den andern, höheren sich gesellten.

Endlich so hat erst die Erfindung und Vervollkommnung des Ackerbaues, welche dem Hirten des grasessenden Thieres sehr nahe lag, das Zusammengesellen der Menschen in die fester bleibende Wohnung der Dörfer und Städte, und so das Entstehen der eigentlichen Staaten möglich gemacht. Hiermit waren zugleich die nothwendigen äußeren Bedingungen zur weiteren Entfaltung der Sprache, so wie zur Weiterentwicklung der Wissenschaft und der Kunst gegeben, welche eines wohlgeordneten Zusammenwirkens Vieler nach dem gemeinsamen Ziele hin bedürfen, wenn sie das eigenthümliche Ideal erreichen sollen. So finden wir die erste vollkommnere Einrichtung der Reiche und Stände bei ackerbautreibenden Völkern, und aus dem gemeinsamen Fleiß der zusammenwohnenden Tausende entstehen Aegyptens Pyramiden, so wie Indiens Tempel; entstehen die Schulen

und Meister der Weisheit und die reichen Gesänge der Heldenthaten beim festlichen Mahle.

Es läßt sich der Einfluß der gewohnten Lebensweise, auf das Temperament und die äußere Richtung der Seele, auch an den einzelnen Ständen unserer künstlichen Staaten nachweisen: und es ist aus vielfältiger Beobachtung bekannt, welche andere Rückwirkung die sitzende Lebensart, bei kräftiger Bewegung nur einzelner Muskeln, auf die innern Kräfte geäußert, als das Geschäft der stärker und vielseitiger bewegten Stände. Die Arbeiter der Metalle, die kräftigen Schmiede und Bergleute, die rüstige Schaar der Zimmerer und Maurer haben sich in den Zeiten der Noth und der äußern Gewalt öfters als entschlossene Kämpfer gezeigt, und mit Heldenmuth hat ein starkes Volk der Hirten die Heimath seiner Gebirge gegen fremde Tyrannei verwahrt. Dagegen waren aus dem gemeinsamen Stande der Schuster jener tiefsinnige Denker, der als Philosophus teutonicus bekannt, und der heitere Sänger des deutschen Bürgerlebens: Hans Sachs.

Ein gemeinsames hehres Gebäu versammelt alle Stände und Geschlechter der Menschen am Sabbath zum Werk des Geistes. Es ertönet der melodische Laut der Orgel: da wachet die Stimme Aller zum harmonischen Gesange auf. So wird auch, ohne Unterschied des Standes und der Weise des äußeren Lebens, der Geist des Menschen für das Walten eines Geistes beweglich gefunden, der aus Gott ist und zu Gott führet.

Erläuternde Bemerkungen. Die Gemeinschaft des Leibes mit der Seele bestehet nach Plato (Sophist. 248) eben darinnen, daß beide gegenseitig Leiden und Thun sich mittheilen. — Nothwendig ist es nach dem harmonischen Einklang des Leibes mit der Seele zu streben, nicht das eine zu bewegen ohne das andere (Tim. 87). — Gymnastik und Musik sind die beiden Hauptelemente der Menschenbildung (Plat. de republ. II, 376, e; III, 410, b; legg. VI, 76, 410).

Ueber die Leibesübungen und die Erziehung der jungen Perser vergl. m. Xenophons Kyropädie. — Ueber die Kampfspiele der Aegyptier am Tempel des Perseus zu Chemmis s. m. Herodot II, 91. — Die gymnastischen Bildungsanstalten der Spartaner und ihren Zusammenhang mit den ganzen innren Einrichtungen Lakedämons lernt man kennen bei Plutarch (Laconica Instituta; Lycurgus; Comparatio Numae et Lycurgi; Apophthegmata Laconica), bei Xenophon (de republ. Lacedaem.), Aristoteles (de republ. L. VIII etc). Hiermit vergl. m. Athenäus (Deipnosophist.), Plato (de leg. L. VII, et al. loc.), Mercurialis (de arte gymnastica). Der gymnastischen Bildung der Athener gedenken unter Andren Lucian (Anacharsis), Mercurialis (l.

c.), Gellius (noct. attic. 13, 27), Aristoteles (rhetor. I, 5, 36). Das Wichtigste über die Gymnastik der Alten und die fünf Hauptarten der Leibesübungen (πάλη, δρόμος, δίσκος, πύγμη, δίαλμα) s. m. zusammengestellt in Gutsmuths Gymnastik für die Jugend I, 2te Aufl. — Vom Standpunkt der ernsteren Erziehungskunde betrachtet den Gegenstand Fr. J. Chr. Schwarz in s. trefflichen Erziehungslehre, B. I, Abth. 1.

Für Männer, welche eine sitzende Lebensweise führen und zu andern Leibesübungen weder Zeit noch Geschick haben, darf, als ganz besonders heilsam, jene afghanische Leibesübung empfohlen werden, welche Elphinston ausführlich beschreibt. Diese Bewegung, welche in wenig Minuten so viel leistet als eine andre, einseitigere kaum in Stunden, zeigt sich, wenn sie längere Zeit hindurch täglich wiederholt wird, überaus stärkend für alle Glieder, besonders aber sehr wohlthätig wirksam für Unterleib und Brust (m. v. Elphinstons Reisen nach Kabul).

Obgleich der Leib nur um der Seele, die Neigungen um des Erkennens willen berücksichtigt werden sollen, ist dennoch nach Aristoteles bei der Erziehung früher für die Bildung des Leibes als der Seele, früher für die der Neigungen als des Verstandes Sorge zu tragen. (Arist. Politic. VII, c. 15.)

Die Arbeit ist nach Philo (de sacrif. Ab. et Cain. 134, Opp. I, p. 168) das verbindende Mittel zwischen dem νοῦς und dem von ihm begehrten Gute; dient zur Berichtigung und Belehrung des Auges der Seele, wie das Licht zu der des leiblichen. — Den Hirtenstand erhebt derselbe l. c. 137. — Dagegen rühmt Marimus Tyrius (diss. XIV, ed. Davis p. 150) den Ackerbau im Vergleich mit dem Stand des Kriegers, weil jener früher und mehr zur Verehrung der Götter geneigt mache.

Die heilsame Wirkung leiblicher Bewegung, selbst zur Heilung geistiger Dumpfheit und des Blödsinns, haben Hofmann und mehrere andere Aerzte erkannt. Auch gegen heftige Melancholie hat sich körperliche Anstrengung nicht selten als Heilmittel gezeigt. Hieher gehört auch zum Theil der von Pinel erzählte Fall: Ein Gelehrter, in tiefer Melancholie versunken, geht des Nachts auf eine Brücke in London, um sich in die Themse zu stürzen. Er wird von Räubern angefallen, gegen welche er muthig und kräftig kämpft. Nach dieser Anstrengung waren die Melancholie und der Hang zum Selbstmord plötzlich verschwunden. Er kehrt zu seiner kümmerlichen Lage zurück, und erträgt diese von nun an, ohne noch einmal in jene Versuchung zu fallen.

Der Einfluß der leiblichen Organisation.

§. 55. Das Wechselverhältniß, in welchem die Art und die Aeußerungen des Temperamentes mit der Verschiedenheit der Geschlechter und der Lebensalter stehen, wurde schon an einem andern Orte (§. 32) betrachtet. Wie das Kindesalter zumeist mit dem sanguinischen, das Jünglingsalter mit dem cholerischen Temperament zusammengepaart gefunden werden, so das männliche Alter mit dem melancholischen, die Zeit der spätesten Jahre mit dem phlegmatischen. So kömmt auch

dem zarteren Geschlecht öfter ein Gemisch der sanguinischen mit der cholerischen Sinnesart oder eine von diesen beiden zu, als dem männlichen Geschlecht, an welchem dagegen entschiedener als am Weibe die melancholische (in dem oben erwähnten Sinne), so wie phlegmatische hervortreten.

Die Beziehungen des äußern und leiblichen Theiles unserer Natur auf den geistigen, von welchen wir hier reden wollen, gehen aber nicht allein die Lehre von dem Temperament, so wie selbst jene von dem Charakter an. Es sind bei dieser Betrachtung nach beiden Seiten hin sowohl eine Ueberschätzung der Macht des Leiblichen über die Seele, als auch eine übertreibende Annahme von der unumschränkten Gewalt der Seele über den Leib zu vermeiden; denn diese, ehe sie durch den Geist frei geworden, stehet allerdings in nicht geringer Abhängigkeit von ihrem Körper.

Wir müssen, wenn wir von dem Einfluß der organischen Gestaltung reden, zuerst das, was im Verlauf des Lebens, durch die Neigungen und die Wirksamkeit der Seele selber leiblich geworden ist, von dem unterscheiden, was der Leib gleich von der Zeugung an und bei der Geburt war. Denn wie wir dieß im nächsten §. noch ferner sehen werden: es wird bei jeder innren Lebensbewegung der Seele ein leibliches Gebilde erzeugt, von mehr oder minder augenfälliger Natur, welches zu der gleichen Bewegung die beständige Disposition, ja zuletzt wohl einen für sich bestehenden, falschen Organismus, mitten in dem eigentlichen, gesunden, bildet. Hier aber betrachten wir noch nicht diese secundären, vielleicht nicht ohne Einfluß des Willens, und mithin nicht ohne eigne Schuld entstandenen leiblichen Anlagen, sondern zunächst nur die angeerbten und angebornen.

Es wird, wie die äußere Gestalt, so auch öfters die herrschende Richtung der Neigungen der Seele mit der Zeugung auf die Kinder fortgeerbt. Bei einigen unsrer gelehrigen Hausthiere, namentlich den Hunden, ist es sehr augenfällig, daß selbst die mühsam den Eltern angelernten Geschicklichkeiten, von Zeugung zu Zeugung den Jungen immer leichter werden, so daß es scheint, als erbte sich hier die erst künstlich gegebene, allmählich eingeübte Richtung als wirkliche Fähigkeit fort. Bei dem Menschen wird eine solche Uebertragung der Vorzüge der Eltern

nur etwa bei den niedern Seelenkräften bemerkt; denn daß die höchsten, geistigen Gaben des innern Menschen, daß der Heldensinn, der nur nach dem ringet, was göttlich ist und ewig, und das Ungöttliche bekämpft, durch die Zeugung nicht forterbe auf die Kinder, hat die Erfahrung nur zu oft gezeigt. So auch, wenn, wie eine alte Schuld, die bösen Neigungen der Eltern in der Seele der Nachkommen lasten; so wird dennoch, wie dieß abermals die Erfahrung lehrt, die Besiegung und Ausrottung des alten Uebels nicht unmöglich befunden.

Thiere, wie Menschen, dieß sahen wir schon im §. 32, bringen das natürliche Temperament, und gewisse eigenthümliche Neigungen mit sich auf die Welt. In einem Falle, welchen Gall erzählt, zeigte an zwei Hunden, welche dieselbe Mutter an dem gleichen Tage geboren hatte, der eine schon, als er noch blind war, eine bösartige und bissige, der andere eine sanfte Gemüthsart, und diese Verschiedenheit blieb, bei einer sorgfältig gleichartigen Behandlung beiden. Wir können Gall und Andren, welche sich mit diesem dunklen Gebiet der Geschichte der Seele beschäftigt haben, gern zugeben, daß die bösen Neigungen, so wie das Bedürfniß und die Richtung nach einem Besseren, dem Menschen angeboren, und die Verschiedenheit dieser Gabe schon im Leibe begründet sey. Der Eine bringt auch wirklich, schon mit seiner leiblichen Natur, den größern Hang zur Wollust oder zur Zerstörungswuth, der Andre zu einer weichen Nachgiebigkeit und Anhänglichkeit an andre Menschen, mit sich auf die Welt. Es sind dieß Anlagen der Seele, welche erst durch den Einfluß des Geistes gut oder böse werden, und hierbei ist, wie dieß selbst an Thieren erscheint, stets mit der sogenannt bösen Anlage irgend eine polarisch ihr entsprechende gute zusammengesellt; wie mit der Gefräßigkeit des Hundes die Anhänglichkeit an den, welcher ihm die Speise reicht; wie mit der Furchtsamkeit und Einfalt des Schafes die Folgsamkeit gegen die Leitung des Menschen und die Neigung zum bergenden, sicheren Stall. Die mit uns gebornen, bösen Neigungen sind nur der Stoff, welcher bei dem im §. 49 erwähnten Athmungsgeschäft der Seele durch Hülfe des Lebensgeistes von oben ausgeschieden werden, und hierdurch das Einathmen, und mit ihm das wahre, innre Leben veranlassen sollte. Je böser

das Böse vor Augen daliegt, desto näher steht es dem Ausgestoßenwerden, durch die geistig belebende Kraft der Seele; desto leichter wird jener Act des Selbsterkennens, welchen wir mit dem des Ausathmens verglichen, und hierdurch das Alles erneuernde Eingehen der höheren Kraft in die Seele (das geistige Einathmen) begründet. Daher kam schon die alte und frühe angestaunte Geschäftigkeit des Lebens des Geistes an jenen „Zöllnern und Sündern," an deren schnellerer Bereitwilligkeit, das Heilmittel, den Kranken geboten, sich öfter bewährte, als an solchen, welche des Arztes nicht begehrten, weil sie sich nicht krank fühlten.

Der Einfluß der angebornen leiblichen Organisation wird sich an den erkennenden und an den begehrenden Kräften der Seele äußern. Für beide Richtungen sucht Gall die begründende Ursache in der Bildung des Gehirns und seiner einzelnen Theile: eine Bildung, welche sich schon an dem äußren Umriß des Schädels merklich mache. Wir finden hierbei, wie dieß die Gegner des scharfsinnigen und an Erfahrung reichen Gall zur Genüge gezeigt, freilich so viele Ausnahmen, daß uns öfters selbst die ersten Grundzüge des Systemes jener Physiognomik des Schädels zweifelhaft werden. Eine Hauptvollkommenheit des Menschengehirns, und hierdurch auch des Schädels, bestehet nach §. 24 in der gleichmäßig symmetrischen Entwicklung nach der Richtung der beiden Seiten; so wie nach jener die sich von vorn nach hinten erstreckt. Die unsymmetrische, regelwidrige Gestalt des Schädels wird auch sehr häufig mit dem angebornen Blödsinn und der Verrücktheit zusammen gefunden. Dennoch zeigte sich der Kopf des Lalande so unsymmetrisch, daß die rechte Seite auffallend höher war, als die linke, ohne daß man jemals an diesem berühmten Astronomen Spuren von Blödsinn oder Verrücktheit bemerkt hätte. Eine ähnliche ganz unsymmetrische Ausbildung der Stirnknochen, und mithin der unter ihm gelegnen Vordertheile des Gehirns, zeigte sich selbst an dem, wegen seiner Talente vielbewunderten Haupte des berühmten Physiologen Bichat. Uebrigens sind es nicht die Theile des Hauptes, diese anscheinend wesentlichsten Organe der erkennenden und begehrenden Seele allein, deren Mißbildung in einer auffallenden Wechselbeziehung mit der krank=

haft abirrenden, innren Richtung gefunden wird, sondern öfters andre, scheinbar viel unwesentlichere Theile. So finden sich der Blödsinn und Wahnsinn öfters mit einer abnormen Entwicklung des Knochens zusammengepaart, welche zwar dann am häufigsten am Schädel sich zeigt (von 216 Verrückten, welche Greding beobachtete, hatten 169 ungewöhnlich dicke Schädelknochen), nicht selten jedoch auch an ganz andren Stellen des Gerippes. Denn derselbe Beobachter fand, bei nicht wenigen Leichnamen von Blödsinnigen und Irren, die Rippen ganz erweicht, und diese krankhafte Bildung zeigte sich ganz besonders an der Mitte der wahren Rippen, welche wie Fischbein biegsam waren. Schon Bonnet bemerkte auch bei geistig Irren öfters einen krankhaften Zustand des Herzens, doch scheinen diese, wie Marshals Beobachtungen, mehr in das Gebiet des nächsten §. zu gehören.

Nach der Schädellehre des berühmten Gall erscheint es, daß die Neigungen des Geschlechts und die zu den eignen Jungen, daß der Trieb der freundlichen Zusammengesellung, wie der des feindseligen Hasses und der Streitsucht, im hintern Theile des Gehirns (im kleinen Gehirn), die Neigungen zum Hochmuth, so wie zur demüthigen Hingebung in den Willen einer höheren Macht, mehr in der Mitte; die verschiednen Anlagen aber der innren Sinnen (des Gedächtnisses, der Phantasie u. s. w.) im vordersten Theil des großen Gehirns, nach der Stirne hin, durch gewisse, mit ihnen in Wechselbeziehung stehende Organe angedeutet, und so das Innre durch ein Aeußres vorgebildet werde. Lavater und Andre fanden diese Andeutungen des Innren durch das Aeußre in der Bildung des Gesichts, dessen Züge allerdings, durch jede Bewegung des Gemüths, einen gestaltenden Einfluß erfahren.

Es ließen sich vielleicht nach dem schon früher Gesagten die Gränzen einer Physiognomik, welche von dem Leiblichen aufs Geistige schließen könnte, noch weiter ausdehnen, und überhaupt möchte es öfters augenfällig werden, daß eine abnorme Bildung oder Entwicklung der einzelnen Systeme des Leibes, mit der eigenthümlichen, innren Beschaffenheit der ihnen (nach Abschn. III.) entsprechenden Regionen der Seele in vorzüglich nahem Zusammenhange stehe.

Immerhin jedoch dürfen wir bei solchen Betrachtungen nicht vergessen, daß dieselben, am Leibe und seinem Wechselverkehr mit der Seele, nur ein Element vor sich haben, welches zwar lebensfähig, aber noch nicht durch das Geschäft des Athmens belebt ist. Wie im Ei der verschiednen Vögel ein Eiweiß und ein Dotter von ziemlich gleicher Mischung, liegt, ehe das Athmen, ehe das Leben des Geistes begonnen, in allen Menschennaturen ein ziemlich gleichbedeutendes Element vor uns: ein Element, an welchem es überall, seine Gestaltung sey welche sie wolle, deutlich erscheinet, daß es für sich allein ohne wahres Leben sey. Das Athmen beginnt, und mit ihm die innre, neue Gestaltung. Das ersterbende dann und Feindselige wird bei diesem Geschäft ausgestoßen, und siehe, das Leben macht Alles neu.

Erläuternde Bemerkungen. Im Gesicht liegt, nach Aristoteles (Problemat. Sect. XXXVI), der Ausdruck dessen, was wir sind; deßhalb bilden wir dasselbe ab. — Aber auch andere Theile gewähren physiognomische Anzeichen. So werden ungewöhnlich große, emporstarrende Ohren für ein Anzeichen der Narrheit oder der Geschwätzigkeit gehalten (Arist. hist. anim. I, c. 11). M. v. übrigens vor Allem das eigenthümliche Werk des Arist. über Physiognomik.

Als große Physiognomiker rühmt uns das Alterthum den Lorus (Orig. cont. Cels. I, 33, Opp. I, 351) und Polemon den Athenienser, von dessen physiognomischem Werke (de interpretatione sign. natur.) Nicolaus Petrejus eine lateinische, von Gryphius 1512 zu Venedig edirte Uebersetzung gegeben hat. Auch Zopyrus wollte aus dem bloßen Anblick der äußern Form des Leibes die innere Beschaffenheit des Gemüths errathen (Maxim. Tyr. diss. XV, ed. Davis. p. 156), hielt aber den Sokrates für blödsinnig und dumm, weil er keine hohlen Schlüsselbeingruben habe; für weibisch-furchtsam u. s., über welche Angaben Alcibiades laut auflachte (Cic. de Fato, 5; Euseb. praepar. ev. L. VI, c. 9; Plat. Alcib. prim. 122; Plut. Lycurg.).

Uebrigens bemerkt Aristoteles ganz richtig: Der Affect (πάθος, πάθημα), wie Zorn, Begierde u. s., wirkt auf Seele und Leib zugleich ein, daher muß ein äußres, physiognomisches Zeichen da seyn, woran man ihn erkennen kann (Analyt. prior. L. II, c. 28). — Die Affecten der Seele wirken allezeit auf den Körper, und umgekehrt liegt in der Beschaffenheit des Leibes die Disposition zu gewissen Affecten: die Gemüthsbewegungen stehen in einer unauflösbaren Beziehung zu dem natürlichen Stoff (φυσικὴ ὕλη) der lebenden Wesen (Arist. de anim. I, c. 1). — Schon Pythagoras untersuchte und prüfte auf physiognomische Weise die Gesichtszüge seiner Schüler, ehe er diese in den Bund aufnahm (Gell. noct. attic. I, 9).

Das oben an Thieren erwähnte Forterben der Geschicklichkeiten schienen die alten Aegyptier selbst an Menschen für möglich zu halten, weßhalb sie immer den Sohn zu dem Gewerbe des Vaters anhalten ließen.

Zu dem vorstehenden §. vergl. man noch Dr. F. J. Gall: Sur l'origine des qualités morales et des facultés intellectuelles de

l'homme etc., auch deutsch bearbeitet unter dem Titel: Vollständige Geisteskunde, Nürnberg 1829 bei Leuchs.

Einfluß des kranken, leiblichen Zustandes der Seele.

§. 56. Wenn wir bei Marshal lesen, daß derselbe bei allen geistig Kranken, deren Brusthöhle er nach dem Tode untersuchte, das Herz in einem abnormen Zustande gefunden, bald ungewöhnlich dick und verhärtet, von blaurother Flüssigkeit umgeben, bald auffallend schlaff und weich oder mit einzelnen verknöcherten Stellen; so wissen wir allerdings nicht immer zu entscheiden, ob dieser krankhafte Zustand eine Folge der beständigen, unordentlichen Einwirkung der Seele auf das Hauptorgan des thierischen Lebens, oder ob er ein ursprünglicher und früherer gewesen sey. Der krankhafte Zustand, in welchem bei solchen Menschen der Umlauf des Blutes sich befunden, verrieth sich, außer am Herzen, auch an den Arterien, welche Marshal hin und wieder verknöchert, und ihrem Umfange nach auffallend verengert fand. Mit dem Blutumlauf stehet dann das Geschäft des Athmens in nothwendigem Zusammenhang, und so ist es, nach Greding, eine häufige Erfahrung der Aerzte, daß sehr viele geistig Kranke schwindsüchtig sterben, und daß sich bei der Section Vereiterungen in der Lunge zeigen. Häufig zeigten sich bei solchen Menschen auch Zerstörungen und krankhafte Veränderungen am Magen, noch häufiger an Leber und Milz, und in einigen Fällen schienen Würmer, welche sogar die Gallengänge erfüllten, mit der (zum Theil nur periodisch erscheinenden) Raserei in Wechselbeziehung zu stehen. Auf einen krankhaften Zustand der Ernährung deutet, bei den geistig Irren, selbst die Beschaffenheit des Blutes hin, welches bei ihnen bald schwarz und dick, bald zähe und mit weniger wässeriger Feuchtigkeit versehen gefunden wird, so daß aus seinem leichten Gerinnen jene Polypen entstehen, welche nicht selten bei Blödsinnigen und Wahnsinnigen die Vorkammern des Herzens erfüllen. Selbst an den Muskelfasern, welche öfters ungewöhnlich fest, trocken und starr erscheinen, macht sich dann das scheinbar in so engem Kreis des Cerebralsystems begründete Uebel dem Auge kund. Das Wahrscheinlichste bei den meisten dieser Fälle ist es immer,

daß der leibliche Mangel erst eine Folge des innren, psychischen gewesen. Denn es wird schon durch jede Bewegung eines Muskels, in reichlicherem Maße, als bei der Ruhe, der alte Stoff ausgeschieden und der neue aufgenommen, jede Uebung hat ein leibliches Wachsen und Gestalten in dem geübten Organ zur Folge: so wird der schöpferischen Kraft im Innren immer eine äußere Schöpfung, aus dem bildungsfähigen Stoffe, zur Seite stehen, wenn auch diese Verleiblichung dem Auge kaum, oder gar nicht merklich, nur etwa am Nerven geschehen sollte.

Allerdings jedoch ist es auch deutlich und anerkannt genug, daß ein leibliches Gebrechen, mit mehr oder minder zudringlicher Gewalt, Einfluß auf Stimmung, ja auf das leichtere Hervortreten der Neigung des Gemüths habe. Hierbei scheint es öfters, als ob eine feindselige Gewalt von außen gerade an der schwächsten, krankhaftesten Seite unsres Wesens uns bekämpfte, und als ob die unwillig der höheren dienende niedrere Natur in uns mit der Krankheit in Bund trete, um die Herrschaft des Geistigen von sich zu werfen.

Jener Mann zu Oraviza, von welchem M. Wagner erzählt, daß er an periodischen Ansammlungen einer scharfen gallichten Substanz im Unterleibe gelitten, erschien, so oft eine solche Anhäufung eingetreten, in so hohem Grade jähzornig, daß ein geringer Anlaß ihn in eine Wuth brachte, darin er seiner selber kaum mächtig war. Sobald jedoch durch einen gewöhnlich hierauf erfolgenden kritischen Durchfall der gallichte Stoff entfernt worden, zeigte sich die Gemüthsart des Mannes ganz verändert. Derselbe war sanft und nachgiebig, kaum noch zum Zorn zu reizen, und blieb dieses bis zum Eintreten einer neuen Anhäufung der scharfen Substanz, mit welcher zugleich auch der wüthende Jähzorn wiederkehrte. So ist es eine allgemeine Bemerkung der Aerzte, welche Pinel aus eigner Beobachtung bestätigt, daß der periodische Wahnsinn fast immer mit Unordnungen in dem Geschäft der Verdauung des Magens und der Absonderung der Galle in Verbindung und Beziehung stehe. Bekannt ist auch jener von Reil angeführte Fall, in welchem eine hartnäckige Verstopfung bei einer bejahrten Kranken jederzeit, wenn sie mehrere Tage

anhielt, ein Verschwinden und Verlöschen alles Gedächtnisses zur Folge hatte, und zwar so, daß am zweiten Tage nur die Erinnerung an die zuletzt durchlebten Jahre verging, während die an die früheren noch geblieben war. Am dritten verschwand auch das Andenken an die Zeiten des kräftigeren Alters, und es blieb bloß das an die früheste Kindheit zurück. Durch künstliche Wiederherstellung der natürlichen Ausleerung kam dann jederzeit die ganze Erinnerung wieder, und verschwand beim nachmaligen Zunehmen der Krankheit immer wieder in derselben Aufeinanderfolge.

Was uns die Heilkunde von den psychischen Folgen der äußren Verletzungen erzählt, das läßt uns auch öfters tiefe Blicke in das Verhältniß des Leibes zu der waltenden Seele thun. Nicht selten hat eine starke Verwundung des Hirnschädels eben so begünstigend auf die Erhöhung und Bekräftigung der Seelenfähigkeiten gewirkt, als in andern Fällen vermindernd und hemmend. Bei jenem vierzehnjährigen Dienstburschen, von welchem schon Olof Acrel bei Haller meldet, daß er durch eine starke Verletzung ganze Stücke des Hirnschädels verloren, zeigte diese Verwundung sogar Einfluß auf das Entstehen und die Gestaltung der Neigungen. Denn als die Wunde nach sechzehn Wochen geheilt war, bemerkte man an dem Knaben einen fast unbesiegbaren Hang zum Stehlen, welcher früher gar nicht in ihm gewesen schien. Es erinnert übrigens dieser Fall an einen von Gall erzählten, in welchem der Ausbruch des Wahnsinns in zwei ehrbaren Bürgern zugleich die Neigung zum Stehlen sichtbar machte, welche man vorhin noch nie an ihnen bemerkt hatte. Mehrfache Beobachtungen, welche Gall zusammenstellt, lassen außer Zweifel, daß gewisse Verletzungen am Schädel, namentlich solche, welche nach der Gegend des Nackens hin das kleine Gehirn treffen, die Neigung so wie die Kraft zur Befriedigung des Geschlechtstriebes lähmen, ja vernichten. Es wirkt schon ein geringer Blutverlust aus der Nackengegend vermindernd und herabstimmend, selbst auf jenen mächtigsten thierischen Trieb ein.

Zu den furchtbarsten Erscheinungen, welche die Macht der kranken leiblichen Natur des Menschen, entgegen der geistigen beweisen, gehört die Tollheit, die der Biß der wüthenden Hunde

oder andrer Thiere erregt, auf welche die Krankheit (von Hunden) übergetragen war. Bei diesen Erscheinungen ist der wollenden Seele die vorherige Macht über den eigenen Leib so ganz genommen, daß sie es mit dem Gefühl des innigsten Schmerzens und bei vollem Bewußtseyn sehen muß, wie die Macht eines fremden Lebens mit dem sonst nur ihr gehorchenden Körper spielt, und diesen zu Bewegungen treibt, welche ganz gegen die eingeborne Natur sind. Der Natur des Hundes gemäß muß der von der Wuth Ergriffene um sich beißen, wenn ihn die periodisch nachlassende und wiederkehrende Aufwallung ergreift. Solche Unglückliche pflegen daher, wenn sie die Annäherung des Anfalles an sich spüren, in die Umstehenden angelegentlichst zu dringen, daß man sie fest binden möge, damit sie nicht gegen Willen Andre, selbst die geliebtesten Menschen in ihr eignes Elend hineinreißen möchten. Die ganze Natur und Weise des Thieres ist hierbei auf den der Krankheit erlegenen Menschenleib übergetragen, wie dieses unter andren auch aus einem Falle deutlich wird, welchen Cabani erzählt. In seinem Departement (la Corrèze) waren gegen sechzig Personen von verschiedenen Thieren: von Kühen, Hunden und Schweinen gebissen worden, auf welche ein wüthender Wolf seine Krankheit übertragen hatte, einige auch waren unmittelbar von dem Wolfe selber gebissen. In der Heftigkeit der Anfälle ahmten dann viele dieser Elenden nicht bloß die Stimme, sondern auch die Stellungen der Thiere nach, von denen sie angesteckt waren, und verriethen auch in andrer Beziehung die eigenthümlichen Neigungen jener Thiere. Aehnlicher Fälle erwähnt schon Lister. Wir werden hierbei an jenen kranken Prinzen Condé erinnert, an welchem eine solche Uebertragung der thierischen Natur auf den Leib, durch die unwiderstehliche Neigung, zu bellen wie ein Hund, sich verrieth. Der Kranke mußte dem Anfalle selbst in Gegenwart des Königes nachgeben, und dem unwiderstehlichen Hange, wenigstens durch die Gebärde des Bellens Luft machen, welche er vergeblich durch das Hinausbeugen zu einem Fenster, oder hinter der vor den Mund gehaltenen Hand zu verbergen gesucht.

Das Merkwürdigste an diesen Fällen ist der schon erwähnte Umstand, daß der eigne, innre Wille der selbstbewußten Seele an den äußern, unwillkürlichen Bewegungen des Leibes, zum

Beißen und Zerfleischen, nicht Theil nimmt, sondern diese Bewegungen verabscheut, wie die am Zwerchfell Leidenden das unwillkürliche Lachen oder Singen, zu welchem sie gegen Willen sich fortgerissen fühlen. Man hat an Menschen, welche an der Hundswuth starben, öfters bis zum letzten Augenblick die zärtlichste Zuneigung zu den Angehörigen sich aussprechen sehen, die sie doch immer in ihrem kranken Wahn zu verletzen gesucht, und bei einem solchen Unglücklichen drückte sich die innig menschliche Liebe zu der Vermählten und zu dem noch ungebornen Kinde selbst noch in dem bewußtlosen Spiel der Phantasien, unmittelbar vor dem Tode aus. So erschien das eigenthümlich Menschliche nicht vernichtet, sondern nur gebunden, als der Leib einem fremden, von außen kommenden Gelüste dahingegeben war. Es widerstrebte dieses eigenthümlich Menschliche auch bei jenem Kranken, von welchem Pinel erzählt, daß er zu Zeiten einem unwiderstehlichen Hang zur Mordlust hingegeben gewesen, mit solcher Kraft, daß er stets über die Macht der Krankheit siegte, obgleich der Leidende hierzu gewöhnlich eines fremden Beistandes bedurfte, und Andre, wenn er die Annäherung des Paroxysmus spürte, anflehen mußte, ihn zu binden.

Und hier ist allerdings eine Gränze, welche öfters die aus den Neigungen und dem irrenden Willen der Seele selber erzeugten Krankheiten des Leibes, von den ohne Schuld, von außen gekommenen, scheidet. Jene sind ein eigenthümlich gewordener Leib, in welchen die Seele wie in ein Gefängniß versenkt ist, ohne welchen sie nicht zu seyn vermag; diese sind und bleiben ein fremder Leib, mit welchem die Seele unversehens in einen nahen magnetischen Rapport gerathen, der aber alsbald hinwegfällt, wenn der Rapport sich auflöst. Denn das Entstehen und der Fortgang der leiblichen Krankheiten ist, öfters sehr augenfällig, auf einen Wechselverkehr unsers Leibes mit Kräften der äußren Natur gegründet, der jenem gleichet, den wir beim thierischen Magnetismus bemerken, und es ist dann nicht mehr die eigne Gewalt der Seele, sondern eine fremde, äußere, welcher der Leib hingegeben ist.

Doch über dieses Loos unserer sterblichen Natur vermag uns bald die Beachtung der höheren, selbstständigen Macht der Seele und des Geistes zu trösten, zu welcher wir nun fortgehen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Beobachtungen von Spulwürmern in den Gallengängen einer Wahnsinnigen, so wie im ductu choledocho einer periodisch rasend Gewesenen machte Hanner (Zeitschr. für prakt. Aerzte 4tes Heft 1818). — Ueber die krankheitlichen Abweichungen, die man am Herzen in geistig Kranken gefunden, vergl. m. unter Andren Marshal: the morbid anatomy of the brain in Mania and Hydrophobia. Lond. 1815. — Erweichen der Knochen, krankhafte Beschaffenheit der Muskeln und des Blutes beobachtete Greding (in seinen sämmtlichen medicinischen Schriften B. I.) — Von dem periodisch Zornmüthigen zu Oraviza erzählt M. Wagner in s. Beiträgen I. S. 275. — Die Rückwirkung auf die Gemüthsstimmung ist bei einigen Krankheiten sehr augenfällig. Kranke, die an Bauch= oder Hautwassersucht leiden, sind meist sehr geduldig und phlegmatisch ruhig (M. Pouteau, œuvres posthum. T. I.), solche die an Krankheiten und organischen Fehlern des Herzens leiden, peinigt dagegen eine unbeschreibliche Angst u. s. — Ueber das oben erwähnte Nachahmen der Stimmen der Thiere, von denen die hydrophobisch Kranken gebissen waren, vergl. m. Cabani's Werk über die Verbindung des Psychischen und Moralischen in dem Menschen, B. I. — Der heftige Zorn kann auch im Menschen ursprünglich, ohne daß er von einem Hund gebissen war, den Zustand der Hydrophobie und Tollheit erzeugen. M. v. die Geschichte des durch Aufregung des heftigsten Unwillens hydrophobisch gewordenen Mädchens in Sauvages Nosologie méthodique T. II. — Der Biß der Neger, welche man zur Wuth gereizt, veranlaßt nach Armstrong hartnäckige Geschwüre und sogar Hydrophobie. — Ein Soldat, der von einem heftig erzürnten Weibe in den Arm gebissen worden, starb an Convulsionen. — Ein junger Italiener hatte sich selber in der Aufwallung des heftigsten Zorns in den Finger gebissen und fiel darauf in tödtliche Wasserscheu. M. v. H. D. Gaubii sermo academicus de regimine mentis quod medicorum est.

Schon Aretäus suchte die materielle (prädisponirende) Ursache der Manie und Melancholie nicht ausschließend im Gehirn, sondern mehr noch in den Eingeweiden des Unterleibes (de causis et signis diuturnorum morborum L. I. c. 6). Ganz besonders bemerkenswerth erscheint noch der Zusammenhang, in welchem häufig die Krankheiten der Seele mit dem Erscheinen oder Verschwinden von Hautausschlägen stehen. Ein junger Mensch, den Laudais (Journ. de médecine T. XLI) beobachtete, war seit dem Zurücktreten der Krätze wahnsinnig. Ein andrer hatte früherhin gewöhnlich im Frühjahr an einem flechtenartigen Ausschlag gelitten und verfiel nun, als dieser ausblieb, in tiefe Melancholie (Ferriar, medical histories and reflexions). — Wahnsinn, nach einer Gesichtsrose, beobachtete Perfect; Wahnsinn wie Melancholie entstehen, wenn die Krankheit, welche den Weichselzopf erregt, auf innre Theile tritt, so wie nach zu rascher Zuheilung alter Geschwüre. — Dem Hervortreten der Gicht und des Podagra's geht öfters tiefe Schwermuth voraus, die beim Ausbruch der äußeren Krankheit verschwindet. Melancholie durch Ausbleiben des podagrischen Anfalls entstanden, beobachtete Musgrave (Dissertat. de Arthritide anomala sive interna); beide Leiden mit einander abwechselnd, Perfect. — Auch Uebermaß leiblicher Anstrengung (nach Guldenklee bei Arnold über den Wahnsinn), so wie Uebermaß der Schmerzen verursacht Wahnsinn, wiewohl die sogenannte Wuth der Gebärenden (Mania parturientium), welche von Wigand zur Entschuldigung der wilden That der Kindesmörderinnen benutzt worden (Hufeland und Harles Journal d. pr. H. März 1817; Kopps Jahrb. der Staatsarzneik. IX, 1816), nicht leicht bei Frauen vorkommen möchte, welche vorhin Geduld und Selbstbeherrschung geübt haben.

VI.

Die Herrschaft der Seele.

Die Macht der Seele über den Leib.

§. 57. Wir finden uns bei der Geburt in diesem Leibe, welcher mit seinen Vollkommenheiten und seinen Mängeln, mit seinen glücklichen Anlagen oder mit seinem Elend uns bereitet worden, wie etwa von der begüterten oder der armen Mutter dem neuen Ankömmling das Lager, dort im zarten, reichen Bette, hier auf dem Stroh oder Moos der niedern Hütte zugerichtet wird. Es lieget der Neugeborne weinend auf beiden, auf dem Bette wie auf dem Moos, und vermag nicht durch eigene Kraft auch nur das Mindeste an seiner Ruhestätte zu verändern oder sie mit einer andern zu vertauschen. So vermag auch der Mensch weder durch Sorgen noch durch die angestrengte Kraft des Willens, nach den Worten jenes alten, hehren Spruches „seiner Länge eine Elle hinzuzufügen," sein Grämen und Nachsinnen kann die von Natur gekrümmten Glieder nicht gerade, die verkümmerten und mangelhaften nicht vollkommen machen. Wir wohnen und bewegen uns als Pilgrime und Fremdlinge in dem Leibe, wie in dem Lande, in welchem wir geboren worden, oder durch welches wir wandeln. Wir haben das Land mit seinen Bergen oder seinen Ebenen nicht geschaffen und gestaltet, sondern wir wurden in ihm geboren oder in dasselbe geführt, und es knüpfet uns bald an das Land der Kindheit, wie die Seele an ihren Leib, ein Band der Gewöhnung und Zuneigung; es stehet bei uns, in diesem Lande, wie in diesem Leibe, zu wirken, so

lange es Tag ist, und mit zufriednem Sinne des gegebenen Bodens, wie der bestrahlenden Sonne, uns zu freuen.

Es zeigt sich an den niedern Thieren häufig die Kraft, die verlornen Glieder neu zu erzeugen und zu gestalten. Der Polyp, wenn an ihm das schneidende Messer nur noch ein Restlein des festgewachsenen Rumpfes zurückgelassen, ergänzt an diesem nach wenig Tagen den fehlenden Obertheil sammt seinen Armen; es wachsen selbst noch an dem vollkommneren Geschlecht der Wassersalamander einige der abgeschnittenen oder verstümmelten Glieder von neuem.

Wenn auch in der Larve mancher Insecten die inwohnende Lebenskraft so ausdauernd und mächtig gewesen, daß weder das Zerquetschen noch das Vertrocknen des Leibes sie vernichten können; so ist doch das zur letzten Verwandlung gekommene, zur Zeugung fähige Insect ferner keiner solchen Wiederergänzung des Leibes fähig. Das Einzelleben erscheint sogleich der Auflösung nahe und am Sterben, wenn das Leben eines neuen, künftigen Geschlechtes aus ihm einen Anfang genommen, und dieser neue Lebenskeim zieht zwar die Kräfte seiner eigenen Gestaltung bis zur Geburt aus dem Leibe der Mutter, nimmt aber zugleich demselben das Vermögen der Ergänzung und Wiedererzeugung der eigenen Theile; wie selbst noch beim Menschen der gebrochene Knochen einer schwangeren Mutter während der Zeit des Schwangerseyns nicht heilt, sondern erst nach der Ausgeburt des Kindes der gewöhnliche Callus sich erzeugt, so daß selbst dieser letzte Rest der wiedererzeugenden und leiblich bildenden Macht der belebenden Seele, welcher noch in der Menschennatur wohnt, sich verliert, wenn ein neuer, noch ungeborner Leib im Schoße der Mutter sich gestaltet.

Je weiter nach dem Menschen hinan, desto weniger findet sich am Leib der Thiere die Kraft der Wiederergänzung nach Verstümmelungen, und es erscheint zuletzt bei dem Menschen, im gewöhnlichen Verlauf des Lebens, der Einfluß der begehrenden Seele, auf die Erzeugung und Gestaltung der sichtbaren Glieder, am beschränktesten. Aus einem ähnlichen Grunde, aus welchem der Leib eines Weibes, in welchem sich das Leben der Frucht entwickelt, die Verletzung ihrer eigenen, äußerlich sichtbaren Glieder nicht zu heilen vermag, weil die bildende Kraft mit der

Gestaltung des noch unsichtbar im Innern verschlossenen Kindes beschäftigt und in dieser Richtung befangen ist. Denn so ist auch bei der Seele des Menschen die Macht über die Gestaltung des sichtbaren Leibes, welcher ihr bei der Zeugung und Geburt bereitet worden, in einem gewissen Sinne enger begränzt, als bei allen andern Lebendigen unserer Sichtbarkeit, weil sich während des Lebens im Innern dieser Seele der neue Leib: der verborgene Mensch des Geistes gestaltet. Es ist dann das Geschäft der Gestaltung in der Seele des Menschen keinesweges aufgehoben, sondern dasselbe hat nur eine andere Richtung genommen, und nicht selten geschieht es, daß, in minder gewöhnlichen Fällen, von welchen wir hernach reden wollen, die ganze, sonst noch innere, aufs Unsichtbare gewendete Schöpferkraft, jetzt nach außen, ins Sichtbare sich kehrt und hier in einem Umfange sich offenbart, wie bei keinem andern Lebendigen.

Auf die Gestaltung des Menschenleibes wirket, dieß bezeuget eine Menge der glaubwürdigsten Beobachtungen, mit einer wundervollen Macht, die Seele der Mutter, schon vor der Geburt ein. Es ward, nach Hunczorsky's Beobachtung, von einer jungen Mutter, mit wohlgestalteten Gliedern, welche während der ersten Zeit ihres Schwangerseyns der Anblick eines Bettlers mit verstümmelten Armen erschreckt hatte, ein Kind geboren, an welchem sich, statt der Arme, ein Paar von Stumpfen gefunden, ganz auffallend den verstümmelten Gliedern jenes Bettlers ähnlich, sogar mit denselben Erhabenheiten und Narben, als diese hatten. Einen diesem gleichen Fall der Einwirkung des Schreckens der Mutter auf die ungeborne Frucht, beobachtete und beschrieb neuerdings Schneider. Der Anblick eines, durch Zusammenstürzen des Gerüstes in einer Kirche hart beschädigten Mannes, dessen Arm nach hinten gebogen, dessen rechte Hand ganz breit gequetscht worden, zog hier eine Mißbildung der ungebornen Frucht nach sich, bei welcher die rechte Hand zu einem unförmlich breiten Klumpen, der Arm nach hinten verdreht worden. Das Erschrecken einer anderen Schwangeren, über den Anblick einer Hasenscharte, und vielleicht auch die länger fortwährende Furcht der Mutter vor den Folgen jener Gemüthsbewegung, wodurch die Erinnerung den anfänglichen Eindruck immer wieder erneuerte, erschienen als Ursache der gleichen

Verstümmlung an dem Kinde, welches nachmals mit einer vollkommenen Hasenscharte geboren worden, wobei auch der Gaumen gespalten gewesen. Auch an dem zweiten Kinde, welches diese Mutter später gebar, hatte die Furcht derselben noch den mißbildenden Einfluß gezeigt, denn dieses kam mit einer gespaltenen Oberlippe zur Welt, während sich am dritten Kinde nur noch ein rother Streifen an der Lippe zeigte. So leitete auch der oben erwähnte Albino: Dr. Sachs, die Mangelhaftigkeit seiner Sehorgane und seine ganze Gestaltung zum, übrigens sehr wohlgebildeten, Kakerlaken von der ansteckenden Gewalt her, mit welcher der Eindruck eines unversehens, in später Dämmerung erblickten, weißen Kaninchens auf die Seele der mit ihm schwangeren Mutter gewirkt hatte. Auf ähnliche Weise hatte dann der Anblick der phosphorescirenden Augen unseres Kakerlaken, im Dunkeln, nach der Versicherung der Mutter, auch nachher, als sie mit der jüngern Schwester desselben in Hoffnung war, die gleiche heftige Gemüthsbewegung erregt, und auch dieses später geborne Kind kam als Albino zur Welt. In einem sehr merkwürdigen Falle, welchen der englische Wundarzt Howshipp erzählt, war eine im vierten Monat schwangere Frau, als dieselbe im Winter über einen Fluß gehen wollen, durch das Zerbersten und Zerreißen des krachenden Eises in heftige Angst und Schrecken gerathen. Dieselbe gebar im siebenten Monat ein Kind, dessen Hautbedeckungen nach allen Richtungen zerrissen erschienen. Die Ränder der Risse klafften an einigen Stellen mehr, an andern weniger weit von einander, es hatte an ihnen allen die Vernarbung begonnen; sie war jedoch bei keinem noch vollendet.

Umgekehrt kann auch die Einbildungskraft der Mutter, wenn sie durch den Anblick des Schönen aufgeregt wurde, einen verschönernden Einfluß auf die Gestaltung des Ungebornen haben, wie dieß schon die Spartaner erkannten, und deßhalb in das Zimmer der Schwangern Gemälde und Statuen von Göttern und Heroen brachten.

Die Gewalt der mütterlichen Seele über die Entwicklung des Leibes der noch ungebornen Frucht vermag auch nicht selten Anlagen zu gesunden oder kranken Bewegungen des Nervensystems auf das Kind überzutragen. Nach einer Beobachtung,

welche Watt in Duncans Annalen mitgetheilt, hatte eine Mutter, welche eben mit ihrem zweiten Kinde schwanger war, den eigenen Gemahl, von einem epileptischen Leiden befallen, in heftigen Zuckungen gesehen, und derselbe Anfall, in einem noch heftigeren Grade wiederkehrend, erschreckte sie auch während ihrer dritten Schwangerschaft. Es litten diese beiden Kinder seit ihrer frühesten Lebenszeit an epileptischen Zufällen, die das jüngere zuletzt tödteten, während weder der zuerstgeborne Sohn, noch die drei jüngsten Kinder, welche die Mutter nach der vollkommenen Heilung ihres Gatten geboren, eine Spur von jener krankhaften Anlage zeigten. Eine andere Mutter, welche anhaltend und heftig über den Tod des geliebten Gatten geweint, durch den sie mitten im Verlauf der Schwangerschaft zur Wittwe geworden, gebar eine Tochter, deren Augen von der Geburt an leidend gewesen, wie von vielem und langem Weinen.

So scheint dann einer fremden Seele, so scheint dem Gemüth der Mutter, mehr und größere Macht auf die erste Gestaltung des Leibes gegeben, als der eigenen, diesem inwohnenden Seele. Ja es ist nicht allein die Bildung der äußeren Glieder und Sinnesorgane, welche in gewisser Hinsicht von dem Einfluß des mütterlichen Lebens abhängt, sondern selbst die eigenthümliche Richtung der Neigungen, das Vorwalten der einen oder der andern geistigen Anlage, scheinen öfters, auf unverkennbare Weise, noch vor der Geburt, in und mit den Gemüthsbewegungen ihren Anfang zu nehmen, welche während des Schwangerseyns am öftersten und meisten von der Seele der Mutter Besitz gefaßt. Es hat eine Mutter, die während der Zeit der Hoffnung der tiefen Schwermuth sich hingegeben, einen Sohn geboren, in welchem ein beständiger Hang zu schwermüthigem Ernst gewesen, und auf dieselbe Weise hat eine fortwährende Aufregung des Triebes zu sparen und zu sammeln während der Schwangerschaft, wie man glaubte, dem noch ungebornen Kinde die eigenthümliche Anlage zum Geiz gegeben. In einem andern schien die beständige und ungewohnte Zerstreuung, in welcher in jenem Zustande die Mutter gelebt, die unersättliche Neigung zum Genuß des geselligen Vergnügens begründet zu haben.

Dasselbe was mit bildender Macht die Seele der Mutter

an dem Leibe, ja selbst an der Seele des noch ungebornen Menschen gethan, das geschiehet nach der Geburt und im Verlaufe des Lebens zum Theil durch andere, äußere Einflüsse der Natur, welche bis zu einer gewissen Gränze für den Leib, ja selbst für die unwillkürliche Stimmung der Seele die Stelle des belebenden und umfangenden Mutterleibes vertreten. Es kommen, aus unbekanntem Anfange, über die Bewohner ganzer Länder und Welttheile ansteckende Leiden, welche, wie etwa die Blattern, auf die Gestaltung des Leibes so verändernd und entstellend einwirken, wie die krankhafte Bewegung der mütterlichen Seele auf die Gestaltung des Kindes. Es verbreiten sich selbst psychische Aufregungen und irrende Richtungen, wie von der Mutter auf das neugeborne Kind, so, von einem unbekannten Anfange ausgehend, von Menschen auf Menschen, bis zuletzt jene ganze Schaar der Milesierinnen, mitten in der Jugend Kraft und Blüthe, von dem wahnsinnigen Hange zum Selbstmord ergriffen wird, oder (wie dieß in neuerer Zeit zu Lyon geschehen) ein Haufe der zu selbsterwähltem Tode im Wasser eilenden Frauen den andern nach sich reißt, als ginge der Weg zu einem vielgeliebten, öffentlichen Vergnügen. Mit ansteckender Gewalt verbreitete sich der Wahnsinn, der zuerst die Töchter des Königs Prötos in Argos ergriffen, auch auf die übrigen Argiverinnen; sie verließen ihre Wohnungen und schwärmten, dem Wahne ergeben als seyen sie in Kühe verwandelt, laut brüllend in den Wäldern und Fluren umher.

Wir haben indeß jene Kraft, welche auch nach der Geburt des Menschen durch ihre gestaltende und stimmende Einwirkung auf den Leib, die Stelle der Mutter vertritt, nicht zu fern, in etwas ganz Unbekanntem und Unerforschbarem zu suchen; es wirkt vielmehr hier von Seele zu Seele, und von dieser zum lebenden Leibe, dasselbe, durch alles Leben gehende magnetische Princip, von welchem wir oben §. 13 bei der Geschichte der leiblichen, so wie im §. 31 bei der Geschichte der psychischen Ernährung gesprochen. Auch die schwangere Mutter wirkt auf den Leib der ungebornen Frucht nicht durch die bewegende Kraft des Willens ein; sie vermag eben so wenig an diesem zarten, von ihr umschlossenen Leibe ein Glied zu regen, als der Mensch im gesunden Zustand über die Bewegungen seiner verdauenden Ein=

geweide willkürliche Gewalt hat; sie vermag auch durch den Willen die Gestalt des Kindes weder zu verschönern, noch zu entstellen. Die eigenthümliche Macht, durch welche sie auf den Leib des Kindes Einfluß hat, liegt in dem Gebiete der dem Willen nicht unterworfenen Gefühle, wird von einer Region des Lebens zur andern, wird von der Seele zum Leibe durch das Mitgefühl fortgepflanzt.

Wie wir oben gesehen, gleichet der Zug, welcher das hungernde Thier zur Speise, ja diese zu dem lebenden Wesen hinführt, das ihrer bedarf, allerdings dem Zuge, welcher das magnetische Eisen zu andrem Eisen führet, gleichet ihm auch darin, daß er nicht ursprünglich aus dem Eisen hervorgehet, sondern in diesem durch eine allgemeine, alldurchdringende Naturkraft erst geweckt wird, und durch den mittelbaren oder unmittelbaren Rapport mit ihrem von Pol zu Pol, wie von oben nach unten gehenden Strome sich beständig verstärkt. Diese magnetisch sich mittheilende, von einem gemeinsamen Quell ausgehende und zu ihm hinführende Kraft ist es dann, durch welche jenes wechselseitige sich Aufregen, das wir oben zwischen den sich entsprechenden Systemen der Seele und des Leibes bemerkten (§. 52), begründet wird: so wie die Macht der mütterlichen Seele über das Ungeborne, und die Macht der eignen Seele über den Leib. Diese Macht hat nicht in dem eignen, selbstbewußten Willen ihre Begründung, sondern sie gleichet in ihrem Entstehen wie in ihrer Wirksamkeit einer Ansteckung, deren Wesen zuerst den Einen ergriff, dann von diesem an Andre sich mittheilte.

Ein heiteres Wohlergehen des innern Menschen wird immer auch auf das Wohlbefinden des äußern von bekräftigendem Einfluß seyn, während, vermöge des oben erwähnten Wechselverhältnisses, eine krankhafte Richtung der Seele, der verwandten leiblichen Region fast immer, unverkennbarer noch als dem Kinde die Mutter, ihr eignes, sichtbares Abbild aufpräget.

Nach einer sehr beachtenswerthen Beobachtung der Aerzte findet man häufig bei Menschen, deren Begehrungs-Vermögen durch wilde Leidenschaften ohne Aufhören bewegt, deren Gemüthsneigungen unnatürlich verkehrt und entstellt waren, Mißbildungen des Herzens, welche, wie bereits vorhin (im §. 56) gezeigt worden, erst eine Folge der Bewegungen der Seele gewesen.

So fand Testa bei einem großen Verbrecher ein hartes, durch widernatürliche Häute und haarartige Fäden entstelltes Herz, und bemerket zugleich, daß solche widernatürliche Mißbildungen häufig am Herzen der Missethäter beobachtet werden. In dem Leichnam eines sehr lasterhaften Menschen fand Riolan die Substanz des Herzens knorpelartig. So bemerkten wir auch schon oben, im fünften Abschnitt, den mißbildenden Einfluß des Zornes auf die Leber, so wie anderer Leidenschaften auf Lunge und Darmcanal. Es wird nun die Hauptaufgabe des Inhaltes des hier vor uns liegenden Abschnittes unserer Untersuchungen seyn, jene unwillkürlich ansteckende Macht der Gemüthsbewegungen auf den Leib, welche wir im vorhergehenden mehr nur als eine Vermuthung gaben, durch Thatsachen zu beweisen.

Am meisten fällt hierbei die Wirkung der Seelenbewegungen in die Augen, wenn sie auf Theile und Bildungen gehet, welche an der Oberfläche des Leibes liegen. Beginnen wir daher mit diesen minder bedeutenden Thatsachen zuerst.

Ein alter Volksglaube hatte den Königen von Frankreich die Macht beigelegt, durch die Berührung ihrer Hand den Kropf zu heilen. Schaaren von Mißgebildeten, welche an jenem scrophulösen Uebel litten, wurden an gewissen Tagen dem Könige vorgestellt, von diesem an der leidenden Stelle berührt, und damals, als jener Glaube noch allgemeiner gewesen, hat, nach dem Zeugniß der Aerzte, bei Vielen diese sonderbare Heilart günstig gewirkt und den Kropf verschwinden gemacht. Auf ähnliche Weise wirket noch jetzt im Volke der Glaube, an die sogenannt sympathetischen Mittel, auflösend und heilend auf krankhafte Auswüchse an der Außenfläche des Leibes. — Der Einfluß der Gemüthsbewegungen auf das Entstehen wie auf das Vergehen scirrhöser Verhärtungen, auf die leichtere Heilung, wie auf die Verschlimmerung der Wunden, ist häufig in den Schriften der Aerzte erwähnt und erwiesen. Selbst auf die Farbe der Haare, wie auf jene der Iris der Augen, wirken Gemüthsbewegungen verändernd ein. Bichat hatte in fünf bis sechs ihm näher bekannten Fällen bemerkt, daß die Haare durch Einfluß des Kummers in weniger als acht Tagen auf Einmal weiß geworden, und in einem dieser Fälle war das Ergrauen fast in einer einzigen Nacht geschehen. So wurde auch, nach

Härtel, die vorhin etwas dunklere Farbe der Iris durch große Traurigkeit in ein helleres Blau verwandelt.

Augenfällig ist nicht minder, und allgemein anerkannt, der hervorrufende, wie der heilende Einfluß der Seele, auf die krankhaften Aeußerungen der Muskelbewegungen, und zwar nicht minder auf das unwillkürliche epileptische Zucken, als auf die Lähmung derselben. Namentlich die eigentliche Epilepsie entstehet öfters durch heftige Gemüthsbewegungen, und pflanzet sich durch das Mitgefühl von einem Menschen auf den andern, ja wie Einige behaupten, auch auf Thiere fort. In einem sonderbaren Falle, welchen Tode der Gazette salutaire nacherzählt, ward ein an der Fallsucht Leidender zu Paris durch das unvermuthete Anspringen eines Hundes an ihn von seinem Uebel geheilt, zugleich aber erschien es, als hätte die etwa in dem Kranken entstandene Erschütterung des Gemüths mit einer leiblich zerstörenden Kraft auf den Hund gewirkt, denn dieser fiel gleich hernach um und starb. Ein solches merkwürdiges Uebertragen der Zuckungen, besonders bei Kindern, an einige zarte, mit ihnen in Berührung gebrachte Thiere, wird nicht selten beobachtet. Es zeigt sich auch hier der öfter erwähnte, nahe Zusammenhang alles geistigen Bewegens mit einem durch dieses hervorgerufenen leiblichen Element.

Jener epileptische Knabe, von welchem Bang erzählt, trug sein Leiden mit ansteckender Gewalt nicht bloß auf seine drei Wärterinnen, sondern auch auf einen Maler über, welcher bei ihm schlief, und ein diesem ähnlicher Fall findet sich in den Medical Cases (1776) verzeichnet, denn auch in diesem wurde die Epilepsie, an welcher die Mutter litt, dem Knaben mitgetheilt, welcher neben ihr schlief. In einem andern Falle bekam ein junges, gesundes Frauenzimmer die Fallsucht, wie man glaubte, bloß durch den öftern Anblick desselben Leidens an einer ihrer Freundinnen. Ein gesunder, sechs und zwanzigjähriger Mann ward durch den heftigen epileptischen Anfall eines Andern, den er hierbei festhalten helfen, so erschüttert, daß er von jetzt an selber an der Fallsucht zu leiden anfing. Vierzehn kränkliche Frauen, in der Charité zu Berlin, wurden, nach Fritze's Beobachtung, plötzlich von heftigen Convulsionen ergriffen, als vor ihren Augen ein Mädchen, welches gekommen war, um eine

Freundin zu besuchen, demselben Uebel unterlag. Diesem ähnlich sind die oft in den Schriften der Aerzte erwähnten Vorgänge, in denen das unwillkürliche Bewegen der Glieder und das Ausstoßen von Tönen, mit ansteckender Gewalt ganze Schaaren von Menschen durchdrang. So hat man zu St. Roch in Frankreich, in Zeit von einer halben Stunde, fünfzig bis sechzig junge Mädchen von heftigen Zuckungen befallen gesehen, als im Jahr 1786 vor den Augen der versammelten Schaar ein anderes Mädchen, bei Gelegenheit der ersten Communion, von jenem Leiden ergriffen worden. Ein lautes Ausrufen der innern Angst, verbunden mit einem Verzerren der Gesichtsmuskeln und mit Zittern und Zucken der oberen Gliedmaßen, hatte zu Redruth, in der Kirche der Methodisten, in wenig Tagen Tausende von Menschen ergriffen, nachdem zuerst einer von ihnen die Stille des Gottesdienstes mit diesen lauten Aeußerungen der Gemüthsbewegung unterbrochen, und die Versammelten durch seine innre wie äußre Erschütterung erschreckt hatte. Diese Bewegung verbreitete sich von Redruth aus bald in die benachbarten Dörfer, und die Zahl der von ihr Ergriffenen belief sich auf viertausend. Der Anfall bei jedem Einzelnen dauerte gewöhnlich bis zur achtzehnten Stunde. — Es wiederholt sich hier fast dasselbe, was man schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts bei der Versammlung der sogenannt Inspirirten in den Cevennen, und was man bei einzelnen Ausbrüchen einer religiösen Schwärmerei hin und wieder in Deutschland bemerkte. Bei einer gewissen Gelegenheit hatte sich, wie dieß in Wesley's Leben erwähnt ist, der unwiderstehliche Hang zum lauten Lachen, selbst bei den ernstesten Handlungen, mit ansteckender Macht auf ganze Schaaren fortgepflanzt.

In einem öfters nacherzählten Falle, welchen der große Boerhave beobachtete, war die Epilepsie, die sich durch Aufregung des Gefühls beim Anblick eines von der Fallsucht ergriffenen Kindes auf die andren Kinder des Harlemer Waisenhauses verbreitet, eben so durch Aufregung der Furcht und des Schreckens geheilt worden. Denn es hatte jener berühmte Arzt, nachdem andre Mittel vergebens versucht waren, vor den Augen der versammelten, voll Erwartung dastehenden Kinder allerhand eiserne Geräthe, Zangen und Haken, in einem neben ihm

gestellten Kohlenfeuer glühend gemacht, und hierauf den Vorstehern der Anstalt den Befehl ertheilt, hinfort jedes der Kinder, welches der Anfall beträfe, mit diesen Werkzeugen zu brennen.

Auf ähnliche Weise hat man schon seit alten Zeiten den Schauder und andere Gemüthsbewegungen der unangenehmen Art, bei der ärztlichen Behandlung jenes furchtbaren Nervenleidens zu Hülfe genommen, und hiervon den günstigsten Erfolg gesehen. Es erwähnt schon Plinius eines Heilmittels gegen Epilepsie, welches seinen alten Ruf bis auf unsere Zeiten sich erhalten: das Trinken von dem frischen Blut eines eben gewaltsam Getödteten. Bei dem Kranken dieser Art, im alten Rom, wenn er nach Plinius Rath das Blut des sterbenden Fechters nahm, war vorhin die theilnehmende Seele durch das Anschauen des Kampfes auf mannichfache Weise erregt, und es wirkt auch bei uns, wenn der Volksglaube die Epileptischen zum Hinunterschlingen des Blutes, eines vor ihren Augen enthaupteten Missethäters, antreibt, zunächst nur die innere Bewegung der Furcht und des Schauders. Noch in neuester Zeit bezeuget Vering die Heilung eines vorhin Jahre lang epileptisch gewesenen Weibes durch dieses Mittel. Furcht und Schauder der Seele waren es auch, welche mehreren andern, von Plinius und Aretäus empfohlenen Mitteln gegen jene Krankheit, ihre Wirksamkeit gaben, wie namentlich dem Genuß des Gehirnes von verstorbenen Kindern.

Die Macht der Seele über dieses, dem Schauder und der Furcht der innren Region entsprechende Leiden wird auch umgekehrt in solchen Fällen bemerkt, dergleichen jener ist, welchen Sauvage erzählt. Es hatte eine Frau, seit zwanzig Jahren epileptisch, jedesmal den Anfall bekommen, wenn sie, schon in der angstvollen Erwartung desselben, in die Kirche gegangen war, sie blieb jedoch von ihm befreit, seitdem sie die Vorsicht gebrauchte, die Messe außerhalb der Kirche, an der Thüre zu hören. Ein Knabe, welcher zuerst durch den Schrecken epileptisch geworden, den ihm der Ueberfall von einem großen Hunde erregt hatte, bekam immer, beim Anblick großer Hunde, einen Rückfall in sein Leiden. Bemerkenswerth ist endlich hierbei auch das, was Metzger von dem Uebergehen einer öfters betrügerisch nachgeäfften Fallsucht in die wirkliche erzählt.

Jener aufmerksame Zuhörer, welcher aus Boerhave's treffenden Vorträgen jedesmal nicht bloß die wissenschaftliche Kenntniß, sondern die ganze Empfindung der einzelnen Krankheiten mit sich nach Hause nahm, und alle Symptome derselben an sich zu erfahren meinte, gab hierdurch nur eines der minder bedeutenden Beispiele aus jenen Tausenden, welche die ansteckende Macht der in der Seele entstandenen kranken Bewegungen auf den Leib beweisen. Es wird bei allen Krankheiten von einer leicht mittheilbaren Art die Gefahr der Ansteckung durch Furcht und Angst vermehrt, und das schon vorhandene leibliche Leiden verschlimmert sich augenblicklich, wenn mit verstärkender Macht zu ihm ein dieser äußeren Richtung entsprechendes Leiden der Seele kommt, oder wird gemindert, durch Gefühle, welche das innre Leben bekräftigen und erfrischen. Als auf Ansons langer Seereise ein großer Theil der Schiffsmannschaft vom Skorbut ergriffen worden, bemerkte man deutlich, daß jeder Vorfall und jedes neue Gerücht, welches die so lange vergeblich das Land ersehnenden Seefahrer muthlos machte, und ihnen die Hoffnung benahm, die Krankheit verstärkte; es starben dann die gefährlichen Kranken; jene, welche minder leidend waren, verschlimmerten sich, die, welche kurz vorher noch ihre Dienste verrichtet, mußten sich legen. Auf einem andren Schiffe vermehrte sich die Zahl der Kranken sogleich auf das Fünffache, als der allgemein geliebte Capitän gestorben, und seine Stelle durch einen Andren besetzt war, der gar keines Zutrauens genoß. So schrieb auch Trotter das Erliegen des Negersklaven eines Schiffes am Skorbut, von welchem die übrige Mannschaft frei geblieben, lediglich dem Kummer und dem Heimweh jener Elenden zu. Dagegen wird gerade diese Krankheit, welche auf eine tödtlich lähmende Weise auf die bewegenden und ernährenden Kräfte des Leibes wirkt, mit fast wundervoller Gewalt von allem Dem gelindert und geheilt, was die bewegenden Kräfte der Seele, so wie die freudigen Gefühle weckt und bekräftigt. So weiß man nicht bloß an Einzelnen, daß eine plötzlich im Schiffe entstandene Gefahr dem fast erstorbenen Leibe die Kräfte wieder gab, sondern als im Februar 1744 die brittische Flotte, unter deren Mannschaft der Skorbut ausgebrochen war, in der Bay Theres ankam, und hier erfuhr, daß der Feind bereits einen Angriff gewagt,

kam unter die Gesunden, wie unter die Kranken ein neues innres Leben des Muthes und der Kampflust. Alsbald schien der weiteren Verbreitung der Krankheit Einhalt gethan, und auch bei den bereits Erkrankten besserte sich der leibliche Zustand so auffallend schnell, daß man am 11 Febr., am Tage der Schlacht, zwischen der brittischen und der verbündeten spanisch-französischen Flotte, nur noch fünf Kranke zählte. Auf eine ähnliche Weise wirkte zur Heilung dieser Krankheit jene freudige Hoffnung, welche man bei der Belagerung von Breda im Jahre 1725 in der entkräfteten, von Elend jeglicher Art gebeugten Mannschaft zu erregen gewußt. Denn als zu dem drückenden Mangel fast an allem zum Leben Nöthigen, als zu der rastlosen Arbeit auch noch der Skorbut gekommen, welcher einen großen Theil der Einwohner und Soldaten ergriffen, und Viele schon getödtet, da dachte man bereits ernstlich an die Uebergabe der Festung an den Feind, als es dem Prinzen von Oranien gelang, Briefe in die Stadt zu bringen, worin er derselben Hoffnung zur baldigen Hülfe gegeben. Arzneimittel begleiteten jene Schreiben, angeblich von sehr hohem Werth und Kräften, es sollten jedoch bald andre von noch größeren Kräften folgen. Jeder Arzt hatte von den vorgeblichen Heilmitteln nur drei kleine Fläschchen erhalten, das öffentlich verbreitete Gerücht legte jedoch einigen Tropfen dieser Arzneien eine solche Wirksamkeit bei, daß durch sie eine ganze Gallone voll andrer Flüssigkeit, zur Linderung und Heilung der Krankheit, kräftig gemacht werde. Es wußten selbst die Officiere nichts um die Täuschung, welche übrigens, zusammt der neubelebten Hoffnung, so wohlthätig wirkte, daß man Kranke, welche vorher Monate lang die Glieder nicht brauchen können, gesund, gerade und munter auf der Straße gehen sah. Sie rühmten sich durch das Heilmittel ihres Prinzen genesen zu seyn; die Beweglichkeit der Gelenke habe sich auf bloßes Einreiben von Oel wieder eingefunden. Ja es bewirkte das „Arzneimittel" zur Verwunderung Aller, und selbst des Arztes Lind, der diese Geschichte erzählt, sogar bei solchen Kranken nach wenigen Tagen die Herstellung, welche vorhin auf den Gebrauch der wahrhaften, und als wirksamst erkannten Arzneien, nur schlimmer geworden waren.

So wurde auch die Entstehung und allgemeine Verbreitung

des epidemischen Fiebers, welches in den Jahren 1799 und 1800 Genua verheerte, von Rasori und andren Aerzten, vornehmlich der allgemein herrschenden, traurigen Gemüthsstimmung zugeschrieben, womit ein mannichfaches äußres Elend die Seelen der sonst so heiteren Bewohner erfüllt hatte. Mit einer pestartigen Gewalt hatte fast zu derselben Zeit (im Jahr 1800) das gelbe Fieber einen Theil der Bewohner von Andalusien ergriffen. In Cadiz allein wurden täglich gegen 200 Todte zur Erde bestattet; es durchdrang ungeachtet der hierbei gebrauchten Sorgfalt ein furchtbarer Leichengeruch die Straßen und die aus Furcht vor Ansteckung fest verschlossenen Häuser; es wagte sich fast Niemand an einen Ort zu gehen, wo er andren, etwa schon Kranken begegnen könnte, die Kirchen, so wie alle Gebäude und Plätze der öffentlichen Versammlungen standen leer, aller Verkehr war aufgelös't, man hörte fast keinen andern Laut, als jenen der Todtenglocken und das Rasseln der Leichenwägen. Als zuletzt auch die Bande der sonstigen Freundschaft und Bekanntschaft zwischen der bedrängten Stadt und ihrer Nachbargegend aufgelös't worden, und einige Einwohner, die sich nach Xeres geflüchtet, von dort mit Steinwürfen zurückgescheucht waren, da gewährte das vorhin so vielbelebte Cadiz, welches jetzt, nach Gonzalez Worten, zu einem „Ort der Thränen und Trauer" geworden, schon ganz den Anblick einer belagerten Stadt. Es wuchs die Furcht so sehr, daß, zunächst an ihren Folgen, auch vorher ganz Gesunde starben, ohne daß man bis zum Tode ein eigentliches Symptom der Seuche bemerken können; Andre tödteten oder entkräfteten sich durch vermeintliche Präservativmittel. Da erschien plötzlich vor der Stadt die feindliche, mächtige Flotte der Engländer, und regte in den wahrhaft, oder vermeintlich Kranken, eine ganz andre, heilsamere Bewegung der Seele auf. Die Furcht vor der Seuche war vergessen, man wagte es wieder aus den Häusern hervorzugehen an die Luft, die öffentlichen Versammlungsorte des Volkes waren von Neuem gefüllt; das Gespräch aller sich Begegnenden war nicht mehr von der Gefahr der Seuche, sondern von dem drohenden Feinde, und den Mitteln zur Gegenwehr. Der Einfluß dieser innren Bewegungen, den freilich die weiter vorrückende Jahreszeit noch verstärkte, war unverkennbar. Die Beerdigungen verminderten

sich so sehr, daß man bald nicht mehr auf sie achtete; von den schon Erkrankten genasen Viele; der weitern Verbreitung des Elendes schien Einhalt gethan, es war der allgemeine Gesundheitszustand der Bewohner in Kürzem wieder ganz der vormalige. So hatten auch bei der Pest in England, in den Jahren 1625 und 1636 die zu ängstlichen Vorsichtigkeitsmaßregeln der öffentlichen Behörden, die allgemeine Furcht vor der Krankheit, und hierdurch die Heftigkeit von dieser vermehrt und die Aufhebung jener Maßregeln zeigte sich sogleich von wohlthätig linderndem, heilenden Einfluß. Es lag bei jener Pest von Athen, welche Thucydides so meisterhaft beschreibt, die furchtbarste Gewalt des Elendes nicht in dem vergiftenden Hauche der Krankheit selber, sondern in der, Göttliches wie Menschliches nicht mehr achtenden Verzweiflung und Todesfurcht der Bewohner. So starben auch nach Pugnets Zeugniß im Jahr 1800 viele Soldaten, mehr an der Furcht vor dem Lazareth, in welches man sie gebracht, als an der Krankheit selber, denn diese Furcht war so groß, daß sie fast bei allen ins Lazareth Transportirten Geistesverwirrung erregte. Mit Recht hatte daher der Arzt Arajuela, welchen das spanische Ministerium nach Malaga gesendet, damit derselbe die besten Maßregeln gegen die Verheerungen des gelben Fiebers treffen möge, gleich bei seiner Ankunft Befehl gegeben, die Kirchen und Schulen, so wie die Orte der Erholung und Erfrischungen von Neuem zu öffnen. Es wurde, wie nach schon beendetem Leid, in den Kirchen das Te Deum gesungen, Illuminationen, so wie öffentliche Umgänge veranstaltet. Obgleich die hierauf erfolgte, neue Ermuthigung der Bewohner nicht sogleich die Heilung herbeiführen können, hat sie doch offenbar wohlthätig lindernd und vermindernd gewirkt, und die Krankheit war nach einem Monat ganz gehoben.

Oefterer noch als in jener furchtbarsten Krankheit, zeigt sich die heilende oder tödtende Macht der Seele in Fiebern von minder mächtiger Art. Es wurde nach Pechlins Zeugniß ein sechzigjähriger Mann, der an einem schleichenden Fieber mit Gelbsucht darnieder lag, fast augenblicklich durch die Nachricht geheilt, daß ihm, was er lange vergeblich ersehnt hatte, seine Frau einen Sohn geboren. Ein Knabe wurde, nach

Verings Bericht, durch die freudige Nachricht, daß seine Probearbeit ihm zur ersten Stelle in seiner Classe verholfen, vom Tertianfieber befreit; bei einem Manne bewirkte die gleiche Heilung der Schrecken, den ihm der Sturz vom Pferde und das Zerbrechen eines Knochens erregt, und der Affect des Schreckens vertrieb auch bei jenem sonst unerschrockenen Kriegsmanne, welcher einen großen Abscheu gegen Ratten gehabt, das Fieber, als, nach Gaubius Erzählung, unversehens eines jener Thiere auf ihn sprang. Der berühmte Muretus genas von einem Fieber, das ihn auf einer Fußreise durch Italien überfallen, durch die Furcht, welche ihm der lateinisch an seinem Bette ausgesprochene und von ihm wohl verstandene Vorsatz der Aerzte einflößte, an ihm, als an einem Landläufer, an welchem nichts gelegen sey, die Wirkung eines neu erfundenen, starken Arzneimittels zu erproben. Durch Schrecken verlor ein Weib in Berlin, welches seit neun Monaten am hartnäckigsten Fieber gelitten, nach Herz's Beobachtung, ihre Krankheit, und derselbe Affect scheint auch jene junge Fieberkranke geheilt zu haben, der man (nach Pouteau) zwei lebendige Frösche in die Hand gelegt. In einem andern Falle, den Paräus anführt, hatte einem Kranken die Aufwallung des Zornes von seinem Quartanfieber geholfen, und es wirkt überhaupt in dieser Krankheit, in welcher deßhalb in älterer wie in neuerer Zeit so oft der Gebrauch der sogenannten sympathetischen Mittel empfohlen worden, jede kräftige Bewegung des Geistes heilsam; wie denn, nach Plinius Zeugniß, Quintus Fabius Maximus von seinem Quartanfieber verlassen worden, als er mit angestrengter Aufmerksamkeit die Bewegungen seines Heeres beobachtete. Es wollten deßhalb schon Aretäus und Cälius Aurelianus, unter den gewöhnlichen Heilmitteln der Fieber, auch jenen edleren Belustigungen der Sinne eine vorzügliche Stelle anweisen, welche man den Kranken durch schöne Aussicht ins Freie und liebliche Umgebung mache. Denn, wie sehr zuweilen die Seele, von welcher der heilende oder lähmende Einfluß auf den kranken Leib so oft ausgeht, zu ihrer Beruhigung und Bekräftigung einer geliebten Umgebung bedürfe, dieses beweis't die Beobachtung, welche der berühmte Herz an sich selber gemacht. Derselbe

lag an einem sehr bösartigen Fieber darnieder, während dessen ihm Selle und andere treffliche Aerzte durch ihre Kunst siebenzehn Tage lang keinen Schlaf geben, den Zustand des fast beständigen Deliriums, die Neigung zu tödtlich scheinenden Ohnmachten und Starrkrampf nicht zu heben vermochten. Es quälte den Kranken ohne Aufhören der Wahn, daß er nicht in seinem Hause sey, sondern von seinen Feinden, im Bette liegend, in mancherlei widerwärtigen Oertern herumgeführt werde. Er verlangte immer in sein eigentliches, gewöhnliches Schlafzimmer gebracht zu seyn, dieser Wunsch jedoch wurde, aus zu großem Bedenken der Aerzte, ihm versagt. Bis diese endlich am siebenzehnten Tage, da sie alle Hoffnung zur Wiedergenesung des Kranken aufgegeben, ihm seinen immer wiederholten und vermeintlich letzten Wunsch gewährten, und denselben mit seinem Bette in das längst ersehnte Zimmer hineinrücken ließen. Hier fühlte sich der Leidende auf einmal nach wenig Minuten so beruhigt, daß er in einen achtstündigen Schlaf versank, aus welchem er, von der Gefahr genesen, erwachte. Derselbe große Arzt, von welchem wir eben die von ihm selber erlebte Heilung des Fiebers auf psychische (?) Weise erzählten, befreite einst einen reizbaren Kranken, dessen fieberhafte, zuletzt gefahrdrohende Unruhe aus Todesfurcht kam, dadurch von seinem Fieber, daß er ihm mit ernster Miene verkündete: er müsse sterben. Der Kranke, nach der Erschütterung des ersten Augenblicks, wurde ruhig und genas.

Unter mehreren andern Krankheiten wird auch die Wassersucht, mit Leiden der Leber verbunden, sehr häufig durch anhaltende Traurigkeit und Sorgen erregt, wie dieses Morgagni, Pouteau und Peter Frank bezeugen. Aber eben der zuletzt genannte berühmte Arzt sah auch die Heilung von der Wassersucht, an welcher ein armes, altes Weib in Wien, zugleich mit dem grauen Staar litt, plötzlich durch die Freude erfolgen, welche der Kranken, nach glücklich operirtem Staar, der längst entbehrte Anblick ihrer Söhne gewährte.

Zu den erregenden Ursachen der Gicht und des Podagra's werden von Boerhave, Sydenham und van Swieten auch der Zorn und der Aerger, so wie andere verwandte Leiden der

Seele gezählt, und es bewirken alle diese innren Momente sonst eine augenfällige Verschlimmerung und Rückfälle der Krankheit, oder die bisherige Krankheit wird durch heftige Affecte von den äußern Theilen hinweg auf die innern geführt, wo sie in vielfach gefährlicher Form wiedererscheint. Dennoch finden wir auch in den Schriften, zum Theil derselben Aerzte, nicht selten solche Fälle aufgeführt, in denen sich gerade jene sonstigen Gifte als wohlthätige Heilmittel zeigten. Denn es wurde nach van Swieten ein vom Podagra ganz gelähmter Mann durch die Furcht vor einem vermeintlichen Gespenst so gänzlich geheilt, daß er augenblicklich wieder, und in größter Eile, die Treppen hinauf gehen konnte und von nun an immer von seinen podagrischen Anfällen befreit blieb. So erzählt auch Horst von einem Manne, welcher eben am heftigsten Paroxysmus des Podagra's leidend, dem Zorne, wozu ihn die Beleidigungen eines Soldaten gereizt, nachgab, und aufspringend vom Lager, diesen züchtigte. Die Krankheit war von nun an vergangen. Oefterer noch, denn jene widriger stürmenden Affecten, hat sich in diesem Falle die Freude heilend bewiesen, welche unter andren bei einem unvermutheter Weise begnadigten Missethäter, die Lähmung vom Podagra sogleich, und auf immer gehoben. Ein Arzt, von welchem Pechlin berichtet, pflegte sich jenes Leiden durch Musik zu lindern.

Starrsucht, so wie plötzliche Lähmung der Glieder sind in vielen Fällen durch heftige Erschütterungen des Gemüths oder durch große Anstrengung der Seelenkräfte entstanden. Ein Engländer, welchen Tulpius beobachtete, war durch die Nachricht, daß seine Geliebte ihre Hand ihm verweigert, in eine tiefe, wie versteinernde Starrsucht versunken, aus welcher er jedoch wieder erweckt wurde, als man ihm die freudige Botschaft von entgegengesetztem Inhalt ins Ohr rief. Der Schrecken über einen furchtbaren Donnerschlag heilte nach Diemerbroek eine vierzigjährige Lähmung, und einem andern Lahmen in Arles gab der Schreck über ein in der Nachbarschaft ausgebrochenes Feuer den Gebrauch der Glieder wieder. Während der Schrecknisse und Todesangst, welche das große Erdbeben über alle Bewohner von Lissabon verbreitete, hat, nach Sauvages, ein alter, seit längerer Zeit gelähmt gewesener

Mann einen jungen Menschen, er möge ihn aus dem Hause hinaustragen. Der Jüngling gewährt die Bitte, setzt aber den Alten auf der Straße nieder und eilt weiter. Da hört er sich von dem Greise nachrufen, und sieht denselben zu seinem Erstaunen hinter sich her laufen. Aehnliche Fälle, einer Heilung der Lähmung durch Schrecken, erzählt Löfler. Es fand sich bei allen, auf diese seltsame Weise Geheilten, ein leichter Durchfall ein.

Die wohlthätige Wirkung des Zornes gegen Leiden dieser Art hatte schon der arabische Arzt Gabriel erkannt, als er die Geliebte des großen Harun Al Raschid durch Aufregung eines heftigen Zornes von einer Lähmung des Armes heilte. Auf gleiche Weise, in Folge des heftigen Erzürnens über einen Bedienten, wurde ein Verwandter des Valeriola von einer Lähmung der Füße befreit, welche seit sechs Jahren der Anwendung aller gewöhnlichen Heilmittel nicht weichen wollen. Der Zorn ist es gewesen, welcher in einem von Stahl erzählten Falle, eine seit vier Jahren anhaltend gewesene Lähmung des Sprachorgans gehoben. Denn die ersten Worte, welche der so lang stumm gewesene und von Neuem geheilte Jüngling gesprochen, waren Ausdrücke des heftigen Unmuths, welchen ein altes Weib in ihm erregte. Was aber dem von Jugend an stummen Sohn des Crösus die Sprache gegeben, als er dem wüthenden Soldaten, der seinen Vater morden wollte, plötzlich zugerufen: „tödte den Crösus nicht" das war mehr als der gewöhnliche Zorn, das war eine innere Kraft, welche, wie wir hernach sehen werden, selbst die Sterbenden und zum Tode Verwundeten zu ungewöhnlichen Thaten stärkt. — Wie in diesen Fällen die Lähmung der Sprache durch Aufregung des Gemüths vergangen, so ist sie in andern gerade hiedurch entstanden, und es erzählt Vering von einem kräftigen Manne, der durch den heftigen Schreck, welchen ihm der Einbruch von Dieben gemacht, auf zwei Monate die Sprache verloren.

Aus der früher erwähnten Bedeutung und Wechselbeziehung der Stimmorgane wird überhaupt jener merkwürdige Einfluß, welchen die Bewegungen der Seele auf Stimme und Athmungswerkzeuge haben, leicht begreiflich. Außer den bereits angeführten und mehreren später noch zu erwähnenden Thatsachen

verräth sich dieser Einfluß unter andern auch bei dem Entstehen und Vergehen der Wasserscheu durch die ansteckende Gewalt der Seele. Denn auch bei dieser furchtbaren Krankheit fällt der Mittelpunkt, von welchem ihre Wirksamkeit ausgeht, in die Region der Stimmwerkzeuge, welche, wie wir oben beim §. 56 gesehen, sich nicht bloß durch das Zusammenschnüren und die Entzündung des oberen Schlundtheiles, sondern nicht selten durch ein unwillkürliches Ausstoßen von Tönen verräth. Hierbei erscheint es denn zwar nicht nöthig die paradoxe Behauptung Bosquillon's zu widerlegen, daß die Hydrophobie nicht durch den giftigen Biß der Thiere, sondern immer nur aus Furcht und Angst entstehe, denn jene gewöhnlichere Art der Fortpflanzung auf Menschen und Thiere ist nur zu sehr durch Erfahrung erwiesen; daß aber in vielen Fällen jenes Leiden, welches vielleicht ohne dieses nicht mehr zum Ausbruch gekommen wäre, durch ein heftiges Aufregen der Seele erst hervorgetreten oder schneller dadurch herbeigeführt worden, beweis't eben so sehr die Erfahrung der Aerzte. So in jenem Falle, welchen M. Wagner erzählt, von einer Frau in Ungarn, die am 1 Januar 1793 in der Nähe einer Mühle von einem Hunde gebissen worden. Die Wunde war sogleich so behandelt worden, wie es der übrigens nicht erwiesene Verdacht erforderte, als sey das Thier toll gewesen, hierbei hatte man auch die gewöhnlichen innern Mittel angewendet. Die Kranke schien längst und vollkommen genesen, als sie fast vier Monate hernach bei derselben Mühle durch den Ueberfall mehrerer laut bellender Hunde heftig erschreckt wurde. Schon am dritten Tage darauf bricht die Wasserscheu aus, sie stirbt am siebenten. — So wurde auch, wie Peter Frank bezeugt, ein Knabe, welcher zugleich mit einem andern von einem Hund gebissen worden, bis dahin aber gesund geblieben, augenblicklich von der Wuth ergriffen, als er erfahren, daß sein Gefährte an dieser Krankheit gestorben sey. Dasselbe geschah einer Frau bei Besançon, welche nebst vier andern Menschen, von einem tollen Hund gebissen, längst außer Gefahr schien, als ihr auf einmal bekannt worden, daß jene andern Vier bereits vor drei Monaten an der Wasserscheu gestorben seyen. Auch sie verfiel nun am andern Tage in

Wasserscheu und starb am dritten. Oefters hat jedoch auch der bloße Anblick eines hydrophobischen Kranken, dasselbe Leiden, in Menschen von leicht beweglichem Gemüth erzeugt. So bei jenem Priester, von welchem Mease erzählt. Ein Studirender in Wittenberg verfiel in Wasserscheu, nachdem er, mit inniger Theilnahme, einen heftigen Paroxysmus mit angesehen, von welchem eine fast schon mit dem Tode ringende, hydrophobische Jungfrau ergriffen war. Er wurde zwar hergestellt, litt aber Jahre lang nachher an einer großen Schwäche und Unsicherheit der Stimme, so wie an einer peinigenden Furcht vor allem öffentlichen Reden. Etwas Aehnliches erfuhr an sich selber der Arzt Themison, nachdem er einen Freund an der Wasserscheu ärztlich behandelt und sterben gesehen hatte. Eine innere lähmende Angst überfiel ihn stets, so oft er lebhaft an dieses Leiden dachte. Peter Frank, welcher viele dieser Thatsachen zusammengestellt, mußte selber die unwiderstehliche Macht der Einbildung auf den Körper erfahren, als er einen an der Wuth Sterbenden mit den Fingern berührt hatte und aus bloßer Einbildung, wie es scheint, fiel nach der Section eines an Hydrophobie gestorbenen Kindes jener junge Arzt, von welchem im Journal général de Médecine etc. 1824 erzählt wird, so wie jene Frau in Wasserscheu, von welcher die Abhandlungen für praktische Aerzte (B. 14) melden, daß sie ihren an Wuth verstorbenen Mann auf seinem Todbette gewartet habe. Einen ähnlichen Fall erzählt Vering und mehrere noch Peter Frank in seinem System der medicinischen Polizei (B. 4). Nicht selten, wie dieß unter andern Asti erweist, ist die aus Einbildung entstandene Wasserscheu, mit allen ihren gefahrdrohenden Erscheinungen verschwunden, sobald der Ungrund der Einbildung erkannt wurde. So bei einem Manne, der schon länger an Hydrophobie darnieder lag. Ein kühner Arzt, von welchem Jonas berichtet, heilte die innre Angst und die hiedurch entstandene Hydrophobie eines Kranken dadurch, daß er diesen auf den Mund küßte und ihm hierdurch die feste Ueberzeugung gab, sein Leiden sey ein eingebildetes. Wie die Hydrophobie durch Schreck und Angst öfters entstanden, so ist sie auch in einigen Fällen durch eben diese Bewegungen der Seele gehoben worden. Dieses hat jene von Pechlin und andern

ältern Aerzten empfohlene Heilart der Wuth veranlaßt, welche zunächst auf Erregung des Schreckens ausgegangen: das Hineinstürzen des Kranken ins Wasser. Helmont sah auf diese Weise einen alten Mann, welcher von der Wuth befallen worden, von seiner Krankheit genesen und auch nach einem neueren Zeugniß von Huzard wurde ein hydrophobischer Mensch, welcher während seines Paroxysmus entsprungen und ins Wasser gefallen war, aus dem man ihn ohnmächtig herausgezogen, durch diesen Zufall geheilt.

Die Einwirkung, welche die Gemüthsbewegungen in ganz vorzüglichem Maße auf die Organe des Athmens und der Stimme haben, wird auch in jenen vielfältigen Erfahrungen erkannt, nach denen ein anhaltender Kummer oder Verdruß und Furcht, einen gefahrdrohenden Husten erzeugten, welcher öfters in wirkliche Lungenschwindsucht übergegangen. Umgekehrt jedoch hat man auch den heftigen Keuchhusten eines Kindes durch den Schrecken verschwinden sehen, welcher dasselbe bei dem zufälligen Hinausstürzen aus dem Fenster ergriffen.

Der Zusammenhang der Gemüthsbewegungen mit den innren Lebensbewegungen des Stimm- und Sprechorgans wird auch in jenen merkwürdigen Fällen erkannt, da ein ausgesprochenes Wort alle heilenden oder zerstörenden Kräfte der Seele plötzlich aufregte, und dem äußerlich oder innerlich Kranken durch dieses von ihm oder Andren laut gesagte Wort mit einem Male die Heilung oder der Tod gegeben wurde. Ein Beispiel dieser Art erzählt Löfler. Eine junge Jüdin, welche ihrem Manne in einer dreijährigen Ehe kein Kind geboren und deßhalb von diesem verstoßen worden, war zuerst in einen trocknen Husten, dann in Sprachlosigkeit verfallen, wobei sie jedoch, statt des Hustens, zuweilen unwillkürliche, singende Töne hören ließ. Aerztliche Mittel, so wie Strenge, da man die Krankheit anfangs für Verstellung gehalten, waren vergeblich versucht, als einst eine andere Jüdin die sprachlose Kranke dringend aufforderte, das Wort „Kind" auszusprechen. Die Anstrengung der Kranken, das Wort zu sagen, welches die Ursache ihres ganzen innren Leidens, den Gegenstand ihres langen Sehnens bezeichnete, kann anfangs keine andren Laute hervorrufen, als die Vokale a und i. Plötzlich jedoch kommt

ihr das Wort „Kind“ und von diesem Augenblick war die Sprachlosigkeit wie das unwillkürliche Singen gehoben, die Kranke von beiden ganz geheilt.

Eine umgekehrte Wirkung des ausgesprochenen Wortes auf alle innren und äußeren Kräfte der Menschennatur zeigte sich an dem berühmten Schauspieler Palmer in London. Es hatte dieser im Jahre 1798 fast zu gleicher Zeit seine Frau und seinen Sohn durch den Tod verloren und war seitdem in tiefe Schwermuth versunken. Als er hierauf, nach etlichen Wochen auf dem Theater erschien, war sein Spiel, wie gewöhnlich, in den ersten Scenen wohldurchdacht und der Rolle anpassend. Da jedoch im dritten Act ein Andrer ihn fragt: „Und Deine Kinder?“ sinkt Palmer, überwältigt von dem Schmerz um seinen Sohn, zu Boden, seufzet nur noch einmal und ist verschieden.

Bei solchen Menschen, deren beständiger Beruf es scheinet, Worte auszusprechen, welche nicht aus dem eigenen Gefühl und Leben hervorgingen, wird durch den innren Widerspruch zuweilen ein Seelenleiden erzeugt, welches jenem gleicht, das nach Perfects Zeugniß den berühmten Komiker Carlini in Paris befallen. Es kam dieser einst zu einem Arzte, der ihn nicht kannte, und klagte demselben, daß er von der tiefsten, schwärzesten Melancholie ergriffen sey, gegen welche er sich keine Rettung wisse. Der Arzt räth hierauf dem ganz gesund scheinenden Manne den Besuch des Theaters, auf welchem Carlini spielte, denn, sagt er, die Krankheit müßte tief gewurzelt seyn, wenn Carlini Sie nicht aufheitern könnte. „Ach, sagt der Andere, ich bin Carlini selber, an den Sie mich verweisen, Carlini, der, während er Andre fröhlich machet, in seinem Innren tief und schmerzlich trauert.“

Fälle, in denen heftige Gemüthsbewegungen lähmend auf die Sehkraft des Auges wirkten, erzählt Richter viele. Oefters haben ein langwieriger Kummer oder plötzlicher Schreck und Furcht das Entstehen des schwarzen Staares zur Folge gehabt. Umgekehrt kennt man jedoch auch Fälle, in denen eine wohlthätige Aufregung des Gemüths, auf eine ganz unerwartete Weise, Krankheiten der Sehorgane heilte. Einer der merkwürdigsten unter allen hierher gehörigen ist der, welchen

Feder erzählt: die Heilung der Augenkrankheit des Pfarrers Kühze zu Berlin. Es war dieser im Jahre 1760 an einem Auge von einem so heftigen und ungemein schmerzhhaften Uebel befallen, daß die Aerzte, den Krebs befürchtend, das ohnehin für verloren geachtete Auge herausschneiden wollten. Der Schmerz des Leibes, die nun hinzugekommene Furcht vor der Operation, hatten dem Kranken schon länger, weder bei Nacht noch am Tage Ruhe gelassen; er war von der beständigen Qual gebeugt und zerrissen. Da hört er einst den Gesang eines alten frommen Liedes, das von der völligen Ergebung des Menschen in Gottes Willen redet. Er singt mit, wird innig bewegt; zugleich aber in seinem Gemüthe so still, so beruhigt, so freudig, wie er es seit lange nicht gewesen. Mit der innren Unruhe legt sich auch der äußere Sturm, der Kranke schläft zum ersten Male wieder sanft und ruhig. Die Aerzte finden am Morgen das Auge so gebessert, daß die Operation nicht mehr nöthig erscheint; der Kranke wird, bei Anwendung einiger ihm noch verordneten Mittel, geheilt und erhält den Gebrauch des Auges fast vollkommen wieder.

Endlich so wird die Macht der Seele über den Leib am meisten vor Allem an solchen Thatsachen erkannt, welche die plötzlich tödtende Wirkung, oder auch umgekehrt, die wiederbelebende und das Leben verlängernde bezeugen, die nicht selten großen Gemüthsbewegungen eigen gewesen. Wir berühren hier zuerst nur vorübergehend die Beispiele jener Macht des selbstbewußten Willens über die dringendsten Bedürfnisse des Leibes, welche den selbstgewählten Tod mehr oder minder langsam herbeigeführt, denn auch sie bezeugen, obwohl auf andre Weise, die Macht der Seele über das Leibliche. Der französische Dichter Boissy hatte sich, gebeugt durch äußere Noth, den Tod durch Hunger erwählt, und hierin der Gemahlin jenes Pätus ähnlich, wollte die treue Frau mit ihm denselben Tod sterben. Man fand ihn bereits sinn- und sprachlos, als ein Freund zu seiner Rettung herbeigekommen war. Auf dieselbe Weise duldete Johanna Naunton die tödtlichen Schmerzen des selbst erwählten Hungers; und wie stark hier der Wille, selbst dem kräftigsten Drang der leiblichen Natur gegenüber, zu seyn vermöge, das bezeugt die Geschichte des

unschuldig zum Tod eines Missethäters verurtheilten Viterbi, welche v. Baer erzählt. Dennoch wird diese Gewalt des Willens über das Bedürfniß nach Nahrung bei Weitem von jener übertroffen, welche sich dem ungleich dringenderen Bedürfniß nach Luft widersetzte. Sklaven des alten Roms, wie neuerdings Sklaven aus Angola, tödteten sich durch freiwilliges Zurückhalten des Odems.

Oefters jedoch hat die Seele auch ohne ihren Willen den Leib verlassen, wenn die innre Bewegung zu übermächtig war, als daß sie in dem bisher gebrauchten Körper sich auszusprechen oder zu verleiblichen vermochte. Denn alsdann wird plötzlich der alte Bund der Seele mit dem Leibe geschieden, welchen, obgleich aus demselben Grunde, der gewöhnliche Verlauf des Lebens langsamer auflös't. Philipp der Zweite von Spanien starb an dem Schrecken, den ihm die Nachricht von der Niederlage seines Heeres erregt hatte. Bei dem Anblick des Leichnams eines geliebten Bruders starb der Freund des berühmten Gaubius; Prinz Georg Ludwig von Holstein, wie dieß Zimmermann erzählt, aus tiefem Kummer am Sarge der geliebten Gemahlin. Lieblicher dagegen endete an Freude, Sophokles, da man ihm, dem Wettkämpfer um den Lorbeer noch im hohen Alter, berichtete, daß seiner Tragödie, für deren Aufnahme er besorgt gewesen, einstimmig der Preis erkannt worden. Jene Mutter, welche nach der Schlacht am Trasimen dem Sohn am Thore begegnet, und den für todt Gehaltenen gesund vor sich sieht, stirbt in seinen Armen vor Freude, und dasselbe Loos begegnete nach Valerius Maximus einer andern, zu welcher auch der innig, als todt betrauerte Sohn plötzlich lebend hineintrat. Auf etwas andre Weise zeigte sich dieses schnelle Zerrissenwerden des gewöhnlichen Wechselverkehrs zwischen Seele und Leib bei jener Alten, von welcher Perfect erzählt, daß sie, als ihr plötzlich die Nachricht gekommen, ihre bisher ertragene Noth sey durch einen unvermutheten Glücksfall auf immer gehoben, schmerzlich zu weinen begann und von nun an bis zu ihrem Ende in unheilbarer Schwermuth befangen blieb. An einer freudigen Gemüthsbewegung von niedrigerer Natur starb die Nichte des großen Leibnitz, als man endlich unter dem Bett des Verstorbenen den Schatz der 6000 Ducaten gefunden. —

Eine Jungfrau, von welcher Haller erzählt, starb an Scham. — Bei der Explosion einiger Pulverwägen tödtete, nach Percy, in dem (kleinen) Oberingelheim der Schreck vier Wöchnerinnen.

Umgekehrt zeigt jedoch in andren Fällen die Seele eine Macht, selbst über die Bewegungen der schon erstorben scheinenden Glieder; eine Macht das Leben des Leibes noch gegen den Willen der Natur zu erhalten, welche uns das vorherrschende Verhältniß des innren über das äußere Leben in seiner rechten Gestalt zeigt. Oefters hat das Sehnen nach dem letzten Anblick eines eben abwesenden Sohnes oder Geliebten die Seele bis zu dem Augenblick in dem sterbenden Leibe erhalten, wo der heiße Wunsch des Wiedersehens erfüllt worden. — Muley Maluk, Kaiser von Marokko, lag ohne Hoffnung zum Wiedergenesen an einer Abzehrung darnieder, als Don Sebastian, König von Portugal, mit seiner Armee sich nahte, um Marokko's Thron für seinen Neffen zu erobern. Der Todtkranke trifft alsbald mit größter Geistesgegenwart die kräftigsten Maßregeln zum Widerstand, rückt selbst, in der Sänfte getragen, mit seiner Armee dem Feind entgegen. Der Tag der Schlacht, von deren Ausgang das Schicksal der Regentenfamilie und des ganzen Landes abhing, war gekommen. Muley Maluk fühlt sich seinem Ende ganz nahe. Da gibt er seiner nächsten Umgebung und allen seinen Feldherren den Befehl, sie sollten, wenn sein Tod vor beendigter Schlacht erfolge, diesen dem Heer verschweigen, sollten noch immer, wie vorher, an seine Sänfte hinreiten, als wollten sie da Befehle empfangen. Vor Anfang der Schlacht ließ sich der sterbende Held unter dem ganzen Heer herumtragen und ermahnte Alle zur Tapferkeit. Der Kampf begann, und die Marokkaner fingen an zu weichen. Als dieß Muley Maluk gesehen, warf er sich, obgleich er schon in den letzten Zügen geschienen, aus der Sänfte heraus, bringt die Armee wieder in Ordnung und führt dieselbe zurück zum neuen Angriff, bei welchem die Mauren siegten. Unmittelbar jedoch nach dieser ritterlichen That läßt sich der Kaiser in seine Sänfte zurücktragen, legt, um hierdurch noch einmal seinen Befehlshabern Verschwiegenheit zu empfehlen, den Finger auf den Mund

und ist nach wenig Minuten verschieden. — Durch eine ähnliche, neubelebende Kraft des Heldenmuthes gestärkt, erhub der englische Admiral Sanders sich vom Lager, auf welches ihn eine entkräftende Krankheit niedergeworfen, als die Nachricht kam, daß ihm von der Regierung das Commando der Flotte gegen Spanien übertragen sey. Er wusch sich, ging umher, und erschien plötzlich munter und gesund. Als aber bald darauf der Anschein des Krieges und mit ihm die Zurüstungen wieder aufgehört, legte sich der alte Seeheld alsbald wieder aufs Krankenlager und fiel in die vorige Entkräftung zurück.

Auf eine minder erfreuliche und widerlichere Weise zeigte sich die eigenthümliche Macht der Seele, den Leib festzuhalten, bei jener Geizigen, welche aus einer tödtlich scheinenden Schlafsucht erwachte, als ihr der Arzt einige neue Thaler in die Hand gelegt, so wie bei jenem leidenschaftlichen Spieler, dem man die Namen einiger Trümpfe ins Ohr gerufen.

An die vorhin erwähnten Beispiele eines Heldenmuthes, welcher die schon sterbenden Glieder noch zu seinem Dienste bewegte, reihen sich jene an, in denen der Mensch eine wundervolle Beherrschung der Schmerzen gezeigt. Pherekydes der Syreer sieht mit Ruhe und unerschüttertem Muthe sein Fleisch bei lebendigem Leibe verfaulen. — Jener brittische Kanonier, welcher im Seetreffen zwischen Rodney und dem Grafen Grasse durch eine Kugel die rechte Hand verloren, als er eben seine Kanone abbrennen wollen, ergriff die hinabgefallene Lunte mit der linken und feuerte die Kanone mit den Worten ab: „Glaubt der Feind, ich hätte nur Einen Arm?“ Zweckloser freilich erscheint die Verachtung der Gefahr und der Schmerzen bei dem holländischen Admiral, welcher die ihm dargebotene Prise, die er in dem Augenblick nehmen wollen, da ihm eine Kugel den rechten Arm hinweggerissen, kaltblütig mit der linken Hand genommen, so wie Turenne's Selbstüberwindung, als vor ihm der ihn rasirende Diener niedergeschossen worden. Wiewohl auch selbst in diesen Fällen eines mit ihr gemachten Mißbrauches die Gewalt erkannt wird, welche der Seele gegeben ist, mitten unter den Schmerzen und Gefahren des Leibes das Bewußt-

seyn festzuhalten, daß in ihr ein Leben sey, welches der Schmerz und der Tod des sterbenden Körpers nicht berühren.

Betrachten wir die Thatsachen, welche der eben beendete §. zusammenstellte, etwas näher, dann erkennen wir bald, daß zwar der eigene, selbstbewußte Wille des Leibes gebrauchen, daß er, gegen den gewöhnlichen Lauf selbst den sterbenden Gliedern seine bewegende Kraft geben, das schon gebrochene Herz, mitten in der röchelnden Brust noch einige Zeit wach erhalten könne; was aber in den meisten Fällen den Leib so oder anders gestaltete, was den Körper der Krankheit schuf, oder was andere Male denselben vernichtete, indem es statt seiner den Leib der Gesundheit neu belebte; das war und ist nicht der selbstbewußte Wille, sondern ein Element, das nur zum Theil im Menschen selber gelegen ist. Es sind die Augenblicke eines heftigen, inneren Bewegens, da der Mensch, seiner selber nicht mehr mächtig, dem Zug eines Gesetzes unterliegt, welches die Welt des Geistigen so allgewaltig beherrschet, als die Welt des Leiblichen das Gesetz der Schwere; es sind die Augenblicke des höchsten Affectes, welche durch die Seele hindurch, mit gestaltender oder zerstörender Kraft auf den Leib wirken. Das einzelne Leben ist es dann nicht allein, was die verzehrende oder belebende Flamme gibt, sondern es tritt, wie beim Verbrennen der Körper zu dem Brennbaren die Luft, ein allgemeines, mächtigeres Element des Lebens zum besondern Leben, ein Element, das die Fackel neu entzündet oder verlöscht. Dieses allgemeine, lebenskräftige Princip, in seiner Beziehung auf die Herrschaft und Macht der Seele, soll uns denn in den nachstehenden §§. noch einmal beschäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Unter Andrem ist Helophilus tenax als Larve von solcher zäher Lebensdauer, als oben erwähnt worden. — Ueber die oben angeführte von Hunczorsky (in Wien) in seinen Vorlesungen öfters erwähnte Beobachtung einer ganz augenfälligen Mißgestaltung der ungebornen Frucht durch die Gemüthsbewegung der Mutter, vergl. m., wie über sehr viele der Thatsachen, welche der vorstehende §. zusammenstellt, das treffliche Werk von A. M. Vering: Psychische Heilkunde. Erster Band 1817. S. 43. — Dr. Schneider (Prosector in München) theilte seine merkwürdige Beobachtung in einer Abhandlung mit, welche er bei der hiesigen königlichen Akademie der Wissenschaften vorlas. — Ueber das Entstehen einer Hasenscharte am Kinde durch die Gemüthsbewegung der Mutter v. m. Vering a. a. O. — Howships Beobachtung: Bibliothèque de Médecine Brittannique. Paris 1814. Nr. 1. — Von der oben im §. erwähnten Gewohnheit der

Spartaner: die Gemälde und Statuen des Apollon, Hyakinthos, Narkissos, der Dioskuren u. A. in das Zimmer der Schwangeren zu stellen, erzählt Oppian (Cyneg. I, 357 sq.). — Batts (in Genua) Beobachtung steht in Duncan's Annals of Medicin for 1801 und daraus in Hufelands und Harles' neuem Journ. der ausl. medicin-chirurg. Literatur 2ten Bandes 2tem Stück. — Aehnliche Fälle als die oben gemeldeten von dem Einfluß der Gemüthsstimmung der Mutter auf die leibliche Disposition des Kindes erzählt Pouteau, œuvres posthumes Tom. III. Außer diesem Friedrich Hofmann, Sauvages u. A. — Als im Jahr 1793 das Arsenal zu Landau sich entzündete (explodirte), hatte der Schreck der Mütter solchen Einfluß auf die ungeborenen Kinder, daß von 92, welche etliche Monate nachher geboren wurden, 8 in einer Art von Cretinismus vor dem fünften Jahre starben; 33 erlebten in sehr schwächlichem Zustande nur den achten bis zehnten Monat, 16 starben bei der Geburt, und zwei kamen mit Brüchen der langen Knochen zur Welt. (Percy im Dictionnaire des Sciences médicales Tom. IX.) Nach dem Springen eines Pulvermagazines bei Paris ward Baudeloque zu 62 unzeitigen Geburten gerufen (a. a. O.). Nach der Geburt gehen die Folgen des Schreckens vom Leibe des Kindes auf den der Wöchnerin selber über (m. v. Percy a. a. O.).

Dem wahnsinnigen Hange der milesischen Jungfrauen zum Selbstmord wurde nach Plutarchs Bericht durch das Gesetz Einhalt gethan, welches hinfort den Leichnam jedes Selbstmörders unbekleidet durch die Straßen zu schleifen gebot. Von der ansteckenden Gewalt des Wahnsinns der Töchter des Prötos spricht Apollodor (II, 2).

Ueber die organischen Fehler und Mißbildungen am Herzen, bei Menschen von öfteren leidenschaftlichen Aufwallungen der schlimmsten, wildesten Art vergl. m. Testa in dem Werk: Ueber die Krankheiten des Herzens. Einen Auszug daraus, mit Anmerkungen gab Kurt Sprengel, B. I. Halle 1813.

Von der Heilung des Kropfes durch Berührung der Könige von Frankreich vergl. m. Andreas Laurentius de mirabili strumas sanandi vi, solis Galliae regibus divinitus concessa. — J. Browne, de glandulis et strumis. — Cours d'opérations de Chirurgie par M. Dionis. — Das Entstehen skirrhöser Verhärtungen und krebsartiger Leiden an der Brust und andern Theilen, durch lang fortwährendes Gemüthsleiden, erwähnen Richter in s. chirurg. Bibl. B. V. St. 3; Dömling, in Horns Archiv für medic. Erfahrung B. IV. Heft I. 1803; Greding in seinen vermischten Schriften. — Schrecken machte den Skirrhus sehr schnell wachsen, nach Vogels chirurg. Wahrnehmungen erste Sammlung. — Aehnliches bei Wedekind, allgemeine Theorie der Entzündungen und ihrer Ausgänge, und in Richters Anfangsgründen der Wundarzneikunst ersten Band. — Wirkung der Gemüthsbewegungen auf Wunden bei Tissot: über den Einfluß der Leidenschaften auf Krankheiten: Hildan Centur. I, obs. 17, 19, 23 und 28; Brambilla's chirurg. prakt. Abh. von der Phlegmone und ihren Ausgängen Th. II.; Ledran, observations de Chirurgie Tom. I. — Ueber die Veränderung der Form der Iris durch heftigen Kummer vergl. m. Hærtel, dissertat. inaug. de oculo ut signo. — Die oben aus der Gazette salutaire erwähnte Thatsache findet sich daraus erzählt in Tode's medic. chirurg. Biblioth. B. IV. St. 3. — Die andern: Bang, in den Collectan. Soc. Medic. Havn. Vol. II; Medical Cases 1776; Hufelands Journal B. XII. St. 2; Lettson in den Memoirs of the medical Soc. of Lond. for 1783, Vol. III. — Die oben erwähnte ansteckende Wirkung des Mitgefühls bei den Mädchen zu St. Roch in Frankreich ist erwähnt in dem Rapport des Commissaires chargés par le Roi de

l'examen du magnétisme animal; den Vorfall zu Nebruth erzählt das Journal général de Médecine etc. p. Corvisart, Leroux et Boyer, Paris 1814. — Den Fall von der epileptischen Frau, welche, aus Angst es möchte ihr so gehen, jedesmal in der Kirche ihren Paroxysmus bekam, erzählt Sauvage in seiner Nosologie. T. I. — Vom Knaben, dem der Anblick großer Hunde Rückfälle machte, van Swieten, Comment. 1075; Folgen der geheuchelten Fallsucht Metzger in seinem System der gerichtlichen Arzneikunde. Ueber psychische Heilung des Skorbuts s. m. Trotters neue Bemerkungen über den Skorbut Leipzig 1787. — Lind, vom Skorbut, aus dem Englischen übersetzt. — Journal général de Médec., Chir. et Pharm. Par. 1814 und daraus medic. chirurg. Zeit. von Dr. J. N. Ehrhart 1815. T. II. Vering a. a. O. II. S. 168—171.

Ueber Entstehung so wie Heilung oder doch Linderung bösartiger Fieber durch psychische Niederbeugung oder Aufregung vergl. m. Rasori's Gesch. des epidemischen Fiebers, welches 1799 und 1800 zu Genua geherrscht hat, übers. Wien 1803; Don P. M. Gonsales: über das gelbe Fieber, welches im Jahre 1800 in Cadiz herrschte, übersetzt von Borges, Berlin 1805; Schrand's Geschichte der Pest in Sirmien; Nachricht über das gelbe Fieber zu Malaga und Alicante von D. Keraudren (in Harles' neuem Journal der ausl. med. Litt. IV. St. 1); Thucydides de bello Peloponnes. II, 53. — Heilung gewöhnlicher Fieber durch psychische Aufregung in Richters chirur. Bibl. XV. St. 4; Gaubii sermo academicus alter de regimine mentis quod medicorum est; Plin. L. VII.; Herz vom Schwindel. — Wassersucht: J. P. Frank de cur. hom. morb. L. VI, de retent. T. I. — Richters chirurg. Bibl. XI St. 1; Pouteau, œuvres posthumes. T. I. — Podagra: Van Swieten Comment. und H. Boerh. aphor. Vol. IV. — Starrsucht und Lähmung: Tulpii obs. med. Lugd. Batav. 1716; Löfflers Beiträge zur Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunde I; Sauvage, Nosolog. I; Vering I. S. 120. — Wasserscheu: P. Frank Syst. der med. Polizei IV; Mease in Richt. Bibl. XIV; Abh. f. prakt. Aerzte XIV; Journal général de Méd. etc. 1814.

Die merkwürdige psychische Heilung der jungen Jüdin durch das Aussprechen des Wortes Kind wird erzählt in den Beiträgen zu Richters chirurg. Bibl. T. XV. St. 4. — Des Hanges zur Melancholie bei dem berühmten Komiker Carlini erwähnt Perfect in seinen Select cases of insanity. Rochester 1787. — Schwarzer Staar: Richters Anfangsgründe der Wundarzneikunst III; Novi Commentar. Soc. reg. scientiar. Gotting. IV. — Vogels chirurg. Wahrnehmung 41ste Sammlung. — Antonio Viterbi's freiwillig erwählter Hungertod in von Baers Anthropol. I. 397. — Ueber Fälle des Sterbens vor Kummer: v. m. Zimmermann v. d. Erfahrung. — Gaubius: de regimine mentis quod medicorum est. — Unheilbare Schwermuth aus heftiger Freude bei Perfect a. a. O. und Mead — Vering psychische Heilkunde III, 77. — Des Pherekydes Heldenmuth mitten in den furchtbaren Todesleiden erwähnt Maximus Tyrius (diss. LXI. p. 430). — Ueber Muley Malucks Tod vgl. m. Vertots Révolution de Portugal, Par. 1768. — Spectator VII. Nr. 349; M. Wagner a. a. O. I. S. 146. — Andere oben erwähnte Fälle in Richters chirurg. Bibl. XV, 4tes St.

Endlich führen wir hier noch einen Fall an, welcher die Uebergewalt, oder vielmehr das furchtbar zerstörende Spiel der inwohnenden Seele sogar am Leibe eines acht Monate alten Kindes zeigen kann; einen Fall den man kaum wagen würde nachzuerzählen, hätte ihn nicht der wahrheitsliebende Greding (a. a. O.) zuerst und nach ihm eine Menge prüfender Aerzte erzählt. „Eine seit 12 Jahren nach einem Kindbette blödsinnig gewordene Frau gebar einen Knaben, der wirklich rasend war,

Er besaß im neunten Monat seines Lebens, als er mit der Mutter ins Irrenhaus zu Waldheim aufgenommen ward, eine solche Stärke in den Muskeln und Gelenken, daß er öfters von vier starken Weibspersonen kaum konnte gehalten werden. Der Anfall endigte sich mit einem unbeschreiblichen Lachen, oder er riß vor Zorn Alles, was ihm in die Hände kam: Kleider, Betten, leinene Sachen in Stücken. Ließ man ihn allein, so stieg er auf Bänke, Tische und kletterte an den Wänden in die Höhe. Er starb beim Durchbruch der ersten Zähne an Auszehrung und Erstickung. Vering psych. Heilk. III. S. 82.)

Die Macht der Seele an den Seelen.

§. 58. Nicht der nährende Palmbaum und der Quell der Wüste, oder das gezähmte Reh, das aus den Händen des einsam Wohnenden sein Futter nimmt; nicht der anschmiegend treue Hund oder das edle Roß, können im Menschen das tiefgegründete Sehnen stillen, welches ihn beständig zieht zu andren Menschen. Der geistig Kranke genes't, wenn es ihm gelungen, eine fremde Seele zu jener Theilnahme zu bewegen, welche an das Elend glaubt, das im Andren ist; die Freude wird freudiger, der Muth feuriger, sobald andre Seelen zu derselben Freude, zu demselben Muthe mit erwachten; die Flamme der höchsten Begeisterung wird immer mächtiger, je mehr sie, nahe und fern, auch in andren Geistern sich entzündet. Wie in der Seele das Bedürfniß, die eignen Glieder zu gebrauchen und zu bewegen, so liegt in ihr der unvertilgbare Trieb auch andre Seelen mit und zu ihrem Willen zu bewegen.

Dem einzelnen Leibe steht als beherrschende und ausbildende Kraft die einzelne, inwohnende Seele gegenüber; der ganzen Leiblichkeit, welche wir bewohnen, stehet das gesammte Geschlecht der Menschen, als beherrschende und vollendende Macht zur Seite. Ganze Regionen der Erdfläche sind durch den bildenden oder zerstörenden Einfluß der Menschenhand, dort zu einem Garten Gottes, da zu einer Wüste geworden; den Sumpf hat das Ackerland verdrängt, und auf jenen Hügeln und Auen, welche vorhin der neblichte Wald verdeckte, siehet ein jetzt lebendes Geschlecht nun Städte und lieblich umschattete Heimath der Menschen. Wohin das Auge dem Gang und Zug der Völker über das Angesicht der Erde hinüber folget, erkennt es das Vermögen der Seele an: der umgebenden

Sichtbarkeit die bedeutungsvollen Züge eines Lebens aufzuprägen, welches in jener Sichtbarkeit selber, ohne den Menschen, nicht gelegen ist, aus ihr selber nimmermehr sich entfalten kann.

Wir erkannten im vorhergehenden §., daß die Weise, in welcher die Seele heilend oder umgestaltend auf den ihr nahe verbundenen Leib wirke, der ansteckenden Gewalt des Mitgefühles gleiche, welche von der Mutter aus das Kind trifft, und welche einige krankhafte Bewegungen der heftigsten Art, von Menschen zu Menschen überträgt. Es hat irgend ein erschütternder Anblick, mit innerlich gestaltender Macht, auf die Seele der Mutter gewirkt, und diese erst gibt, durchs Mitgefühl, die Erschütterung weiter, an den Leib des Kindes. So wird auch der gesammten äußren Sichtbarkeit durch das Geschlecht des Menschen nur das Abbild eines Lebens mitgetheilt, welches, als mächtigeres Urbild, in den Seelen selber wohnet, ja welches die gemeinsame, allbeherrschende Seele dieser Seelen ist.

Für jedes Glied, und hier wieder für jeden einzelnen Muskel, ist ein bewegender Nerv da; für jedes Sinnorgan und jeden Theil der Außenfläche des Leibes ein empfindender. Das Auge ist dem Leib zu seinem Licht, das Ohr zum Wächter, der Arm ist ihm zum Vertheidiger und Versorger gegeben; wäre im Nervensystem nicht eine Richtung nach jedem einzelnen Theil hin, so wartete das Glied vergebens des aufregenden Einflusses des Willens; wäre im Gehirn nicht das Paar der Hügel, welches auf das Paar der Augen sich beziehet, so bliebe das Auge ohne Sehkraft. Wären nicht in der Seele selber alle diese Gebilde der Leiblichkeit mit all den verschiedenen Richtungen des in ihnen waltenden Lebens vorgebildet, sie könnte nie das eigne Leben im Leben des Leibes abspiegeln. Die Vollendung dieses innren Gebildes, und die Entwicklung seiner Lebensrichtungen, ist von der Geburt an bis zum Tode das obliegende Werk der Seele, wie das Geschäft des leiblichen Lebens das Wachsthum und die Uebung der äußeren Glieder ist.

Es ist aber das innre Gebilde, von welchem wir hier reden, nicht ein Wesen der vergänglichen Gegenwart, sondern es ist ein zukünftiger Leib der Ewigkeit. Was dann für das

Geschäft der Gestaltung dieses innren Menschen namentlich die Kunst bedeute, das lehrt uns ein abbildlicher Vorgang in der äußeren Natur:

Das innre Bewegen im niedren Thierreich, welches für die noch künftige Brut eine Wohnung baut, oder für den Leib, der erst werden soll, eine schützende Hülle webt, nennt die Sprache den Kunsttrieb. Das Werk, welches dieser Trieb übet, ist, wie wir dieß schon im §. 4 gesehen, mehr als irgend ein andres Geschäft des thierischen Lebens ein prophetisches zu nennen. Denn während sie noch den cylindrisch gestalteten Leib der Larve an sich trägt, spinnet die Raupe bereits ein Gewand, das so genau für die noch nicht sichtbar gewordene Form der Puppe passet, als sey dieser Leib der Zukunft der Spinnerin vor Augen gestanden; als habe sie ihm unmittelbar das Gewand angemessen. Und mitten in ihrem prophetischen Geschäft überrascht sie der Augenblick der Verwandlung: das Thier wird wirklich zu jener Gestalt, die ihm wie in einer Ahndung vorgeschwebt hatte. Hätte der Beobachter der Natur auch noch niemals den Käfer mit hirschartigem Geweih oder mit dem schildartig breiten Vorderleibe gesehen; er würde, wenn er mit dem Geheimniß des Kunsttriebes bekannt ist, die zukünftige Gestalt des Thieres aus der Form der äußeren Hülse errathen, welche sich dasselbe noch in der Zeit seines Larvenlebens erbauet, denn dieses Gebäu ist nach einem Typus errichtet, nach welchem auch der künftige Leib gebildet seyn wird.

Wenn wir schon die ältesten Tempel der Aegyptier und Inder nach einem Typus erbaut sehen, zu dessen eigentlicher Deutung erst der Christenglaube das nöthige Licht gegeben hat; wenn wir bemerken, daß unter Andrem überall da die Drei in Einem abbildlich durchgeführt sey, müssen wir in der Kunst des Menschen ein ähnliches prophetisches Werk des Geistes anerkennen, als schon in niedrerer Form von dem Kunsttrieb des Thieres geübt wird. Es ist der innre Mensch, der Mensch des ewigen Jenseits, welcher nach dem Gleichniß des Drei in Einem gemacht ist; der zukünftige Leib ist es, für dessen Gestaltung der Typus passet, welcher dem Werk der selber schaffenden Kunst von seinem Beginn an zu Grunde

lag. Die älteste Kunst Aegyptens hat es, wie uns dieß der nächste §. lehren wird, unverhohlen bekannt, daß alle ihre Sorge und Mühe nicht das jetzige Leben des Menschen, sondern ein Seyn desselben nach dem Tode angehe; die Gestalten, welche in den Zeiten der Erfüllung Fiesole's Hand geschaffen, stellen uns nicht Wesen vor, welche das leibliche Auge gesehen hat, sondern sie sind Erscheinungen aus einer seligen Welt, die das Auge des innren, künftigen Menschen schauen wird, wenn ihm der Kampf des Lebens gelungen und das Morgenlicht der Ewigkeit ihm aufgegangen ist.

Dieses ist die nächste Bestimmung der Kunst: dem Geist des Menschen von einem Seyn der Ewigkeit zu zeugen und ein Sehnen nach diesem Seyn in ihm zu wecken, aber sie hat außer dieser näher liegenden noch eine andre fernere Bestimmung.

Dem Geschlecht des Menschen ist ein ernster Beruf an die ganze ihm zugeordnete Sichtbarkeit gegeben, zu deren Herrscher ein hehres, anfängliches Gebot ihn ernannte. Es harret mit ihm die Creatur auf die Erfüllung des Werkes, das in der Natur und Gestalt des Menschen begonnen hat und in diesen sich vollenden wird. Dann wird die Erde eine andre seyn, denn sie jetzt ist; die ganze Sichtbarkeit ein Tempel, in welchem alles Leben, alles Bewegen zu einem Lobgesang geworden.

Es muß jedoch auch diesem äußren Werke ein innres, dem ferner liegenden ein näheres voraus gehen; zuerst muß in der Menschennatur das neu belebt und entfaltet werden, was dereinst mit und außer ihr, in der Welt der Sichtbarkeit neu belebt und gebildet werden soll. Vorgebildet liegen auch in dem Wesen des Menschen jene bildenden und bewegenden Kräfte, durch welche einst das große Werk der Sichtbarkeit sich vollenden wird, und in der Vorhalle, in welcher das jetzige Menschenleben sich bewegt, zeigen sich, hehr und mächtig, auch nach dieser weiteren Richtung hin die inwohnende, bildende Kraft unsrer eignen Natur als Kunst, die bewegende als Wissenschaft.

Diese beiden: Kunst und Wissenschaft, sind dem Menschen durch dasselbe Geschäft der Engel gegeben, durch welches

ihm das geoffenbarte Gesetz ward, ja sie selber sind gute Engel, welche sich in den Zeiten der Völker und Heiden zu dem Menschlichen gemacht, damit sie diesem bezeugten, daß in und über ihm ein Göttliches sey und damit sie die Seele des Menschen zu dem Werk bereiteten, das einst in ihr vollenden sollte die Zeit des Geistes.

Diese Boten, ausgesandt zum Dienst des Menschen, kamen zu ihrer Zeit und gingen; nicht der Wille des Menschen zog sie und vermochte sie zu halten, sondern sie wurden unserm Geschlecht zur bestimmten Stunde geschenkt und bereitet, wie der Seele der Leib, und zur andern Stunde, wie der geschenkte Leib, wenn er zur Grabesruhe entschlummert, gingen sie, durch scheinbare Auflösung, einer neuen, innerlicheren Gestaltung entgegen. Mitten in dem gesammten, seit Jahrtausenden bestehenden Volk, wird der einzelne Mensch geboren und stirbt; so begannen und endeten, mitten in dem großen Aeon der Menschengeschichte, die einzelnen Aeonen der Menschenbildung. Wir betrachten in den beiden nächsten §§. dieser Untersuchungen das Geschäft der beiden guten und starken Engel, welche die Menschenseele zu ihrem großen Beruf auf Erden erzogen und sie durch den Lauf der Geschichte geleiteten, nur in einem unvollkommenen Bilde.

Erläuternde Bemerkungen. Mehrere merkwürdige Fälle, in denen sich die oben im §. erwähnte Macht des Mitgefühles, besonders bei psychischen Krankheiten zeigte, erwähnten J. M. Wagner und Vering (III, 327) a. a. O. — Die anziehende Kraft, so wie das Vermögen auf den Willen andrer Menschen zu influiren, welche Goethe an Filippo Neri beschreibt, bezeuget, nur in einer höheren, geistigeren Region, dasselbe. — Uebrigens vergl. man zu diesem §. die erl. Bem. zu §. 4, besonders auch auf S. 27.

Die Kunst.

§. 59. Die Geschichte der Kunst erscheinet dem Forscher der menschlichen Dinge und des rastlosen Mühens und Drängens der Menschen, gleich einem hehren Gebäude, welches in schweigender Majestät, abgeschlossen und fern stehet von dem Lärmen der Gassen. Es bekräftiget sich an dem lebendigen Odem, welcher aus diesen Hallen wehet, der Geist des Menschen, ehe er am Morgen hinein in den Kampf des Lebens tauchet, hier beut ihm selber der Mittag eine erquickende Kühle,

und am Abend ruhet das ernster blickende Auge gern noch an dem bedeutungsvollen Baue.

Wie in der Menschentage Anfang, wie zu den Zeiten der Schöpfung, fast am Angelpunkte des Sternenhimmels (so lehret die berechnende Astronomie) das Bild der Leyer gestanden, andeutend jene alte, Orpheische Leyer, deren Töne dem ruhenden Chaos Bewegung geboten und Ordnung, so stehet am Gipfel jenes Gebäudes die Leyer; denn es ward die hehre Kunst zugleich mit dem Menschen selber in dem lyrischen Weltenalter geboren, und es sind die Töne einer Lyra im Innern des Menschen, welche, getroffen durch den bewegenden Strahl von oben, das Gemäuer harmonisch zum Tempelgebäu geordnet. Acht sind der Säulen, welche die Hallen tragen; acht sind der Künste, durch welche der Mensch die umgebende Welt und den eignen Leib zu einem Tempel des anfänglich schaffenden Geistes und der ewigen Schönheit gestaltet. Denn durch vier von ihnen: die Kunst des Bauens und Bildens, die Kunst des Malens und der Musik, weihet derselbe die Körper der äußeren Natur zum Dienst des höheren, geistigen Lebens; vier aber: der Gesang und die lebendig beschreibende Rede, die harmonische Haltung und die bekräftigende Bewegung der Glieder, lassen auf den eignen Leib das belebende Licht von innen fallen, durch welches das sichtbare Wesen des Menschen, wie seine Erde, zum Bild und Abglanz einer Herrlichkeit werden, welche ohne Anfang gewesen.

Wohlan denn, o Jüngling, es öffnen sich uns die Pforten, weile mit mir, so dir anders der treumeinende Wille gefällt, wecher gerne mittheilt, was er vermag, auf einige Augenblicke in den Hallen der Geschichte der Kunst. Es verzeichnete diese schon hier am Eingange theure Namenszüge. Denn dieser Theil der Geschichte nennet nur Namen der Völker und Menschen, welche den Ton der Lyra im Geist des Menschen verstanden und seinem Bewegen gefolgt.

Es gehet unser Weg zuerst gen Westen. Hier sind die Denksäulen und Fußtritte einer Kunst, deren Sinn und Walten nur noch das dämmernde Licht eines sinkenden Tages bescheinet. Du kennst jenes Volk des Alterthums, welches im beengten Thale, den Fluß entlang gewohnet, im Thale,

zu dem sich in Westen die Todtenstille der Wüste, nach Osten ein ödes Gebirge und der Saum des Meeres gesellt, und dessen Boden der anschwellende Strom alljährlich unter seine Fluthen begräbt, damit der dürre Staub aus dem Grabe des Wassers herrlicher wieder hervorgrüne. Du kennest das Volk, welches das Bild und die Gedanken des Todes selbst zu seinen Freudenmahlen geladen, damit der Ernst der Gräber mit dem Feuer der Becher sich vermische; das Volk, welches, das Thal hinab, ganze Städte der Todten erbaut, und zum Himmel an die ungeheure Last der Steine gethürmt, als wolle es mit diesem vergeblichen Bemühen die Last des Gedankens von der Seele wälzen, daß dem Menschen nur Eines gewiß sey: der Tod, und daß des Lebens Herrlichkeit und seine Lust vergehen, wenn sie noch kaum die Lippe des Dürstenden genetzt. — Wir vernehmen in der Mythologie der alten Aegyptier, wie in ihrer Kunst, die Töne einer alten Trauer der Lebenden um ihre Todten: einer Trauer, welche selbst den Festgesang der Schnitterinnen, zur Zeit der Ernte, in ein Wehklagen an Isis verwandelt. Denn von den Schmerzen dieser Göttermutter, welche die Verletzung und den Tod selbst des unsterblich gebornen Geschlechtes gesehen, reden die Tempel und die Bilder der Wände, verkündend jedoch auch zugleich das Erwachen des Horus und das Wiederfinden des Osiris. Wie ein Kind, welches mitten in dem lieblichen Spiel und dem ersten Erwachen des Sehnens, die unausweichbare Nähe des Todes mit untröstlichem Schmerz ergriffen, lässet sich der Aegyptier von jedem Steine, welchem seine Hand die stumme Sprache der Bilder gelehrt, die Versicherung wiederholen, daß auch in den Gräbern noch ein Leben sey, und der Gang in des Todes Nacht nicht ohne Hoffnung einer Wiederkehr zum Licht. Diese Hoffnung muß ihm dann nicht bloß der immer wiederkehrende Lauf der mächtigen Gestirne, sondern selber der armselige Wurm am Boden bezeugen, welcher aus dem Mumiensarge der Puppe bald zum geflügelten Insect erwacht. Es wird jedoch durch allen Trost, welchen Sternenhimmel und Erde, die Lehren der Priester und die geheimen Weihen dargeboten, das beständige Sehnen und Fragen des Sterbenden nach dem Leben

und seiner Lust noch nicht gestillt, bis die Kunst selber dem schwerlich Scheidenden versprochen, daß sie ihn zur Gruft begleiten, daß sie da, beim Scheine der Todtenlampe, noch zur Seele reden wolle, von der nicht auf immer hinweggenommenen Lust der Augen und dem Ruhm der Thaten. Der Aegyptier pflegte deßhalb das stille Haus der Todten mehr zu schmücken als die Wohnung der Lebendigen: denn dort erwartet, nach seiner alten Lehre, die Seele ein langes, sichres Wohnen mit dem Leibe, hier aber währet das unsichre Bleiben nur einige schnell vergehende Jahre. So ward die Kunst der Aegyptier großentheils eine Bewohnerin der Gräber und der Gedenkmale der Todten. Darum siehe, in allen diesen Gestalten derselbe unbewegliche Ernst eines Todtenangesichtes, die Glieder meist angelegt an den Leib, als hätte sie das Erstarren der letzten Augenblicke auf immer gelähmt. Wie die geschickte Hand der Aegyptier den verweslichen Leichnam zur unverweslichen Mumie gemacht: so ist selbst das Schaffen der Kunst in dieser geschickten und fleißigen Hand zu einem Bilde des Todes geworden; Gräber nur, von riesenhafter Art, waren die Pyramiden; Grabmäler der Götter und der gottgeweihten Thiere waren selber die Tempel. So hat die Hand jenes Volkes, der Lyra, deren Gespann mit Saiten Hermes zuerst in Aegypten versucht, Töne nur eines tiefen Ernstes und der Todtenklage zu entlocken gewußt.

Der Ernst ist gut, o Jüngling, und der Schmerz gerecht und heilsam, wenn dein Auge jetzt die Gruft der Väter erblicket, und wenn der Geist der Stunde des Todes gedenket. Aber der Schmerz ist nicht des Lebens einziger Lehrmeister, und das Tönen der Lyra ist dem Menschen nicht nur zur Todtenklage gegeben. Nennet uns nicht das Alterthum selber jenen Cheops, den Erbauer der mächtigsten Pyramiden, „den Götterverächter,“ vielleicht weil er, dem Loos der Vergänglichkeit trotzend, das Gott dem Menschen beschert, die Gestalt und das Gedächtniß des eignen armseligen Leibes nicht lassen, sondern durch eigne Macht dem leicht zerfließenden Staube Ewigkeit geben wollen? Findet doch der Mensch erst dann sich selber und das rechte Leben im Innern, wenn er angefangen, des eignen armen Selbst und seiner vergänglichen Lust wie Noth zu vergessen.

Darum siehe, ein neues Tönen der Lyra ruft uns hinweg von dem Blick in die Gräber zu einem andren Bewegen.

Hier, auf lasurblauem Grunde, leuchten uns goldne Sterne. Bilder stehen umher aus den Zeiten der alten griechischen Kunst, da sich der Mensch bei dem Anblick der mächtigen, leuchtenden Gestirne, wie des Feuers am Herde, bei dem Bewegen des rieselnden Quelles, wie beim Rauschen im Wipfel des Baumes, einer unsichtbaren Welt des Geistigen erinnert, deren wundervolle Kräfte im Gestirn weben, wie im festen Gestein am Boden. Es blicket mit Scheu das Auge umher und das Ohr lauschet, ob nicht vielleicht aus des Unsichtbaren Abgrund ein tödtender Schreck nahe; und wo es die Kunst gewagt, aus dem Holze Gestalten oder an der Säule von Stein ein Haupt zu bilden, da hat sie in ihre Gebilde, so gut sie es vermocht, die Züge der schreckenden Gewalt und eines unannahbaren Ernstes gelegt. Fruchtbar jedoch an lebendigen Keimen und voll Neues schaffender Kraft ist nur die Liebe, und Furcht ist in der Liebe nicht. Darum hat diese Zeit der Heroenkämpfe, mit den Schrecken der Natur, auf der Pelasger altem Gebiet eher das Werk der Gemäuer, in der Cyklopen unzerstörbarer Art gelernt, und dieses eifriger geübt, als das erhabnere Geschäft des Bauens der Tempel und das stille, friedlichere Werk des Gestaltens der Kunst.

Nach der Nacht der Dädalischen Mühe, in der, am Feuer des Herdes, die Cyklopen das Achilleische Schild geschmiedet, auf welchem, weil sich die Kunst mit Andeutungen begnügt, das Unmögliche möglich geworden, finden wir uns jetzt in dem lieblichen Morgen der griechischen Kunst. Siehe dort den Tempel von ehrwürdig dorischer Form, unter der Mitte des Giebels das Bild der Pallas Athene, beflügelnd hier den Kampf des Herakles und Telamons, dort den Kampf des Ajas und Teukros gegen das Volk der asiatischen Küste. Laomedons Leichnam hier, und dort des Patroklos, sind der Kampfpreis der Männerschlacht. Mächtig bewegt sind die kräftigen Glieder, zierlich geschmückt das Haar der Helden, als führte der Gang zum Reigen der Hochzeit, statt zur Bahn der Wunden und des Todes. Warum jedoch in diesen Gestalten das Festhalten immer an der einen Form des

Heldenangesichtes, welche bei Allen wiederkehret? Ist es nicht die staunende Ehrfurcht der Kunst, vor dem ersten Gelingen des eignen Werkes, welche den Geist hier gefesselt, daß ihm die Trennung von diesem lieblichen, frühesten Begegnen des lange Gesuchten so schwer geworden? Es wird indeß der heranwachsenden Kunst nur auf einige Augenblicke gestattet, das eigne Angesicht im Spiegel zu beschauen und seiner sich zu erfreuen. Wie der einzelne Mensch des armen Selbst und der vergänglichen Gestalt des Leibes, so soll auch jene des Gelingens der eignen strebenden Kraft vergessen, damit eine andre, höhere Kraft sie erfassen und zum neuen Werk des Lebens gestalten könne.

Es nahet der Geist des Menschen, je tiefer er gründet, je kräftiger er ringet, desto mehr der Gränze eines Seyns, welches mächtiger ist, als das eigne Seyn in dem Leibe der Vergänglichkeit; die Kraft, wenn sie endlich bei dem Schein des eignen Lichtes aus der dunklen Tiefe zur Höhe gekommen, erblicket hier eine Sonne, deren Licht den Schimmer der Lampe überstrahlet. Hier ergibt sich dann der Geist eines Phidias der Gewalt, welche höher ist, als die des fleißig sinnenden Menschen. Jenes Angesicht des alleskräftigen und doch zugleich das Seufzen der vergänglichen Noth erhörenden Gottes, hat nicht die von frühe an, bis zum Abend geschäftige Mühe, nicht der oft berechnende Verstand erfunden; sondern wie der Lichtstrahl, der ohne mein Zuthun durch das vorhin dunkle und nun geöffnete Gemäuer fällt, ist, von oben her, in den schaffenden Geist des Menschen das Weben und Bewegen einer Kraft gekommen, deren Wohlgefallen es zu allen Zeiten und unter allen Völkern gewesen, bei den Menschenkindern zu wohnen, und vor ihnen, wie in ihnen, sichtbar sich zu gestalten. Was aus den Werken von der Hand eines Onatas oder Ageladas, was aus diesem Apollo, dem Musageten, und aus Artemis, was von Pallas und Ceres mich anblickt, das ist nicht die Gestalt und Schöne, nicht die geistige Anmuth des einzelnen Menschen, welcher, gleich den Blumen des Feldes, heute grünet und morgen verwelket; sondern es ist die Gestalt jener ewigen Fülle (εἱμαρμένη nach §. 30) selber, welche des einzelnen Lebens Mangel ausfüllt und

welche in unvergänglicher Schönheit über dem leicht veraltenden Reiz des Sterblichen schwebet; sie selber die Geberin und Quelle dieses schnell vorübereilenden Reizes.

Eine Begeisterung denn, welche den Menschen über den eignen Leib und über das Werk der sterblichen Hand erhebt, ist es, die zum Erfassen jener ewigen Fülle, die zum Anschauen des Urbildes führet. Wohlan denn, mein Freund, folge mir weiter zu einer Lehre der alten Kunst, welche dir, in der Sprache der Gestalten, sagt, was diese Begeisterung sey, welche die Seele der eigenen Leiblichkeit enthebet.

Die Gräber der alten Aegyptier und ihre Kunst haben zu dir ohne Aufhören von dem Tod gesprochen; dennoch hat dich diese Stimme aus der Tiefe nicht gelehrt, was der Tod sey? denn es ist, so sagt ein altes Buch, in der Behausung der Todten, nicht Kunst, noch Verstand, noch Ordnung. Die Furcht des Todes spricht mit unvernehmlicher Stimme, und der Schrecken weiß nicht, was er sagt. Hat dich das Murmeln jener Gräber glauben gemacht, der Grund des Todes sey von leiblicher Art: — es sterbe der Mensch, weil etwa das Gefäß und der Weg der ernährenden Fluth im Innern des Leibes ungangbar geworden und sich verschlossen, oder aus ähnlicher Ursach, — glaube du dann dem Murmeln nicht. Es würde die bewegende Seele niemals den Leib verlassen; das Leben des irdischen Menschen würde dem Anlauf der Jahrtausende trotzen, mehr noch als die Gebirge des Atlas, dessen Rücken des Himmels Gewölb trägt; zöge nicht eine andre, mächtigere Gewalt, als die des Leibes ist, die Seele aus der geliebten Stätte des Wohnens. Denn aus zweien Naturen besteht der Mensch, deren eine, die leibliche, ohne Aufhören von der Welt der irdischen Stoffe, nach dem Gesetz der leiblichen Schwere, hinabwärts gezogen wird zum Boden; die andre aber wird von dem Gesetz einer andren Schwere gehalten, denn auf sie wirket unablässig die Anziehung einer Welt von gleicher Natur: der Welt der Geister. Leukothea's Wasserhuhn, wenn du verschlossen im Gemäuer des Hofes es erzogen, wenn du da ihm Futter gestreut und es nothdürftig getränkt, läuft am Boden mit dem andern Geflügel des Hofes. Bricht aber die mächtige Fluth

von außen herein durchs Gemäuer, da erhebt sich Leukothea's Vogel, jauchzend vor Lust, in das den andren furchtbare Element, und tauchet freudig in das noch nie gesehene Meer. So woget beständig, um die Burg des leiblichen Lebens, ein übergewaltiges, geistiges Element: bereit das Verwandte, Geistige, das im Menschen wohnet, in sich aufzunehmen und mit sich zu entführen. Du hörest das Rauschen des vorüberziehenden Stromes, gleich dem Anschlagen der Flügel des Sturmwindes am Gemäuer. Dionysos ist es, mit dem Getümmel des Thiasos, welcher vorüberzeucht, Dionysos, dessen Nähe das verwandte, im Innern der Menschennatur verschlossene Element freudig vernimmt.

Siehe denn hier den Gott, als liebliches Kind, in den Armen der Pflegerin, dort getragen von dem Weisheit lehrenden Silen und hier als Epheben, welcher schon selber dem Zug der Begeisterung gefolgt übers Gebirg und hin durch das waldige Thal. Wie der kräftige Hauch der vom schnell rauschenden Gewässer auffährt, berührt dich öfters, heranwärts von dieser Fluth der Naturkräfte, ein tiefes, innres Bewegen, das du schon als Kind gekannt, dem du als Jüngling oft mit der Begeisterung Macht gefolgt. Siehe, hier hat dieser mächtige Hauch die Seele mit sich hinausgeführt an das Ufer der Geisterwelt: in das Land der Träume, und lieblicher Schlaf beschattet die Glieder; dort aber brach die Fluth selber durch das Gemäuer, und das Gebilde des Sarkophages sagt dir, daß des Thiasos Macht eine Seele mit sich hinübergeführt, nicht nur ans Ufer, sondern in das stille Meer der Geisterwelt selber: Leukothea's Vogel, er tauchte jauchzend in das verwandte Element.

Zu erkennen: daß der nämliche hehre Grund, welcher die Seele in den Stunden der Begeisterung über sich selber und über den vergänglichen Leib erhebt, zugleich auch der mächtige Zug sey, der sie als Tod gänzlich hinausführt aus dem Leibe, ist schon viel, aber noch nicht Alles. Damit die Seele in dem neuen Element, dahin sie der mächtige Zug reißt, sich wohlbefinde und lebe, bedarf sie, wie im irdischen Leben, eines Leibes, welchen der Thiasos nicht gibt. Denn es ist eine Begeisterung, welche die Seele hinaufwärts führet, und es gibt ein andres Bewegen, der Begeisterung verwandt, welches den innren Men-

schen hinabwärts zeucht. Siehe, obgleich sie die Lehre vom Thiasos gekannt, erstarret Niobe im ungemäßigten Schmerz; noch immer blickt, neben den Aphroditischen Reizen, aus der Natur das entsetzliche Haupt der Gorgone, und Athene's Schlangen, vom Meer her, drohen selbst dem besten Bemühen des Menschen. Auch die hohe Kunst, o Jüngling, wie alles Menschliche, haben bald die Schlangen des Eitlen umstrickt; es war der freie Emporschwung zum Urbilde nicht von beständiger Dauer, sondern mit seinen ehernen Banden ereilte den aufstrebenden Geist der alte Zug der Schwere nach dem Boden, gleich wie den leuchtenden Tag die schnelle Nacht ereilet. Wie? ist denn selber das Geistige vergänglich, und ergreift die Vernichtung selbst das unsterblich Geborne, sobald es sich gesellt zum sterblichen Geschlechte? Soll denn das Hohe immer dienen dem Niedern, und wird auf dieser schönen Erde das sterbliche Fleisch immer herrschen über den Geist?

Die Fragen sind ernst, o Jüngling! und ihre Beantwortung schwer. Denn siehe, es ist Griechenlands Kunst und geistige Kraft einer eignen, innern Macht des Geistigen, nicht der Gewalt von außen erlegen. Sie ist von selber aus der alten Wohnstätte gewichen, nicht erst durch das ungeheure Getös der Waffen und die fremde Herrschergewalt der hohen Roma verscheucht worden, als die ersten der Cornelier: die beiden Scipionen, die Stadt des ehernen Geschlechts zur Siegerin über den Weltkreis erhoben. Laß uns hier, in dieser Halle, der ernsten Fragen gedenken. Es ist da um uns, in diesen Gebilden, ein innres Bewegen, gleich dem Rauschen der Wasserfälle von Terni, welche einst den geistig mächtigsten der Cornelier Roms, den Forscher der Geschichte: Tacitus, geboren.

Ein Hoffen im Menschen, fester als der Tod und mächtiger als des Todes Banden, saget dem strebenden Geiste in allen seinen Kämpfen und Mühen, daß die Herrschaft des Niedern über ihn einst enden, daß aus den Flammen der Schmerzen, welche das Sterbende an ihm verzehren, ein Aufschwung kommen werde, zum Sieg und zur Herrschergewalt ohne Ende. Dann wird nicht mehr, wie vorhin, dem ewigen Sehnen der Brust die bald ermattende, bald ergrauende Kraft des Tithon, nicht mehr dem übermächtigen, nach oben gerichteten Wollen

des Geistes die Unmacht des Fleisches vermählt, sondern es umfängt in ewiger Jugendkraft den Geist ein Seyn und Wesen der verwandten Natur: ein Leib und Glieder von geistiger Art. — Siehe hier Hebe, welche dem Sieger über der Vergänglichkeit Mühe den Becher reicht, und Phöbus Apollo, welcher den Gesang der Musen entflammet. Hier nahet nicht mehr der Fußtritt der Horen, daß er die Eiche des Hains entblättre und nach des Sommers kurzer Lust den Winter heraufführe, sondern es wird in der Hand der Kranz aus dem ewigen Grün der Lebensbäume gesehen; Ariadne's Gestirn hat der Begeisterung die Bahn zu den Hallen des Lichts gewiesen, da die Weisheit nicht mehr nur auf einige vorübereilende Blicke, etwa in der Gestalt des schnellen Vogels gesehen, sondern ohne Aufhören geschaut wird: es lächelt freudig der Vater der Götter und dem alten Zorn, des Unsterblichen gegen das Sterbliche, sind die Waffen genommen.

„Du zuversichtliches Hoffen in der Brust des Menschen, du Stimme des Ahndens, welches den künftigen Sieg verkündet, warum redet denn die Vergangenheit, warum spricht die Gegenwart über das mühselige Loos des Menschen so ganz anders, als du sprichst? Sage, was hemmte denn immer den geistigen Lauf nach dem Siegspreis, was kehrte stets, unvermerkt, die Schritte zurück zum Staube? Zwar das Tönen der Lyra im Innren, es gebot zuweilen selbst den Wogen des übergewaltigen Elements; Galathea reichte dem Geist des Menschen den Schatz der verborgenen Tiefe; doch wie bald, da braus'te die verheerende Fluth von Neuem über die lieblichen Schöpfungen der Seele, und nicht bloß Aktäon, da er in niederer Vermessenheit sich dem Göttlichen genaht, wird bald nach dem Augenblick des inneren Entzückens von Hunden zerrissen; sondern es sinkt auch Hyacinth, welchen der Gott freiwillig zum Gefährten gewählt, in den Staub hin, getroffen von der gewaltigen Hand selber, die ihn vorhin zur Genossenschaft des Göttlichen erhoben."

Vernimm hier im Bilde die Antwort der Frage: der Gott des Lichtes und der hohen Begeisterung, er lenket selber den Wagen der Sonne über das sterbliche Geschlecht, und blühende Segnungen strömen herab von dem hehren Gestirn zur Tiefe; vor seinem mächtigen, alltäglichen Aufsteigen zum Mittage

gehen, nach jenem alten Festgesange der Mexicaner, männliche, Leben zeugende Kräfte jauchzend voraus, während die weiblichen, gebärenden, von der Höhe des Mittags an, das königliche Gestirn begrüßen, und lebensschwanger, mit ihm sich in die Stille der keimenden Nacht versenken. — So empfängt auch der Geist des Menschen die Segnungen einer belebenden Weihe von oben, wenn er sich, in schweigendem Gehorsam, ihrem Walten dahin gibt, und nicht selten hat sich, wie zu jenem Schläfer Endymion, die Gottheit selber zu dem süßen Traume des willenlos Schlafenden genaht. Aber, wehe! — Der Eigenwille des Menschen hat selbst mit seiner beengten Macht und Kunst den Wagen des belebenden Gestirnes lenken, hat sich selber das Leben der innren Begeisterung machen wollen, welche nur Gott schaffet. Getragen vom Strome, welcher ohne Aufhören, Welle immer nach Welle, zum Meer hinabfleußt, wehklaget Cygnus im Gesang. Siehe Phaëthons Fall und der Schwestern Trauer. Ist dieß vielleicht nur ein Schlaf, gleich Endymions Schlaf, und der Müde erwacht am andern Morgen? Aber, Hore nach Hore schritt seitdem einher, auf den Morgen und Mittag folgte die schnelle Nacht, und nur des Lebens tägliches Bedürfniß und einförmiges Spiel erwachte wieder aus den Armen der Nacht: der ernste, bleiche Schläfer an seiner Seite, er öffnete das Auge dem Lichte nicht. — So haben die Parzen nicht nur dem einzelnen Menschen und dem einzelnen Geschlecht der Früchte essenden Männer, sondern sie haben selbst der hohen Kunst des Alterthums den Faden bis zum bestimmten Ziel verlängert, alsdann durchschnitten.

Auf dem Angesicht der Todten stehet zuletzt, mit unverrückbaren Zügen, des Lebens vorherrschendes Sehnen, des Lebens mächtigst waltender Gedanke. Welches Geheimniß des tiefsten innren Strebens und Sehnens spricht sich denn im Angesicht dieser hehren Kunst des Alterthums aus, deren frühes Verblühen wir beklagen? — Es ist das Sehnen, es ist das Streben der ächten und wahren Kunst aller Zeiten, und siehe hier ist sein andeutendes Bild: Orpheus, mit der beseligenden Töne Gewalt, Orpheus, dessen Fuß das allgewaltige Sehnen herabgeleitet, zu der Dinge Ausgang. Es ist Eurydice, es ist des Lebens und der Liebe verlorner Frieden, was der Sänger

gesucht; und die Stimme des Sehnens war mächtiger und lauter als das Donnern von Sisyphus Felsenlast; Eurydice stehet genaht, blickend mit des Heimwehes tiefester Lust und Schmerzen in des Sehnenden Auge. — Lauschend säumet ja selbst am Ufer des Stromes, Charon, furchtloser nahet eines Kindes Seele, des Cerberus Rachen, mit dem besänftigenden Bissen; denn jenen hat schon der Ton der Lyra und des Gesanges gezähmt. Das rastlose Drängen zum vergeblichen Werk der Mühe; die Arbeit der Danaiden stehet auf einige Augenblicke still, denn es hat das Lied: von des Friedens ewiger Macht, selbst auf das Auge der wahnsinnigen Wuth den Schlaf ergossen, welches sonst beständig die Ruhe fleucht; schweigend horchen des Todes Herrscher, und nur der unausweichbare Spruch der Richter der Todten, nur der enthüllende Blick in das Thun der Menschen, schweiget nicht. — Orpheus soll das theure, verlorne Gut des Lebens von Neuem umfangen, wenn er, hinauf zum Tage kehrend, sich enthält, mit irdischen Augen das zu beschauen, das nicht irdisch ist.

Wohlan denn, o Mensch, so sagt uns das Bild, lerne hier die Macht, lerne hier den tiefen Sinn des Sehnens und Ringens aller von Gott begeisterten Kunst. Es suchet der Geist im Innren beständig, seitdem ihn ein übermächtiger Zug dem vergänglichen Staube genaht, auf daß er in diesem sich verleiblichte, das verlorne Gewand einer andren, höheren Leiblichkeit, welche sein war vor dem Staube, und welche, wenn ihm einst „der Sieger auf dem Grabe stehet,“ sein werden soll, nach dem Staube. Dieses Leiblichwerden der höheren Art, welches das Alter nicht anrühret, welchem der Tod nicht ein Ende machet, suchet denn auch jene bildende, gestaltende Kraft des Menschengeistes, welche wir Kunst nennen, mit unstillbarem Sehnen. Oefters schon hat sich, im Laufe der Menschenzeiten, der heißersehnte Anblick dem frommen und reinen Gemüth, hat sich dem lebenskräftigen Gefühl genahet; ach, hätte nur dann nicht immer die kurze Wonne der mit irdischem Maßstabe messende, nur Vergängliches erfassende Verstand zerstört. Du verkehrte Art des Epimetheus, welche immer zurück und nach unten, auf das Wesenlose und Nichtige, nicht aber vorwärts und nach oben schauet, wäre dir nicht in dem verhängnißvollen Gefäß

noch die Hoffnung, zum Troste der elenden Menschen, geblieben die Hoffnung, welche mit der Seele zugleich Pallas Athene, die Mildblickende, dem Gebilde des Prometheus gegeben, es würde dann ewig, und ohne Linderung, der Geyer fressen an des Gefesselten Leber, und kein Herakles lös'te das eherne Band der Verzweiflung. Darum, o Jüngling! wenn dein Auge nachdenkend der Geschichte folget über rauchende Trümmer, nimm auf deinen Weg die Hoffnung mit dir. Hier ist Ilions Fall: Priamus, sterbend geneigt, Hekabe starret im stummen Schmerz, und es umnachtet der tödtliche Gram Andromache's Auge, da des Achilleus Sproß des theuern Hektors Lust, den Astyanax, dem Arm entreißet: schweigend ziehen aus dem Helme die Helden, mit der Beute Loos, das Loos der eignen Zukunft. Aber siehe, aus dem rauchenden Gemäuer gehet unversehrt die Hoffnung eines künftigen, herrlicheren Geschlechts hervor: Aeneas mit des Julus Jugend; Kassandra's Begeistrung, erhoben über das eigne Wehe, verkündet ein nahe künftiges Weh dem trunkenen Sieger. — Aber ein Höheres noch, als des Aeneas Kraft, und des Julus Zukunft, gehet hervor, aus der Saat von Blut und dem Staub der Zerstörung; ein Höheres noch, als Kassandra's Begeistrung, erwachet bei dem Getös der stürzenden Mauern. Denn das Jammergeschrei der Besiegten, wie das Jauchzen der Sieger, wird zum Gesang der Muse, welcher, wie der lebenskräftige Wind aus Osten, über die Inseln des Meeres, über alle Länder der Menschen wehet, und welcher, in unvergänglicher Frische, den Weg der Jahrtausende, bis zu uns gefunden. Es weckt, in Hellas Stämmen, Homers Gesang das Leben der Begeisterung, und wie einst der Atreiden Schlachtruf sie vor Ilions Mauern versammlet, so rufet jetzt das Lied der Helden sie alle zum gemeinsamen, geistigen Werk des Lebens. Denn an Asiens Küsten, wie an Kreta's Gebirgen und in Argos Auen, tönet der Gesang wider: vom Zorn der Atreiden und des Peleiaden Achilles, als um Chryseis der Latona Zwillingspaar Heerden und Menschen mit schnellem Geschoß getödtet. Es ertönet der Gesang von des Odysseus und Diomedes nächtlicher That, wie von der Gefahr des Aeneas, von Paris schimpflicher Rettung, und dem Kampf der sterblichen Männer gegen die seligen Götter. Der Gesang von Patroklos' Tod und des Achilles

Rachegeschrei als Athene, neben ihm stehend, durch der Gorgone Haupt Entsetzen ergossen auf den anstürmenden Feind. Die Thräne des Mitleids bei Hektors und Andromache's Abschied, wie, zu Achills Füßen, um Hektors Leichnam, mit dem ergrauten Priamus, benetzet das Auge des dorischen, wie des ionischen Jünglinges und der Bewohner der Inseln.

Es ist der erste Laut des beginnenden Lebens, der Laut, durch welchen im leiblichen Menschen zuerst die Kraft der Stimme und Sprache aufkeimet, ein Weinen; und der Schmerz ist das erste nährende Element der Seele. Aus Troja's leiblichem Untergang ist ein geistiges Ilion erstanden, und wenn auch nicht mit dem beglückteren Achill auf Leuke, lebet doch der frühe verblühete Hektor, lebet mit ihm Andromache ein nie verwelkendes Leben im Liede. Auch der Leib, auch das sterbliche Fleisch am Gewand der alten Kunst, mußte untergehen, damit aus seinem Staube das geistige Leben erstehe; Ilions Fall und geistige Verklärung ist ein tiefbedeutendes Vorbild für die ganze innre Geschichte des Menschen und seiner Kunst.

Laß uns denn, o Jüngling von hinnen eilen; denn weniger Neues beut uns die Kunst der Römer, obwohl auch hier der Anblick des wohlgelungenen Fleißes erfreut und das Auge gern am Bildniß der Männer verweilt, welche, die Führer der alten Zeit, auch uns Führer auf der Bahn des geistigen Strebens gewesen. Milde blickend erscheinen unter den Bildnissen der Herrscher, hier Vespasianus und Titus, dort mit Ruhm gekrönet der Herrscher in Frieden, Augustus, doch neben ihm Julia Pia. Es schimmert hier der Glanz der niedergehenden Sonne der Kunst noch am zierlichen Getäfel des Bodens, herrlich strahlet dort der aufgehende Vollmond herein, auf das jüngstgeborne Tagwerk der Kunst, und siehe, bald wird die Sonne leuchten, in Thors kräftigen Eichenwald, und auf die bescheidne Meister-Werkstatt im Thal der Schwäne.

Der irdische Leib der alten Kunst denn, wie Ilion einst, war versunken im Strom der Zeit, herrlich aber; getaucht in ein ewiges Lebenselement, erhub sich der neue, der geistige Leib. Vernimm hier in Cäcilia die Schwinge einer andren, neuen Begeistrung, aus höherem Quell gekommen, als jene des Thiasos;

vor diesem göttlichen Kinde redet der Geist andre, tiefer dringende Worte, als vor des Jakchos blühender Kindheit; diese Blicke des Gemarterten, aus denen ein göttlicher Trost spricht, sind andre, als die des Laokoon; dort auf dem Lager der Sterbenden verwandelt der Schmerz des Todes das brechende Auge, nicht, wie an Niobe, in festes Gestein, sondern er verklärt es wie in Aether des Himmels, und hier dieses Antlitz, voll festen, zuversichtlichen Glaubens, bezeuget es, wie die Brust in Demuth es fühle, daß der Arm, in der Gestalt des schwachen Kindes, des Lebens Anfang und Ende trägt. Doch zu der Betrachtung dieses neuen, höheren Auferstehens der Kunst vereinet uns bald wieder ein andrer Tag.

Erläuternde Bemerkungen. Als Beispiel für das Gesetz der innern Entwicklung der Kunst im Menschengeschlecht wurde im vorstehenden §. bloß die Geschichte der alten Kunst und namentlich die der Griechen hervorgehoben. Uebrigens liegt dem ganzen Bild, worinnen oben die Geschichte der Kunst abgespiegelt worden, die Ansicht der Münchner Glyptothek und die Aufeinanderfolge ihrer innren Abtheilungen zu Grunde, welche in der That aufs treffendste eine Uebersicht über die einzelnen Perioden der alten Kunst und ihrer Werke gewähren. (M. v. über dieses schönste Gebäu seiner Art und seiner Zeit und über das hehre, harmonische Ganze seines inneren Gehaltes die „Beschreibung der Glyptothek Sr. Maj. des Königs Ludwig I von Bayern" durch L. von Klenze und Ludwig Schorn. München 1830.) Westwärts vom Eingange tritt man da zuerst in den Saal, welcher Denkmale und Ueberreste der ägyptischen Kunst in sich fasset; hierauf folgen im 2ten Saale von den älteren, ja ältesten Versuchen dieser Richtung an, Werke der griechischen Kunst. Seite 863 ist auf den Inhalt des dritten Saales hingedeutet, welcher die berühmten Aegineten und im Hintergrund eine abbildliche Darstellung des alten Tempels zu Aegina enthält; S. 864 hat die herrlichen Kunstwerke des 4ten und dann weiter die des 5ten Saales vor Augen, in welchem der vielgepriesene schlafende Satyr (der Barberinische Faun) Bewunderung erregt. Seite 866 wollte der Verfasser an die allbekanntesten Gebilde einer späteren Periode der griechischen Kunst erinnern, aus welcher der 6te Saal der Glyptothek einige der gepriesensten, bis auf unsere Zeit gekommenen Meisterwerke aufzuweisen hat. Zwischen dem Theil des Gebäudes, welcher eine so unvergleichbar reiche Uebersicht über den Entwicklungsgang der griechischen Kunst gibt, und dem andern, welcher Denkmale der römischen in sich fasset, befinden sich die Säle, welche Cornelius' kühner Pinsel mit Darstellungen aus dem Mythenkreise der Griechen und aus der Geschichte des Kampfes um Troja belebt hat. Diese Gemälde und ihre Aufeinanderfolge gaben dem Verfasser die Bilder an die Hand, in welche er von S. 867 bis 871 die Geschichte des Verfalles der griechischen Kunst einkleidete. Am Schluß des §. deutete er noch auf die hehren Schöpfungen der christlichen Kunst hin, besonders auf jene, welche dem Freunde dieser Betrachtungen, wenn er die Stadt besucht, in welcher ein neues Zeitalter der Kunst begonnen hat, die Pinakothek aufzeigen wird.

Die acht oben erwähnten Künste: Baukunst und Bildhauerkunst, Malerei und Musik, Dichtkunst (Gesang) und Redekunst, Mimik (Tanz)

und Gymnastik wurden alle, in der Zeit des classischen Alterthums, mit gleichem Eifer geübt.

Ueber das, was oben von der Beziehung gesagt worden, in welche das Alterthum die bacchische Begeisterung mit der Ursache des Todes setzte, vergleiche man den Inhalt des §. 22 d. W., wo ganz dasselbe aus der Betrachtung der Natur behauptet und bewiesen wird.

Wir gehen nun zu einigen weiteren Erläuterungen über den Inhalt des vorstehenden §. über, wobei wir jedoch, als vollkommen genügendes Beispiel zu unserem jetzigen Zweck, fast ausschließend nur über die Geschichte der alten Kunst Einiges erwähnen, die der neueren aber nur mit wenigen Worten berühren wollen.

Zu den ältesten bisher bekannt gewordenen Werken der Baukunst gehören die des alten Babylon, welche auf der Westseite der Stadt gelegen sind, an welcher Straßen von unübersehbarer Länge rechtwinklicht sich durchschnitten. Diese Bauwerke rühren noch großentheils von der anfänglichen, babylonisch-assyrischen Dynastie her (der ältesten überhaupt, welche die Geschichte kennt). Die Burg, welche jene Häupter der ersten Weltmonarchie bewohnten, erscheint jetzt nur noch als ein unförmlicher Hügel von Backsteinen; denn diese, aus dem feinen Thon der großen Ebene gebrannt, durch Asphalt (von Is am Euphrat) und Rohrlagen verbunden, mußten die Stelle der Quadersteine vertreten, welche z. B. zu dem Bau der großen Euphratbrücke fern aus Armenien herbeikamen. Deutlicher dagegen hat sich noch der Umriß des uralten Birs Nimrod erhalten: des Thurmes zu Babel und zugleich Tempel des Baals. Diese Ruinen, welche 3 Stunden Weges vom Euphrat entfernt sind, lagen dennoch, nach dem Zeugnisse der Alten, in der Mitte der Stadt. In dem untern Theile war das große Viereck, 1200 Fuß im Umfang, worin der Tempel des Baal mit dem 40 Fuß hohen Bild des Baal sich befand, das über einem hölzernen Kern, dick mit Goldblech beschlagen war. Jenes Viereck war von dem untersten Theile des hier 600 Fuß im Durchmesser haltenden Thurmes umgeben, der sich weiter in 8 Terrassen bis zu einer Höhe erhob, welche nach Strabo's Zeugniß auch 600 Fuß betrug. Im obersten Stockwerke fand sich der heiligste Theil des Tempelgebäudes, in welchem kein Bild, sondern nur ein Tisch und Ruhebette für den Gott gestanden. (Maurice Rich, Memoir on the Ruins of Babylon in von Hammers Fundgruben 3tem Band und desselben Observations on the Ruins of Babylon, Lond. 1816, so wie seine Topography of ancient Babylon in der Archéol. Britann. S. XVIII, 243. — Auch Niebuhrs (II, 290) und Ker Porters (V) Reisen. — Was man sonst an Kunstgebilden unter den Ruinen des älteren Babylon gefunden, das umfaßt, wie bei den ältesten Aegyptiern, meist nur Nachbildungen und Andeutungen von Naturgegenständen: ein Löwe aus Granit gehauen, ein Marmorblock mit Figuren von Thieren, Altäre; m. s. K. O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst 1830, S. 259.

Ein Alter, welches über das zweite Jahrtausend vor Christus hinanreicht, haben die frühesten Anfänge der altägyptischen Kunst, deren Richtung, fast unverändert, wie die ernsten Gesichtszüge eines Todten, selbst in den kleinsten Werken der bildenden Kunst, bei jenem Volk anderthalb Jahrtausende lang sich erhalten. Zwar von jenem alten Tempel des Phtha, durch Manes (2235 vor Christus) begründet, durch Sesostris (1473 vor Christus) und seine Nachfolger erweitert und mannichfach verziert, finden sich keine Spuren mehr; von sehr hohem Alter erscheinet jedoch die mächtige Tempelgrotte zu Tulzis (Gyrsche), gestützt von Kolossen, und es zeigt sich uns die Hauptrichtung der Baukunst des alten Aegyptens noch deutlich genug in den Ruinen von Theben, dessen

älteste Gebäude aus der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus sind. Der Umfang der Ruinen beträgt gegen 9 Stunden Weges. Es waren die einzelnen Tempel (neben ihnen die Paläste der alten Herrscher) durch Alleen von Sphinxen unter sich verbunden, deren eine (die zwischen dem Tempel bei Luksor und dem bei Karnak) 6156 Fuß Länge hat. Anderwärts bestunden diese Alleen aus kolossalen Widderstatuen oder Säulen. Es stunden insgemein vor dem äußersten Vorhof zwei Obelisken; Pylone oder pyramidale Doppelthürme (πτερά) waren am Eingang, wahrscheinlich den Beobachtungen der Gestirne geweiht, wozu Claudius Ptolemäus (nach Olympiodor) noch die πτερά τοῦ κανώβου, in denen er zugleich wohnte, vierzig Jahre lang benutzte. Der zweite, unansehnlichste Theil des Tempels: eine von Mauern umschlossene Säulenhalle, zeigt abermals am Eingange die quadratisch-pyramidalen Doppelthürme oder Pylonen, in deren Innerem Treppen zur Plattform des Giebels hinaufführen. Das Licht fällt sparsam in die Tempelsäle dieser zweiten Abtheilung hinein, welche öfters Gestalten des Thierkreises und andere auf die Beobachtung des Sternlaufes und der Zeiten hindeutende Bilder enthalten. Endlich so ist die dritte Abtheilung des Tempels, die Cella (ναός) ohne Säulen, von mehreren Mauern umfaßt und niedriger als die anderen Theile. Hier waren die Mumien jener geheiligten Thiere verwahrt, welche ein sichtbares Sinnbild des unsichtbaren Gottes seyn sollten. So verrieth sich sogar hierin die oben im § erwähnte, merkwürdige Begründung der ägyptischen Kunst, auf eine Ansicht des Todes, welche der freieren, höheren Richtung der griechischen Kunst fremd war. Dieses starre Festhalten am Leichnam (schon Philo nennt in seinem Buch de confus. linguar. 330, Opp. I, 415, die Aegyptier τὸ φιλοσώματον γένος), dieses Streben, durch menschliche Kunst und Sorgfalt dem todten Leibe ein Seyn der Ewigkeit zu geben, offenbart sich aber noch mehr in den augenfälligsten, riesenhaftesten Denkmälern der ägyptischen Baukunst: in jenen, welche der Aufbewahrung der Todten bestimmt gewesen. Zwar die Hauptwerke der μνημόνεια von Theben: der Todtenvorstadt, welche an der Westseite der Stadt gelegen, fallen erst in ihrer ganzen ungeheuern Ausdehnung, durch die Vorberge hindurch bis zum Raume der libyschen Wüste, einer tiefer eindringenden und länger verweilenden Forschung in die Augen; sie sind aber nicht minder mächtig als die hohen Pyramiden. Mit Recht nennt sie Ritter (Erdkunde I, 1822, S. 717 nach Jomard Descr. p. 311) eine Niederlage aller Künste und Wissenschaften des häuslichen Lebens der Aegyptier. Denn in diesen Todtengrüften, nicht in den Bürgerhäusern aus Backsteinen, wurde aller Schmuck der Wohnungen angebracht; „weil das Leben nur kurz, der Aufenthalt der Seele im Todtenhause aber, nach der Lehre der Seelenwandlung so lange dauerte, als noch der Leib fortbestand.“ (Die Einwohner von Memphis, so erzählt Diodor I, 51, halten die Zeit des diesseitigen Lebens für sehr gering, um so höher aber das Leben der Ruhe nach dem Tode. Sie nennen deßhalb die Wohnungen der Lebendigen nur Nachtherbergen und geben sich deßhalb wenig Mühe mit dem Erbauen ihrer Häuser, während sie auf die der Grabmäler unglaubliche Kosten verwenden.) Dankbarkeit, Pietät gegen die Todten, waren die erste Pflicht der Ueberlebenden; daher bereitete man die Stätte auf das feierlichste, um zugleich den Aufenthalt angenehm zu machen. Die Eingänge zu den Katakomben, welche in einen feinkörnigen Kalkstein gegraben sind, stehen zu zwei und mehreren (bis zu zwölfen) parallel, wie die Röhrenöffnungen einer Panflöte, weßhalb solche Mündungsröhren auch bei den Alten den Namen Syrinx erhalten. So wie man durch eine Oeffnung eindringt, erweitert sich der innere Verlauf in Gänge, Gemächer, Seitenkammern und Hallen, von denen

östers Treppen hinabführen in die Tiefe. Auf dem Boden der langen Corridore zeigen sich nicht selten Brunnen- oder schachtartig hinablaufende Tiefen. An allen Wänden, wie am Boden umher, ruhten in diesen Kammern die einbalsamirten Leichname beisammen. In einem von Belzoni (Voy. II, 378) entdeckten und beschriebenen königlichen Grabmal, dessen Kostbarkeiten noch zum großen Theile vorhanden und unzerstört schienen, fanden sich 180 Figuren in natürlicher Größe, 800 welche 3 — 4 Fuß hoch waren, 2000 bis 6 Zoll große, hieroglyphische Figuren, an sonstiger Hieroglyphenschrift aber eine so unabsehbare Masse, daß Ricci allein im ersten Gange 22,000 Zeichen fand. Der schöne Sarg von Alabaster war geplündert. An Grabmälern welche den Leib aus Staub gebildet selber, und an Statuen welche die vergängliche Gestalt des Leibes der Ewigkeit erhalten sollten, hat sich dann die alte ägyptische Kunst entwickelt und geübt. Denn jene Memnonskolosse des alten Thebens, von den Arabern Tama und Chama genannt, welche 61 Fuß hoch, weit über den Akazienwald der Einöde emporragen, und welche, wie die tausendfältigen umhergestreuten Trümmer bezeugen, nicht die einzigen hier ehehin aufgestellten gewesen, schienen nur Bilder vormals lebender Herrscher, wie schon Sesostris in dem Tempel des Phtha zu Memphis sechs Bildsäulen seiner Familie setzen ließ. Unfern der beiden erwähnten Kolosse zeigt sich das Grabmal des Osymandyas oder Memnon Ismander; die Decken der einzelnen Gemächer auf azurblauem Grunde mit goldnen Sternen besäet, an den Wänden Darstellungen von Schlachten, Jagden u. s. — Grabmäler vor Allem waren auch die Pyramiden, deren erste Cheops (Suphis I) erbaute. Diese größte ägyptische Pyramide, bei Ghizeh, ist 716½ Fuß lang, 428¼ Fuß hoch, sie besteht aus 203 Steinlagen, jede von 19 Zoll bis 4 Fuß 4 Zoll Höhe. Hunderttausend Menschen arbeiteten an ihr, nach Herodot 40 Jahre lang. Die Grundflächen aller Pyramiden sind genau nach den Weltgegenden orientirt: der innere Kern bestand bei den größern aus Kalksteinen, welche mit festerem Gesteine (Sienit, Granit, Porphyr) überkleidet waren; diese Ueberkleidung selber, die später häufig hinweggerissen worden, war polirt und mit Sculpturarbeiten versehen, in welchem Zweige der Kunst die älteren Aegyptier so viel gearbeitet, daß man allein bei dem uralten Tempel von Esne, dessen 45,000 Quadratfuß betragende Oberfläche dicht mit Hieroglyphen bedeckt ist, berechnet hat, daß diese Bildnereien auch von 50 zugleich arbeitenden Künstlern erst in drei Jahren vollendet werden konnten. Den Eingang zum Innern der Pyramide verschließt ein einziger Stein, Gänge führen zu verschiedenen Kammern, die ansehnlichste von allen enthielt den Sarkophag des Königs. — So schienen auch die Gestalt und Einrichtung der unterirdischen Syringen, in welchen die geheimen Weihen vollzogen wurden, wie auch diese Weihen selber, nur die Erinnerung und den Gedanken an Grab und Tod festhalten zu wollen, während die Hieroglyphen-Inschrift der zum Theil 70 und 80 Fuß hohen Obelisken die Wohlthaten der Herrscher und Thaten der Götter preisen. — Die Form und Einrichtung der Göttertempel war selbst bei der Einrichtung der Königspaläste beibehalten, nur mit dem Unterschied, daß hier der dritte, hintere Theil, welcher die eigentlich bewohnbaren Gemächer für die Lebenden enthielt, der größte von allen, dort der kleinste war. Dennoch erhob sich auch hier östers, wie nach Diodor am Palast des Osymandyas zu Theben, über alle anderen Theile des Wohnsitzes während des Lebens, das an jenen sich anschließende Grabmal, welches der Herrscher noch bei seinen Lebzeiten zur Behausung des eignen Leichnams errichtet. — Außer dem Riesenhaften wird an der bildenden Kunst der Aegyptier, namentlich an der Steinsculptur, welche jedoch fast immer nur im Dienst der Baukunst

gewesen, die meisterhafte Sicherheit bewundert, mit welcher dem festesten Gestein ein gewisses Ideal der Menschengestalt aufgeprägt ist, das freilich mehr aus der Betrachtung der ernsten Ruhe eines Todten, als des frisch bewegten Lebens hervorgegangen scheint. Denn bei den sitzenden Bildern herrscht die tiefste Ruhe und einförmigste Regelmäßigkeit der Stellung; bei den stehenden sind die Arme todt und starr an den Körper gelegt. Dennoch verfehlt der einfache Schwung der Hauptlinien nicht seinen Eindruck, und glücklicher noch als die Menschenform, so wie auch lebendiger als diese, erscheint öfters die Form des Thieres aufgefaßt. — Die Zeichnungen und Malereien der Aegyptier sind von einem nicht minder scharfen Umriß; gefärbt wurden bei ihnen selbst die Statuen. — Was die Musik der alten Aegyptier betrifft, so wissen wir aus Demetrius Phalereus, daß die Priester statt eines Hymnos der Götter die sieben Ur- oder Stammlaute in den Tönen der Octave einen nach dem andern sangen, welches Unisono an innerer Volltönigkeit die Flöte und das Saitenspiel überstimmte. Es wird der Sinn dieses eigenthümlichen „Herschallens von Tönen" aus einer Stelle bei Eusebius (praep. evang.) deutlich: „Mich, den erhabenen, den unvergänglichen Gott, preisen die sieben Buchstaben der Stammlaute als den rastlosen Vater alles Entstandenen. Ich, des Weltbaues unzerstörbare Leyer, habe die Stimmen der Weltenbewegungen geordnet zum Einklang." — Eigentliche Gymnastik war den meisten Aegyptiern fremd; das mimische Bewegen der Tänze, entsprechend dem engbeschränkten Einerlei ihrer Kunstgebilde.

Ungleich jünger als die ägyptischen erscheinen die neuerdings in Indien bewunderten Denkmäler der Baukunst und Sculptur. Die Blüthenzeit der indischen sogenannten Kunst scheint mit Recht in die fruchtreiche Aera des Vicramatidya gesetzt zu werden, welcher im Jahre 56 n. Chr. starb. Die älteste Erwähnung der indischen Bauwerke, in der Weise der Höhlentempel zu Elephante, Carli u. s. geschieht von Bardesanes, der um die Zeit des Heliogabalus gelebt (Porphyr. bei Stob. Ecl. Phys., in Müllers Handb. d. Arch. d. K. S. 279). Riesenhaft mächtig, wie diese Gebäude sind (das Pantheon zu Ellora im Ghautgebirge vermag Hunderttausende der Pilgrime zu fassen), fehlt ihnen meist der Geist der harmonischen Anordnung; es sind einzelne wohlgelungene Gebilde, aufs wunderlichste mit den häßlichsten und unsymmetrischsten zusammengestellt, als habe hier der Zufall gewaltet, wie bei dem Entstehen der Säulen jener Höhlentempel, deren Dicke und Höhe ohne alle Ordnung und Symmetrie auf- und nebeneinander folgt; oder als habe bei diesen phantastischen Regungen des Kunstdranges der Menschennatur, vorwaltend noch jenes ungebändigte, bildende Princip geherrscht, daß die bizarren, leichten Formen der Insectenkörper, neben dem eckig schwerfälligen Leibe des Frosches und dem der bunten Schlange gestaltet. Widerwärtig und an einen schon tief versunkenen Zustand des etwa 500 Jahre vor Christus in größerer Reinheit entstandnen Buddha-Dienstes erinnernd, erscheinen die Gräuelscenen der Darstellungen in Elephante (wovon aus Townly's Sammlung einzelne das brittische Museum enthält), in denen die niedrigste, thierische Wollust vergöttert worden. — Es blühte jedoch auch in Vicramatidya's Zeit die lieblicher und würdiger entfaltete Dichtkunst der Inder, welche an Kalidas die noch jetzt kräftige, geistvolle Blüthe der Sakontala getragen. Die Musik hat sich bei den Indiern schwerlich über die leichtere Region der Tanzgesänge erhoben; der Tanz scheint schon in ziemlich alter Zeit jener üppige gewesen zu seyn, der sich noch bei den jetzigen Bajaderen erhalten.

Aus uralter Zeit, welche zum Theil über die der historisch bekannten Völker jener Länder hinaufzureichen scheint, finden sich in Africa (Heerens Ideen II, 363), noch mehr jedoch in Europa, die ungeheuren

Bauwerke der sogenannt cyklopischen Art (*Τίρυνς τειχιόεσσα* Il. II, v. 559; *κυκλώπεια οὐράνια τείχη* Electr. v. 1167). Es sind an diesen die vieleckigen Steine, von mächtiger Größe, zum Theil unbehauen (*ἀργοί*) und ohne Verbindungsmittel auf einander gethürmt, die Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt (*τίρυνς*), oder noch öfter und bei den eigentlich hierher gehörigen Gebäuden, wie in Mykenä und Argos, kunstvoll behauen, und genau, wie einzelne Maschen des organischen Zellgewebes, zusammengefügt. Die Thore dieser fast unzerstörbar festen Gemäuer sind meist pyramidal. In Argolis finden sich zehn cyklopische Ruinen, häufig sind sie in Epeiros. Italien hat Mauern der zweiten cyklopischen (kunstvolleren) Art in den Ländern der alten Herniker (herna, Felsen), Marser und Sabiner (Cora, Norba, Signia, Präneste, Alatrium, Arpinum, Anagnia, Alba Fucentis), wo freilich, so weit dieß die Geschichte weiß, kein Volk gewohnt, dem man diese Bauwerke zuschreiben könnte (Niebuhrs röm. Gesch. 1, S. 112 d. a. A.), sie finden sich jedoch auch vereinzelt im Volskerlande (Circeji, Fondi), in Sicilien (Kamikos, Eryx Diod. IV, 78), sind neuerdings in Sardinien in den sogenannten Nurraghen wieder aufgefunden, waren jedoch dort schon den Alten bekannt (Diod. IV, 30; Pausan. 17, 4). Auch die höchst merkwürdige torre de' Giganti auf Gozzo (Gaulos) scheint zu dem Geschlecht der cyklopischen Gemäuer zu gehören (der Temple antédiluvien von Mazzaru, Kunstbl. 1829. Nr. 7, m. v. Houel, Voy. pitt. T. IV, pl. 265 und über dieses Alles Müller a. a. O. S. 27 u. 149).

Die eigentliche, höhere Kunst, frei dem Berufe des Menschengeistes folgend, entfaltet sich erst bei den Griechen. Schon die ältesten Bauwerke dieses Volkes, welche die Geschichte der Kunst, der Zeit des Entstehens nach, zunächst an die cyklopischen Gemäuer setzt, zeigen die eigenthümliche, lebenskräftige Richtung. Es sind dieß die festen Burgen der alten heroischen Zeit, bestimmt zur sichern Wohnung der Lebendigen; dann die domartig gebauten Schatzhäuser und die unterirdischen Gewölbe der Tempel, bestimmt, nicht zur Aufbewahrung von einbalsamirten Thieren und Menschenleichen, sondern von jenen kostbaren Geräthen und edlem Erz, an welchem der lebende Mensch seine Freude hat. Es waren mithin nicht der Schauer und das Schrecken, sondern die Lust der Augen und der Gebrauch des Lebens, welchem schon die ältere Baukunst der Griechen gedient, während die Arbeiten in metallnem und hölzernem Geräth großentheils Waffen, zum Schmuck und zur Bekräftigung der Heldenleiber, Becher und andere Geschirre, so wie kostbare Sessel, zur Pflege der Ruhenden, umfaßten. An der diesem Heroenalter beliebten metallenen Bekleidung, zur Sicherung und Zierde zugleich, nahmen selbst die unterirdischen Gebäude (*οὐδοί*) Theil, welche an Tempeln wie an Königshäusern innenher öfters mit ehernen Platten ausgelegt waren. Die Bestattung der Helden, durch lieblich-kräftige Spiele der Lebenden gefeiert, geschah in kegelförmig aufgeworfnen Hügeln, *κολῶναι* genannt. Nachdem dann auf diese Weise die griechische Baukunst zuerst den Grund des Bestebens gesichert, zuerst an dem Erbauen von festem Gemäuer und Gewölben sich geübt, erhob sich dieselbe alsbald am Bau und an der Auszierung der Tempel zu einem höheren Aufschwung. An die dorische Baukunst, welche in dauerhafterem Gestein die ältere, dem Auge theuer gewordene Form der hölzernen Tempel nachgebildet, schloß sich die reicher verzierende korinthische an, neben beide tritt, als ein von den Ländern des Ostens eingewanderter Fremdling, die ionische Baukunst, mit ihren schlankeren, weiter gestellten Säulen, welche sich weithin nach Asien bis zu den alten Gebäuden von Persepolis verzweigt. Auf alte dorische Weise waren das Heräon von Olympia, auf korinthische (meist mit dem Dach der Marmorziegel, von Byzes erfunden) die Tem-

pel des alten Korinths, auf ionische jener zu Ephesus erbaut, dessen Säulen 8 Diameter hoch gewesen (Vitruv. IV, 1). Als älteste Meister des Tempelbaues werden uns Doros, der Stammvater selber, dann von der 35sten bis 55sten Olympiade (von 637 bis 557 v. Chr.) Rhökos und die beiden Theodoros (Sohn wie Enkel des Rhökos), so wie Telekles genannt, welche meist mit der Kunst der Bearbeitung der Steine auch jene des Erzgusses verbunden. Zum Bau des Dianentempels zu Ephesus, aus Krösos' freiwilligen Spenden, hatte Theodoros (Rhökos' Sohn) den sumpfigen Grund mit Kohlen gefüllt, die 60 Fuß hohen Säulen waren von Chersiphron von Knossos. Den gewaltigen, jedoch unvollendet gebliebenen Bau des Tempels des olympischen Zeus zu Athen (seine Größe betrug 372 × 167 F.) hatten zu Pisistratos' und seiner Söhne Zeiten: Antistates und Kalläschros, Antimachides und Perinos unternommen; der delphische (nach dem Abbrennen des früheren, Olymp. 58, 1. 542 v. Chr.) hatte Spintharos den Korinthier zum Erbauer, und war ursprünglich um 300 Talente (eines zu 2466 fl.) verdungen, wurde jedoch durch die Alkmäoniden mit viel größerem Aufwand vollführt. Aus fast gleicher Zeit sind die wohlerhaltenen Tempel zu Pästum in Unteritalien (*Ποσειδώνια*), dessen größerer (107 × 47 F.) in altdorischem Styl erbaut ist; der Tempel der Athene auf Ortygia und die Tempel zu Akragas in Sicilien, dann der herrliche Minervatempel auf Aegina, wahrscheinlich nach dem Sieg über die Perser (Ol. 75 od. 477 v. Chr.) erbaut. Größe 94 × 45 Fuß, die Säulen aus gelblichem Sandstein, Dach und Kranz von Marmor. Die Celle war roth ausgefärbt, das Tympanum himmelblau, am Architrav gelbes und grünes Laubwerk, die Leisten mit den Tropfen blau, das Band darüber roth, die Marmorziegel mit einer Blume. (M. v. Jon. Antiqu. T. II, ch. 5. pl. 2 u. f., Wagners Aeginet. Bildw. S. 217, Cockerell im Journ. of Science a. th. Arts V, 6 Nr. 12, bei Müller a. a. O. S. 57). Endlich fügten die Zeiten des Perikles und der höchsten Blüthe Athens zu der immer höher gesteigerten Pracht der Tempel auch die Errichtung anderer Gebäude, zur Zierde der Städte und zur Feier der vielbeliebten Feste des Volkes. Die Propyläen (Ol. 85, 4 bis 87, 1, 438 bis 429), von Mnesikles erbaut, welche allein der Stadt 2012 Talente gekostet, bildeten, als geheiligter Peribolos, den Zugang zur Burg, und vollendeten zugleich die Befestigung des Burgfelsens. Ein Prachtthor mit 4 Nebenthüren, nach außen eine ionische Vorhalle, nach beiden Seiten dorische Fronten, die mit der innren, ionischen Bauart in schönem Einklang stehen, an den Seiten noch vorspringende Flügelgebäude (Müller S. 84). Das Theseion (erbaut von Ol. 77, 4 bis 80, 457 bis 444 v. Chr.); das Parthenon; der erneuerte Tempel der Athene Polias; das Odeion; das steinerne Theater (schon Ol. 70, 1, 494 v. Chr. begonnen, aber erst unter Lykurg um Ol. 111, 334 v. Chr. vollendet), dessen *Πεισιανάκτειος στοά* (um Ol. 79, 461 v. Chr.) Gemäldegalerie wird, zeugen auf gleiche Weise von der Herrlichkeit der damaligen Baukunst, obgleich an Schönheit und Harmonie der Gesammteindruck des Theaters von Epidauros, von Polykleitos (Ol. 90, 417 v. Chr.) erbaut, das Athenische übertroffen, der Tempel zu Eleusis mit den Gebäuden zu Athen gewetteifert. Uebrigens erscheint im Tempel zu Olympia die nahe Aehnlichkeit mit dem Parthenon, und der Tempel des Apollo bei Phigalia war durch Iktinos den Athener erbaut. Aus etwas späterer Zeit war der Tempel der Athene zu Tegea, von Skopas (nach Ol. 96): der größte und schönste im Peloponnes, und gleichzeitig etwa mit den vorhin erwähnten Athenischen Bauwerken sind die Tempel zu Selinunt und Egesta in Sicilien. Jedoch von diesem höchsten Aufschwunge ist die Kunst — am augenfälligsten zu Athen — in den niedern Dienst des

Luxus versunken, und hat ihre Kräfte, statt dem Göttlichen und dem Bürgerwohl, einer zwecklos verschwendenden, und deßhalb zuletzt geschmacklosen Prachtliebe der Privatleute gewidmet. Zu diesem Verfall hatten nicht wenig die Noth des peloponnesischen Krieges und die große Pest (Ol. 87, 3) beigetragen, welche das männlich gediegene Geschlecht der alten Athener hinweggerafft und ein schlechteres zurückgelassen. Es hat von nun an öfters die Laune und die Willkür des Einzelnen, die Kunst, welche sich in diesen Sklavendienst begeben, von dem Gehorsam gegen das alte, hehre Gesetz der Schönheit und innren Würde entfremdet, und von hier beginnt eine Zeit des Verfalls, deren eitlere Richtung selbst in den Gebäuden des schönen Alexandria, deren erster Meister Deinokrates gewesen, ins Auge fällt. Ein großer Aufwand war jetzt an die Pracht der Zimmer wie an den Bau der Mausoleen gewendet, der herrschende Styl bei Tempeln war der korinthische geworden.

Zu allen Zeiten der griechischen Kunst war es die Hauptbestimmung des Innren der Tempel gewesen, ein Haus, nicht der Todten, wie bei den Aegyptiern, sondern eines als lebend dargestellten Götterbildes zu seyn, während die weiten Säulenhallen von der oft engen Cella, den öffentlichen Feierlichkeiten dieser Gottheit bestimmt worden. Deßhalb hat die bildende Kunst der Griechen schon frühe gestrebt, das Bild der Götter — den Hauptgegenstand des ganzen Gebäudes — aufs herrlichste und würdigste darzustellen. Die Ueberlegenheit der Aufgabe über alle menschliche Macht fühlend, hatte der Mensch der früheren Zeit, als er durch eigene Macht und Kunst den Gott in leibliche Natur herabführen wollen, öfters einem ungestalteten Holz oder am häufigsten einem Stein oder Steinhaufen die Kraft der unbekannten Gottheit beigelegt, und, als werde das feste Gestein der Erde am öftersten von den hehren Wanderern aus der Geisterwelt zum Ruhesitz gewählt, vor den Steinhaufen am Wege angebetet (m. v. Eustath. zur Od. XVI, 471; Otto de diis vialibus c. 7. p. 112) oder dreißig Pfählen von Stein, wie jenen zu Pharä (Pausan. VII. 22, 3), durch seine Weihungen die Kraft der dreißig Naturgötter gegeben (m. v. auch Zoëga de Obeliscis p. 225), denn die Worte und Handlung der heiligen Weihe waren es, durch welche die rohen Steine (ἀργοὶ λίθοι) das Wesen der Götter anzogen. Bald jedoch hatte die weiter versinnlichende Hand der Säule oben die Gestalt eines Hauptes angefügt, und so stunden die Hermen als Wegweiser und Erinnrer an die überall nahe Gottheit an den Pfaden und Feldern. Vollständige Bilder (ξόανα), wundervoll mit den Symbolen der Gottheit verziert, welche sie darstellen sollten, wurden jedoch auch schon frühe aus Holz geschnitzt, und diesen alten Gestaltungen, an denen die Augen öfters nur durch einen Strich und auch die andern Theile nur unvollkommen angedeutet gewesen, wurde, als hätte ihnen diese Kraft die Anbetung der vorangegangenen Geschlechter gegeben, eine ganz besondere, wunderthätige Macht beigelegt (Pindar. Od. VII. 50, m. v. Böckh Expl. p. 172; das trojanische Palladion bei Apollod. III, 12, 3; Eustath. zur Il.; Diod. Fragm. Nr. 14. p. 610 Wess. Das Palladion zu Siris Lycophr. 988; Strab. VI. p. 264). Das übergläubige Volk pflegte wie in kindlichem Spiele diese Götterbilder zu gewissen Zeiten zu bekleiden, den künstlichen Schmuck der Haare zu kämmen und zu bekränzen, andere Male sie zu waschen, zu beschenken und anzufärben. Als Meister in der Kunst dieser alten Bildnereien wird in Attika und Kreta: Dädalus, so wie Smilis in Aegina genannt, zusammenfassende Namen vielleicht beide, wie jene des Pharao für die Könige Aegyptens. Learchos von Rhegion (nach 720 v. Chr.) wird schon als Fertiger des Zeusbildes zu Sparta gerühmt, das aus Metallstücken zusammengesetzt gewesen. (Paus. III, 17.) Endäos der Dädalide hatte ein sitzendes Holz-

bild der Athene zu Erythrä gemacht; die Zeit der Vollendung des elfenbeinernen zu Tegea wird jedoch erst auf das Jahr 560 v. Chr. gesetzt. Es arbeiteten die Telchinen zu Sikyon, Kreta und Rhodos schon seit ältester Zeit Zauberbilder und Waffen (Pindar und Böckh Expl. a. a. O.; Höck Kreta I. 345), und an vielen Orten wurden rohe Göttergestalten für den Gebrauch der Häuser und zur Mitgabe für die Todten aus gebackenen Gesteinen oder an der Luft getrocknetem Thon gefertigt. Unter den Arbeiten der letztern Art wird das thönerne Relief des Dibutades von Plinius (XXXV, 43) für das älteste gehalten. Wie jedoch der Palmbaum höher emporwächs't, je mehr das auf den keimenden Kern gelegte Gewicht diesen belastet, so wird die strebende Kraft des Menschengeistes immer herrlicher und gewaltiger, je größer der Kampf ist mit dem Element, in das sie sich nothgedrungen oder freiwillig begeben. So ist auch die bildende Kunst alsbald zum selbstkräftigen Wesen erwacht, und zu einem hehren Heldenleib erwachsen, da sie sich vom weichen Thon und Lehmen, vom Holz und von der zusammengefügten Täfelei des Elfenbeines oder der Metallstücke hinweg, zum Gestalten des festen Marmors- und zum Gießen des Erzes begeben. Das Vorbild, welches der Geist des Menschen in den ersten Morgenstunden der innren Begeisterung empfangen, scheinet mit übermächtiger Gewalt den innren Sinn zu erfassen und diesem jede freie Bewegung nach anderer Richtung zu verwehren, bis aus der scheinbaren Gebundenheit (des säugenden Kindes an die Brust der Mutter) die rechte Macht des freien Bewegens erwachsen. Der Mensch, wenn ihm nach hohem Kampfe das erste Werk der geistigen Kraft gelungen, staunet, wie Narziß, vor der eignen Gestalt, und kann einige Zeit lang von dieser ersten, so theuer gewordenen Stätte des innren Erwachens nicht hinweg kommen. So kehrt auch an den ältesten Marmorbildern der Helden und Götter die zuerst ergriffene Gestalt des kräftigen Heldenleibes, mit kühn und freudig blickendem Angesicht, das Haar zierlich geschmückt, als führte der Weg statt zur Todesschlacht zum Reigen der Hochzeit; an den Göttergestalten aber dieselbe Miene und Haltung wieder. Wie nach der langen Ruhe des Aufkeimens die Lust am beständigen Bewegen beim Knaben hervortritt, dessen Gang, neben dem ruhigeren des Jünglinges, als ein Springen und Hüpfen erscheint, so ist auch die Bewegung dieser Heldengestalten, als sie nach der langen Ruhe des Aufkeimens Dädalus zu der Bewegung der ersten Schritte angeleitet, und nun die Kraft zum selbstständigen Gehen erwachsen, lebhaft und übergewaltig. Für die ersten Meister in Bildnissen von Marmor werden Dipönos und Skyllis (um 577 v. Chr.) gehalten, welche die Schule von Kreta gebildet, deren Sprossen nach Sparta und anderwärts sich verbreitet. Die Schüler jener Meister waren Medon von Lakedämon, so wie Angelion und Tektäon, welche letzteren den Kallon von Aegina gebildet (um 530 v. Chr.), der die altberühmte Kunst der Aegineten im Erzguß zu ihrer Meisterschaft erhoben. Andere Meister im Erzguß in dieser Periode waren: Perilaos (durch Phalaris' Stier berühmt, schon um 557 v. Chr.), dann Gitiadas von Lakedämon, der zugleich Dichter gewesen (um 530 v. Chr.); Kanochos von Sikyon; Kritias und Hegias von Athen; Onatas von Aegina (um 460 v. Chr.), welcher unter andern das alte, verbrannte Bildniß der Demeter Meläna von Phigalia nachgebildet, mit dem Pferdekopf, aus welchem Drachen und andere Thiere hervorwachsen, mit Delphin und Taube auf der Hand. Schon um 537 v. Chr. hatten auch die Bildhauer Bupalos und Athenis aus Chios geblühet. Klearchos von Rhegion (um 490 v. Chr.); Ageladas von Argos (500 bis 453 v. Chr.), so wie der schon erwähnte Hegias von Athen, hatten zwar auch an Stein und Erz die Meisterschaft mannichfach bewährt, vielfach herrlicher jedoch als an den todten Elemen-

ten erscheint ihre Kunst dann, als sie die innere Fruchtbarkeit am Lebendigen selber gezeigt, und als Klearch den Geist des Pythagoras von Rhegion, Ageladas den des Polykleitos des Argivers, endlich aber Hegesias sammt Ageladas den Geist des großen Phidias des Atheners entzündet, mit welchem sich die Sonne der griechischen Kunst zu ihrem Mittagsstande erhoben. Dem schaffenden Menschengeist, als er seiner selber nicht mächtig über die Region des eigenmächtigen Ringens und langen Suchens nach dem Ideal emporgezogen worden, hat sich freiwillig das Göttliche in seiner hehren Gestalt und Schönheit gezeigt und zu eigen gegeben, und der allmächtige Herrscher, in dessen milden Blicken der Wille sich verrathen, Menschengebet zu erhören und der sterblichen Natur sich zu erbarmen, hat sich in solcher Weise nur einem Gemüth offenbaren können, das voll Sehnen nach dem lebendigen Gott gewesen. Um des Meisterwerkes des großen Phidias, auf welches wir hindeuteten (der Statue des olympischen Zeus) nur mit einigen Worten zu erwähnen, so war dieselbe in dem oben genannten, schönsten Tempel des Peloponnes, in dem zu Olympia aufgestellt, dessen innere Höhe 64 Fuß betrug. Das Bild selber sitzend auf einem Thron von Cedernholz, der mit Gold, Elfenbein, Ebenholz und Gemälden von Panänos verziert war, maß 40 Fuß, die Basis 12 Fuß, und selbst diese Basis, selbst der Fußschemel waren voll Schmuck. Das Bild aber war von Gold und Elfenbein (schon Demokritos sollte die Kunst gelehrt haben, das Elfenbein zu erweichen), so kostbar und freigebig gefertigt, daß einzelne Locken aus Gold bis zu 300 Minen wogen, mithin über 3000 fl. Werth hatten. Der Ausdruck im Angesicht des Bildes entsprach den Homerischen Versen Il. I, 529: Ζεὺς κατανεύων. Εἰρηνικὸς καὶ πανταχοῦ πρᾶος. Es lag in der That in den Mienen dieses Götterbildes ein solcher Ausdruck der Erbarmung und Allmacht zugleich, daß nach einem Spruch des Alterthums sein Anblick gleich dem Homerischen Nepenthes die Seele ihres Erdenleides vergessen machte; denn es ist in der Gottheit eine Macht und der Wille zugleich, das Leid zu lindern. „Es sey, wenn das Auge jenes Anschauens nicht vor dem Tod genossen, dieses fast ein gleiches Unglück, als uneingeweiht in die Mysterien zu sterben." Die Kunst hat sich auch in dieser Kraft als einer aus dem Geschlecht jener Engel gezeigt, durch welche das (vorbildliche) Gesetz gegeben worden (nach §. 58). Nicht minder herrlich war das Bild der Pallas Parthenos, welches derselbe Künstler für das Parthenon zu Athen gemacht. Es ragte 26 Ellen hoch empor, das Bild selber einfach und hehr, ruhige, siegreiche Majestät im Ausdruck, die Rüstung, die Basis, das Gewand bis herab zum Rand der Sohle (an welchem die Kentauromachie abgebildet war) mit allem Reichthum der Kunst geziert und in Fülle des edlen Metalles prangend (das abnehmbare Gewand allein nach Philocharos war auf 44 Goldtalente oder 1,415,700 fl. geschätzt). Ueberhaupt war es die Athene, welche Phidias auch in Marmor und Erz am öftersten und mit der meisten Vorliebe gebildet, bald als die Anmuthige und Milde (καλλίμορφος) für die Athener auf Lemnos, bald als die Streitbare (ἄρεια) für Naxos, zuletzt in der riesenhaften, ehernen Vorkämpferin und Schutzgöttin, so mächtig hoch, daß sie, zwischen den Propyläen und dem Parthenon stehend, über beide emporragte und von den Schiffern schon aus großer Ferne gesehen wurde. Doch war dieses mächtige Bildniß, als Phidias im Alter von etwa 56 Jahren (im J. 426 v. Chr.) im Gefängniß, wohin ihn Cabale geführt, starb, noch nicht vollendet, die Kentauromachie am Schilde arbeitete, fast ein Menschenalter später, Mys, nach Parrhasios' Zeichnung. — Obgleich der große Phidias, unter dessen Leitung die Kunstschöpfungen der ganzen Perikleischen Zeit gestanden, hier als Hauptrepräsentant dieses ganzen Zeitalters der Kunst

betrachtet worden, so stunden doch neben ihm mehrere gleich hoch ragende Geister. Denn es erscheinen solche Menschen, welche Gott unserm Geschlecht als hehre Segnungen gegeben, niemals allein, sondern viele Kämpfer, wenn auch von einem mächtigeren geführt, betreten die Bahn zugleich. Pythagoras von Rhegion (von 477 bis 429 v. Chr.) war gleich mächtig in der treuen Auffassung der Natur und ihrer harmonischen Verhältnisse, und in geistvollem Ausdruck seiner Gestalten; Polykleitos (vor 469 bis 409) hatte ein würdiges Gegenstück zum Olympischen Zeus in seiner Kolossalstatue der Hera zu Argos gegeben, welches, was die Kunst des Erzgusses betrifft, den Arbeiten des Phidias gleich gekommen, ja von Einigen noch höher gestellt worden (Strabo VIII. p. 372). Was jedoch den allgemeinen Eindruck, auf innere Würde gegründet, angehet, so vernehmen wir über dieses Herabild keinen solchen Ausspruch, wie der obenerwähnte über Phidias Zeus gewesen, und es scheint überhaupt, als wenn Polykleitos mehr in der treuen Darstellung nackter, athletisch kräftiger Körper sich gefallen, worin er auch allerdings so Hohes geleistet, daß sein Doryphoros später als Kanon der Proportionen des Menschenkörpers betrachtet worden. — In dieser Richtung war in etwas dem Polykleitos verwandt: Myron aus Eleutherä, der um dieselbe Zeit gelebt, und dessen Diskobol, so wie die Kuh aus Erz und das Seeungeheuer, Bewunderung erregten. Während indeß die Argivisch-Sikyonische Schule des Polykleitos noch immer, bis zu Euphranor dem Isthmier (von 361 bis 337) und Lysippos aus Sikyon (von 365 bis 321) das rhythmische Verhältniß des kräftig wohlgestalteten Menschenleibes in der Größe und Zusammenfügung der Theile zum Hauptgegenstand ihrer Kunst gewählt und Heroen wie mächtige Götter (Lysipp vorzüglich den Hercules) in ihrer Weise gebildet, hatte die Schule des Phidias zu Athen, vor allen jedoch Praxiteles (von 361 bis 310) und Skopas aus Paros (von 389 bis 349), deren Marmorwerke und ihre Nachbildungen zum Theil bis auf unsere Zeiten gekommen, noch immer die höhere Aufgabe der Kunst vor Augen, an der schönen, hehren Gestalt des Menschenleibes, zugleich das in und über ihr webende Geistige zu erfassen, welches unvergänglicher ist und höher als der Leib. Ob die Gruppe der Niobe von Praxiteles sey oder von Skopas, wissen wir nicht; Skopas bildete vornehmlich das Ideal der Apollogestalt, lieblich und hehr zum Pythischen Kitharöden aus, und wird überdieß in seinen Werken aus dem Kreise der Göttersage des Dionysos und der Aphrodite, so wie vor allen in der Gruppe der Meergötter bewundert, welche den Achill nach der Insel Leuka führen. Praxiteles suchte vornehmlich in seinen Meisterwerken die bedeutungsvolle Geschichte des Eros und des Dionysos (m. v. oben) zu verleiblichen. Nur zu leicht legt jedoch bei solchem Streben der schaffende Geist des Menschen eine überschätzende geistige Bedeutung auch in das niedrig Sinnliche, und suchet auf diese Weise das Bild hinter dem Spiegel. Dieses hat auch bald hernach die Schule der Athenischen Bildhauerkunst erfahren, obgleich sie noch in Kleomenes, Apollodorus' Sohne (von 221 bis 145 v. Chr.), dem Meister der vielbekannten Mediceischen Venus, einen bedeutungsvollen Sproß getragen. Aus der Argivisch-Sikyonischen Schule war indeß die Schule des Erzgusses in Rhodos hervorgegangen. Chores von Lindos, noch ein Schüler des Lysipp, wird als Meister des weltberühmten Kolosses zu Rhodos genannt, der unter den hundert Sonnenkolossen jener Insel der größte gewesen (er ragte 70 Ellen). Es hat jedoch schon in diesen Zeiten die allgemeine geistige Entartung den Geist der Kunst auch in diesem Gebiete zu einem gierigen Haschen nur nach dem äußern, allgefälligen, oder der Laune der jedesmaligen Bewunderer dienenden Scheine heruntergezogen, und wenn die Gruppe des Laokoon in dieser letzten Aera der

ächtgriechischen Kunst entstanden, so hat sich diese, mit tiefem Schmerz erfüllt, selber dargestellt: umstrickt von dem unausweichbaren Tode der Schlangen. Bald war das alte Streben, die Menschen, auch auf den Schwingen der Kunst dem Göttlichen zu nahen, vergessen, und in Marmor und Erz stellte die künstliche Hand mit schmeichlend verschönerndem Anschein nur das vergängliche Angesicht und die Gestalt der sie bezahlenden Fürsten, oder die Launen des Augenblicks dar.

Die Malerkunst ward in den Zeiten des alten Griechenlandes zuerst in Korinth geübt, wo, der Sage nach, Kleanthes die Zeichnung der Umrisse erfunden. Eumaros von Athen versuchte es, die Verschiedenheit des Colorits der zeichnenden Kunst dienstbar zu machen, und eine (mißverstehende) Sage lässet den Bularchos (um 719) die Schlacht der Magneter in einem Gemälde darstellen, welches Kandaules mit Gold aufgewogen haben sollte. Die älteste Malerkunst ist, wie Raphaels Vater, vom Gewerbe der Töpfer gewesen, hat sich auf das Bemalen der Gefäße beschränkt. Doch erhebt sich auch diese Kunst in Kimon von Kleonä (um 540) zur Auffassung der Prospecte, und es erwähnet Herodot (IV, 88) der Gemälde von Phokäa (um 537). Polygnotos der Thasier verherrlichte durch seine Werke Athen um 460 v. Chr., und es wetteiferte mit ihm der obenerwähnte Onatas, aus Aegina. Gehülfe an den großen Werken des Phidias war der Maler Panänos, ein Bruder des Phidias. An Zeuxis (um 400 v. Chr.) von Herakleia, der den Palast des Parrhasios gemalt, rühmet das Alterthum, in bekannter Sage, eine treue Nachahmung der Natur, wir wissen indeß weder bei ihm noch bei Parrhasios dem Epheser (um 397), wie hoch und tief die Kunst in ihnen gestrebt, da von ihnen nicht mehr die längst in Staub und Trümmer verfallenen Wände und Leinwand, sondern nur Bücher reden. Aristeides aus Theben (um 340) hatte in seinen Werken neben der Bewegung des Leibes auch schon jene des Geistes darzustellen versucht; Pausias malte Kinderfiguren und Blumen; Nikias aus Athen (um 320) gefiel sich im Nachbilden von Schlachten und Kämpfen der Menschen und Thiere. Am meisten lässet uns jedoch das vielstimmige Gerücht, das sich über die Werke des großen Apelles aus Kolophon (gest. 305) bis zu uns erhalten, es innig beklagen, daß dieser lieblichen Blüthe der Kunst nicht die Dauer des Marmors oder des Erzes innen gewohnt, welche so vieles Minderbedeutende vor der Zerstörung der Zeiten geschützt. Von seiner Venus Anadyomene, von seinen vielfältigen Abbildungen des Alexander, seiner Vorstellung selbst des Ungewitters und seiner Blitze, redet nun fast bloß noch die nach solchem Anblick nur matt erscheinende Kunde der späteren Römer. Es wird hernach, besonders in Aegypten, unter den Ptolemäern, diese nachmals tiefest gründende der bildenden Künste fast nur noch im Dienst der Eitelkeit einzelner, wohlbegüterter Männer gefunden.

Eben so wie von der Malerkunst der alten Griechen, ist es von der Musik und dem Gesang derselben zu beklagen, daß eine neue Tonweise, des innren und äußeren Lebens, sie fast gänzlich aus der Geschichte der Künste verdrängt und verwischt hat. Denn jene altgriechischen Weisen einiger Gesänge, welche Burney in seiner Abhandlung über die Musik der Alten aus einer Pariser Handschrift mitgetheilt, erlauben uns wenig sichere Schlüsse, obgleich an ihrer Aechtheit und eigenthümlichen Wirkung auf die mit dem Sinne des Alterthums vertrauten Geister (wie Wolf) kein Zweifel ist. Wir wissen nur von den Spartanern, daß bei ihnen ein Hauptmoment der geistigen Bildung der Jugend das Erwerben musikalischer Fertigkeiten, besonders aber das Erlernen veredlender Gesänge gewesen, deren Inhalt die Verherrlichung der Götter, den Preis des Vaterlandes und der Heroen so wie die Beschimpfung der Feigheit zum Gegenstande hatte. Es wurden hierbei die Knaben angehalten, diese

ehrwürdigen Gesänge der Väter langsam und mit feierlichem Tone zu singen, und welcher sich einfallen ließ, an diesen einfältigen Weisen beim Gesange Verzierungen und Aenderungen anzubringen, der wurde hart bestraft. Daher sich diese alten Lieder, besonders in der Gefahr der Schlachten, beständig in ihrer alten Kraft erhielten. So wurden auch bei den Athenern unter den Musenkünsten, welche man als die erste Nahrung des jugendlichen Geistes betrachtete, Musik und Dichtkunst vorangestellt. Seit Perikles' Zeiten, welcher hiezu das Odeion erbaut, weckten und nährten den edlen Eifer, und die Meisterschaft in der Musik, die musikalischen Wettkämpfe (ἀγῶνες μουσικοί) abwechselnd mit dem Vortrag von Gedichten und Reden. Aehnliche Wettkämpfe im Gesange wurden auch bei den Pythischen Spielen, so wie bei den Panathenäen gehalten. — Ziemlich allgemein durchs ganze Alterthum verbreitet, finden wir die Vorstellung von der magischen Wirksamkeit der Musik auf das Gemüth der Menschen. Pythagoras sollte einen Jüngling durch die spondäische Tonweise, welche er einen Flötenspieler anstimmen ließ, von einem Ausbruch wilder, thierischer Leidenschaft geheilt; Empedokles einen Andren, durch den musikalischen Vortrag eines Verses von einer Mordthat abgehalten haben. Ja der (lykurgische) Thaletes aus Kreta, so wie selbst Homer sollten sogar die Musik als Heilmittel gegen die Pest angewendet haben. (Plutarch. de Music. s. fin.)

Wenn aber auch die Tonweisen des alten Griechenlandes verhallt sind, so hat sich doch großentheils das Wort, das die Gesänge belebte, bis auf unsere Zeiten erhalten: die Werke der alten griechischen Dichtkunst, welcher Gott hohe Kräfte anvertraut. Schon in der ältesten, halb fabelhaften Zeit der Dädaliden, als die Kunst den hölzernen Bildern der Götter die geschlossenen Augen (ὄμματα μεμυκότα Diod. IV. 76; Schol. zu Plat. S. 367 Beck) noch kaum zu öffnen, die gebundenen Glieder zu lösen vermocht, hatte Homers Muse mit dem von Gott geöffneten Auge Vergangenes wie Künftiges gesehen, und sich hehr und frei über Länder und Meere bewegt. Als noch kaum die dorische Baukunst es gewagt, den alten Umriß der hölzernen Tempel in Stein nachzubilden, da ertönten Böotiens fruchtbare Auen von der Macht der Lieder, und es sang (schon 800 J. v. Ch.) Hesiod sein Lied der Natur und Zeiten. Es lebte bald nach den Zeiten des halb fabelhaften Bularchos des Schlachtenmalers, Archilochos, dessen Gesang treffender als der Pinsel Wunden und Schlachten der Männer gebildet. Mit Theodorus und Telektes, den Meistern in Erz, lebte der alte Erzähler bedeutungsvoller Fabeln: Aesop. — Es krönte in gleicher Zeit der wohlverdiente Lorbeer den gewaltigsten der tragischen Sänger: Aeschylus, und es sang schon Pindarus, als die Lehrer des großen Phidias wie des Praxiteles durch ihre Werke in der staunenden Menge die Ahndung der wahren Vollendung der Kunst erregten. Mit Phidias betraten fast zugleich die Bahn des Ruhmes Sophokles und Euripides und bald auch Aristophanes, bis auf die lieblich kräftige Jugendzeit der Dichtkunst das Alter der Arbeit und des männlichen Bemühens: die Blüthenzeit der griechischen Philosophie gekommen.

Die Tanzkunst der Alten war nicht, wie bei uns, ein üppiges Springen und Verdrehen der Hetärenglieder, sondern zuerst das unwillkürliche, rhythmische Mitbewegen der Glieder beim lebenskräftigen Gesange: das ernste, gemessene Umschreiten des Altars der Götter. Wir erkennen noch in den Vasengemälden mit ziemlicher Sicherheit mehrere der bei Athenäus beschriebenen Tanzweisen: den κερνοφόρος, ἄνθεμα, καλάθισμος, χεὶρ, σιμὴ, σκὼψ, den κόρδαξ. Müller a. a. O. S. 596. Die Tänze der Spartaner waren theils religiös, theils mimisch, wie die der Deikelisten, endlich aber Tänze zur Leibesübung wie die πυῤῥίχη bei Plato de legg. T. VIII. p. 375 m. v. §. 54.

Die Gymnastik im engeren Sinne umfaßte nach Lykurgs Anordnung vornehmlich das Laufen, das Ringen, das Werfen des Diskos und des Wurfspießes, schloß dagegen das Kämpfen mit dem Cästus und das Pankration aus, als unbrauchbar für den Krieger. Es begann die Uebung der gymnischen Kunst, in Sparta wie in Athen, schon in dem siebenten Lebensjahre, und in der letzteren Stadt waren die großartig erbauten, von Gärten umschlossenen Gymnasien zugleich die Stätte der öffentlichen Vorlesungen für Philosophen, Redner und Sophisten. Hier übte sich der Knabe unter Anweisung des παιδοτρίβης in den Kämpfen, welche zum Krieg ihn bekräftigten. Wer dagegen ein Kämpfer von Profession ἀθλητής werden wollte, fand dazu Anleitung in der Palästra. (M. vergl. L. Schaaff Encyklop. der cl. Alterthumsk. II.) Von so ungemeinem Einfluß war die gymnische Kunst auf die Ausbildung des Leibes, daß man noch jetzt in den Statuen der Alten deutlich jene Abbildungen „barbarischer“ Leiber, welche nicht gymnisch geübt waren, von den Abbildungen griechischer Männer und Heroen unterscheidet.

Die Etrusker schließen in ihrer Kunst sich nahe an die ältere Entwicklungsperiode der griechischen Kunst an. Es gleichet der Bau der Tempel dem dorischen, doch sind die Säulen schlanker und stehen entfernter, der hintere Theil des Quadrats enthält nicht selten 3 Cellen. Diese Gebäude erreichen nicht die hohe Würde und majestätische Einfalt des dorischen Styls, doch erscheint die bürgerliche Baukunst von riesenhaftem Grund und Umfange. Die bildende Kunst Hetruriens begnügte sich meist am Formen und Bemalen thönerner Geschirre, doch ward auch das Gießen in Erz häufig geübt, welches indeß nie den spätern griechischen Schwung erreicht. — An diese Richtung der Kunst schlossen sich unter der Herrschaft etruskischer Könige die alten Römer an. Es wurde hierauf, schon seit der Zerstörung von Korinth (147 v. Ch.) Rom die Wohn- und Pflanzstätte eines neuen Wiederauflebens und Gedeihens für die letzten Zweige der griechischen Kunst. Diese Zeit eines neuen Aufschwunges, freilich nie mehr in der alten, hehren Richtung des griechischen Himmels, kam vorzüglich in der Zeit der Kaiser, obgleich schon vorher zierliche Tempelgebäude, Curien und Basilisken, Foren mit Säulenhallen und öffentlichen Gebäuden, so wie Denkmäler aller Art die Stadt zierten. Als eine vorherrschende Eigenthümlichkeit der römischen Baukunst erscheinet das Zusammengesellen der Pfeiler und Bögen mit den Säulen und Säulengebälk: beide Formen laufen parallel neben einander her, die Bögen im Innern des Gebäudes, die Säulen an der äußeren Fronte desselben. Hiebei ist das Capitäl der römischen Säulen auf eigenthümliche, von dem besseren Rhythmus abweichende Weise aus dem Jonischen und Korinthischen zusammengesetzt: das Jonische Eckcapitäl bildet das obere, das Korinthische die untern zwei Drittel. Es erbaute August an Tempeln jenen des **Apollo Palatinus**, den des **Jupiter tonans**, des **Quirinus**, des **Mars ultor**. Ferner das **Theatrum Marcelli**, den **Porticus Octaviana** (**Metelli**) nebst **Curia**, **Schola**, **Bibliotheca**, und so, besonders auf dem noch freien Marsfelde, einen ganz neuen, prächtigen Theil der Stadt. Gleichzeitig errichtete und stiftete Asinius Pollio zum gemeinen Nutzen eine Bibliothek. — Hierauf erhielt sich Tibers Andenken in den Augen der Nachwelt durch die **Castra Praetoria**, Caligula's durch die mächtige Bogenbrücke am Meerbusen von Bajä, das des Claudius durch den Hafen zu Ostia und den Erbau der eigentlichen Kaiserpaläste (**Palatinae Caesarum domus**), Nero's unter andern durch die **Domus aurea**, welche, mit Parkanlagen im Innern, vom Berg Palatinus bis zum Esquilin und Cälius hinüberreichten. Vespasian erbaute das dritte Capitol, den Tempel des Friedens, welcher nachmals dem Bramante die

Idee zur Peterskirche gegeben und das Amphitheatrum Flavium (Colosseum) 156 Fuß hoch und 264 in der größten Länge. Von Titus haben sich noch die reichverzierten, wohlangelegten Bäder bis auf unsere Zeit erhalten; Domitian baute unter andrem das Forum Domitiani. Doch setzte das von Trajan erbaute Forum die damals Lebenden am meisten durch seine hohe Pracht in Staunen (Ammian. XVI, 10); in seiner Mitte die Columna Trajani, in deren Innrem eine Treppe emporsteigt. Trajan ließ überdieß (fast alles durch Apollodor oder unter seiner Leitung) ein Odeion, Bäder, und in Ancona und Benevent Bögen in fast asiatischem (palmyreischem) Styl erbauen. — Hadrian, selbst Architekt, tödtet den Apollodor aus Eifersucht. Er erbaut den Tempel der Venus und der Roma, ein Grabmal, dem des August gegenüber; die villa Tiburtina; vollendet das Olympieion in Athen. Von Antoninus Pius ist der Tempel des Antonin und der Faustina. Die Ehrensäule des Antoninus Pius aus Granit ward von Marc Aurel errichtet. Caracalla erbaut Thermen und einen Circus vor der Porta Capena. Von Gallienus ist noch ein Bogen, dessen kunstlose Einfalt in so überladen zierlicher Zeit der Baukunst auffällt, von Diocletian sind Thermen da. — Als sich später die Baukunst mit vielem Eifer an das (eilige) Erbauen und Verschönern von Byzanz gewendet, ist, noch mehr als vorhin, über dem bald imponirenden Schein die eigentliche, wahre Vollendung versäumt worden. — Die Kirche der heil. Agnes, von Constantia (Constantins Tochter) angelegt, ist eine dreischiffige Basilica mit zwei Säulenstellungen über einander; die Säulen von sehr verschiedener Art, auf ihnen ruhen Bögen.

Wir lernen die Bildhauerkunst Roms in der Zeit der Kaiser, welche fast ausschließlich von griechischen Künstlern betrieben wurde, unter andren in den Verzierungen am Triumphbogen des Titus, so wie später an der Säule des Trajan; die damalige, allerdings sehr bemerkenswerthe Malerkunst, in den Bädern des Titus, so wie in den zu jener Zeit verschütteten Städten Pompeji und Herculanum kennen und schätzen. Im Erzguß zeichnete sich (unter Nero's Regierung) Zenodoros aus, welcher eine Statue des Helios Nero von 110 Fuß Höhe gefertigt. Der größte Theil der noch übrigen Werke der Bildhauerkunst jener Zeiten besteht meist in Büsten und Statuen der Kaiser. Unter Hadrian trieb auch die Bildhauerkunst noch eine schöne, herbstlich späte Blüthe, wie dieß neben andern Kunstwerken dieser Zeit die vielen Statuen des Antinous bezeugen. Auch bildete sich unter jenem kunstliebenden Kaiser der Maler Aetion zu einem Meister aus, den ein damaliger Kenner: Lucian, den größten Malern des Alterthums zur Seite stellt. Sein bekanntestes Werk war: Alexander und Roxane. — Besonders seit Commodus und Caracalla wurden auch häufig in Rom Bilder der ägyptischen Götter aus schwarzem Gestein, so wie Mithra's gefertigt. Zahllos ist die Menge der zum Theil trefflich geschnittenen Steine aus jener Zeit. — Es wanderten jetzt bald aus allen Gegenden der damaligen gebildeten Welt die herrlichsten Werke der Kunst in die Gefangenschaft nach Konstantinopel, dessen Pracht Himerios (Or. VII.) beschreibt. Auf dem Platz der Sophienkirche allein standen vor Justinian 472 Statuen von der Hand alter Meister. Die Feuersbrünste dieser neuen Kaiserstadt 404, 475 (wo das von Theodosius erbaute Lauseion verbrannte), 532 (das Bad des Zeurippos, von Severus angelegt, mit vielen Statuen von Göttern, Heroen und historischen Personen), dann 1203, zuletzt endlich die Eroberung der Stadt durch die Türken, verwandelten einen großen Theil der alten Herrlichkeit in Trümmer.

Aus der Geschichte der neuern Kunst heben wir hier nur, wie schon oben voraus gesagt worden, einige Momente hervor:

An die letzte Periode der griechisch-römischen Baukunst schloß sich, bei der Einführung des Christenthums in die Heimathländer der alten Kunst, die sogenannte vorgothische, byzantinische Bauart an. Eines der bedeutendsten Werke dieser Form, Theodorichs Mausoleum, jetzt Maria Rotonda; San Vitale, unter Justinian gebaut, achteckig, mit barocken Capitälern. M. v. Thiersch u. Schorns Reisen in Italien. Bd. I. S. 398 und Manso's Geschichte des ostgothischen Reiches S. 124 und 696 ff. Als ein ausgezeichneter Charakter der byzantinischen Baukunst wird der Spitzgiebel und Bogen und der Grundsatz der ununterbrochenen Vertical-Linien betrachtet. Unter den Simswerken eine Reihe halbkreisrunder kleiner Bögen. Es zeichnet auch noch die Mauern die Glätte der Quadern und die Schärfe der Simswerke aus. — Mit großer Allgemeinheit ging im Anfang des Mittelalters diese Bauart von Nubien und Aegypten (z. B. im Tempel zu Essabua) bis an den Rhein hin. In diesem Style sind die Dome von Spoleto, Orvieto, Como und die 796 zu Aachen durch Meister Ansigis, Abt von Fontanell, gebaute Kirche (innen 8-, außen 16eckig); das Kirchlein zu Altenfurth bei Nürnberg; aus Kaiser Konrads Zeiten die Margareten-Capelle in der Kaiserburg von Nürnberg; unter Heinrich I die Frauen-Kirche zu Memleben in Thüringen. Aus dieser Zeit auch St. Michael zu Pavia, und der Dom zu Limburg an der Lahn, mit 7 Thürmen, von Graf Konrad 909 erbaut, so wie der alte Kreuzgang des Münsters zu Zürich. Es sind die Tempelgebäude jener Zeit auf mannichfache Weise mit den symbolisch bedeutsamen Gestalten bacchischer Larven, dem Pelican, Pfauen (dem Phönix und in ihm Unsterblichkeit andeutend), Tauben, Löwen verziert. Der Altar in Osten. Die Wurzel des Quadrats ist die Einheit, nach welcher Alles abgetheilt worden. Der Giebel über dem Thurme hat die Diagonale des Grundquadrats zur Höhe. Um diese Zeit (926) Generalversammlungen der Bauleute zu York, wobei eine eigenthümliche Constitution begründet worden (m. v. Krause's drei älteste Urkunden). — Im 11ten und 12ten Jahrhunderte wurden noch großentheils in diesem Styl erbaut: der Dom zu Speyer von Conrad 1030 bis Heinrich IV, 1061; der zu Worms, glatt, mit Würfelknäufen, halbkreisrunde Bögen; der Dom zu Mainz; der Dom zu Bamberg von Heinrich II und Kunigunde 1010 gegründet, hat 4 Thürme. Kirche zu Basel von Heinrich II 1010 bis 1019. — Meiningen —; älteste Anlage des Münsters zu Würzburg — Kirche zu Paulinzell im Rudolstädtischen 1106 vollendet — Leonhardskirche zu Frankfurt a. M.; Kirche zu Merseburg; Lorch 1102; St. Blasius zu Braunschweig, durch Heinrich den Löwen; Dom zu Lübeck; Dom zu Schwerin. — Die eigentlich deutsche (gothische) Bauart beginnt im 13ten Jahrhundert und eines ihrer ältesten Werke ist der Dom zu Magdeburg (1208 durch Meister Bonsac); Marburg 1235; Schulpforte 1251; Dom zu Meißen durch Bischof Vitigo I 1274; Notre Dame zu Paris; Dom zu Siena; Freiburg im Breisgau 1272; Dom zu Köln unter Erzbischof Conrad, Graf von Hochstätten. Straßburg war von jeher eine Stadt gewesen, welche die christliche Baukunst ganz besonders zu ihrer Wohnstätte gewählt hatte. Schon Chlodwig hatte hier im 6ten Jahrhundert den ältesten Münster jener Gegenden erbaut, mit hohem Giebeldach, gar finster, mit nur einem Fenster, von dem Lichte der nie verlöschenden Ampel beleuchtet, „damit," nach den Worten eines alten Schriftstellers (Schad) „ein Jeder sein Gebet ohn' Hinderniß und andrer Leute Uffsehens konnte verrichten." Der hehre Münster mit seinem gewaltig ragenden Thurm wurde unter Bischof Werner 1015 begründet, von Erwin von Steinbach (bis 1277, er starb 1318) vollendet. St. Stephan zu Wien 1140 — 1150. Aus dieser Zeit, in welcher, neben Erwin von Steinbach und

der kunstreichen Sabina auch Georg Hauser und Anton Pilgram berühmt geworden, so wie Wilhelm Tedesco (der Deutsche), der 1174 zu Arezzo gearbeitet und den Glockenthurm zu Pisa gebaut, und Peter Johannes von Freiburg, Baumeister zu Orvieto, sind die Kirchen zu St. Lorenz in Nürnberg, St. Katharina in Oppenheim. — In einer Bauart, welche schon zu sehr ans Verzieren gedacht, dennoch aber hehre Werke geschaffen, sind die meisten Kirchen des 14ten und 15ten Jahrhunderts. Dom zu Ulm 1377 — 1494 (durch Ulrich von Freising); zu Regensburg; St. Ulrich zu Augsburg; Martinskirche zu Landshut; Frauenkirche zu München; das Kloster Oybyn von Karl IV; St. Veit in Prag; der Dom zu Batalha in Portugal; Antwerpen; Mailand (1386 durch Galeazzo Visconti). Ausgezeichnete Meister dieser Zeit sind Heinrich Arler von Gemünden und der schon genannte Ulrich von Freising. — In Italien wurde jedoch jetzt, zuerst in Florenz, durch Brunelleschi (1377 bis 1444), den Erbauer von St. Maria del Fiore (m. v. über ihn den 2ten Band meiner Reise durch Südfrankreich und Italien), und später durch Donatello Bramante (Lazzari), geboren zu Castell Durante im Herzogthum Urbino 1414, gestorben 1514, der den Plan zum herrlichen Gebäu der Peterskirche entworfen, so wie durch Michel Angelo (von welchem noch unten), die Baukunst, nach einer andern Richtung hin zu einem Gipfel erhoben, welcher neben der gewaltigen, tiefbedeutungsvollen der altdeutschen Baukunst, gleich einem zweiten, nachbarlichen Thurme, den mächtigen Tempel der neuern Architektur vollendet. Auch über diese zuletzt erwähnten, so wie über mehrere der nachstehenden Züge aus der Geschichte der neuern Kunst hat der Verfasser dieses Werkes in seiner Reise nach Südfrankreich und Italien 2ter Band ausführlicher gesprochen, worauf er sich, besonders in den hier folgenden kurzen Angaben beruft.

Die Bildhauerkunst des Mittelalters ist großentheils im Dienst und untergeordnet der Baukunst gewesen. Doch betrachten wir hier wenigstens einige ihrer ersten Anfänge:

Am augenfälligsten zeigt sich die Verschiedenheit der neubegonnenen, tieferen Richtung des Christenthums, von jener der Zeit der Heiden, in der Malerkunst und neben dieser auch in der Bildhauerkunst. Es war die Leiblichkeit, von der letztern Richtung gemißbraucht, zu einem geistig verpesteten Todtenhaus geworden. Die christliche Kunst, da sie zuerst in dieser Region der Seuchen erwachet, scheint es kaum zu wagen die Augen für die Umgebung zu öffnen, die Glieder des Leibes zu gebrauchen. In den ältesten Bildern der christlichen Kirchen herrschet ein Ernst, der, neben der stummen Richtung auf ein Göttliches und Ewiges, das Menschliche und Vergängliche nur wie im Vorübereilen andeutet und nach Möglichkeit es verhüllet. Es gebühret indeß dem Leibe, von Gott geschaffen, sein Recht (§. 40) und „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes." Darum hat die jungfräuliche Weisheit, da die Jahre des unmündigen Schweigens, des stillen Aufnehmens, vorüber gewesen, der christlichen Kunst auf einmal die Kraft und das Recht gegeben, den Leib des Menschen nicht nur zu beachten, sondern ihn zu einem Tempel Gottes, zu einem Ebenbild des Unerschaffnen zu verklären. Wir bezeichnen den Gang aus dem Morgentraum der Kunst hier nur mit einigen unsterblichen Namen: Johann Cimabue, geboren 1240, gestorben 1300, hat zu Assisi und Florenz manche (meistens Fresco-Gemälde) hinterlassen, welche die kräftig strebende (fast trotzige) eigenthümliche Richtung verrathen, womit Cimabue dem bisherigen Strom der Kunst entgegen arbeitete; sein herrlichstes Werk war aber doch jenes lebendige, das er durch die Bildung des großen Giotto (Angelo di Bondone) zum Maler vollendet. Giotto war zu Vespigniano im Florentinischen 1276 geboren und starb 1336. Sein Meister fand ihn, das

Vieh hütend und dabei die Gestalten seiner Thiere an den Boden und auf Stein zeichnend. Giotto war mit Clemens V zu Avignon. In Rom malte er das St. Peterschiff; in Florenz erbaute er den Glockenthurm zu St. Maria del Fiore; in Assisi malte er die Geschichte des Franz Assisi. — Von ihm herrliche Fresco-Gemälde in Padua; die Bilder von Dante, Petrarca, Bocaccio u. s. — Hubert van Eyk, geboren zu Gent 1366, gestorben 1426; Johann van Eyk, geboren 1370, gestorben 1441; aus dieser Schule der treffliche Hans Hemmelink (noch um 1479), auf dessen, so wie Schoreels Gemälde aus der Boisseré'schen Sammlung oben S. 879 hingedeutet worden. — Anton Mamertini, gen. da Messina, um 1430 oder 1470, übt die, wie man glaubte, von v. Eyk erlernte Oelmalerei zu Venedig. — Eine Verklärung der höchsten, geistigsten Art empfängt die Kunst durch den Meister Angelico (Johann da Fiesole), geboren 1387, gestorben 1455, der in Fiesole Dominicaner und zugleich Maler war. Von ihm Werke voll tiefer Innigkeit in Rom (Capelle St. Laurentius im Vatican) und in Florenz. Vanucci (Pietro Perugino), Raphaels Lehrer, geboren 1446, gestorben 1524. — Raphael Sanzio da Urbino, geboren am Charfreitag 1483, gestorben am Charfreitag 1520. — Bei seinem Vater zu Urbino, der Töpfergeschirr fertigte, hatte seine Neigung zuerst sich geregt, in Perugia aber so schnell entfaltet, daß er im 17ten Jahr den Meister übertraf. Seine frühesten Werke: die Himmelfahrt der Maria im Kloster St. Francesco. — Verlöbniß der heil. Jungfrau zu Citta di Castello. — Begegnet sich (in Florenz u. f.) mit Leonardo da Vinci und M. Angelo Buonarotti; mit Taddeo Taddei. — Seine Grablegung Christi 1505. — Wirkt dann in Rom, wo der Palast Borghese und die Werke, die er unter Julius II und Leo X für die Hauptstadt der neuern Kunst gefertigt, von ihm zeugen. Seine letzte Arbeit war der Christuskopf an seiner Transfiguration. — Wir erwähnen hier zugleich auch, ehe wir zu dem bedeutungsvollen Vereinigungspunkt beider Künste in Michael Angelo übergehen, einiger ältern italienischen Bildhauer: des Donatello, geboren 1381, gestorben 1466, dem Freund und edlen Kunstgenossen des oben erwähnten Brunelleschi. Er war ein Schüler des Bicci, erhub sich in der Bildhauerkunst so hoch, daß seine Werke in Bronze und Marmor den griechischen gleich geachtet worden. Von ihm das Basrelief in der Kreuzkirche zu Florenz, die Verkündigung darstellend, — die Statue des heil. Marcus in der Kirche Orsan Michele; Donatello war auch Baumeister. — Lorenz Ghiberti, geboren 1378, gestorben 1455 anfangs Goldschmied (auch, doch nicht mit Brunelleschi's Talent, Architekt), arbeitet die bronzene Pforte an der Johanniskirche in Florenz. (Diese Pforte, 340 Centner Erz enthaltend, kostete 22,000 fl.) — Der Lehrer des großen M. Angelo war Dominicus Ghirlandajo (geboren 1451, gestorben 1496), der als einziger diesem würdiger Mitarbeiter neben Perugino an der Sixtinischen Capelle malte. Von ihm die Berufung Andreas und Peters. — Michael Angelo Buonarotti, geboren 1474 im Schloß Caprese, da sein Vater Befehlshaber war, starb 1564 (90 Jahre alt). Dieser kühne, gewaltige Geist hat als Baumeister und Architekt, so wie als Maler, ja zugleich als Musiker und Dichter, nach dem oben gebrauchten Bild alle Säulen des Tempels der Kunst zugleich in seinem Geist getragen. Von ihm das jüngste Gericht in der Sixtinischen Capelle und eine Menge von Meisterwerken, die er für sieben Päpste, unter denen er gewirkt, für Carl V, Franz I, ja für Soliman I, gefertigt. — In Deutschland lebten und wirkten indeß der Lehrer des großen Albrecht Dürer, Michael Wohlgemuth, geboren zu Nürnberg 1434, starb 1510, 85 Jahre alt; der treffliche Bildhauer Adam Kraft, der 1507 im hohen

Alter starb; die Maler Hans Bäuerlein und Jakob Walch; Albrecht Dürer, geboren im Frühling 1471, gestorben 1528, zugleich Maler und Kupferstecher, so wie Mathematiker; der Bildarbeiter Veit Stoß (geboren in Krakau 1447, starb 95 Jahre alt zu Nürnberg im Jahr 1542); der treffliche Erzgießer, Peter Fischer in Nürnberg, gestorben 1530. (Ueber diese und andre deutsche Meister vergleiche man meinen Peurbach und Regiomontan.) — Antonio Allegri da Correggio, geboren 1473, gestorben 1513, lebte und wirkte am meisten in Parma, Mantua, Modena, Reggio. Von ihm die Verkündigung im Barfüßerkloster zu Parma; die Kuppel der Benedictinerkirche zu St. Johannes. Ein Gemälde, das er, um eine unbedeutende Rechnung auszugleichen, für einen Apotheker gemalt, galt bald nach seinem Tode 700 Zechinen. Pipi (Julio Romano), geboren 1492, starb 1546; Leonardo da Vinci, geboren 1445, gestorben 1516; Vecellio (Tizian), geboren 1477, zu Cadore, an den Gränzen des Friauls, gestorben 1576 zu Venedig an der Pest; Lucas v. Leyden, geboren 1494, gestorben 1533; Hans Holbein, geboren 1495, gestorben 1554 zu London; Guido Reni, geboren 1575 zu Bologna, gestorben 1642; Salvator Rosa, geboren 1516 zu Remblat, gestorben 1673; Gelee (Claude Lorrain) zuerst als Pastetenbäcker in Rom zur Kunst gezogen, war bei Toul in Lothringen 1600 geboren und starb im J. 1682, u. s. w. — In unsren Tagen hat die Malerkunst durch die nicht bloß neuerfundne, sondern zugleich sehr vervollkommnete Glasmalerei ein Mittel gewonnen, sich zu einer ganz neuen, höheren Form der Entwicklung zu verklären, bei welcher zu den künstlich gegebnen Farben das natürliche Licht tritt. In der That, dieß sind verklärte Leiber, welche jene hehre Kunst darzustellen vermag. Dieser neue Aufschwung der Kunst hat in Bayern durch König Ludwig I. begonnen. Der Dom zu Regensburg hat schon Werke der neuen Glasmalerei aufzuweisen; herrliche Glasgemälde nach den alten deutschen Meisterwerken verdanken wir auch Melch. Boisseré's und Dr. Bertrams wohlthätiger Anregung. Als ein Wiedererfinder des Glasmalens kann mit Recht M. Siegm. Frank, geb. zu Nürnberg 1770, genannt werden.

Auch den Gang der Entwicklungsgeschichte der neueren Tonkunst können wir hier nur durch einige Namen und Zahlen der Jahre flüchtig andeuten. Doch vergleiche man hierüber (Thibauts) treffliches Buch über die Reinheit der Tonkunst, 2te Aufl. 1826. Hehr und tiefergreifend lauten die ältesten noch übrigen Kirchengesänge in Italien. Doch hatte schon frühe eine solche Entartung der Kirchenmusik begonnen, daß Papst Marcellus II im Jahr 1555 sie ganz abschaffen wollte, als Pietro Aloisio da Palestrina (auch Pränestinus genannt), geboren 1529 zu Palestrina, durch seine herrliche Messe, am Ostersonntag 1555, sie rettete und zugleich ihr eine neue, geistige Richtung gab. Er ward 1571 Capellmeister an der Peterskirche, starb 1592, am 2 Februar. Sein Leichenbegängniß wurde mit inniger Theilnahme von ganz Rom gefeiert, in dessen Gassen zugleich das herrliche Libera me, Domine des großen Meisters ertönte. — Der große Orlando di Lasso (Roland Laß), geboren 1520, in den Niederlanden, gestorben 1594, hatte in München eine Singcapelle um sich gebildet, wie sie Deutschland noch nie sah, und schwerlich jemals wieder sehen wird (Thibaut a. a. O. 157). Ein herrliches Werk von ihm sind die Bußpsalmen, für Carl IX von Frankreich. — Marcello (Benedetto), geboren zu Venedig 1680, gestorben 1732, componirt die Psalmen; Händel (G. Friedrich), geboren zu Halle am 24 Februar 1685, wird schon durch seine Oper Almira (1704), dann noch mehr (in Venedig 1709) durch seine Agrippina, in Neapel durch Acis und Galathea bekannt. Seit 1710 Capellmeister in Hanno-

ver, dann in England, wo er schon durch seinen Rinaldo Liebling der Nation wurde. — Sein herrlichstes Werk der Messias. — Händel starb am 15 August 1759. Thibaut nennt ihn den Shakspeare der Tonkunst. Sein Leichnam ruht auch in der Westminsterabtei neben den Resten des großen Shakspeare. — Der große Sebastian Bach war aus einer schon vorlängst durch musikalische Talente reich gesegneten, aus Ungarn herstammenden Familie im J. 1685 in Thüringen geboren, frühe verwais't und dann zu seinem Bruder, der Organist war, gekommen. Damals schon hatte sein brennender Eifer für die Tonkunst ihn getrieben, nächtlich beim Mondschein, eine vom Bruder ihm hartnäckig zurückgehaltene Sammlung beliebterer Compositionen abzuschreiben und so ihn schon zeitig zur Fertigkeit gebracht: innerlich ganze Werke der Tonkunst, in ihrem Zusammenklang zu erfassen und auszuarbeiten. Als Jüngling lebte er in Lüneburg, von wo aus er öfter dem Orgelspiel des großen Reinke in Hamburg beiwohnte. Schon 1703 ward er Hofmusikus in Weimar, 1708 ebendaselbst Hoforganist, 1714 Capellmeister, 1717 nach Köthen berufen. Als er in demselben Jahre den damals fast 100jährigen, trefflichen Orgelspieler Reinke in Hamburg besuchte, und nun auch dieser ihn spielen hörte, sagte der Greis: er hätte geglaubt, das rechte, ächte Orgelspielen sey ausgestorben, er habe sich jedoch nun eines Andren überzeugt. Schon 1717 hatte Bach den berühmten französischen Virtuosen Marchand eben so besiegt, als zu Napoleons Zeit ein Gesang von dem großen Scarlatt die hundert Pariser Harfen. Bach starb 1750. — Pergolesi (Giovanni Battista), geboren 1707 zu Pergoli, gestorben 1739. — Hasse, geboren 1705 zu Bergedorf bei Hamburg, wird von dem großen Alessandro Scarlati (1724) gewürdigt und erkannt, findet in Venedig (1727) die große Sängerin Faustina, starb 1783. — Christ. v. Gluck, geboren 1714 zu Weidenwangen in der Oberpfalz, wo sein Vater Jägermeister war. Zuerst Musikus beim Fürsten von Lobkowitz. Kommt schon 1738 mit Melzi (St. Martini) in seltsame Collision; componirt 1774 die von Bailli de Roulet gedichtete Iphigenie, welche 1782 zum 175sten Male in Paris gegeben wurde; er starb 1787. — Hiller, geboren 1728, verliert seinen Vater (Schullehrer zu Wendischossiz bei Görlitz) schon im sechsten Jahre und empfängt da, im Anhören des Liedes beim Leichenbegängniß, den ersten innren Anstoß zu seiner nachmaligen Richtung als Componist der Kirchenmusiken; seine erste Bildung im Collegio musico des Gymnasiums zu Görlitz. — Joseph Haydn, geboren den 31 März 1733, gestorben den 31 Mai 1809. Sein Vater, ein Wagner zu Rohrau in Niederösterreich, spielte die Harfe, wozu die Mutter lieblich sang; dieß weckte zuerst den Geist der Töne in Haydn. Von dem Schullehrer zu Haimburg kömmt er (durch Dechant Reuters Vermittlung) nach Wien, ist hier bis zum sechszehnten Jahr Chorknabe, duldet die äußerste Dürftigkeit, bis Metastasio ihm diese ein wenig erleichtert. Kommt 1761 zur Esterhazy'schen Capelle, 1790 nach London. — Mozart, geboren am 27 Januar 1756 zu Salzburg, fängt schon im sechsten Jahre seines Lebens an kleine Musikstücke zu setzen, wird im dreizehnten Capellmeister des Erzbischofs. Sein letztes Werk das Requiem. Er starb 1790 am 5 December. — Dankbar erfreut sich der Freund der Tonkunst auch an den Werken eines Cherubini und Bethoven.

Die Wissenschaft.

§. 60. Wie die Sprache zum Gesange, ja wie das Menschenlied, welches in Worten singt, zu dem lieblichen Ton

der Flöte; so verhält sich die Wissenschaft zur Kunst. Denn die Wissenschaft, von welcher wir hier reden, ist selber verwandt, ja sie ist Eines mit dem Menschenwort und darum so alt als dieses.

Es könnte der Mensch nicht, wie ihn die sinnvolle deutsche Sprache nennet, ein Sinnender und Verstehender seyn, wäre er nicht zugleich ein Redender; nur das Wort machet den vorüber rinnenden Fluß der Erscheinungen zu etwas Gedenkbarem: zu einem Feststehenden für den erkennenden Geist. Und dieses Feststehende, das ihm gleichet, das von seiner eigenen Art ist, das hat der selbsterkennende Geist im Menschen von seinem Erwachen an gesucht und wird dasselbe suchen, so lange sein Wesen in der Sichtbarkeit währet. Denn an ihm erst, seinem Ergänzenden, findet er sich selber.

Im großen Fruchtgarten der Erde, im fernen Osten, da war es, wo ein Baum des Erkennens wuchs, von giftiger Art. Neben ihm jedoch, grünete ein Baum des Lebens. Und dieser mit seinen Früchten, ist es eigentlich gewesen, nach welchem die anerschaffene Lust im Geist des Menschen: die Lust des Lebenden am Leben, verlangt hat und noch verlanget, so oft auch von Anbeginn an ihre Hand fehlgegriffen hat und noch fehlgreifet. Denn wie die Zunge des Menschen, so sehr dieselbe auch zum „unruhigen Uebel" geworden, ursprünglich zum Reden der Wahrheit gemacht ist und diese ihre Bestimmung noch immer von sich selber aussaget; so ist die Kraft des Erkennens für jene Weisheit geschaffen, welche vom Anfang war, und das Streben und Bewegen dieser Kraft wird niemals eine andre sichre Ruhe finden, als die Ruhe zu den Füßen jener anfänglichen Weisheit.

Wir gehen der Geschichte der Wissenschaft nach, zum Quell des Stromes, der im Verlauf der Tage zum großen Wasser geworden.

Gleicht der Mensch, wie mit Recht von ihm gesagt wird, anfangs dem Kinde, wohlan, so wird in ihm die Weise aller Menschenkinder gewesen seyn: aufs Wort zu merken. Denn wie dem Wandrer durch unbewohnte Lande, wäre diesen auch jede Gefahr fremd, fände sich dagegen in ihnen bei jedem Fußtritt die Fülle der Speisen und Lieblichkeiten, sängen auch zugleich Nachtigallen von jedem Zweige, dennoch erst das Herz

wieder recht freudig schlägt, wenn er am Saum der blühenden Wüste die Töne der Menschensprache von neuem vernimmt; so verlangt schon der Säugling auf dem Arm der Mutter mehr noch als nach flimmerndem Spielwerk oder Süßigkeiten, nach dem freundlichen Wort, das ihn anredet; das Kind suchet, sobald es selber zu gehen vermag, sprechende Menschen auf. Sprechend erscheinen dem Spielenden die Blumen und Thierlein des Grases, sprechend Alles was sichtbar ist, denn es ist überall und immer nur das zu ihm nahende, mit ihm redende Wort, nach welchem der Geist forschet; hinter und in dem vorübereilenden, vergänglichen Schein suchet derselbe ein feststehendes Seyn, von der Natur des im Wort verleiblichten Gedankens.

Der Wissenschaft Anfang ist die Sprache gewesen, und der empfangende Mensch hat alsbald wieder das Geschäft eines Gebenden geübt: er hat allen Dingen, die seine Hand berührte, sprechen gelehrt. Darum erscheinet die Kunst zu schreiben in der Geschichte der Wissenschaft gleichwie ohne Vater und ohne Mutter: ohne den Namen eines Erfinders und Urhebers. Derselbe bewegende, allvereinende Geist, welcher in der erkennenden Seele mit der von außen kommenden Erscheinung das entsprechende Wort verband, der hat auch, nach dem Gesetz einer innren Nothwendigkeit, eben so wie die Gebärde zum Sprechen, zu dem hörbaren und gedenkbaren Wort ein sichtbares, sinnvolles Zeichen gesellt: das Zeichen der Schrift. Es hat das Alterthum, wie noch heutiges Tages die kindliche Meinung einiger Völker, nicht bloß dem gesprochenen, sondern auch dem geschriebenen Wort, Kräfte von geisterhafter (magischer) Art beigelegt, und es staunet noch jetzt der vorüberziehende Nomade vor dem beschriebenen Berg mit betender Ehrfurcht, wie der Jäger des Nordens vor der Runenschrift des Gemäuers, während beide vor andern, augenfälligeren Kunstwerken, an denen keine Inschrift zu den später lebenden Geschlechtern redet, unbeachtend vorüber gehen. Und in der That, diese Ehrfurcht vor den Zeichen der Gedanken ist wohlbegründet; es ist, was sie bedeuten, von ewiger Natur; sie selber, aus uralter Vergangenheit, sind nicht bloß die Fußtapfen und Spuren des Vorüberwandlens jener Fremdlinge, aus einer

Welt des Geistigen, in welcher das Heim der Seele selber ist, sondern sie sind die offen gebliebenen Pforten, aus denen eine Welt der Hingeschiedenen noch immer zu uns, den leiblich Lebenden, herniedersteigt.

Was wir oben (im §. 42) von der Sprache des Menschen erkannt, das gilt auch von seiner Wissenschaft: es haben beide zuerst von jenem Bewegen gezeuget, das von oben ausging und welches den Menschen zum Sprechen des Wortes wie zum Erkennen führte. Wie die ältesten Sprachen der Völker in der Vielbedeutenheit ihrer Worte die kraft- und geistvollsten sind, wie die Grundbedeutung der Worte dieser ältesten Sprachen viel öfter eine Beziehung auf eine Welt des Uebersinnlichen und Göttlichen hat, als die der neuern Sprachen; so wird auch in den ältesten Denkmalen der Weisheit der Völker als Hauptinhalt und Grundgedanke das Wort gefunden: von dem ewigen Anfang des offenbar gemachten Seyns; das Wort von dem Schöpfer und der Schöpfung der Sichtbarkeit. Es hat sich dieses Wort von einem ewigen Ausgang alles gedenkbaren Wesens am reinsten und vollkommensten bei solchen Völkern der Vorzeit erhalten, bei denen dasselbe am frühesten zu einem geschriebenen geworden war, und in großer, naher Uebereinstimmung finden wir deßhalb in den ältesten Büchern der asiatischen Völker, vornehmlich jener von semitischem Stamme, von dem Anfang aller Dinge und von den ältesten Geschichten unsres Geschlechts gezeuget.

Es erkennt denn die Weisheit, sobald sie zum Geist des Menschen sich gesellet, ein über Alle waltendes Göttliches an; dieses Göttliche aber in seinem Regieren und Walten erscheinet derselben als Gesetz. Darum sind alle ältesten Denkmale des menschlichen Wissens, bei den Indern wie bei den Hebräern, bei den Chinesen wie bei den alten Parsen, Bücher der Gesetze, welche bezeugen, daß auf demselben ewigen Grunde, aus welchem das Wesen des Menschen hervorging, auch jene Gesetze beruhen, welche unsrem Geiste den Rückweg zu dem ewigen Ursprung eröffnen. Diese Gesetze, ohne Wandel und ohne Veränderung, sie sind auch als fester Stand und als Lauf der Sterne in das Buch der Natur verzeichnet; darum hat die Weisheit der Alten frühe mit der Lehre von den Gesetzen

für das Verhalten des Menschen zu Gott und zu dem Nächsten auch die Lehre von jenen Mächten und Bewegungen des Himmels aufgenommen, welche dem Menschen Gesetze geben für sein Verhalten zu der äußeren Natur, deren Erzeugungen, zur fest bestimmten Zeit ihm Nahrung darbieten und Kleider. Uebrigens ist in der Sternkunde der ältesten Zeit, wie in andern Richtungen ihres geistigen Forschens, ein prophetisches Element gewesen, gleichwie in den Göttersprüchen des Musäus und der Sibyllinischen Bücher. Denn wie noch jetzt bei den Indern, so war bei den Aegyptiern und Chaldäern an den Ablauf der festbestimmten Zeiten des Sternenhimmels eine Erwartung geknüpft, von dem Beginnen neuer Zeiten, von dem Wiedererscheinen des sichtbar Göttlichen, von dem Wiederaufleben des Phönix, zu neuer, ewiger Jugend.

Wir finden bei einem großen Theil der Völker der alten Welt, wie noch heut bei den Indern, den Schatz des Wissens gleich wie ein Erbgut, nur im Besitz eines einzelnen Standes: des Standes der Priester. Dieser Stand ist es, welcher in alter Zeit, durch Enthaltungen und Weihungen, wie durch ein strengeres Befolgen des Gesetzes, die aufnehmende Empfänglichkeit für den geistig belebenden, bildenden Einfluß von oben sich bewahret, an dessen Wirksamkeit, vornehmlich zum Erzeugen jener Begeisterung, aus welcher alles höhere Erkennen kommt, das Alterthum glaubte. Sey es, daß dieser Stand häufig jene Eigenschaften nur geheuchelt, auf welche sein altes Vorrecht sich gründen sollte; sey es, daß er öfters sich selber wie das ihn ehrende Volk betrogen, gewiß ist es, daß seinem Entstehen ursprünglich jene wahrhafte Lehre zu Grunde lag, daß nur Der das Gesetz richtig verstehen und auf wirksame Weise dem Volke zur Befolgung anbefehlen könne, welcher selber der Vorschrift des Gesetzes treulich folget und nicht abweichet von seinen Geboten; daß nur der Göttliches zu erkennen vermöge, in welchem selber ein göttlicher Wille lebt. Es sollte somit der Priesterstand ein Vermittler zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, ein gereinigtes und geweihtes Gefäß für den belebenden Geist, ein Vorbild und Führer der Menge auf dem Wege der göttlichen Gebote seyn, und jener Stand hätte niemals die so oft bewunderte Macht

über Könige und Krieger und Volk, über Menschenalter und viele Jahrhunderte empfangen, wäre er nicht, wenigstens anfänglich und in vielen seiner einzelnen Glieder auch späterhin noch öfters, das wirklich, in einem augenfälligen Maße gewesen, was er seyn sollte und zu seyn sich rühmte.

Wenn aber in dieser alten Einrichtung, in dieser Feststellung der priesterlichen Würde gegen das alltägliche Treiben und Geschäft des Volkes jener polarische Gegensatz der Natur abgebildet war, welchen wir oben, in der Lehre von den Temperamenten als den magnetischen bezeichneten: wenn hier ein ganzer Stand der beschauenden Hingebung und der Bewirkbarkeit durch ein Göttliches sich weihete, während ein neben ihm stehender andrer Stand: der Stand der Herrscher und Krieger, die Bestimmung hatte, die Macht des göttlichen Gesetzes zu handhaben und in Ausübung zu setzen, sehen wir an einem andren Orte den polarischen Gegensatz der zweiten Art hervortreten, welcher der elektrischen Entgegensetzung der Körper, der Theilung des organischen Leibes nach beiden Seiten entspricht. Wie der Menschenleib (nach §. 25) erst dadurch seine äußern Vorzüge vor dem thierischen Leibe empfängt, daß sich an ihm, mit und neben dem magnetischen Gegensatz eines Obern und Untern, eines Hauptes und Rumpfes, auch der elektrische Gegensatz der beiden Seiten ausbildet, so hat auch die Weisheit der Völker nur dadurch ihrer wahren, göttlichen Vollendung entgegen reifen können, daß neben jener starren Abgränzung der Stände in ein erkennendes Haupt und die nicht erkennenden Glieder, die Gleichsetzung der Seiten: das Verhältniß des Bürgers zum andern Bürger, wie des einen Auges, zum andern eintrat. Wir sahen bei der Lehre von den Temperamenten, daß der magnetische Gegensatz durch die Empfänglichkeit für den obern, allbelebenden Einfluß, so wie durch ein selbstthätiges Nachbilden der Wirksamkeit jenes Einflusses begründet werde, während der elektrische durch und aus der Wechselwirkung des einen Einzelwesens mit den andren allen erzeugt wird. So hatte auch die alte Welt, bei der einen, vorhin erwähnten Richtung ihres Forschens nach Weisheit dem Quell dieser Weisheit unmittelbar, wie Gleiches dem Gleichen, Geist dem Geiste zu begegnen gesucht, und

diese geheime, nur einem gewissen Stande vertraute Wissenschaft wollte ein Etwas für sich, und selber göttlicher Art seyn: bei der andren Richtung aber wagte das Forschen nur mittelbar, im Leben und Wirken der als gebrechlich sich erkennenden Menschlichkeit dem Quell des Erkennens sich zu nahen, und eine solche Wissenschaft wollte nichts für sich selber, sondern nur Etwas und Alles für Andre seyn, wollte nur als ein menschliches Suchen und Forschen nach dem Göttlichen erscheinen. Diese neue, fruchtbare Richtung hat sich deßhalb bald nach ihrem Beginn, neben der sogenannten Theosophie oder Gottesweisheit der andern Völker den bescheidenen Namen der Liebe zur Weisheit oder der Philosophie beigelegt und sich als Gemeingut nicht nur des einzelnen Standes, sondern Aller im Volke zu erkennen gegeben.

Wie ein Volk vor allen dazu erwählt war, daß es ein Gefäß der Offenbarungen Gottes und bis zur Zeit der Erfüllung ein verschlossener Garten für andre Völker seyn sollte; so ist ein andres Volk, vom Anfang seiner Geschichte an, dazu bereitet worden: daß es sollte ein fruchtbares Feld der Segnungen werden, welche Gott dem Geschlechte des Menschen durch andre Menschen, im Bund und Verkehr der wechselseitigen Liebe und Hülfleistung ertheilt; ein offnes Feld, dessen Früchte nachmals nicht dem einzelnen Volke, sondern allen Völkern zur Nahrung dienten. Das Volk der Abgeschiedenheit war Israel; das Volk des gemeinsamsten Wechselverkehres mit andren Völkern, waren die Griechen. Bei diesen allein hat sich jenes allgemeine Wissen zuerst gestaltet, welches, wie Herakleitos sagt, als das sicherste erscheint: das Erkennen, das für Alle ist, wie das gemeinsame Licht der Sonne, während das, was nur der Einzelne weiß und erkennt, ungewiß ist und zweifelhaft. Es ist dieses allgemeine Wissen auf seinem Wege nicht bloß ein Vorbild, sondern eine Vorbereitung für den Glauben des Christenthums gewesen, dessen Erkennen nicht für Einen oder für etliche Wenige allein, sondern ein gemeinsames, heilbringendes Gut für Alle werden sollte. Die Liebe zur Weisheit, so weit sie rechter Art war, ist nicht ohne ihre Erfüllung geblieben: sie hat den Weg gefunden und gebahnt, zu dem was sie liebte.

Auffallend ist der Unterschied zwischen dem Inhalt und der

Form der Lehren der Weisheit, wie wir sie in den Tempeln und Priesterinnungen solcher Völker, wie die Aegyptier waren, und wie wir sie in dem freien Geistesverkehre der Griechen finden. Es wird der Schleier der Isis von keiner sterblichen Hand vollkommen gehoben, selbst dem unvollkommnen Erkennen des Geheimnisses der Schöpfung und Erhaltung der Dinge nahen sich nur Wenige, auf mühsamem Wege; Apis ist nur ein segnender Gott für die Aegyptier, wie Dagon für die Philister und Baal für Babylons Volk. Dagegen hatten schon Griechenlands älteste Weise: Thales und Pherekydes, Anaximandros und Anaximenes ihr Auge zu einer allerschaffenden Kraft erhoben und nach einer solchen sich umgeblickt, welche Alle umfangend, Allen gemeinsam sey, Allen nahe, die aus ihr das Leben haben und Seyn. Sey es auch, daß bei diesem Forschen das Auge sich täuschte; daß es das Allumfassende und Erschaffende, welches es suchte, bald in einem Wasser, bald in der Luft, oder in dem Aether und dem Feuer zu finden glaubte; immerhin gingen alle diese Lehren von der zuversichtlichen Hoffnung aus: die Mutter, welche die sichtbaren Wesen und vor allen den Menschen geboren, müsse ihren Kindern nicht unnahbar ferne, sondern sie müsse von ihnen zu finden, von ihnen erfaßbar seyn. So wird dann dieser Alle bedenkende Geist bald als Weltseele, bald als Gesetz der Erfüllung oder εἱμαρμένη angeschaut: ein ewig Nothwendiges und Eines, vor dessen Macht Götter wie Menschen sich beugen.

Es hatte übrigens auch Griechenlands Weisheit auf ihrem offen vor Augen liegenden Wege denselben Gang der Entwicklung genommen, welchen die Wissenschaft der andern Völker, in ihrer geheimeren Richtung durchlaufen hatte. Denn es waltet hierbei ein Naturgesetz von derselben unabänderlichen Art, als jenes, nach welchem der leibliche Mensch, er werde nun in der verborgnen Halle des Tempels oder in der Hütte am Heerwege geboren und erzogen, zuerst gehen und sprechen lernen, zuerst die Entwicklung der Theile des Mundes, wie der Zähne, hernach die der andren Theile erfahren wird. Auch in Griechenland war die Wissenschaft aus einer Begeisterung geboren worden, gleich jener, welche die Kunst und alles Herrliche erzeugt, das der Mensch hat. Die ältesten Lehren der Weisheit waren Gedichte, bis, der Sage nach, Pherekydes die Kunst der ungebundnen Rede

erfand, wodurch das Wort der Mittheilung wie dem allgemeinen Verständnisse dienstbarer ward.

Herolde und Verkündiger einer Erfüllung des Geistigen, welches kommen soll, sind jene Dichterheroën gewesen, welche die Sage als Musäus und Linus benennt. Mitten in der Mühe und den Kämpfen des vergänglichen Tages haben sie den unvergänglichen Frieden verkündet, der einst aus dem Streit geboren wird; einen künftigen Trost der Völker. Sie haben gezeuget von einem Leben, das nicht mit dem Leibe vergehet. Was sie sprachen, das hatte ihnen nach ihrem Maße der Geist gelehrt, welcher zur Stimme des athmenden Menschen das verständige Wort der Rede gibt, zum Erkennen das Licht.

Mehr als bei irgend einem andren Volke der früheren Zeiten hat es hierauf der mütterlichen Weisheit gefallen, das Volk der Griechen auf menschlich spielende Weise zu seinem Lehrer-Beruf für das allgemein Menschliche, das in der Hütte wohnet wie im Königshause, zu bereiten. Die Erzieherin hat sich heruntergelassen zu den Kindern am Heerwege der Völker, hat ihnen auf liebliche Weise von menschlichen Dingen erzählt, hat den Homeros zum Gesange menschlicher Freuden und Leiden erweckt, zum Preise der gastfreundlichen Milde, welche der Wandrer bei fremden Völkern erfährt; zum Zeugen von einer Hülfe des Göttlichen, welchem die Noth des einzelnen Menschen nicht zu gering erscheint, sondern welche in Gefahren nahe ist und den Kampf zum Siege führt. Auch in Hesiodos hat sich jene Weisheit mit der Lehre von den Gestirnen herabgelassen zum Bedürfniß des Landmannes, hat diesem die Zeiten der Aussaat und Ernte verkündet. Selbst das Heer der Gestirne hat sich hier mehr als anderswo in Gestalten von menschlicher Art oder der Thiere des Hauses verkleidet; es hat Isis selber den Schleier abgelegt, den auch das kühnste menschliche Forschen durch seine Kraft ihr nicht zu entreißen vermochte.

Hierauf sehen wir die Weisheit der Griechen zu jenem nothwendigsten Werke sich rüsten, womit sie auch anderwärts das Geschäft des Tages begonnen: zu dem Werk der Gesetze für Staaten und Völker. Es wird in allen Gesetzen der griechischen Staaten als feste Grundlage vor Allem die Lehre gefunden: daß der Mensch für andre Menschen, der Bürger für andre Bürger,

Alle für Einen, Einer für Alle da seyen. Die Gemeinde ist es, welcher alle Kraft und alles Wirken des Einzelnen, von der Geburt an gehört; „für das Gemeinwesen müsse man wirken und kämpfen, müsse man leben und sterben.“ Wie nahe die innre Weihe, welche den klaren Blick in das Bedürfniß und die natürlichen Wechselverhältnisse des Volkes verleiht, mit jener verwandt sey, welche zum Gesange die Macht verleihet, zeigt sich an Solon, welcher Gesetzgeber wie Dichter war.

Was die zum Theil mit Blut geschriebenen Gesetze dem Menschen streng befahlen, dazu haben jene Weisen, von denen wir vorhin sprachen, ermahnend und freundlich beredend das Volk gestärkt. Sie haben, mit nährender Kraft sich an das Erkennen im Menschen gewendet, und so den Herrscher in ihm gebildet und erzogen, welcher allein die Begierden der Thierheit, die allein gegen das Gesetz sind, so weit dieß in menschlicher Macht stehet, zügeln und bändigen kann. Wie ein Leuchtthurm, ein Zeichen dem Schiffer im fernen Meere, erscheinet in jener Zeit Pythagoras mit den Seinen. Es sollte schon durch ihn nach seinem Maße gezeigt werden, daß außer und über der Erziehung für den sichtbaren Staat auch noch eine Erziehung für die unsichtbare, geistige Welt sey: daß es außer der Verfassung und den Gesetzen der einzelnen, unter sich streitenden, kämpfenden Völker auch eine Verfassung und Gesetze einer friedlichen, aus allen Völkern versammelten Gemeinde gebe, welche nicht durch äußere Macht und Furcht vor den Richtern, sondern durch gemeinsame Liebe zu Gott und durch Liebe des Einen zum Andern regiert und erhalten werde. Hiermit ist der pythagoräische Bund das Vorbild eines Bundes der Geister in der Liebe gewesen, welcher einst kommen sollte.

Auch die Dichtkunst begann bald nach jener Zeit, als Drama, zu der Seele des Volks zu sprechen, so leicht vernehmlich und nahe, wie ein Mensch mit andren Menschen redet. Aus dem Gefängniß der Syringen und Pyramiden, wie der geweihten Hallen und Schulen der Priester, hat Herodotos die Geschichte entlassen und sie dem Umgang und Verkehr mit allen Völkern und Menschen wiedergeschenkt. Einfältig und arglos, wie eine in der Stille erzogene Jungfrau, aber lieblich und mit bewegender Kraft, erzählt die Freigewordne von dem, was sie in der

Heimath vernommen, und seitdem auf ihrem Wege durch Länder und Völker erfahren. Bald aber hernach zur Mutter vieler Kinder gereift, spricht sie mit der Würde der Herrin des Hauses und mit dem eindringenden Ernst der Erzieherin, durch Thukydides Mund, und mit der gebildeten Erfahrung der reichen Bürgerin, aus Xenophons Werken.

Jener nähere Umgang des Menschen mit den göttlichen Dingen, wie sich dessen die ägyptischen Priester rühmten, müßte freilich den Geist des Menschen in einer beständigen, demüthigen Beugung und Hingebung erhalten, läge nicht jenem vermeintlichen Annahen des Menschen zum Göttlichen eine Gefahr zur Seite, welcher auszuweichen durch eigne Kraft die Menschennatur unvermögend ist: der Wahn, daß der sterbliche Mensch selber zu einem Göttlichen, zu einem Höheren geworden sey, als andre Menschen sind. Darum erscheint der Weg jener bürgerlicheren, gemein menschlich redenden Weisheit, die sich bei den Griechen entfaltete, gefahrloser und fruchtbarer. In der That, die Lehre: daß der Mensch für andre Menschen, der einzelne Sterbliche für andre, gleich ihm gebrechliche Sterbliche da sey, wird im Innern unsrer Natur mit nicht minderem Widerstand zu kämpfen haben, als jene, daß er für das Gesetz des Göttlichen gemacht sey, und es vermag das Bemühen für andre Menschen zu leben und zu leiden, für den natürlichen Menschen die trefflichste Schule einer beständigen Demüthigung zu werden. Es ist leichter sich vor dem Göttlichen aus Ehrfurcht zu beugen, als vor dem gleichartig Menschlichen, aus Liebe, und in vollkommnerem Maße wird das Letztere nie bestehen können, ohne das Erstere. Jener Weise des Volkes, welcher, hierinnen aufs vollkommenste entgegengesetzt den ägyptischen Priestern, die Alles wußten, zuerst bekannte, daß er nichts wisse, ist in der That durch die Schule einer beständigen Selbstdemüthigung und Verläugnung zur Meisterschaft der rechten Weisheit gekommen, bei welcher die Liebe zu den Brüdern in Gottesfurcht wurzelt. Nahe jenen Zeiten, da die Tempel von Stein und Holz versinken, oder von der sie zu Tempeln weihenden Gottesfurcht verlassen werden sollten, erbauete Sokrates, in der Armuth des demüthigen Bürgers, ein Haus der ewigen Weisheit aus dem unvergänglichen Gewebe der Menschenrede und des sichern menschlichen

Erkennens. Unter Plato's reichbegabter Hand wird das Haus der bürgerlichen Einfalt zum hehr und herrlich verzierten Tempel, zu welchem der Herrscher und Eroberer im Reiche des Wissens: Aristoteles, Vorhallen und Schatzkammern voller Güter und Kostbarkeiten des Wissens hinzufüget. Und dieses ganze Gebäu, aus Menschenwort und Rede, unterlag nicht dem beschwerlichen Loos jener alten ägyptischen Tempel, welche die unbewegbare Last des Gesteines, sammt dem geheimen Wissen, das in und unter diesem verborgen lag, auf immer an den Boden heftete, auf welchem sie erwuchsen; sondern tragbar wie ein leichtes Zelt, ist es von einem Volk der Pilgrime der Erde zu dem andern gekommen, hat allen gedient, allen seine Erquickungen und Güter geboten. Denn dieses ist das große Vorrecht der Wissenschaft so wie der Poesie vor der bildenden Kunst, daß jene, frei von den Beeinträchtigungen des Raumes und der Zeit, in ungetrübter Ruhe ein innres Reich beherrscht, während die hehre Kunst, weil sie das Gewand eines leiblich Gewordnen trägt, öfters, gleich der Blume, welche nicht zu entfliehen vermag, dem Sturme der äußern Elemente unterliegt.

Es muß uns in der Geschichte der Entwicklung der griechischen Philosophie, welche wir hier als Beispiel für die Geschichte der Wissenschaft bei allen Völkern wählten, jene Aufeinanderfolge bemerkenswerth seyn, in welcher sich das Forschen und Erkennen von oben nach unten, von innen nach außen, über alle Gebiete und Stufen des menschlichen Wissens verbreitete. Der älteste Gegenstand der Betrachtungen ist auch hier die Natur des Göttlichen und Ewigen gewesen und das Verhältniß des Göttlichen zum Menschlichen, so wie jener Gesetze, welche alle Einzelnen zu einem Ganzen vereinen. Hierauf hat sich das Licht des Erkennens und Forschens über das Menschliche: über die Geschichten der Völker und Länder ergossen, zuletzt nach Allem über die äußere Natur, über die Geschichte der Dinge der Sichtbarkeit. Darum entstehet erst mit Aristoteles und seiner Schule eine eigentliche Naturwissenschaft. Es wird dieß immer der natürliche Gang des innren Forschens seyn: daß die Seele zuerst und vor Allem nach dem fragt, was zu ihrem eigenthümlichen Leben und Seyn am nothwendigsten und unentbehrlichsten ist: nach dem Element der Ernährung und Bekräftigung aus dem

Quell alles Lebens. Hierauf erst, wenn sie den belebenden Odem und Nahrung empfangen hat, wird sie an die Ausschmückung und Verschönung ihres eigenen äußeren Wesens, zuletzt an das aufschmückende und verzierende Spiel mit den Dingen der Außenwelt denken. Die Seele zeigt hierbei, daß ihr Bedürfen und Sehnen nicht ein und dasselbe sey mit dem Bedürfen des Leibes; daß der Trieb der Selbsterhaltung aber in ihr eben so wie im Leibe unter allen Trieben der mächtigste sey. Uebrigens wird auch am Menschenleibe zuerst das Haupt mit seinen Theilen, hernach erst, fast in der Aufeinanderfolge der Lage von oben nach unten, werden die andern Glieder gebildet.

Als durch Sokrates und die ihm ähnlichen Schüler der Bau des Erkennens, von welchem wir vorhin gesprochen, vollendet war, hat sich bald hernach, aus dem allgemeinen Verfall und Verderben des Geistigen geboren, jener Feind in demselben eingeschlichen, welcher überall auf Erden den Verfall der Kunst wie der Wissenschaft herbeigeführt hat. Wie wir schon vorhin sagten: die Hingebung des einzelnen Menschen zum heilsamen Verkehr mit andren Menschen, wird nur so lange fruchtbar und kräftig bleiben, als die demüthige Hingebung gegen ein Göttliches bestehet; das Gefüge der Glieder zu einem Rechten und Linken, kann am Leibe nur so lange lebendig bleiben und gedeihen, als der belebende Einfluß des Hauptes und seines Gehirns auf den unteren Körper noch kräftig ist. Die Inhaber des geistigen Gebäues aus Sokrates und Plato's Hand glaubten mit dem hörbar ausgesprochenen und leicht nachsprechbaren Worte auch die Lebenskraft zu haben, aus welcher jenes Wort erwachsen war; sie bedachten nicht, daß es nur die Begeisterung sey, welche das Wort gibt, nur der Geist, welcher das Wort, das der Mensch zum Menschen spricht, belebt. Dieser Geist aber wird nicht von unten, aus dem leiblichen Bemühen und Sorgen geboren, sondern er kommt dem Demüthigen von oben. Als nun jene Nachsprecher der Worte, ohne Geist, das ihnen gewordne Erbtheil der erkannten Wahrheit verwalteten und gebrauchten, ohne daß selber Wahrheit in ihnen war, da verkehrte sich dasselbe zum Widerspruch und zur Lüge, und es spottete die kühner werdende Zweifelsucht der sinnlichen Natur aller Lehren der Weisheit. Es erhub sich, wie ein Geschmeiß der Verwesung,

aus dem noch jetzt Ehrfurcht gebietenden Leichnam, Epikurs Lehre, welche ohne ein Göttliches, ohne Geist und tieferen Sinn die in Thiere verwandelten Gäste der Kirke zu einem gleichsam pythagoräischen Bunde des gemeinsamen Fütterns und des Besuchens der Schwemme vereinigen wollte. Neben der Schule des Epikur bemühete sich jene der Stoa vergebens durch die Mittel des Strengen und Bittern, so wie durch kräftige Salze der schon eingetretenen Verwesung zu steuern.

Da hat sich, als ihr der Tempel genommen war, welchen eine bessere Zeit ihr geweihet, die Weisheit, mit all den Ihrigen, hinausgeflüchtet vor die Stadt und ins freie Feld gerettet. Der nach Wahrheit forschende Geist hat diese, wenn auch nicht mehr bei den Menschen, doch bei den Thieren und Blumen des Feldes gefunden und wenn auch der zweifelsüchtige Sinn sonst an Allem irre geworden: an diesen Bewegungen der Gestirne, welche heute noch unwandelbar dieselben sind, die sie vor Jahrtausenden gewesen, läßt sich nicht irre werden. Darum wendete sich jetzt der ganze Ernst und die noch ganze übrige Kraft der Zeit auf das Erforschen der Natur und während Euklides und mit ihm Apollonius aus Pergamos unter der Herrschaft der für alles geistige Bewegen freundlich sorgenden Ptolemäer die Waffen schmiedeten, mit denen allein der Geist des Forschens den Mächten der unermessenen Räume zu nahen vermag, wagten Eratosthenes und nach ihm Hipparch und Posidonius die ersten Schritte in das Gebiet der wissenschaftlich berechnenden Sternkunde hinüber. Indeß hatten Herophilus und Erasistratus kühne Blicke in den Bau und die Bewegungen der innren Theile des Menschenleibes gethan, welche für das Erkennen der Gesetze eines allgemeinen Lebens, eine nicht minder wichtige Grundlage bildeten, als Hipparchs Erforschungen des Sternenlaufes.

Der Zug hinaus ins Freie, hinaus in die sichtbare Natur, welcher damals alle Kräfte des Erkennens bewegte, war so unwiderstehlich und mächtig, daß sich ihm selbst die Dichtkunst jener Tage nicht zu entziehen vermochte. Kallimachos wie Aratos dichten Gesänge über die Gestirne und jährlich wiederkehrenden Bewegungen des Himmels; Nikander von Kolophon, welcher auch Metamorphosen und Georgika gesungen, kann dem Drange nicht widerstehen, Lehrgedichte über die Gifte und Gegengifte

zu machen; der Sänger des Argonautenzuges: Apollonius, genannt der Rhodier, theilt seine Kraft und Zeit zwischen der Dichtkunst und der Mathematik. Ja selbst bei jenem ungetheilteren Festhalten an dem innren Beruf zur Dichtkunst, wie wir dasselbe an Theokrit, so wie bei Moschos und Bion erkennen, wird die Macht des die Zeit beherrschenden, geistigen Triebes bemerkt; denn auch der Gesang dieser Männer, als habe er es aufgegeben, den Stoff der Begeisterung im Geschwätz und in der großthuenden Nichtigkeit der Städte zu finden, flüchtet sich hinaus zu den Heerden und Bäumen und zu dem treusinnigeren Volk des Landes.

Es ist auch in dem Zuge, welcher die Menschengeister irgend einer besonderen Zeit jetzt zu diesem, dann zu einem andren gemeinsamen Werke treibt, ein Element, das von außen her, nicht aus dem Innren des Menschenwillens kommt; ein Element des Aufregens und Bewegens, das in seinem Gebiete jenem gleicht, wodurch ein Geschlecht der wandernden Vögel, alle zumal zum Wandern, hinüber und dann wieder herüber über das Meer geführt werden. Wie die Schwere den Lauf der Wasserbäche, so lenkt ein allgemeines Band, welches Alles bedenkend und den Bau des Tempels der Zeiten leitend die Bemühungen des einen Menschengeschlechtes an die des andren, vorhergehenden knüpfet, die Neigungen des Menschenherzens. Es wird dann die Schaar der Seelen sich willig der Leitung fügen, obgleich es nicht selten der waltenden Weisheit gefällt noch spät im Herbst die Rose der Sommermonate am Gesträuch zu entfalten, oder dem Boden noch einmal etliche Blüthen des Frühlinges zu entlocken.

Die letzten Samen der fruchtbaren Erkenntnisse und das Wissen der alten Zeit sind in einen Strom gefallen, welcher, bei seinem Ueberschwellen, durch alle Lande sich ergoß; welcher die Dämme zerriß, welche das eine Gebiet der Meinungen und Sitten von dem andren schieden, den Boden erweichte und zugleich die Keime, die er aufgenommen, da und dorthin trug. Dieser, einer höheren Cultur des Landes mächtig vorarbeitende Strom war das Volk der Römer. Rom hat seine Wissenschaft wie seine Kunst aus Griechenland empfangen, welches der mächtigen Herrscherin der Völker diese Kinder des

Geistes zugesendet, damit sie in ihrem Heere dienen, ihrem Wink gehorchen möchten. Rom hat nur in einem Gebiet des Wissens durch eigenthümliche, unübertreffbar große Kraft geglänzt, dieses war das Gebiet der Geschichte. Mit Recht hatte die Weltherrscherin vor Allem diese Wissenschaft, welche, mehr als die andren, Völker und Welt beherrscht, zu ihrer Freundin und Gesellin gewählt. Das Gedicht in römischer Zunge, das vor andren als ein bedeutungsvolles Eigenthum des römischen Geistes erscheint, ist jenes des Epikuräers Lucretius, welcher in der Begeisterung eines in der Irre gehenden, tiefen Sehnens, noch zuletzt in der Zeit der Heiden, die Nacht besungen, die bald nach dieser Zeit dem aufgehenden Licht einer ewigen Wahrheit weichen sollte. Außer diesem hat nach der oben (im §. 38) erwähnten Nothwendigkeit der innren Ausgleichung und Ergänzung der selbstthätigen, durch eine dieser entgegengesetzte passiv aufnehmende Richtung der Seele, das ernste Rom, nach dem Geschäft seines Tages, an dem Lustspiele seiner Dichter sich ergötzt, welchen für diese Art des Drama's ein hohes Talent verliehen war, obgleich Plautus wie Terenz den Stoff wie die Einkleidung ihrer Stücke großentheils von griechischen Mustern entlehnten. Die Töne der lyrischen Begeisterung aus Horaz Munde, schienen, wie einst Pindars, einen neuen Frühling der Dichtkunst zu verkünden, und in der Wärme dieser schönen Tage sind auch des Dichters der Georgika, Virgils Werke, zur lieblichen Frucht gereift. Es folgte indeß auf diesen Nachfrühling mitten in der Zeit des späten Herbstes, kein Sommer, und die Zeit des Gesanges war in dem alten Rom nur von kurzer Dauer. So haben auch die Redekunst wie die Philosophie nur zur Miethe in den hohen Mauern Roms gewohnt, ohne wahrhaftes Bürgerrecht zu gewinnen. Es waren die letzten Zweige aus dem Stamm der epikuräischen wie der stoischen Schule, an deren Früchten die Weisen Roms sich nährten und zum nachahmenden Werk begeisterten. Panätius von Rhodos, ein Schüler des Antipatros, stund zu den Zeiten des Scipio der Stoa vor, deren Lehren sich damals wieder ernstlicher den Lehren der Sokratischen Schule zu nähern suchten. Durch jenen Panätios ist Poseidonius von Apameia gebildet, ein Mann von vielseitigem, reichen Wissen, und von einem für das Erkennen

der höheren Weisheit empfänglichen, milden Geiste. Dieser war der Lehrer des Pompejus, vor Allem aber des hochverständigen, kräftig sprechenden Cicero.

Ungleich häufiger jedoch denn die ernstere Lehre der Stoiker hat in Rom die Lehre Epikurs Eingang gefunden und in Italien selber blüheten um jene Zeit mehrere Schulen der Epikuräer, namentlich die des Siro. Wie sehr diese Lehre des mit geistigem Scheine übertünchten Sinnentaumels in Kurzem bei der Mehrzahl der sogenannt Gebildeten den Geschmack am Besseren vernichtet, den Sinn für das Wahre und Schöne, ja selbst für das Schickliche, gelähmt habe, das lehren uns die Klagen der ernsteren Schriftsteller des ersten Jahrhunderts; das lehrt uns die innre Armuth und Geschmacklosigkeit, welche aus der Wahl der Bücher, die man in Pompeji gefunden, hervorleuchtet, so wie ein Theil der dort entdeckten Kunstwerke. So war denn dem spät emporgeschoßten, aus Griechenland nach Rom verpflanzten Stamme des Wissens und Erkennens alsbald das Mark genommen und die Kraft, welche den Trieb erzeugt. Die alte Gottesfurcht war gewichen und mit ihr zugleich die Begeisterung der höheren Art, durch welche allein alles bessere Werk des Menschen begründet wird. Nur in schnellerer Aufeinanderfolge wiederholte sich derselbe Gang der Entfaltung der einzelnen Wissenschaften, die wir vorhin an der griechischen Weisheit bemerkten. Das einmal erwachte Forschen nach einem bleibenden Eigenthum des Geistes, da es sich an dem entarteten Menschlichen zu schmerzlich getäuscht sahe, wendete sich zuletzt zur Natur, deren Gesetze und Mächte in unwandelbarer Herrlichkeit bestehen, mag auch das Menschliche ohne Aufhören sich entstellen und verwandeln. Zur Natur, in welcher ein allbedenkender, für Alle liebend sorgender Geist der Weisheit treulich waltet, wenn auch von dem Geschlecht des Menschen Liebe wie Verstand gewichen scheint. In Plinius dem älteren hat sich der forschende Ernst über das große, hoch ummauerte Rom und selbst über die Gränzen seines fast unmeßbaren Weltenreiches hinaus in das noch unmeßbar größere Reich der Sichtbarkeit begeben, und hat hier, auf einem freilich nicht von ihm selber, sondern meist durch griechischen Fleiß gebahnten Wege Herrlichkeiten gesehen, gegen welche alle Herrlichkeiten der stolzen Stadt wie nichts zu

achten waren. In der Pflanzenkunde wurden bald hernach durch Dioskorides den Cilicier neue Bahnen des Wissens durchmessen; die Ausbeute der Zergliederungs- und Arzneikunde der alten Zeit wurde durch Galen; die der Sternkunde und Erdbeschreibung durch Claudius Ptolemäus, den Aegyptier, in die reiche Vorrathskammer der Werke eingesammelt, welche wie Plinius Bücher, während des langen Winters der Wissenschaft, der nun eintrat, zur Ernährung und Freude der kommenden Geschlechter dienten.

Die Wissenschaft, welche, wenn sie einmal zum Leben gekommen, nie wieder sterben kann, schlug indeß, während sie in Westen nur noch selten gesehen worden, für einige Zeit ihre Wohnung in Osten auf, und besuchte von neuem ihre alte, seitdem verödete Heimath in Asien. In der Stille eines glückseligen Friedensreiches, welches damals am Ganges bestund, nahm jetzt die Dichtkunst und Philosophie in ganz neuer, eigenthümlicher Form, von einer der altkräftigsten Völkersprachen Besitz, welche auf Erden sind. Es hat das hier entzündete Feuer Jahrhunderte lang geflammt und dasselbe ist auch nachmals, als es schon am Erlöschen schien, von Westen her leicht wieder zu entzünden gewesen.

In knabenhafter Wildheit hatte der Glaube des Mohamed die jungfräuliche Wissenschaft verfolgt und den Schmuck ihr entrissen. Da entzündete sich unversehens in dem Eroberer eine Zuneigung gegen die Gemißhandelte, welche zur innigen, treuen Liebe ward. Der Stamm der Kalifen hat den geistigen Keim des Wissens, den er ausrotten wollte, gleichwie jene Königstochter am Nil die Hoffnung und den Trost eines gefangenen Volkes, selber in Obhut und Pflege nehmen müssen und Bagdad und Mosul, Marocco und Cordoba sind Zeugen des Ernstes und der Treue gewesen, mit welcher die Araber das ihnen von Gott ins Herz gegebene Geschäft der Pflege der Wissenschaft betrieben. Es wäre indeß auch hier wie anderwärts die Aussaat des Menschenwortes bald verdorben, ihre innre Wahrheit hätte sich zur Unwahrheit verkehrt, wäre nicht auf andre Weise dem Verderben gesteuert worden. Mit dem Christenthum zugleich sollte eine Zeit der Vollendung ihren Anfang nehmen, deren eigentliches Ziel erst ein fern künftiges Geschlecht erkennen wird.

Wie in der äußeren Natur von den beiden, oben erwähnten Polaritäten hier die eine, dort die andere vorzugsweise entwickelt erscheint; wie bei einigen organischen Wesen der Gegensatz der beiden Seiten in vorherrschendem Maße entfaltet ist, bei andern dagegen der magnetische, der zwischen einem Obern und einem Untern bestehet, der Menschenleib aber dadurch der vollendetste Organismus der Sichtbarkeit wird, daß in ihm beide Arten der Entgegensetzungen ins Gleichmaß treten; so hat das Christenthum die hohe Bestimmung, daß in ihm beide Richtungen der Weisheit der Völker, von denen wir vorhin sprachen: die Weisheit der Tempel wie die der Gassen, sich in Eins verschmelzen und durchdringen sollen. Vor Allem war der alten Welt jene zunächst und ausschließend auf das Göttliche gewendete Richtung fremd geworden, welche, bei allen späteren Entstellungen und Verkehrtheiten, dennoch die anfängliche der alten Tempelweisheit gewesen ist. Die Fremdes wie Eignes zerstörende, selbstthätige Kraft des Römerreiches kannte das demüthige Hingeben, welches allein den neubelebenden Einfluß von oben zu empfangen vermag, nur wenig. Darum mußte dem Geschlecht der Menschen zuerst durch Noth und Elend jene nächtliche Stille bereitet werden, durch welche das Ohr geschickt wird die Stimme der belehrenden Weisheit zu vernehmen; es mußte ihm das Licht der selbst entzündeten Fackel, wie des traulichen Herdes auf einige Zeit verlöschen, damit das Auge empfänglich werden möge für die Strahlen des Morgensternes und den Schimmer des in Osten grauenden Tages.

Daß den ersten, von Gott erwählten Verkündigern und Boten des Heils die Fülle eines Erkennens, welches über Göttliches wie über Menschliches sich ergoß, verliehen war, lehren uns die Schriften. Es wurde aber dem nachfolgenden Geschlecht zunächst nur die lautere, nährende Milch, nicht die stärkere Speise des Erkennens gegeben. Wir sehen, in selbsterwählter und geliebter Beschränkung die Lehrer und Diener des Wortes der erstern Jahrhunderte, alles Andre, wie es auch scheine, gering achten, damit sie vor Allem die eine, nothwendigste Erkenntniß empfingen, und sich erhielten. Es ist diese eine nothwendige Erkenntniß des Geistes: daß Gott

in der Gestalt des sterblichen Fleisches, dem Fleische sich genaht, daß alles Sehnen und Hoffen der Völker, ja das Warten aller Kreaturen, in Einem erfüllet sey, von solcher Staunen erregenden Tiefe und von solcher befriedigender Kraft, daß die Seele alsbald nicht mehr nach dem Wissen des Scheines fragt, noch sein begehrt. Denn wenn sie diese Fülle des Erkennens und in ihr Frieden ohne Aufhören, Sättigung ohne Ueberdruß gefunden, siehe da ist die ganze Welt des Erkennbaren eine andre geworden als sie vorhin war; es ist Alles neu worden. Denn es fällt nun nicht mehr auf das Werk des Sichtbaren, das öfters unsichre und sich verdüsternde Licht der menschlichen Wissenschaft; sondern ein Licht gehet aus von Gott, zu erleuchten das Weltall. Die berechnende Astronomie, so viel sie auch seit Hipparchs Zeiten sich bemühte, hat noch kein Maß gefunden, die Räume des Himmels zu messen; der Geist des Menschen aber, welcher das Wort kennet, das von Anfang war, der hat ein sichres Maß in seiner Hand, womit er der Himmel Gränzen misset: das ist die Höhe und die Breite und Tiefe der Erbarmungen Gottes. Denn siehe, gerade so hoch als der Himmel über der Erde ist, lässet Gott seine Gnade walten über die so ihn fürchten.

Wenn denn die Seele in verborgner Stille mit ihren Augen den Bund geschlossen: daß diese nur aufsehen sollen nach Dem, was vom Geschlecht der Ewigkeit ist, da begibt sie sich in eine Schule der Weisheit, welche höher ist als die Weisheit der Isistempel und der sokratischen Lehrgebäude. Aber auch in dieser Schule hat die ewige Lehrerin, welche hier lehrte, einen Gang des Unterrichts eingeschlagen, welcher vorbildlich in der oben erwähnten Erziehung der Völker zum menschlichen Wissen erkannt wird. Sie hat mit dem Wort, mit dem Lehren jener neuen Sprache begonnen, welche in jedem ihrer Töne von dem Drei in einem und von dem Geheimniß zeuget: daß Christus gekommen sey in das Fleisch. An dem Erlernen dieser neuen Sprache sind die ersten Jahrhunderte vor Allem fest und gründlich geübt worden; dieser Sprache, deren Bedeutung und Gesetze feststehen müssen, daß auch kein Jota sich verliere noch verrücke, wenn anders der Grund des göttlichen Erkennens bleiben soll. Denn hier hat

das Wort eine Macht, welche die Kräfte des sichtbaren, wie des unsichtbaren Wesens bewegt: es ist die Kraft des anfänglichen Wortes, durch welches Alles gemacht ist, was da ist. Hierauf: als der unverrückbare Grund des Wortes, als ein unantastbares Heiligthum befestigt war, wurde der Menschenzunge auch der Gebrauch desselben gegeben. Diese Zeiten haben ihre hochbegeisterten Sänger und ihre Redner gehabt, deren Worte wie Feuerflammen die Seelen der Tausende entzündeten. Hier war noch eine andere, höhere Macht als in Demosthenes und Cicero's Reden; eine Macht, welche nicht bloß Brust und Arme zum Widerstand gegen die Bosheit und zum heldenmüthigen Kampf bewegte, sondern Geist, sammt Seele und Leib mit Kräften der Ewigkeit erfüllte: treu zu bleiben dem empfangenen Worte bis zum Tode. Hier sind in schwererer Entbehrung und Verläugnung, als die selbst auferlegte des Diogenes war, Lehrer einer Weisheit aufgetreten, die sich niemals zur Thorheit verkehren kann, und welche dem, der sie einmal gekostet, keinen Zweifel mehr übrig lässet, denn sie reiniget und bessert das Herz und macht die Menschenzunge zu einer Wahrheit redenden. Die Aufgabe, welche in diesen Schulen einer neuen und doch ewig alten Weisheit den Jüngern täglich ertheilt wurde, das war eine Liebe zu Gott von ganzer Seele, von ganzem Herzen und aus allen Kräften, ohne Furcht noch Heuchelei; eine ungefärbte treue Liebe zu den Brüdern, als zu sich selber. Diese Zeit hat Aerzte erzeugt, wie dieselben in den Schulen des Hippokrates und des Galen nicht zu finden gewesen, denn sie brachten mit dem Heil des Leibes zugleich das der Seele: sie stillten mit der äußren Noth und dem Mangel zugleich das innre Sehnen. Da sind Ackerbauer und Gärtner gewesen, welche ihre Kunst besser verstanden, als Columella sie ihnen zu lehren vermocht, denn siehe die Wüste der Länder ist durch den Fleiß und Segen ihrer Hände zu einem blühenden, fruchtbaren Garten Gottes geworden: die Dornen und Disteln sind verschwunden, es stehet das frische Gewächs da. Es fleucht allerdings der erkennende Geist, mit Herodot und Livius freudig den Flug der Geschichte durch Länder, Zeiten und Völker, er stehet, in tiefer Bewegung, schweigend und von Mitgefühl bebend, vor

dem Fels mit Donnergewölk bedeckt, welchen Tacitus mit seiner Hand beschrieb; welche Geschichte der Erde und der Himmel, der Völker und Zeiten ist aber jener gleich, die sich verzeichnet findet in den Büchern der Christen: der Geschichte, wie Gott geoffenbaret worden im Fleisch, die Geschichte wie er gewandelt mit den Menschen auf Erden als ein Mensch, wie er zum Tod im Fleisch erniedrigt und hindurchgedrungen zum Sieg, aufgehoben sey zur Herrlichkeit. In dieser einen Geschichte sind alle andren Geschichten der Völker und Zeiten umschlossen: denn siehe, das ist die Erfüllung, nach welcher alle Bewegung des Werdens und Wechslens der Begebenheiten, alles Aufblühen und Versinken der Weltenreiche hingerungen: willst du wissen, was Alexander der Macedonier gewollt, als er die Völker, die sich flohen und eines vom andern rissen, mit eisernen Ketten zusammengeschlossen; willst du wissen, was das Waffenglück und die Macht der Römer gesucht und erstrebt, als es die Völker und Länder unter das Joch eines neuen Weltenreiches gezwungen, so siehe das Christenthum an, welches das Joch hinwegnahm, das Reich aber in der Herrschaft des Geistes bestehen ließ. Fragst du, was alle Verfassungen der Völker, alle ihre innren Gesetze und Einrichtungen vorbedeutet haben, und wozu sie den Menschen gewöhnen sollten; das Christenthum als die Erfüllung der Vorbilder wird dir die Frage lösen.

Aristoteles und Theophrast, Plinius und Dioskorides hatten die Welt der sichtbaren Wesen in ihrer Verbindung und Zusammengesellung des einen zum andern, nach ihrer natürlichen Stätte, im Meere oder in der Luft, auf Bergen und im Thale betrachtet; diese neue Zeit des Erkennens sah zunächst Alles, was da ist und wird, in Beziehung auf Gott; das Geschöpf in der Urstätte seines Seyns und Wirkens, in dem Schöpfer. Da werden dann in allen Dingen nicht nur Kräfte des leiblichen Wesens bemerkt, sondern Kräfte eines Alle durchdringenden, ewigen Lebens. Es erkennt das Auge des Leibes an den sichtbaren Dingen einen gemeinsamen Zug der Aehnlichkeit, welcher dieselben unter einander zu Familien und Ordnungen verbindet; das Auge des zum neuen Erkennen gebornen Geistes bemerket in Allen einen Zug Aller zu Einem,

einen Zug, der die anbetende Seele mit sich aufwärts führet zu dem Ausgang alles Vielfältigen.

So hatte diese neue Zeit des Geistes an der ganzen Welt des Erkennbaren zunächst nur das erforscht und verstanden, was diese Welt in Gott und durch Gott sey. Sie hatte hier an dem Abglanz einer Schönheit sich erquicket, eine innre Herrlichkeit geschauet, vor welcher das Licht der Sterne sich verbirgt und wie nichts ist. Als aber das Christenthum seinen Völkern mitten in der Wüste blühende Länder geschaffen, als es ihnen, nach langem Kampf der gährenden und sich auflösenden Elemente, Reiche des Friedens und Wohnstätten des festen Rechtes erbauet, da eröffnete es dem Erkennen auch wieder die Aussicht nach der andern, einige Zeiten hindurch wie verschlossen gewesenen Seite. Der Mensch soll nicht bloß erkennen, was alles Gedenkbare in Gott und durch Gott ist, er soll auch bei dem höheren Licht, das ihm geworden, erkennen: was alle Dinge und Wesen für den Menschen und für einander selber sind. Und dieses ist die Wissenschaft in dem Sinne des classischen Alterthums.

Auch diese Wissenschaft erwachte von neuem bei den Völkern der Christenheit, als ihre Zeit gekommen war. Der Gang und Verlauf der Entfaltung ist damals wieder derselbe gewesen, als welcher er in der anfänglichen Geschichte der Wissenschaft erscheinet und zu allen Zeiten erscheinen wird: die Bildung für die neue Richtung des Geistes hat mit der Erlernung und dem Studium der alten Sprachen und Literatur begonnen. Mit der Zunge der alten Griechen zugleich ward dem forschenden Geschlechte auch der Geschmack an ihrer Wissenschaft, Hunger und Durst nach dieser gegeben, zugleich aber auch die Fähigkeit der begeisterten Rede, in der eignen, lebenden Muttersprache ertheilt. Denn die Zunge ist auch hier zugleich Organ des Geschmackes und des Sprechens, dienet zugleich dem Nehmen der Nahrung und dem Geben der Rede. Mit dem Wort zugleich ward den Völkern die Kraft der Beachtung und des Erfassens selbst für die Natur und Beschaffenheiten der natürlichen und sichtbaren Dinge gegeben. Denn es wird vergebens seyn dem verwilderten Menschen, der nicht sprechen kann, die Kunde der Kräuter oder Steine zu lehren; eben so wird keine wahrhafte Wissenschaft der Sinnenwelt erwachsen können, ohne aus dem

Boden des gründlichen Studiums der classisch gebildeten (alten) Sprache.

Seitdem hat sich bei allen Völkern des christlichen Europa's zu der einen höheren Richtung des Erkennens, welche ins Innre führet, auch die andre gesellt, die nach außen gekehrt ist. Es hat diese andre überall desto reichere, herrlichere Früchte getragen, je kräftiger sie von jener ersteren durchdrungen war. Wie jedoch bei allem menschlichen Bewegen, wie bei dem Gange der Glieder, jetzt die eine, dann wieder die andre Seite vorrückt, bis das Ziel der Schritte erreicht ist und beide nun an einem Ende der friedlichen Erfüllung ruhen: so hat auch in dem Verlaufe dieser neuern Zeit der Wissenschaften bald die eine, bald die andere Richtung vorgewaltet und, wenn einmal von der wahrhaften Wissenschaft die Rede seyn soll, so wird jede von beiden, ohne die andere, nicht als wahre Wissenschaft erscheinen, sondern diese wird nur da zu finden seyn, wo beide in gleicher Kraft sich durchdringen.

Es ist endlich, wie vormals, bei dem Verfall der Wissenschaften, die eine, höhere und ältere Richtung des Erkennens zurückgedrängt worden, und aus dem Gange der Forschungen verschwunden, so daß dieselbe, wo sie sich etwa noch gefunden, zu einer Abschließung in ihre verborgnere Tiefe genöthigt worden. Die Wissenschaft hat zuletzt sogar weniger das beachtet, was die Dinge und Wesen für einander selber und für die Natur des Menschen sind, als nur das, was sie für die besondere, eigenmächtige, und zugleich auch mißgeschaffene Vorstellungsweise eines einzelnen Wortführers der Wissenschaft sind. In einer solchen Lehre ist aber weder Wahrheit noch Treu noch Glauben, obgleich sie mit anziehender Macht die Jünger um sich her versammelt, weil sie ihnen scheinbar ein Recht und eine Macht in ihre Hände legt, welche nur Gott hat.

Die rechte Wissenschaft, wenn sie erkannt hat, was der Mensch für sich und was er durch Gott sey, wird auch erkennen, was alle Dinge wahrhaft für den Gedanken und für das Wesen des Menschen; was sie wahrhaft für einander selber sind.

Es ist ein Seyn, aus welchem alles Seyn gekommen; ein selbstthätiges Wirken, was dem Wirken aller Lebendigen seinen Anfang und seine Kraft gegeben. Der Geist aber, der alle

Dinge hält und umfängt, machet das Wirken und Bewegen der einzelnen Dinge zu einem lebendigen, aus vielen Gliedern verbundenen Leibe, ja zu einem hehren Tempel der Gottheit. Und wenn die ersten Zeiten, auch des tieferen Erkennens, vor Allem nur das gesehen, was alles Gedenkbare um, in und durch Gott sey; so wird auch eine Zeit des Geistes kommen, welche in dem Licht des Göttlichen Erkennens siehet und weiß, was Alles das was ist und war, Eines für das Andre, was Eines für Alle, Alles für Eines, sind und seyn sollen. Und diese Wissenschaft des Göttlichen und des Menschlichen, des Geistigen und des Natürlichen zugleich, ist die wahre Wissenschaft.

Erläuternde Bemerkungen. Das Erkennen ist nach Heraclit Allen gemeinsam, und die mit Verstand Redenden müssen an dem, was Allen gemeinsam ist, fest halten, wie der Staat am Gesetz und noch viel fester (Stob. Sermon. III, 84: *ξυνόν ἐστι πᾶσι τὸ φρονεῖν. ξὺν νόῳ λέγοντας ἰσχυρίζεσθαι χρὴ τῷ ξυνῷ πάντων οἵωσπερ νόμῳ πόλιν, καὶ πολὺ ἰσχυρότερον*). Nach Ebendemselben sind die Wahrnehmungen nicht mehr trüglich zu nennen, sobald sie in den Erscheinungen der Sichtbarkeit das allgemeine, alldurchdringende Leben erfassen (Sext. Emp. contradict. VIII, 8); das Wahre ist das nicht Verborgene, Offenkundige (*ἀληθὲς τὸ μὴ λῆθον*), stättig und unabweisbar dem Erkennen sich aufdringend, wie eine niemals untergehende Sonne (id. ap. Clem. Alex. paed. II, 10, p. 196). M. v. hiezu die Bem. zu §. 20. und 35.

Das Weltganze, durch Liebe verbunden und verwaltet, kann, nach des Empedokles Lehre vom Geist des Menschen, nur vermöge der in ihm selber wohnenden Liebe erkannt werden (Arist. phys. VIII, 1; Met. II, 4).

Der Gegenstand der vollkommenen Wissenschaft ist nach Plato die ewige Wahrheit; das Unveränderliche, von welchem allein mit Recht gesagt werden kann: es ist (Tim. 37). Wir nennen dieses ewige und unwandelbare Seyn Gott. Nur in Gott ist die wahre Weisheit, dem Menschen kann bloß Liebe zur Weisheit zuerkannt werden (Parm. 151; Phaedr. 278, d; 65, a). Die Wissenschaft des Menschen wird immer von neuem geboren; nur im göttlichen Erkennen ist ein wahres und ewiges Beharren (conv. 207). — Die Wissenschaft des vernünftigen Redens oder die Dialektik ist die wahre und höchste Wissenschaft, im Vergleich mit welcher Mathematik und Sternkunde, so wie die andren sogenannten Wissenschaften nur wie Jäger erscheinen, welche das Vorhandne einfangen, ohne den rechten Gebrauch desselben zu verstehen (Euthyd. 288, 290). Die eine, göttliche Wissenschaft stellt nicht nur das Schöne und das Wesen dar, sondern sie ist dieses selber (rep. VI, 506, c). In ihr ist eine Meßkunst höherer Art (Polit. 285, c), deren Maß zuletzt Gott ist (de leg. IV, 716, c).

Der Gegenstand der Philosophie, der Grund aller Wissenschaft, ist nach Aristoteles der Begriff des Seyenden (Met. IV, 2). Die ursprüngliche Richtung der Philosophie ist auf den Grund alles Seyns, auf Gott gestellt; sie ist demnach Theologie (Met. XI, 5, 7). Die Wissenschaft, welche das Seyn zu ihrem Gegenstande hat, ist nach Aristoteles die Logik, diese ist demnach mit der ursprünglichen Philosophie

Eines. — Der Gegenstand der Wissenschaft kann nicht ins Endlose hinaus gelegen seyn, denn das Endlose flieht die Erkenntniß (Analytic. poster. I, 19). Es muß einen letzten Beweis, von den letzten Gründen, oder von dem allgemeinsten aus geben; denn wenn man immer weiter rückwärts noch einen Beweis fordern könnte, würde am Ende gar nichts bewiesen seyn (Met. IV, 4). Aber auch nach unten und außen hin muß ein Letztes angenommen werden, damit auch nach dieser Richtung hin die Beweise ihre Gränze haben. Und so wird die Wissenschaft ein Begränztes (An. post. I, 16; 19). So hat dann auch das Schlüssemachen seine Gränzen; denn über die höchsten Begriffe kann nichts erschlossen werden, weil ihnen kein andrer Begriff mehr beigelegt werden kann; die niedern Begriffe können auch nicht von einem Andern erschlossen werden, weil sie nicht ausgesagt werden können von einem Andren. Deßwegen herrscht das beweisende Verfahren durch den Schluß in unbeschränkter Freiheit nur über die mittleren Begriffe (Anal. prior. I, 27). — Es gibt mehrere Gründe der Wissenschaft; sie erkennt der Verstand (Eth. Eud. V, 6); sie liegen aber eben sowohl in den obersten Begriffen als in den niedrigsten, über welche, weil der Verstand sie unmittelbar auffaßt, keine weitere Erklärung gegeben werden kann (An. post. I, 13; Eth. Eud. V, 8; 11). In Beziehung auf sie ist aber auch kein Irrthum möglich, außer nur beziehungsweise. Die Begriffe können wir treffen oder nicht treffen, aber ein Betrug kann hierüber nicht statt finden, denn erst in dem Satze, welcher Begriffe mit einander verbindet, kann ein Irrthum verkommen (Met. X, 10; de anim. III, 6). — Ueber den Begriff braucht und vermag man keinen Beweis zu führen; man kann, wie bei dem Satz des Widerspruches (welcher der oberste Grundsatz genannt wird, Met. IV, 3), nur zeigen, daß die entgegengesetzten Annahmen falsch sind. Es gibt zwei Arten der Gründe der Wissenschaft: 1) die aus welchen und 2) die von welchen bewiesen wird. Jene sind allgemeine Gründe, diese sind den einzelnen Wissenschaften eigenthümlich. Jede Wissenschaft hat ein andres Geschlecht des Seyenden zu ihrem Gegenstande; jede soll aus dem ihr eigenthümlichen Geschlechte ihre Beweise führen, nicht aber diese aus andren, ihr fremden Wissenschaften entlehnen (Analyt. post. I, 7). Dieß sind die besondern Gründe der Wissenschaften; es gibt aber außer diesen auch allgemeine oder Axiome, durch welche die Wissenschaften unter einander verwandt und verbunden sind, und es gibt eine oberste Wissenschaft, welche die Grundsätze aller übrigen Wissenschaften erforscht (Analyt. post. I, 8; Top. I, 2; Met. VI, 1; XI, 7). — Das Wißbare (*ἐπιστητόν*) ist verschieden von dem durch den Verstand Gedenkbaren (*νοητόν*, Anal. post. II, 18; Ethic. Nic. VI, 6). — Ueber dem Verstand gibt es einen andren Herrscher, das vom Verstand (vom selbst erkennenden Geiste) Gedenkbare, welches erst in der Berührung mit dem Verstand eine wirkliche Einsicht begründet (Met. XII, 9). — Der Mensch hat zuletzt doch keinen sichren Anfangs- und Haltpunkt fur seine Forschungen, als die Erscheinungen; an ihnen darf man nichts mäkeln, ihnen darf man nichts vergeben; frevelhaft würde es seyn, sich in seinen Gedanken zum Mitbildner der erscheinenden Welt aufwerfen zu wollen (Met. I, 5; de coelo II, 13, und diese gesammten Ansichten des Aristoteles über Wissenschaft zusammengestellt in Ritters Gesch. d. Ph. B. III).

Die Wissenschaft ist nach Philo ein festes und unwandelbares Erfassen (des Erkennbaren), welches auf unerschütterlichem Grunde ruhet — ein deutliches, klares Sehen (de cong. quaer. crud. 444). Der wahren Wissenschaft soll die Kunst dienen (id quod a Deo mittant. somn. 567, ed. Mang. I, 621). M. v. die Definition der Wissenschaft von Zenon, bei Diog. Laërt. VII, 47 u. 165; Suidas s. v.

ἐπιστήμη; Sext. Emp. adv. Math. 166; Clem. Alex. Strom. II, 454).

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir, so weit dieß zur Erläuterung des vorstehenden §. und zum Zweck dieser Untersuchungen dienlich scheint, zu einigen Angaben über die Hauptmomente der Geschichte der Wissenschaften über, welche freilich fast nur auf Namen und Zahlen sich beschränken müssen. Ohnehin wollen wir auch hier, wie bei der Geschichte der Kunst, als vollkommen erläuterndes Beispiel vorzüglich nur die Geschichte der Wissenschaften bei den Alten hervorheben.

Wie bei jedem einzelnen Menschen das Erkennen und Wissen mit dem Sprechenlernen und Sprechen beginnt; wie in neuerer Zeit das Wiedererwachen der Wissenschaften von der Wiedererneuerung des Studiums der Sprache ausging, so hat überhaupt und ursprünglich bei unsrem Geschlechte die Wissenschaft mit der Sprache zugleich ihren Anfang genommen, welche, wie nach Plato alles wahre Wissen (Phileb. 63, e), nur durch ein Werk prophetischer Begeisterung im Menschen erzeugt werden konnte. Die Sprache war das Hinzufügen des ergänzenden und erfüllenden Elementes, was zu jedem sichtbar Erscheinenden hinzugehört und hinzugedacht werden muß (nach §. 4), zu diesem sichtbar Erscheinenden. Jenes Ergänzende, jenes unsichtbare Complement der Sichtbarkeit, liegt in der Region des Geistigen; liegt im Innren der menschlichen Seele. Es ist der dem Menschen eingepflanzte λόγος oder das Wort, welches aber selber nur in und mit dem andren zu ihm gehörigen Pole in dem leiblich Gewordenen und Erscheinenden die Vollendung seines Seyns findet. Indem mithin das innre, geistige Complement mit dem sichtbar Erscheinenden in Berührung tritt, entsteht das Wort der Menschenrede, in welchem die im Geist des Menschen wohnende Idee mit der äußren Erscheinung eins geworden ist. Sobald dann aber der selbst erkennende Geist des Menschen aus dem äußerlich Erscheinenden oder Gedenkbaren und zu diesem das Wort empfangen, mußte er auch wiederum, vermöge der selbstthätigen, selberschaffenden Kraft in seinem Innren, diesem Wort eine äußre Form des Erscheinens hinzufügen: das Uebertragen der hörbaren Worte in ein sichtbares Zeichen, der Versuch zu schreiben hat sich deßhalb eben so uranfänglich und eben so nothwendig zum Sprechen gesellt, als die Gebärden der Hände und die Mienen, womit ein redender Mensch seine Worte begleitet. Darum nennt uns auch das Alterthum als Erfinder der Wortzeichen den Thout oder Thoyt, in welchem dasselbe zugleich den Geber der Gesetze, den Urheber der vollendeten Sprache, so wie der Musik und Gymnastik verehrte, ja unter dessen Namen es die schaffende Kraft der Begeisterung selber anzudeuten schien (Sanchuniathon ap. Euseb. in praep. ev. L. I. c. 9; Jablonsky Pantheon Aeg. III, p. 165; C. Meiners Religionsgesch. d. ält. Völker. Ueber das Entstehen der Schreibkunst überhaupt vergl. m. Th. Astle: the Origin and Progress of Writing, Lond. 1784; Wachter, Naturae et scripturae concordia, 1762; J. L. Hug, die Erfindung der Buchstabenschrift, 1801; Chr. Fr. Weber, Vers. einer Gesch. d. Schreibkunst, Göttingen 1807).

Die einfache Schrift der Buchstaben ist bereits im dritten Jahrtausend vor Christo ein Eigenthum der semitischen Stämme gewesen, denn jene Aufzeichnungen von astronomischen Beobachtungen der Chaldäer, von denen, nach dem Zeugniß des Simplicius, der Begleiter Alexanders: Kallisthenes, dem Aristoteles Kunde gab, reichten bis auf 1903 Jahre von der damaligen Zeit (im Jahr 331), mithin bis auf 2234 Jahre vor Christo zurück. Daß aber das alte semitische Alphabet das ursprüngliche gewesen sey, welchem alle Alphabete der mit Buchstaben schreibenden Völker nachgebildet worden sind, das zeigt auf un-

widersprechliche Weise ein Vergleich der verschiednen Alphabete in ihrer ältesten, uns bekannt gewordnen, ja noch in ihrer jetzigen Form (Tabula Alphabetorum Ed. Bernardi, ed. a Carol. Morton, Lond. 1759; Büttners Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker, 1771; Ulr. Fr. Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit, Mannh. 1821). Nicht ohne tieferen Grund sagt deßhalb Eichhorn (Gesch. d. Literat. I, S. 19. d. 2ten Aufl.): „Die wichtige Erfindung der Buchstabenschrift ist daher höchst wahrscheinlich nur Einmal in der Welt gemacht worden.“ In der That, eben so wenig als der verwilderte Mensch, welchen eine närrische Gelehrsamkeit unsrer Tage den Urmenschen zu nennen beliebte, in seinem jetzigen Zustande vermögend seyn würde, durch eignen Witz sich die Sprache zu erschaffen, die ihm aus alter Ueberlieferung geworden ist; so wenig würde derselbe im Stande seyn, das sichtbare Zeichen des Wortes in der Schrift der Buchstaben zu erfinden, wäre es ihm auch verstattet, noch Jahrtausende lang in seiner Abgeschiedenheit von dem Quell aller Bildung zu verharren. Das wunderkräftige, sichtbare Zeichen des Wortes scheint eine Schöpfung derselben anfänglichen Begeisterung gewesen zu seyn, welche dem Menschen das hörbare Wort gab.

Statt der unscheinbareren Form der Buchstabenschrift hat sich das die Leiblichkeit über Gebühr liebende Volk der Aegyptier (m. v. oben S. 883) die Gestaltensprachen der Hieroglyphen gebildet. Es war dieß eine Geheimsprache, zu deren Verständniß nur ein langjähriges Bemühen den Zugang eröffnete, und obgleich die ägyptischen Priester bis herab in die Zeiten der persischen Herrschaft, wie es scheint ausschließend und sogar noch unter dem Reich der Römer, selbst neben der Buchstabenschrift in Hieroglyphen schrieben; obgleich die hermetischen Säulen, gleich steinernen Mumien uralter Weisheit, mit heiliger Scheu beachtet und sorgfältig in den Syringen verwahrt wurden; obgleich eine eigne Classe der Priester: die Hierogrammateen nur zur Auslegung der Hieroglyphen bestellt war; geschah es dennoch, daß während noch der Orden der Priester in all' seinen alten Einrichtungen bestund, während derselbe noch immer fortfuhr, sich der Hieroglyphenschrift zu bedienen, viele der ältesten Denkmale dieser Art von den Hierogrammateen selber nicht mehr gelesen und verstanden wurden (Fr. Sam. Schmidt de sacerdot. et sacrif. Aegypt. in opusc. quibus res antiquae, praecipue Aegyptiacae explanantur, 1765; Eichhorn a. a. O. S. 23). Es hat sich auch hiebei gezeigt, daß die Form, welche der nothwendige, innre Drang des gestaltenden und bewegenden Geistes gibt, von beständigerer Art sey als jene, welche die künstlende Hand und selbstthätige Vernunft des Menschen erfindet. Die Hieroglyphen der alten ägyptischen Pyramiden schweigen für uns noch immer; während die in Buchstaben geschriebnen Bücher des Moses ohne Aufhören ein Geschlecht nach dem andren zur Weisheit, die von Anfang war, geführt und zu Gott gerufen haben. Ueber die Hieroglyphenschrift vergl. m. unter andern Georg Zoëga, de origine et usu obeliscor. 1796; so wie Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens, par Champollion le jeune, Paris 1824; J. W. Pfaff über die Hieroglyphen; F. A. G. Spohn 1824; G. Seyffarth 1825; Sylv. de Sacy im J. des Sav. 1827 p. 592 seq., 589 sqq. — Auch die Schrift der Chinesen ist ursprünglich eine Art Hieroglyphenschrift.

Das Material, auf welches geschrieben wurde, war gewiß nicht bloß, wie bei den älteren Babyloniern, Ziegelsteinmasse oder Stein und Metall, sondern schon in sehr früher Zeit ein leichter Tragbares: wie Holz, Baumrinden und Baumblätter, thierische Häute, Wachs und Leinwand. Die Benutzung des Papyrusrohres zum Material, worauf

geschrieben wurde, sollte nach Plinius (VII, 37; XIII, 11) schon über drei Jahrhunderte früher ihren Anfang genommen haben, als Aspasius Byblus (um 334 vor Christo) ein eigentliches, vollkommnes Papier daraus bereiten lehrte. Etwa seit dem dritten Jahrhundert vor Christo benutzte man auch das Pergament als Schreibmaterial, während dem täglichen Bedarf oder den Vorübungen der Schriftsteller Tafeln mit Wachs überzogen dienten. In den Zeiten des Moses erscheint das Schreiben als eine bereits sehr geläufige Kunst, welche auf Holzstäbe (4 Mos. 17, 2), wie auf Stein (2 Mos. 31, 28) und in Büchern (2 Mos. 24, 7) geübt wurde. — Die zu uns gekommenen Bücher des Alterthums bilden meist Rollen; erst im fünften Jahrhundert nach Christo kam die Form der viereckigen Bücher mit Deckeln auf.

Von den schriftlichen Denkmalen einer wahren, tiefergründenden Weisheit gilt dasselbe, was oben (§. 42) von den Sprachen gesagt worden: jene Schriften sind die ältesten, in denen die einfältigste, kindlichste Form mit der höchsten Gotteskraft vereint ist. Dieses Gepräge der innren Wahrheit des Geistes; dieses Gepräge des höchsten Alters tragen vor allen Denkmalen der vorchristlichen Zeit die mosaischen Urkunden. Ein gelehrter Scherz, welcher unter der Hand zum Ernst wurde, hatte den Einfall erzeugt: daß die herrlichen Gesänge des Homeros, deren innre und äußere Einheit so augenfällig ist als bei irgend einem andren Werk des Geistes eines Menschen, aus Stücken zusammengesetzt seyen, welche von sehr verschiednen Menschen und Menschenaltern gedichtet wären. Obgleich dieser Einfall auswärts nur wenige Theilnahme gefunden; so gefiel dennoch das Ungeheure desselben in Deutschland so wohl, daß man alsbald ihn auch auf andre Werke des Alterthums anwendete. Es sollten unter andren nicht bloß die Schriften der Propheten mit Einschiebseln späterer Art („denn kein Mensch könne ja voraus wissen, was künftig sey") versetzt, sondern namentlich selbst die Bücher des Moses, etwa im siebenten Jahrhundert vor Christo, aus sehr verschiednen Stücken zusammengefügt seyn. Diese Vermuthung wird sich indeß, bei tiefer und weiter fortgesetzter Forschung, leicht widerlegen lassen, und es erscheint als ein ganz besonders großes Verdienst des deutschen, treumeinenden Ernstes, daß er für alle Völker und Zeiten Fragen des Zweifels auch gegen das Unbezweifelbare aufregt, aber dann auch selber gründlich diese Fragen beantwortet. Moses, der eigentliche Verfasser des Pentateuchs lebte von 1563 bis 1442 vor Christo. — Als eines der ältesten Werke der Weisheit, die durch Menschen und zu Menschen sprach, kündigt sich auch durch seinen Inhalt das Buch Hiob an. — Samuel lebte von 1122 bis 1052 v. Chr.; David der Gesalbte von 1076 bis 1006; Salomon, der gekrönte Weise, Dichter und Lehrer, von 1026 bis 966; gleichzeitig mit ihm und David die Verfasser mehrerer Psalmen. Die Propheten Joël und Amos weissagen um 790 vor Christo (nach Andren Amos und Micha schon 870); Jonas vor 784; Jesaias zwischen 760—742; Hoseas zwischen 784—729; Micha zwischen 758—600; Nahum etwa um 600; Habakuk und Obadja um 610 und 611. Jeremias lebt zwischen 642 bis 588; Zephanja um 640; Ezechiel um 600; Daniel weissagt schon im Jahr 590; Haggai und Sacharja um 520; Maleachi 443. — Jesus Sirach schon um 237 hebräisch, etwa im Jahre 131 vor Christo ins Griechische übersetzt.

In einer sehr frühen Zeit sind auch die heiligen Bücher der Inder in der Sanskritsprache verfaßt, namentlich die Vedas, Purana (woraus Bagavadam) und die Grundzüge zu Menu's Gesetzbuch. M. vergl. Fr. Schlegel über die Sprache und Weisheit der Inder 1808. — Wie in China, wo Confucius (geb. 551, gest. 478 vor Christo) den Stoff, welchen ihm die heiligen Bücher und Ueberlieferungen der ältesten Zeit dar-

boten, zu einem Ganzen ordnete und zusammenfaßte, und wie in Persien, wo Zoroaster (um 666 oder 525 vor Christo) aus diesen alten, ehrwürdigen Baumaterialien sein neues Lehrgebäude des Parsismus errichtete, scheint auch in Indien die Hand einer späteren Zeit das Erbgut des Wissens aus den frühesten Zeiten unseres Geschlechts gefunden und benutzt zu haben.

Das Volk der Griechen hat zuerst jene alte Wahrheit, welche Herakleitos so vielfach aussprach, durch die That bewährt: die Wahrheit, daß das die rechte Weisheit sey, welche ein allverständliches Gemeingut aller Menschen zu werden vermag, das die rechte Weisheit, was seine ergreifende, Theilnahme erweckende Kraft an allen Seelen erweiset. Wie die alte Sage wollte, hatte sich schon in den Gesängen des Thrakiers Orpheus (um 1250 vor Christo) diese allbewegende, Seelen beherrschende Macht des Wissens offenbart; des Wissens, welches nicht ein Eigenthum des einzelnen Priesterordens, sondern des ganzen Volkes, ja aller Völker der Erde seyn soll. Als Lehrer des Orpheus wird uns Linos aus Chalkis genannt; mit jenen beiden noch die begeisterten Sänger von Hymnen und Göttersprüchen: Pamphus, Olen, Eumolpus, Philammon und Musäus (von ihm schon ähnliche Orakel oder prophetische Weissagungen, als die später unter dem Namen der sibyllinischen begriffnen waren. M. v. Sibyllina Oracula, illustr. ab. D. Jo. Opsopoeo, Par. 1599; ed. Servat. Gallaeus, Amst. 1689). Ein vereinendes Band der Völkerstämme und Zeiten, ein Band der gemeinsamen Aufregung bildete durch seine unsterblichen Gesänge Homer (aus Chios oder Smyrna), welcher gegen 277 Jahre nach der Zerstörung Troja's oder 907 Jahre vor Christus lebte. Weder Lykurg, der schon um 890 vor Christo wenigstens einen großen Theil dieser Gesänge, welche er auf Creta von einer Homeridenfamilie des Kreophilus vernommen, mit sich nach Griechenland brachte, noch Solon und die Pisistratiden, durch deren Bemühen (zwischen 594 bis 512 v. Chr.) es möglich wurde, daß die Ilias und die Odyssee an den Panathenäen konnten vollständig abgesungen werden, auch nicht Aristoteles und Kallisthenes, selbst nicht die Alexandrinischen Grammatiker Zenodotos und Aristarchos haben daran gezweifelt, daß Homer in seinen epischen Gedichten er selber sey; die neueste Zeit hielt es sogar für unwahrscheinlich, daß jemals ein Homer gelebt habe. — Fast zu der gleichen Zeit mit Homer (um 900 v. Chr.) sang Hesiodos aus Kumä in Aetolien, dann zu Askra in Böotien, seine Theogonie. — Als Dichter und Flötenspieler zugleich wirkte der Athener Tyrtäus (um 682 v. Chr.) erhebend auf Sparta's Heldenjugend. — Alcäus und Sappho, beide aus Mitylene auf Lesbos um 600; Anakreon aus Tejos in Jonien 532; Pindaros aus Theben in Böotien, geb. 519, gest. 425 v. Chr. — Der Fabelndichter Aesopus aus Phrygien, der Sage nach Anfangs Sklave, später zu Sardes am Hofe des Crösus hochgehalten, lebte um 570 v. Chr. — Solon, Gesetzgeber und Elegiendichter 594. — Der Dichter solcher dithyrambischen Chöre, welche mit Festtanz und Mimik verbunden den Ursprung des Drama's bildeten, Arion, lebte um 624 zu Korinth; Thespis um 594 zu Athen; Aeschylos aus Eleusis, geb. 525, st. 456, wetteiferte noch im J. 460 mit Sophokles. Von seinen 75 Tragödien sind nur 7 erhalten. — Sophokles aus Athen (geb. 498, st. 406) hatte auch gegen 100 Tragödien und satyrische Dramen gedichtet, von deren ersteren uns noch 7 übrig geblieben sind. — Euripides aus Salamis (geb. 480, st. 405) hatte gegen 75 dramatische Gedichte vollendet, von denen wir noch 19 Tragödien und ein satyrisches Drama: den Kyklopen, kennen. — Aristophanes, dessen Geburtsort unbekannt ist, der aber in Athen Bürger war, lebte von 431 bis 386 v. Chr. Von seinen 54 Lustspielen besitzen

wir noch 11, unter andren das erste: die Acharner, und das letzte von allen: den Plutos.

Schon im 6ten Jahrhunderte v. Chr. werden uns Cadmus von Milet und Akusilaus, mehrere Menschenalter später (um 504 v. Chr.) Hekatäus aus Milet und Xanthus aus Lydien als Forscher der Geschichte genannt; es hat indeß vor Allen zuerst Herodot (484 bis 408 v. Chr., gebürtig aus dem dorischen Halikarnassos, erzogen aber zu Samos) den Griechen und anderen späteren Völkern die Kunst gelehrt, die Geschichte der Menschen und Völker zu erzählen. — Der Athener Thukydides (geb. 470 gest. gegen 503) und des Sokrates Schüler: Xenophon (etwa von 444 bis 355) haben neben jenes des großen Hallikarnassiers ihre Meisterwerke der Geschichte hingestellt, an denen sich manches spätere Geschlecht bis zu dem unsrigen herab erfreut hat und innerlich gestärkt. Von dem Ktesias aus Knidos, Kriegsgefangenen und Leibarzt des Artaxerxes (um 383 v. Chr.) haben wir nur Bruchstücke eines größeren Werkes. Der länder- und sternkundige Anaximandros von Milet lebte um 610.

Die Weisheit der Völker, Philosophie genannt, hat in Griechenland als erstes Werk ihres Bemühens die Gesetze der Völker hervorgebracht. Lykurg in Sparta um 890; Philolaos in Korinth um 726; Solon in Athen 594. — Die sieben Weisen: Pittakos, Periandros, Bias, Cheilon, Kleobulos, Thales, Solon. lehrten durch gehaltvolle Sprüche. Thales aus Milet (um 610) leitet den forschenden Blick durch die Betrachtung der Sinnenwelt auf die höhere, vom Ursprung der Dinge; Pherekydes aus Syros (um 550) sprach die Lehre der drei Wirklichkeiten des Seyns unter der Form der Zeit, der Materie und des Zeus oder Aethers aus; Anaximandros aus Milet (um 580) erkennt vor und über dem Endlichen ein Unendliches an. Pythagoras aus Samos (geb. um 584, gest. gegen 505) führt den Geist des Menschen in die Mitte seines verborgenen Innern, daß er hier Gott finde und mit ihm allein sey; Herakleitos aus Ephesos lehret, daß das Offenkundigste und allgemein Erkennbare zugleich das des Erkennens und Forschens Würdigste sey. — Aus der Schule des Pythagoras nennt uns das Alterthum den Empedokles als Agrigent (um 444), welcher das bloß innerliche Wunder der Seele in ein äußerliches und sinnliches verwandeln wollen; Ocellus Lucanus (um 500), dann die Physiker Philolaus und Archytas, so wie den Timäus (um 400). — Es hat die Schule der Eleaten erkannt, daß unser Erkennen, selbst des sinnlich Wahrnehmbaren, erst in einem übersinnlichen Ergänzenden, seine Vollendung und Erfüllung finde. Xenophanes aus Kolophon lebte um 550; Parmenides 460. Mitten in den Bewegungen der Elemente und leiblichen Uranfänge, mit deren Erforschen Leukippos sich beschäftigt, ahndet und erkennt Demokritos von Abdera (gest. 404) ewige Gesetze der Natur und der allgestaltenden und erhaltenden Weisheit.

Athen, ein Sammelplatz der nach dem Nichts forschenden und von dem Nichts mit scheinbar Etwas sagenden Worten redenden Sophisten (um 444), wird zu einer Schule der Weisheit, welche das ewig Seyende erkennt durch Sokrates (geb. 469 gest. 400). Sein treuer Schüler und Geschichtsschreiber Xenophon wurde schon oben erwähnt; von Aeschines aus Athen sind noch Gespräche des Sokrates vorhanden. Aus den andern Schülern des Sokrates hat Aristipp (um 400) von Kyrene jener Lust, welche nur im ewigen Geiste wohnet, ein Wohnhaus im vergänglichen Fleisch zu erbauen gesucht; Antisthenes aber (um 404) und noch mehr Diogenes von Sinope (414 b. 324) strebten vergeblich dem vergänglichen in den Banden des Bedürfnisses gehaltenen

Leibe jene Unabhängigkeit anzumaßen, welche nur ein Eigenthum des Geistes seyn kann.

Aristokles, genannt Platon (geb. 430 gest. 347), Sohn des Ariston, hat nicht bloß in sich und in den Geschlechtern der späteren Zeiten die Sehnsucht nach der alten, ewigen Heimath der Ideen, im Innern der Menschenseele erweckt, sondern er hat als ein kühner Schiffer den Weg um den Welttheil des sinnlichen Scheines herum nach jenem Heimathlande gefunden und Kunde daher gebracht. In Plato's Werken wehet ein Geist des prophetischen Erwartens und Hoffens, das seine Erfüllung im Christenthum gefunden. Plato zeuget, wie ein Auge, das mitten im Dunkel für das Licht gemacht und bereitet ist, von einem Lichte, welches kommen sollte und welches gekommen ist. Wie alles tiefere und weitere Erkennen nur durch innere Begeisterung erzeugt und bekräftigt werden kann, so hat sich auch das Wissen durch jenen Aufschwung, der in Plato war, zu einem Gipfelpunkt der Geschichte der Wissenschaft erhoben, als welchen wir allerdings Aristoteles aus Stageira (geb. 384, gest. 322) anerkennen müssen. Er war der Sohn des Arztes Nikomachos, wurde seit 368 Plato's Schüler und nachmals Lehrer des Welteroberers Alexander. Aehnlich hierin seinem berühmten Schüler, hat Aristoteles die Reiche des Wissens vom Aufgang bis zum Niedergang erobert, die alten Ordnungen derselben erschüttert und neue gegeben, Alles unter ein von seinem Willen ausgegangenes Gesetz zwingend, ohne hierbei in dem tiefsten Innern der eroberten Reiche so liebend und vertraulich, so häuslich und bekannt zu werden und in ihnen sich niederzulassen, als dieß Plato gethan. — In Tyrtamos, genannt Theophrastos von Eresos auf Lesbos (geb. 392, gest. 285), setzt sich hauptsächlich die eine Richtung des Forschens seines Lehrers Aristoteles fort, welche auf Naturwissenschaft gewendet ist. — Als Plato's Schüler und Nachfolger in der Akademie erwähnen wir des Speusippos, wie des Xenokrates; als Aristoteles und Theophrast's Nachfolger die Peripatetiker, besonders des dritten Jahrhunderts: Aristoxenos aus Tarent (schon um 318) und Straton aus Lampsakos (um 250). Es war zuletzt die Philosophie, zu welcher sich die Stimmführer beider Schulen bekannten, aus einer Kunst wahr und recht zu reden, nur zu einer Kunst viel zu reden geworden. Unfähig ward die Sucht zu scheinen jenes redlichen Ernstes, welcher hindurchdringt zum Erkennen des Seyns; denn diese Männer, welche das Gewand der alten Meister trugen, ohne selber Meister zu seyn, suchten in allem Erkennbaren nicht das Licht, das die Welt erleuchtet, sondern einen umkleidenden Schimmer für ihre eigene Blöße. So ward die sogenannte Philosophie jenem Bilde gleich, das Michal nahm und legte es ins Bett und legte ein Netz von Ziegenhaar zu seinen Häupten und deckte es mit der Decke zu. Da geschah es, daß vielleicht auch in redlicheren Seelen das oft getäuschte Forschen nach Wahrheit auf diesem Wege zu einem Zweifeln an aller Wahrheit: zur Skepsis wurde. Unüberwindlich im Wortkampf, einerlei was er vertheidigte, war schon Pyrrhon der Skeptiker, welcher anfänglich Maler, dann Soldat unter Alexander dem Macedonier gewesen (lehrte um 340). Sein Schüler, Timon aus Phlius, welcher vorhin auf dem Theater im Chor getanzt hatte und Dichter, Philosoph und Arzt zugleich seyn wollte, stellte das System der Zweifelsucht auf eine Spitze, auf welcher es nicht lange sich schwebend erhalten konnte: es brach in sich selbst zusammen, und die Schule der Skeptiker stund verlassen.

Die so entstandene und fühlbar gewordene Lücke suchte die damalige Zeit von zwei Richtungen her auszufüllen. Epikur, geb. zu Gargettos bei Athen um 341 (st. 269), durch eine Lehre, welche zwar nicht ohne Götter, wohl aber ohne ein Göttliches war, und in welche den=

noch, seine Vertheidiger mögen zu seinen Gunsten sagen, was sie wollen, an die Stelle der reinen, hehren Lust, welche der Geist gibt, eine Lüsternheit der Phantasie getreten war. Auf Epikur waren die Künste beider Eltern übergegangen; die der Mutter, welche abergläubige Streiche und altvettelische Zaubereien übte, und jene des Vaters, welcher als Lehrer derselben die damalige sogenannte Grammatik betrieb. — Dieser Richtung gegenüber gestaltete sich in Zenon aus Kittios auf Kypros (geb. 362, st. 264) und in seinen Schülern Kleanthes aus Assos (um 265), vornehmlich aber in Chrysippos aus Soloi (279 b. 207), die allerdings ernster erscheinende Lehre der Stoa, welcher jedoch bei der kräftigen Entwicklung und Festigkeit der äußern Schale die eigentliche innere Fülle und geistige Fruchtbarkeit des Kernes abging. Gleichzeitig mit den Stiftern der beiden Schulen und vielleicht auf kräftigere Weise belehrte das atheniſche Volk durch seine treuen Sittenspiegel der Zeit: der Komödiendichter Menandros (geb. 342, st. 290 v. Chr.), den sich Terenz zum Muster gewählt, während das Vorbild des Plautus Philemon aus Soloi war (lebte um 260).

Aus der Wurzel und dem Stamme der Philosophie waren indeß zwei Schößlinge hervorgegangen, davon wenigstens der eine noch in spätere Zeiten hinüber sich kräftig erhielt, als der Hauptstamm in seinem Innern bereits faul geworden. Die Redekunst, welche schon Perikles und Alkibiades als Meister geübt, wurde von dem Zeitgenossen des Sokrates, dem Lysias (geb. 459, gest. 379), in höherer Vollkommenheit jedoch von Isokrates (geb. 436, gest. 338) gelehrt. — Der Redner Lykurgos lebte von 408 bis 328; der edle Demosthenes (aus Päanium in Attika) von 385 bis 322; Aeschines 393 b. nach 318.

Der andere Schößling der Wurzel des gemeinsamen Wissens war jener der Mathematik, so wie der Naturkunde und Medicin. Die letztere war durch den Asklepiaden Hippokrates aus Kos (lebte von 460 bis 372, oder wie Andere wollen 352) zu einer frühen Meisterschaft erhoben. Diokles von Karystos (um 365), so wie Praxagoras aus Kos (um 347), begründeten hierneben die sogenannt dogmatische Schule, während sich die Heilkunst in der Hippokratischen Form durch Eudoros und Chrysippos aus Knidos erhielt. Neben Hippokrates dem Arzt hatte sich ein Hippokrates aus Chios (um 450) um die wissenschaftliche Vollendung der Mathematik und Geometrie verdient gemacht; Archytas (um 400) um Mechanik; Eudoros (370) und Pytheas (338) um Stern- und Länderkunde.

Diese Richtung des philosophischen Forschens nach der Welt der sichtbaren Erscheinungen hin erhielt sich auch in ihrer vollen Kraft, ja sie gewann noch an Umfang und Vollendung, als mit dem Reich der Ptolemäer in Aegypten für die griechische Literatur eine Periode des neuen Wiederauflebens begann. Wir wollen die Früchte dieser späteren Zeit, welche die vollkräftige griechische Sprache getragen, hier noch vorerst betrachten, ehe wir zu der Geschichte der Wissenschaft bei den Römern übergehen.

Es hatte bei der Zertheilung der Reiche, welche Alexander der Macedonier erobert, Aegypten das Glück gehabt, dem Fürstenhause der Ptolemäer anheim zu fallen, welche mit königlicher Milde der Kunst wie der Wissenschaft pflegten. Es erwachten indeß nur wenige Zweige dieser beiden von neuem, einige aber, die im Vaterland erst im Aufschossen gewesen, erschlossen sich kräftig unter dem günstigen Himmel, und brachten jetzt ihre ersten Blüthen und Früchte. Unter den Dichtern, welche, wenn auch nicht alle in Alexandrien lebend, dennoch durch den Einfluß der neuen Alexandrischen Bildungsperiode erwachten, nennen

wir Philetas aus Kos (um 300), von welchem zwar nur wenige Fragmente sich erhielten, der jedoch als Vorbild des Propertius Erwähnung verdient. Lykophron aus Chalkis (275), Erfinder des Anagramms und schwülstiger Tragiker; Kallimachos Battiades aus Kyrene (272), mythologischer Hymnendichter und Historiker; Aratos aus Soloi in Kilikien (274), wird astronomischer Elegiendichter; Theokrit aus Syrakus (275), der Idyllendichter, war in Alexandria gebildet oder hatte wenigstens einige Zeit lang hier gelebt; gleichzeitig mit ihm dichteten Bion aus Smyrna und Moschos aus Syrakus; Apollonius, genannt Rhodius, weil er, obgleich aus Alexandria gebürtig, einige Zeit in Rhodos gelebt hatte, Dichter der Argonautika und zugleich Mathematiker und Astronom, so wie Bibliothekar in Alexandria (um 196 v. Chr.). Gleichzeitig lebte und dichtete am pergamenischen Hofe Nikander von Kolophon (160) Lehrgedichte über die Gifte und Gegengifte, zugleich aber Georgika und Metamorphosen. Später (um 100 v. Chr.) ließ die Muse noch einmal in griechischer Zunge einige liebliche Töne, wie Gesänge der herbstlich fortziehenden Vögel, bei dem Syrer Meleagros (aus Gadara) erwachen, der zugleich, so wie der Thessalier Philippos, Epigramme der älteren Dichter zusammengestellt hatte, welche verloren gegangen sind, während die des Sardiers Straton (um 130) selbst noch im 10ten Jahrhundert von Konstantinos Kephalos (910) und Maximus Planudes (1330) benutzt und ausgeschrieben wurden. — Redner waren um jene Zeit Aischines in Rhodos; Tiberios in Alexandria (um 200). Geschichtsforscher, an deren Werken, auch wenn sie auf anderm Boden erwuchsen, der Einfluß der Alexandrinischen Form unverkennbar ist, sind Polybios aus Megalopolis (geb. 204, gest. 123), von dessen 40 Büchern über die Geschichte jener Zeiten (von 220 bis 146 v. Chr.) nur noch fünf vollkommen erhalten sind; Dionysios aus Halikarnassos, welcher Rom in seiner blühendsten Zeit (31 b. 10 v. Chr.) gesehen und beschrieben; Diodorus der Sicilier (aus Argyrion) lebte und schrieb ebenfalls unter Augustus; Nicolaus von Damascus (8). Von den chronologischen Werken des Timaios, Apollodoros und Kastor kennen wir aus anführenden Stellen der Alten kaum noch den Titel. Erdbeschreiber waren und zugleich Astronomen: Eratosthenes aus Kyrene (geb. 276, gest. 195), Bibliothekar zu Alexandria um 228, dessen mathematische Geographie wir ziemlich vollständig durch Strabo kennen, berechnete zuerst, der Wahrheit ziemlich nahe kommend, den Umfang der Erde; Hipparchos aus Nikaia (gest. 125), der Begründer der wissenschaftlichen, auf unmittelbaren Beobachtungen ruhenden Astronomie, in ihrem ganzen nachmaligen und noch jetzigen Umfang; Poseidonios aus Rhodos (86). Gleichzeitig schon mit Eratosthenes hatte Euklides (um 280) in Alexandria gelebt und die Grundzüge der reinen Mathematik für alle Zeiten entworfen (sein Commentator Proklos lebte erst um 450); Apollonius aus Pergamum erläuterte (um 250) die Kegelschnitte; Archimedes aus Syrakus (287 bis 212) begründete für immer die Mechanik auf wissenschaftliche Weise; Heron (um 210) schrieb über Automaten und Kriegsmaschinen; Geminos aus Rhodos (70) gab auf leicht faßliche Weise die Grundlehren der Astronomie. — Der Beschreiber unglaublicher Dinge, der Alexandriner Palaiphatos, lebte um 320. Aus dem Gebiet der Naturkunde gab Antigonos wunderbare Erzählungen (um 270), und um dieselbe Zeit lebte und schrieb der Physiognomiker Melampus. Namhafte Aerzte und Zergliederer jener Zeit, welche wir im somatischen Theile dieses Werkes öfters erwähnten, waren Herophilus aus Chalcedon (um 280) und sein Zeitgenosse Erasistratos aus Kos, deren Schulen später bei der gewaltsamen Entfernung der

meisten griechischen Gelehrten aus Alexandria (135) die des ersteren in Laodikäa, die des letzteren in Smyrna, blüheten. — Das empirische System der Arzneikunde vervollkommnete Philinos aus Kos (um 250); das sogenannte methodische (dem Brownianismus verwandte) Asklepiades, aus Prusa in Bithynien, welcher um 110 in Rom lebte.

Das alte Rom, in welchem in uralter Einfalt ein Volk erzogen und gehärtet wurde, welches unter andern Völkern die Bestimmung des Eisens hatte, sang noch, bis in jene Zeiten, in denen die griechische Literatur unter Alexandrinischem Einfluß ihre letzten Nachblüthen trieb, seine saturnischen Festgesänge, welche Weissagungen in sibyllinischem Geiste, Lobpreisungen der Götter und ermunternde Töne der Schlachten enthielten. Da wurde das Volk durch Livius Andronicus (um 238 v. Chr.), einen Griechen aus Tarent und Freigelassenen des M. Livius Salinator, mit den Werken der griechischen Dichtkunst bekannt; denn, obgleich in roher Sprache, es übersetzte derselbe außer mehreren Hymnen die Odyssee des Homer und griechische Lustspiele. Ihm folgte in dem Geschäft der Verpflanzung griechischer Muster auf römischen Boden Qu. Ennius, aus Rudiä in Calabrien (geb. 240, gest. 170 v. Chr.), welcher zuerst in Sardinien der Lehrmeister des älteren Cato im Griechischen gewesen, dann von diesem mit nach Rom geführt war. Es hat vermöge eines Gesetzes der wechselseitigen Anziehung der sich ganz entgegengesetzten Stimmungen des Gemüthes, das wir in den vorhergehenden Untersuchungen öfters betrachtet haben, das ernste Rom ein ganz vorzügliches Gefallen am Komischen gefunden, und deßhalb ist vor Allem in Rom das Lustspiel zu einem hohen Grad der Vollendung, wiewohl meist nach griechischem Muster, gelangt. Cn. Nävius aus Campanien (gest. 233) war mehr nur Uebersetzer in des Livius Andronicus Weise gewesen. Voll eigenthümlicher Kraft dagegen und Fülle des natürlichen Witzes hatte sich M. A. Plautus aus Sarsinä in Umbrien (gest. 184 v. Chr.) nach dem Muster der Griechen gebildet, und es erhub P. Terentius Afer (geb. 194, gest. 161 v. Chr., Freigelassener des Terentius Lucanus) das römische Lustspiel zu einer noch jetzt Bewunderung erregenden, classischen Vollendung. Bemerkenswerth erscheint es hierneben, daß die Römer, so glücklich in dem komischen Drama, für das Trauerspiel fast ganz ohne Sinn und Anlage erschienen; vielleicht deßhalb, weil sie bestimmt waren in der That und persönlich auf dem Theater der Weltbegebenheiten ein ungeheures Trauerspiel der Völker aufzuführen. Wir kennen deßhalb die Tragiker Pacuvius (um 180) und selbst den Freund des Virgil und Dichter des Thyestes: den L. Varius, nur dem Namen nach, und die Trauerspiele des L. An. Seneca (geb. 1, gest. 65 nach Chr.) erregen kein großes Verlangen nach diesem verloren gegangenen Zweig der römischen Poesie. — Bedeutender jedoch und kräftiger entfaltete sich die römische Dichtkunst nach andern Seiten hin. So in des Titus Lucretius Carus (geb. 97, gest. 53 v. Chr.) Lehrgedicht, das auch von psychologischer Seite betrachtet ein merkwürdiges Werk ist, da es in den gesunden Zwischenzeiten gedichtet ist, welche der durch einen Liebestrank vergiftete Sänger mitten in den Perioden völliger Geistesabwesenheit genoß. Allgemeiner gepriesene oder doch bekannte Namen sind P. Virgilius Maro (aus Andes bei Mantua, geb. 71, gest. 19 v. Chr.), welcher sich durch innere Kraft hoch über das geistlose epikurische System erhob, in welches sein Lehrer Siro ihn zu führen versuchte; Qu. Horatius Flaccus aus Venusia in Apulien (geb. 67, gest. 20 v. Chr.); P. Ovidius Naso aus Sulmo in den jetzigen Abruzzen; Caj. Valerius Catullus (von der Halbinsel Sirmio im Veronesischen (geb. 87, gest. 48 v. Chr.); Alb. Tibullus aus Rom (gest. 19 v. Chr.); S. Aur. Proper-

tius aus Umbrien (geb. 58 v. Chr., gest. 8 n. Chr.); M. Annäus Lucanus (aus Corduba in Spanien, st. 60 n. Chr.); Caj. Silius Italicus (geb. 25, gest. 100 nach Chr.), zugleich als Redner bekannt.

Höheres und Bedeutenderes als in den meisten andern Gebieten der Wissenschaften zusammengenommen hat Rom auf dem Boden der Geschichte aufzuweisen. Es hatte schon Ennius (um 200 v. Chr.) seine Annalen und Liv. Nävius, sein Zeitgenosse, die Geschichte des zweiten punischen Krieges, beide in Versen beschrieben, während Qu. Fabius Pictor (um 220 v. Chr.) und L. Cincius Alimentus, Geschichte in ungebundener Rede erzählten. Um Geschichte und Chronologie machten sich der ältere Cato (um 200 v. Chr.), so wie Marc. Ter. Varro (60 Jahre v. Chr.), der letztere auch um römische Sprachkunde verdient. Es wurde indeß die Geschichte fast mehr als anderswo sonst zu äußerer Würde erhoben, als Julius Cäsar (geb. 101, gest. 44 v. Ch.) das Heldenschwert mit dem schreibenden Griffel vertauschte, und als Beschreiber der Geschichten der gallischen und bürgerlichen Kriege auftrat. — C. Nepos aus Hostilia starb 29 v. Chr. — C. Sallustius Crispus aus Amiternum im sabinischen Gebiet, geb. 86., gest. 36 v. Chr. — Titus Livius aus Padua, geb. 60 v. Chr., gest. 13 n. Chr., ist der blühende Jüngling unter den Geschichtsforschern; C. Cornelius Tacitus (geb. 60 n. Chr., im Jahre 97 Consul) erscheint dagegen als der unter Kampf und Leid frühe gereifte, tiefblickende, erfahrene Mann der Geschichte. — C. Suetonius Tranquillus aus Rom, geb. 70, gest. nach 121 n. Chr. — Qu. Curtius Rufus um 69. C. Vell. Paterculus geb. 20 v. Chr., gest. 31 n. Chr.

Die Philosophie der Römer, welche wir aus Cicero's Werken am besten kennen und in ihrem wohlmeinenden Ernste würdigen lernen, stammte in gerader Linie von den jüngsten Sprößlingen der griechischen Schulen ab. Durch Diogenes aus Babylon, einen der Nachfolger des Zenon, wurde im Jahre 170 v. Chr. die stoische Philosophie nach Rom verpflanzt. Hier wurde dieselbe von Panätios aus Rhodos (um 140 v. Chr.) öffentlich gelehrt und, von Scipio und Lälius begünstigt, wirkte dieselbe bedeutend auf die Bildung der Rechtskunde so wie der römischen Rednerkunst ein. Obgleich dem Namen nach Stoiker, verehrte dennoch Panätios den Plato vor allen andern Weisen des Alterthums, „als den Homer der Philosophen." — Der Lehrer des Cicero und des Panätios Schüler, Posidonios von Rhodos (geb. 134, gest. 50 v. Chr., Stifter einer Schule auf Rhodos) war Geograph, Mathematiker, Physiker und Philosoph. Obgleich er vielleicht der Gelehrteste unter allen Stoikern war, bekannte er dennoch, daß die frühere Zeit besser und kräftiger philosophirt habe. Die Philosophie der Griechen stamme aus alter Ueberlieferung des Orients ab. Die Lehre des Posidonios näherte sich wieder ganz jener der älteren sokratischen Schulen; selbst die Mantik wurde von ihm wieder vertheidigt. Aus Rhodos zeichneten sich auch zu derselben Zeit als Lehrer der Philosophie des Aristoteles und als Grammatiker aus: Tyrannion und Andronikos. — Der Lehrer dieser auf römischem Boden einheimisch gewordenen Philosophie für viele künftige Geschlechter, M. Tull. Cicero aus Arpinum, war geb. 108, gest. 44 v. Chr. — L. Ann. Seneca wurde schon vorhin erwähnt.

Noch im Jahre 31 nach Chr. erzählte Phädrus (von Geburt ein Thracier, Freigelassener des Kaisers Augustus) äsopische Fabeln. Bald aber entwickelte sich in der römischen Poesie die derselben bei der natürlichen Neigung des Volkes sehr nahe liegende Anlage zur Satyre. In ihr thaten sich hervor Aul. Persius Flaccus aus Volaterrä in Etrurien, geb. 34 v. Chr. gest. 62; T. Petronius Arbiter, gest. 66 n. Chr.; Dec. Jun. Juvenalis aus Aquinum, geb. 38, gest. nach 119

n. Chr. — Ein später, nicht sehr kräftiger Zweig der lyrischen und epischen Poesie erzeugte sich noch in Publ. Papir. Statius aus Neapel, geb. 61, gest. 96 n. Chr. — Als Redner that sich hervor C. Plinius Secundus aus Novocomum (geb. 62, gest. 110); das Lehramt der Redekunst bekleidete unter Vespasian M. Fab. Quinctilianus aus Calahorra in Spanien, geb. 42 n. Chr., gest. nach 118. — Historischer Excerptenmacher und zugleich Dichter war Luc. Annäus Florus (vor 117). — Redekünstler, Sprachlehrer und gelehrter Compilator war Aulus Gellius, um 160 nach Chr.

Um die Länderkunde macht sich Pomponius Mela aus Spanien (um 41 n. Chr.) verdient; mit einer Art von chronologischer Astronomie beschäftigte sich schon Nigidius Figulus, Cicero's Freund um 45 v. Chr.; übrigens hatte Rom in diesem Gebiet so wenig Tüchtiges aufzuweisen, daß Jul. Cäsar bei seiner Kalenderverbesserung den Sosigenes aus Alexandria zu Hülfe rufen mußte; ein Lehrgedicht astronomischen Inhaltes sang Marcus Manilius (um 9 n. Chr.), welches noch immer von kräftigerem Geiste zeugt, als jenes des Julius Firmicus Maternus (gest. um 340), obgleich diesem die seitdem mehr zum Gemeingut gewordenen alltäglicheren Kenntnisse der wissenschaftlichen Astronomie nicht fern liegen konnten. — Ueber Baukunst schrieb ein treffliches Werk: M. Vitruvius Pollio um 19 n. Chr.; über Wasserleitungen Sext. Jul. Frontinus (gest. 106); den Ackerbau wählten schon zum Gegenstand ihrer wissenschaftlichen Betrachtung: M. Porcius Cato (geb. 235, gest. 159 v. Chr.); M. Terentius Varro (der bereits erwähnt wurde); Jun. Moderatus Columella aus Cadiz (um 85 v. Chr.). — Die Arzneikunde behandelten als Schriftsteller Aurelius Cornelius Celsus aus Rom oder Verona, um 14 n. Chr.; Scribonius Largus (vor 50 n. Chr.). — Die Meteorologie Seneca.

Einer auszeichnenden Erwähnung verdient der fleißige Sammler und Lehrer vieler späteren Jahrhunderte im Gebiet der gesammten Naturgeschichte: C. Plinius Secundus aus Verona, geb. 23 n. Chr., gest. 79. Die Kühnheit des Planes, so wie der Umfang des wissenschaftlichen Gebäudes, das er in seinen Werken aufstellt, wird sich die Achtung aller Zeiten erhalten.

Wir wenden uns nun zu einigen selbstständigen Erscheinungen im Gebiete der Literatur auf fremdem Boden, obgleich in den Zeiten römischer Herrschaft eigenthümlich entwickelt.

Der in diesem Werk oft erwähnte, merkwürdige Philo Judäus stammte aus hohenpriesterlichem Geschlecht und war von reich begüterten Eltern zu Alexandria in Aegypten 30 Jahre vor Christus geboren. Er gelangte später in dieser Stadt zur Würde des Magistrats. — Im 4ten Jahre der Regierung des Caligula, mithin 40 Jahre nach Christo, nennt sich Philo einen Greis, welche Benennung nach dem Buche Pirke Avoth den Juden erst im 70sten Jahre zukam. Erst im Jahre 49 n. Chr. kam der Apostel Marcus nach Aegypten, schwerlich konnte demnach Philo in seinem mit jugendlicher Begeisterung geschriebenen Werke de Therapeutis christliche Mönchsorden im Sinne haben; eben so wenig darf angenommen werden, daß er bei andern seiner Werke christliche Schriften vor Augen hatte (m. s. die Einleitung zur Ausgabe seiner Werke von Mangey). Andere Philosophen, welche in griechischer Zunge lehrten, waren Epiktet aus Hierapolis in Phrygien, Freigelassener des Kämmerers des Nero, des Epaphrodit. Er war später Lehrer der Philosophie zu Nikopolis (etwa 94 bis 117). — Um dieselbe Zeit Theon aus Smyrna. — M. Aurel. Antoninus, st. 180. — Gleichzeitig mit ihm Maximus Tyrius. — Witziger Schriftsteller auch über Philosophie war

Lukianos aus Samosata, der in derselben Zeit lebte. — Sextus Empiricus, der gelehrte und scharfsinnige Arzt aus Mitylene, lebte um 190. —

Geschichtliche Werke schrieben Nicolaus Damascenus, sogenannter Philosoph, Dichter und Geschichtsforscher, lebte am Hofe Herodes des Großen, der ihn im Jahre 5 zum Gesandten nach Rom an Kaiser Augustus gebrauchte; Flavius Josephus aus Jerusalem, geb. 37 n. Chr., gest. nach 93. Der edle Plutarchus, aus Chäronea in Böotien, vor 49 nach Chr. geb., starb um das Jahr 130, war in den letzten Jahren des Vespasian Lehrer der Philosophie in Rom, unter Trajan Consul, unter Hadrian Procurator von Griechenland. Appianus aus Alexandria schrieb um 147 n. Chr.; Dio Cassius Coccejanus aus Nicäa in Bithynien, geb. um 155, gest. 229, brachte einen großen Theil seines Lebens in Rom zu, war um 218 Statthalter zu Smyrna. Pausanias, der Reisebeschreiber, wahrscheinlich aus Cäsarea in Cappadocien, lebte um 174 n. Chr.; Flavius Arrianus (aus Nicomedia in Bithynien) war unter Kaiser Hadrian Statthalter von Cappadocien (um 134); lebte etwa bis 161 n. Chr. Er beschrieb aus älteren Quellen die Thaten Alexanders. Claudius Aelianus aus Präneste in Italien, war um 220 Lehrer der Rhetorik zu Rom. Diogenes Laërtius um 250 n. Chr.

Im Gebiet der Länderbeschreibung thaten sich hervor: Strabo aus Amasea in Cappadocien vom Jahre 26 v. Ch. bis 17 n. Chr.; Dionysius Periegetes (aus Charax) beschrieb seine Reise nach dem Orient, die er auf Augusts Befehl gemacht, in Versen. Um Länder und Sternkunde zugleich erwarb sich ein unsterbliches Verdienst Claudius Ptolemäus aus Ptolemais Hermeiu in Thebais um 138 n. Chr. Zu Canopus, in der Nähe von Alexandrien, in einem Zimmer des Tempelgebäus des Serapis, lebte dieser fleißige Forscher auf die abgeschiedene Weise der alten ägyptischen Priester. — Einer der größten Pflanzenkenner des Alterthumes war Pedanius Dioskorides, aus Anazarbus in Cilicien um 64 n. Chr. — Aerzte: Xenokrates Aphrodisius, aus Aphrodisium, um 37; Scribonius Largus, unter Tiberius und Claudius, um 50; Soranus aus Ephesus, in Alexandria gebildet, um das Jahr 100; um dieselbe Zeit Rufus aus Ephesus und Archigenes aus Apamea. Vor allen Andern jedoch Claudius Galenus aus Pergamus, von 115 bis 200 n. Chr.

In die Zeiten der ersten Jahrhunderte gehören noch der gelehrte Rabbi Akiba (gest. 120), welcher das Buch Jezirah schrieb; Rabbi Juda Hakkadosch aus Sepphoris, gest. nach 200, welcher die Mischna zusammenstellte. — Aus selbstständigem Stamm erwachsen, blühete um jene Zeit auch in Indien die Dichtkunst mit andern Zweigen des menschlichen Wissens zugleich. Es lebte um 50 n. Chr. Kalidasa, der Verfasser der Sakontala und in den nächsten Jahrhunderten vor Christo hatte schon Vyasa seine Mahabharatta gesungen, Vischnu-Sarma die Hitopadesa gedichtet. — Sendebad: die 7 Weisen (um 100 v. Chr.). — Jojadeva der Lyriker dichtete seine Gita-Govinda um 120 n. Chr.

Schriftsteller späterer Zeit von vorherrschend wissenschaftlicher Richtung. Historisch wichtige: Eunapios aus Sardes (um 395) gab Lebensbeschreibungen; Joannes Stobäus, Sammler (um 500); Simplikios (549). Auch Kleomedes, zugleich Astronom (nach 300); Salvianus (485). — Platonische Philosophen: Alkinoos (160), Verf. einer Einleitung in die Platon. Philosophie; Aristoteliker: Alexander Aphrodisiensis aus Karien, um 200 n. Chr. Lehrer in Athen. Celsus 170. Sogenannte Neuplatoniker: Alex. Potamon,

vor 200; Ammonios Saccas (gest. 241); Plotinos aus Lykopolis (205 b. 270); Porphyrios aus Batanea (geb. 223, gest. 304); Jamblichos aus Chalkis in Cölesyrien (gest. 333). Christliche Schriftsteller dieser Richtung: Synesios aus Kyrene (geb. 378, gest. vor 431), Bischof zu Ptolemais. Sein Ausleger Nicephorus lebte erst um 1360. — Nemesios, Bischof zu Emesa, um 400. — Proklos der Lykier, geb. 412, gest. 485; Damaskios der Syrer (525). — Die Schule der Neuplatoniker in Athen wurde von Kaiser Justinian (529) aufgehoben; Isidorus aus Gaza, Simplikios und Damaskios, welche diese Auflösung erlebten, zogen sich ins persische Reich, von da (533) nach Aegypten zurück. — Mathematik und Astronomie blühten noch immer in Alexandria. Um 390 lebte Alex. Pappus, der Geometer; Theon der Alexandriner um 365, seine gelehrte Tochter Hypatia ward 415 in einem Volksauflauf ermordet.

Die Rechtsgelehrsamkeit in jener wissenschaftlichen Form, in welcher dieselbe von den christlichen Jahrhunderten vollkommen ausgebildet worden, hat ihren Ursprung in der alten Gesetzgeberin vieler Völker und Zeiten: in Rom genommen. Formeln zur Einleitung und Führung der Prozesse sammelte schon Appius Claudius und machte sein Schreiber Cnejus Flavius (305 vor Chr.) öffentlich bekannt. — Die seitdem neu erfundenen Formeln brachte Sextus Aelius Catus (um 202) zur Kunde des lesenden Volkes; Lehrer des Rechtes war schon um 254 v. Chr. Tiberius Coruncanius; berühmte Rechtskundige der nächsten Jahrhunderte vor Christo: Q. Mucius Scävola, Servius Sulpicius, App. Cl. Cäcus u. A. Unter Augustus entstehen die Schulen des (strengen) Labeo und des Capito. Zu der Schule des Ersteren gehören Proculus (25), Pegasus (70), Celsus I u. II (120); zu der des Letzteren C. Cassius Longinus (25), Cöl. Sabinus (95), Priscus Javolenus (100), Salvius Julianus (131), Gajus (160), dessen Commentare über die Institutionen die Hauptquelle der Justinianischen Institutionen bilden; Aemilius Papinianus (geb. 140 gest. 212); Domitius Ulpianus aus Tyrus, gest. 228; Jul. Paulus (gest. 235); Herennius Modestinus (245). — Schon seit Hadrians Regierung hatte Rom (135), seit Alex. Severus (im J. 231) Berytus eine berühmte Schule der Rechtsgelehrsamkeit. Die erstere bestund bis nach 500, die andere bis 570, seit 420 war hierzu in Constantinopel eine dritte gekommen. Der Lehrcurs dauerte fünf Jahre. — Die Constitution Valentinians III 426; der Coder Theodosianus 438. — Eine neue Epoche für die Rechtsgelehrsamkeit begann mit Kaiser Justinian, welcher veranlaßte, daß unter Leitung seines Hofkanzlers Tribonian aus allen kaiserlichen Constitutionen von Hadrianus Zeiten an, der Codex Justinianus (aus mehr denn 200 Schriften) zusammengetragen wurde, bestehend aus 50 Büchern, welche unter 422 Titeln 9123 Gesetze umfaßten. Die Vollendung dieses riesenhaften Werkes, der sogenannten Pandekten, fällt in den Mon. April 529; der Nachtrag dazu wurde vollendet 534, und früher noch als die Pandekten war das Compendium derselben unter dem Namen der Institutionen ausgefertigt worden. —

Durch die Väter der Kirche hatte indeß auch, seit dem 2ten Jahrhundert, ein Theil der Literatur begonnen, welcher bald eines der wichtigsten Elemente der Geistesbildung wurde. In griechischer Sprache schrieben: Justin der Märtyrer aus Sichem, geb. 89, st. 164; Athenagoras aus Athen, in Alexandrien um 165; Theophilos, Bischof zu Antiochien 177; Tatianus aus Assyrien, Schüler Justins des Märtyrers, st. 176; Hermias vor 200; Irenäus, Bischof zu Lyon, st. 209; Clemens Alexandrinus st. v. 218; Origenes

aus Alexandria, des Clem. Al. Schüler, war geboren 185, st. 255 an den Folgen der Peinigungen, welche er unter Decius erlitten; **Gregorius Thaumaturgus** aus Neocäsarea, durch Origenes zum Christenthum bekehrt, war seit 240 Bischof; **Methodius**, Bischof zu Olympus, um 311 enthauptet; **Athanasius** aus Alexandrien, geb. 296, starb 373; **Cyrillus** aus Jerusalem, st. zu Cäsarea 386; **Epiphanius** aus Palästina, seit 368 Bischof zu Constantia auf Cypern, st. 403; **Cyrillus** aus Alexandria starb 444; **Chrysostomus** aus Antiochien, geb. 354, gest. 407; **Theodoretus** aus Antiochien, geb. 393, gest. 457, war Bischof zu Cyrus in Syrien; **Basilius Magnus** aus Neocäsarea in Antiochien, geb. 316, st. 379; **Gregorius Nazianzenus** aus Azianzus in Cappadocien, geb. 317, gest. 391. Die Geschichte der christlichen Kirche schrieben: **Eusebius** aus Palästina, geb. 264, st. 340; **Hermias Sozomenus**, geb. bei Gaza in Palästina um 450; **Evagrius** aus Epiphania in Cölesyrien, geb. 536. Von den Schriften des **Philostorgus** (um 423) und **Theodorus Lector** (nach 525) besitzen wir nur Bruchstücke.

Lateinische Kirchenväter: **Tertullianus** aus Carthago st. 220; **Minucius Felix** aus Africa um 220; **Cyprianus** aus Carthago wurde im J. 258 enthauptet; (**Novatianus** 251); **Arnobius** aus Africa, durch einen Traum zur Annahme des Christenthums bewogen im J. 297; **Lactantius** Firmianus, der Lehrer der Söhne Constantins, schrieb um 325; **Ambrosius** aus Gallien? Bischof zu Mailand, st. 398; **Hieronymus Striton**, aus Striton an den Gränzen von Dalmatien und Pannonien, geb. 330, starb 420; **Augustinus** aus Tegaste in Africa, geb. 354, gest. 450.

Syrische Kirchenväter: **Ephrem Syrus**, st. 378; **Philoxenus** und sein Chorbischof **Polykarpos** um 500; **Mar Aba** um 536; **Thomas** von Heraklea, Bischof von Germanicien, 617; **Paul**, Bischof von Tela, 617.

Gesänge und Gebete voll Kraft, Würde und Einfalt, aus diesen ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche hat neuerdings von Bunsen in seinem reichen „allgem. evang. Gesang- und Gebetbuch zum Kirchen- und Hausgebrauche" (Hamburg bei Perthes) gesammelt.

Schriftsteller des Mittelalters. Die Werke des classischen Alterthums, so kostbar und selten, waren eben durch die Lust der mächtigern Sammler, welche dieselben zu Bibliotheken aufhäuften, der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt worden. So hatte die reichste Büchersammlung der alten Welt dreimal das Loos einer zuerst theilweisen, dann gänzlichen Vernichtung betroffen (47 v. Chr., dann 391 n. Chr. und zuletzt 640 durch die Araber). Die von Constantius und Julian in Constantinopel angelegte Bibliothek verbrannte 477, und auch die wieder neu angelegten Sammlungen traf dasselbe Loos in den Jahren 610 und 713. Dennoch hatte Griechenland, namentlich in den Klöstern der Inseln und in Constantinopel noch viele treffliche Ueberreste des alten Bücherreichthums, der hier auch häufig durch Abschriften vervielfältigt wurde. In Athen hatte sich bis auf Justinian eine Schule der Philosophie, neben der berühmten Schule der Grammatik und Redekunst erhalten; außer diesem hatten Constantinopel, Alexandria, Antiochien, Berytus, Edessa und Nisibis berühmte Unterrichtsanstalten. Aus diesen noch immer sehr begünstigenden Elementen konnte sich indeß im neuen griechischen Reich nur noch ein schwacher Nachtrieb der alten griechischen Literatur erzeugen, deren Zeit dahin war. Dichter: **Nonnus** 410, Pelag. **Patricius** aus **Eudocia** vor 460; **Tryphiodorus** 518; **Leo der Weise** st. 911; **Philippus Solitarius** um 1080; Cyr. Theod. **Prodromus** st. nach 1143; Joh. **Tzetzes** aus Constantino-

pel lebte noch 1185; Manuel Philes aus Ephesus, geb. 1275, st. 1340; Maximus Planudes, Sammler äsopischer Fabeln, 1350. — Um das Studium der alten Literatur und Sprache machten sich verdient: der schon erwähnte Joh. Stobäus (um 500); Joh. Philoponios, Lehrer in Alexandrien, um 640; Photius aus Constantinopel, Lehrer Leo des Philosophen, st. 891; Joh. Zonaras um 1110; Suidas, Verfasser des berühmten Wörterbuchs, um 975 oder nach Andern um 1150; Antonius, Sammler von Sentenzen, 1110; Gregorius Pardus, Metropolit zu Corinth, im 13ten oder 14ten Jahrh.; Eustathius, geb. 1155, gest. 1194; Thomas Magister 1327; Varinus Phavorinus, Verf. eines griechischen Wörterbuchs, 1537. Außer diesen: Georg Lecapenus 1350; Demetrius Triclinius 1400; gleichzeitig Eman. Moschopulus und Chrysoloras; Michael Apostolus 1453; Bessarion aus Trapezunt, geb. 1395, st. 1472; Theodorus Gaza aus Thessalonich, geb. 1398, st. 1478; Georg von Trapezunt aus Kreta st. 1486; Constantinus Lascaris st. 1493; Janus Lascaris, st. 1515; Demetrius Chalkokondylas aus Athen, Lehrer zu Perugia, Florenz u. s., st. 1510; Marcus Musurus st. 1517.

Griechische Geschichtschreiber der ersten sechszehn Jahrhunderte: Zosimus nach 425; Olympiodorus, Dichter, Chemiker und Geschichtsforscher, aus Theben in Aegypten, schrieb 407 bis 425; Procopius aus Cäsarea in Palästina um 562. — Byzantinische Geschichtschreiber: Zonaras 1118; Nicetas Acominatus starb 1206; Nicephorus Gregoras aus Heraklea im Pontus (geb. 1295, st. 1359), war auch Astronom; Nicolaus Leonicus nach 1467; gleichzeitig Joh. Ducas. — Als Chronographen sind bemerkenswerth: G. Syncellus um 806; Theophanes, geb. 784, st. 818; Nicephorus aus Constantinopel, geb. 758, st. 828; J. Malelas um 900; G. Cedrenus 1057; Sim. Metaphrastes 1140, schrieb auch Leben der Heiligen; Leo Grammaticus; Joh. Scylitzes um 1080; Georg Phrantzes, geb. 1401. Außer diesen: Georg Pachymeres 1242; Georg Codinus lebte noch 1453.

Geographen: Stephanus aus Byzanz vor 500; Cosmas Indicopleustes 550. — Mathematiker: Proclus 485; Marinus nach 485; Eutocius aus Ascalon um 500; M. C. Psellus. — Astronomen: Thius 500 und Leontius. Chionades mußte sich im Jahr 1250 seine Kenntnisse in Persien holen. — Alchymisten: Stephanus Atheniensis um 640; Cassianus Bassus 912. — Aerzte: Oribasius um 430; Aëtius 500; Alexander von Tralles st. vor 565; Theophilus Protospatharius 610; Palladius vor 600; Paul. Aeginäta 668; Stephan von Athen 630; Nonus 959; Simeon Seth 1071.

Der Geschichtschreiber der Armenier: Moses von Chorene um 462. Vorzüglich wurden aber die Syrer Lehrer der Araber, seit 622. Die Schriften der griechischen Astronomen, Naturforscher und Aerzte wurden seit Almansors Regierung (753 bis 775), noch mehr unter Harun al Raschid (768 bis 808) und Almanon (813 bis 833) ins Arabische übersetzt. Hiebei thätig: Joh. Mesve aus Damask, ein christlicher Arzt, um 800, so wie sein Schüler Honai Ebn Isaak. — Aeltere, eigenthümliche Dichter hatten die Araber schon an Amril Kais (um 550), Tarafah, Zoheir, Hareth, Antara u. A. — Der Koran, entstanden 622 bis 625. — Dichter nach Mohammeds Zeit: der Kalife Ali Ibn Abutaleb 660; Abu Nauwas aus Bassora 830 und gleichzeitig mit ihm der Sammler der großen arabischen Anthologie: Abu Theman; Bochtari 880; Motenebbi 965; Abul Ola 1058;

Thograi 1100; Ebn Faredh st. 1234. (Der Fabeldichter Bidpai oder Bilpai sollte schon im 9ten Jahrh. v. Christo oder doch zu Alexanders Zeit gelebt haben.) Ferner erzählte wunderbare Sagen, als Antars Leben, Abunai schon um 800; vor Allen Hariri, durch Rückerts meisterhafte Uebersetzung uns Deutschen näher gebracht, geb. 1054, st. 1120. — Abu Dschafar Ebn Tofail 1150. — Geschichtschreiber: Hescham Alkhelebi, Sammler von Geschlechtsregistern, 819; Alwakedi 822; Abu Obeidah Mehmar st. 825; Ebn Kotaibah 889; Abu Dschafar Muh. Ibn Dschorair Attabari 838 bis 923; Said Ibn Patrik 876; Massudi Kothbeddin in Kahiro 957; Abilara 1058; Bahaoddin Ebn Scheddad 1090; Abu Abdallah M. Ebn Ahmed 1200; Abdollatiph 1180 bis 1225; Greg. Abulfaradsch 1226 bis 1286; Georg Elmacin, Christ, geb. 1223, st. 1302; Abulfeda, geb. 1273, st. 1332; Fachreddin 1300; Almakrizi 1368 bis 1441; Arabschah, Beschreibung des Lebens Timur Chans, st. 1450. — Um Länderkunde machten sich verdient: Wahab 851 und Abuseid 907; Ebn Haukal 901 bis 968; Masudi 957; Al Edrisi um 1180; der schon erwähnte Abulfeda. — Mathematik und Astronomie wurden gefördert durch Mohammed Ben Musa (820), dem ersten Schriftsteller über Algebra; Thelit Ben Corrah um 850; Omar Ben Ibrahim; Abumasar (gest. 883) fertigt astronomische Tafeln; Al-Fergani (Alfraganus) um 883; Albateni (Albategnius) st. 928; Dschebar Ben Afla (Geber) um 1050; Arzachel 1080; Alhazen 1100; Almansor 1150; Abn Ragel und Alkabiz unter Alphons; Ebn Roschd (Averrhoes), auch Arzt und Rechtsgelehrter, st. 1217. — Die Philosophie, besonders des Aristoteles, betrieben eifrig: Sajeg 1140; Alfarabi 954; Ebn Sina (Avicenna) der große Arzt, geb. 980, st. 1036; Algazali 1061 bis 1127; Tophail 1150. — Naturforscher: Kazwini 1283; Ebn Baithar st. 1248. — Alchymisten: der schon erwähnte Geber oder Dschafar; Ebn Zohr (Aven Zohr) st. 1168, und Ebn Roschd (oder Averrhoes). — Aerzte: Ahrun, der zuerst die Pocken beschreibt; Serapion 820; Alkindi um 850; Rhazes 860 — 940; Ali Ebn Abbas 994; Ebn Sina, Avicenna, schon erwähnt; der jüngere Serapion 1070, u. s. — Rechtsgelehrte: Omar al Nasarfy 1142; Ibrahim von Aleppo st. 1549.

Später als bei den Arabern erwachte der alte Sinn für Kunst und Wissen bei den Persern. Der Dichter Ferdusi lebte um 1020; Anvari 1200; Saadi 1175 bis 1292; Haphyz st. 1413. Der Geschichtsforscher Abu Said um 1275; Turan Schah 1377; Mirkhond 1432 bis 1498; Abdollatif al Kazwini st. 1552; Algoffari st. 1567; Abul fazal lebte gegen 1590; Ferischta 1600; Fani nach 1650. — Astronomen: Althusi 1183 — 1244; Ulugh Beigh st. 1450.

Es hatte indeß auch in den Abendländern, neben jenem innren Werk der Menschenbildung, von welchem wir oben im §. sprachen, ein mehr in die Augen fallendes, äußeres der Erziehung zum Wissen fortbestanden. Es erwachte in Südfrankreich und Spanien der Geist der Dichtkunst, zuerst, wie man meint, an dem Hof der Berengare aus dem arragonischen Hause (von 1100 bis 1245). Fast gleichzeitig hiemit ergriff aber die Lust des Gesanges alle christlichen Völker des Abendlandes, von Spanien bis gen Island. Als berühmten Troubadour nennen wir Wilhelm, Graf von Poitiers, von 1071 bis 1126; als den größten Beförderer der Kunst Raymund Berengar V, st. 1245. — Größere Werke der Dichtkunst der südlicheren Länder waren: der Amadis von Gallien, welcher spanischen Ursprungs seyn soll. Die Sagen

von Carl dem Großen, angeblich von Turpin, seit 1110, die von König Arthur durch den welschen Benediktiner-Mönch Wilhelm von Monmouth seit 1138 in England besungen. Arthurs Thaten; die sinnvolle Sage vom heiligen Graal scheint überhaupt normannischen Ursprungs. — Indessen hatte auch Deutschland eine kräftige Zeit der Dichtkunst. Das Lied der Nibelungen, dessen Stoff schon um 990 zusammengetragen war, scheint bereits vor 1200 gedichtet. Das Heldenbuch, meist nach altgothischen Sagen, dichteten Wolfram von Eschenbach (st. 1227) und sein Zeitgenosse Heinrich von Ofterdingen. Andre Dichter dieser Zeit: Heinrich von Waldeck 1190; Hartmann von der Aue 1200; Walther von der Vogelweide 1240; Klingsor aus Siebenbürgen (st. 1250?); Gottfried von Straßburg 1220 u. f.

Die Schule der Arzneikunde zu Salern, um 1087 durch Constantin den Afrikaner begründet; die Schule zu Montpellier und Paris um 1220. — Schulen der Rechtsgelehrsamkeit: das Benediktiner-Kloster Bec in Frankreich; Bononien, seit 1128, durch Pepo und Irnerius gehoben. — Naturforscher: Albert der Große 1193 bis 1280.

Es bereitete sich nun allmählich durch die erneuerte Bekanntschaft mit dem ausgebreiteten Wissen der Alten ein Wiedererwachen der Wissenschaft vor. Auch diesem ging, vorzüglich in Italien, ein neuer, höherer Aufschwung der Dichtkunst voraus. Von den Vätern der neuern Dichtkunst nennen wir hier nur einige der ältesten: Dante Allighieri (eigentlich Durante), geb. im Mai 1265, verliert früh seinen Vater durch den Tod. Er empfängt schon im 9ten Jahre durch den Anblick der Beatrice einen tiefen Eindruck, bemüht sich eifrig im ganzen Gebiete der damaligen Wissenschaft; ficht heldenmüthig als Ghibelline für Florenz und Bologna gegen die Guelfen. Beatrice st. 1289. Dante verwaltet bis zum 35sten Jahre hohe Würden in seinem Vaterlande, wird dann von Carl v. Anjou verbannt, und von diesem zum Tode des Scheiterhaufens verdammt. Geht als Flüchtling umher. St. 1321 zu Ravenna bei Guido Novello. — Franz Petrarca, geb. am 13 Jul. 1304, gest. am 8 Jul. 1374. Sein Vater war Dante's Freund und mit diesem zugleich verbannt. Ist bis ins 20ste Jahr Jurist, lebt dann ganz der alten Literatur und Dichtkunst, meist zu und bei Avignon (Laura, geb. 1308, gest. 1342). — Giovanne Bocaccio da Certaldo, geb. 1313 zu Florenz, erwacht zur kräftigeren, geistigen Richtung am Grabmal des Virgil bei Neapel, im 28sten Jahre des Alters. Früher Kaufmann, später Gesandter, öffentlicher Lehrer, Erklärer des Dante. Er stirbt 1375. — Lodovico Ariosto, geb. 1474 zu Reggio, wo sein Vater Commandant war. Sein Orlando furioso wird 1515 gedruckt. Ariost st. 1533. — Torquato Tasso, geb. 1544 zu Sorento, st. 1595. — Louis von Camoens, geb. 1524, gest. 1579, dichtet das Heldengedicht der Portugiesen: die Luisiade, lebt und stirbt in vieler äußerer Noth. — Michael de Cervantes Saavedra, geb. 1547 zu Alcala de Henares, st. 1616 zu Madrid. Er hatte 1572 in der Schlacht bei Lepanto den linken Arm verloren; lebt als Gefangner in Algier, bis zu seiner Ranzionirung im Jahre 1581. Werke: die Galathea, der Don Quichote, Persiles und Sigismunda und die Novellen. — Der allbekannte William Shakspeare war geb. den 23 April 1564 zu Stratfort, unter 10 Kindern seines Vaters (der ein Metzger war) das älteste. Er verheirathet sich schon im 18ten Jahre, ist Wollenhändler; um 1592 (zu London) schon Theaterdichter und Acteur. Stirbt 1616.

Die Wissenschaften im engern Sinne begannen auch in der neueren Zeit wie zu allen Zeiten der Geschichte unsers Geschlechts mit dem Studium der Sprache, und zwar der hochgebildeten des Alterthums, beson-

ders der Griechen. Wie mit einem Schlage erwachte jetzt die selbstständige Forschung nach allen Richtungen hin und mit ihr die höchste Entfaltung der Kunst. M. v. hierüber meine kleine Schrift: Peurbach und Regiomontan, Erlangen 1828. Uebrigens hat von hier an der Baum des wissenschaftlichen Erkennens so viele sich nahe gleichende Blätter getragen, daß ihre Menge nicht zu zählen ist. Nach der Zeit der vielen Blätter wird jedoch dereinst wieder besser und reicher die der Blüthen und Früchte folgen.

Der Staat.

§. 61. Was wir in diesem §. geben, das soll nicht Material oder Abzeichnung des Grundrisses eines wissenschaftlichen Gebäudes, noch weniger aber dieses Gebäude selber vorstellen, sondern es ist nur die Abspieglung eines solchen, in einem vorüberfließenden Bächlein, dessen Bestimmung es zunächst nicht ist die Gestalten des Ufers darzustellen, sondern die Kräuter des Feldes, zu denen es hinfleußt, zu tränken.

Der erste Grund aller Verfassung und Haltung des Staates wird in dem Verhältniß der Familien gefunden. Es hat Gott die Geschlechter geschaffen, damit aus der Verschiedenheit und Einseitigkeit der beiden die Liebe hervorgehen sollte (nach §. 21). Das schwächere Weib schließet sich in hingebender Liebe dem stärkeren Manne an; das zarte Kind wird durch seine Hülfsbedürftigkeit zum Gehorsam und zur dankbaren Neigung gegen die schützenden, pflegenden Eltern bewogen, dem Stärkeren aber und Aelteren hat überall Gott die Neigung für das Schwächere und Jüngere ins Herz gegeben: eine Neigung, welche noch heißer ist und kräftiger, als die Liebe des Jungen zu seinen Alten. Von Anfang an hat Gott in das Geschlecht des Menschen die Keime einer Verschiedenheit gelegt, welche hier geistig, dort leiblich Begabtere oder Unbegabtere entstehen lässet, damit hieran ein Gewebe des wechselseitigen Bedürfnisses und der innigen Bruderliebe sich anknüpfen möge, welches die unvollkommenen Einzelnen zu einem vollkommenen Ganzen verschmilzt. Hat hierbei die Schaar der Schwächeren und minder Begabten mit anerkennender Neigung sich zu den Kräftigeren und Besseren gezogen gefühlt, so war umgekehrt die aufopfernde Liebe, welche diese Besseren zu der ihnen untergeordneten Menge trieb, keine weniger innige und lebendige; ja sie glich immer, in

ihrem gesunden Zustand, der Liebe der Mutter zu ihren Kindern. Denn wenn Lykurg und Solon alle Kräfte, allen Genuß ihrer Tage an das Eine große Werk des Lebens gewendet, dem Volke das Gesetz zu lehren; wenn jener Mann des Sinai, der Mann der Donner des Gesetzes, in freudiger Hingebung die „Plage des Lebens“ auf sich nahm, welche größer war als jede, die irgend ein Andrer im Volke trug, nur damit dieses Volk zu Gott geführt und bei Gott erhalten werde; da zeigte sich deutlich, daß der Stärkere an Kraft zugleich auch der Stärkere in Liebe sey. Kämpfend wie die Löwin für ihre Jungen, haben sich die alten Fürsten und Herzoge unsers Volkes an die Spitze der Ihrigen gestellt, haben ihre Brust und den kräftigen Arm zum Schild und Schirm gemacht, für die wehrlosen Bewohner der Hütte, für die Mütter und Kinder des Landes. Wo der Rath aus war und Hülfe noth that, da schrie die Schaar der Schwächeren zu dem stärkeren Führer, und diese mußte, so weit Menschenkraft reichet, der Andren Trost seyn. In der That, der Stuhl dieser Herrscher ist häufig aus den Opfern ihrer eignen Kräfte und des Liebsten, was sie hatten, ja des eignen Blutes, das sie im Kampf für Volk und Land vergossen, erbaut, er ist durch tausendfältige Sorgen und Selbstverläugnungen, auch der höchsten und edelsten Art befestiget worden.

Wenn die Volksführer der Griechen ein zwar zuweilen zur furchtbaren Entstellung ausgeartetes, noch öfter aber von der späteren Zeit nur mißgedeutetes und ungerecht verkanntes Element des geselligen Verkehrs: die Liebe der älteren Männer zu den jüngeren und dieser zu den älteren, als ein wichtiges Moment der Bildung und der Erhaltung des Staats beachteten, da gaben sie zu erkennen, daß sie Liebe und gegenseitiges Wohlwollen für den festesten Grund der Volksverfassungen hielten. Es hat der einzelne Mensch da sein liebes Vaterland, wo viele Menschen leben, die er nachbarlich kennt und herzlich liebt. Darum kann der armselige Lappländer mitten unter den Genüssen und Gütern eines reicheren, wärmeren Landes sich nicht eingewöhnen; es verzehrt ihn hier ein beständiges Heimweh nach dem armen Lande, in welchem die Menschen wohnen, an denen sein Herz hängt. Denn je unfruchtbarer und

reizloser die Natur ist, in welcher ein Volk lebt, desto inniger und wärmer schließt sich da Mensch an Menschen an, damit dieser ihm alles das sey, was die übrige Sichtbarkeit ihm nicht zu seyn vermag.

Es sagt ein Gefühl, welches der gesunden menschlichen Natur beständig inwohnet, dem Einzelnen ohne Aufhören, daß er nicht für sich allein, sondern durch Andre und mit Andren erst ein vollendetes Ganzes sey. Aus diesem tiefen Gefühle entspringt jene Freude, welche das Schwächere an dem Stärkeren, das Unvollkommene an dem Vollkommneren empfindet, dem es, durch innre Neigung oder zufällige äußre Gesellung verwandt ist. Das schwache Kind rühmet sich der Stärke seines Vaters und freut sich an dem Anblick dieser Stärke; das Weib findet seine eigne Lust und Ehre in der Ehre, welche der Mann genießt, und die Gemahlin jenes ofterwähnten Philo, als sie gefragt wurde, warum sie bei ihren großen Reichthümern keine goldnen Zierrathen trage, antwortete: des Mannes Vorzüge sind dem Weibe ein vollkommen genügender Schmuck. So geschieht es denn auch bei ganzen Familien und Geschlechtern, ja bei den Bewohnern ganzer Städte und Völkergränzen, daß sie ihre Freude und ihren Stolz auf einen einzelnen Menschen setzen, der sich aus ihrer Mitte hervorgethan. Diesen, den Führer zu manchem Sieg, wenn dieser Sieg auch mit dem Blut von Tausenden der Ihrigen erkauft war und für die Meisten von ihnen keinen Gewinn brachte, ehren sie und schauen ihn, wo er auch sich blicken lässet, mit Lust und Freude: er ist ihr Ruhm und ihr Stolz vor andren Völkern. Es will der Mensch in der gewöhnlichen, natürlichen Richtung seines Wesens nicht bloß mit den Kräften des eignen Leibes oder mit dem zierlichen Gewand desselben, sondern auch mit andren Menschen die Mangelhaftigkeit des einseitigen, einzelnen Vermögens und Wirkens erstatten.

So wurde durch die Natur selber in jene Verschiedenheit der Geschlechter wie der Kräfte, der eigenthümlichen Vorzüge wie der Lebensalter, und zuletzt aus diesen allen, in die Verschiedenheit der Stände eine Wirksamkeit gelegt, durch welche die äußere Ordnung der Staaten sich begründet und erhält. Wäre in der Natur kein Unterschied, kein Gegensatz, so würde

zumal alle Bewegung und alles Leben aus ihr entweichen (nach §. 21); aus der Verschiedenheit der Wesen, aus der Unterordnung des Einen unter das Andre, gehet allein die Liebe und jener Zug hervor, welcher zuletzt alle Bewegen des Einzelnen an den „unbewegten Beweger," an den Mittelpunkt alles Seyns knüpfet (nach §. 4). Jene zur Erhaltung des geselligen Verkehres nothwendige Verschiedenheit wird aber, so lange die sinnliche Natur des Menschen bestehet, nicht bloß eine innre, sondern sie wird, soll sie anders von Kraft, für das Wesen der Zeit seyn, eine äußerlich erscheinende seyn müssen.

Der Mensch soll hienieden durch die Liebe zum sichtbaren Gegensatz, für die Liebe zu einem Unsichtbaren, Allerfüllenden (§. 4), durch die Unterwerfung und den Gehorsam gegen eine äußere Herrscherordnung, zur Unterwerfung des eignen Willens und zum Gehorsam gegen Gott erzogen werden. Darum hat die Weisheit aller Zeiten, sobald ihr die Wahrheit eingeleuchtet, daß unser Wesen nicht allein für das vergängliche Leben des Fleisches, sondern für ein Leben der Ewigkeit gemacht sey, alsbald auch erkannt, daß die äußere Ordnung, welche über den Willen und die streitenden Neigungen Vieler (damit ein Ende des Haders komme) den Willen Eines, durchs Gesetz herrschenden Fürsten stellet, für die Erziehung und für das Wohlergehen der Völker die beste und heilsamste sey. Sie ist eine von Gott gesetzte Ordnung, denn sie ist so tief und fest ins Herz des Menschen geschrieben, daß kein über der Thierheit stehendes Volk der Erde gefunden wird, bei welchem nicht Wenige oder Einer, in Kraft des Gesetzes oder der Uebereinkunft, die Vielen beherrschten. Und wenn hierbei das Volk seine Herrscher nicht aus dem wandelbaren Gelüste der eignen Launen, sondern wie aus Gottes Hand gegeben annimmt und als solche ehret, so wird die äußere sichtbare Ordnung zu einem Zeugniß des Vertrauens, zu einer Uebung des Glaubens an eine Ordnung der höheren, ewigen Art, auf welche alles Sehnen der Zeit harret. Es sind jene Tugenden, welche aus der wechselseitigen Liebe der Eltern und Kinder, so wie des Weibes und des Mannes, der Jüngeren und der Aelteren hervorgehen, von lieblicher Art; edler aber und schöner, als sie alle, erscheinen in den Büchern der Geschichte solche Tugenden, welche aus

der Liebe des Fürsten zu seinem Volke und des Volkes zu seinem Fürsten erwuchsen. Mehr als in andren wird in ihnen das irdische Abbild einer Liebe gesehen, welche von himmlischer Art ist. Diesem gegenüber sind aber in den Büchern der Geschichte andre Blätter, mit dem Blut der Brüder und Väter beschrieben, welche uns lehren, was das Loos der Völker sey, wenn der Haß gegen Gott seine Hand leget an die Ordnungen und Gesetze, welche Gott unserm Geschlecht gab. Es ruhen indeß diese Anordnungen auf festen Säulen nicht bloß der Lehre und des Glaubens der Christen, sondern einer Nothwendigkeit, welche selbst das Heidenthum anerkannt hat. Die Aufwallungen des Hasses, gegen Gott und seinen Gesalbten, werden nur offenbar machen, was der Mensch ohne Gottesfurcht sey, und vielleicht, nach großem Leid, einem besseren Erkennen die Augen öffnen. Das Gebäu aber, erbauet nach Gottes Rath und Willen, wird bestehen, bis daß der Stein kommt, welcher, nach jenem alten Gesicht des Herrschers und des von Gott begeisterten Sehers, zum großen Berge wird, der die ganze Welt erfüllet.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorstehenden §. gründet sich eben sowohl auf die Aussprüche der Geschichte der Völker und einer mehr tausendjährigen Erfahrung als auf die Lehren einer alten wie neuern Weisheit. Wir begnügen uns damit nur einige wenige hieher gehörige Stellen aus den Alten beizufügen.

Alle menschlichen Gesetze wurzeln und erwachsen nach des Herakleitos Lehre in und aus Einem göttlichen Gesetz, welches so viel vermag, als es will, welches Allen genügt, Alles überwindet (Stob. Serm. III, 84). Es ist Gesetz, dem Rathe Eines zu folgen (Clem. Alex. Stromat. V, 604). Das Volk soll streiten für das Gesetz wie für die Mauer (Diog. Laërt, IX, 7). Der widerstrebende Uebermuth ist gefährlicher als Feuersbrunst (ib.). Eine Herrschaft, nicht des großen Haufens oder Aller, sondern der Edlen des Volkes gefällt dem Pythagoras nach Diog. Laërt. VIII, 3; Jambl. vit. Pythag. 257. Klärer jedoch und treffender als alle ihre Vorgänger drücken sich die beiden reich begabtesten Denker des Alterthums: Plato und Aristoteles, über die besten Einrichtungen der Staaten aus.

Wie in der Seele des Menschen, so beruhet nach Plato auch im Staate Alles auf dem Gegensatz zwischen Einem, das herrschen, und zwischen dem Andern, das beherrscht werden soll. Ohne einen solchen Gegensatz zwischen Obrigkeit und Unterthan kann kein Staat bestehen (Plato de leg. III, 689, e; de republ. III, 412, a). Nur Einer im Staate soll Herrscher oder König seyn (rep. VII, 540; VIII init.). Nach Aristoteles gibt es drei mögliche Arten von Staatsverfassung, welche in ihrer besseren Form das Königthum, die Aristokratie und die Volksherrschaft (πολιτεία) heißen, in ihrer egoistischen Ausartung und Verderbniß aber zur Tyrannei, Oligarchie und Demokratie werden (Ari-

stot. Polit. III, 7; Eth. Nic. VIII, 12; Eth. Eudem. VII, 9). Außer diesen können gemischte Staatsverfassungen gedacht werden (Pol. VI, 1). Von den reinen Staatsverfassungen ist die beste das Königthum, die schlechteste die Volksherrschaft. Doch ist dem (ächten) Königthum am meisten entgegengesetzt die Tyrannei, mehr noch als die Oligarchie der Aristokratie oder die Pöbelherrschaft der Volksherrschaft, welche beide letztere schon von Natur sich viel näher stehen als Tyrannei und Königthum. Darum ist Tyrannei die schlimmste unter allen Ausartungen der Staatsverfassung (Pol. III, 7; IV, 2; Eth. Nic. VIII, 12). Nicht menschliche Willkür, sondern das Gesetz, gleich als eine Macht Gottes, soll herrschen (Pol. III, 16; Eth. Nic. V. 10). Geschriebene Gesetze sind gut (Pol. II, 10). Doch haben, wenn es zum allgemeinen Besten dient, die Herrscher des Staates auch eine rechtmäßige Gewalt über die Gesetze; denn das wahre Recht im Staate ist das allgemeine Beste (III, 11; 12; 16). Neben der Obergewalt des Herrschers gibt es noch drei andere Mächte im Staate: 1) die, welche die Angelegenheiten des Ganzen berath und beschließt; 2) die, welche die Würden und Aemter an die zu ihnen Tauglichsten vertheilt; 3) die richterliche (Pol. IV, 14). Bei der Ertheilung der Gewalt und Würden im Staate wird entweder nur auf Tugend oder auf Reichthum und Ansehen Rücksicht genommen oder das Hauptaugenmerk ist die Freiheit. Die vollkommenste Staatsverfassung sieht nur auf Tugend, Oligarchie auf Reichthum, Demokratie auf Freiheit und Gleichheit aller Bürger der Zahl, nicht der Art nach (Pol. III, 12, fin.; IV, 8; VI, 2). Die jüngeren Bürger der höheren Classe sollen den Staat vertheidigen und gehorchen lernen; die älteren sollen die Verwaltung führen; die abgelebten Greise sollen dem Gottesdienste vorstehen. Wer nicht gehorchen lernte, der kann auch nicht befehlen (VII, 9; 14). Vor Allem ist auf Tugend zu sehen — — der Krieg ist nur wegen des Friedens, die Unruhe nur wegen der Ruhe da. Nicht in der Tapferkeit allein bestehet die Tugend des Staates, sondern auch in der Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Weisheit (VII, 2).

Der König ist nach Philo (de Mos. II, 645, Opp. Tom. II, 135) das lebendige Gesetz.

So treffend, als hätten ihn die Erfahrungen unserer Tage geleitet, schildert Maximus Tyrius (diss. XVII, ed. Dav. p. 180, 181) die furchtbaren Gebrechen der Pöbelherrschaft (ὀχλοκρατία). Er preiset vor allen die monarchische Verfassung diss. VI, p. 66.

Man vergl. noch zu diesem §. Sap. 6, 4; Matth. 8 9; Röm. 13, 1. 2. 3; 1 Tim. 2, 2; Tit. 3, 3; 2 Petr. 2, 10; Jud. 8.

Vieles, was den Gegenstand des §. von andern Seiten zu beleuchten vermag, findet sich in der reichhaltigen Schrift: Philosophie des Rechts, von Fr. Jul. Stahl.

Die Erziehung zum Wissen.

§. 62. Von dem Werk der Erziehung, bei welchem sich vor Allem die Macht und Ohnmacht der Seele an andren Seelen kund zu thun vermag, heben wir, dem beschränkenden Plan dieser Untersuchung gemäß, nur Eine Seite zur Betrachtung hervor: die Erziehung zu jenen psychischen Fertigkeiten, wodurch die Seele des Menschen von der des Thieres (nach §. 35 u. 42) sich unterscheidet. Auf andre Seiten des

Gegenstandes hat schon ein Theil des Inhaltes der §§. 31, 32, 38, 54 hingedeutet, und wird es noch mehr der Inhalt des nächsten Abschnittes thun.

Hierbei muß vor Allem beachtet werden, was die Erziehung und Bildung durch Menschen der noch jugendlichen Menschenseele zu geben vermag, und was nicht der Mensch, sondern nur Gott zu geben vermöge. Denn des Milon von Krotona Kraft, welcher durch Heraklëische Thaten Hellas in Staunen setzte, die Stärke und Schnelle der Füße, welche an Philonis und Philippides Bewundrung erregten, können nicht alle Hellenen haben, wohl aber kann jeder Gesunde den Gebrauch der Finger und Arme, jeder die Bewegung der Füße lernen. Jene Gabe des lebenskräftigen Erzählens, welche die Seele der Tausende, die zu Olympia's Spiel versammelt waren, mächtig ergriff, als der Vater der Geschichte sein Buch von der Menschen und Völker Geschick vor ihren Ohren las; jene Kraft und innre Bewegung der Rede, durch welche Cicero, wie mit Heeresmacht, den Feind aus den Mauern trieb und Rom befreite, hat nicht jeder mit der Stimme begabte Mensch, sondern, wie die schönere oder kräftigere Gestalt des Leibes, sind jene Güter der Seele ein Geschenk, das Gott verleihet, welchem er will. Reden dagegen über das Geschäft des Marktes und Hauses kann jeder geistig Gesunde lernen; und es vermag selber der Indianer am Delaware-Strome mit einer wörtlichen Treue das nachzuerzählen, was er, vorhin Unerhörtes und nie in den Sinn Gekommenes, aus dem Mund des europäischen Lehrers vernommen.

Das Licht des Tages und die Farbenpracht der Auen wird, wie jede Empfindung, den sehenden Augen und dem fühlenden Leibe ohne ihr Zuthun gegeben; es stehet dagegen in der Macht des Leibes, beim Licht des Tages und auf den grünenden Auen, nach Gefallen sich zu bewegen. So finden wir auch in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeistes ein Element, welches unsrer Natur, ohne ihr Wollen und Laufen, gegeben wird und wieder genommen, wie die Glieder des Leibes und ihre ausgezeichnetere Kraft; und wir lernen in dieser Natur eine eigenthümliche Kraft kennen, welche, nach ihrem Gefallen, jenes verliehene Element bewegt und

gebraucht, und welche in der Uebung des Bewegens selber beständig wächst und vollkommner wird.

Die Kraft des freien Willens, welche die einzelnen Glieder bewegt, versammelt zuletzt alle ihre Richtungen, wie im gemeinsamen Brennpunkt, am Organ der Stimme und Sprache; und es ist kein andres Glied des Leibes, welches der Mensch nach seinem Gefallen mit solcher Leichtigkeit und Schnelle bewegen könnte, wie die sprechende Zunge und Kehle (nach §. 24). Was demnach die Seele des Menschen in das Gebiet der Sprache hinübernahm und mit dem Arme des Worts erfaßte, das ist nun ihr eigen, wie ein Glied des Leibes, und sie vermag es nach Willen zu bewegen. Auf diese Art, durch die Verwandlung der Dinge in Wort und Zeichen der Sprache, gewinnt der Geist des Menschen zu seinem Dienst das Reich der Natur, mit seinen hehren Gestirnen und den irdischen Körpern; er gewinnt die ganze Schöpfung der Kunst.

Das Hinübernehmen des von außen gegebenen Elementes in die Region des innren, freien Bewegens: in die Sprache, so wie die Uebung des freien Bewegens an dem Empfangenen, soll denn vor Allem das Werk der Erziehung der Seele zum Wissen seyn. Hierdurch allein gelangt sie zum Besitz der innren Güter, welche Gott unsrer Natur zum Eigenthum verliehen. Denn die Namen, welche der Geist der Sprache durch den Menschen der frühesten Zeit den Dingen gegeben, das Wort, das die Weisheit von oben in Moses' Herz und Mund gelegt, das Lied der Begeisterung, welches Orpheus von der Wesen Entstehen gesungen, sind, sobald sie zur Menschensprache sich verleiblicht, für immer in die Gewalt des Geistes gekommen.

Wie die bildende Kraft des Leibes die Glieder zuerst schafft und gestaltet, ehe der Wille sie zu bewegen vermag; so ist der Vorausgang alles Wissens eine von oben verliehene Gabe der Kunst. Die Erstlinge der Heerden und der Früchte des Feldes hatte die alte Zeit der Gottheit geweiht, den späteren Ertrag des Landes aber zur eignen Vergnügung gebraucht; es hat dieselbe das erste Bewegen der Kraft des Wissens nach oben, zu dem Göttlichen gerichtet, weil es von diesem ausgegangen, und erst später die Wissenschaft zu menschlichem Geschäft be-

nützt. Auf dieselbe Weise soll auch bei der Erziehung zum Wissen die jugendliche Seele zuerst zur kindlichen Betrachtung der Thaten Gottes unter den Menschen geführt werden.

Nicht jede Menschenstimme ist zum wohlklingenden Singen geschickt; es vermag jedoch auch die schwächere Kehle der Zunge und den Lippen den Laut des hörbaren Wortes zu geben. Mit Recht unterscheidet deßhalb der Sprachgebrauch die gebundene und freie Rede. Nur die letztere, nicht der seltner verliehene Gesang, stehet ganz in der Macht des freien Willens, und ist immer zum Dienst des Menschen bereit. Da es nun die Bestimmung der Wissenschaft ist, die innere Welt der Seele dem freien Walten des Geistes zu unterwerfen: so hat dieselbe immer in ihrem Entwickeln den Gang aus dem stets bewegten Aether der Dichtkunst hinab, nach dem mütterlichen, feststehenden Boden des gewöhnlichen Sprechens genommen, wie die bewegende Kraft im Nerven von oben nach unten geht. Orpheus und Musäus, Homer und Hesiod hatten früher von der Welt des Sichtbaren und Unsichtbaren gesungen, ehe Thales, der älteste der sieben Weisen, die Stimmen der Begeisterung in die beständigere, leichter zu erfassende Form der Worte faßte. Thespis hatte das Loos der sterblichen Menschen schon längst zu einem Kunstwerk der Bühne gemacht, ehe der große Halikarnassier dasselbe einfach und klar in seiner Geschichte erzählte; vor Cicero's Tagwerk des Forschens hatte Lucrez die Bahn des gleichartigen Strebens betreten. Diesen Vorgang, in der Geschichte der Erziehung unsres Geschlechts, auch bei der Bildung des Einzelnen beachtend, soll der Erzieher in der jugendlichen Seele den Zug zu der Welt des geistigen Erkennens durch die Werke einer höheren, menschlichen Begeisterung wecken und bekräftigen. Er soll indeß bedenken, daß hier noch nicht seines Weges Ziel und Ende sey. Es ist die Aufgabe der Wissenschaft: die Samen und Keime des Geistigen aus der bewegten Himmelsluft der höheren Begeisterung, in welcher jene zuerst schweben, herunter, in den fruchtbaren Grund der Seele zu nehmen und hier sie zu verleiblichen. Erst was die Hand erfasset, ist durch diese beweglich; so soll die Wissenschaft das hohe, nur dem begeisterten Gemüth verständliche Geheimniß der Begeisterung, der allen

Menschen gemeinsamen Vernunft erfaßlich, und so in dieser den gleichsam noch unsichtbaren Anfang sichtbar machen und verleiblichen. Es gilt dann auch von dieser Richtung des geistigen Strebens das schon vorhin erwähnte Wort eines tiefblickenden Weisen: „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes," denn es soll, dieß ist das letzte Ziel der wahren Philosophie, Alles, was der Menschengeist in seinem geheimnißvollen Innren heget und beweget, zum feststehenden Wissen: das Verborgne soll klar und offenbar werden. Und diesen Weg einer innren Verleiblichung soll auch die Erziehung des einzelnen Menschen zum Wissen nehmen.

Die vier Säulen, welche den Tempel der Wissenschaft tragen, die vier Elemente, aus denen die Welt des Erkennens sich bildet und gestaltet, sind Sprache und Mathematik, Geschichte und Philosophie. Es beginnt denn alle wissenschaftliche Bildung mit dem Ergreifen und Ueben der vollkommneren, reineren Menschensprache, so wie diese die ältere Welt (nach §. 42) im Vorzug vor allen späteren Zeiten besessen; und zu der Kraft der Sprache gesellet sich bald das hehre Element der Geschichte. Auf die Mathematik begründet sich leicht in späterer Zeit die Kenntniß und Betrachtung der Natur, deren taubstumme Zeichensprache der jugendliche Geist erst dann mit tieferem Sinne zu reden vermag, wenn er vorhin die näher verwandte, lebenskräftige Sprache der Worte erlernte. Des Gebäudes höchster Gipfel ist die Philosophie.

Erläuternde Bemerkungen. Zu dem Inhalt des vorstehenden §. gibt abermals die reichhaltige Erziehungslehre von F. H. Chr. Schwarz die nöthigen Ergänzungen. Schon bei den Aegyptiern, deren wissenschaftliche Cultur freilich kein allgemeines Volkseigenthum, sondern zum großen Theil ein wohlverwahrtes Kleinod der Tempel war (nach §. 69), begann der wissenschaftliche Unterricht mit dem der Sprache. Es lernten die Kinder im Chor vereint zuerst das Lesen (Plat. de leg. VI. s. fin.), und diese Kenntniß so wie die Fertigkeit des Schreibens, des Rechnens und der Feldmeßkunst wurde selbst bei dem Volke, wenigstens bei jenem Theil desselben, welcher Künste trieb, gefunden (Diodor. I, 81). Der eigentliche wissenschaftliche Unterricht begann damit, daß die Schüler die Volksschrift, dann die hieratische Schrift erlernten, deren sich die Priester zum Geschwindschreiben bedienten. Endlich wurde ihnen auch das Verständniß der hieroglyphischen Schrift eröffnet, welche man wieder in eine kyriologische und eine symbolische unterschied (Clem. Alex. Stromat. V, 4). Von den Israeliten wissen wir (aus 2 Mos. 12, 26 u. f.; 5 Mos. 11, 19), daß die erste Zucht und Belehrung der Kindheit in dem Erlernen des geoffenbarten Wortes bestund. — Es

wurden bei den Athenern die Knaben vom 7ten Jahre an zuerst, im Pädagogium, in den Elementen der Sprache unterrichtet, später erst in der Musik u. s. Nach Plato sollte das Kind, sobald es die Menschensprache verstehen könnte, Mythen vernehmen (rep. II. 246); der eigentliche wissenschaftliche Unterricht beginnt mit dem Auswendiglernen der besten, ausgewähltesten Stellen der Muster der Sprache (leg. VI und VII); die höhere Geistesbildung bestehet in der Kunst recht und wahr zu sprechen, oder in der Dialektik (Soph. 252 und anderwärts). — Außer diesem empfiehlt Aristoteles vornehmlich die Rhetorik, welche von dem Schüler des Sokrates, von Isokrates, so wie von Aeschines auf würdige Weise, von den Sophisten aber in gekünstelter Art gelehrt wurde. So war der Anfang und das letzte Ziel der wissenschaftlichen Erziehung bei allen höher cultivirten Völkern des Alterthums die Ausbildung der Sprache, und diese wird auch stets Hauptgegenstand der höheren Schulbildung bleiben müssen. (M. v. J. Chr. Höst (Frölich) über die Aufnahme des naturgeschichtl. Unterrichts in den bayerischen Schulplan. München, litterarisch=artistischen Anstalt.

Neben dem Werk der Erziehung des jüngeren Geschlechtes der gebildeten Völker ist jedoch noch eines andren, besonders für unsre Tage wichtigen Geschäftes der Erziehung zu gedenken, nämlich jenes Geschäftes, wodurch ganz verwilderte Völker auf den verschiednen Wegen ihrer Verwilderung erfaßt und zum Aufmerken auf die Lehren einer höheren Weisheit gelockt und gewöhnt werden sollen. Hierüber enthalten viel Treffliches Dr. J. S. C. Schweiggers geschichtliche Nachrichten und Erörterungen über den Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß.

VII.

Die Herrschaft des Geistes.

Die Gränze.

§. 63. Wir nahen uns hier der Gränze eines Reiches, welches schon jenseits dem Gebiete dieser Untersuchungen über die Geschichte der Seele, und höher als dasselbe gelegen ist. Es verstattet uns deßhalb die Lage des bisher gewählten Standpunktes nur einige, wenig eingehende Blicke in die Lehre von der Herrschaft des Geistes, welche, ihrer ganzen Natur nach, näher der religiösen Betrachtung, als der wissenschaftlichen Forschung stehet.

Wenn du in der frischen Fülle der Jugend, da der Tag des Lebens heiter strahlte und warm, den Drang der Natur gefühlt, zu aufwallend kräftigem Bewegen, oder wenn andre Male, als des Nebels Hülle auf der Natur gelastet, des Lebens Kraft und froher Muth, sammt der Hoffnung selber, dir gewichen schienen, und der beängstete Sinn von nichts mehr träumte, denn von stetem Dunkel und Wehe; da war das, was du empfandest, die Herrschaft des Leibes. — Wenn im grünenden Thale zwischen der Alpen grauem Gewänd hin, am Bache des Gletschers, das Lied der Hirten ertönte, und der Freund, den du geliebt wie dich selbst, an deiner Seite sich freute, oder wenn bald nachher, in unlieblicher Fremde, auf den Sarg des Freundes mit der Scholle des Erdreiches zugleich die Thräne fiel, da war das, was du empfandest: die erwärmende, aufjauchzende Lust deines Wesens, wie der erstarren=

machende Schmerz, die Herrschaft der Seele. Es reichet die Gränze dieser Herrschaft bis zu dem Erwachen eines Sehnens, welches vergeblich in dem ganzen, sichtbaren Bereich der Leiblichkeit, wie selbst in dem unsichtbaren der Seele, nach Erfüllung fraget: ein Sehnen, das mich, wie der Jäger die Beute, unversehens, mitten auf dem Wege der Herrlichkeit und der Lust des Lebens beschleichet, und das selbst zu dem seelenerhebenden Anblick des Pythischen Apolls, oder mitten unter den Werken der mit heißer Begier erfaßten Menschenweisheit, zum Bilde der ernst und milde blickenden Pallas Athene, sagt: „du bist es nicht.“ Es ist auch noch in diesem Sehnen, das mir auf Aeschylus' ernstem Kothurn, wie in Plato's weisem Gespräch, theurer und näher verwandt erschienen, als Moliere's Lachen, mehr zerstörende als gestaltende Kraft, und es schreckte mich selbst in den Stunden solcher tieferen Schmerzen öfters des Thiasos Getümmel (§. 59), das die Seele zum Tode hinführt und nicht zum Leben. Dennoch ist hier die Gränze der Herrschaft des Geistes. Denn jenes Sehnen lüftet die verhüllende Decke des Leibes und öffnet den Zugang zur Seele für den befruchtenden Thau und Strahl von oben.

Sie selber aber, die hehre Herrschaft des Geistes, hast du kennen gelernt, wenn du in Freud wie in Leid nicht mehr nur das Sehnen, sondern den tiefen Frieden der Erfüllung empfunden; in der Schwachheit des Vergänglichen und Wandelbaren, die unwandelbare Kraft der Ewigkeit; im Tod das Leben. Denn hier ist die Macht, welche das Wesen der Sinnlichkeit, mit seinem Schmerz und mit seiner Lust, nicht nur besiegt, sondern zur göttlichen Art erhebt und verklärt.

Erläuternde Bemerkungen. Den Inhalt dieses siebenten Hauptabschnittes hat der Verfasser in mehreren andren seiner Schriften, namentlich in seinem „Alten und Neuen aus dem inneren Gebiet der Seelenkunde“ weiter erörtert. Besser jedoch wird man das, was dieser Abschnitt nur kurz andeutet, entwickelt finden in Joh. Fr. v. Meyers Inbegriff der christlichen Glaubenslehre, Kempten 1832, und in H. E. Schmieders christlicher Religionslehre, Leipzig 1833.

Die Macht des Geistes über das Leibliche.

§. 64. Der Geist ist (nach §. 46) die Kraft, welche das Leibliche gestaltet; er ist die Ursache alles lebendigen Erregens

und Bewegens. Wenn die Seele des Menschen zuweilen, wie dieß so viele, weiter oben erwähnte Thatsachen bezeugen, an dem Leibe eine wundervoll heilende, umgestaltende Kraft bewies, so hat ihr hierzu der Geist aus seiner Lebensfülle das Vermögen geliehen.

Sobald, auf dem vorhin erwähnten Wege, die Seele mit der Natur des Geistes sich überkleidet, dann wird, von der Kraft des neuen Lebens, auch der sterbliche Leib durchdrungen und vergeistigt. Ein innrer, fröhlicher und friedlicher Zustand der Kindheit, kann dann selbst in die krankende und ergrauende Hülle ein unaussprechliches Gefühl des Wohlseyns und der lieblichen Ruhe ergießen, welches, wie wir oben gesehen, an dem mehr als hundertjährigen Leibe des ehrwürdigen Taddäus a Tacko, selbst nach dem Tode noch sichtbar war. Mitten unter den Todesschmerzen des Leibes dichtete und sang Franciscus von Assisi ein Loblied, welches Gott preiset, für das Geschenk der lieblich wärmenden Sonne, für die Lichter der Nacht: den Mond und die Sterne; für den erfrischenden Sturmwind und das nährende Wasser, zuletzt aber, vor Allem, für den freundlich zur Heimath führenden Bruder: den Tod. Die Geschichte der Helden, welche für das Reich des Geistigen kämpften, und das Leben ließen, weiß viele ähnliche, und noch staunenswürdigere Beweise für die siegreiche Macht, die im Geiste über leibliche Schmerzen, über Krankheit und Tod ist.

Wenn man die oben (im §. 57) erwähnten Fälle, welche für den heilenden und bewegenden Einfluß der Seele auf den Leib sprachen, mit jenen vergleicht, in denen sich der Geist als gestaltender und belebender Ursprung des leiblichen Seyns erwies, dann müssen wir uns an das Verhältniß der ägyptischen Zauberer und ihrer Macht, zu Moses und zu seiner Kraft erinnern. Dem Tag konnten jene nicht sein Licht nehmen, nicht die Kräfte des Himmels lenken, noch die Erstgeburt tödten, oder vom Tod erretten. Ein aufmerksames und geübtes Auge unterscheidet leicht die wahrhaft umgestaltende und Neues schaffende Kraft des Geistes, so wie sich dieselbe in älterer und neuerer Zeit am Leibe mächtig erwies, von der heilenden Kraft der Seele, welche bloß als Aufregung

des inwohnenden Lebens sich kund gibt. Darum geschahen durch die Macht des Geistes Thaten in der Welt des Leiblichen, welche, wie jener alte Zeuge aus eigner Erfahrung sagte, „von Anfang der Welt an nicht erhört waren.“ Aber der Geist wirket an der Natur des Menschen noch viel Höheres als leibliche Heilungen.

Erläuternde Bemerkungen. Von Tabdäus a Tacko s. m. oben S. 328 das Ausführlichere. — Eine weniger bekannte Geschichte merkwürdiger, leiblicher Heilung, durch Kraft des Geistes, findet sich im Leben der Beata Sturmin (der sogenannten würtembergischen Tabea) S. 101. Hierher die Worte des vom Tyrannen gequälten Anaxarchos: *πτίσσε τε Ἀναξάρχου ἀσκόν, Ἀναξάρχον γὰρ οὐκ ἂν δύναιτο.* Diog. Laërt. IX, 58; Gataker ad Antonin. p. 309. — Mehreres hieher Gehörige in meiner Symbolik des Traumes und in meinem Alten und Neuen, so wie in Kanne's Sammlungen.

Die Macht des Geistes über die Seele.

§. 65. Als in den Zeiten der Angelsachsen Germanus, und als später Luithard und seine Gefährten nach England kamen, da wirkte der feierlich liebliche Gesang, der Anblick der innigen Andacht, mächtig erhebend auf die Seele des Volkes; es genasen, wie uns dieß glaubwürdige Zeugnisse versichern, viele Kranke. Größer aber, als diese Thaten des Geistes am äußeren Menschen, waren die, welche am innren geschahen; denn bald sahe das Auge unter dem vielen, noch immer gebrechlich Menschlichen, und Widerstrebenden, ein Land, da Gerechtigkeit und Frieden sich küßten, da Bruderliebe und Treue bei allen Ständen walteten. Diese Kraft denn des Heilmittels, das der Geist gibt: die Seele umzugestalten, zur Art des Göttlichen, hat sich vom Anfang an, bis zu unsern Tagen, an Allen, die dasselbe treu und recht gebrauchten, herrlich bewährt, und bewährt sich noch immer so. Dieß bezeugt die Erfahrung „einer Schaar die Niemand zählen konnte,“ es bezeugt dasselbe die Geschichte ganzer Völker; wie noch in unsren Tagen die der Bewohner der Südseeinseln und der Südspitze von Afrika. Dem Menschen die rechte Demuth und zugleich die Heldenkraft zu geben, auch die liebsten, tiefest gewurzelten Neigungen der sinnlichen Natur, einer höheren, göttlichen Liebe aufzuopfern, das stehet nicht in der Macht der Seele; das vermögen auch nicht die guten,

das Höhere vorbereitenden Engel der Wissenschaft und Kunst. Liebe zu Gott und den Brüdern, Demuth und Gehorsam, Zucht und Ordnung sind die unverkennbaren Früchte der Weisheit, welche nicht der Mensch aus eigner Kraft ersand, sondern welche Gott ins Herz gab.

Auch auf andre Weise zeigt jenes Heilmittel die unsterbliche Natur des Geistes, die in ihm lebt. Die Reiche der Völker und ihre Herrlichkeit sind, wie die Gemäuer der Städte und Fürstenpaläste, in Trümmer versunken: die weisen Einrichtungen Lykurgs und Solons sind aus dem Leben verschwunden; aber seit drei Jahrtausenden hat sich, bei dem merkwürdigen Volk der Juden, das von Gott geoffenbarte Gesetz noch in seinem hehren Ansehen und in Wirksamkeit erhalten. Und dieses Element der göttlichen Offenbarung ist dann auch später, in seiner vollendeten und verklärten Gestalt, siegreich durch die drohenden Waffen der Feinde, durch die Flamme der Scheiterhaufen und die Zertrümmerung alles äußerlich Bestandnen hindurchgegangen, und wird auch, in seiner Gotteskraft, länger bestehen, als die unmächtige Zeit des Spottes und des widerstrebenden Hochmuths.

Erläuternde Bemerkungen. Ueber den Anfang des vorstehenden §. vergl. m. Stolbergs Leben des Königs Alfred von England. — An der Tafel eines großen Fürsten des vorigen Jahrhunderts ward einst über die Grundlehren des Christenthumes und über die Wahrheit der heiligen Schrift gespottet. Der Fürst, welcher übrigens selber dem Christenthum entfremdet war, bemerkte, daß einer der vornehmen Gäste, der von ernsterer Gesinnung war, mißbilligend zu dem Gespräche schwieg. An diesen wendete er sich und ersuchte ihn: er möge doch, wenn er dieß könne, mit wenig Worten einen Beweis für die Wahrheit der Bibel sagen. Der Gast antwortete: „Eure Majestät, die Juden,“ und der Fürst, welcher die schlagende Kraft dieses Beweises fühlte, wendete sogleich das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Hieher gehören noch vorzüglich, als Beweis für das Gesagte, solche Lebensbeschreibungen geistig durchgebildeter Menschen, wie namentlich J. M. Sailer, Gottfr. Arnold, Terstegen, Reiz und Kanne sie aufgezeichnet und zusammengestellt haben, so wie die Berichte der Missionen.

Die Macht des Geistes über den Geist.

§. 66. Es spricht das Buch der Bücher von einer Gewalt, welche selbst das Himmelreich zu erleiden vermag, und die ihm Gewalt thun, die reißen es an sich. Welch' andre Kraft aber als eine himmlische selber, könnte den Himmel be-

Die Religion.

§. 67. Wohin auch, von der Geburt an bis zum Grabe, der Mensch sich reißet; was er auch schaffe und thue, er fühlt sich überall, sey es gern oder ungern, von einem Band gehalten, das seinen Geist verknüpfet mit einem Reich des Geistigen; durch ein Band, das ihn zurückzeucht aus der Fremde des Vergänglichen nach einem Heim der Ewigkeit. Wie die Stimme eines Lesenden, der dieselben Worte immer von neuem und ohne Aufhören von neuem lieset, wiederholt ihm eine Stimme in seinem Innren das Wort: es ist ein Gott, der dich erschuf und erhält, ein Gott, welcher all' dein Thun siehet und richtet, ein Gott, den du fürchten sollst und lieben.

Das ist der Zug der Furcht und der Liebe, welcher, wie das Wehen der Luft alle die vielfältigen Blätter des Waldes, so alle Kinder des einen Volkes, ja die ganze Schaar der Völker zumal beweget und sie hintreibet zu dem Gott ihrer Väter und ihres Landes, ja zu dem Herrn über Alles.

Und kein andres Band knüpfet so fest, so tief, so innig Seele an Seele, Herz an Herz, als das Band der gemeinsamen Religion.

Erläuternde Bemerkung. Die eine der Deutungen des Wortes Religion, auf welche oben im §. angespielt worden, findet sich bei Cicero (Nat. Deor. II, 28.)

Der Christenglaube.

§. 68. Wo ist, so sprach zu Israel der Mann, welchen der Herr erkannt hatte von Angesicht zu Angesicht, wo ist ein so herrliches Volk, zu dem Götter also nahe sich thun, als der Herr unser Gott, so oft wir ihn anrufen? — So war Israel vor andren Völkern herrlich, als die Furcht Jehovahs und mit ihr der Frieden Gottes in seinem Herzen wohnten wie in seinen Hütten; als das Gesetz Jehovahs seines Weges Licht und seines Lebens Lust war.

Der ersten Väter Trost und Hoffen ist gekommen, der Völker Sehnen ist gestillt, in der Mitte der Zeit: Gott ist geoffenbaret im Fleisch. Jene Herrlichkeit des Herrn, welche

einst „das Haus des Herrn erfüllte, daß die Priester nicht konnten vor derselben stehen,“ diese ist nahe zu uns getreten, und hat sich versenkt in menschliche Gestalt. Siehe, so bekennt der Mund der Zeugen: das Wort, das von Anfang war, wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit: eine Herrlichkeit, als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Ja wir zeugen von dem, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unsren Augen, das wir beschaut haben und unsre Hände betastet haben.

Hier ist mehr denn Moses, hier ist mehr denn das Gesetz, durch welches Israel herrlich war. Denn siehe, das, was dem Gesetz unmöglich war, sintemal es durch das Fleisch geschwächet ward, das that Gott und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches und für die Sünde, und verdammte die Sünde im Fleische. So sind wir Gott versöhnet durch den Tod seines Sohnes, und es ist der Glaube an Ihn, durch welchen wir finden Versöhnung der Sünde, Rechtfertigung, Heiligung — Seligkeit ohne Ende.

Es ist die Wallfahrt des Christen, durch die Nacht des Lebens, ein Wandeln des Kindes an des Vaters Hand. Denn der Führer, mit seinem festhaltenden Arme, tritt zu ihm in der Taufe, welche in der Kraft jenes Wortes geschieht, das Leib und Seele erschuf, und das zur Seele den Geist giebet. Er, der getreue Führer, erleuchtet den Pfad des Dunkels durch sein Wort, nähret und stärket die Kraft des Müden durch sein Sacrament.

Allerdings erscheinet unter den offenkundigsten Dingen dieses als das größte Geheimniß: wie Gott selber ein Mensch geworden, wie Der, welcher von Anfang war, gelitten und gestorben, aus Liebe für die Sünder. Denn eine solche Liebe wird selber nur durch eine Liebe begriffen, die nicht vom Geschlecht des Fleisches ist, sondern welche der Geist aus Gott dem Geist des Menschen giebet. Es erscheint als ein Geheimniß, wie in dem Namen eines Gekreuzigten und in dem Glauben an ihn eine solche Kraft seyn können, daß vor ihm die stolze Macht und die Herrschaft des hochgebildeten Heidenthums sich beugen; daß alle „um das Grab der alten Eitelkeit tanzende Nymphen“ vor ihm entweichen müssen. Unbegreiflich

der Vernunft erscheint es: wie die gläubige Liebe zu einem Gekreuzigten die Macht der Sinnlichkeit bewältigen, die Seele heiligen und dieselbe sättigen könne mit einem Frieden, der nie endet. Unbegreiflich erscheint es, wie ein Hinzunahen zu Gott, in dem Namen eines Menschensohnes, Thaten wirken könne, zu deren Vollbringen die Kraft aller Helden und Starken im Lande nicht hinreichet. Ein Geheimniß der Vernunft ist es, wie das Göttliche so ganz zu dem leiblichen Menschen sich hinzuthun könne, daß es, in leiblicher Wesenheit selber, von ihm empfangen wird, inmitten des Sacramentes. Ein Geheimniß der Vernunft alles Weben und Wirken des Geistes von oben, in und durch die von ihm beseligte und geweihete Natur des armen Menschen.

Was jedoch der selberherrschenden, hochgebildeten Vernunft geheim ist und verborgen, das verstehet auf dem Arm der Mutter ein demüthig liebendes Kind.

Erläuternde Bemerkungen. Die Stellen, worauf der §. sich bezog, sind: Deut. 4, 7; 1 Kön. 8, 11; Hagg. 2, 10; 4, 8; Joh. 1, 11; 1 Joh. 1, 1; Röm. 8, 3; 5, 38; Joh. 3, 8; 1 Cor. 2, 14. Ueber den Ausdruck in leiblicher Wesenheit vergl. man Dr. G. Chr. Knapps Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre nach dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche, herausg. von E. Thilo, 2ter Theil, Art. XIX, §. 146, S. 502. „In mit und unter dem geiegneten Brod und Wein wird nach Luthers Ausdruck beim Abendmahl der wahre und wesentliche Leib und Blut Christi (realiter und substantialiter) mitgetheilt, dargereicht und genossen, obgleich dieß auf eine uns unerklärbare Art geschieht, und ein Geheimniß ist.“ In Beziehung auf diese wie auf alle im §. erwähnten Hauptlehren des Christenthums, hat daher, von ihrem Standpunkte aus, die Halbweisheit unsrer Tage Recht, wenn sie die Lehre des Christenthums ein Mysterium, den einfältigen Christenglauben selber Mystik nennet.

Die Kirche.

§. 69. Es redet „ein Gefangener des Herrn“ von einer Einigkeit im Geist, durch das Band des Friedens, in dem Alle, welche würdiglich wandeln des Berufes auf die Eine, gemeinsame Hoffnung, Ein Leib sind und Ein Geist. Denn sie Alle haben Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott und Vater Aller, der da ist über Alle und durch Alle, und in Allen. Wie die Glieder Eines gemeinsamen Leibes durchdringt sie zumal die Kraft des Lebens, welche ausgehet von dem Haupt

der Gemeine: der Geist der Liebe, die sich dargegeben für die Gemeine, auf daß sie dieselbe heiligte und beseligte.

Dieses ist die Kirche, gegründet auf einen Felsen: die Kirche, von welcher der Mund der Wahrheit saget, daß die Pforten der Hölle sie nicht werden überwältigen.

Zwar, gleich ihrem Haupte, welches vorangegangen durch des Todes Schmach und Schmerz zur Herrlichkeit, ist auch die Kirche hier auf Erden eine leidende und streitende; doch sie lebet und stehet fest in der Zuversicht des Sieges, den der Kampf gebären wird; im Vorschmack eines seligen Findens und Anschauens Dessen, das sie hienieden gesucht, ersehnt und geglaubet hat.

Nur in dem lebendigen Verband der Liebe und des gemeinsamen Glaubens Aller an Einen und Aller zu Einem ist Heil und Wohlfahrt des Geistes; denn nur so lange er am Weinstock bleibet, grünet und gedeihet der Rebe.

Erläuternde Bemerkung. Stellen, die zum vorstehenden §. gehören, sind: Eph. 4, 3 bis 6; Eph. 1, 22; 4, 15; Col. 1, 18; Eph. 5, 25. 26; Matth. 16, 18; 1 Cor. 15, 31; 2 Cor. 4, 9. 10; Röm. 8, 37; Joh. 15, 4.

Das Ende.

§. 70. Es wartet ein unerschütterlich festes Hoffen in der Seele des Menschen, wenn die Hütte des irdischen Leibes zerfällt, eines Baues von Gott, eines Hauses, das ewig ist im Himmel. Ja es harret mit uns die Creatur der Offenbarung eines Neuen, da die Gebundenheit zur Freiheit, die Gebrechlichkeit zur Herrlichkeit heranwachsen wird. So ist auch den Völkern, so ist dem ganzen Geschlecht des Menschen, im Liede wie in der Offenbarung, von einer Zeit gesagt, welche zukünftig ist, von einer Ruhe der Kinder, im Hause des Vaters. Die schöne Erde mit dem Schmuck ihrer Auen und den hehren Vesten ihrer Gebirge wird nicht für immer ein Feld des Unfriedens und des eitlen Geschreies der Empörer, ein Thal des Jammers und der Thränen bleiben. Es ist uns im Wort verheißen: siehe, es wird Alles neu werden und Erde und Meer wie der Himmel sollen voll werden Seines Lobes. Dann werden die Geschlechter der Erde in Frieden beisammen wohnen, gleichwie in einer Stadt, deren Mauern Heil und deren Thore

Lob heißen. Wie aus Abend und Morgen der einzelne Tag, so wird in der gesammten Zeit der Völker aus dem Weinen des Abends die Freude eines Morgens kommen, welchem ein Licht leuchtet, das nicht mehr untergehet.

Erläuternde Bemerkungen. Stellen der Schrift, auf welche sich der vorstehende §. bezog, sind: 2 Cor. 5, 1; Röm. 8, 19.20. 21. 22 und die schöne Erläuterung dieser Stelle bei Epiphanius (Haer. 64); Hebr. 4, 9; Esa. 65, 17 u. f., 66, 22; 2 Petr. 3, 13; Esa. 11 9 u. f.; Hab. 3, 14; Esa. 60, 18; Ps. 30, 6.

Einige hieher gehörige Stellen aus der Religionslehre der Heiden finden sich schon in den Bemerkungen zum §. 41 u. a. Von den sibyllinischen Gesängen bis herab zu denen der Edda hatte sich unter den Völkern die Erwartung von einer letzten großen Katastrophe der Sichtbarkeit, von einer Verwandlung derselben erhalten wie durchs Feuer (Comm. Sibyll. L. II et III ap. Er. Schemid. Or. 3 de Sibyll. — Sophocl. ap. Clem. Alex. Strom. L. V; Plut. de Orac. defect. 415. Ovid. Met. I, Fab. 7; consol. ad Liv.). Das Feuer sollte nach Heraklit das Ende der Dinge seyn, wie es der Anfang derselben gewesen. (Plut. de plac. ph. I, 3; Arist. Met. I, 3): denn nur dieselbe Schöpferkraft, welche die Welt hervorrief, kann die festen Bande ihres jetzigen Bestehens wieder auflösen. (Plat. Tim. 527.) Aber diese letzte Katastrophe dachten sich schon die Stoiker nach dem Maß ihrer Einsicht als eine Läuterung und Wiedererneuerung (Plut. adv. Stoic. 17; de plac. ph. II, 9; Stob. ecl. I, 390; Euseb. praep. ev. XV, 40). Uebereinstimmend mit dem geoffenbarten Wort lehrten die Väter der Kirche eine künftige Zeit der Verherrlichung und verklärenden Verwandlung. (Hieron. comment. in Esa. c. 51 et 65; August. de civitat. Dei XX c. 14, add. c. 16; c. 1 ad Cor. VII, 31).

Erklärung der Abbildungen.

Tafel I

soll zur Erklärung des §. 12 dienen.

Sie stellt daher die Hauptorgane dar, welche dem Athmen und Blutumlaufe dienen.

Fig. 1 gibt eine Uebersicht über die Hauptstämme der Arterien und Venen, welche dadurch erleichtert wird, daß die Arterien roth, die Venen blau gemalt sind. Von einem ganzen Menschenkörper ist jener Theil der Brust und des Unterleibes und der in beiden liegenden Eingeweide hinweggenommen, welcher die tiefen, in der Nähe des Rückgrats gelegenen Stammgefäße verdeckt, so daß diese entblößt vor Augen liegen, und in der Brusthöhle nur noch das Herz, in der Unterleibshöhle die mit N bezeichneten Nieren, so wie H die Harnblase und die durch ein U angedeuteten, aus jenen zu dieser führenden Ureteren oder Harncanäle gesehen werden. Was die übrigen Theile des Leibes betrifft, so sieht man an ihnen, besonders aber an den Extremitäten der linken Seite, noch viele Muskeln und Sehnen. Am Kopfe sind hauptsächlich nur die Venen dargestellt, von den Arterien aber, deren Verlauf im Ganzen aus jenem der Venen erkennbar ist, nur die beiden Hauprstämme, nämlich die vor dem Ohr hinanlaufende Schläfenschlagader (Arteria temporalis) und die über die Unterkinnlade gegen den Mundwinkel hingehende vordere Antlitzschlagader (Arteria facialis seu maxillaris externa). An den Extremitäten der linken Seite sieht man vorzüglich die oberflächlichern Hauptzweige der Venen, von den mehr in die Tiefe gehenden Arterien aber nur jene Punkte, die sich der Außenfläche am meisten nähern. Dagegen sind auf der rechten Seite die Venen und zugleich mehrere Muskeln hinweggenommen, damit der Verlauf der Arterien deutlicher überblickt werden könne.

Um von dem Ursprung aller Blutgefäße, vom Herzen, anzufangen, so bedeutet an diesem I die rechte Vorkammer, II die rechte Kammer, III die linke Vorkammer, IV die linke Kammer. Bei α ist der Stamm der Lungenschlagader, bei β die Verzweigung derselben in die rechte Lunge vorgestellt. Die dem großen Kreislaufe dienenden Arterien sind durch lateinische Buchstaben angezeigt, nämlich durch a der Bogen der Aorta (arcus Aortae); b, der gemeinsame Stamm der rechten Kopf- und Schlüsselbein-Arterien (truncus anonymus); c, die Kopfschlagader (Carotis); d, die

Schlüsselbeinschlagader (Arteria subclavia); e, die äußere Kopfschlagader (Carotis externa); f, g, die obere Schilddrüsenarterie und ihre Verzweigungen (A. thyreoidea superior); h, die vordere Antlitzschlagader (A. facialis s. maxillaris externa); i, die Unterkinnarterie (A. submentalis); k, die Schläfenschlagader (A. temporalis); l, deutet an etlichen Stellen eine und die andere der zwanzig Zwischenrippenarterien an (A. intercostales); m, die Wurzel der Arterien des Zwerchfells (A. phrenicae); n, die Bauchschlagader (A. cœliaca); o, die obere Darmschlagader (A. mesenterica superior); p, Samenschlagadern (A. spermaticae); q, untere Darmschlagader (A. mesenterica inferior); r, Theilung der Aorta in die beiden Hüftbeinarterien (A. iliacae); s, der Ort, wo sich von der Schenkelarterie die Beckenarterie (A. hypogastrica) abtheilt; t, die Schenkelarterie (A. cruralis); t, die Stelle, wo sich die Schenkelarterie nach der hintern Fläche des Knies umbiegt; u, die vordere Schienbeinarterie (tibialis antica); ü, die Armschlagader (A. brachialis); v, die Ellenbogen- (ulnaris) und w die Speichen-Schlagader (radialis); x bedeutet den tiefen Arterienbogen der Hohlhand (arcus arteriosus profundus); y zeigt an der linken Hand den oberflächlichen Bogen der Hohlhand (arc. art. sublimis); z, die Fingerschlagadern (A. digitales).

Die Venen des großen Kreislaufes sind wenigstens an ihren Stämmen durch Zahlen angedeutet. 1) Die äußere Drosselvene (vena jugularis externa) und 2) die innere Drosselvene (v. jugularis interna), welche beide bestimmt sind, das Blut aus den äußern und innern Theilen des Hauptes zurückzuführen, und deren äußere Verzweigungen an der vorliegenden Abbildung als Nackenvene, so wie als hintere und vordere Antlitzvene gesehen werden. 5) Die (linke) Schlüsselbeinvene (v. subclavia), welche außer dem Blut aus dem Kopfe und dem ganzen obern Körper ihrer Seite, auch noch den Milchsaft, der nach S. 96 in die linke Schlüsselbeinvene sich ergießt, durch die obere Hohlvene zum Herzen führt. 4) Die äußere Hautvene des Armes (v. cephalica), 5) die innere (v. basilica), 6) die mittlere (v. mediana), 7) die obere Hohlvene (v. cava superior), 8) die untere Hohlader (v. cava inferior), 9) Nierenvene (v. renalis), 10) die Rosenader (v. saphena magna), 11) die einpaarige Rippenvene (v. azygos).

Die Figur 2 bildet zur weitern Erläuterung des Kreislaufes die Lungen sammt dem Herzen und seinen größern Gefäßen von hinten ab. I die rechte Vorkammer, II die rechte Kammer, III die linke Vorkammer, IV die linke Kammer, A die rechte, B die linke Lunge, α den Stamm der Lungenschlagader, $\gamma\gamma$ die Lungenvenen, a den Bogen der Aorta, 7 die obere, 8 die untere Hohlvene (wie in Fig. 1).

Die Figur 3 soll nur auf ideelle Weise das Wesen und Verhältniß des großen und kleinen Kreislaufes darstellen. Bei I wird angedeutet, wie das Venenblut aus allen Theilen des Leibes in die rechte Höhlung des Herzens komme, dann von da bei II in die Lungen ströme, wo es durchs Athmen der atmosphärischen Luft in arteriöses verwandelt und bei III in die linke Hälfte des Herzens zurückgeführt wird, von wo es bei IV als Arterienblut von Neuem nach allen Theilen ausströmt.

Tafel II

soll hauptsächlich zur Erläuterung des Inhaltes des §. 15 über Verdauung und Ernährung dienen.

Figur 1 stellt die Lage der in der Brust- und Bauch-Höhle enthaltenen Eingeweide an dem Leibe eines Kindes dar: a, das Zungenbein; b, Schildknorpel; c, die hier noch sehr große Schilddrüse (glandula Thymus);

d, Luftröhre; ee, Lungen; f, Herz; g, die rechte Vorkammer des Herzens, h, der geöffnete Herzbeutel; iii, Zwerchfell; k, Leber; l, Magen; m, das große Netz (Omentum majus); n, ein Ueberrest von dem hinweggenommenen Bauchfell (Peritonæum); o, Band der Leber; p deutet ungefähr auf die Gegend des von der Leber verdeckten Magenmundes (Cardia); q auf die Gegend des Pförtners (Pylorus) hin: r, die Milz; s soll die Nachbarschaft des links von hier von der Leber verdeckten Zwölffingerdarms, so wie die in ihn mündende Gallenblase anzeigen; ttt Krummdarm (Jejunum et Ileum); uuu, Grimmdarm (Colon).

Von Gefäßen sind an dieser Figur sichtbar: 1) der gemeinsame Stamm der rechten Kopf- und Schlüsselbein-Arterie; 2) die linke Kopfschlagader; 3) und 4) die linke Schlüsselbein- und Drossel-Vene; 5) der gemeinsame Stamm beider; 6) derselbe der rechten Seite; 7) die obere Hohlader.

Figur 2 bildet den Magen ab; * den Magenmund (Cardia), ** den Pförtner (Pylorus), 1 ein Rest vom großen Netz, 2 die Längsfasern der Muskelschicht des Magens; 3 die Ringfasern; 4 die schiefen Fasern derselben.

Tafel III

soll zur Erklärung des Inhalts von Tafel 15 und 16 dienen.

Figur 1 stellt das Haupt mit seinen Muskeln und einem Theile seiner Knochen dar. 1, Hirnschädel; 2, Brustbein (Sternum); 3, Schlüsselbein (Clavicula); 4, Hautmuskel der Stirn (musculus frontalis); 5, Aufzieher des äußern Ohrs; 6, Schließmuskel der Augenlieder; 7, Aufheber der Oberlippe und des Nasenflügels; 8, Aufheber des Mundwinkels; 9, der kleine Wangenmuskel (m. zygomaticus minor); 10, der beim Lachen wirkende große Wangenmuskel und zwischen beiden Wangenmuskeln der Aufheber des Mundwinkels; 11, der Kaumuskel (Masseter); 12, der Backenmuskel (m. buccinatorius); 13, Ringmuskel oder Schließmuskel des Mundes; 14, der dreieckige Herabzieher des Mundwinkels; 15, der viereckige Herabzieher der Unterlippe; 16, der Kopfnicker (m. sternocleidomastoideus); 17, der Brustbeinzungenmuskel (m. sternohyoideus); 18, der Schulterblattzungenbeinmuskel (m. omohyoideus); 19, der Brustbeinkehlkopfmuskel (m. sternothyreoideus). — Alle diese Muskeln dienen der Mienen-, Ton- und Wort-Sprache, von deren letzterer Hauptorganen das Zungenbein mit α, der Kehlkopf mit β, die Luftröhre mit γ bezeichnet ist. Aber eben diese Organe der Stimme sind noch verhältnißmäßig etwas vergrößerter in den Fig. 2, 3, 4, 5 dargestellt.

Figur 2 gewährt eine Ansicht des Kehlkopfes und der Luftröhre von vornen. Nur der untere Theil der Luftröhre ist noch mit seinem häutigen Ueberzug bekleidet, vom obern sind alle Häute und Muskeln hinweggenommen. a ist das Zungenbein; 1, der Schildknorpel (2 bis 6 sehe man bei den andern Figuren); 7, die Luftröhre; 8, die Luftröhrenäste (bronchi); 9, Verzweigungen der Luftröhrenäste (bronchia); 10, anhängende Drüsen (glandulae bronchiales).

Figur 3 stellt das Knorpelgerüste des Kehlkopfes und den Anfang der Luftröhre von hinten dar; 1, den Schildknorpel; 2, Ringknorpel; 3, Gießbeckenknorpel; 4, den Kehldeckel (Epiglottis).

Figur 4 den Kehlkopf von oben und hinten, mit aufgehobenem Kehldeckel, so daß man in die Stimmritze hineinblicken kann. Bei dieser und der nächstfolgenden Figur 5 bedeuten die Zahlen 1 bis 4 dasselbe, was sie bei Fig. 2 und 3 bezeichneten. Dagegen 5, die obern Stimmbänder; 6, die untern Stimmbänder.

Figur 5 bildet das Knorpelgerüste des Kehlkopfes gerade von oben gesehen ab.

Zur Versinnlichung der Anfügung und Gestalt der Muskeln des menschlichen Leibes kann übrigens auch schon die erste Figur auf Tafel I dienen, auf welcher die Muskelmasse der obern und untern Extremitäten großentheils neben den Gefäßen noch bemerkbar ist.

Tafel IV.

Die Figur dieser Tafel stellt zur Erläuterung des §. 17 das Gehirn und vornehmlich das Rückmark mit den aus diesem entspringenden Nerven von hinten gesehen dar. A, bedeutet das Hirn; B, das Rückmark; C, die harte Rückmarkshaut; a, die große Sichel der harten Hirnhaut; b, das große Gehirn in seine zwei Hälften durch die Sichel getheilt; c, das Zelt, welches das große vom kleinen Gehirn abgränzt; d, der Wurm-Fortsatz; e, das kleine Gehirn mit seinen beiden Hälften; f, das verlängerte Mark; g, das Geflecht der Nerven für die obere Extremität; h, das Geflecht der Nerven für die untere Extremität. Die römischen Zahlen I und VIII deuten den ersten und letzten der acht Halsnervenpaare, IX und XX das oberste und das unterste der zwölf Rücken- oder Brustnervenpaare an; XXI bis XXV bezeichnen die fünf Lendennervenpaare, XXVI bis XXX die fünf Kreuzbeinnervenpaare. Uebrigens bedeutet α den Zwerchfellsnerven, dessen büschelförmiges Ende nach unten sichtbar ist; β, den Speichennerven; γ, den Mittelnerven des Armes; δ, den Ellenbogennerven; ε, den Schenkelnerven; ζ, den Hüftbeinlochnerven; η, den Hüftnerven (n. ischiadicus); ϑ, den äußeren Zeugungsnerven.

Tafel V.

Auch diese Tafel soll noch zur Erläuterung des für die Seelenkunde vorzüglich wichtigen Inhalts des §. 17 dienen, und nach einigen Hauptrichtungen hin den Bau des Gehirns versinnlichen.

Figur 1 bildet die untere, auf der Basis der Schädelhöhle aufliegende Fläche des Gehirns, mit den äußern Wurzeln der zwölf aus dem Hirn entspringenden Nerven ab: a, das Rückmark; b, die Fortsetzung des verlängerten Markes ins kleine Hirn; c, die Olivenkörper; d, die Gegend der Pyramiden; g, die Hemisphären des kleinen Hirns; i, der Hirnknoten oder die Brücke; p, Schenkel des großen Hirns; r′r″r‴ der vordere, mittlere und hintere Lappen oder Dreitheil des großen Gehirns; tt, die Markkügelchen; y, der Trichter (infundibulum); v, die sylvische Grube; I, das erste oder Geruchsnervenpaar; II, das zweite Hirnnervenpaar oder die Sehenerven und so fort deuten die Zahlen III bis XII die übrigen zwölf Paare der Hirnnerven an.

Figur 2. Ein Menschenhirn, welches sammt dem Schädel horizontal bis zum Balken durchschnitten ist, so daß man die innern Gebilde desselben sehen kann, nämlich m, die Vierhügel nebst der nach vorn zwischen ihnen aufsitzenden Zirbeldrüse; n und o die hintere und vordere Commissur des großen Hirns; r′r″r‴ die Durchschnitte der drei Lappen des großen Hirns; t, die Sehehügel; u, der gestreifte Körper; ü, der Linsenkern; v, das Ammonshorn; w, die Vogelklaue (pes Hippocampi); x, ein zurückgeschlagenes Stück von dem meist hinweggenommenen Balken (c. callosum); y, die durchsichtige Scheidewand (septum pellucidum); z, Hinterschenkel des hinweggenommenen Gewölbes (fornix), von dessen Vorderschenkeln man auch bei o noch Spuren sieht. Die griechischen Buchstaben bedeuten: δ

die dritte Hirnhöhle, ε′ε″ε‴ die große Seitenhirnhöhle mit ihrem vordern mittlern oder hinabsteigenden und hintern Horn; ζ, die fünfte Hirnhöhle.

Figur 3 ein senkrechter Durchschnitt des Hirns. Die Bedeutung der Buchstaben ist meist schon bei Fig. 1 und 2 erläutert; c bedeutet das Marklager des kleinen Hirns, i die Stelle, wo der eine Arm des Hirnknotens abgeschnitten ist, o Durchschnittspunkt der vordern Commissur des großen Hirns; 4, der Stabkranz.

Figur 4. Ansicht der vierten Hirnhöhle im kleinen Hirn und der Vierhügel von hinten. Der Wurmfortsatz des kleinen Hirns und die Hirnklappe sind bis nahe an die Vierhügel mitten durchgeschnitten, so daß man den mit h bezeichneten Lebensbaum im Innern des Wurmfortsatzes und das Innre der vierten Hirnhöhle deutlich sehen kann. α, die Rautengrube oder Schreibfeder. ** Nervenfäden in der vierten Hirnhöhle, welche zum Ursprung des Gehörnervens zu gehören scheinen; p Schenkel des großen Hirns; k die vordren Schenkel des kleinen Hirns, welche in die Vierhügel gehen; l die Hirnklappe; m das hintre Paar der Vierhügel; g Hemisphäre des kleinen Hirns.

Figur 5 hat die Bestimmung jenen Theil des Inhaltes des §. 17 zu erläutern, der von S. 172 — 177, besonders aber auf S. 174 und 175, die Entfaltung der ursprünglichen Dreitheilung des Rückenmarkes in die Hauptpartien des Gehirns beschreibt. a der Hirnknoten oder die Varolsche-Brücke. b Fasern der Pyramidenstränge, welche durch den Hirnknoten oder die Brücke hindurch in die Schenkel des großen Gehirns c sich fortsetzen, wo sie im ll strahlig auseinandergehen und zuletzt die Hauptmasse des großen Gehirns, den sogenannten Mantel bilden. e der graue Kern des Sehehügels, f graue Substanz der Oliven; g Schenkel des kleinen Gehirns, der zu den Vierhügeln geht; h h die ihn bedeckende Schleife; i die hintere Schicht der Brücke, die sich in den Mittelhirnschenkel (Reils Haube) fortsetzt; k der abgeschnittene Schenkel des verlängerten Markes der zum kleinen Gehirn gehet; m Mammillarkörper.

Bei dieser Figur ist der besseren Deutlichkeit wegen das sehr verkleinerte Format, das alle übrigen Figuren (auch 6 und 7) beibehielten, aufgegeben worden.

Figur 6. Ein Querdurchschnitt durch das Rückmark. a die vordere Spalte des Rückmarkes; b hintere Spalte desselben; c c die vordren Schenkel des innren grauen Kreuzes; d d die hintren Schenkel desselben; e die Mitte des grauen Kreuzes, wo ursprünglich ein Canal ist; f Seitenstrang des Rückmarks; g vorderer, h hinterer Strang desselben; i vordere, k hintere Wurzel eines Rückmarknerven.

Figur 7. Die Kreuzung der Sehenerven (m. v. §. 19), p p die Schenkel des großen Hirns, t t ein Theil der Sehehügel, l l die Sehenerven.

Tafel VI

stellt, zur Erläuterung des §. 17 das Gangliarnervensystem der Eingeweidehöhlen dar. Man sieht in diesem Bilde von den Eingeweiden B, die Harnblase, D einen Theil des weiten Darmes, H das Herz, L die Lunge, M Magen, N Niere, S Durchschnitt durch die Schoßbeinfuge, Z das Zwerchfell. Außer diesen sieht man einen Theil der Luftröhre und am Herzen, so wie im Becken, einige Ueberreste der großen Blutgefäße. a das Sonnengeflecht (plexus cœliacus); b b b die Knoten des großen Intercostalnerven; c der untere Halsknoten; d obere Halsknoten; e Zwerchfellenerve (n. phrenicus); f Geflecht des Lungenmagennerven auf der Speiseröhre; g Stamm des Lungenmagennerven (nervus vagus); h der zurücklaufende Ast

desselben (n. recurrens); i der Eingeweidenerve; k das Beckengeflecht. Wo hie und da römische Zahlen angebracht sind, deuten diese auf die bei Tafel IV angegebene Weise die dort bezeichneten Paare der Rückmarksnerven an.

Tafel VII

soll den Bau des wichtigsten unter allen Sinnorganen: des Auges, und mithin einen Theil des Inhalts des §. 19 verdeutlichen. Die ersten 5 Figuren sind von natürlicher Größe, die 6te ist gegen die Natur um das Doppelte vergrößert.

Figur 1 stellt ein menschliches Auge dar, das von allen umgebenden Theilen gereinigt ist, a der Sehenerve (nervus opticus), b die harte oder weiße Haut des Auges (sclerotica); c die durchsichtige Hornhaut (cornea).

Figur 2. Hier ist auch der größte Theil der Harthaut (sclerotica) und die Hornhaut entfernt worden, und man sieht die unter diesen gelegnen Theile des Auges. a Sehenerve, b der Rest der Harthaut, c die Aderhaut (choroidea), die man sich roth denken muß, d die Ciliarnerven (nervi ciliares); e das Ciliarband (annulus ciliaris); f die Regenbogenhaut (Iris); g die Pupille.

Figur 3. Hier sind auch noch die Aderhaut und Regenbogenhaut weggenommen, so daß man die unter diesen gelegnen Theile sehen kann. a Sehenerve; b die Netzhaut (retina); c der gelbe Fleck mit dem sogenannten Centralloch; d das Strahlenblättchen (corona ciliaris); e die Linse (lens crystallina) noch von ihrer Capsel umschlossen.

Figur 4 stellt das Auge, von welchem wie bei Fig. 2 Harthaut und Hornhaut hinweggenommen sind, von vornen dar, so daß man in der Mitte die Pupille, im Kreis um diese die Regenbogenhaut und das Ciliarband, dann die Aderhaut mit den Ciliarnerven sehen kann.

Figur 5 läßt die Netzhaut von hinten sehen. a die Eintrittsstelle des Sehenerven; b der gelbe Fleck mit dem Centralloche.

Figur 6 stellt in vergrößertem Maße einen Durchschnitt von oben nach unten mitten durch das Auge und seine Kammern, so wie durch die Stirn- und Augenhöhlefelder dar.

a b Gegend der Augenbraunen, b c oberes Augenlied, d e unteres Augenlied; f g Durchschnitt des Augenliedschließers; h der Knorpel im oberen, i der im unteren Augenliede; k und l Stellen, an denen sich die Bindehaut (conjunctiva) von der hinteren Fläche der Augenlieder nach der vordern Fläche des Augapfels umschlägt; m Aufheber des oberen Augenliedes, n der gerade obere Augenmuskel; o der gerade untere Augenmuskel und unter ihm der Durchschnitt des unteren schiefen Augenmuskels; p q durchschnittene Blutgefäße; r s die Oeffnung in der harten und in der Gefäßhaut, durch welche der hier aufgeschnittene Sehenerve in den Augapfel tritt; t die Oeffnung in der Spitze der Augenhöhle, durch welche der Sehenerve in diese tritt (foramen opticum); r u, s v die harte Augenhaut; u v die Hornhaut; w w Durchschnitt des Ciliarbandes; r x und s x die Aderhaut mit ihrem schwärzlichen Ueberzug auf der innren Fläche; y y die Regenbogenhaut; z z Netzhaut. Von x bis über x findet sich der Ciliarkörper oder Faltenkranz. Ferner bedeutet α β die Axe des Augapfels; γ δ Axe der Augenhöhle; ζ die vordre Augenkammer; η die hintre Kammer; ϑ die Krystallinse in ihrer Capsel; ε Zwischenraum zwischen der Haut des Glaskörpers und dem Strahlenblättchen (canalis Petitii); κ der Glaskörper; λ λ Haut des Glaskörpers; μ Strahlenblättchen; ν die Centralschlagader (arteria centralis).

Tafel VIII

stellt die Gehörorgane des Menschen vor.

Figur 1. Das äußre Ohr, a die äußre Oeffnung des Gehörganges, b die Leiste (Helix); c Gegenleiste (Anthelix); d Gegenecke (Antitragus); e Ecke (Tragus); f Ohrläppchen (Lobulus); g die Muschel (Concha).

Figur 2. a bis f wie bei Fig. 1; h der äußere Gehörgang (meatus auditorius externus); i Trommelfell (Tympanum), an welchem der Griff des Hammers; k der Trommelfellring; l der lange Fortsatz des Hammers; m der Kopf desselben (cap. mallei); n Amboß (incus); o der Steigbügel (stapes); p die Bogengänge (canales semicirculares); q der Vorhof (vestibulum); r die Schnecke.

Figur 3 die Gehörknöchelchen; ilm der Hammer mit seinem Kopf und seinen beiden Fortsätzen; n der kurze Fortsatz des Amboßes, n^2 der lange, mit dem sylvischen Linsenbeinchen, n^1 die Gelenkfläche des Amboßes; o Steigbügel, o^1 sein Fußtritt.

Figur 4. p^1 p^2 p^3 die drei Bogengänge; q Vorhof; r Schnecke; u das eiförmige, v das runde Fenster.

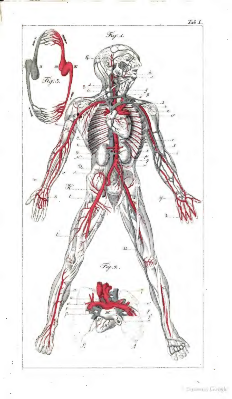
Figur 5 die Schnecke geöffnet. r^1 r^2 r^3 die drei Windungen; w das Spiralblatt der Schnecke.

Figur 6 das geöffnete Labyrinth, vergrößert; A B die beiden Aeste des Hörnerven; P^1 P^2 P^3 die geöffneten halbcirkelförmigen Canäle; w das Spiralblatt der Schnecke; x der längliche Sack im Vorhof; y z schlauchartige Anschwellungen (ampullae) im Anfange der Bogengänge. In der Schnecke selbst unterscheidet man die von dem mit B bezeichneten, an die Schnecke gehenden Ast des Gehörnerven gebildeten Fädchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

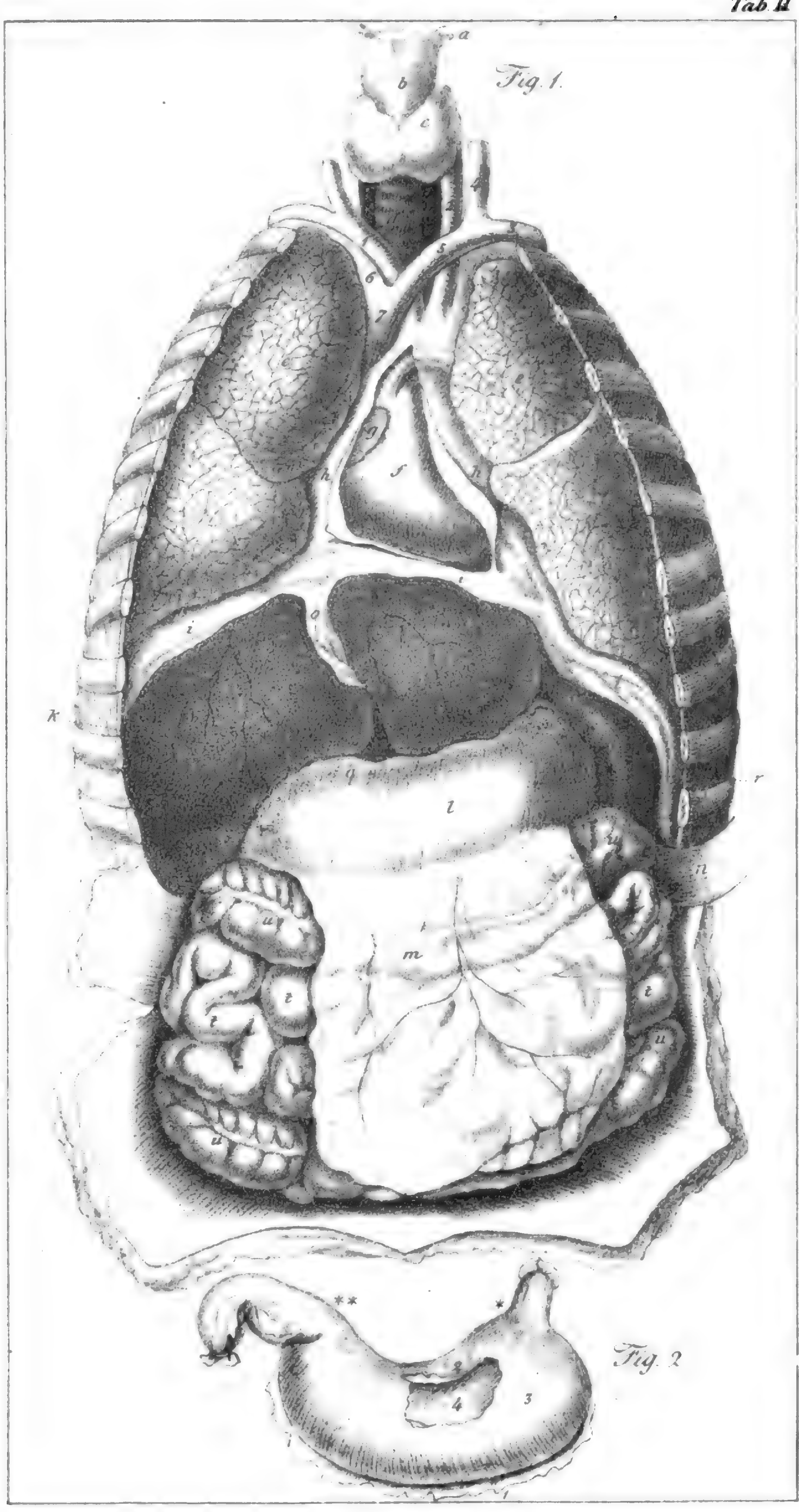
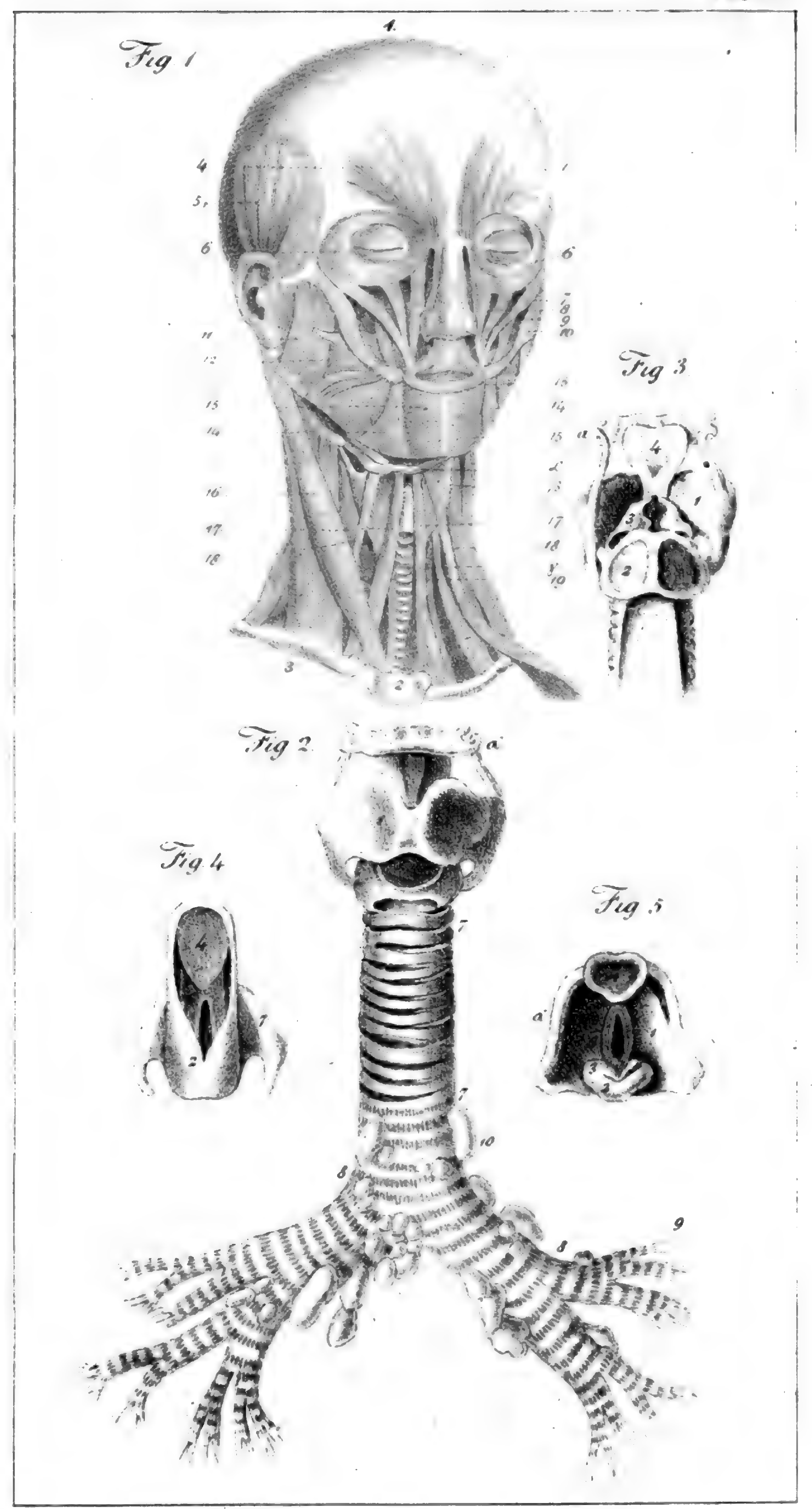


Fig. 1.
a
b
c
e
e
f
g
h
h
i
i
k
l
m
n
o
q
r
s
t
t
t
u
u
u
u
1
2
4
5
6
7
Fig. 2
**
*
1
2
3
4

Digitized by Google

Tab III.

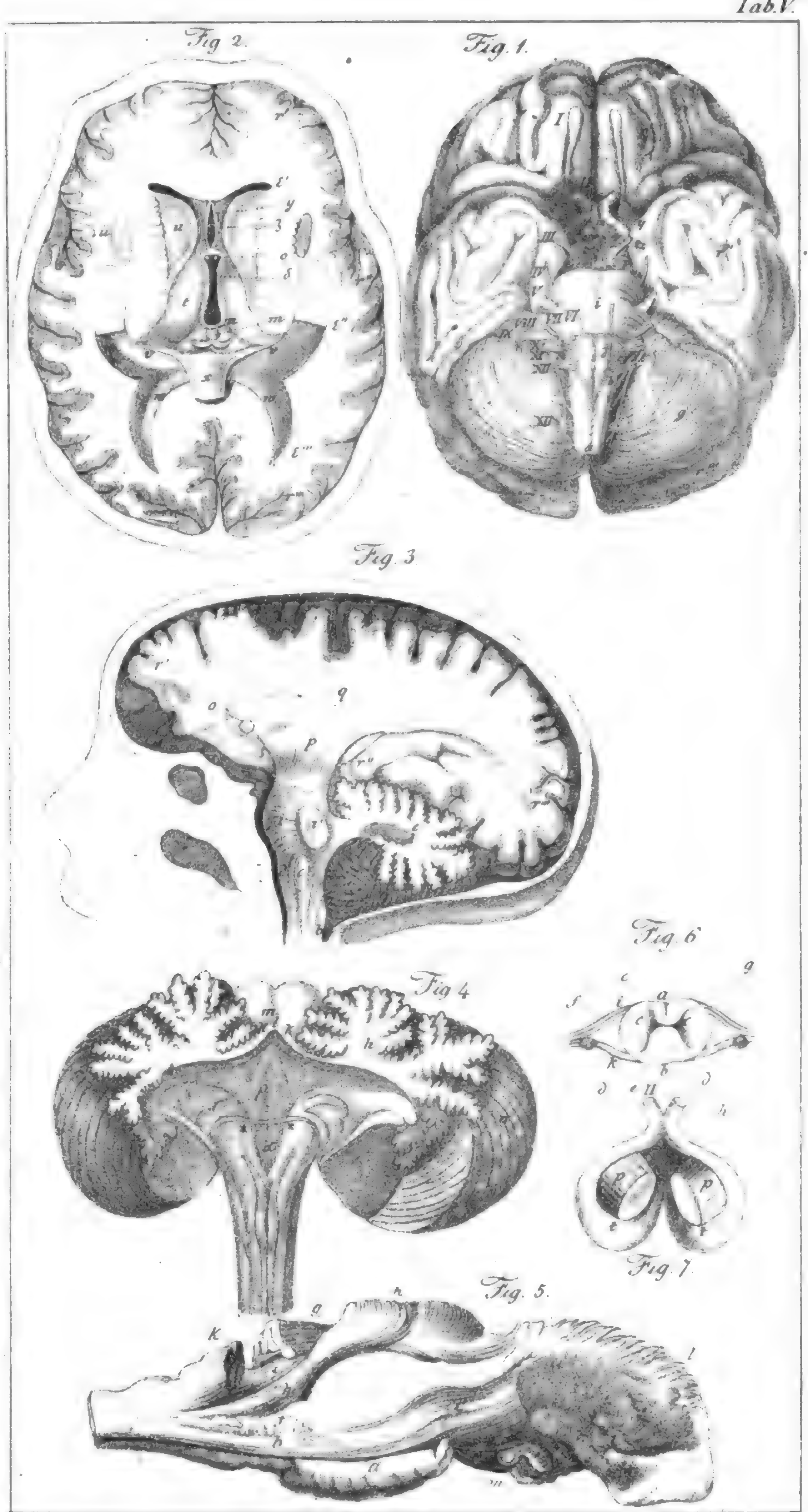


Digitized by Google

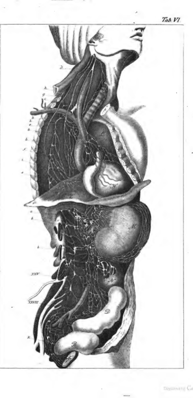
Digitized by Google

Digitized by Google

Tab. V.

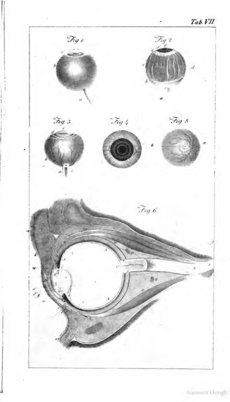


Digitized by Google



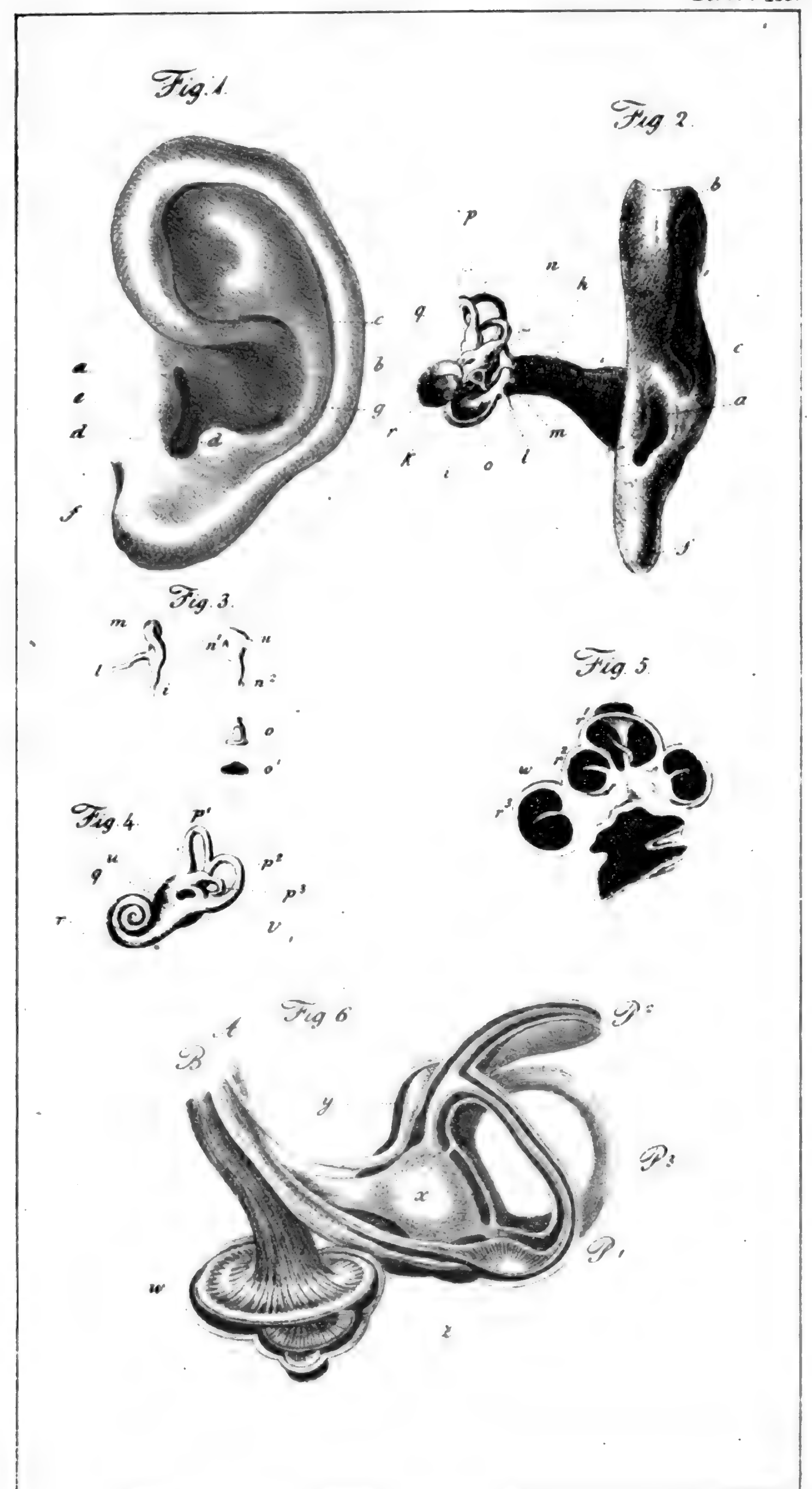
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Weber del.

186 | 6.. 675, 658, 631, 589, 515, 499, 473, 453, 431, 410, 397

Österreichische Nationalbibliothek
+Z15663060X

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google